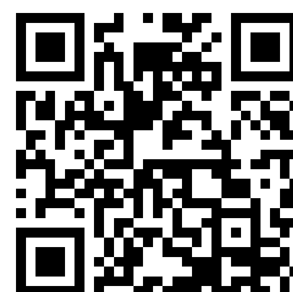
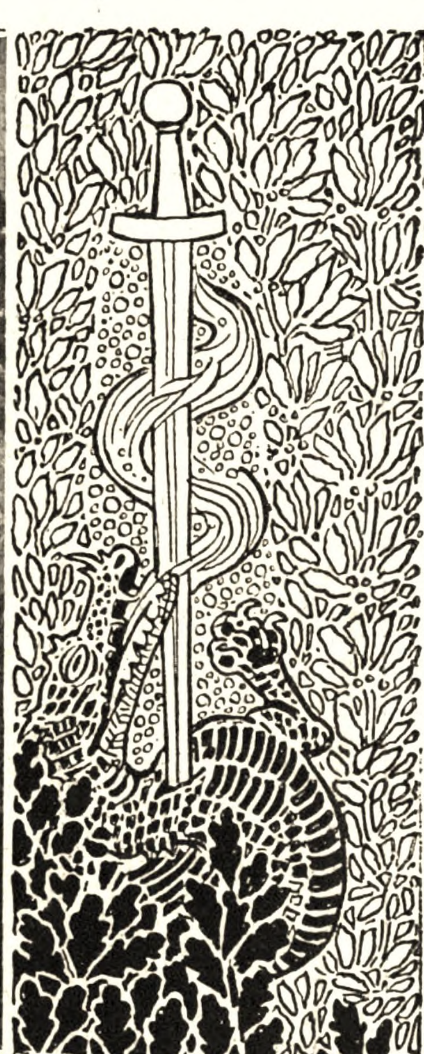














Die Woche






STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

DIE·WOCHE.

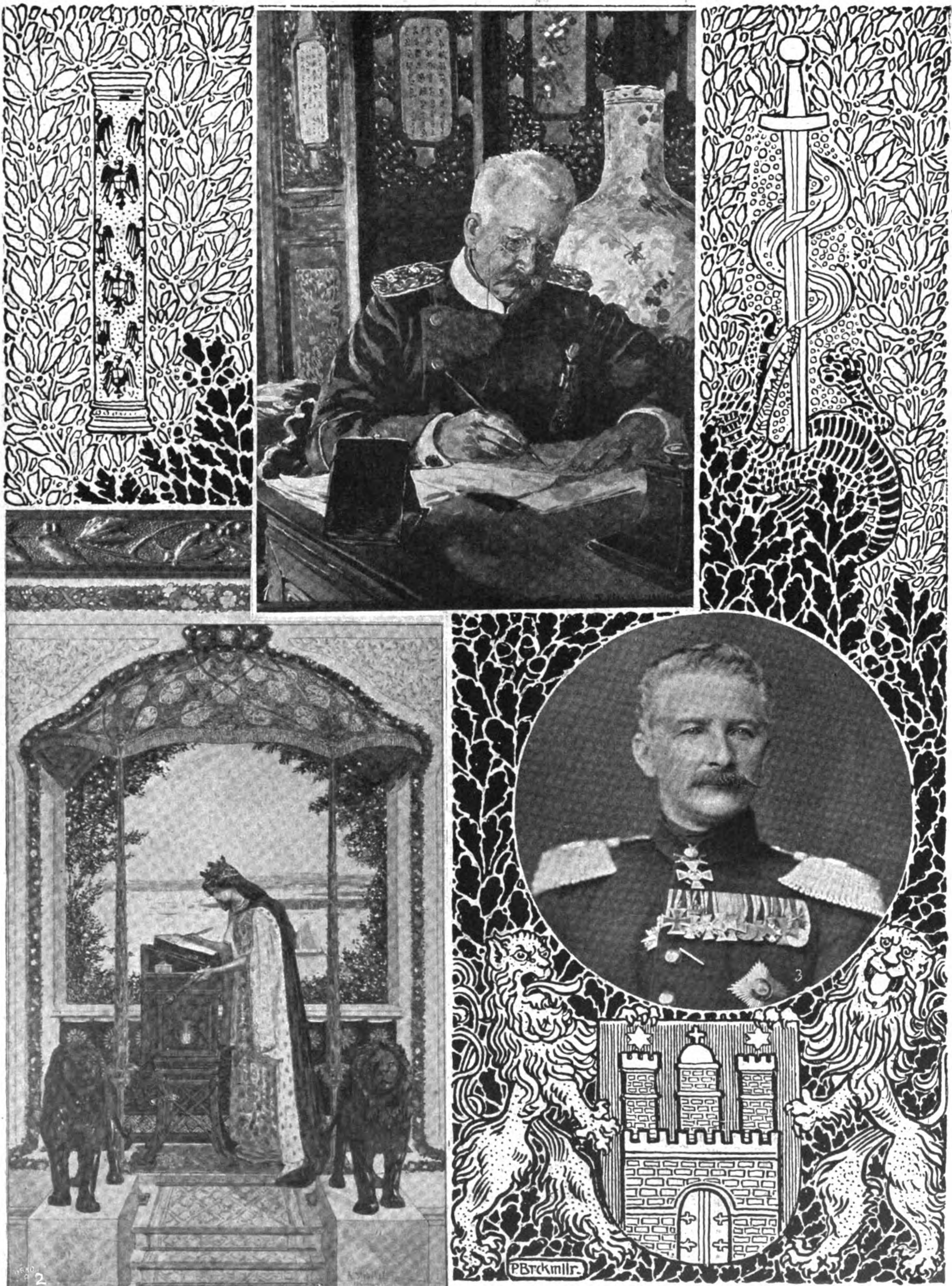
Berlin, 5. April 1902. Jedem Hefte liegt separat eine Uebersicht der Tages-Ereignisse mit dem Titel „Chronik der Woche" bei. 4. Jahrgang. Nummer 14.



Zum 70. Geburtstag des Generalfeldmarschalls Grafen von Waldersee am 8. April:

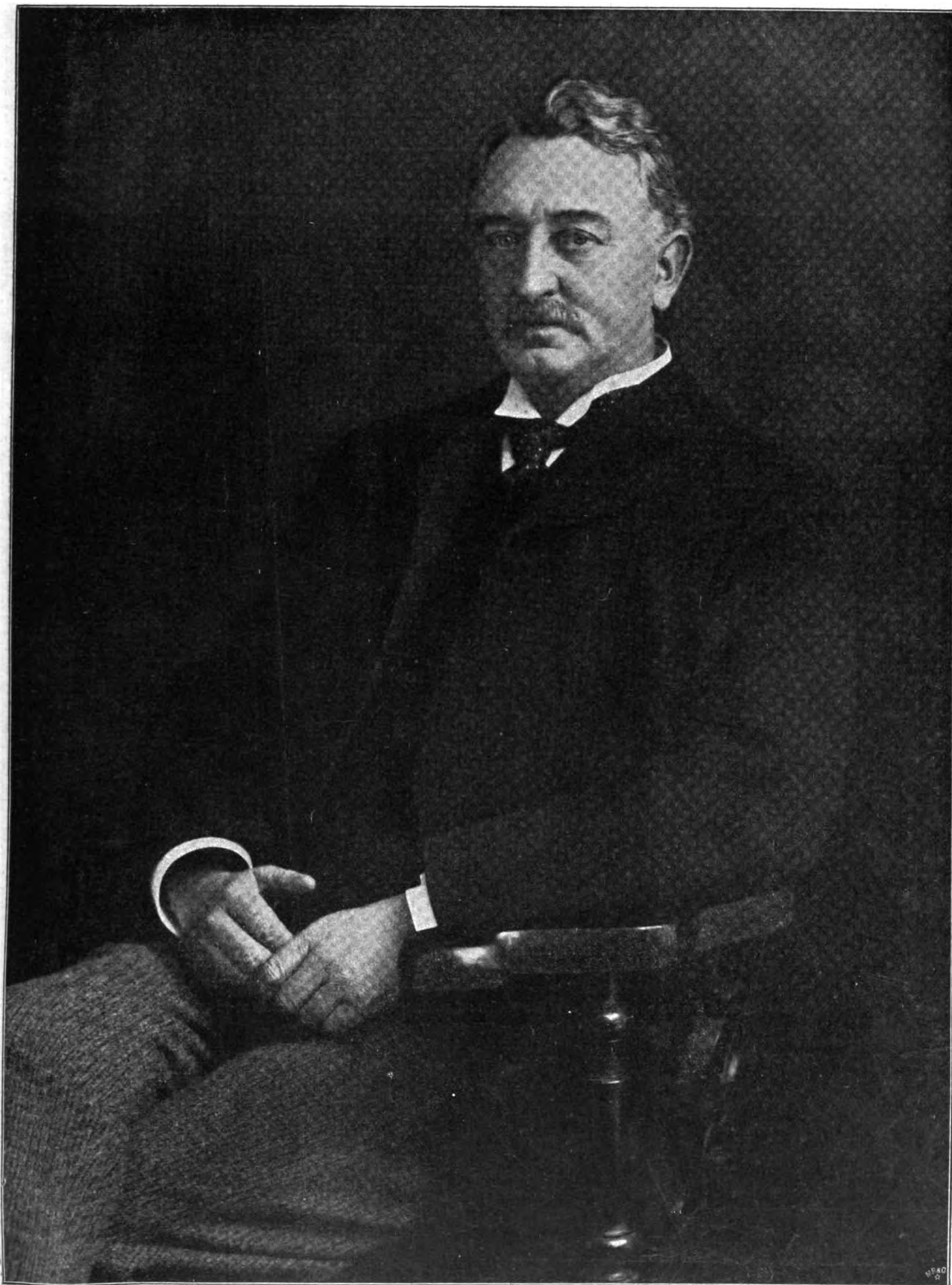
Der Jubilar in seinem Heim zu Hannover.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Karl F. Wunder, Hannover.



Zum 70. Geburtstag des Generalfeldmarschalls Grafen von Waldersee am 8. April.

1. Der Generalfeldmarschall von Waldersee an seinem Schreibtisch im Kaiserpalast zu Peking. Aquarell von Th·odor Rocholl. (Aus dem bei A. Bagel in Düsseldorf erscheinenden Prachtwerk „Deutschland in China"). 2. Der Ehrenbürgerbrief der Stadt Hamburg für den Jubilar. 3. Ein Porträt des Grafen aus dem Jahr 1877 (aus dem Atelier von Karl F. Wunder).



Cecil Rhodes, der „Napoleon Südafrikas“ †

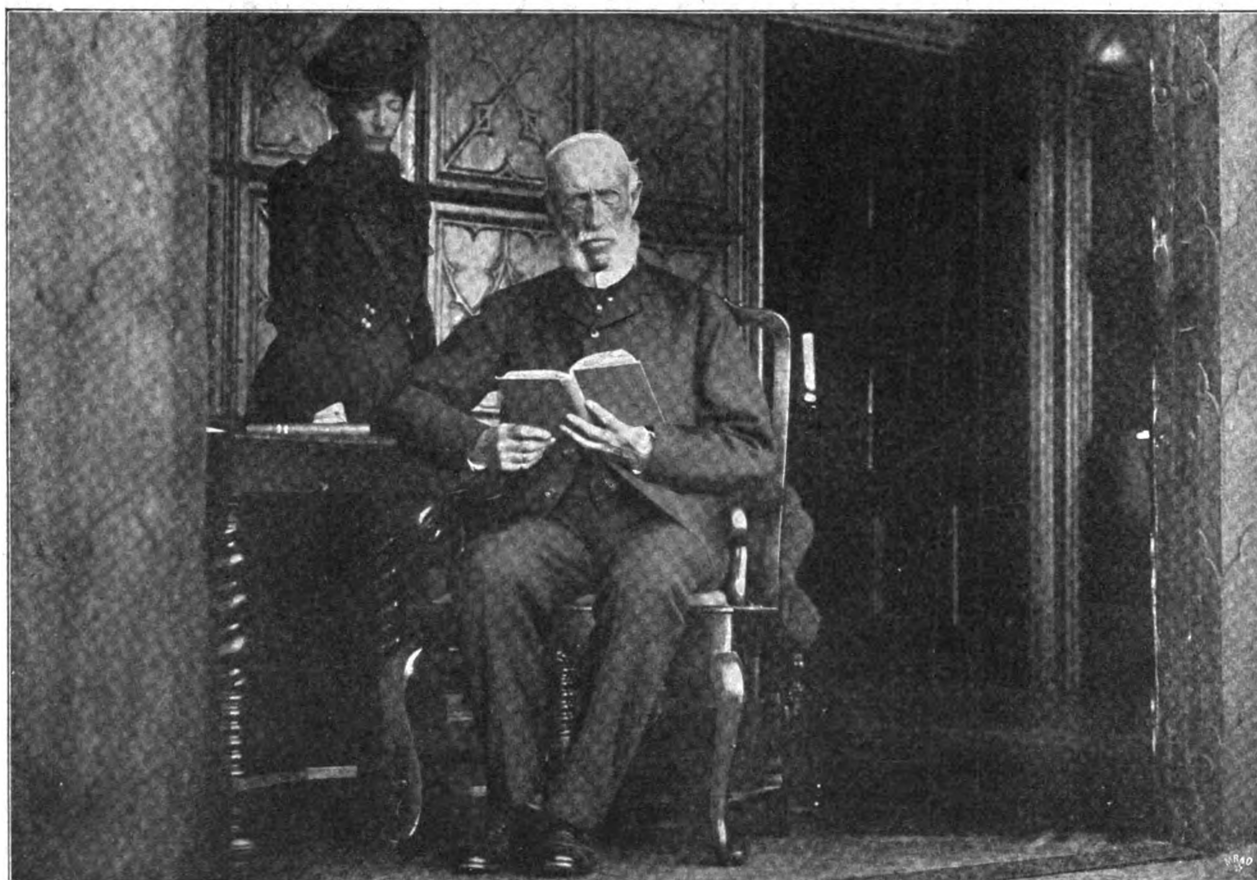
Letzte Porträtaufnahme des Verstorbenen von W. & D. Downey, London.


Dr. Franz Josef von Stein, Erzbischof von München-Freising, feierte seinen 70. Geburtstag.


Baurat Franz Schwechten, Nachfolger d. Geh. Reg.-Rats Prof. Ende in der Leitung des Berliner Architekturmeisterateliers.


Geh. Reg.-Rat Professor Hermann Ende, Präsident der Berliner Kunstakademie, trat von der Leitung des Architekturmeisterateliers zurück.


Hofrat Dr. Theodor Gomperz, Mitgl. des österreichischen Herrenhauses, feierte seinen 70. Geburtstag.


Fürst Georg Münster von Derneburg, der frühere Botschafter des Deutschen Reiches in Paris †
Photographische Aufnahme.


Professor Kocher-Bern, Vorsitzender des 31. Chirurgenkongresses, der im Berliner Langenbeckhaus tagte.


Professor Dr. Adolf Jarisch † bedeutender Dermatologe, gest. in Graz.

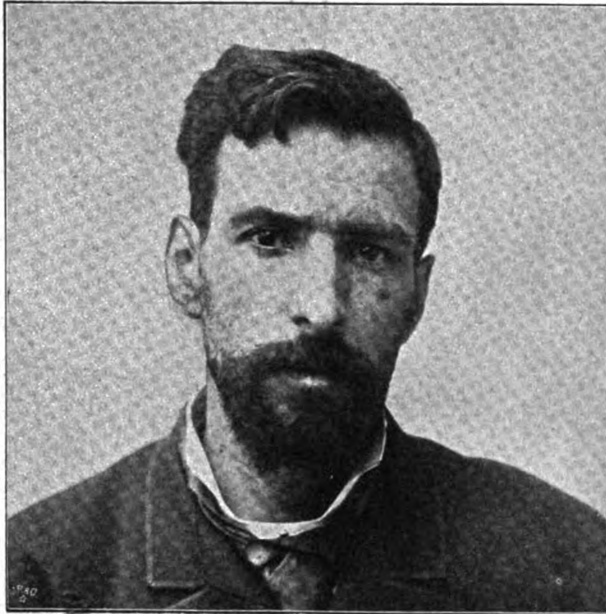

Kardinal Dr. Missia † Fürsterzbischof von Görz, gest. in Görz.


Geh. Regierungsrat Karl Gerhardt, Landessyndikus d. brandenb. Provinz.-Verw., feierte seinen 70. Geburtstag.



Zum Gastspiel Eleonora Duses im Berliner Lessingtheater am 11. April: Die Künstlerin als Francesca da Rimini.

Photographische Aufnahme von Sciutto, Genua.



Der Afrikaforscher de Brazza,
erhielt von der französischen Regierung eine Jahrespension von 10000 Frank bewilligt.
Phot. P. Boyer, Paris.



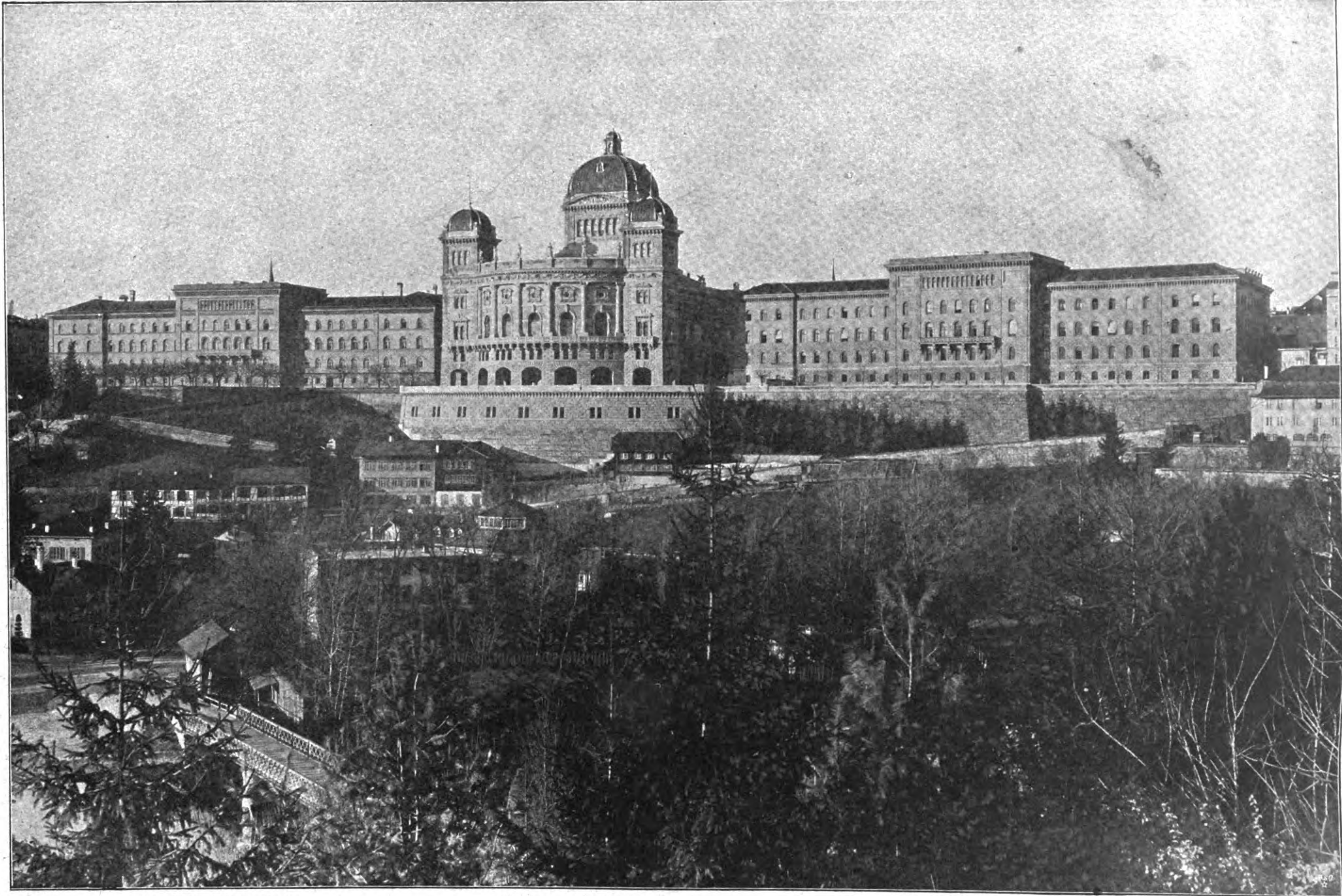
Abgeordneter Dr. Lieber,
Führer der Zentrumspartei im Deutschen Reichstag, gestorben am 31. März in Camberg.
Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Vom Brand des Barmer Stadttheaters am 25. März: Der zerstörte Zuschauerraum.
Photographische Aufnahme von Wilhelm Fülle, Barmen.



Das von Kaiser Wilhelm II. der Stadt Rom geschenkte Goethedenkmal nach dem Entwurf von Prof. Gustav Eberlein.

Phot. Otto Kemnitz.



Altes Bundesratshaus. Parlamentsgebäude. Neues Bundesratshaus.

Das am 1. April eröffnete neue Parlamentsgebäude in Bern.
Photographische Aufnahme.

Unsere Bilder.

Fürst Georg Münster zu Derneburg (Abb. S. 594), der Karfreitag in Hannover, zweiundachtzig Jahre alt, gestorben ist, stand in seiner Jugend im diplomatischen Dienst seines hannoverschen Vaterlandes. Nach der Umwälzung des Jahres 1866 aber, während deren er zwischen der welfischen Dynastie und den Hohenzollern zu vermitteln suchte, stellte er sich auf den nationalen Boden. Als Botschafter des Deutschen Reiches hat er von 1873 bis 1885 in London und dann bis zum Januar 1901 in Paris erfolgreich gewirkt.

Eleonora Duse als Francesca da Rimini (Abb. S. 595). Die berühmte italienische Tragödin, die am 11. April im Lessingtheater ein auf sechs Abende berechnetes Gastspiel beginnt, wird bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in Deutschland die Titelrolle in d'Annunzios Drama Francesca da Rimini spielen, in der sie neuerdings in Venedig große Erfolge erzielt hat.

Der Brand des Stadttheaters in Barmen (Abb. S. 596) hat über viele Personen großes Unglück gebracht, obwohl Menschenleben nicht zu beklagen sind und nur ein Straßenbahnangestellter durch herabstürzende Trümmer verletzt wurde. Aber die Künstler haben nicht nur ihre Stellung verloren, sondern zum großen Teil ist ihnen auch ihre Garderobe verbrannt.

Dr. Lieber-Montabaur (Abb. S. 596), der am zweiten Osterfeiertage in Camberg nach langen Leiden gestorben ist, gehörte zu den bedeutendsten Parlamentariern Deutschlands. Als im Jahr 1891 Windthorst aus dem Leben schied, blieb es längere Zeit zweifelhaft, wer ihn als Führer im Zentrum ersetzen würde. Bei der großen Anzahl geistig hervorragender Mitglieder, die die Partei besitzt, hatten selbstverständlich mehrere bedeutenden Einfluß. Allein am stärksten erwies sich schließlich die Persönlichkeit Liebers, und während der beiden letzten Legislaturperioden galt er als der anerkannte Führer des Zentrums. Er war durch seine umfassenden Kenntnisse und durch seine unermüdliche Arbeitskraft für diese Stellung gleichsam prädestiniert. An der Spitze der ausschlaggebenden Partei übte er schließlich einen Einfluß im Reichstag aus, wie vor ihm nur Windthorst und noch früher Lasker. Seine Meinung war in der Regel entscheidend für Annahme oder Ablehnung der Vorlagen.

Graf Brazza (Abb. S. 596). Peter Graf de Brazza, der bekannte französische Afrikareisende, hat von der Republik in Anerkennung seiner Verdienste eine lebenslängliche Rente von 10000 Frank erhalten. Graf Brazza, der 1852 in Rom geboren wurde, besuchte die Marineschule zu Brest und nahm 1870 Dienste in der französischen Flotte. Im Jahr 1875 begann er seine Expeditionen in Afrika, durch die das französische Kolonialgebiet bedeutend erweitert worden ist.

Das Modell des Goethedenkmals für die Stadt Rom (Abb. S. 597) ist kürzlich vom Kaiser im Atelier Gustav Eberleins besichtigt und genehmigt worden. Der Künstler hat das Postament, auf dem sich die Figur des Dichterfürsten erhebt, durch drei Gruppen belebt, die den Lyriker, den Dramatiker und den Philosophen Goethe symbolisieren, nämlich Mignon mit dem Harfner, Orest vor den Furien zur Schwester fliehend und Faust mit Mephisto.

Das neue Schweizer Parlamentsgebäude (Abb. S. 598) in Bern, in das die Bundesversammlung am 1. April ihren feierlichen Einzug gehalten hat, präsentiert sich dem Auge des Beschauers äußerlich ebenso prächtig, wie es im Innern praktisch angelegt ist. Als Grundform des Sitzungssaales wurde hier zum erstenmal ein Rechteck gewählt, das auf einer Seite kreuzförmig ausgebuchtet ist. Dadurch sollen Uebersicht und Akustik wesentlich verbessert sein.

Der Kaiserbecher der Stadt Halle a. S. (Abb. S. 634). Gleich mancher andern Stadt hat jetzt auch Halle a. S. einen prächtigen Pokal, der lediglich bestimmt ist, vom Kaiser benutzt zu werden, wenn er einmal den Ehrentrunk entgegennimmt. Der Becher ist ein Geschenk des Geheimen Kommerzienrats Hübner.

Das diesjährige Preisreiten des Berlin-Potsdamer Reitervereins (Abb. S. 632) fand bereits am 21. März im Tattersall in der Luisenstraße in Berlin statt. Außer dem Protektor Prinzen Friedrich Leopold war während der ganzen Dauer auch der Kaiser anwesend, während die Kaiserin gegen den Schluß zur Preisverteilung erschien.

Die sächsische Forstakademie Tharandt (Abb. S. 634) soll aufhören als selbständige Anstalt zu existieren. Da die Zahl der sie aufsuchenden Studenten nur gering ist, werden in Zukunft die Forstbeflissenen sämtlich auf die Universität Leipzig verwiesen. Für die praktische Schulung dürfte aber auch in Zukunft Tharandt seine Bedeutung behalten.

Der Salvator (Abb. S. 633) bildet in München den Höhepunkt der Bocksaison. Zwar findet auch der Bock des Hofbräus und mancher andern Brauereien stets guten Zuspruch, aber die ungebundene Ausgelassenheit, die manchmal wohl auch in drastischer Weise über die Stränge schlägt, wie beim Salvator, ist sonst nicht zu finden. Da herrscht so recht die derbe bayrische Gemütlichkeit.

Personalien (Porträts S. 594). Am 4. April feierte der Erzbischof von München-Freising Dr. F. J. von Stein seinen siebzigsten Geburtstag. — Am 1. April ist Geheimrat Hermann Ende, der Präsident der Königlichen Akademie der Künste, von der Leitung des Meisterateliers für antike und aus der Antike abgeleitete Baustile zurückgetreten. Als Nachfolger wurde der Königliche Baurat Franz Schwechten berufen, der der Akademie seit dem Jahr 1885 angehört. Schwechten, der am 12. August 1841 in Köln geboren wurde, hat den Grund zu seinem Ruhm als Erbauer des Anhalter Bahnhofs in Berlin gelegt. Zu seiner bedeutendsten Schöpfung gehört die Kaiser-Wilhelmgedächtniskirche in Charlottenburg. — Den siebzigsten Geburtstag feierte am 30. März Professor Theodor Gomperz, der Jahrzehnte hindurch als Lehrer der klassischen Philologie an der Wiener Universität gewirkt hat und der akademischen Thätigkeit erst vor kurzem entsagte, um sich der Vollendung seines schriftstellerischen Hauptwerks „Griechische Denker", einer Geschichte der antiken Philosophie, zu widmen. — Am 2. April trat im Langenbeckhaus zu Berlin der 31. Chirurgenkongreß zusammen, als dessen Vorsitzender ein schweizer Gelehrter, Professor Dr. Kocher aus Bern, fungierte. — Das siebzigste Lebensjahr vollendete am 25. März der Geheime Regierungsrat Karl Gerhardt, Landessyndikus der Provinzialverwaltung und Stellvertreter des Landesdirektors der Provinz Brandenburg. Außerhalb seines Amtes hat der Jubilar sich große Verdienste um die deutsche Freimaurerei erworben. — Durch den Tod des Kardinals Dr. Jakob Missia hat der österreichische Episkopat eins seiner bedeutendsten Mitglieder verloren. Missia, der 1884 zum Fürstbischof in Laibach und 1897 zum Fürsterzbischof von Görz ernannt wurde, erhielt den Kardinalshut im darauffolgenden Jahr. — Am 21. März starb in Graz Professor Dr. Adolf Jarisch, einer der hervorragensten Dermatologen. Jarisch, der 1850 in Wien geboren wurde, war seit 1880 akademischer Lehrer.

Zum 70. Geburtstag des Grafen Waldersee.

Es ist einer der schlagendsten Beweise für den inneren Wert und die vollendete Harmonie des Körpers und der Seele jener Männer, die das neue Deutsche Reich begründen halfen, daß es der überwiegenden Mehrzahl aus ihrem Kreise vergönnt war, in ungeschwächter Kraft weit über die Grenze hinaus thätig zu sein, die das ehrwürdige Wort des Psalmisten menschlichem Leben und Wirken setzt. Nicht die aufflackernde Flamme des Genius eines Einzelnen, sondern die in sich fest gegründete Gesundheit einer ganzen Generation war der schaffende Faktor; und der Spätergeborene blickt mit sicherer Zuversicht und fröhlicher Hoffnung in die Zukunft, wenn er sieht, wie dasselbe Schicksal auch dem Geschlecht zu teil wird, das sein Leben noch mit den geschiedenen Größen verbindet. Der Generalfeldmarschall Graf Waldersee, dessen 70. Geburtstag wir am 8. April feiern, nimmt gleichsam diese vermittelnde Stellung ein. Sein ganzes Leben ist eng verwoben mit der Gründungsgeschichte des Reichs, Freundschaftsbande knüpften ihn an die beiden Heroen Bismarck und Moltke, und doch ist er eine moderne Erscheinung vom Wirbel bis zur Sohle, der Soldat des dritten Kaisers. Sein Name wird als erster über der neuen Epoche stehen, da der deutsche Soldat wieder wie in alten Zeiten die schwankenden Schiffsplanken betrat, um auch in ferner Zone mit kräftigem Schwerteshieb für die Ehre des Vaterlands einzutreten. Mögen die folgenden Zeilen, die der Feder eines der Freunde und thätigsten Mitkämpfer des Feldmarschalls im fernen Osten entstammen, dazu beitragen, die Verehrung, die das deutsche Volk dem Grafen Waldersee entgegenbringt, noch zu verstärken.

* * *

Am 8. April sind 70 Jahre vergangen, seit Generalfeldmarschall Alfred Graf von Waldersee in Potsdam das Licht der Welt erblickte, wo sein Vater — später General der Kavallerie — damals Kommandeur des Regiments der Gardeducorps war. Im elterlichen Haus und im Kadettenkorps erzogen, wurde er aus der Selekta der damaligen Berliner Anstalt am 27. April 1850, also erst 18 Jahre alt, als Offizier dem Gardeartillerieregiment überwiesen; in dieser Waffe verblieb er in wechselnden Stellungen die ersten 16 Jahre seiner demnächst 52jährigen Dienstzeit. 1865 wurde er persönlicher Adjutant des Generalfeldzeugmeisters Prinzen Karl von Preußen, Bruders unseres Heldenkaisers Wilhelm, und machte als solcher den Feldzug von 1866 in Böhmen und die Schlacht bei Königgrätz im Gefolge des Königs mit. Hier zeichnete sich der junge Hauptmann durch die schneidige und überlegene Art, womit er die ihm während der Schlacht vom König erteilten Aufträge ausführte, dergestalt aus, daß er schon nach wenigen Tagen in den Generalstab versetzt wurde.

Am 28. Juli desselben Jahres bereits zum Major befördert, wurde Graf Waldersee kurz vor Ausbruch des großen Krieges unter Ernennung zum Flügeladjutanten zur Botschaft nach Paris kommandiert und zeigte dort bald seine später so hervortretende scharfe Beobachtungsgabe und sein diplomatisches Geschick. Schon nach einigen Monaten lieferte er Berichte über die französische Armee, ihre Fechtweise und die ihr damals anhaftenden Schwächen, die einer Instruktion für die deutschen Truppen zu Grunde gelegt wurden und sich als völlig zutreffend erwiesen.

Bei Ausbruch des französischen Krieges zum diensthuenden Flügeladjutanten ernannt, nahm er im Gefolge König Wilhelms an den Schlachten bei Gravelotte, Beaumont und Sedan teil und bewährte sich auch bei dieser Gelegenheit wieder so vorzüglich, daß der König ihn im November 1870 zur Armee des Prinzen Friedrich Karl mit der gewiß schwierigen Mission entsandte, hier die Absichten des Großen Hauptquartiers in angemessener Weise zur Geltung zu bringen und direkt an den König zu berichten. Nachdem er diese Aufgabe zur vollen Zufriedenheit des Königs und in völliger Uebereinstimmung mit dem Prinzen-Feldmarschall gelöst, auch die Schlachten von Beaune la Rolande, Orleans, Beaugency und Loigny mitgemacht hatte, wurde er Anfang Januar 1871 als Chef des Generalstabs zur Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin kommandiert.

Als solcher wirkte Graf Waldersee bei den großen Entscheidungskämpfen bei Le Mans mit und erwarb sich bald das Vertrauen seines Oberkommandierenden und der Truppen. Ausgezeichnet durch das eiserne Kreuz erster Klasse, wurde er auf Vorschlag des Fürsten Bismarck nach dem Friedensschluß der erste kaiserliche Geschäftsträger bei der französischen Republik und erhielt somit eine Vertrauensstellung, die neben besonderer Gewandtheit ritterliches Auftreten und soldatische Offenheit verlangte.

Nach der Ernennung des Grafen Arnim zum deutschen Botschafter in Paris wurde Graf Waldersee abberufen und gleichzeitig mit seiner Beförderung zum Oberst im August 1871 zum Kommandeur des 13. (jetzigen Königs-)Ulanenregiments in Hannover ernannt, dessen kleidsame Uniform er noch heute mit Vorliebe trägt. Von 1873—1881 Chef des Generalstabs beim X., damals vom Prinzen Albrecht von Preußen befehligten Armeekorps, begründete er in dieser Zeit das Glück seines Lebens durch seine am 14. April 1874 erfolgte Vermählung mit der verwitweten Fürstin von Noer, geb. Lee, und avanzierte bereits 1876 — erst 45 Jahre alt — zum Generalmajor.

1881 wurde der Graf als Generalquartiermeister dem Feldmarschall Moltke zur Seite gestellt und ist ihm im Laufe der nun folgenden sieben Jahre eine verdienstvolle Stütze und ein treuer Freund geworden. Als dann im Trauerjahr 1888 Moltke seinen Abschied nahm, war es für ihn, wie für die ganze Armee selbstverständlich, daß der Mann, den der jetzige Kaiser selbst als seinen Lehrmeister in der Kriegskunst bezeichnet hatte, Chef des Generalstabs der Armee wurde.

Und so war es auch. Graf Waldersee übernahm die Erbschaft seines berühmten Vorgängers und war von nun an unablässig thätig, das Werk und die Schule Moltkes, die den Generalstab in der Welt zu Ehren gebracht hatten, auszubauen und zu vervollkommnen.

Und nicht nur der Generalstab, die ganze Armee ist fortan in die Schule des Grafen Waldersee gegangen.

Im Februar 1891 zum kommandierenden General des IX. Armeekorps ernannt, gelang es ihm, besonders durch sein mutvolles und überlegtes, ruhiges Auftreten während der Cholera 1892 in Hamburg sich bei seiner Truppe, wie bei der Bevölkerung des ganzen Korpsbezirks eine auf Liebe und Verehrung gegründete Vertrauensstellung zu verschaffen. Während der großen Herbstmanöver in den Jahren 1895 in Pommern und 1896 in Schlesien wurde dem Grafen Gelegenheit gegeben, seine hervorragenden Führereigenschaften im hellsten Licht zu zeigen. Der 1. April 1898, an dem der nunmehrige Generaloberst von seinem Armeekorps Abschied nahm, um die Stellung als Generalinspekteur der III. Armeeinspektion in Hannover zu übernehmen, war ein Trauertag für das IX. Armeekorps, ja den gesamten Korpsbezirk. Die

dem Scheidenden bei dieser Gelegenheit dargebrachten Ehrungen bewiesen deutlich, wie fest er mit seinem Armeekorps und der Bürgerschaft in Schleswig-Holstein, in Mecklenburg und nicht zum mindesten in den Hansastädten verwach'en war.

Die Allerhöchste Ordre, durch die Graf Waldersee zum Generalinspekteur ernannt wurde, schloß mit den Worten:

„Ich übertrage Ihnen die wichtige Stellung eines Generalinspekteurs, in der Hoffnung, daß Ihr umfassendes Wissen und Können, Ihre in Krieg und Frieden gesammelten reichen Erfahrungen noch lange meiner Armee zu gute kommen mögen."

Diese kaiserliche Hoffnung sollte wenige Jahre darauf in glänzender Weise in Erfüllung gehen.

Nachdem der Graf im April 1899 in stiller Zurückgezogenheit am Gardasee das Fest seiner silbernen Hochzeit und am 27. April 1900 in Hannover sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, wurde er Anfang Mai zum Generalfeldmarschall ernannt, wohl nicht ahnend, daß bereits wenige Monate darauf sich die Gelegenheit finden sollte, an noch nie dagewesener Stelle seines neuen Amtes zu walten. Auf Vorschlag und in Uebereinstimmung mit den verbündeten und befreundeten Souveränen am 6. August 1900 zum Oberbefehlshaber in Ostasien ernannt, übernahm Graf Waldersee, 68 Jahre alt, im festen Vertrauen auf Gottes Beistand mit dem Wagemut eines Jünglings eine Aufgabe, die an seine geistige und physische Elastizität die größten Anforderungen stellte.

Nur ein Mann, der, wie Graf Waldersee, körperlich noch völlig frisch geblieben war und der in seiner Person reiches militärisches und universelles Wissen mit diplomatischem Geschick, feinen Takt mit gewinnendem Wesen, sowie weltmännische Formen mit zielbewußter Energie des Willens vereinigte, konnte in diesem Gewirr der verschiedensten Truppen, Sprachen, Instruktionen und Interessen aller in Ostasien versammelten Kontingente dreier Erdteile die Oberhand behalten und sich außerdem noch das Vertrauen sämtlicher fremden Generale, Admirale und Diplomaten in hohem Maß erwerben.

Es war wieder einmal eine jener klugen Erwägungen unseres Kaisers, an diese Stelle einen Mann zu setzen, der bereits allseitig bekannt und hochgeschätzt, anerkanntermaßen auch wohl der Einzige war, der ihr nach allen Richtungen hin gerecht zu werden vermochte.

Ist auch dem Grafen Waldersee und unsern Truppen nicht beschieden gewesen, in China große Schlachten zu schlagen und Operationen nach Art der Kriege von 1866 und 70-71 auszuführen, so hat er dennoch Großes geleistet, indem er getreu seiner Mission „aufzubauen und nicht zu zerstören" alles daransetzte, die Einigkeit unter den Mächten aufrechtzuerhalten und möglichst schnell wieder friedliche Verhältnisse in China herzustellen, wo Deutschland zum erstenmal die führende Stelle übernommen und in seiner Politik die Bahn weiser Mäßigung innezuhalten hatte. Deutschland hat jedenfalls, dank der Persönlichkeit des Grafen Waldersee, die erste ernste Probe auf dem Gebiet der Weltpolitik mit Ehren bestanden und dabei eine Rolle gespielt, die sein Ansehen in der ganzen Welt erhöht und seine Beziehungen zu China wesentlich verbessert hat.

Welche hohen Verdienste sich Graf Waldersee in jener Zeit um die ganze zivilisierte Welt erworben hat, das haben alle Staaten und deren Souveräne — allen voran natürlich unser Kaiser — in der wärmsten und den Grafen hochehrenden Weise durch Verleihung der höchsten Auszeichnungen bekundet.

Graf Waldersee hat sich den Dank des Vaterlandes verdient. Wenn je aber noch in fernen Zeiten spätere Geschlechter mit Stolz von der ersten großen deutschen überseeischen Expedition sprechen werden, so wird der Name Waldersee dabei rühmlichst erwähnt werden. Möchte ein gütiges Geschick dem allverehrten Feldmarschall noch viele glückliche Jahre an der Seite seiner teuren Gemahlin bescheren und ihn noch erleben lassen, wie die Saat, die er in Ostasien gesät hat, aufgeht und unserm Vaterland zum reichen Segen gereicht!

Augensprache.

Zur Vollendung des neuen schweizerischen Bundeshauses in Bern.

Die Berge sehn auf Uechtlands Stadt,
Und Uechtlands Stadt zu ihnen schaut.
Sie werden nie einander satt
Und tauschen Grüße stolz und traut.

Die Berge sind voll lichter Zier,
Und auf der Jungfrau breitem Schild
Erscheint Helvetiens Panier,
Des Schweizerkreuzes hehres Bild.

Bei Frühlings- und bei Herbstesschein,
Wenn Tage sind und Nächte gleich,
Stellt treulich sich das Zeichen ein
Im hohen Gletscherfirnbereich.

Und freud'ger schaut es als zuvor,
Neidlos, die Stadt am Aarestrom.
Sie spricht und streckt sich stolz empor:
„Vollendet ward zuerst mein Dom,

„Vollendet jetzt das hohe Haus,
Des ganzen Vaterlandes Saal,
Weit in die Ebne blickt's hinaus
Mit seines Kreuzes goldnem Strahl,

„Und glänzt hinauf zur Alpenwand
Und funkelt jenen Zinnen zu:
Bei mir auch wohnt das Vaterland! —
Und, wie sich von der Felsenfluh

„Ein Adler löst mit leisem Flug,
So schwebt — ich fühle sie schon nah —
Da sie bei euch geruht genug,
Zu mir herab Helvetia!"

Die Berge kam der Jubellaut
Nicht kränken. Also klingt ihr Wort:
„Wir haben doch zuerst gebaut
Der Freiheit Thron, die unser Hort.

„Nun mag sie wohnen, wo sie will,
Besuchen wechselnd dich und mich.
Bei dir ist's laut, bei mir ist's still,
‚Hie Schweiz' bei beiden sicherlich!"

So tauschen, wie Verliebte thun,
Streitsücht'gen Gruß, der Frieden hat,
— Weil Augen still in Augen ruhn —
Die Alpen und die Bundesstadt.

J. V. Widmann.

Cecil Rhodes.

Von Cajus Moeller.

Der „ungekrönte König von Südafrika" sah sein Werk zerrüttet, als er aus dem Leben schied; mindestens fünfzig Jahre werden bis zur Wiederherstellung dessen vergehen, was die jüngsten dreißig Monate vernichtet haben. Das heißt, wenn jetzt dort Friede wird, was sehr möglich, aber keineswegs sicher ist. Insoweit war der verstorbene englische Gewaltsmensch eine tragische Erscheinung und ist als solche schon in den letzten Monaten seines Lebens vielfach empfunden worden.

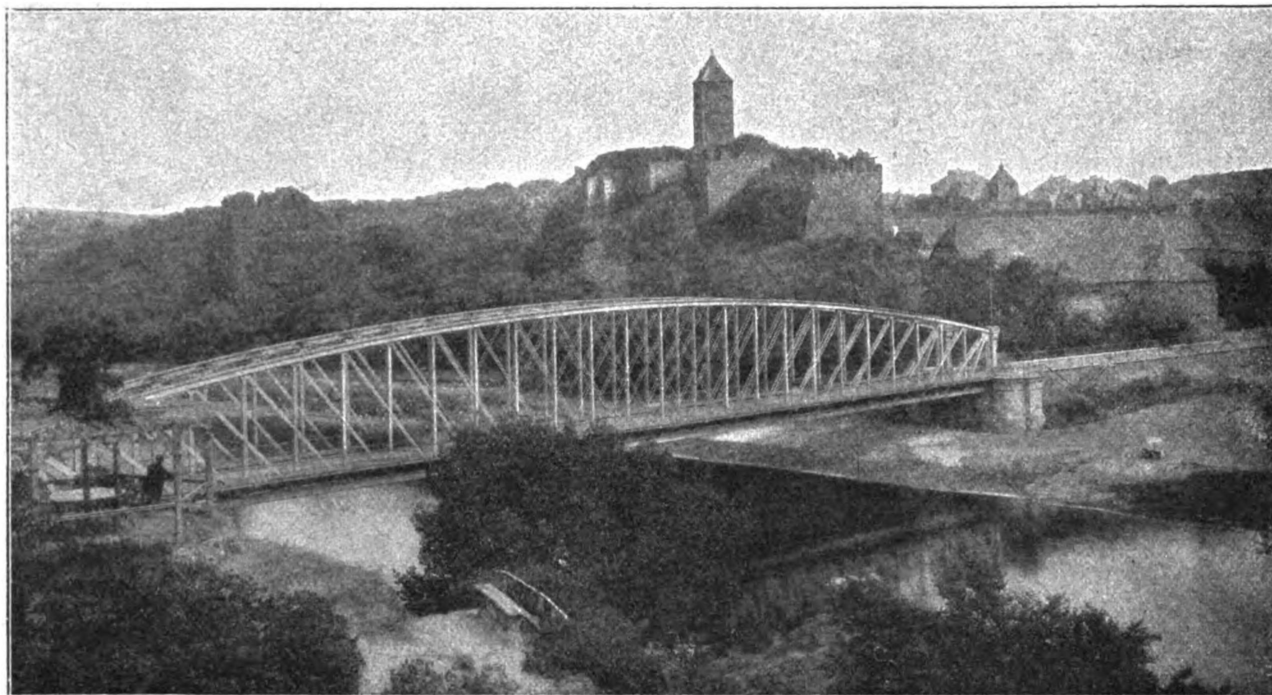
Afrika ist zwar nicht der jüngst entdeckte Erdteil, wohl aber der zuletzt erschlossene. Daher die Erscheinung, daß die Kämpfe um seinen Bodenbesitz an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts Gestalten gezeitigt haben, wie in Mittel- und Südamerika im sechzehnten, in Ostindien im achtzehnten Jahrhundert. Leider nur besitzt jede Generation ihre eigene Moralität und ist Cecil Rhodes nicht verziehen worden, was die älteren Generationen mühsam ertragen hatten; insoweit kann man wohl sagen, daß der große politische Abenteurer von Südafrika zu spät geboren war. Die ganze englische Politik an der Südspitze des schwarzen Erdteils nimmt sich überhaupt wie ein Rückfall in die Manier älterer Zeiten aus und soll sich hinsichtlich des endlichen Ergebnisses jedenfalls noch bewähren. Dem Fürsten Bismarck wird bekanntlich in dieser Richtung eine Prophezeiung negativer Tendenz zugeschrieben.

Die Entwicklung Englands in dem letzten Menschenalter des neunzehnten Jahrhunderts gehört dazu, eine Erscheinung verständlich zu machen wie den Mann, nach dessen sehr bescheidenem Familiennamen ein ganzes afrikanisches Territorium genannt worden ist. Die Konsolidierung des europäischen Festlandes durch die Schöpfung des neuen Deutschen Reiches hatte Englands wirtschaftliche Ueberlegenheit in dem eigenen Weltteil eingeengt und es auf neue Gebiete verwiesen; es ist kein Zufall, daß gerade zwischen 1866 und 1870 Sir Charles Dilke zuerst jenes Wort „Größerbritannien" aussprach, auf dessen politische Verwirklichung sich seitdem ein so großes Maß englischer Energie gerichtet hat. Von denselben Ideen war Cecil Rhodes durchdrungen. Auf dem Höhepunkt seiner Erfolge um die Mitte der neunziger Jahre hielt er in der Kapstadt eine Rede mit spöttischen Angriffen auf die heimatlichen Gegner seiner afrikanischen Ausdehnungspolitik, diese vermochten nach seiner Ansicht nicht zu würdigen, daß England nur die Wahl zwischen einer solchen Politik und einem inneren Rückgang besäße, der sich bald zu rapid vorschreitendem Verfall entwickeln müßte. Man kann dem „kapländischen Napoleon" zum mindesten nicht bestreiten, daß System in seinem Vorgehen war.

Im persönlichen Wesen wenig entgegenkommend, vermied der gewaltige Diamanten- und Länderspekulant übrigens sorgfältig das Auftreten des Abenteurers; er war von sarkastischem Witz und hatte die Lücken einer früh durch den Daseinskampf gestörten Jugendbildung später auszufüllen gewußt. Ein Zug von unzeitgemäßer Romantik liegt darüber, wie der arme Pfarrerssohn, kaum achtzehnjährig, einen in Südafrika angesiedelten älteren Bruder aufsucht und dort nicht nur die kranke Brust kuriert, sondern auch sofort bei Entdeckung der Diamantgruben von Kimberley sich einen Hauptanteil an den neuen Schätzen zu sichern wußte; sein älterer Bruder starb auf der Reise, und mit dessen kleinem Vermögen machte sich Rhodes durch erfolgreiche Spekulation zum Millionär. Aber er war weit mehr als ein bloßer Börsenspieler. Als er zum erstenmal im Auftrag jenes seines daheimbleibenden Bruders nach Kimberley fuhr, bemerkte sein Nebenmann auf dem Ochsenkarren, daß er beständig in einem kirchlich aussehenden Buch las. „Wollen Sie Theologe werden?" fragte er. „Nein, aber ich lerne die 39 (anglikanischen) Artikel auswendig, weil ich zu Oxford ins Examen will." In der That erreichte der junge Spekulant seine Absicht und erwarb an der genannten Universität einen akademischen Grad. Der große Unternehmer war ausgesprochen religiös, aber steigerte die dem Engländer auf diesem Feld eigene Mischung von Nüchternheit und Phantastik noch in ganz besonderer Weise; für das Dasein Gottes erkannte er, wie er gelegentlich sagte, mindestens 50 Prozent Wahrscheinlichkeit, und diesem Gott glaubte er am besten durch den Kampf um die Herrschaft der stärksten vorhandenen Menschenrasse zu dienen. Für diese hielt er nämlich die Engländer, worüber man wohl seine Zweifel wird empfinden dürfen, ohne deshalb in die jetzt beliebte Geringschätzung jenes Volks einstimmen zu wollen. Darin war der jetzt Verstorbene Darwinist, dem Stärksten sollte auf Erden von Rechts wegen die Herrschaft gehören; die in das Praktische umgesetzte Uebermenschentheorie von Friedrich Nietzsche. Das „tu regere imperio" des Virgil. Dergleichen Naturen können denn freilich nach den Mitteln für ihren Erfolg nur möglichst wenig fragen.

Als Rhodes nicht ohne Mühe England zur Uebernahme des von ihm angekauften teilweisen Betschuanagebiets vermocht hatte, brach er absichtlich einen Krieg mit seinem bisherigen Freund, dem Matabelekönig Lo Ben Gula, vom Zaun; vergebens bot der einsichtige Fürst jede Art von Konzession an; sein Untergang war notwendig, weil die von Rhodes gestiftete „britische Südafrikagesellschaft" vor dem Zusammenbruch stand. Das neuerworbene Gebiet erhielt den Namen „Rhodesia", der Begründer des Unternehmens wurde in dem bisher kritisch gegen ihn gestimmten Heimatland als Heros gefeiert und konnte in Südafrika als Diktator auftreten. Bald darauf freilich fügte ihm um Neujahr 1896 der berüchtigte Einfall seines Freundes Jameson in die Transvaalrepublik einen empfindlichen Schaden zu. Wie er dann für den seit Oktober 1899 wütenden südafrikanischen Krieg eine Haupttriebfeder gewesen und in Kimberley mitbelagert worden ist, steht noch in frischer Erinnerung.

Erscheinungen, wie Cecil Rhodes, wollen weder verurteilt noch verherrlicht, sondern verstanden werden. Die Weltgeschichte bedarf ihrer, und man muß sie nicht nach binnendeutschen Begriffen auffassen. Andrerseits ist doch der Ansicht zu widersprechen, als ob solchen Geschichtsgestalten in moralischer Hinsicht notwendig alles verziehen werden müßte. Den Kopf des großen Cyrus warf die Skythenkönigin Tomyris in ein Gefäß mit Blut, damit er sich satttrinken möchte, und der Pontuskönig Mithridates ließ dem gefangenen Römer Aquilius geschmolzenes Gold in den Schlund gießen, damit er davon genug bekäme. Das ist die Kritik der Naturvölker an jenen Werkzeugen der Weltgeschichte, von denen jetzt in Südafrika Cecil Rhodes ein sehr merkwürdiges gewesen ist.



Burg Giebichenstein bei Halle.

Frei ist der Bursch!

Wanderfahrten eines deutschen Studenten von Dr. Franz Oppenheimer.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Die gute alte Zeit! Vierzig Semester und drüber auf dem Buckel, und die einst so rot prahlenden Tiefquarten auf der linken Backe sind zu feinen Silberstreifen verblaßt, die andern Silberstreifen auf der Denkkuppel immer ähnlicher werden.

O alte Burschenherrlichkeit, o tempora, o mores! Bin ich wirklich zum laudator temporis acti geworden, weil mir die Frische und Jugendlust zum Teufel gegangen ist? Ist das Phlegma allein geblieben und der Spiritus verdunstet? Ehrlich gesagt — ich glaube nicht! Die alte Zeit war wirklich besser, jugendlicher, wenn das Wort erlaubt ist. Wir verengländern ein wenig, was ich im allgemeinen gar nicht beklagen will. Denn ein Teilchen business-Geist gehört einmal dazu, und wir Deutschen haben lange genug den Poeten bei der Teilung der Welt gespielt, der zu spät kommt und sich mit dem Himmel begnügen muß. Aber unserer Jugend steht der business-Geist seltsam fremd zu Gesicht. Mir war der Student von damals lieber, in dessen Leben der Schneider und Schlipsfabrikant eine unbedeutende Rolle spielte, so lange er seine Rechnung nicht präsentierte, lieber, als der korrekte Klubmann von heute.

Aber, gottlob, der frühere Typus ist auch noch vertreten, häufig genug, um eine alte Burschenkehle lustig mithalten zu machen, wenn Wein hinein und Lied hinaus will. Vogue la galère: wenn ich einer solchen jungjungen Schar draußen begegnet bin in der Ferienzeit — ich habe mich immer dazugesetzt und Strich gehalten, trotz allen Katern dieses Planeten. Dann wurde mir das Weinglas zum Kinematographen, und aus jeder Perle, die vom Grund des goldenen Riesling aufsprang, enthüllte sich ein liebes Bild, ein unverlorenes.

Maisonnenschein durch junges, lichtgrünes Buchenlaub! In flottem Marsch geht's durchs „Himmelreich" empor. Rings lacht die junge Saat, die Obstbäume prunken im Blütenschnee. Die Sonne sengt, aber unsere Marktweiberhüte aus Schilfrohr, um die das Fuchsenband sich schlingt, geben kühlen Schatten. „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein!" Der alte Höllenmüller tritt aus seiner Mühle, rückt am Käppi und wiegt den schweren Kopf im Takt.

Doch weiter! „Wer lange sitzt, muß rosten. Den allersonnigsten Sonnenschein läßt uns der Herrgott kosten." Die enge, dunkle Schlucht des „Höllenthals" nimmt uns auf, eine halsbrecherische Kletterei am Hirschensprung — o goldene Zeit, wo das Zweckwidrigste das Wichtigste ist! Und weiter zum Nachtquartier am Titisee, und morgens empor zum Feldberg, durch mannstiefen, nassen Schnee. Rings bücken sich des alten Schwarzwalds tannengekrönte Bergkämme vor ihrem Oberherrn; wir liegen auf sonnendurchglühter Halde im Würzeduft der jungen Gräser, satt, wunschlos, göttlich faul. Nirwâna, große Glücksstunde, wo der Mensch im All versinkend aufgeht!

Ein anderer Morgen, ein anderer Berg! Der Schauinsland! Am Südhimmel steht's, leuchtend weiß, wie ferne, zerfließende Sommerwolken, und doch so anders: die Alpen, von den Berner Giganten an bis ostwärts zum Ortler und den Oetzthalern, lockend und winkend, eine Verheißung ewiger Schönheit. Seit der Stunde trage ich die unvergängliche Liebe zum Hochgebirge im Herzen; und zählt meine Steigerliste heute auch an hundert Gipfel und fehlt auch kein einziger derer, die ich damals als krasser Fuchs aus weiter Ferne,

übers grüne Rheinthal hinüber, scheu bestaunte: die Liebe höret nimmer auf.

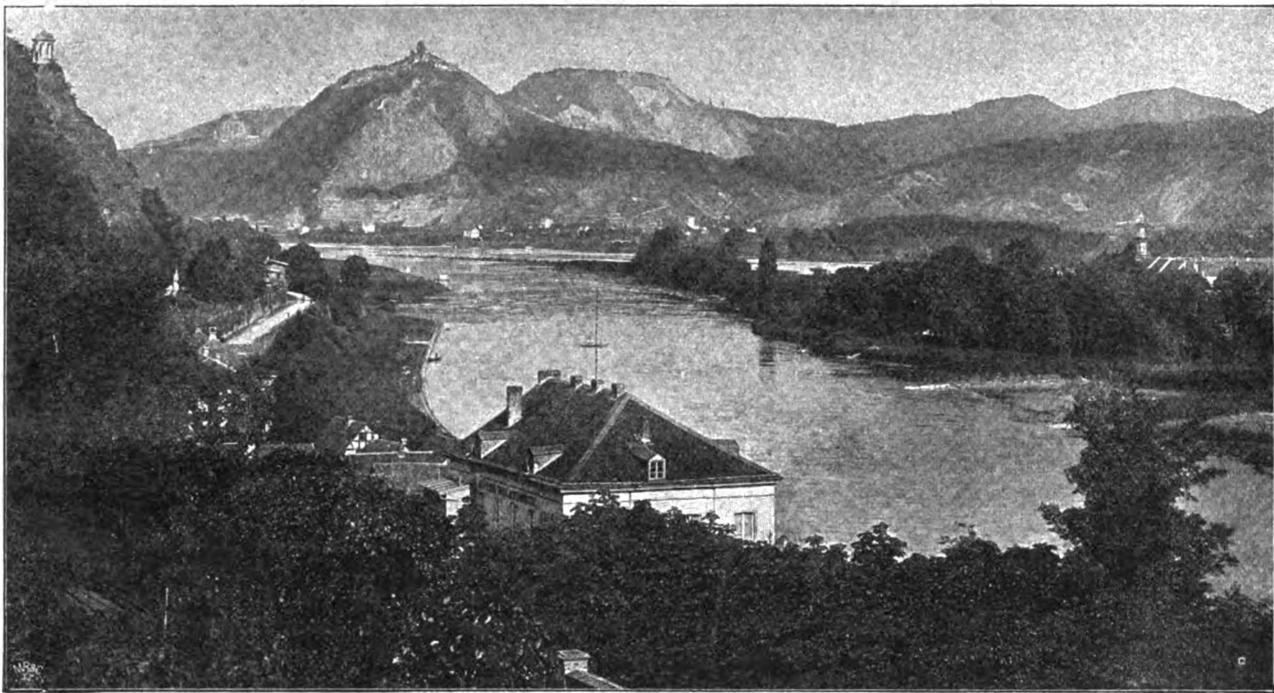
O Wirtshaus am Schauinsland! So leergetrunken warst du noch nie! „Sie hân mir's uzgesupfit", klang's mit Scheffels Kaiser Rotbart. Als der Vorrat an Wein, Bier und Rum zu Ende gegangen war, braute der Wirt uns eine Bowle von — Kirschbranntwein. Ui je! Dieser „felis ululatus" am nächsten Morgen!

Eine neue Perle, ein neues Bild! Im Ruderboot auf der Saale! Das Bier läuft wacker aus dem Fäßchen im Vorderteil in die Gläser und aus den Gläsern in die durstigen Kehlen; denn Singen macht durstig, und wir singen das alte wehmutsvolle Lied: „Auf den Bergen die Burgen, im Thale die Saale, die Mädchen im Städtchen, einst alles wie heut." Im langsamen Takt geht es stromauf, und da links grüßt die Rudelsburg über dem prachtvollen Hufeisen, das der Fluß hier bildet.

Wo sah ich doch noch solch hohe Ruine an solch einem prachtvollen Strombogen? Ah richtig! Der Hanstein an der Werra! Von Göttingen aus waren wir hinaufgepilgert und sahen über den sanften Waldbergen die Sonne sinken, daß der silberne Fluß in Blut verwandelt dahinfloß. „Wo seid ihr zur Zeit mir, ihr werten Gefährten, geblieben? Vertrieben im Wechsel der Zeit." Dem einen kühlt das ewige Eis des Polarmeeres das heiße, mutige Herz; der zweite „schilt die sünd'ge Seele aus", und der dritte „flickt ihr verfall'nes Haus". O jerum, o quae mutatio rerum, Philister werden wir alle, die wir nicht jung sterben! Melancholie? Bah, ein tiefer Schluck spült sie hinab.

Und wieder springt aus der Rieslingperle ein neues Bild. Von Bonn sind wir rheinauf gefahren, ein „Erbummel" im September. Rostrot leuchtet das Laub der Weinberge rechts und links, blau und grün strotzen schwere Trauben von den Stöcken. Wir lagern vorn an der Spitze des Dampfers, sieben trinkfeste, sangesfeste Kandidaten der verschiedensten Fakultäten, und trinken roten Aßmannshäuser, fragt mich nicht, wie viel. „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rate dir gut; da geht dir das Leben so wonniglich ein, da wächst dir so freudig der Mut." Staunend sehen die hageren, amerikanischen Gentlemen und die süßen, blonden, englischen Misses vom ersten Platz auf unsere Tafelrunde: fanden sie uns shocking, oder 'ging ihnen eine Ahnung auf von deutscher Studentenpoesie? Ich hab's nicht erfragt und nicht erfahren.

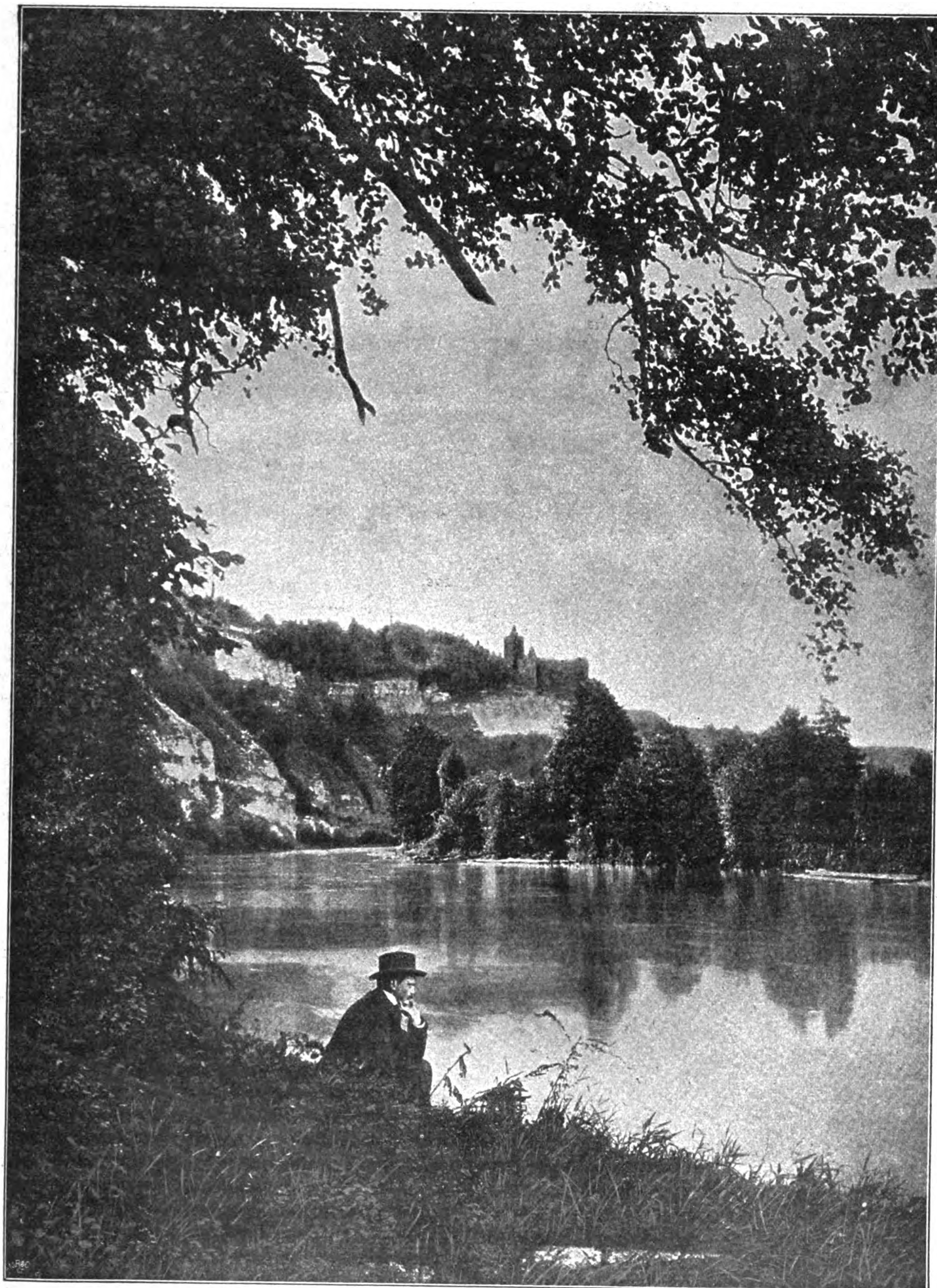
Das Siebengebirge hebt sich links über das Ufer; ich will nicht bestreiten, daß es einigen von uns als Vierzehngebirge erschienen sein mag, denn der Aßmannshäuser erzeugt bekanntlich in größeren Quantitäten leicht ein Doppelsehen. Wir steigen stramm empor zum Drachenfels, und gärend „Drachenblut" verwandelt



Das Siebengebirge mit Drachenfels und Rolandseck.

uns den spärlichen Rest der Milch der frommen Denkungsart. Was darauf kam, taucht nur noch schattenhaft aus dichtem Nebel. Ich sehe uns, „weh uns, als Weinvertilger", spät abends durch Honnef toben, höre mich mit dem Nachtwächter philosophieren, der — o alte, gute Zeit! — noch mit Hellebarde, Laterne und Tutehorn uns entgegentrat und väterlich zur Ruhe ermahnte, und höre noch die furchtbaren Töne, die ein Kamerad — heut ist er ordentlicher Professor und Geheimrat — dem heimtückisch entwendeten Instrument entlockte. Und dann geht's weiter durch die stillen Gassen, und vor jedem hellen Fenster klingt's: „Wenn wir durch die Straßen ziehen, recht wie Bursch in Saus und Braus, schauen Aeuglein, blau und graue, schwarz und braun aus manchem Haus." Da hat wohl manch rheinisch Mädchen in sein Kopfkissen gekichert und mancher invalide Weinschwelg ingrimmig über die bösen Buben geflucht. O wonnevolle Jugendzeit! O Philisterium! O Schwabenalter!

Frei ist der Bursch!



Die Rudelsburg bei Kösen,

beliebter Ausflugsort der Hallenser und Jenaer Studenten.

Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.

Sein Roman.

Erzählung von Agnes Harder.

Am besten ist es, ich lasse meinen Freund sprechen, gerade so wie an dem Tag, da ich ihm wieder einmal Vorwürfe machte, die ewig neuen Vorwürfe, die wir Frauen immer für unsere Freunde haben, wenn sie es versäumten, ein Weib zu nehmen.

„Ja doch, ich stimme Ihnen ja zu. Uebrigens werden Sie immer gerächt. Nicht nur, wenn es sich um abgerissene Knöpfe oder mangelnde Bequemlichkeit handelt, sondern auch nach der idealen Seite hin. Da unterschätzen Sie uns eben. Es giebt für einen alternden Junggesellen Stunden, in denen selbst eine so eifrige Advokatin der Ehe ihn bedauern würde, könnte sie ihm ins Herz sehn. Es ist eben nicht immer Egoismus, der uns zum Alleinsein führt. Von manchem Einsamen wäre ein Roman zu erzählen, empfindsam wie die Geschichte eines Stiftsfräuleins."

„Liebster Rat, Sie wissen, ich ziehe die Romane des Lebens allen Buchromanen vor. Sie müssen aber wahrscheinlich sein. Und wenn Sie mir mit Ihren eigenen Schicksalen kommen, so muß ich Ihnen gestehn, daß ich mir den Roman einer Stiftsdame von Anfang an etwas mehr in Moll denke."

„Ich bin geschmackvoll genug, nicht von mir zu reden. Bin ich zudem nicht einer Ihrer ältesten Verehrer? Es reizt mich aber heute, mein Geschlecht in Ihren Augen weißzuwaschen — bitte, nennen Sie es nicht Mohrenwäsche — und ich wähle dazu einen gemeinsamen Bekannten, den guten Oberst von Rabenau."

„Ach, den Oberst, der noch vor einigen Jahren das Husarenregiment führte? Ich sah ihn öfters bei seiner Mutter in Luisenwalde. Sie vergötterte ihren Jungen, wie sie ihn noch immer nannte. Er hatte eine rührend kindliche Art, sich diese fürsorgende Liebe gefallen zu lassen. Ich sehe ihn noch, wie er an einem warmen Augustabend sich einmal ihr zuliebe den Paletot anzog, obgleich ihm die Schweißtropfen auf der Stirne standen. Dieser Hüne aber, der es übrigens sehr gut verstanden haben soll, Sekt mit Burgunder zu mischen, um die berühmte ‚kalte Ente' herzustellen — und der Roman einer Stiftsdame — da machen Sie mich wirklich neugierig!"

„Womit ich schon halb und halb gewonnen habe. Uebrigens, gerade die ‚kalte Ente' ist vielleicht schuld daran, daß ich die Geschichte überhaupt erfuhr. Er mischte sie wirklich tadellos. Sie wissen ja, daß sein Regiment in der kleinen Stadt lag, aus der ich, kurz bevor er seinen Abschied nahm, hierher versetzt wurde. Militär und Zivil standen miteinander ausgezeichnet. Nach seinem Fortgang soll sich das geändert haben. Wir älteren Junggesellen — und wir waren eine stattliche Zahl — hatten einen gemeinsamen Stammtisch. Der Oberst war das belebende Element. Mußten wir ihn einmal ein paar Tage entbehren, so trennten wir uns unfehlbar eine Stunde früher. Sie lächeln spöttisch, Sie ahnen eben nicht, was für eine Summe von Familiensinn an so einem Stammtisch deponiert sein kann. Und dann, verzeihen Sie, die Poesie des Trinkens wird die Frau nie begreifen.

„Der Oberst wohnte unter mir, und wir waren uns im Lauf der Zeit ziemlich nahegetreten. Der klägliche Ferienmonat in der unbequemsten Jahreszeit, in dem wir Juristen uns für elf weitere Monate mit dem notwendigen Sauerstoff versehn müssen, gehört ihm unweigerlich, und wenn ich neben ihm in den Bergen umhersteige, lüfte ich in der Zeit nicht nur meinen vom Aktenstaub zerfressenen Leib, sondern auch meine Seele. Diese Freundschaft aber begann an dem Tag, an dem ich seinen Roman erfuhr.

„Er war zum Geburtstag seiner Mutter in Luisenwalde gewesen, nur für drei Tage, im Anschluß an eine Reise nach Köln ‚zu Freunden', wie er sagte. Ich hatte ihn noch nicht gesehn, aber den ganzen Nachmittag, gerade um die uns Junggesellen heilige Stunde der Siesta, wurden unten Thüren zugeschlagen, zuletzt nagelte man offenbar eine Kiste zu. Als ich die Treppe hinunterstieg, trugen die beiden Burschen sie gerade fort. Der Oberst stützte sich mit beiden Händen auf das Treppengeländer und sah ihr nach, als enthielte sie einen kostbaren Gegenstand, von dem er sich schwer trenne. Die Thür zum Schlafzimmer stand hinter ihm offen. Wie ich so hinabstieg, sah ich unwillkürlich, daß alle möglichen Uniformstücke umherlagen.

„Er zuckte förmlich zusammen, als er mich sah. Sein Händedruck war aber herzlich wie immer. Die Tatze eines Bären. Dann bat er mich, einen Augenblick zu warten, er käme gleich mit. Unterwegs sagte er mir, er hätte ein unbeschreibliches Luftbedürfnis aus Luisenwalde mitgebracht. Seine Mutter hätte ihren zweiundachtzigsten Geburtstag gefeiert, geistig ja vollständig rege, aber bei einer Temperatur von dreiundzwanzig Grad in einem geheizten Zimmer. Und da sie ihren Jungen doch nur selten sah, hatte er drei Tage bei ihr aushalten müssen, dicht neben ihrem Stuhl sitzend, während sie seine Hand in ihren zitternden, gichtischen Fingern hielt.

„Ich sah ihn mir von der Seite an, die große, ein wenig schwerfällige Gestalt, das rote, gutmütige Gesicht, das in seiner unteren Hälfte jedem beliebigen ostelbischen Junker gehören konnte, wenn es nicht die kluge Stirn und die blitzenden Blauaugen so besonders charakteristisch gemacht hätten, und glaubte ihm. Das konnte heute ja eine ordentliche Sitzung werden.

„Wir waren auch alle vollzählig beisammen, jeder begrüßte den Heimgekehrten, und die Sache nahm so weit ihren programmmäßigen Verlauf. Aber das merkte ich doch bald, der Oberst war gegen Erwarten nicht mit ganzer Seele dabei. Es war ein prachtvoller Juliabend. Einer der Bekannten fragte nach dem älteren Bruder des Obersten, dem Majoratsherrn von Luisen-

walde. Der Oberst antwortete ausführlich, sprach von der Frau Schwägerin und dem stattlichen Nachwuchs, erzählte auch, daß er den zweiten Neffen in Groß-Lichterfelde im Kadettenkorps aufgesucht hätte. Einer fragte scherzend, wie ihm denn im Schoß der Familie eigentlich zu Mute wäre, und unversehens waren wir mitten drin in dem Für und Wider der Ehe. Nicht gerade zum erstenmal. Sie glauben nicht, wie oft an einem Junggesellenstammtisch diese letzten Dinge erwogen werden. Heute aber waren wir besonders eifrig. Nur der Oberst blieb stumm. Er trank mächtig. Immer wieder leerte er sein Glas, und als sich der Kreis schon leerte, setzte er noch eine neue ‚kalte Ente‘ an. Als aus dem Volksgarten das Knattern der Schlachtmusik ertönte, mit der das Programm schloß, waren wir die beiden letzten. Da fing er plötzlich an zu sprechen:

„‚Ja, zum Schluß, dann wird es so eine Scherzfrage hinter der Kanne. Wollen Sie wissen, wie es war? Heute abend ist vielleicht die rechte Stunde dazu.‘

„Er wartete aber meine Antwort gar nicht ab, sondern erzählte gleich. Mit seiner Mutter fing es an. Wie sie bald nach seiner, des zweiten Jungen Geburt Witwe geworden sei und das Gut bewirtschaftet habe für die Kinder, unter den allerschwierigsten Verhältnissen. Als er zum Regiment gekommen, sei der Bruder in den Besitz getreten, kurz nachdem er seiner Mutter noch einen Todesschreck eingejagt hatte und an einer Lungenentzündung gefährlich erkrankt war. Zart sei er immer gewesen, auch als künftiger Erbe besonders verwöhnt und verhätschelt.

„‚Ich war noch ein blutjunger Leutnant, da traf's mich. Ich verliebte mich, und gleich so gründlich, daß ich einsah, hier war nur ein Weg. Einfach in meinen Empfindungen war ich immer gewesen — und schließlich, auf Geld war ich nicht angewiesen. Geld hatte sie nämlich nicht. Daß sie auch nicht von Adel war, kam insofern nicht in Betracht, als Luisenwalde ja dem Bruder gehörte. Als ich anhielt, stellten die Eltern nur eine Bedingung — wir sollten ein Jahr warten. Gern that ich's nicht, mein Mädel aber auch nicht, und da wir beide vollständig einig waren, so gab es in aller Verschwiegenheit eine Brautzeit —‘

„Er brach ab und goß sich von neuem ein. Ich rührte mich nicht. Drüben, im Volksgarten, war es ganz still geworden.

„‚Ein Schatten war übrigens doch da. Ich hatte bei ihr einen Rivalen. Nicht einen einfachen Courmacher, sondern einen, der es ebenso ernst meinte, wie ich selbst, und mit zusammengebissenen Zähnen dabeistand, als er merkte, wie die Sache stand. Ihren Eltern aber, das wußte ich wohl, wäre jener willkommener gewesen.

„‚Es war Weihnachten, und zum erstenmal wurde es mir schwer, an die Tanne in der alten Halle in Luisenwalde zu denken, da kam ein trostloser Brief von der Mutter. Unser Hausarzt hatte meinen Bruder gerade nach Davos gebracht. Er gab ihm kaum noch ein Jahr. Sie verlangte dringend nach mir. Ich fuhr hin. Damals gab es noch nicht die Kleinbahn. Ich mußte noch vierzig Kilometer mit der Post machen. Da saß ich denn in dem gepolsterten Käfig und sah die Chausseebäume an und konnte mir an den Fingern abzählen, was nun kommen würde. Ein paar wilde Verzweiflungsküsse trug ich noch auf den Lippen, und wenn ich die Augen schloß, um an den Himmel zu denken, den ich verlassen, dann stieß der alte Kasten gegen einen Stein und mein Kopf an das Netz, in dem mein Gegenüber seine Haubenschachteln untergebracht hatte. Als ich in der Kreisstadt endlich den eigenen Schlitten bestieg, hatte ich fast den Verstand verloren.

„‚Aber wunderbar, wie auf uns Kinder der Scholle der Heimatboden wirkt. Kaum bog der alte Christian an der Grenzpappel auf Luisenwaldergebiet, kaum sah ich den alten Kasten mit seinem steilen Ziegeldach, da wußte ich auch, daß ich nachgeben würde. Streit der Pflichten — das ist nichts für mich. Immer das nächste, was es auch koste.

„‚Ich sagte alles sofort der Mutter. Sie stand vor mir und sah mich an, und ich dachte, wie sie ihr Leben geopfert hatte in der Liebe für uns. Und wenn ich eine Bürgerliche heiratete, so kam das Majorat an die Todfeinde meines Vaters, von denen meine Mutter mir immer gesagt hatte, nur sie wären schuld an seinem Tod.

„‚Ich reichte dann gleich meinen Urlaub ein und ließ mich auf ein Jahr à la suite stellen. Zurück und sie wieder sehn, das ging nicht. Nie mehr, dachte ich damals. Ich blieb auf Luisenwalde und wirtschaftete, denn bisher war ich doch nichts anderes gewesen, als Großjunge zu Haus. Nun aber wurde ich nach menschlicher Voraussicht der Herr, denn die wöchentlichen Berichte des Arztes aus Davos sagten das schlimmste. Und es war sonderbar, wie ich anfangs diese meine Herrschaft haßte, als meine Todfeindin, die mir mein Glück genommen hatte. Ich wußte aber immer, daß die Scholle stärker wäre, als ich, und daß ich mich ihrem Willen fügen müßte. Dann kam im Hochsommer ein Brief von ihr. Sie hatte sich mit dem andern verlobt. Sie schrieb es mir ganz ruhig, ohne viele Redensarten. Nur am Schluß stand: Ich werde aber nie aufhören, dir gut zu sein. Damals —‘“

„Er goß den Rest der großen Kanne in sein Glas und trank.

„‚Der Stoff geht zu Ende. Ich muß kurz sein. Von nun an dachte ich anders über die Scholle, auf der ich stand. Wir hatten eine gute Ernte. Ich war beim Einbringen von früh bis spät, und als die Felder leer waren, da lernte ich etwas verstehn, von Beständigkeit im Wechsel, und dachte, schließlich könne sich auch der Mensch damit abfinden. Ich wohnte in dem alten Flügel, den der Markgraf von Schwedt gebaut hat, und die Linden vor den Fenstern, dachte ich, sollten mir nun rauschen, so lange ich lebte.

„‚Nun, Sie wissen, daß es auch damit nichts wurde, Gott sei Dank. Heute komme ich von Luisenwalde und habe wieder einmal gesehen, daß mein Bruder doch der rechte Herr und Erbe ist. Tadellos, sage ich Ihnen. Wird nächstens wirklich ein Mustergut werden.

Er kam damals kerngesund aus Davos zurück, und zwei Jahre später stand ich Pate bei seinem ältesten Sohn. Ich war zum Regiment zurückgekehrt, ohne Gefahr, sie war schon fort. Mein Bruder ahnte nichts von der Sache. Die blieb allein zwischen Mutter und mir.

„Dann traf ich sie einmal zufällig auf Reisen. Ihr Mann war natürlich dabei: wir blieben ein paar Tage zusammen, und ich mußte ihnen versprechen, sie zu besuchen. Ich that's auch. Seitdem sahen wir uns regelmäßig jedes Jahr. Vor acht Tagen feierten sie ihre silberne Hochzeit. Ich war ihr einziger Gast. Wie wir nun so abends zusammensitzen, sagt sie auf einmal, sie glaube, ihr Mann und ich, wir wären gleich groß. Wir messen, und es stimmt wirklich. Da meint sie so, halb lachend, halb ernst, es sei schade, daß ich keine Uniform mithabe. Sie möchte so gern einmal sehen, wie ihr Mann ausschauen würde, wenn er Oberst bei den Husaren wäre. Ich sah erst zu ihm hin. Er nickte aber nur. Da hab ich ihm heute eine Uniform geschickt, die könnte er sogar zur Kaiserparade tragen!"

„Er stand ein wenig schwerfällig auf, und wir gingen durch die stille Stadt nach unserer Wohnung. Als er mir zum Abschied die Hand gab, meinte er, lange spiele er nun nicht mehr mit. Das hätte der Herrgott auch nicht recht gedacht, daß er ihn in Friedenszeit zum Reiteroberst gemacht hätte. Heute, beim Kramen unter einen Uniformstücken, sei es ihm so recht klar geworden. Als ich dann kaum hierhergekommen war, zeigte er mir auch wirklich an, daß er seinen Abschied genommen hätte. Sind Sie übrigens mit der Geschichte zufrieden?"

„Ist das der Schluß?"

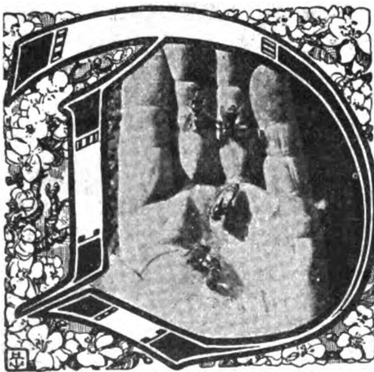
„Wie meinen Sie das? Ich sagte Ihnen ja schon, eigentlich war es der Beginn unserer Freundschaft. Als ich in diesem Sommer nach Luzern komme und auf das Dampfboot steige, das nach Flüelen geht, schlägt mir plötzlich jemand auf die Schulter. Die komprimierte Kraft hat doch nur einer, denke ich. Richtig, es ist der Oberst. Wir wollten uns ein paar Tage später in Arosa treffen. Er sagt mir aber, er könne die Verabredung nicht einhalten, es kämen Bekannte nach Luzern, und er müsse den Bärenführer spielen. Er wollte mich bis nach Flüelen begleiten und dann mit der Bahn zurück, morgen müsse er notwendig auf den Pilatus. Den kenne er doch wie seine Tasche, meinte ich. Da blinzelte er verschmitzt. Für seine Gehverhältnisse, ja, da kenne er ihn. Aber nun wolle er sich die Wege einmal daraufhin ansehn, ob sie auch für verwöhnte Füße seien. Als das Dampfschiff hielt, fragte ich so nebenbei, wer denn käme. Hochzeitsreisende, sagte er. Und als er den Namen nannte, wußte ich's. Es war ihre einzige Tochter." — — —

Ich schwieg lange und überlegte. Dann gab ich meinem Freunde die Hand. Ueber männlichen Egoismus aber sprachen wir an dem Tag nicht weiter.

Der Bienenstaat.

Von Wilhelm Bölsche.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von R. W. Oldham, Barnstaple.



Das war in ziemlich alten Tagen. Vielleicht damals schon, als am Ufer verschollener deutscher Flüsse der Tertiärzeit die schönen Fichten wuchsen, deren träufelndes Harz nachmals zum gelben Bernstein geworden ist Vielleicht gar noch früher, als ums Ende der großen Kreidezeit der erste Kranz echter, bunter Frühlingsblüten sich um die alte Erde wob. Es war lange vor der Eiszeit und wohl ziemlich sicher noch jenseits der Entstehung des Menschen. In diese Tage verlege ich ein Tiermärchen. Es spielt bei ganz kleinen Leuten; der Tritt eines jener Urweltriesen hätte Tausende auf einmal zermalmt.

Sie hatten glashelle Flügelchen, sechs Beine und erweisen sich in allem als echte Insekten bestimmter Sorte. Der Insektenstamm war damals schon uralt, hatte längst das Land erobert und fliegen gelernt. Nach ebenso unverbürgtem Gesetz schied sich diese kleine Gesellschaft in Männlein und Weiblein. Im übrigen lebten sie aber keineswegs gesellig. Selbst die Ehe war nur eine recht lose Geschichte bei ihnen. Wenn alle Knospen sprangen, begegneten sich die Liebenden auf ihrem Flug, schlossen hoch im Blau einen kurzen Bund — dann aber fiel der sofort verlassenen Frau die ganze Sorge um Wohl und Wehe ihrer Kinder zu. Hier, wie so unzähligemal in der Natur, war keine Rede davon, daß die Frau das schwache, das schutzbedürftige Geschlecht sei. Alle Kraft, alle Ausdauer, alle Intelligenz muß sie in sich vereinigen. Und bewundernswert ist, wie es ihr gelingt. Zuerst baut sie eine schützende Wiege, die ihre Kinder aufnehmen soll. Dann legt sie eine erste Schicht Eier ab. Die Lärvchen entwickeln sich — sie füttert sie. Unablässig trägt sie Nährstoffe zu. Doch der hungrigen Mäuler sind gar viele, ihre Kraft droht zu erlahmen.

Aber schlimmer noch. Ihre Mutterfähigkeit geht weit über das bisher geleistete: nach kurzer Pause muß sie neue Eier ins Nest legen. Ein Konflikt der Pflichten entsteht, sie kann das selbstgeschaffene junge Leben unmöglich mehr als Pflegerin, als Nährerin bewältigen. Doch plötzlich erwächst unerwartete Hilfe aus dem Höhepunkt der Verwicklung selbst. Während die zweitgelegte Generation nach Brot zu verlangen beginnt, ist die erste glücklich flügge geworden. Indem sie sich aber zur eigenen Sorge fürs Leben wenden soll, zeigt sich: ihre Suppe ist bei aller Muttersorge doch zu dünn gewesen.


Die Brut im Innern eines Bienenstockes.

...ünde jetzt, alsbald eine neue echte Vater- und Si...neration heraufzupäppeln, worauf die Gouver- ...still wieder vom Schauplatz verschwinden könnten. ...ie Jahreszeiten kamen dazwischen. Die lange ...ruhe vor allem. Der Brauch kam als nützlich das Liebesfest der neuen ganz leistungsfähigen ...ration allemal auf den Frühling zu vertagen. ... aber die Zwischenzeit füllen? Die Gouvernanten ...ren sehr kurzlebig, viel kurzlebiger als die vollkräftige ...mutter. So halfen sie dem Stamm über das lange ...ahr, indem sie zunächst erst noch wieder eine absichtlich ...hlecht gefütterte und also ebenfalls verkrüppelte ...Gouvernantengeneration Nummer zwei erzogen. Und ...die noch eine und so eventuell fort, bis eine letzte den Winter überstand. Dann, im Frühling, kam endlich der alte Zweck wieder sieghaft aufs Tapet. Nun wurde wirklich an die Erschaffung echter Liebespaare gedacht. Die Königin legte zunächst eine bestimmte Reihe Eier, die auf Grund eines besonderen sinnreichen Verfahrens, das diese Bienenmutter lange vor Schenck als ihr Geheimnis besaß, nur Knaben ergaben: Drohnen. Dann legte sie auch noch einige andere, die, dank äußerst splendider Kost, nunmehr gesunde weibliche Bienen vom echten Muttertypus lieferten: junge Königinnen. Diese Frühjahrssprößlinge beiderlei Geschlechts fanden sich wenig später zum frohen Hochzeitszug zusammen, und damit war der Ring allemal wieder hübsch geschlossen — sozusagen der Jahresring des Artlebens.

In diesen Grundstamm hatten sich bloß einige Komplikationen eingefügt. Je mehr die alte Königin entlastet worden war, desto größer war ihre Leistungsfähigkeit im Eierlegen und zugleich auch ihre Lebenszähigkeit geworden. Wenn im Frühjahr die neue, echte Liebesgeneration ...wuchs, hatte sie für ihr Teil noch gar keine ...t, abzudanken. So schwärmte sie mit einem Teil der Gouvernanten aus und gründete eine neue Genossenschaft. Dieser Exodus hat den Beschauern von jeher am meisten Spaß gemacht. Dann kam noch eine recht kuriose Geschichte, betreffend die Herren Männer. Der Brauch bürgerte sich ein, daß auch nach dem anfänglichen Liebesflug der Königin eine Anzahl männlicher Junggesellen im Gouvernantenhaushalt Kost und Logis bekamen. Aber es hatte seine Grenzen, und gegen den kargen Winter wurde tabula rasa gemacht, man schlug die faulen Supernumerare einfach tot: Drohnenschlacht.

In dieser Verfassung erhielt der Mensch den Bienenstaat. Unverkennbar war dieser zu einer gewissen Verschwendung gelangt. Er arbeitete mit einer Ueberproduktion pedantisch fleißiger Arbeitskräfte. Und hier war es, wo der Mensch plötzlich einsetzte. Dieser chinesenhaft versteinte, automatisch fortwirkende Gouvernantenfleiß ließ sich, so klein die Tierchen waren, als Summe doch noch für den großen Menschen ausnutzen. Von da ab ein Einzigartiges auf Erden: der Mensch und die Biene in einer Art Schutzgemeinschaft zu gegenseitigem Vorteil. Freilich: die Biene ist dabei immer starrer geworden. Der Mensch aber hat sich seine schöne goldige Honigsemmel gestrichen und über sie weg Aristoteles, Newton und Darwin gelesen.


Ein ausgewanderter Bienenschwarm.

Die Nikotinfrage beim Rauchen.

Von Privatdozent Dr. W. Straub.

Wie die Tollkirsche das Atropin, die Mohnpflanze das Morphin als wirksames Gift enthält, so die Tabakspflanze das Nikotin; es ist ihre spezifische Giftsubstanz, die nur sie allein fabrizieren kann. Eine gelbliche Flüssigkeit, leicht beweglich, von unangenehmem Geruch; es kratzt auf der Zunge, reizt zum Brechen und beträgt sich in chemischer Hinsicht wie eine starke Lauge.

Es ist flüchtig, deshalb durchdringt es rasch unsere Schleimhäute in Mund, Magen und Darm. In den Magen gelangt, findet es Zellen von besonderer Organisation, mit denen es chemische Umsetzungen eingehen kann, wobei es dieselben erst zu gesteigerter Thätigkeit reizt und dann lähmt — das sind die Nervenzellen, die Gehirn und Rückenmark aufbauen. Die Folgen, die im Maschinenbetrieb des Organismus eine derartige Störung oder gar Zerstörung einzelner seiner Räder und Rädchen herbeiführen können, heißen wir dann Symptome der Vergiftung, im schlimmsten Fall ist's der Tod.

Nur ein paar solche Symptome seien mir zu erwähnen gestattet. Unser Herz ist im weitesten Spielraum allen Anforderungen angepaßt; wenn wir laufen, turnen, überhaupt uns anstrengen, arbeitet die Körpermuskulatur mehr, muß demnach mehr mit nährendem Blut versorgt werden. Das thut sofort das Herz, indem es raschere Arbeit leistet; liegen wir hingegen ruhig im Schlaf, so ist das Blutbedürfnis der Organe minimal, das Herz arbeitet langsam, langsamer noch als unter der Tagesnorm. Diese Befehle zur Vertiefung oder Verflachung der Thätigkeit werden dem Herzmuskel durch eine besondere, automatische Nervenleitung übermittelt — den Nervus vagus. Gerade dieser Nerv ist einer der vielen Angriffspunkte des Nikotins. Er wird gereizt, manchmal auch — dies aber nur bei schweren Vergiftungen — gelähmt; die Folge ist, daß das Herz sich nicht mehr anpassen kann, da der Regulationsapparat seiner Thätigkeit in Unordnung geraten ist. Dies äußert sich, je nachdem, in Pulsverlangsamung oder Beschleunigung mit den Folgezuständen Herzklopfen, Atemnot u. s. w.

Im Rückenmark, hoch oben in der Nähe des Gehirns, liegen die Zellen für die Thätigkeit der Atmung. Werden diese durch unser Gift gelähmt, so erlischt sofort die Atmung; für die betroffene Person bedeutet das den Tod durch Ersticken. Früher, wo noch das Nikotin und die Tabakspflanze in der ärztlichen Praxis ausgiebig angewandt wurden, mögen als Folgen von Verwechslungen solche Todesfälle wohl vorgekommen sein; heutzutage kommen nur mehr akute Nikotinvergiftungen leichten Grades als Folgen von Tabakrauch- oder Kauexzessen zur ärztlichen Behandlung.

Es fragt sich nun, was für eine Rolle spielt das Nikotin in unsern Tabaksgenußmitteln? Vor allem in der Zigarre, von der ich im folgenden allein handeln werde.

Verfolgen wir erst einmal den Entwicklungsprozeß der Zigarre. Ein von der Pflanze gepflücktes, ohne weiteres getrocknetes Tabaksblatt sieht aus wie Tabak, ist aber für unsern Geschmack vollständig ungenießbar — auch in Habana. Um die Blätter rauchgerecht zu machen, müssen sie erst einen Gärungsprozeß durchmachen. Zu diesem Ende werden sie im feuchten Zustand in Haufen von 20—100 Zentner aufgestapelt und mehrere Wochen sich selbst überlassen. Dabei nun finden die auf den Blättern reichlich lebenden Bakterien, Schimmelpilze u. s. w. Gelegenheit zu intensiverem Wachstum. Die Folge ist eine teilweise Zerstörung der Pflanzensubstanz, wobei als Spaltungsprodukte der Thätigkeit dieser winzigen, aber mächtigen und raffinierten Chemiker Substanzen auftreten, die dem fertigen Tabak sein spezifisches Aroma verleihen. Nebenher erwärmt sich der ganze Blätterhaufen beträchtlich — bis zu 60° sind in seinem Innern gemessen worden — ein Zeichen des heftigen Energieumsatzes bei diesem Gärungsprozeß. Der ganze Vorgang ist analog dem, der zur Selbstentzündung des Heus führen kann, wobei ja auch Spaltpilze die primäre Ursache sind.

Der Gärungsprozeß verleiht, wie bemerkt, den so behandelten Zigarren ihr Aroma — und zwar ein spezifisches, denn eine Mexikozigarre schmeckt ganz anders als eine Havanazigarre. Die Spezialität ist zum beträchtlichen Teil durch die Art der Gärungsorganismen bedingt — bei dem immensen Artenreichtum der Bakterienflora übrigens nicht zu verwundern. Die Thatsache selbst hat hohe praktische Bedeutung, denn es ist dadurch ein Weg vorgezeichnet, um unedle Tabaksorten durch „Impfen“ mit den Gärungserregern edler Tabake zu verbessern. Dabei bleibt aber die Thatsache unangefochten, daß die besten Zigarren aus den besten Rohtabaken gewonnen werden.

Durch die Gährung des Rohtabaks wird der Gehalt an Nikotin beträchtlich — bis auf die Hälfte — verringert. Das macht es schon recht unwahrscheinlich, daß wir Tabak rauchen um des Nikotins willen, denn es wäre unrationell gehandelt, wollte man sich die Menge der gewünschten Substanz durch den immerhin nebensächlichen Prozeß der Genießbarmachung schmälern. Noch unwahrscheinlicher wird die Annahme durch die Thatsache, daß die edelsten, d. h. am besten schmeckenden Tabaksorten 0,5—2 Prozent Nikotin, die gemeinen, aber 2—8 Prozent auf Trockensubstanz berechnet enthalten. Auch muß hierzu erwähnt werden, daß nach den später behandelten Tabaksrauchanalysen der Nikotingehalt des Rauchs der österreichischen Regiezigarren bei fast allen Sorten, ob leicht oder schwer, ungefähr derselbe war, unabhängig vom Nikotingehalt der Zigarre.

Zur völligen Entscheidung dürfte aber die physiologische Erfahrung genügen. Es giebt wenig Gifte, an die sich der Organismus so sehr gewöhnen kann, wie gerade an das Nikotin. Ein Kaninchen, das heute die Vergiftung mit einer gewissen Menge Nikotin gerade noch übersteht, braucht ein paar Tage später beträchtlich mehr des Giftes, um die Symptome in gleicher Intensität wieder herbeizuführen. Werden die Vergiftungen nur häufig genug herbeigeführt, so kann man es leicht so weit bringen, daß das Tier ohne jede Störung Mengen Nikotin erträgt, die ein normales, ungewohntes Tier sofort töten würden.

Ins menschliche übersetzt, heißt das: der Raucher,

dem anfangs auf eine Zigarre übel geworden ist, wird bald deren mehrere ohne Störung vertragen können.

Zwischen der „Schwere“ einer Zigarre und ihrem Nikotingehalt besteht, wie oben schon angedeutet, kein direkter und wahrscheinlich auch kein indirekter Zusammenhang. Ich entnehme einer daraufhin angestellten Untersuchung folgende Daten: eine als besonders schwer bezeichnete Manilazigarre zu 10 Pfennig enthielt 1,192 Prozent Nikotin, eine „leichte“ Importe dagegen 2,241 Prozent. Demnach muß es als zufälliges Zusammentreffen bezeichnet werden, wenn die als schwer bekannte österreichische Regievirginia auch das Maximum von 2,96 Prozent Nikotin aufwies. Daß ferner eine sogenannte „nikotinfreie“ Zigarre noch 1,37 Prozent, also mehr als die obenerwähnte Manila enthält, braucht ihrer sonstigen Harmlosigkeit keinen Eintrag zu thun. Was aber wirklich die Schwere einer Zigarrensorte ausmacht, ist zwar als chemisches Individuum noch ganz unbekannt, aber höchst wahrscheinlich in Produkten zu suchen, die beim Gärungsprozeß der Tabaksblätter entstehen und als solche oder verändert durch den Verbrennungsprozeß beim Rauchen sich der Atmungsluft beimengen und auf diesem Weg ihre Giftwirkung hervorrufen.

Die Veränderung der Zigarre beim Rauchen mit ein paar Worten zu beleuchten, sei mir noch gestattet. Da die Zigarre unter verhältnismäßig geringer Wärmeentwicklung nur verglimmt und nicht mit Flamme verbrennt, treten nur die Produkte einer unvollständigen Verbrennung auf und unter diesen auch die noch unbekannten, dem Rauch das Aroma gebenden Körper. Unter den der chemischen Untersuchung zugänglichen Produkten der unvollständigen Verbrennung nimmt an Masse die erste Stelle ein das Kohlenoxyd — die chemische Verbindung, die die Ursache der Kohlendunstvergiftungen ist.

Durch Konstruktion eines sinnreichen Apparats, der vollständig die Thätigkeit des Rauchers kopiert, ist es kürzlich J. Habermann gelungen, zum Zweck der chemischen Analyse die Rauchgase aus den verschiedenen österreichischen Regiezigarrensorten treu darzustellen und zu sammeln. Die folgenden Angaben sind seiner interessanten Abhandlung entnommen. Die Versuche wurden so angestellt, daß durch ein Pumpwerk eine meßbare Quantität Luft durch die angebrannte Zigarre gesogen wurde, mit einer solchen Geschwindigkeit, daß die Zigarre ruhig zu Ende brannte, der Verbrennungsprozeß also so verlief, wie ihn der Raucher durch zeitweiliges Luftdurchsaugen zu unterhalten sich bemüht. Arbeitete die Pumpe zu langsam, so erlosch die Zigarre. Auf diese Weise konnte für jed[e S]orte das „Ventilationsbedürfnis“ festgestellt werden.

Es fragt sich, was aus dem Nikotin der Zigarre wird, das doch in nicht unbeträchtlicher Menge in ihr sich findet. Es ist eine flüchtige Flüssigkeit, die hohen Temperaturen als solche nicht standhält, sondern in den gasförmigen Zustand übergeht. Es wird also in der Nähe der Glutzone der brennenden Zigarre als Nikotindampf verflüchtigt, mit der durchgesaugten Luft fortgeführt und den Rauchgasen beigemengt.

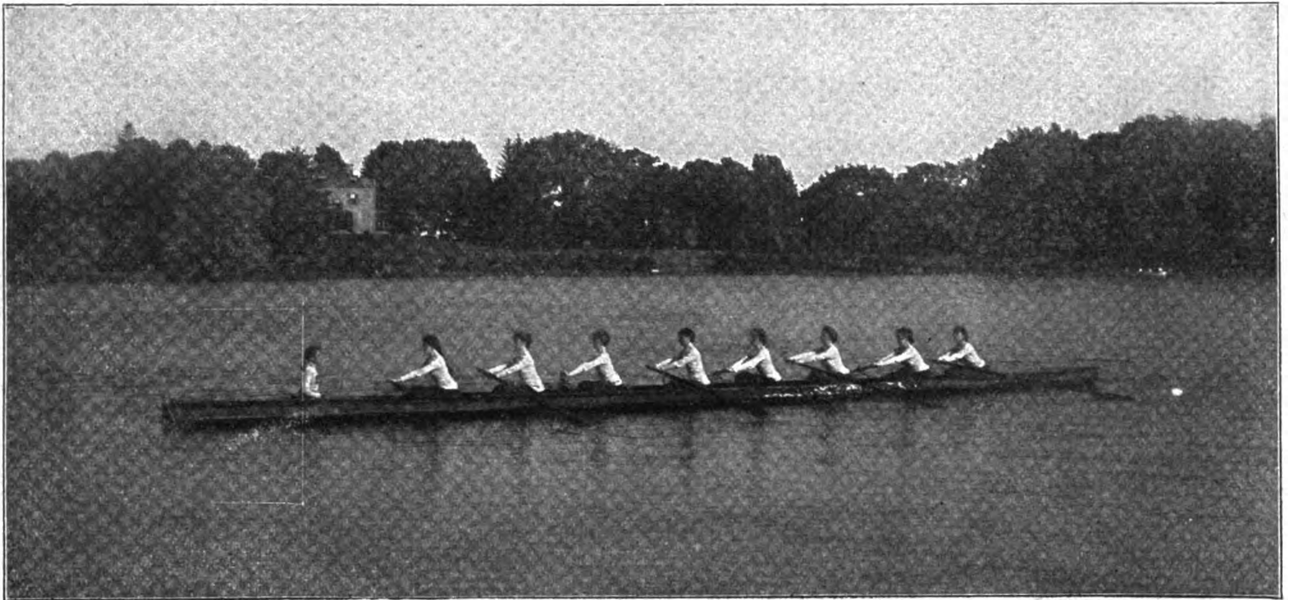
Bei der Analyse des Rauchs fand nun Habermann im Mittel etwa 1/6 bis 2/6 des Nikotingehalts der Zigarre im Rauch wieder; das ist also die Menge, der man die Giftwirkung zuschreiben zu können glaubt. Uebersetzt man diese Zahlen ins Praktische, so ergiebt sich folgende Rechnung: eine Zigarre der Sorte Portoriko wiegt etwa 4 Gramm, sie enthält 0,06 Gramm Nikotin, davon geht ein Drittel im günstigsten Fall in den Rauch über, das sind 0,02 Gramm. Da man aber den Stummel nicht zu rauchen pflegt, dadurch also etwa ein Viertel der Zigarre in Abzug kommt, verringert sich diese Menge auf etwa 15 Milligramm Nikotin. Von diesen 15 Milligramm dringt höchstens eins in den Organismus des Rauchers wirklich ein, das ist aber so gut wie nichts!

Wie bemerkt, geht nur ein Bruchteil des Nikotins der Zigarre in den Rauch. Der Rest hat zweierlei Schicksal. Ein kleiner Teil kann der Verbrennung nicht entgehn, er wird dadurch mehr oder weniger verändert, jedenfalls aber zu Substanzen umgewandelt, die nicht mehr Nikotin sind. Mit dem andern Teil geht folgendes vor sich. Die durch Hitze flüchtig gewordene Nikotinmenge befindet sich auf der Wanderung nach rückwärts. Je weiter aber die Nikotindämpfe sich von der Glutzone entfernen, desto weniger sind die Bedingungen erfüllt, die für ihr Fortbestehen im Gaszustand maßgebend sind, mit andern Worten, wenn die Nikotindämpfe in den kühleren Teil der Zigarre kommen, so verdichten sie sich wieder zur Flüssigkeit und bleiben dort liegen. Der kleine Teil Nikotin, der dieser abermaligen Verdichtung entgeht, ist der im Rauch später nachweisbare. Der Ort der Ansammlung der wieder verdichteten Nikotindämpfe, der Zigarrenstummel, ist also beträchtlich nikotinreicher, als seinem Gehalt an unverbranntem Tabak entspricht. In Uebereinstimmung damit fand Habermann bei der chemischen Analyse der Stummel ihren Gehalt an Nikotin und nikotinähnlichen Substanzen um etwa 20—100 Prozent höher, als dem Gehalt der Zigarre nach zu erwarten war.

Eine beträchtliche Zahl anderer flüchtiger Substanzen wurde noch im Zigarrenrauch aufgefunden, so Pyridin, die Flüssigkeit, mit der der Brennspiritus denaturiert wird, Schwefelwasserstoff und vielleicht auch Blausäure.

Fragen wir nun abermals, wodurch ist die Schwere der Zigarre bedingt, so kann der Kreis der in Betracht kommenden Substanzen beträchtlich eingeengt werden. Kohlensäure und Nikotin, sowie der in minimalen Mengen vorhandene Schwefelwasserstoff fallen von vornhinein weg. Bleibt noch die Gruppe der pyridinartigen Körper, unter denen allerdings recht heftige Gifte vorkommen können, sowie die Blausäure, die als äußerst rasch wirksame Substanz auch in kleinen Mengen ihre Vergiftungserscheinungen hervorrufen kann, und schließlich das Kohlenoxyd.

Uebrigens ist es äußerst unwahrscheinlich, daß eine Substanz allein für die Schwere der Zigarre verantwortlich gemacht werden kann, höchstwahrscheinlich helfen hier viele mit, deren gegenseitiges Mengenverhältnis in jeder Zigarrensorte verschieden sein wird; abhängig von der Zigarrenform, dem Wassergehalt, der Geschwindigkeit des Verrauchens und vielen andern Faktoren mehr. Damit ist aber die glatte Entscheidung der Frage in eine ferne Zukunft gerückt. Für diesmal müssen wir uns mit der Erkenntnis begnügen, daß das Nikotin im Tabak lange nicht die gefährliche Bedeutung hat, die ihm gemeiniglich zugeschoben wird.



Rudertraining.

Mädchensport.

Hierzu 3 Momentaufnahmen.

Sobald die ersten milden Lüfte wehen und es sich in der Natur überall zu regen beginnt, treibt es die lebenslustige Jugend hinaus, um im Freien bei Sport und Spiel die Glieder zu stählen. Kaum ist die letzte Feuchtigkeit von den Sonnenstrahlen aufgesogen, so wird alles zur Ausübung der Sportspiele hergerichtet.

Bei uns hat sich das Lawntennis so eingebürgert, daß man es in sehr vielen Familien schon lange als eine Forderung des guten Tons erachtet, den heranwachsenden Töchtern Gelegenheit zu geben, sich in dem bereits über die ganze Erde verbreiteten englischen „Wiesenballspiel" zu vervollkommnen. Bekannt sind die Turniere in Homburg, Wiesbaden, an der Riviera u. s. w. In den letzten großen Meisterschaftskämpfen, die im Februar und März in Nizza und Monte Carlo zwischen Teilnehmern der verschiedensten Nationalitäten ausgefochten wurden, zeichnete sich eine bekannte deutsche Gräfin in hervorragender Weise aus.

Seit kurzem sind auch Golf und Hockey in Deutschland eingeführt, doch wird es wohl noch lange dauern, ehe unsere Damen sich dem einen oder andern dieser beiden Spiele mit solcher Leidenschaft hingeben werden, wie es jenseits des Kanals, im klassischen Land des Sports, und in Nordamerika geschieht. Besonders die Amerikanerinnen möchte man in dieser Hinsicht immer wieder der heutigen weiblichen Generation Deutschlands als Muster hinstellen. Jene Frauen und Mädchen haben eben längst erkannt, daß sie sich durch Ausübung der mannigfaltigsten Sportarten und Spiele im Freien widerstandsfähige Gesundheit sichern. Und wo Gesundheit ist, da ist auch Jugendfrische und Schönheit.

Mit welcher Begeisterung die jungen und „jüngeren" Damen jenseits des Weltmeers sich vornehmlich den Sportspielen widmen, erkennt man an dem Eifer, mit dem sie in jedem Jahr von neuem Raketts, Kolben, Schlagholz und Bälle hervorholen. Auf den wohlgepflegten „Lawns", die zu den Villen und Palästen der exklusiven Vierhundert gehören, wie auf den ausgedehnten Rasenflächen im Weichbild der Stadt herrscht um diese Jahreszeit stets lustiges Leben und Treiben. Zu den beliebtesten Spielen der freien Töchter Kolumbias gehört unstreitig das Hockey. Der zu diesem Ballspiel erforderliche Platz muß etwa 90 Meter lang und halb so breit sein. An jedem Ende des Terrains befindet sich ein sogenanntes „Goal", das von zwei mit einer Querstange und einem Netz verbundenen Markpfählen gebildet wird. Die Spielenden teilen sich in zwei Parteien, von denen jede bemüht ist, einen kleinen hellen Guttaperchaball durch das Mal der gegnerischen Partei unter dem nicht ganz bis zum Erdboden reichenden Netz hindurchzutreiben. Sobald dies einer Spielerin gelingt, hat sie für ihre Partei das Spiel gewonnen. Zum Treiben des Balls, der nie mit der Hand berührt werden darf, bedient man sich eines Schlagholzes, das mit einem schlichten Krückstock große Aehnlichkeit hat.

Ein neueres, in Amerika in allen Damenuniversitäten und Pensionaten eingeführtes Sportspiel nennt sich „Handball". Die Spielregeln weichen wenig von denen des Lawntennis ab, nur daß der Ball statt mit dem Rakett mit den Händen zwischen den aus je zwei, drei oder vier Personen bestehenden Parteien hin- und herüber geschlagen wird. Unser Bild auf Seite 615 zeigt zwei Teams im kritischen Moment einer Partie. Der nächste Augenblick muß über Sieg und Niederlage entscheiden. Von dem moderneren Handball ist das vor einigen Jahren auftauchende interessante Korbballspiel noch nicht ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Die transatlantischen Schönen sind einmal sehr für Abwechslung. Und sie thun gut daran, aus ihrer reichen Auswahl von Sportspielen bald dieses, bald jenes auf die Tagesordnung zu setzen. Das „Basketballspiel" ist dem Fußball ähnlich. Von den beiden Parteien sucht jede den ziemlich großen Ball in einen in beträchtlicher Höhe vom Erdboden an einer Mauer angebrachten Korb hineinzuwerfen. Die Mitglieder



Mädchensport: Beim Handballspiel.



Mädchensport: Beim Golfspiel.

des Team., denen dies gelingt, trotz energischer Bemühungen der Gegenpartei, den Ball für sich zu erobern und in das korbartige Netz zu werfen, sind natürlich Sieger.

Ein allgemein beliebter Sport ist auch das Bowling, ein Spiel, das Gewandtheit und ein sehr gutes Auge erfordert. Auf ebener Rasenfläche von mindestens dreißig Meter Breite und Länge läßt jeder Beteiligte zwei größere dunkle Holzkugeln, die jedoch an einzelnen Stellen etwas platt sind, derart über die abgesteckte Bahn rollen, daß sie eine kleine weiße Kugel, den „Jack“, berühren oder ihr doch so nahe wie möglich zu liegen kommen. Der Jack muß bei Beginn der Partie ungefähr 21 Meter weit von einer kleinen Fußmatte entfernt sein, auf der jeder Spieler Posto faßt, sobald er seine Kugeln entsenden will. Die Partei, deren Kugeln in die nächste Nähe des Jack gelangen, gewinnt. Die Bewegung, die man sich bei Ausübung des Spiels macht, ist nicht übermäßig, und aus diesem Grunde eignet sich Bowling besonders für das zarte Geschlecht. Beim Golf, dem „alten Königsspiel“, besteht der Zweck der zwei Spielenden darin, einen leichten Guttaperchaball aus dem einen „Loch“ in das nächstfolgende zu treiben. Wem dies mit Hilfe seiner Kolben (clubs), deren jeder Spieler ein ganzes Sortiment bei sich hat, mit den wenigsten Schlägen gelingt, der geht als Sieger aus dem Match hervor. Die Löcher, in der Regel 18 an der Zahl, bilden einen Kreis und sind je nach dem 100 bis 400 Meter voneinander entfernt.

Bei uns kaum dem Namen nach bekannt ist Badminton, das neuerdings auch in Homburg eingeführt ist. Wie man behauptet, soll Lawntennis davon hergeleitet sein. Jedenfalls spielten in Madras und Kalkutta lebende Engländer Badminton schon Jahrzehnte, bevor Tennis populär wurde, dessen Grundregeln mit denen des älteren Spiels fast übereinstimmen. Nur ist das Netz bedeutend höher, der Court dagegen viel kleiner als beim Wiesenballspiel. Es wird mit einem durch Blei beschwerten, federngekrönten Korkball, dem wie ein Babyspielzeug aussehenden »shuttlecock« und einem ganz leichten indischen Rakett gespielt. Die Art des Zählens der Points ist etwas anderes als bei Lawntennis, da nur die „servierende“ Seite zählt.

Ueber allen diesen Sportspielen wird die echte Sportsdame aber niemals das Radeln und Rudern vernachlässigen. Eine wahre Lust ist es, zum erstenmal wieder nach monatelanger Winterpause auf dem Stahlroß in die Frühlingsluft hinauszueilen oder im schlanken Boot auf schimmernder Wasserfläche dahinzugleiten. M. O.

Feuerwehrpferde.

Hierzu 2 photographische Momentaufnahmen.

Schrill, herrisch, nervös tönt die Glocke der Feuerwehr durch die Straßen. Alle Fuhrwerke halten, wie es vorgeschrieben ist, damit dem wilden Trab der Rettungsfahrzeuge kein Aufenthalt entsteht, denn hier ist immer Gefahr im Verzug. Aber auch die Passanten bleiben einen Augenblick stehen, wie oft man das blendende Schauspiel, das der dahinrasende Zug der Feuerwehr bietet, auch schon gesehen hat: der Anblick der ernsten, bärtigen Männer, die auf den Mannschaftswagen sitzen, die an den Spritzen und Gerätefahrzeugen förmlich hängen, reizt die Neugier des Publikums immer von neuem, und wie kritisch die Bevölkerung bei uns auch veranlagt sein mag — der Feuerwehr blickt jeder freundlich nach, weiß er doch, daß alle diese Tapferen der Tapferen in jedem Augenblick bereit sind, Leben und Gesundheit für ihre Mitmenschen in die Schanze zu schlagen.

Um eine Straßenecke verschwindet der brausende Zug, und dort aus dem Dachstuhl eines Hauses steigt der Qualm empor, züngeln die gierigen Flammen. Mit einem Ruck stehen die Pferde auf dem glatten Asphalt, sie schnaufen und zittern vor Anstrengung und Aufregung, ihre fliegenden Flanken bedeckt der weiße Schaum — im Nu sind die Stränge und die Deichselverbindung gelöst, die Tiere werden sozusagen hinter die Front geführt und sind im Augenblick beruhigt. Sie kennen ihre Pflicht wie altgediente Unteroffiziere, aber sie sind auch trainiert und abgerichtet, daß es eine Art hat. Es werden nur junge, kräftige, muskulöse und intelligente Tiere in den Dienst der Feuerwehren eingestellt, Tiere, die sehr schnell begreifen, um was es sich handelt, die fehlerfrei und absolut sicher sind. Denn ein störrisches und widerspenstiges Pferd kann den ganzen Feuerlöschdienst überhaupt in Frage stellen.

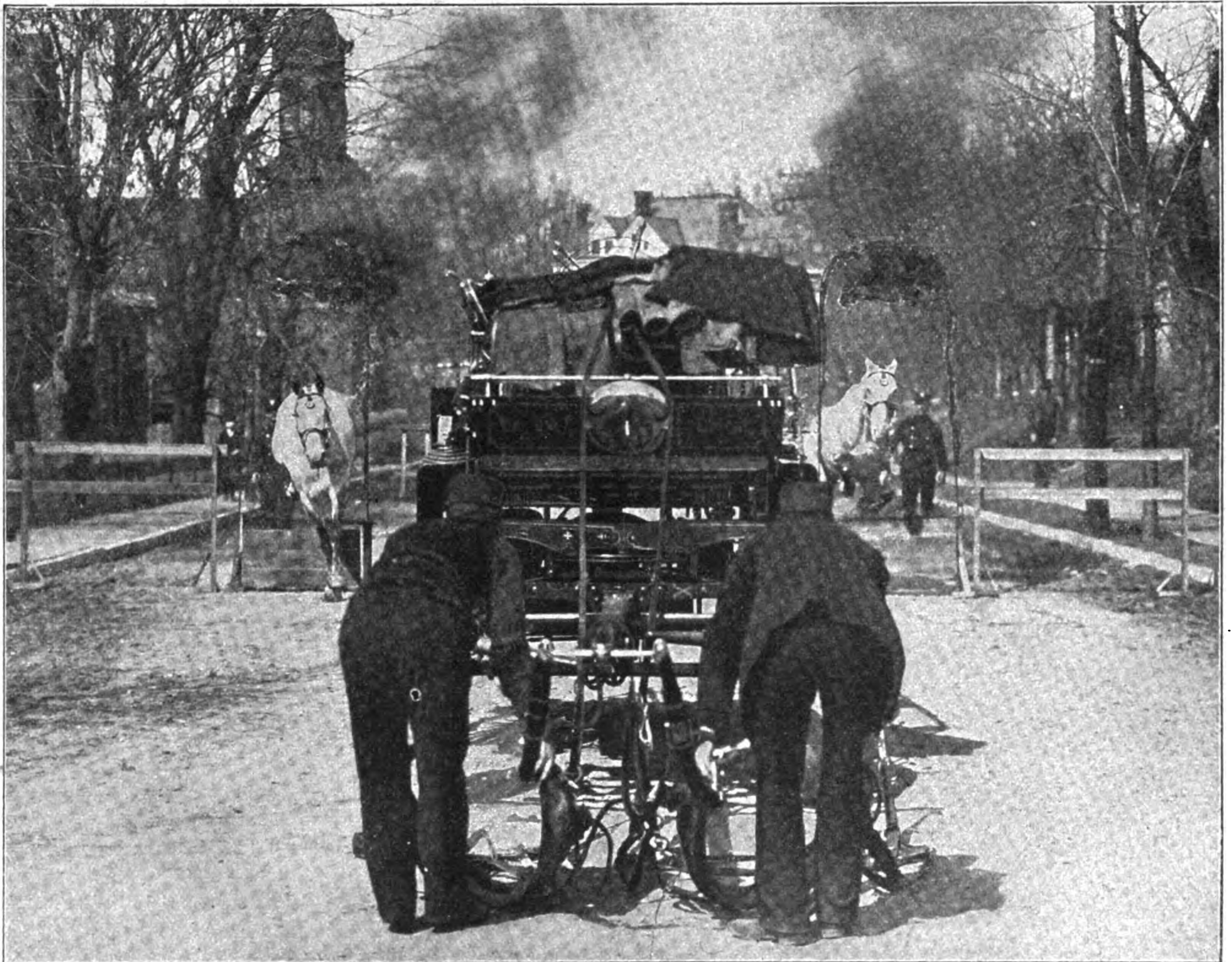
Dabei findet, bei uns wenigstens, eine eigentliche Dressur der Pferde für den bestimmten Zweck nicht statt. Die Tiere werden allerdings eingefahren, um die vorgeschriebene Schnelligkeit zur Erreichung der Brandstätte leisten zu können, sonst macht es nur Schwierigkeiten, die Pferde an den Schein der Fackeln zu gewöhnen, vor dem sie eine natürliche Scheu besitzen. Aber sie gewöhnen sich verhältnismäßig leicht an die Fackelbeleuchtung, wie denn überhaupt durch Geduld und liebevolle Behandlung fast alles von den Pferden erlangt werden kann. So wenig wie man schon für



Dressierte Feuerwehrpferde beim Alarm.

gewöhnliche Zwecke ein Pferd weder anschreien oder mißhandeln darf, wenn man ein gutartiges und folgsames Tier erziehen will, das im gegebenen Augenblick mit Eifer alle Kräfte einsetzt, so ist es natürlich bei dem gefährlichen und notwendigen Dienst der Feuerwehren erst recht der Fall. Man muß aber sehen, mit welcher Gewissenhaftigkeit, Liebe und Hingebung die Pferde bei der Feuerwehr behandelt werden. Die Ställe sind, was Sauberkeit und Ordnung anbetrifft, wahre Schmuckkästchen. Ueberall stehen die Pferde in ihren Boxen, übrigens mit dem Kopf nach der Stallthür, so daß durch Umwenden der Tiere keine Zeit beim Herausführen verloren geht und auch unnötige Schreierei oder gar Roheiten, die in der Eile doch einmal passieren können, vermieden werden. Die Pferde werden in der einfachsten Weise, so daß ihre Bewegungsfreiheit absolut nicht gehindert wird, angeschirrt; man kennt weder Scheuklappen noch Aufsatzzügel. Die Geschirre hängen selbstverständlich immer zur Hand, so daß sie in jedem Augenblick erreicht werden können.

Während man nun bei uns die Pferde der Feuerwehren als einfach pflichtgetreue und schneidige Arbeiter betrachten kann, die unter allen Umständen die ihnen obliegenden Aufgaben erfüllen, bildet man in andern Ländern die Tiere zu einer Art von Künstlern heran, die zirkusartige Kunststücke ausführen können. Namentlich marschiert in dieser Beziehung Amerika an der Spitze des Sports. Wir sehen auf unsern Bildern, daß die Pferde darauf dressiert sind, durch brennende Reifen zu jagen, daß sie sich auf ein Kommando oder ein Signal vor ihre Fahrzeuge stellen, um sich anschirren zu lassen. Es wird künstlicher Alarm mit einer künstlichen Feuersbrunst veranstaltet, und die Pferde lernen denn auch ziemlich schnell, die anscheinende Gefahr zu überwinden. Amerika ist ja das Land der Höchstleistungen; alles, was im öffentlichen Dienst steht, muß für das Publikum etwas Außergewöhnliches leisten, und man sucht in solchen Kunststücken und Kunststückchen eine gewisse „Forsche".



Dressierte Feuerwehrpferde springen durch brennende Reifen.

Jedenfalls hat die Kultivierung eines solchen Sports die Kehrseite, daß die Pferde bei unpassenden Gelegenheiten aus Mißverständnis mit Wagen und Mannschaft in das Feuer hineinrennen können. Bei der gewiß mustergiltigen Berliner Feuerwehr ist der Dienst so geregelt, daß die Pferde überhaupt nicht bis in die unmittelbare Nähe des Feuers gelangen, und diese Maßnahme hat sich bisher durchaus bewährt. Kunststücke gehören in den Zirkus, so sagte man uns, die Pflichten der Feuerwehr aber sind so schwer und vielseitig, sie erfordern in ernstester Weise so sehr die Anspannung von Mann und Tier, daß man die Erlernung von irgendwelchen Kunststückchen für durchaus überflüssig erachtet.

R. C.

Eine moralische Eroberung.

Nachklänge zur Prinz Heinrich-Fahrt

von

Professor **Hugo Münsterberg**, Harvard-Universität, Cambridge bei Boston.

Nach der Heimkehr des Prinzen Heinrich beginnt sich nun langsam das Wesentliche dieser Fahrt von dem vielen Unwesentlichen abzuheben. So kurz auch die Reise bemessen, es war ja unvermeidlich, daß sich viel Gleichgiltiges, Triviales und Aufgebauschtes an den Gast des übergastfreundlichen Landes herandrängte — doch alles das wird schnell vergessen sein. Zum Unwesentlichen gehört zwar auch manches Erfreuliche; daß der Prinz die Schlachtfelder im Süden, den Niagara im Norden sah, das mag ihm persönlich in schöner Erinnerung bleiben, aber zu dem, was der Reise Charakter gab, gehörte es nicht. Der Prinz kam nicht als Globetrotter, der mit Touristenneugier Reiseunterhaltung sucht, sondern als Vertreter des Kaisers und des deutschen Volkes und deshalb begierig, nicht an seine persönliche Zerstreuung zu denken, sondern mit eigenen Augen und Ohren die Wesenszüge des amerikanischen Volkes kennen zu lernen, wohl bewußt, welche gefährliche Unkenntnis des Amerikanertums auch in den besten Kreisen Deutschlands noch vorherrscht. Unter diesem Gesichtspunkt galt es, den Gast dorthin zu führen, wo die entscheidenden Merkmale des Volkes zum prägnantesten Ausdruck kommen.

Wer die Seele des amerikanischen Volkes kennt, der weiß, daß da drei Motive im Vordergrund stehen: der Geist der Selbstbestimmung, der Geist der Selbstbethätigung und der Geist der Selbstvervollkommnung, drei verschiedene Ausdrucksformen der gleichen individualistischen Lebensauffassung. Ein Volk, in dem jeder einzige im weitesten Maß es als Pflicht fühlt und deshalb das Recht hat, sein politisches Schicksal selbst zu entscheiden — ein Volk, in dem jeder einzige es als Pflicht fühlt und deshalb durch keine Vorurteile und Vorrechte daran gehindert werden darf, sich nur durch die Bethätigung seiner eigenen Kräfte vor den andern hervorzuheben — ein Volk, in dem jeder einzige es als Pflicht fühlt und deshalb die äußere Möglichkeit haben muß, seine Persönlichkeit zur höchsten Entfaltung seiner Kräfte heranzubilden — kurz, ein Volk, das frei ist, aber in dem jeder die Rechte des andern ehrt, das gedeiht, aber in dem jeder seinen Erfolg sich selbst verdankt, und das nach den höchsten Zielen strebt, aber jeden einzigen gleichermaßen ermutigt, das Höchste zu erreichen: das ist das individualistische Ideal, dem die Nation unter dem Sternenbanner entgegenstrebt. Europa glaubte noch bis vor kurzem naiv an die populäre Karikatur dieser Volksseele. Für den Drang nach politischer Gleichheit und Freiheit wurde in dem üblichen Zerrbild ein Geist der Zuchtlosigkeit und Bestechlichkeit substituiert; die Zeitungen beurteilten die Politik nach der Mißwirtschaft irischer Stadtpolitiker — und doch ist für den Amerikaner der Geist der Selbstbestimmung in erster Linie ein Geist der Selbstzucht; wer wirklich an Selbstbestimmung glaubt, setzt sich mit sich selbst in Widerspruch, wenn er in die Rechte des Nachbars eingreift. Die juristisch-politische Selbstzucht des alten Römertums gegenüber dem Griechentum Europas ist da aufs neue erschienen. Und für den Drang nach Selbstbethätigung setzte der harmlose Durchschnittseuropäer die Sehnsucht nach dem Dollar. Man sah nicht, daß hier das Gold nicht um der Genüsse willen, sondern als Maßstab der erfolgreichen Bethätigung gesucht wurde, und daß ein solcher Maßstab in einem Land, das keinen Adel, keine Orden, keine Titel anerkennt, notwendig größere Bedeutung gewinnen muß. Man übersah, daß alle die in Europa nicht unbeliebten Formen des Gelderwerbs, bei denen das Moment der Selbstbethätigung fehlt, wie die Mitgift oder die Lotterie, hier verachtet werden, und daß gerade das wirtschaftliche Leben hier ein Maß von Vertrauen und Ehrlichkeit bethätigt, das den Fremden immer aufs neue verblüfft. Man sah immer nur die Aeußerlichkeiten, bis plötzlich die „amerikanische Gefahr" da war und man langsam zu begreifen begann, daß solche Erfolge denn doch nicht möglich gewesen wären, wenn nicht sittlich wertvollere Motive als bloße Habsucht dahinter gestanden hätten.

Und die gleiche Ueberraschung, mit der das unvorbereitete Europa die Riesenentfaltung amerikanischer Politik und Wirtschaft erlebte, wird sich unerwartet schnell auch auf dem Gebiet des Geisteslebens einstellen. Da ist die Karikatur ja am schlimmsten, die europäische Unkenntnis der amerikanischen Volksseele am bedauerlichsten. Der Geist der individualistischen Selbstvervollkommnung bringt es ja notwendig mit sich, daß die Hebung des geistigen Niveaus für die Allgemeinheit zunächst wichtiger erscheint als die Züchtung vereinzelter Maximalleistungen; die stärksten Energien der Nation müssen sich daher zunächst in den Dienst der Aufgabe stellen, Bildung und Interesse in die weitesten Kreise zu tragen, statt alle Kraft auf kleine Gruppen zu konzentrieren. Die Intensität des geistigen Lebens in den Millionen beachtete man nicht; man bemerkte nur die Seltenheit der Einzelleistungen von Weltbedeutung und schloß daraus auf geistige Unfähigkeit und Interesselosigkeit. So wie der Amerikaner politisch korrupt und wirtschaftlich habgierig sein sollte, so sollte er in Kunst und Wissenschaft als Barbar gelten. Der Durchschnittsdeutsche hat ja auch heute noch kaum eine Ahnung davon, daß sich auf geistigem Gebiet hier vielleicht noch größere Wandlungen vollzogen als auf kommerziellem und politischem. Und auch da handelt es sich nicht etwa um bloße Nachahmung, sondern um eigene Aufgaben mit eigenen Lösungsmethoden. So wie die industrielle Entwicklung hier ganz andere Wege ging als in Deutschland, hier ihre Erfolge durch arbeitsparende Maschinen erreichte, während Deutschland durch billige Arbeitskräfte im Vorteil war, so hat auch der geistige Fortschritt hier seine eigenen Wege gesucht. Das Bibliothekswesen, dem nichts Aehnliches drüben an die Seite zu setzen ist, der überall freie Schulunterricht, die in der Kulturgeschichte einzigstehenden Schenkungen für Kunst und Wissenschaft, die Luxussucht der reichen Kreise, die Prämien der Technik und Industrie, die vollberechtigte Anteilnahme der Frau, die Masse der stetig wachsenden Kreise, die in der zweiten und dritten Generation wirtschaftlich unabhängig sind, und viele andere Umstände haben sich vereinigt, um Bedingungen zu schaffen, unter denen Kunst und Wissenschaft sich heute schneller hier entwickeln als selbst die Stahlindustrie.

Jene drei Grundtriebe führen zur gleichen, individualistischen Lebensanschauung, aber sie haben sich historisch unter ungleichen Einflüssen entwickelt. Der Geist der Selbstbestimmung, der in der Verfassung der Vereinigten Staaten seinen klassischen Ausdruck findet, stammt aus dem ursprünglichen Kolonialcharakter des Volkes; durch weite Meere vom Mutterland getrennt, ohne bindende Traditionen, ohne beherrschende Symbole, auf eigenes Urteil und eigene Kraft angewiesen, mußten die amerikanischen Kolonisten des siebzehnten und achtzehnten

Jahrhunderts die Prinzipien der Selbstbestimmung so allentscheidend werden lassen, daß sie allein zum idealen Kraftzentrum ihres Staatswesens werden konnten. Der Drang nach Selbstbethätigung dagegen stammt aus der langen Periode des Kampfes. Es galt das ungeheure Land zu eröffnen, Prärien und Ströme, Gebirge und Urwald zu überwinden. Dieser Kampf hat heute, seit Erschließung des Westens, seine Schärfe verloren, und immer mehr mischt sich daher in den herben Geist der Selbstbethätigung der weichere des Behagens und der gemütlichen Freude am Leben; aber die beherrschenden Züge des wirtschaftlichen Empfindens sind doch wohl für immer aus jener Kampfzeit in die Amerikanernatur übergegangen. Damals lernte der Amerikaner auch, was der Deutsche erst langsam jetzt nachzulernen anfängt: den Glauben an den kulturschöpferischen Wert des wirtschaftlichen Lebens. Ein Volk, das im Wirtschaftsleben nur ein notwendiges Uebel sieht und Kulturwerte nur in den Gebieten von Wissenschaft und Kunst, von Heer und Verwaltung, von Recht und Religion sucht, wird niemals erstklassiges Menschenmaterial für seine Wirtschaft gewinnen können und dadurch notwendig im Nachteil sein gegen ein Volk, das seine glänzendsten Kräfte in den Dienst der Wissenschaft einstellt. Der Geist der Selbstvervollkommnung schließlich hatte seine lebendigste historische Quelle im Puritanertum Neuenglands, von dem aus seit Hunderten von Jahren die stärksten sittlichen Impulse ins Land gedrungen sind und heute noch dringen.

Es ist naturgemäß, daß diese verschiedenen Antriebe sich auch räumlich sondern und verschiedene Gegenden in verschiedener Weise beherrschen. Ward der Drang nach Selbstbestimmung das Energiezentrum der unter Washington geschaffenen Verfassung, so mußte jener Drang seinen deutlichsten Ausdruck in der Stadt finden, die, nach Washington genannt, der Ausführung der Verfassung allein gewidmet wurde. Der Drang nach Selbstbethätigung andrerseits mußte sich da am ausdrucksreichsten zeigen, wo Natur und Geschichte das wirtschaftliche Eingangsthor für den Kontinent schufen: an der Mündung des Hudson, in Neuyork. Und der Drang nach Selbstvervollkommnung schließlich hat sein historisches Zentrum dort, wo 1636, zunächst als Hochschule für puritanische Geistliche, das Harvard College gegründet wurde, in Boston. Ja wer je mit geschichtlichem Bewußtsein die Stufen zum Kapitol in Washington hinaufgeschritten ist, dann in Neuyork am unteren Broadway die zwanzigstöckigen Geschäftshäuser besucht hat und schließlich in Bostons Gartenvorstadt Cambridge durch die Hallen der Harvard-Universität gewandert ist, der hat dort, wie an keinen andern Stellen im Land, jenen dreifachen Geist verspürt, der das eigenartige Volk geformt und erhoben hat.

Zu diesen drei Kulturzentren, dem politischen, dem wirtschaftlichen und dem geistigen, mußte Prinz Heinrich sich deshalb wenden, wenn er, und durch ihn das deutsche Volk, wirklich das Wesen des Landes kennen lernen wollte. Alle seine andern Besuche mußten unwesentlich bleiben neben denen in Washington, Neuyork und Boston, und jene Stunden, die er unter den Senatoren dort, unter den Industriellen da und unter den Professoren hier verbracht, müssen als die charakteristischten Teile der Reise gelten.

Freilich mag es scheinen, als sei ein wichtiger Zug der amerikanischen Volksseele hier ausgeschaltet; neben dem politischen, wirtschaftlichen und geistigen Leben darf das soziale nicht vergessen werden, und auch hier scheint sich alles von einem Punkt übersehen zu lassen. Es würde nämlich weitverbreiteter Anschauung huldigen, wenn wir im Sinn des Vorangehenden fortfahren wollten, daß es der historisch angestammte Geist der sozialen Selbstbehauptung sei, der die amerikanische Demokratie beherrscht. Der Prinz hat diesen Geist nicht zu sehen bekommen, nicht weil man die demokratischen Formen vor einem Prinzen verstecken wollte, im Gegenteil, oft genug haben sich die äußerlichen Unmanieren der Gleichthuerei taktlos aufgedrängt; den Geist der sozialen Gleichheit hat der Prinz einfach deshalb nicht gesehen, weil er nicht existiert. Schon vom Beginn der historischen Entwicklung haben sich aristokratische Fäden in das Gewebe der demokratischen Gesellschaft hier eingefügt, und heute sind die Tendenzen zur sozialen Differenzierung so sehr mit den entgegengerichteten vermischt, daß von einer Ausprägung des sozialen Gleichheitsgedankens nur in Aeußerlichkeiten, nicht im wesentlichen die Rede sein kann. Der Prinz war eigentlich der demokratischte in den Kreisen, in denen er sich hier bewegte; alle die, die ihn umgaben, bemühten sich vor allem zu zeigen, daß sie mehr als ihre Nachbarn sind.

Aber eins, das der Prinz sehen mußte und reichlich sah, muß in der That zu den wesentlichen Eindrücken der Reise hinzugefügt werden: er sah das Deutschtum des Landes, und gerade unter diesem Gesichtspunkt war auch die Rundfahrt nach den westlichen Städten eine nötige Zuthat. Bisher hat Deutschland von den Millionen Amerikanern deutscher Abstammung wenig Notiz genommen; die meisten wußten, daß Karl Schurz vorhanden war, aber wären schon bei der Frage nach einem zweiten Namen in Verlegenheit gekommen; nicht wenigen bedeutete der Deutsche in Amerika im allgemeinen einen mißratenen Sohn, der rechtzeitig den Ozean zwischen sich und die Polizei gelegt hat. Deutschland hat durch die Augen des Prinzen jetzt gesehen, daß das Deutschtum in Amerika blühend gedeiht, daß es eine wichtige Rolle im Verkehr der beiden Länder spielt, daß es nicht wenige Männer von Einfluß und Ansehen in seiner Mitte findet, und daß es in der neuen Heimat stets Pflichtgefühl und Ehrenhaftigkeit, Fleiß und Gründlichkeit zur Geltung brachte. Ueberschätzen wird man es auch in Zukunft nicht, daß es zu leicht die Muttersprache abstreift, daß es zu wenig höheren geistigen Idealen nachstrebt, daß es zu bereit ist, den Amerikanern gerade die Fehler nachzuahmen, daß es sich zu wenig um öffentliche Angelegenheiten kümmert — das sind ja Eindrücke die vielleicht gerade in diesen Tagen bestärkt wurden; aber der Deutsche daheim wird doch wenigstens anfangen, über diese Millionen nachzudenken, die eine Unsumme körperlicher und sittlicher Kräfte repräsentieren.

Aber der Prinz kam nicht nur, um Amerika kennen zu lernen: die Amerikaner sollten durch ihn Deutschland kennen lernen. Wie sah es denn bisher damit aus? Das Interesse der Amerikaner an Deutschland hat sich in den letzten Jahrzehnten verschoben. Einstmals war es das Land der Dichter und Denker und gleichzeitig das Land, das die brauchbarsten Einwanderer schickte; jetzt ist es das Land, das als wirtschaftlicher Konkurrent und als politischer Rivale in den Zeitungen dasteht. Die Einwandererfrage ist in der That ganz zurückgetreten, seit die deutschen Emigranten so gering an Zahl im Vergleich mit den ost- und südeuropäischen Ankömmlingen geworden sind. Und die Liebe für die Denker und Dichter wurde immer platonischer. Man weiß, daß heute ein Kant, ein Goethe, ein Beethoven nicht zur Stelle ist, und sucht vergeblich selbst nach einem Helmholtz oder Wagner. Gewiß ist die Zahl der amerikanischen Studenten, die heute die deutschen Universitäten besuchen, viel größer als vor vierzig Jahren, aber Deutschland ist für sie nicht mehr der eine Schulmeister in der Welt; der Amerikaner weiß, daß er inzwischen das alles selbst gelernt hat. Vor allem der Weg von Weimar nach Varzin ist den meisten Amerikanern schwer geworden; das Deutschland Bismarcks war ihnen weniger persönlich sympathisch als das Deutschland Goethes, und noch bis gestern galt es als Dogma, daß

der starre, kalte, unsympathische Soldatengeist herrisch die guten Geister Deutschlands verscheucht halte. Das Interesse galt deshalb ganz der Wirtschaft und der Politik, und auf beiden Gebieten herrschte düsteres Mißtrauen. Zollfragen und Kolonialfragen, kleinliche Streitigkeiten und Schwierigkeiten, Verdächtigungen und Befürchtungen erfüllten die Gemüter. Deutschland kreuzte Amerikas Wege auf dem Weltmarkt und der Weltpolitik.

Und von gestern zu heute ist das alles anders geworden. Mögen auch äußerlich zunächst noch kleine Reaktionen eintreten: wer das innere Leben und die Stimmung Amerikas kennt, der weiß, daß nach Prinz Heinrichs Fahrt die Freundschaft zwischen beiden Ländern für lange Zeit ungetrübt bleiben wird.

Wie war das möglich? In den äußeren Verhältnissen hat sich ja nichts geändert — wie konnte alles plötzlich solch anderes Gesicht annehmen? Der einfache Grund lag darin, daß die äußeren Verhältnisse nicht die geringste Nötigung zu irgendeinem Zwist enthalten und die elenden Streitigkeiten nur deshalb entstanden waren, weil das Vertrauen fehlte, und das Vertrauen fehlte, weil jenes Gefühl der Antipathie alles verdarb. Nicht Weizenpreise und Kohlenstationen entschieden, sondern Sympathie und Antipathie. Hochherzige Naturen werden nicht Feinde, weil sie nach gleichen Zielen streben. Gelänge es, jene Antipathie zu zerstören, dann müßte notwendig das Vertrauen wiederkehren, und mit der Sympathie wird die Lösung aller wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten angebahnt sein. Und alles das geschah schnell, wie wenn die Sonne durch die Wolken bricht.

Prinz Heinrich kam und sah und siegte. Viele Hunderte haben den warmen Druck seiner Hand gefühlt, viele Tausende haben seinen Worten gelauscht, und Hunderttausende haben ihn sehen dürfen, und überall, überall kam es wie sonnige Freude über die Menschen. Wohl hat der Kaiser im ganzen Land ungezählte begeisterte Verehrer, aber der Kaiser ist fern, und auf der Höhe des Throns erscheint er streng, erhaben, fast unpersönlich, wie ein abstrakter Herrschaftsbegriff. Aber hier kam als sein Vertreter ein Preußenprinz in eigener Person ins Land, so edel und doch so schlicht, so sicher und doch so maßvoll, so beredt und doch so bescheiden, so königlich und doch so gutmütig. Wenn das preußische Herrscherhaus aus solchen herzgewinnenden Augen spricht, dann hält das Vorurteil von dem unsympathischen Soldatengeist nicht länger stand: und mit der Sympathie kommt das herzliche Vertrauen, und mit dem Vertrauen die frohe Gewißheit, daß sich in Zukunft alle Fragen zwischen den beiden Völkern in Freundschaft werden lösen lassen.

Ja, Prinz Heinrich hat nicht nur Amerika kennen gelernt, sondern es innerlich umgestimmt. Aber Amerika hat sich dabei nichts vergeben, denn es hat von seiner Seite aus genau das Gleiche gethan. Ja, erobert hat es den Prinzen, denn der einzigartige Empfang hat des Prinzen Seele aufs tiefste gefangen genommen; aber vor allem entdeckt hat es den Prinzen, denn enge Kreise nur wußten vor der Amerikafahrt, was heute Millionen wissen, daß Prinz Heinrich eine der prächtigsten Menschennaturen ist, die je im deutschen Vaterland emporgeblüht sind.

Rien ne va plus.

Plauderei von E. Vely.

Die spielvergnügliche — besser spielsüchtige Welt, jene Tausende, die das nervenerregende und sittenverderbende Hasard als ihr Hauptunterhaltungsmittel betrachten, sind schwer von dem Wort getroffen worden, das in der Repräsentantenkammer zu Brüssel gesprochen ist: „Alle Spielveranstaltungen in Belgien sind verboten.“ War doch Ostende ein so schöner, fashionabler Ort, nach dem man ganz unschuldig, der Seebäder und des großartigen internationalen Treibens halber gehn konnte. Diese Eigenschaften verdeckten die Anziehungskraft des Spielklubs, des „Cercle des Etrangers“, aufs liebenswürdigste. Schon im Winter bei den Diners gab's Verabredungen, und wo man verschwiegen bis zu früher Morgenstunde dem Poker gehuldigt, hieß es: „Auf Wiedersehen in Ostende!“ bei Männlein wie Weiblein.

Die Räume des Cercle befinden sich in dem Seitenflügel des Kurhauses. Allen Spielarten konnte man hier huldigen, aber man mußte in den Klub eingeführt und Mitglied werden, bei einem Eintrittsgeld von 20 Frank. Drei Tage hing der Name des Kandidaten aus. War aber ein Eiliger da, der nicht Zeit hatte, so lange zu warten, fand er auch gleich Aufnahme.

Und war man in Ostende fertig, winkte das verschwiegene Spaa, zwischen Lüttich und Aachen reizend gelegen, mit Roulette und Pharo. Auch hier die Verborgenheit, während beim Besuch von Monte Carlo ja gar kein Zweifel sein kann, daß man mehr Zeit in den Prachtsälen, in der parfümierten Luft, wo nur geflüstert wird, die Kugel rollt, das Gold klirrt, zubringt, als draußen, wo es von Farben sinnverwirrend glüht, wo der Blumenduft schmeichelt und das Meer leise rauscht.

Ostende und Spaa werden also aus der Liste der Spielbäder verschwinden, die einst ganz beachtungswert war. Gestrichen, wie das kleine und doch so berüchtigte Nenndorf bei Hannover, von dem uns die Großeltern erzählten. Wie Baden-Baden, Wiesbaden und Homburg, wo die Bankhalter Benazet und Blanc regierten, als Frankreich 1859 alle öffentlichen Spielhäuser schloß. Die Pracht der Säle, die schönen Anlagen zeugen noch von jener Zeit. Das alte römische Recht war so streng, die Häuser konfiszieren zu lassen, in denen Hasardspieler getroffen wurden — seit dem Mittelalter war man duldsamer und bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde fast in jedem kleinen Badeort, wohin man der Gesundheit halber ging, des Vergnügens wegen gespielt. Die Spielleidenschaft ist eine der gefährlichsten und verdammenswertesten, und die von ihr Betroffenen fallen ihr meistens zum Opfer. Wäre mit dem Schließen und Verbieten nur auch der Spielwut gesteuert! Freilich, der Passant, der Badegast ist geschützt, die Gelegenheit kann sich ihm nicht mehr aufdrängen — der echte und rechte Spieler findet aber seine Genossen, wie Mittel und Wege, seine Karten zu wenden.

Für Belgien also „rien ne va plus“ — damit wäre Monte Carlo eine Alleinherrschaft zugesichert, die seine Habitués ängstigen könnte wegen zu großen Zudrangs. Aber lange schon schwirrt eine tröstende Nachricht durch die Luft: Korfu, die Insel der Phäaken, soll mit einer Spielbank beglückt werden. Den Korfioten selbst, wie den Einwohnern Monakos, wird das Spielen verboten sein. Aber auf stolzen, schnellen Schiffen wird das Publikum aus aller Welt kommen und auf das Zauberwort hören: „Faites votre jeu!“

Und die, denen das gleißende Gold aus den Händen rollt, haben dann wundervolle Plätze, von der Welt Abschied durch die Bleikugel zu nehmen: auf den Höhen, die über das Achilleion ragen, wo Kaiserin Elisabeth von Oesterreich ihrem Sohn ein Denkmal setzte und das zweite dem Sänger des „Buchs der Lieder“, oder in der Brandung an der zypressenbestandenen Insel Pondikinisi. „Rien ne va plus!“

Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

9. Fortsetzung.

Im Herbst hatte Lolo ja noch gelacht über den dicken, alten Kommerzienrat, den ihr die Dame als begehrenswerten Freier vorgestellt hatte. Nun erschien er ihr nicht mehr als „Böcklinsches Ungeheuer“ — nein, als Erlöser aus der Abhängigkeit von dem widerwärtigen Onkel, als liebenswürdiger Tröster in der grauen Einförmigkeit dieser Trauerwochen. Aber ob es ihm wirklich Ernst war mit seiner Bewunderung?

Theo atmete auf, als Kurt wieder abreiste. Eines Mittags warf er sich in seinen schönsten schwarzen Anzug — es that ihm eigentlich sehr leid, daß er nicht für eine Stunde wieder als spanischer Torero auftreten durfte, in dem prunkvollen Kostüm, in dem er Miß Whites Wohlgefallen erregt hatte. In einem nüchternen schwarzen Gehrock fühlte er sich nicht so sicher als unwiderstehlicher Eroberer. Aber er mußte sein Glück wagen — es mußte etwas geschehen für seine Zukunft. Wenn ihm ein anderer zuvorkäme! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn bei dem Gedanken.

Gänzlich unerwartet, ganz verblüffend und vernichtend traf ihn, was nun geschah.

Miß White hörte seine Bitte um ihre Hand lächelnd an, aber dann sagte sie: „Dear Mr. Riedenhof, Sie sind ein sehr good looking Gentleman. Aber ein Maler hat doch so gar keine gesellschaftliche Position! Eine berühmte Maler, das wäre etwas anderes! Ich habe mir immer vorgenommen, zu heiraten ein Offizier, nicht bloß Reserveleutnant wie Sie, ein wirkliches Offizier wie Ihr Bruder.“

Ein Korb also! Er, der schöne Theo, den die süßen Mädels so verwöhnt hatten, er bekam einen Korb von der häßlichen, plumpen Amerikanerin! Es war ja eigentlich zum Lachen, wenn es für ihn nicht so tragisch gewesen wäre!

Was nun?

* * *

Georg Brandner hatte an einem schönen, blauen Frühlingstag, als er in den Anlagen spazieren ging, eine Begegnung, die ihn ganz merkwürdig aus dem Gleichgewicht brachte.

Zuerst sah er Frau Winkler, behäbig und lebhaft schwatzend, mit einer jungen Frau, die ihr auffallend glich, wahrscheinlich ihrer älteren Tochter. Hinterdrein aber ging ein Brautpaar; Hedwig am Arm eines kleinen, untersetzten Mannes in einem hellen Sommeranzug mit einem Maiblumenstrauß im Knopfloch.

Im ersten Augenblick hatte Brandner eine Empfindung, als lebte der schmerzliche Groll seiner Jugendzeit wieder auf. Deutlich stand ihm jene Stunde vor Augen, als sein glühend geliebtes erstes Mädchen ihm mit übermütigem Lächeln ihren Bräutigam vorgestellt hatte. Zweimal sollte sich für ihn das erbitternde, kränkende Erlebnis abspielen, daß ein Mädchen, von dem er sich geliebt geglaubt, ihm am Arm eines andern entgegenkam!

Er grüßte sehr kühl und gemessen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, stehenzubleiben und einen Glückwunsch zu sagen. Nachdem das erste Gefühl der Enttäuschung verflogen war, machte er sich freilich Vorwürfe über seinen Mangel an Selbstbeherrschung.

Was für ein Recht besaß er denn, sich gekränkt zu zeigen? Er hatte doch nicht die geringsten Ansprüche an Hedwigs Neigung, an ihre Treue! Freuen sollte er sich im Gegenteil, daß sie von ihrem aufreibenden Beruf erlöst wurde, daß sie fortkam von der albernen Mutter, daß dem lieben, warmherzigen Geschöpf doch ein Glück blühte. Ganz abscheulich schien es ihm nun, daß er ohne ein freundliches Wort an ihr vorübergegangen war. Aber wie er sich auch die Sache zurechtlegte, es blieb ihm immer ein peinlicher Eindruck. Und allmählich ward ihm auch klar, warum ihn der Anblick des Bräutigams so unangenehm berührte.

Der untersetzte kleine Mann in dem hellen Sommeranzug hatte recht gewöhnlich ausgesehen. Nicht etwa einfach und schlicht, als wäre er in bescheidenen Verhältnissen; nein, allzu fein geschniegelt und aufgeputzt, mit einer gewissen Selbstgefälligkeit und Geziertheit, als wollte er den feinen Herrn spielen, ohne dafür rechtes Geschick zu besitzen.

Georg hätte Hedwig einen besseren Geschmack zugetraut; sie schien solche Sehnsucht zu haben, sich aus ihrer häuslichen Sphäre herauszuheben. Und das war nun ihr Erwählter! Um diesen Menschen hatte sie sich abgehärmt in einem Liebeskummer, der sie bleich und elend machte! Sie selbst schien ihm in seinen Augen gesunken, seit er sie am Arm eines Bräutigams sah den er in seiner Erbitterung nach einem flüchtigen Blick verurteilte; das ganze Frauengeschlecht dünkte ihn plötzlich nur eines mitleidigen, geringschätzigen Achselzuckens wert.

Er kaufte in einem Blumenladen einen Korb mit Hyazinthen und Maiblumen, schrieb auf eine Karte „Herzlichen Glückwunsch“ und schickte ihn an die Braut.

Jetzt konnte er wohl einen Strich machen unter seinen letzten stillen, kleinen Roman. Nun würden die warmen Mädchenaugen mit ihrem zarten Opalglanz, die ihn bisher so oft verfolgt, die sich sogar in seine Träume geschlichen hatten, wohl nimmermehr vor ihm auftauchen.

Aber er täuschte sich.

Eines Abends sah er Hedwig mit ihrem Bräutigam im Schauspielhaus. Immer noch war sie so bleich; immer noch lag ein so rührend trauriger Zug um

ihren Mund, obwohl sie sich bemühte, zu lächeln, heiter und angeregt zu erscheinen. Nein, das war keine glückliche Braut, die mit rosiger Erwartung in die Zukunft schaute! Sie glich einem armen Opfer, das sich kampfesmüde in das Schicksal ergiebt, dem es nicht zu entrinnen vermag.

Er mußte nun doch wieder an sie denken, nicht mehr mit Groll und eifersüchtiger Erbitterung, nur im tiefsten Mitleid. Und weil ihn das blasse Gesichtchen, das er wieder so oft vor sich auftauchen sah, beunruhigte, ging er eines Tags in das Atelier zu Eda Kalkberg, um bei ihr Erkundigungen über diese überraschende Verlobung einzuziehen. Er konnte in seinem neuen Haus ja noch viele Bilder brauchen und hatte also den schönsten Vorwand, um sich bei der Malerin einzuführen. Sie war erst vor kurzem von der Reise gekommen und schien selbst noch ganz verblüfft über die Wendung in dem Geschick ihrer jungen Freundin, denn sie fing gleich an über Hedwig zu sprechen: „Ich werde nicht klug aus dem Mädel," sagte sie ganz ärgerlich in ihrer herben, rauhen Art, hinter der sich doch so viel Herzensgüte verbarg. „Mein Gott! Aufzwingen kann ich ihr meinen Rat und mein Interesse nicht, wenn sie kein Vertrauen mehr in mich setzt! ‚Denken Sie, ich werde mich in ein paar Wochen verheiraten!' erzählte sie mir, ohne mich anzublicken, ganz ruhig und geschäftsmäßig in demselben Ton, in dem sie mir mitgeteilt hätte, sie wolle sich einen neuen Mantel kaufen. Ich starrte sie natürlich nur ganz ungläubig an und schüttelte den Kopf. Da ward sie ordentlich heftig und rief: ‚Sie sollten sich doch freuen, Fräulein Eda, daß ich künftig einen Beschützer haben werde und mich nicht mehr um meine Existenz sorgen muß. Sie haben doch immer gemeint, ich sei viel zu schüchtern und viel zu weich geartet, um allein in der Welt zu stehen. Nun wünschen Sie mir nicht einmal Glück!' Dabei aber klang's wie Weinen durch ihre Stimme, und ihre Augen schauten so müde und freudlos auf den Frühlingshimmel hinaus, daß ich absolut nicht an ihr Glück glauben konnte."

„Haben Sie den Bräutigam kennen gelernt? Was ist's für ein Mensch? Es kommt mir wie eine Vernunftheirat vor. Er wird doch in guten Verhältnissen leben?" fragte Brandner, recht betrübt über diese Auskunft.

„Er heißt Anton Schenkell, und im Adreßbuch steht: Realitätenbesitzer. Hedwig hat bisher vermieden, mich mit ihm zusammenzubringen. Gestern begegnete ich den beiden auf der Treppe, da mußte sie ihn schon vorstellen. Gefallen hat er mir ganz und gar nicht. Vor allem, weil er sich's entschieden als eine großmütige That anrechnet, daß er ein Mädchen ohne Vermögen zur Frau nimmt, und meint, er thue Hedwig auch noch eine besondere Ehre an. Solcher Männerhochmut bringt mich immer in Harnisch! Hedwig ist ja doch viel, viel zu gut, viel zu fein und gemütvoll für diesen dickköpfigen Menschen mit den kleinen, schlauen Mäuseaugen!"

„Und Sie wissen nicht, Fräulein Kalkberg, wie das junge Mädchen eigentlich dazu kam? Sie war ja schon seit längerer Zeit so verstimmt und niedergeschlagen."

„Ich glaube, da steckt die Mutter dahinter," rief Eda zornig. „Sicher so eine Familienverschwörung! Sie haben das arme Ding so lange gequält und geknetet, bis sie meinte, sie müsse zugreifen, ‚die Versorgung' sich nicht entgehen lassen. Wie ich dieses Wort schon hasse! Aber da ist nichts zu machen. Ich bin mir wirklich grausam erschienen, weil ich sie so aufs Gewissen fragte, ob sie sich's denn auch gründlich überlegt hätte, und ob sie sich auch klar darüber wäre, wie lieb man einen Mann haben müßte, um ihm sein ganzes Ich zu überantworten. Sie hat nur genickt, aber wie sie mir dann die Hand gab und mich anschaute, da ist mir's ganz weh geworden von diesem Blick. Frau Winkler aber weiß sich gar nicht vor Stolz und Glückseligkeit zu lassen, und ich muß alle die schönen Geschenke bewundern, die der Bräutigam schon geschickt hat, und mit anhören, wie die Zimmer eingerichtet werden, und die gute Frau läßt manchmal ein Bedauern mit einfließen, daß ich so eine arme alte Jungfer geworden bin, die solche Herrlichkeit nicht erleben durfte!"

Sie lachte trocken, Brandner stimmte mit ein, aber er unterdrückte dabei einen tiefen Seufzer. Merkwürdig, wie diese Fischbacher Gegend, die ihm bisher so reizvoll und sonnenwarm erschienen war, ihm nun wie von Melancholie umflort vorkam, als er die Skizzen wieder ansah. Er wollte lieber eine fremdere Landschaft in seinen Zimmern haben, irgendeinen heiteren See — nichts mehr vom Innthal, nichts mehr von den Erinnerungen an seine letzte Herzensjugend!

In der nächsten Zeit war er sehr beschäftigt. Er hatte versprochen, im Volksbildungsverein einen Vortrag über seine Wanderungen im Kaukasus zu halten, und er mußte sich gründlich vorbereiten, ehe er zum erstenmal in seinem Leben eine Rednerbühne betrat. Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt; auch Frauen hatten Zutritt, und er freute sich, daß ihm die Worte freier und lebhafter von den Lippen flossen, als er erwartet hatte, und daß ihm lebhafter Beifall gezollt wurde. Einmal war es ihm gewesen, als begegnete seinem Blick ein junges, blasses Gesicht, das ganz besonders ernsthaft und aufmerksam auf ihn gerichtet war, und er fragte sich, ob wirklich Hedwig hierhergekommen sei, und er begann mit den Augen nach ihr zu suchen. Aber ein breiter Männerrücken verbarg ihm dann wieder den jungen Kopf, und er sagte sich schließlich, daß ihn wohl eine Aehnlichkeit getäuscht haben mochte.

Es war ein Zufall, daß er sich von den Herren nicht überreden ließ, nach dem Vortrag zu bleiben, sondern sich gleich auf den Heimweg machte. Der Abend war so schön, nach dem heißen Raum schien ihm die milde Luft, der Wasserhauch der Isar, an der er eine Strecke weit entlang gehen mußte, ganz köstlich. Von einer Bank am Ufer erhob sich, als er vorüberkam, eine schlanke, dunkle Gestalt. Es war schon dämmrig, und er erkannte Hedwig erst, als sie ihm ganz nahe war.

„Verzeihen Sie, ich habe hier gewartet! Ich hoffte, Ihnen zu begegnen, Herr Brandner," stieß sie in einem ganz seltsam erregten Ton hervor. „Ich wollte Ihnen doch danken für Ihren Vortrag und dann — dann möchte ich Ihnen doch auch noch Adieu sagen — ehe — ehe ich mich verheirate."

„Es freut mich herzlich, daß ich Sie noch einmal sehe, Fräulein Hedwig," erwiderte er, ganz bewegt von ihrer zitternden Stimme, „daß ich Ihnen noch mündlich recht viel Glück wünschen darf. Wann ist Ihr Hochzeitstag?"

Sie schwieg einen Moment; gepreßt und leise, wie mit einem angstvollen Schauer, sagte sie dann: „Morgen."

„Morgen?" wiederholte er, überrascht und von Schrecken ergriffen. Daß sie am letzten Tag vor ihrer Hochzeit so allein hier im Dunkeln saß, daß sie an diesem Abend noch Zeit fand zu einem Lebewohl für ihn — das beunruhigte, ängstigte ihn.

Sie schien wohl seine Gedanken zu erraten.

„Mein Bräutigam feiert heute noch seinen Abschied von seinen Freunden. So habe ich ein paar letzte Stunden der Freiheit. Als ich in der Zeitung las, daß Sie einen Vortrag halten würden, da überkam mich eine ganz unsinnige Freude. Meine Mutter ließ mich fort, ohne viel zu fragen. Jetzt darf ich ja ein wenig eigenen Willen haben, da ich doch morgen nicht mehr zu Hause bin!"

Es war etwas Fieberhaftes in ihrem Wesen. Ihre früher so sanfte, weiche Stimme hatte manchmal einen schrillen, harten Ton. Sie eilte mit raschen Schritten vorwärts, wie getrieben von einer leidenschaftlichen Unruhe. Brandner wurde es ganz beklommen zu Mut. Er bog in einen Seitenweg ein, in dem es noch einsamer war. Es schien ihm besser, wenn niemand ihnen begegnete, niemand sah, in welcher verzweifelten Stimmung die Braut, die morgen ihren Hochzeitstag feiern sollte, in der Abenddämmerung an der Seite eines fremden Mannes ging. Auch ihm pochte das Herz. Aber er wollte nur die Stimme des Mitleids hören, nur dem selbstlosen Wunsch für ihr Glück Raum geben. Beruhigen, trösten wollte er sie wie ein krankes Kind.

„Geben Sie mir Ihren Arm, Hedwig," sagte er, sich zu einem heiteren Ton zwingend. „Wir wollen nicht so im Sturmschritt weiterlaufen. Sie sollen mir ganz ruhig erzählen, von sich, von Ihrem künftigen Leben —"

Schüchtern legte sie ihre Hand auf seinen Arm. Er sah ihre Augen glänzen, nun, da sie ihm so nahe war.

„Sie denken also nicht schlecht von mir?" murmelte sie leise. „Ich fürchtete schon — darum mußte ich noch einmal mit Ihnen sprechen! Sie haben mich so fremd und kalt gegrüßt, als Sie mir mit meinem Bräutigam begegneten. Sie ahnen gar nicht, wie mich das niederdrückte — wie es mich unglücklich machte, daß Sie nun gering von mir denken müßten. Es ist mir, als wäre alles gut, weil ich Ihnen doch noch sagen darf, daß ich kein wankelmütiges, leicht verliebtes Ding bin, das in wenigen Wochen vergessen und sein Herz bald dem, bald jenem schenken kann. Ach nein! Die schöne, sonnige Erinnerung an den Herbst, die sitzt wie eingegraben fest. Aber ich habe mir ernsthaft vorgepredigt: man muß sich mit dem Leben abfinden und es nehmen, wie es wirklich ist. Ich habe ja gar kein Recht, so hoch hinauszuwollen und ein absonderliches Glück zu erwarten. Wer bin ich denn? Das Träumen ins Blaue hinein ist so ungesund! Davon wird man nur unzufrieden und lebensmüde. Wenn ich nun verheiratet bin, dann ist doch alles dumme Wünschen zu Ende; ich habe mein Los, an dem es nichts mehr zu ändern und zu rütteln giebt, und thue eben auch meine Pflicht wie tausend andere."

Sie sprach so rasch in ihrer Erregung, daß er sie nicht zu unterbrechen vermochte. Ach — ihm versagten auch die Worte! Er war so tief beschämt, so ergriffen, so erschüttert. Sie verriet ihm ja viel mehr, als sie wollte. Wie ein rührendes Bekenntnis klang diese heftige, in ihrer wirren Fassungslosigkeit gestammelte Selbstverteidigung: „Dich habe ich liebgehabt! Nach dir habe ich mich gesehnt! Nun suche ich Vergessenheit! Ein Ende!"

„Aber liebe, liebe Hedwig! Welches Recht hätte ich, Ihnen Vorwürfe zu machen, geringer von Ihnen zu denken!" sagte er dann ganz kleinlaut. „Ich bin ein alter Mann im Vergleich zu Ihnen, Kind, und habe mit meinen grauen Haaren nur noch Anspruch auf ein bißchen freundschaftliches Interesse von einem so jungen Geschöpf, wie Sie es sind. Aber ein guter Freund bin ich Ihnen, glauben Sie es mir, Hedwig — und der will ich bleiben, immer, immer — und wenn Sie irgendeinmal im Leben Rat und Hilfe brauchen, dann kommen Sie zu mir! Ich wünsche Ihnen ja freilich von ganzem Herzen, daß Sie eine gute Wahl getroffen hätten, daß Ihnen jede sorgenvolle Stunde erspart bliebe! — Aber was haben Sie denn nur? Ja, Kind, armes Kind!"

Sie hatte die Hände vor das Gesicht gedrückt und fing plötzlich zu schluchzen an, so wild und verzweifelt, wie er nie in seinem Leben ein Weib hatte schluchzen hören. Es zerriß ihm das Herz.

„Um Gottes willen, Hedwig! Sprechen Sie doch! Haben Sie Angst vor der Zukunft? Bereuen Sie Ihren Entschluß?"

„Ich kann ihn nicht lieben! Ich kann ja nicht! Mir schaudert so vor morgen — vor allem!"

Er zog ihr die Hände von dem thränennassen Gesicht und sagte sehr bestimmt, sehr erregt: „Dann dürfen Sie diesen Schritt nicht thun! Noch ist es nicht zu spät! Noch sind Sie nicht seine Frau! Bedenken Sie doch, ein ganzes Leben! Heute können Sie noch zurück. Ich will Ihnen beistehen. Ich gehe mit Ihnen zu Ihrer Mutter."

„Nein, nein!" schrie sie auf in heftiger Abwehr. „Ich habe ja mein Wort gegeben. Ich darf es nicht brechen. Er hat mir nichts zu leide gethan. Es wäre ein Betrug." Sie strich sich über die Stirn. — „Verzeihen Sie mir, daß ich mich so gehen ließ! Ein Zurück giebt es nicht mehr. — Ich will nun nach Hause gehn. Aber allein! — Es ist besser so. Und da werde ich auch wieder ganz ruhig werden. Ganz still und gefaßt, so wie ich es morgen sein will — morgen und immer."

„Bis zu einem Wagen führe ich Sie noch. Ich lasse Sie nicht allein gehn in der einsamen Gegend."

Sie widersprach nicht. Stumm, mit gesenktem Haupt ging sie die wenigen Schritte noch. Als man die Lichter der Droschken schon durch die Bäume glitzern sah, blieb sie stehen.

„Gute Nacht, Herr Brandner!" sagte sie ganz leise.

Er nahm ihre Hand bewegt und traurig.

Sie aber hob ihre Augen zu ihm empor: „Leben Sie wohl — mein guter Freund!" klang's thränenerstickt an sein Ohr.

Und dann schlang sich ein schlanker Mädchenarm um seinen Hals, er fühlte weiche Lippen auf den seinen — einen kurzen, bebenden Kuß, zart und scheu wie ein Hauch.

Wie ein Schatten war sie fortgeglitten ins Dunkel. Er stand allein. Gleich darauf hörte er das Rollen eines Wagens.

Sie hatte ihm die Seele aufgewühlt mit ihren Thränen, mit ihrem Abschiedskuß. Er schlief nicht in dieser Nacht. Er ging ruhelos in seinem Zimmer auf und ab und stieß nur manchmal die heißen, heftigen Worte hervor: „Es darf nicht sein! Es soll nicht sein!"

Am frühen Morgen schon schlug er den Weg nach Hedwigs Wohnung ein. Als er dann vor dem Haus stand, an dem noch die Vorhänge geschlossen waren, ward er sich erst klar, wie schwer sich im letzten Augenblick dieser Eingriff, den er in der Nacht so fest beschlossen hatte, ausführen ließ. Wenn er der Mutter Hedwigs am Hochzeitstag der Tochter erklärte: „Die Heirat darf nicht zu stande kommen! Sie machen Ihr Kind unglücklich!" so würde sie glauben, er habe den Verstand verloren. Er konnte ja nicht einmal Einlaß begehren zu so früher Stunde. Er mußte irgendeinen Vorwand finden, wenn er überhaupt an diesem Tag das Haus betrat.

In ruheloser Stimmung lief er durch die Straßen; schließlich trat er in einen Juwelierladen und kaufte eine hübsche Schmucknadel mit ein paar Perlen, die er Hedwig bringen wollte. Mit einem Hochzeitsgeschenk konnte er sich den Einlaß erzwingen. Sie sollte fühlen, daß er in ihrer Nähe war, und wenn er sie in Thränen fand, wenn er wieder die Angst und Verzweiflung in ihren Mienen las, dann würde er auch den Mut besitzen, zu handeln.

Als er sich endlich zu klingeln entschloß, kam er mitten hinein in festliche Aufregung und spielte ganz die überflüssige Rolle, die er erwartet hatte. Hedwig gehörte sich selbst gar nicht an. Sie befand sich in den Händen der Schneiderin, die an dem Kleid herumzupfte, des Friseurs, der ihr den Schleier und den Kranz steckte, der Schwester, die sich geschäftig um die Braut zu thun machte.

Aber als sie dann in das Wohnzimmer heraustrat, in ihrem weißen Staat, mit den Myrten im Blondhaar, die feine Gestalt umwogt von dem zarten Schleier, da packte ihn unwillkürlich ein Schauer. Er mußte an die Verse aus der Braut von Korinth denken:

„Opfer giebt es hier — weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!"

Und er selbst erschien sich als ein Mitschuldiger, der dieses arme, schöngeschmückte Opfer hineingedrängt hatte in eine Ehe, vor der sie zurückschauderte.

Ihr verzweifeltes Schluchzen: „Ich kann ihn nicht liebhaben! Ich kann ihn nicht liebhaben!" klang ihm unaufhörlich im Ohr. Als er nun das Zittern ihrer Hand fühlte, während er mit einem letzten bewegten Abschiedswort sein Geschenk überreichte, da geschah ihm, was er seit vielen Jahrzehnten nicht mehr an sich erlebt hatte: die Augen wurden ihm naß. Er verließ eiligst die Wohnung. Er konnte in diesem Augenblick um keinen Preis dem Bräutigam gegenübertreten, der erwartet wurde. Ohne auf den Weg zu achten, den er einschlug, lief er hinaus vor die Stadt in einem dumpfen Verlangen, keinem Menschen zu begegnen, allein zu sein.



Erst spät abends kam er heim und saß dann in seinem Arbeitszimmer in jener dumpfen körperlichen Erschöpfung, die auf eine große seelische Erregung zu folgen pflegt. Martha hatte ihm einige Briefe gebracht, für die sie seine Unterschrift brauchte, und sprach noch mit ihm über verschiedene Anfragen, die sie morgen beantworten sollte, als man draußen eine weinerliche, fassungslose Stimme nach ihm fragen hörte.

Zu seiner hochgradigen Befremdung stürzte Frau Winkler herein, noch in ihrem hochzeitlichen Seidenkleid, über das sie einen Shawl geworfen hatte, mit dunkelrot erhitztem Kopf, wirren Augen, mit Thränenspuren auf den Wangen, atemlos, förmlich ringend nach Luft.

„Meine Hedwig! — Mein Gott! — Mich trifft der Schlag — wissen Sie nicht, wo sie hin ist — Herr Brandner?"

Er war aufgesprungen. Eine wilde Angst schnürte ihm den Hals zusammen. Es machte ihn toll, daß sie ihn jetzt, in dieser Nacht, nach Hedwig fragte, als wäre seine heimliche Sehnsucht, sein eifersüchtiger Schmerz verraten worden, als wüßte sie um alle seine Reue, um alle die Gedankensünden, die er heute begangen.

„Haben Sie denn den Verstand verloren, Frau Winkler?" schrie er sie heftig an. „Sie suchen Ihre Tochter bei mir? Sie fragen mich nach der Braut, die heute einem andern angetraut wurde? Was ist denn geschehen?"

„Sie haben ganz recht — ich hab den Verstand verloren! Ich weiß gar nicht mehr, was ich denken und thun soll. In meiner Verzweiflung bin ich da herausgelaufen! Herr du mein Jesus! — sie ist ja fort, fort von ihrem Mann! Kein Mensch weiß wohin! Vor einer Stunde ist mein Schwiegersohn gekommen, ganz verstört: ‚Ist Hedwig bei dir, Mama?' hat er geschrien, heiser vor Zorn und Schrecken."

Sie hatte sich in einen Stuhl niedersinken lassen, den Martha ihr noch gutmütig hingeschoben, ehe sie leise das Zimmer verließ.

Unter Seufzen und Händeringen erzählte sie: „Um fünf Uhr standen sie auf von dem Mahl. Ich hab meinem Schwiegersohn selbst zugeredet, daß er gehn sollte, denn er hatte schon mehr getrunken, als gut war. Seine Augen waren ganz gläsern, und er hatte eine schwere Zunge. Sie gingen nach Hause, denn mein Schwiegersohn hat erst morgen fortfahren wollen auf die Hochzeitsreise. Natürlich ist er zärtlich geworden, wie sie allein waren, und vielleicht auch ein wenig heftig, weil Hedwig ihn abwehrte. Mein Gott! Er hatte halt viel Wein im Kopf. Aber das hat er doch gesehen, daß sie totenblaß geworden ist und gezittert hat"

Fortsetzung folgt.

Die militärische Spionage.

Von Oberstleutnant a. D. Rogalla von Bieberstein.

Der Warschauer Fall, der sich zur Ermittlung eines über einen großen Teil Rußlands verzweigten Netzes der Spionageaktion zu entwickeln scheint, lenkt die Aufmerksamkeit erneut auf die Militärspionage.

So sehr die militärische Leistungsfähigkeit eines Landes in erster Linie von den kriegerischen Eigenschaften seiner Bewohner, seien sie angeboren oder anerzogen, sowie von der Stärke, Ausbildung, Bewaffnung, Organisation und Führung, Kriegsvorbereitung und Schlagfertigkeit seiner Wehrmacht abhängt, so vermag die Kriegstüchtigkeit doch durch die genaue Kenntnis aller militärischen Verhältnisse bei den etwaigen Gegnern insofern erheblich unterstützt zu werden, als diese Kenntnis das zweckmäßigste Einsetzen der eigenen Streitkräfte fördert.

Die militärischen Informationen über die möglichen Gegner sind daher eine politische und militärische Notwendigkeit, wenn auch manche Wege zu ihrer Erlangung vom sittlichen Standpunkt aus verwerflich erscheinen können. Zu diesen Wegen gehört vor allem die Spionage. Allein, da alle größeren Militärmächte sie anwenden, so würde sich derjenige Staat in offenbaren Nachteil versetzen, der etwa allein auf sie verzichten wollte.

Die militärischen Informationen nicht nur über die etwaigen Gegner, sondern auch über alle militärisch im Völkerkonzert ins Gewicht fallenden Staaten werden zunächst durch das Studium ihrer Armeen und sämtlicher militärischen Verhältnisse, so weit sich dieselben aus den Reglements und den militärischen und statistischen Werken, sowie durch die Beobachtung bei den Manövern u. s. w. durch besondere Delegierte gewinnen lassen, erlangt. In den Generalstäben aller größeren Armeen sind verschiedene Departements mit dem Studium der Heereseinrichtungen und Kriegstheater dauernd beschäftigt, und wie aus der Sistierung eines italienischen Generals im Vorjahr an der französisch-italienischen Alpengrenze, der dort militärisch rekognoszierte, und ähnlichen zahlreichen Fällen hervorgeht, scheinen in vielen Ländern Offiziere alljährlich zur informatorischen Bereisung des Auslands besondere militärische Aufträge zu erhalten. So fiel es vor einer Reihe von Jahren auf, daß eine beträchtliche Anzahl französischer Offiziere in jedem Jahr Deutschland „zur Erlernung der deutschen Sprache" bereiste. Man kann jedoch diese Reisen keineswegs als Spionage bezeichnen, sondern muß sie ins Gebiet der militärischen Informationen verweisen, da ihnen das Charakteristische der Spionage fehlt. Während daher gedungene Spione von der öffentlichen Meinung gerichtet und von den Kriegsgesetzen im Krieg mit Erschießen oder ehrlosem Tode bedroht sind, werden Offiziere oder andere Organe eines Staats, die im Frieden in fremden Ländern militärische Informationen sammeln, heute einfach nach Konfiszierung des gesammelten Materials zur Rückkehr über die Grenze veranlaßt, da wohl die meisten Militärmächte im gebotenen Interesse ihrer Landesverteidigung sich dieses Mittels bedienen und ihre Offiziere und sonstigen Organe auf dienstliche, also amtliche Veranlassung ihre Informationsreisen ausführen. Wurde doch selbst während der Kriegsvorbereitungsperiode vor dem Feldzug von 1866 mit Oesterreich ein bekannter ausgezeichneter deutscher Offizier, der auf einer solchen Informationsreise betroffen wurde, österreichischerseits einfach nur zur Rückkehr in seine Heimat veranlaßt. Die Hilfsmittel der militärischen Information sind heute gegen früher außerordentlich erweitert, und sie bestehen nicht nur in einem völlig organisierten Studium und ständiger Beobachtung der fremden Armeen durch die genannten Organe und die Nachrichtenbureaus oder Intelligenzdepartements, sowie in jenen besonderen Informationsreisen zu Manövern des Auslands, sondern auch in der beständigen Beobachtung der fremden Armeen durch eine gegen früher erheblich gesteigerte Anzahl von Militär- und Marineattachés bei den eigenen Gesandt-

schaften im Ausland. Ferner aber bildet heute ein wichtiges Informationsmittel der Telegraph, der in chiffrierten Depeschen oder, wo solche ausgeschlossen sind, in verabredeten Handelsdepeschen die Informationen in weit rascherer und schwerer kontrollierbarer Weise zu übermitteln gestattet, als dies noch in den Kriegen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Wir sehen mit Staunen, wie die Burenmission in Holland, ungeachtet der Entfernung der kämpfenden Buren von den Küsten und trotz der englischen Kreuzer, wie der Blockhauslinien, beständig genaue Nachrichten vom Kriegsschauplatz erhält, die nicht durch den zeitraubenden Schiffsverkehr, sondern offenbar durch den Telegraphen in irgendeiner Form übermittelt werden müssen. Ein anderes Informationsmittel aber bildet heute noch zu Kriegszeiten die Tagespresse, die, in allen großen Ländern mit einigen tausend verschiedenen Organen vertreten, eine wichtige Quelle für militärische Nachrichten bildet. Wird doch berichtet, daß General v. Voigts-Rheetz im Großen Hauptquartier König Wilhelms 1866 aus der „Times" sehr wichtige Nachrichten über die österreichische Armee erfuhr, die für die Entschließungen des Oberkommandos mitbestimmend wurden. Ebenso lieferte der Inhalt englischer Tagesblätter 1870/71 dem deutschen Oberkommando wichtige Informationen über die Maßregeln des Gegners. Ein Umstand, der heute die militärischen Informationen im Ausland besonders erleichtert, scheint darin zu liegen, daß von fast allen Ländern eine größere oder geringere Anzahl ihrer Staatsangehörigen, die ihrem Erwerb in der Fremde nachgehen, in den Staaten des Auslandes weilt, und die unter Umständen zwar nicht zur Spionage, so doch zur Erlangung dieser oder jener militärischen Informationen benutzt werden könnte. Fühlte man doch in Frankreich 1870, ohne daß hierfür irgendwelche Beweise zu Grunde lagen, instinktiv die darin liegende Gefahr heraus und verwies fast alle Deutschen aus Paris und viele aus dem übrigen Frankreich.

Allein zur Erlangung beständiger und umfassender Informationen genügen alle diese Mittel nicht vollkommen, sondern bedürfen in mancher Richtung der Ergänzung, namentlich wenn es sich entweder um konkrete, fachmännisches Verständnis erfordernde Aufgaben oder um Gegenstände und Mitteilungen handelt, die nur durch die Thätigkeit dazu besonders geeigneter, ständiger Agenten zu erlangen sind. Ganz besonders gilt dies für die Festungs- und Mobilmachungspläne und die Dispositionen für den strategischen Aufmarsch, sowie für Pläne von Befestigungen, seien es große Lagerfestungen, Depotplätze, gesicherte Uferwechselplätze, Sperrforts oder noch zu improvisierende Befestigungsanlagen u. s. w. Ebenso aber auch für wichtige Neuerungen in der Bewaffnung und Ausrüstung.

Als ein Triumph deutscher Diskretion in dieser Hinsicht darf daher auch die Geheimhaltung unseres neuen Schnellfeuergeschützmodells gelten, bis es, in seiner Gesamtfabrikation vollendet, in einer Batterie dem Kaiser und, irren wir nicht, den fremden Militärattachés vorgeführt zu werden vermochte. Das Gleiche aber gelang für das Mauserrepetiergewehr, von dem bekanntlich erst nach seiner Einführung in die Armee ein Exemplar auf einer Wache in Spandau von einem als Offizier verkleideten Agenten einer fremden Macht entwendet wurde. Da der Militärattaché im Ausland in seiner amtlichen, dort beglaubigten Eigenschaft im Interesse seines Landes militärische Informationen aller Art über die Wehrmacht des Auslandes zu erlangen sucht und völlig dazu berechtigt und seiner Regierung gegenüber verpflichtet ist, ist es für ihn unerläßlich, sich geeignete Agenten zu sichern, die befähigt sind, seine Informationen, so weit er sie nicht durch Autopsie bei den Manövern und Reisen und durch Studium der Fachlitteratur und Tagespresse zu erlangen vermag, wesentlich zu ergänzen. Nicht selten dürften ihm derartige Agenten und Organe von seinem Vorgänger im Amt schon überliefert werden oder sich ihm selbst anbieten, wobei er sich vor der Gefahr, daß sich ihm ein Doppelspion anbietet, zu hüten hat. Ist er genötigt, solche Organe erst selbst zu suchen, so dürfte dies ein Fall sein, wo in Anbetracht des wichtigen Dienstes, den er damit seinem Lande leistet, der Zweck das Mittel zu heiligen vermag. Der gedungene Agent aber macht sich, wenn er geheime militärische Informationen über sein eigenes Land giebt, des Landesverrats schuldig und verfällt schwerer Strafe.

In früheren Zeiten wurde der im Krieg abgefaßte Spion grundsätzlich erschossen. Die Spionage aber ist und bleibt ein notwendiges Uebel. Bei der Vielgestaltigkeit der heutigen Informationsmittel ist sie vielleicht nicht mehr von der Wichtigkeit wie in früheren Zeiten, allein sie ist immer noch unentbehrlich und überall vorhanden; sie vermag jedoch für den Militärattaché, der sich dieses notwendigen Uebels zu bedienen genötigt ist, keine andere Folge zu haben, wie seine Abberufung. Sie wird mit einem Wort allerseits als unentbehrlich stillschweigend konzediert, aber selbstverständlich, wenn eigene, dafür gedungene Staatsangehörige, wie in dem Warschauer Fall, dabei entdeckt werden, nach den Landesgesetzen aufs strengste bestraft. Es sei noch erwähnt, daß, wie jener Fall erneut beweist, nicht selten Frauen und selbst Damen höherer Gesellschaftsklassen zur Vermittlung der Spionage benutzt zu werden pflegen. Aus Anlaß des Warschauer Falles wurde ferner bekannt, daß gleichwie Frankreich so auch Rußland sich neuerdings gefälschter Mobilmachungspläne u. s. w. bedient haben soll, die es den Spionen statt der richtigen auslieferte.

Zur Zeit der Kriege des ersten Kaiserreichs war die Militärgeographie Europas noch sehr wenig entwickelt, und die Armeen bedurften daher zahlreicher und vortrefflicher Spione, schon um die Straßen im Feindesland zu erforschen. Heute giebt es hinsichtlich der Topographie kein Geheimnis mehr, alles militärisch Wichtige und Ausdrückbare der Ortsbeschreibung ist auf vortrefflichen Karten verzeichnet, die für jeden käuflich sind; sobald ein Fort errichtet wird, steht es auf der Karte vermerkt. Selbst die Reisehandbücher geben manche nützliche Auskunft. In früheren Zeiten bedurften dagegen die Armeechefs der Spione, um die Hilfsquellen des feindlichen Gebiets und die Stärke der Streitkräfte kennen zu lernen. Heute liefern die statistischen Jahrbücher und selbst die Heeresbudgets großenteils das Material. Die Spionage in Friedenszeiten richtet sich daher vielfach nur gegen die Mobilmachungspläne und Spezialpläne von Befestigungen. In Kriegszeiten müssen Spionage und Nachrichtenwesen noch intensiver betrieben werden, da es von großer Wichtigkeit ist, sich über die Lage, die Streitkräfte und die Pläne des Feindes zu informieren. Durch ein Londoner Telegramm erfuhr 1870 das große Hauptquartier die Versammlung der Armee Mac Mahons bei Rheims und seine Pläne, sich mit Bazaine zu vereinigen. Auch auf dem Weg besonderer Nachrichten-

einziehung soll die Bewegung Bourbakis zum Entsatz Belforts diesseits bekannt geworden sein. Man braucht daher die Agenten nicht nur in dem Gebiet, in dem man gerade operiert, sondern im ganzen Land. Der Prince de Ligne äußerte einst: „Wenn man einen Generalstabsoffizier für eine Million kaufen kann, so ist dies nicht zu teuer bezahlt." Zum Glück ist heute das sittliche Niveau wohl aller Offizierkorps, die dessen etwa bedürfen, und unter denen sich keine Abenteurer mehr wie in früherer Zeit befinden, ein erheblich gesteigertes, und der Warschauer Fall muß als ein Ausnahmefall gelten, der allerdings seiner Seltenheit halber und infolge der weiten Kreise, die er zieht, um so schärfer hervortritt.

Napoleon hatte seinen Spionagedienst vortrefflich organisiert und mit dessen Leitung seinen Flügeladjutanten und Kommandeur der Elitegendarmen General Savary und unter seinem Befehl den „großen Spion" Karl Ludwig Schulmeister beauftragt. Dieser verband eine außerordentliche Menschenkenntnis mit großem militärischem Instinkt, vor nichts zurückschreckender Verwegenheit und der Gabe, sich nach Miene, Frisur und Kleidung derart verändern zu können, daß niemand ihn wiedererkannte. Soll er doch Napoleon selbst nach einer Audienz in Straßburg durch die in wenigen Minuten bewerkstelligten Veränderungen seines Aussehens derart getäuscht haben, daß dieser ihn nicht wiedererkannte. Er begab sich gewöhnlich als Tabak- und Branntweinverkäufer zu den feindlichen Armeen, und man nimmt an, daß er im Feldzug von 1805 sich der österreichischen Uniform bediente, um innerhalb der Armee Macks und Kutusoffs frei verkehren und dafür Pferde erhalten zu können. Napoleon bezahlte ihn königlich, dekorierte ihn jedoch niemals. Charles, soll er eines Tags zu Schulmeister, als er ihm öffentlich dankte, gesagt haben, du bist eine Armee wert. Was wünschst du? Ich will dir nichts verweigern. Sire, antwortete der Spion, das Kreuz der Ehrenlegion. Geld, so viel du willst, entgegnete Napoleon, das Kreuz aber nie, das behalte ich meinen Braven vor. Es giebt eine ganze Litteratur über diesen außerordentlichen Spion. Er figurierte zuerst in seinem Geburtsort als Eisenhändler und später als Tabakshändler in Straßburg, wo er einen lebhaften Schmuggelhandel im großen betrieb, scheint jedoch schon 1800 in den französischen Spionagedienst sowie den der Geheimpolizei getreten zu sein und den Herzog von Enghien überwacht zu haben. Er erhielt aber infolge seines Schmuggelhandels in Straßburg mehrere Monate Gefängnis und wurde dann von dort verwiesen, jedoch befand er sich 1805 im Dienst Napoleons, und als seine größte Leistung galt in Frankreich lange sein Anteil an der Kapitulation von Ulm, da er Mack und Napoleon dort als Doppelspion diente. Er wurde schließlich der Doppelspionage verdächtig befunden und mit dem Tod durch Erschießen bedroht, nach Wien transportiert, dort jedoch bei dem Herannahen Murats, der am 13. November in die Hauptstadt einzog, zum französischen Generalkommissar der Polizei ernannt, als der er den Franzosen die wichtigsten Dienste leistete, während er zugleich die militärische Spionage mit größtem Erfolg bis zur Schlacht von Austerlitz und zum Rückzug der Franzosen aus Wien fortsetzte. Hierauf kehrte er auf kurze Zeit nach Frankreich zurück und spionierte alsdann wieder in Oesterreich, wurde verhaftet und auf vier Monate ins Gefängnis gesetzt, jedoch wieder freigelassen, dann begleitete er die französische Armee beim Feldzug von 1806, in dessen Verlauf er bei der Einnahme von Wismar stark beteiligt war. 1807 wohnte er der Schlacht von Friedland bei, wurde verwundet und nach der Einnahme Königsbergs dort Polizeipräfekt. 1808 wurde ihm die Leitung der Polizei während des Fürstenkongresses in Erfurt anvertraut, bei dem er neue wichtige Dienste leistete. Im folgenden Feldzug von 1809 wurde Schulmeister zum Kommandeur der Gendarmerie und Polizeichef der Armee Napoleons ernannt und nach der Besetzung Wiens abermals dort Polizeipräsident. Es würde zu weit führen, die wechselnde Laufbahn dieses für sein Fach außerordentlich begabten Menschen weiter zu verfolgen; dafür, welche Geistesgegenwart und Verschlagenheit er in den schwierigsten Lebenslagen zu entwickeln verstand, sei jedoch ein Beispiel angeführt. 1809 von einem französischen Minister beauftragt, einen wichtigen Brief an eine hohe Persönlichkeit der österreichischen Armee gelangen zu lassen, trat er, mit guten Pässen versehen, als deutscher Juwelenhändler mit einem beträchtlichen Vorrat an Diamanten und andern Edelsteinen im österreichischen Lager auf; allein er wurde verraten, arretiert und durchsucht. Die im doppelten Boden einer goldenen Dose befindlichen Briefe wurden gefunden, Schulmeister wurde zum Tode verurteilt und den mit seiner Hinrichtung beauftragten Soldaten übergeben. Allein es war Nacht, und man verschob daher die Exekution auf den andern Morgen. Schulmeister erkannte unter seinen Wachen einen französischen Deserteur, unterhielt sich mit ihm, reizte ihn durch die Aussicht auf Belohnung, ließ Wein kommen, trank mit seiner Eskorte, berauschte sie und ließ Opium in ihren Wein gleiten, zog die Uniform des einen an und entwich mit dem Franzosen. Während seines zweiten Aufenthalts in Wien entdeckte er unter anderm die ersten Veranstaltungen zu dem beabsichtigten Zug des Herzogs von Braunschweig durch Deutschland, sowie die wichtigsten Veränderungen im Oberkommando der österreichischen Armee. Nach dem Feldzug von 1809 verließ Schulmeister den Dienst Napoleons. Sein schimpfliches Gewerbe hatte ihm nebst dem Schmuggel ein Vermögen eingebracht, das auf mehrere Millionen geschätzt wurde. An den späteren Feldzügen Napoleons nahm er nicht mehr teil. Er wurde 1815 von dem preußischen Polizeikommissar in Paris, Justus Grüner, verhaftet und nach Wesel transportiert, jedoch im November desselben Jahres angeblich nach Zahlung eines hohen Lösegeldes in Freiheit gesetzt. Dies legte die erste Bresche in sein Vermögen. 1817 veröffentlichte er in Leipzig „Bruchstücke aus dem Leben Karl Schulmeisters" und widmete sich fortan nur der Verwaltung seiner Gelder. Er lebte auch ferner auf sehr großem Fuß, so daß sein Vermögen zu schwinden begann. Er mußte sein Schloß verkaufen, auch seine zahlreichen industriellen Unternehmungen scheiterten sämtlich. Er lebte schließlich in Straßburg als kleiner Rentier und erhielt vom Minister ein Tabaksbureau. Als Louis Napoleon nach dem Staatsstreich Straßburg besichtigte, suchte er den hochbetagten Greis in seiner kleinen Wohnung am Broglieplatz auf. Erst im Mai 1853 starb Schulmeister noch als Zeitgenosse der heutigen älteren Generation, der „Niederrheinische Kurier" schrieb damals über ihn: „Karl Schulmeister, früherer Generalkommissar der kaiserlichen Armee, endete am 8. Mai seine lange Lebenslaufbahn im Alter von 83 Jahren. Wir würden gern über diesen letzten Abkömmling des ersten Kaiserreichs, der Napoleon I. so treue Dienste leistete, einige biographische Details geben, allein er hat keine geschichtlichen

oder politischen Memoiren hinterlassen. Als Parteigänger hat er die verwegensten Waffenthaten verrichtet, unter denen der Uebergang über die Brücke von Landshut, die Einnahme von Wismar mit einem Dutzend Husaren und die Kapitulation von Ulm, die Frankreich 38000 Gefangene brachte, den Weg nach Wien öffnete und den Sieg von Austerlitz vorbereitete, hervorzuheben sind. In den Platz mit den aus ihm hervorgebrochenen Belagerten hineingeworfen, verdankte man seiner Kühnheit und dem Schrecken, den er dem unglücklichen General Mack einzuflößen wußte, diese Kapitulation. Wiederholt an der Seite des Kaisers verwundet, erhielt er bei Friedland einen Schuß an den Kopf, dessen Narbe ihm lebenslänglich blieb. Mehrere Generationen unserer Mitbürger konnten ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er im Glück stets hilfreich und gefällig, im Unglück würdig und gefaßt war."

Derartige Erscheinungen sind heute auf dem Gebiet der Spionage nicht mehr möglich. Immerhin wird die militärische Spionage auch ferner ein notwendiges Uebel und unerläßliches Hilfsmittel der Kriegsvorbereitung und Kriegsführung bilden.

Meine vier Nichten.

Skizze von G. von Beaulieu.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Die schöne Leserin (Leserinnen sind immer schön) mache sich nach dieser feierlich biblischen Einleitung nicht auf eine spannende Liebesgeschichte gefaßt; was ich erzählen will, ist eine wahre Begebenheit ganz anderer Art. Mit nichten handelt sie von Liebe, dagegen von Nichten, genau ausgedrückt, von meinen vier Nichten.

Der Familienrat, eine Behörde, deren Beschlüsse für mein gehorsames Gemüt Rechtsgiltigkeit besitzen, hatte entschieden: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, dein Hausen mit dem simplen Dienstmädchen muß aufhören. Du brauchst in deinem Alter eine liebevolle, sachgemäße Pflege, Agathe kann zu dir kommen."

In manchen Familien ist Mangel an Nachwuchs, in meiner dagegen giebt es viele Nichten. Sie haben alle einen Beruf erwählt; indessen üben sie ihn nicht aus, denn das „haben sie nicht nötig". Sie warten, bis in der Familie „etwas passiert", dann stellen sie sich ein.

Um Agathens liebevolle Fürsorge auch zu verdienen, rüstete ich mich feierlich zu ihrem Empfang. Ich richtete ein reizendes Jungesmädchenstübchen ganz in Rosa für sie ein: rosa Betthimmel, ebensolche Gardinen, einen zartfarbenen dicken Teppich, eine Chaiselongue, über die sich Rosenranken spannen.

Um die Zeit von Agathens Ankunft fuhr ich selbst nach dem Bahnhof.

Ein großes, hageres, blasses Mädchen, das ich sofort nach der Familienähnlichkeit erkannte, trat mir entgegen. Sie hatte das Fanatikergesicht leidenschaftlicher Menschen, leicht zitternde Nasenflügel und einen schmalen, ausdrucksvollen Mund.

In der Droschke angelangt, nahm sie mir ruhig meinen Mantel ab: „Du bist zu warm angezogen, liebe Tante. Ueberhaupt, du trägst undurchlässige Kleidung, und das ist falsch."

„Aber mich friert," entgegnete ich verblüfft.

„Das ist nur Gewöhnung, liebe Tante. Ich bin Krankenpflegerin und muß es wissen. Es ist gesundheitlich ein nicht sachgemäßes Verfahren."

„Aber ich bin ja ganz gesund."

„Noch bist du es, liebe Tante. Indessen wenn du so fortfährst, bleibst du es nicht mehr lange."

Ich lernte in der Zeit von Agathens liebevoller Fürsorge drei Worte hassen: gesundheitlich, sachgemäß, Krankenpflegerin. Ja, auch das Wörtchen: noch.

Minna, mein simples Dienstmädchen, hatte ein reizendes Abendbrot hergerichtet. Agathe rührte es nicht an; sie lehnte sich im Stuhl zurück und beobachtete mich scharf.

„Du ißt abends Fleisch, liebe Tante?" fragte sie mißbilligend.

„Ich dachte, du würdest unterwegs kein Mittagessen bekommen, und ließ daher einen warmen Braten machen. Da er nun einmal da ist und du nichts nimmst — —"

„Es ist gesundheitlich unrichtig, du wirst nachts kein Auge zuthun, liebe Tante."

„Meinst du?" Mir blieb der Bissen im Munde stecken, so bestimmt war ihre Prophezeiung.

„Wenn es saure Milch und Aepfel wären, würde ich etwas genießen, liebe Tante."

„Aepfel haben wir zum Nachtisch, saure Milch habe ich leider nicht im Haus," antwortete ich kleinlaut.

Mit Zagen ging ich zur Ruh; die liebevolle Fürsorge zu ertragen, würde nicht leicht sein.

Am andern Morgen beim Kaffee blickte mich Agathe scharf an: „Du siehst schlecht aus, liebe Tante, du hast nicht geschlafen."

„O, doch."

Sie lächelte ungläubig.

„Nun, wie findest du dein Zimmer?" fragte ich, um abzulenken.

„Ja, liebe Tante, ich möchte da gleich etwas zur Sprache bringen. In dem Zimmer mit dem dicken Teppich und den vielen Vorhängen kann ich nicht schlafen. Der Teppich müßte fort, er ist ein Staubfänger, und der Betthimmel nimmt Luft und Licht. Da halte ich es für richtiger, in deinem Zimmer mit dir zu schlafen; ich kann dich dort noch besser in sachgemäße Obhut nehmen, liebe Tante."

„Ich bin es so gar nicht gewöhnt, mit andern zu schlafen" — damit versuchte ich einen schwachen Widerstand. Da starrte Agathe mich mit ihrem Fanatikergesicht

scharf an, so daß ich wie hypnotisiert fortfuhr: „Wenn du es aber wünschest —"

„Es ist gesundheitlich das einzig Richtige. Ich bin Krankenpflegerin und muß es wissen, liebe Tante."

Sie sprach die Worte mit scharfrollendem R, so daß die bekannten gefürchteten Redensarten mir wie ein nahendes Gewitter erschienen.

Agathe gehörte zu den Frauen, die in Ermanglung eines Menschen, den sie leidenschaftlich lieben, ein Prinzip zu ihrem Abgott erheben.

Als ich an dem Abend zu Bett ging, fand ich meine Nichte schon auf dem Schlafsofa vor, beide Fenster standen weit offen.

Ich machte leise ein Fenster zu.

Wie elektrisiert sprang Agathe auf: „Du machst zu, soll ich schmutzige Luft einatmen? Schon zu lange hast du dich mit schlechter Luft vergiftet, das muß aufhören, liebe Tante."

„Ich bin ganz gesund," sagte ich mit dem Trotz des Sklaven, der an seinen Ketten rüttelt. „Es ist Oktober und die Nächte schon kalt, ein offenes Fenster genügt."

„Nun morgen," entgegnete sie seufzend.

Lange währte mein Sieg nicht. Ich wurde nun systematisch erzogen. Ohne mich zu fragen, kaufte mir Agathe durchlässige Unterkleidung. Ich erhielt Paket und Rechnung ins Haus geschickt. Ohne mich zu fragen, wies sie das Mädchen an, was und wie es zu kochen hätte.

So vergingen einige Wochen. Ich habe nämlich eine Haupteigenschaft: die Geduld. Aber endlich wandte ich mich doch an die zuständige Behörde, den Familienrat, und bat um Ablösung der liebevollen Fürsorge.

* * *

Man schickte mir meine zweite Nichte Senta. Sie war ebenfalls ein schlankes, bleichsüchtiges Wesen, aber träge und gleichgiltig. Um meine Gesundheit kümmerte sie sich gar nicht, und das war mir sehr lieb. Sie ist eine Musikerin, Geigerin, und übte einige Stunden täglich. Das war auch das einzige, was sie that; selbst zum Spazierengehn war sie zu träge. Meist lag sie auf der Chaiselongue mit den Rosenzweigen und schmökerte. Sie las alle Romane, deren sie habhaft werden konnte.

So lebten wir friedlich nebeneinander hin, bis ein Ereignis eintrat, das mich erschreckte.

Eines Nachts roch es stark brenzlig aus Sentas Schlafzimmer.

Am Morgen befragte ich meine Nichte deshalb.

„Ach, der Betthimmel ist nur ein bißchen angebrannt," erwiderte sie gleichgiltig.

„Wie kam das, Kind?"

„Ach, ich las, und da kam die Lampe der Gardine zu nahe, aber ich löschte das Feuer gleich aus."

„Du lasest? So, thust du das öfter des Nachts und bei der Petroleumlampe?"

„Ja, immer," bekannte sie, mich mit verträumten Augen anblickend.

„Aber das ist ja sehr gefährlich, bitte, thue es nie wieder, sonst habe ich keine ruhige Minute mehr."

Sie antwortete nichts, ich hielt das für Zustimmung.

Doch war es von dem Augenblick an um meine Nachtruhe geschehen. Immerzu schnupperte ich in der Luft herum, ob es brenzlig röche. Und richtig, eines Nachts kam dicker Qualm zu mir herein.

Sofort sprang ich auf und eilte zu Senta. Flammen züngelten an dem Betthimmel entlang, Senta lag wie betäubt da, ich rüttelte sie wach. Gemeinsam gelang es uns, die Gardinen herunterzureißen und den Brand zu löschen.

Ich schrieb an den Familienrat, daß er die kleine Mordbrennerin ablösen möchte, ich schliefe keine Nacht mehr, so ängstigte ich mich um sie.

Man antwortete mir, ich wäre nie zufrieden, und schickte mir eine andere Nichte.

* * *

Nummer drei, Martha, war nicht von der sanften Art wie Senta. Sie hatte ihr Lehrerinnenexamen gemacht und fing beinahe jeden Satz an: „Ich als Lehrerin." Sie war groß und hübsch, von schöner, festgeschnürter Figur und benahm sich immer korrekt. Natürlich wollte sie mich auch erziehen.

Am ersten Morgen, als Martha tadellos gekleidet und beschuht zum Frühstück erschien, fragte sie: „Wo hängt dein Stundenplan, liebe Tante?"

„Bitte nenne mich nicht ‚liebe Tante', es — es —" sie sah mich scharf an, ich stotterte: „Es ruft unangenehme Erinnerungen wach."

„Wie du es wünschest, l — Tante," verbesserte sie sich räuspernd, „aber bitte, wo hängt dein Stundenplan?"

„Ich habe keinen."

„Du lebst ohne Stundenplan, l — Tante, ja, wie lebst du denn? Ich als Lehrerin thue jede Stunde etwas Bestimmtes: von 6—7 ziehe ich mich an, von 7—8 — —"

„Das ist ja sehr schön, Marthchen, aber ich mache es anders, ich thue jeden Tag, was mir gerade paßt."

„Und dabei geht die Wirtschaft? Ich als Lehrerin könnte nicht so wild darauf losleben."

„Minna ist schon lange bei mir und weiß, was sie zu thun hat."

„Du läßt Minna zu selbständig wirtschaften, du bist überhaupt zu gut zu dem Mädchen, du verwöhnst sie, l — Tante, solche Leute fassen das falsch auf. Ich als Lehrerin —"

„Du magst ja ganz recht haben, Marthchen, aber bevor ich eure liebevolle Pflege genoß, hat sie so gut für mich gesorgt."

Eines Tags überraschte mich Martha mit einem reizend gemalten Stundenplan. Die sauber und schön geschriebene Tabelle war mit Sonnenblumen und Herbstlaub umrahmt. Ich warf einen Blick darauf.

Montag:

6—7 Ankleiden,
7—8 Frühstück,
8—9 Spaziergang,
9—1 Schreiben,

1—2 Mittagessen,
2—3 Mittagsruhe,
3—5 Korrespondenz, Lesen,
5—7 Spaziergang,
7—8 Abendessen,
8—10 Gespräch über Gelesenes, Patience legen,
10—6 Ruhe.

„Du bist sehr freundlich, Marthchen, aber wenn mir nun von 9—1 nichts einfällt, und wenn es von 8—9 und von 5—7, wo die Spaziergehstunden sind, regnet? Patience lege ich nicht, und über Gelesenes sprechen, sich das vornehmen, ist unerträglich pedantisch. Auch bin ich zu alt geworden, um mich noch zu ändern. Der Stundenplan würde mich ganz lähmen, ich würde gar nichts mehr schreiben können, wenn ich mich auf die Stunden von 9—1 beschränken müßte."

Martha schloß streng und spitz den Mund, aber sie sagte nichts. Ich wußte indessen, daß sie den Plan, mich an ihre Art von Ordnung zu gewöhnen, nicht aufgegeben hätte. Es war ein immerwährender stiller Krieg zwischen uns, sie als Lehrerin lebte nach dem Stundenplan, ich als Schriftstellerin lebte nicht danach. Die Zeit von 9—1, wo ich offiziell dem Besuch der Musen entgegensehen sollte, verbrachte sie damit, französische und englische Grammatik zu treiben. Grammatik war ihr Lieblingsstudium, es entsprach ihrer Korrektheit am besten.

Nie habe ich mich so niedergedrückt gefühlt, als während des Besuches meiner tadellosen Nichte. Es wehte mich kühl von ihr an, eine Atmosphäre, die erstarrend wirkte und jedes frohe Empfinden in mir vernichtete. Martha gehörte zu jenen vortrefflichen Menschen, die einen buchstäblich umbringen können. Sie merkte es schließlich selbst, wie ich unter ihrer liebevollen Fürsorge hinwelkte, wie ich zusehends kleiner wurde.

Energisch, wie sie ist, bat sie den Familienrat, sie abzulösen; sie könnte anderweit nützlicher wirken. Mit einem so undisziplinierten Wesen, wie mir, sei nichts anzufangen.

Ich richtete Martha ein glänzendes Abschiedsessen her und brachte sie freudestrahlend auf den Bahnhof.

* * *

Nummer vier, Susanne, langte an. Sie war ein frisches, hübsches, lustiges Ding, das den ganzen Tag lachte und Unsinn machte. Ich kam aus den Gegensätzen nicht heraus, es wurde mir fast zu viel des Lärms und des Gelächters. Susanne hatte Talent zur Schauspielerin; es war ihr aber von den Eltern nur erlaubt worden, sich zur Deklamationslehrerin auszubilden; in eine gute Familie hätte eine Schauspielerin nicht gepaßt.

Inzwischen kam der Sommer, und Susanne hielt sich nun zum Glück viel in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause auf. Sie hatte stets einen Kreis bewundernder Freundinnen um sich, da sie Menschen- wie Tierstimmen vorzüglich nachahmen konnte und sehr unterhaltend war.

Eines Tags klang so lautes Gelächter aus dem Garten, daß es mich beim Schreiben störte. Ich ging hin, um zu sehen, was solche Heiterkeit erregte. Die jungen Mädchen waren derart in ihre Unterhaltung vertieft, daß sie mein Kommen nicht bemerkten. Nun sah ich, worüber sie lachten. Susanne hatte sich mit meinen Kleidern ausstaffiert und ahmte mein Wesen und meine Redeweise täuschend nach.

Leise schlich ich zurück Ich wollte Susanne nicht so beschämen, die Aufführung durch mein plötzliches Erscheinen zu beenden.

Beim Mittagessen, wo ich die Kleine zuerst wieder sah, war sie zärtlich und lieb wie immer, sie hatte keine Empfindung von dem, was sie gethan. Aber Susanne war mir seitdem verleidet, diese Art liebevoller Fürsorge war denn doch zu arg.

Ich faßte mir ein Herz, schrieb an den Familienrat und bestellte die Lieferung der Nichten ab.

Seitdem habe ich Ruhe.



Was die Richter sagen.

Ansichtspostkarten.

Auch auf Ansichtspostkarten können, nach einem Urteil des Kammergerichts in Berlin, die Bestimmungen des Reichspreßgesetzes. Anwendung finden, z. B., wenn ihr Inhalt ein politischer oder sozialer ist. Dann muß Drucker und Verleger allerdings angegeben werden. Auf den gewöhnlichen illustrierten Postkarten ist dies aber nicht notwendig. Denn diese dienen ausschließlich den Zwecken des Verkehrs und Gewerbes und haben — wie die Entscheidung sich ausdrückt — „an sich keinen Gedankeninhalt", eine große polizeiliche Kontrolle erscheint hier also entbehrlich, weil ein Mißbrauch der Preßfreiheit nicht zu befürchten steht.

Interessante Entscheidungen.

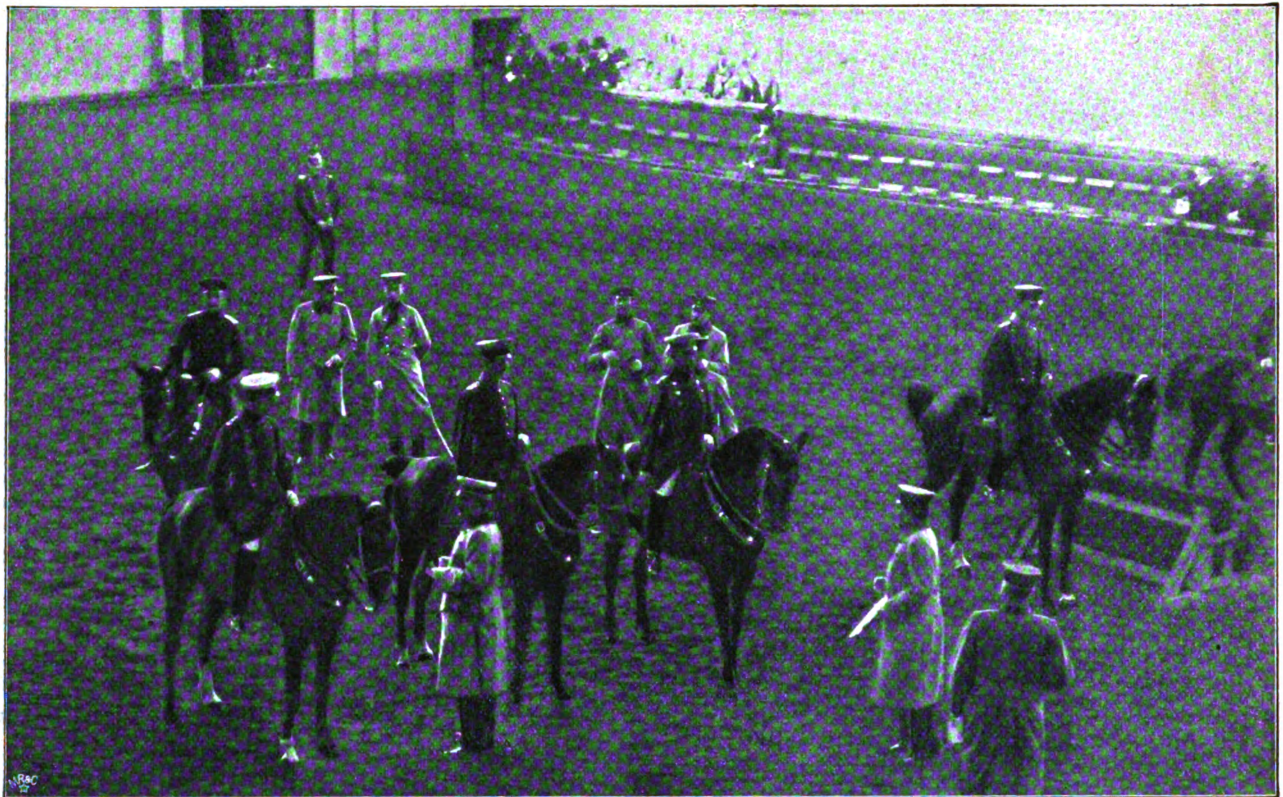
1. Wie ist ein Wechsel seitens einer Firma zu zeichnen. die aus Sach- und Namensbezeichnung zusammengesetzt ist? Genügt es, wenn die Sachbezeichnung durch Aufdruck hergestellt ist, während nur die Namensbezeichnung durch einen berechtigten Vertreter der Gesellschaft geschrieben ist? — Das Reichsgericht hat diese Frage bejaht. Seitens der Kommanditgesellschaft: Papier- und Pappenfabrik Sadowa, Moritz A. & Komp., war ein Wechsel in Umlauf gesetzt worden, auf dem sie als Ausstellerin sowie als Indossantin vermerkt stand. In beiden Fällen war die Namenszeichnung der Kommanditgesellschaft in der Weise bewirkt worden, daß die Worte: Papier- und Pappenfabrik Sadowa durch Stempelaufdruck hergestellt und nur die Worte: Moritz A. & Komp. von dem persönlich haftenden Gesellschafter geschrieben waren. Eine derartige Zeichnung der Firma auf einem Wechsel ist nach jener Entscheidung des Reichsgerichts durchaus formgerecht.

2. Beide Vertragsteile — sowohl der Veräußerer des Grundstücks wie sein Erwerber — dürfen, laut einem Beschluß des Kammergerichts, ein und dieselbe Person zur Abgabe der Erklärungen vor dem Grundbuchrichter ermächtigen, die sich auf den Eigentumsübergang des Grundstücks vom Veräußerer auf den Erwerber beziehen.

3. Die von einem Ehegatten noch vor dem 1. Januar 1900 in einem wechselseitigen Testament getroffenen letztwilligen Bestimmungen können, laut einem Beschluß des Kammergerichts, auch jetzt noch von ihm, sofern der andere Ehegatte noch lebt, in den Formen des vor Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs geltenden Rechts widerrufen werden.

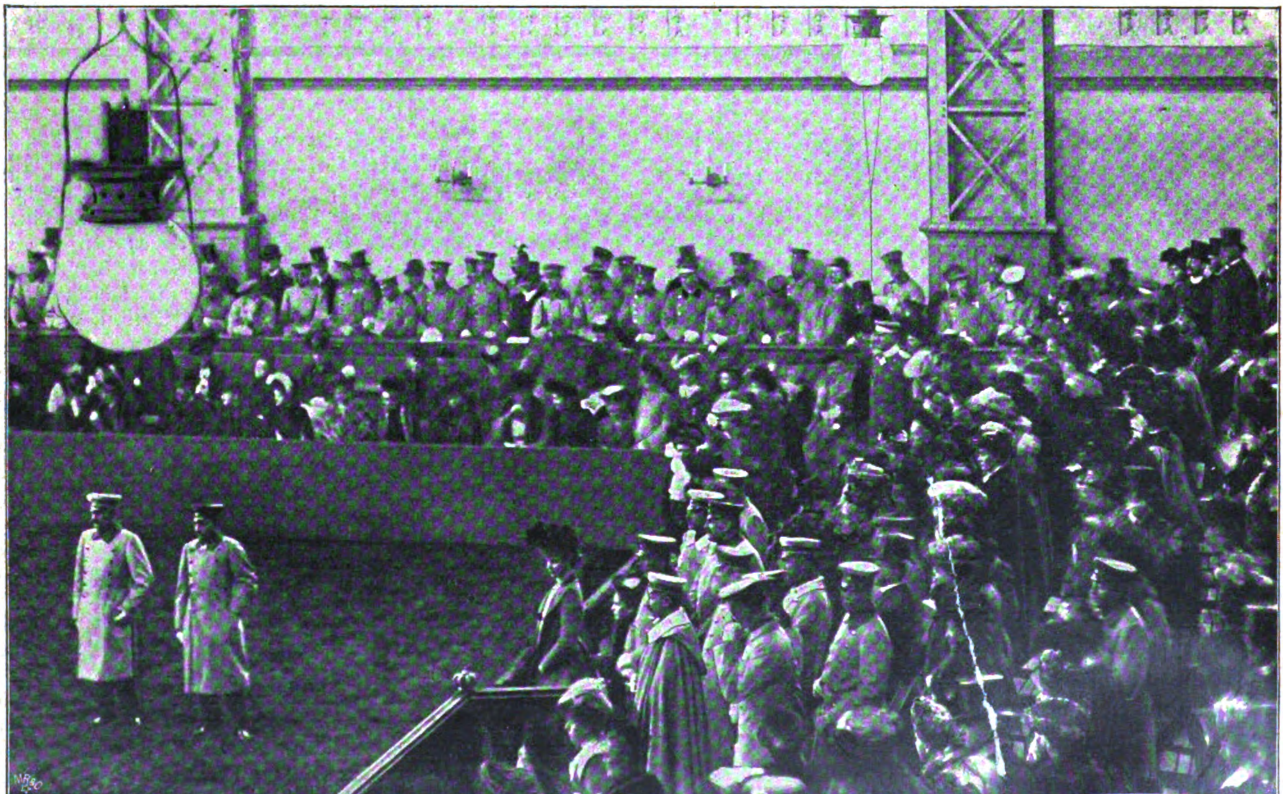


Bilder aus aller Welt.



Prinz Friedrich Leopold.

Vom Preisreiten des Berlin-Potsdamer Reitervereins am 21. März: Vormusterung durch den Prinzen Friedrich Leopold von Preussen.



Der Kaiser.

Vom Preisreiten des Berlin-Potsdamer Reitervereins am 21. März: Der Kaiser verteilt die Preise.

Spezialaufnahmen für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.



Die sächsische Forstakademie Tharandt,
die mit der Universität Leipzig verschmolzen wird.
Photographische Aufnahme.



Der Kaiserbecher der Stadt Halle a. S.,
Geschenk des Geh. Kommerzienrats Hübner
Photographische Aufnahme.

Schluss des redaktionellen Teils.



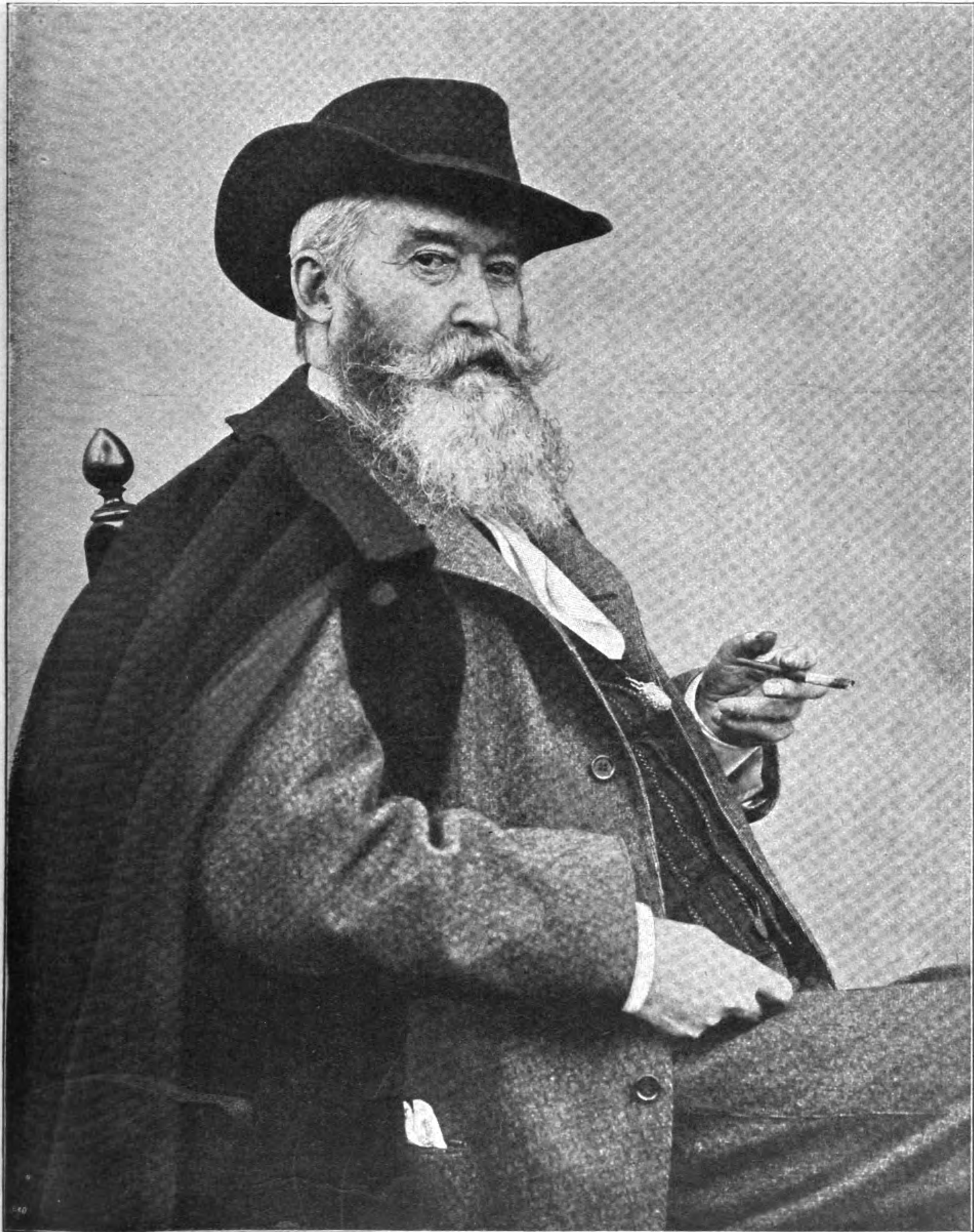
Vom Salvator in München: Die Almhütte.



Vom Salvator in München: Die Gartenschenke.
Photographische Aufnahmen von Michael Dietrich, München.

DIE·WOCHE.

Berlin, 12. April 1902. | Jedem Hefte liegt separat eine Uebersicht der Tages-Ereignisse mit dem Titel „Chronik der Woche“ bei. | 4. Jahrgang. Nummer 15.



Wilhelm Busch.

Zur Feier seines siebzigsten Geburtstags am 15. April.

Phot. Schaffer, Leipzig.



Erbgroßherzogin Elisabeth.



Erbgroßherzog Adolf Friedrich.

Zur silbernen Hochzeit des Erbgrossherzogs und der Erbgrossherzogin von Mecklenburg-Strelitz am 17. April.



Zum Buschjubiläum: Wilhelm Busch vor seinem Hause in Mechtshausen bei Seesen.

Phot. Hans Breuer, Hamburg.



Dr. Kuyper.

Dr. Kuyper, der Ministerpräsident der Niederlande, während seines Besuches in Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander und Labisch, Berlin.



Von der Begrüssung des italienischen Ministerpräsidenten Zanardelli durch die deutschen Kurgäste aus Gardone in Maderno:
Der Minister erwartet die Abordnung am Landungssteg vor seiner Villa.
Phot. C. M. Schneider, Gardone.



Oberst Meister, Zürich, der neue Präsident des schweizerischen Nationalrats.



Der russische General Puzyrewski,
vielgenannt in der Grimmschen Spionageaffaire.
Phot. Gribajedoff, Paris.



Prof. Dr. Auer (Bern), Erbauer des neuen Parlamentsgebäudes in Bern.



Geh. Regierungsrat Hase, Hannover † bedeutender Architekt, Ehrenmitglied d. Kgl. Akademie d. Künste.



Edmund von Zoller, Stuttgart † hervorragender Journalist und Schriftsteller.



Von der Einweihung des neuen Parlamentsgebäudes in Bern am 1. April: Der Einzug der Parlamentsmitglieder.

Phot. Krenn, Zürich.

Von der Einweihung des neuen Parlamentsgebäudes in Bern: Die Volksmenge vor dem Parlament nach dem Einzug der eidgenössischen Räte.

Phot. Krenn, Zürich.



Hofkapellmstr. Dr. W. Stade (Altenburg) †
Komponist des Liedes
„Auf den Bergen die Burgen".



Dr. O. W. Fiedler (Zürich),
hervorragender Mathematiker,
feierte seinen 70. Geburtstag.



1. König von Württemberg. 2. Fürst Wilhelm zu Wied. 3. Prinz Viktor zu Wied.
Die Beisetzung der Fürstin Marie zu Wied in Monrepos am 28. März.
Phot. Karl Kuiper.



Dr. Edm. v. Pfleiderer (Tübingen) †
Professor der Philosophie,
bedeutender Universitätslehrer.



Generalleutnant von Braunschweig,
der neue Kommandeur
des XVII. Armeekorps.



Der König von Schweden und Norwegen mit der Königin von Rumänien in Honnef am Rhein.
Phot. Karl H. Georg, Honnef.



1. Prof. Fritz König jun. (Altona). 2. Prof. Schlange (Hannover). 3. Dr. Kümmell (Hamburg-Eppendorf). 4. Prof. James Israel (Berlin). 5. Geh. Med.-Rat Prof. Küster (Marburg). 6. Geh. Med.-Rat Prof. Schede (Bonn). 7. Oberstabsarzt Dr. H. Vollbrecht (Düsseldorf). 8. Geh. Med.-Rat Prof. Heinrich Braun (Göttingen). 9. Geh. Med.-Rat Prof. König sen., Ehrenmitglied (Berlin). 10. Prof. v. Bramann (Halle a. S.). 11. Geh. Med.-Rat Prof. Julius Hirschberg (Berlin). 12. Hofrat Prof. Gussenbauer (Wien). 13. Med.-Rat Prof. Freiherr von Eiselsberg (Wien). 14. Prof. Hildebrand (Basel). 15. Geh. Med.-Rat Prof. Trendelenburg (Leipzig). 16. Geh. Med.-Rat Prof. Richter (Breslau).

Vom 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie in Berlin am 2. April: Während der Rede des Vorsitzenden Prof. Kocher, Bern.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander und Labisch, Berlin.



Gustav Charpentier, der Komponist der erfolgreichen Oper „Luise", in Berlin.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Statue des Bismarckdenkmals von Hans Hundrieser, das für Lübeck bestimmt ist.
Photographische Aufnahme.



Das Lisztdenkmal für Weimar von H. Hahn, das demnächst enthüllt wird.
Phot. Michael Dietrich, München.

Unsere Bilder.

Der einunddreißigste Chirurgenkongreß (Abb. S. 641), der unter Vorsitz des Professors Dr. Kocher-Bern vom 2. bis zum 5. April in Berlin versammelt war, hat während dieser vier Tage eine erstaunliche Fülle von Arbeit geliefert. Es wurden viele hochbedeutsame Vorträge gehalten, viele „interessante Fälle“ vorgestellt. Wie hätte es auch anders sein können in einer Gesellschaft, die sich zusammensetzte aus den Autoritäten Deutschlands, Englands, Frankreichs, Oesterreichs, Rußlands und der Schweiz, die ja in diesem Jahr auch den Vorsitzenden gestellt hat. Welch eine Fülle von theoretischem Wissen und praktischer Erfahrung war da vertreten! Naturgemäß war nicht alles, was gesprochen und gezeigt wurde, auch für den Laien fesselnd, aber gar vieles war doch geeignet, weit über die Kreise der Sachverständigen hinaus Interesse zu erregen. Vor allen Dingen eins, was gar nicht besonders betont, aber mit aller wünschenswerten Deutlichkeit durch die Thatsachen gelehrt wurde. Es wird oft geklagt, daß die innere Medizin bei allen wissenschaftlichen Fortschritten doch als Heilkunst nicht entfernt dieselbe Entwicklung aufweisen kann wie die Chirurgie. Aber es zeigt sich, daß die beiden immer mehr Hand in Hand gehen, daß der Chirurg in immer größerem Umfang bei inneren Krankheiten eingreift, um durch seine Thätigkeit Heilung zu bringen.

Die Einweihung des neuen Parlamentsgebäudes in Bern (Abb. S. 639) hat sich zu einem förmlichen Volksfest gestaltet. Zu vielen Tausenden hatte sich das Publikum angestaut, als die eidgenössischen Räte sich aus dem alten Bundesratshaus in feierlichem Zug nach ihrem neuen Arbeitsheim begaben. Wir fügen im vorliegenden Heft der Momentaufnahme von der Einweihungsfeier die Bilder (S. 638) des Professors Auer, der das neue Gebäude geschaffen hat, und des Obersten Meister hinzu, der zuerst als Präsident des Nationalrats zu wirken bestimmt ist.

Ministerpräsident Zanardelli und die Deutschen vom Gardasee (Abb. S. 638). In Maderno, am westlichen Ufer des Gardasees, besitzt der italienische Ministerpräsident eine Villa, in die er sich gern zurückzieht, wenn er von den Anstrengungen seines Amtes Erholung sucht. Seine letzte Anwesenheit haben die Deutschen, die sich in großer Zahl an der sogen. Riviera di Garda teils ansässig gemacht haben, teils vorübergehend aufhalten, benutzt, um ihn feierlich zu begrüßen.

Die Beisetzung der Fürstin Marie zu Wied (Abb. S. 640) fand am Gründonnerstag unter großer Teilnahme der Bevölkerung von Neuwied statt. Unter den Leidtragenden waren thatsächlich alle Schichten der Bevölkerung vom einfachen Arbeiter bis zum regierenden Fürsten vertreten, ist doch die Tochter der Verstorbenen die Königin von Rumänien. Diese hatte übrigens einige Tage später in Honnef eine Begegnung mit dem König und der Königin von Schweden, die gleichfalls an der Beisetzung in Neuwied teilgenommen hatten.

Hundriesers Bismarck für Lübeck (Abb. S. 642). In der Hansastadt Lübeck ist der Hundriesersche Entwurf eines Bismarckdenkmals zur Ausführung gewählt worden, der bei dem Hamburger Wettbewerb den zweiten Preis erhalten hatte. Wenn damals dem Modell von Lederer und Schaudt der Vorzug gegeben wurde, kann dabei der persönliche Geschmack der Jurymitglieder, kann aber auch die Erwägung den Ausschlag gegeben haben, daß dieses sich dem Platz besonders günstig anpaßt, auf dem das Monument errichtet werden soll. Die Lübecker haben jedenfalls wohl daran gethan, daß sie sich für den Entwurf Hans Hundriesers entschieden; sie sind nun sicher, ein Bismarckdenkmal zu erhalten, das hinter dem Hamburger kaum zurücksteht.

Ein Lisztdenkmal in Weimar (Abb. S. 642). In der Stadt, in der er erst als Kapellmeister, später als Pädagoge lange Jahre fruchtbringend gewirkt, in dem kleinen Weimar, das für die deutsche Dichtung und durch ihn für die deutsche Musik so hohe Bedeutung erlangt hat, wird Franz Liszt demnächst ein Denkmal errichtet werden. Mit Genugthuung muß es begrüßt werden, daß es dem Münchner Bildhauer H. Hahn gelungen ist, ein Werk zu schaffen, das der Größe des Verewigten gerecht wird.

General Puzyrewski (Abb. S. 638), der sich zur Kur in Nizza aufgehalten hat, ist in seine russische Heimat zurückgekehrt, um in der Spionageaffaire des Obersten Grimm Zeugnis abzulegen. Er mußte allzugroßes Wohlwollen mit dem glücklicherweise nur vorübergehenden Verdacht büßen, daß er an den Machenschaften des Obersten beteiligt sei, der an fremde Mächte russische Militärgeheimnisse verkauft hat. Er hatte an Grimm, der sich als sehr anstellig erwies, Gefallen gefunden und diesem nach dem Tod seiner Frau sogar in seinem Haus Wohnung gegeben. Der Oberst mißbrauchte das Vertrauen seines Gönners schmählich, indem er geheime Papiere, die dem General Puzyrewski als Gehilfen des Generalgouverneurs zugingen, mit Hilfe einer Dame an das Ausland verschacherte. Er hat dadurch seinen Wohlthäter in eine üble Lage gebracht, den nur seine anerkannte Ehrenhaftigkeit vor noch Schlimmerem bewahrt hat.

Die Païva, wie sie kurzweg genannt wurde, Marquise von Païva, ist für einige Tage in der Erinnerung der Pariser wieder aufgelebt, als ihr Palais mit dem prachtvollen Inventar (Abb. S. 678) kürzlich versteigert wurde. Sie war eine noch mehr durch geistige Begabung als durch Schönheit hervorragende Frau, die während des zweiten Kaiserreichs in der Pariser Gesellschaft eine der ersten Rollen spielte. Als Pauline Lachmann war sie, ein einfaches, junges Mädchen, nach der französischen Hauptstadt gekommen, wo zuerst der berühmte Pianist Henri Herz für sie entflammte und sie als Gattin heimführte. In zweiter Ehe war sie mit einem Attaché der portugiesischen Gesandtschaft, Marquis von Païva, vermählt, nach dessen Tode sie die Gemahlin des Grafen, jetzt Fürsten Guido Henckel von Donnersmarck wurde. Im Jahr 1884 ereilte sie im Henckelschen Schloß Neudeck der Tod.

Personalien (Porträts S. 636—638, 640 und 680). Der Erbgroßherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz feiert am 17. April mit seiner Gemahlin Elisabeth die silberne Hochzeit. — Der holländische Ministerpräsident Dr. Kuyper hat von Berlin aus auch andere deutsche Städte besucht und dort verschiedene Anstalten besichtigt. — Zum Kommandeur des XVII. Armeekorps wurde der bisherige Kommandeur der 10. Division Generalleutnant von Braunschweig ernannt. — Der bisherige dänische Gesandte in Paris Freiherr von Hegermann-Lindencrone soll in gleicher Eigenschaft nach Berlin kommen. — Der Sultan hat seinen ehemaligen Gesandten in Washington, Mavrogeni Bey, zum Herzog von Samos ernannt. — Karl Testa, der erste Dragoman der deutschen Botschaft in Konstantinopel, wurde zum Vertreter der deutschen Bondholders an der „Dette publique“ gewählt. — Den siebzigsten Geburtstag feierten der Schweizer Mathematiker Dr. O. W. Fiedler in Zürich und der Hofbibliothekar Professor Dr. Hermann Kluge in Altenburg. — An bedeutenden jüngst verstorbenen Persönlichkeiten bringt das vorliegende Heft die folgenden im Bild: Geheimrat Hase, bekannter Architekt in Hannover; Edmund von Zoller, bekannter Journalist und Schriftsteller in Stuttgart; Hofkapellmeister Dr. W. Stade in Altenburg; Dr. Edmund von Pfleiderer, Professor der Philosophie an der Universität Tübingen.



Zum 70. Geburtstage von Wilhelm Busch.

Mit Busch und Lenbach in München.

Es war im September 1877. Wir hatten eine lange Sitzung gehabt. In der von der Gesellschaft, die sich die gute nennt, besuchten Weinstube war uns das Gas vor der Nase ausgedreht worden. Wir fanden ein anderes Lokal offen, dem wir in betreff der Nachtruhe eine größere Anspruchslosigkeit zutrauten. Da setzten wir uns an den blank gescheuerten Tisch, tranken wenig Bier und sprachen viel von Staats- und gelehrten Sachen. Wir unterhielten uns wirklich sehr gut und hatten im Eifer unseres Gesprächs gar nicht bemerkt, daß wir dem verschlafenen Wirt lästig wurden. Er machte uns schließlich, nicht unhöflich, aber sehr deutlich darauf aufmerksam, daß er auf unser längeres Verweilen unter seinem gastlichen Dach keinen Wert legte. Wir zahlten und gingen. Die Straße war leer, die Luft rein und kühl, und im Osten lichtete sich der Himmel in zart violetten und zitronenfarbigen Tönen. Wir hatten freilich schon seit fünf bis sechs Stunden eifrig debattiert, aber wir waren uns über die künstlerische Berechtigung der Leitmotive im Musikdrama und über Nietzsches Einwirkung auf die bildende Kunst doch noch lange nicht im klaren. Die Diskussion wurde, während wir planlos die schlafende Stadt durchschlenderten, mit unverminderter Lebhaftigkeit fortgesetzt. Auf einmal befanden wir uns vor dem einzigen Lokal, in dem die Gefahr des Hinauskomplimentierens ausgeschlossen war. Vor dem Bahnhofsgebäude. Wir traten in den Wartesaal dritter Klasse. Ich glaube, das „Milieu“, wie man heutzutage zu sagen pflegt, war höchst ungemütlich. Es war muffig, dumpfig, staubig. In den Ecken lagen einige Bündel schlafender Menschen. Man setzte uns Kaffee vor, der offenbar vom Nachtzug übriggeblieben war und seitdem „unentwegt“ auf dem Herd gebrodelt hatte. Beim ersten Semikolon in unserer Unterhaltung — einen Punkt hatten wir überhaupt nicht gemacht — erhob sich einer und erinnerte daran, daß wir um eins, also in 5 Stunden, bei Erwin Hanfstaengl zum Frühstück eingeladen wären. Da könnten wir ja weiter reden. Wir fuhren also nach Haus, schliefen wenig, aber dafür um so fester, und waren um 1 Uhr pünktlich in bester Verfassung zur Stelle.

Diese vergnügten Nachtschwärmer waren Franz Lenbach, Wilhelm Busch und ich.

Nach dem Frühstück machte Hanfstaengl zu gutem Gedenken an unsere dauerhafte Sitzung zwei Gruppenbilder von uns: auf dem einen sind wir in der schönen Stellung der Canovaschen drei Grazien dargestellt; zum andern, dem wir den Titel gaben: „Den Künstler ziert Bescheidenheit“, wurden die erforderlichen Requisiten aus Lenbachs Atelier und der Ackermannschen Buchhandlung schnell zur Stelle geschafft: für Lenbach Pinsel, Palette und sein Porträt des Freiherrn v. Liphart, das damals den Höhepunkt seiner Kunst bezeichnete, für Wilhelm Busch Bleistift, „Max und Moritz“ und die „Münchner Bilderbogen“, für mich Feder, der Theaterzettel, auf dem „Ein Erfolg“ stand, und die neuste Nummer der „Gegenwart“. Das ist die Entstehungsgeschichte des Bildes, das hier, auf Seite 647, veröffentlicht wird.

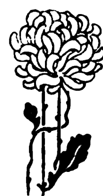
Wenn ich das Bild jetzt betrachte und an unsere Stimmung von damals denke, fällt mir der bedeutende Anfang der Novelle von Ernst Dohm ein: „Inzwischen war es später geworden . . .“

Paul Lindau.

Der echte Humor.

Schreibt einer jetzt in deutschen Landen
So recht weitwendig, abgestanden,
Ein bißchen rührsam, fast schon trist,
So nennt er gern sich — Humorist.

Der wirkliche Humor jedoch,
Der pfeift aus einem andern Loch:



Der meidet die traurigen Sachen
Und schenkt uns das heilige Lachen.

O Meister vom Hans Huckebein,
Du sollst darum gepriesen sein!
Indem wir uns fast krank gelacht,
Hast du die Welt gesund gemacht!

Eduard Pötzl.



Dem Jubilare Wilhelm Busch.

Ja, Wilhelm Busch, die Zeit vergeht,
Und wer in deinem Alter steht,
Und wen der Himmel feiern läßt
Sein siebzigstes Geburtstagsfest,
Schaut weit ins Leben schon zurück.
Wenn du es thust, blickst du auf Glück.

Was ist das auch für ein Humor,
Mit dem du plötzlich kamst hervor,
In Bild und Wort von eigner Art,
Wie nie vorher gefunden ward:
Harmlosigkeit mit Uebermut –
Das eine steht dem andern gut,
Und Wort und Bild und Bild und Wort
Sind eins und ziehn uns mit sich fort.
Manchmal geht's grausam bei dir zu,
Furchtbare Dinge meldest du.
Da geht ein armer Mensch entzwei —
Dir, scheint es, ist das einerlei —
'nen andern holt der Schwarze gar,
Doch sträubt sich keinem drum das Haar.
Man sieht es an, freut sich und lacht —
Wie hast du das zuweg gebracht?
Die Kunst wohl macht's, wer die besitzt,
Zerbricht sich nicht den Kopf und schwitzt,
Er weiß, es ist auf ihn Verlaß,
Und geht daran und macht so was.
Dabei muß sein ein scharfer Blick
Und sichre Hand und viel Geschick,
Daß alles wohl zusammenpaßt,
Und auch ein Herz, wie du es hast.

Jung zogst du aus, und manches Land
In Gottes Welt ist dir bekannt.
Jetzt schweifst du nicht mehr durch die Welt,
Daheim zu sein, dir mehr gefällt.
Dem hohen Waldgebirg nicht fern
Hast du dein Heim und weilst da gern.
Da hast du alles, was du brauchst:
Du bist gesund, gottlob, und rauchst;
Und daß du ein zufriedner Mann,
Sieht man dir schon von weitem an,
Wenn du umher im Garten gehst
Und hier und da mal stille stehst,
Um zu erfreun dich im Gemüt
An dem, was kreucht und fleucht und blüht,
In Frieden und in süßer Ruh
Hörst du dem Sang der Vögel zu,
Die grüßen dich von Baum und Strauch,
Und liebe Menschen hast du auch,
Die gerne thun, was dein Begehr —
Sprich, Wilhelm Busch, was willst du mehr?

Daß lange Zeit noch stets aufs neu,
Was heut dich froh macht, dich erfreu,
Mit diesem Wunsch wird dein gedacht
Von allen, die du froh gemacht.
Das, mein ich, ist das Beste doch!
Begehrst du hohe Würden noch?
Ich weiß, du giebst nicht viel darauf,
Und schweig, sonst sagst du noch: hör auf!

Johannes Trojan.

Siebzig Jahre gehn im Husch,
Plötzlich ist man, lieber Busch,
Als ein Greis im Silberhaar
Ein verehrter Jubilar!
Zieht man dann auch saure Mienen,
Daß man, statt bei seinen Bienen
Auf die ganze Welt zu pfeifen,
Dankend muß zum Käppchen greifen
Sagt der Weise doch zu sich:
„Willem, na, denn helpt dat nich!"
Wenn man dann auch tief bereut,
Daß man einst die Welt erfreut
Mit viel spaßigen Geschichten
Und verfluchten Scherzgedichten,
Wird man dann auch wild und wilder,
Daß man durch viel schöne Bilder
Jedermann mit Lust erfüllte,
Daß die Welt vor Wonne brüllte,
Wird sich doch der Weise sagen:
„Dieses muß man still ertragen,
Dieses Hoch und dies Hurra –
Dazu ist man nun mal da.
Warum macht man so viel Spaß!
Siehst du woll, das kommt von das!"

Laß sie jubeln, laß sie schrein,
Denen einst Hans Huckebein
Hold versüßte ihre Jugend,
Denen Vorbild aller Tugend
Max und Moritz sind gewesen,
Und die Schnurrdiburr gelesen
Mit Vergnügen und Gefühl,
Die im weichen Lehngestühl
Trefflich sich daran erbauten,
Wie die Menschen sich verhauten,
Wobei in der letzten Phase
Stets geschändet ward die Nase.

Heilgenscheine zu zerstören
Dort, wo sie nicht hingehören,
Und mit scharfen Federspitzen
Oeden Dünkel aufzuschlitzen,
Hast du meisterlich verstanden,
Was die andern reizend fanden,
Denn, was einem selbst genierlich –
Trifft es andre, scheint's pläsierlich.

Fragst du nun noch warum? – Darum
Machen wir ein groß Ditscharum,
Und bis fern in die Türkei
Donnert unser Jubelschrei:
Wilhelm Busch, der uns erfreute,
Gute Laune uns erneute –
Seht, er ist noch immer da!
Darum: Hip, hip, hoch – hurra!

Mit der Miene eines Weisen
Laß dich feiern, laß dich preisen!
Lächle still, wehmütig froh,
Denn die Menschen sind mal so!

Heinrich Seidel.



Der angewandte Busch.

Keinen besseren Verdrußtöter giebt es als ein treffendes, heiteres Schlagwort, das die Zustände wie ein Scheinwerfer erhellt, die täuschenden Schemen der Einbildung in ihr Nichts auflöst und der Wirklichkeit zu ihrem Recht verhilft.

Und weil sie lächelnd leiten, Mißmut wenden, Frieden stiften, Segen spenden, sind Meister Wilhelms Verse zu geflügelten Worten geworden, und er selbst ward der Zitierteste aller Deutschen, wo in aller Welt Deutsche sind.

Aber auch die Unmündigen kennen ihn und wenden ihn an, sich zur Freude, zur Erziehung der Eltern und zum Trost aller, die da der Meinung sind, daß trotz Tolstoi, Nietzsche und Ibsen der Humor dennoch unausrottbar ist.

Die Scene der wahren Begebenheit, die wiederzuerzählen ich nicht unterlassen kann, ist ein Schlafgemach, Ecke links, wo das Bettlein der vierjährigen Elsa steht. Elsa liegt in dem Bett. Davor sitzt Frau Anna, die Mutter. Frau Anna ist tiefbetrübt, denn Elsa war unartig gewesen, viel unartiger als ein Kind sein darf, das nach der Frau von Lohengrin benannt wurde und ein nagelneues Sonntagskleid bekommen hat. Elsa war — durchaus im Gegensatz zu ihrer Namensschwester — auf einen Baum geklettert, hatte das Kleid verdorben, hierüber keine Reue gezeigt u. s. w. Genug, der Sünden Maß war ebenso voll, wie die Thränendrüsen der Mutter; beide liefen deshalb über.

Das Kind versuchte auch zu weinen, allein ohne Erfolg. Es war zu schön auf dem großen Baum gewesen. Die Vögel hatten sich gar nicht vor ihr gefürchtet, als sie ruhig zwischen den grünen Zweigen saß. Und so hoch. So wundervoll hoch! Nein, weinen konnte Elsa nicht.

Die Mutter redete viel, aber immer noch blieb das Sündenkind unzerknirscht.

„Dein Betragen macht mich krank. Ganz krank. Du wirst der Nagel zu meinem Sarg."

Elsa sucht sich vorzustellen, was ein Nagel zu einem Sarg ist, und versucht weiter, sich als Nagel zu denken. Es mißlingt ihr. Von Weinen keine Rede.

„Dein schönes Kleid. Wie es aussieht!"

„Ich will es gewiß nicht wiederthun."

Die Mutter trocknet ihre Thränen.

Schweigen.

„Fühlst du dich jetzt etwas besser, Muttchen?"

„Wenn du mir versprichst, artig zu sein."

„Wirklich besser, Muttchen?"

„Ein wenig, ja!"

Elschen schlägt die blauen Augen voll auf und blickt die Mutter an, so lustig, so listig, so kinderfroh und doch so altklug und spricht:

„Als die gute Mutter Bolte
Sich ein wenig jetzt erholte."

Aus war es. Die Mutter mußte lächeln, ja lachen mußte sie. „Du Balg," rief sie, „was soll ich mit dir anfangen?"

„Gieb mir'n Kuß, Muttchen."

Frau Anna umschlang ihr Kind und herzte es und küßte es. Ihr Kind war Kind gewesen, als es mit dem Sonntagsstaat auf den Baum kletterte; weiter nichts. Daß sie die Sache so tragisch nehmen konnte?!

Wie ein Wolkenschatten schwand der unechte Kummer; dem erlösenden, heiligen Lachen wich die Unwahrheit, des Unmuts Gefolgschaft, die den fröhlichen Wildfang sogar in einen Sargnagel verschwärzte.

Sonst sind es immer weißgeflügelte, faltenröckige Engel, die das verlorene Kind an das treue Mutterherz legen, diesmal war es Wilhelm Busch, der Humorist, dessen Worte die Mutter in die Wirklichkeit zurückriefen, an das Herz des Kindes, das keine Thränen lügen konnte, weil es mit dem Meister, von dem es die Worte hatte, lachen mußte über den kleinen Aerger in dem Gewand eines Riesenkummers. Zu drollig. Wie oft hat er schon Segen gestiftet, der angewandte Busch, und wird er stiften fernerhin!

Julius Stinde.

Wilhelm Busch in München.

Erinnerungen aus den fünfziger und sechziger Jahren.

Von Theodor Pixis.

Unbestritten ist Wilhelm Busch einer der hervorragendsten deutschen Humoristen. Mit herrlichen Geistesgaben ausgerüstet, gebietet er mit souveräner Unabhängigkeit zugleich über Stift und Feder, so daß alle seine Produkte wie aus einem Guß sind. Daher kommt wohl auch der unwiderstehliche Eindruck, den sie auf Alt und Jung ausüben und immer ausüben werden.

Nachdem Busch vorher in Düsseldorf und Antwerpen seine Studien begonnen und fortgesetzt hatte, kam er im Jahr 1854 nach München. Die tiefen Eindrücke, die die niederländischen Meisterwerke auf ihn gemacht hatten, wirkten hier noch lange nach, und er konnte sich in die damals in München herrschende Kunstrichtung, in die „Akademische Strömung", wie er sie in seinem „Von mir über mich" nennt, nicht hineinfinden, und so kam es, daß, während wir in verschiedenen Schulen, bei Ph. Foltz, Schmied, Schrandolph u. s. w. uns gruppiert hatten, er fuori la mura blieb. Was er eigentlich trieb, das wußte niemand. Bekam er in seiner Wohnung unerwartet Besuch, so verschwand gewöhnlich irgendetwas in seiner Tischschublade, ohne daß jemand wissen konnte, was es war, ob ein angefangenes Gedicht, oder eine in Arbeit befindliche Skizze, oder eine Regensburger Wurst, die er vor dem eintretenden Freund retten wollte.

Am 25. November wurde Busch in den Künstlerverein „Jung-München" aufgenommen. Dieser hatte an ihm eine brillante Acquisition gemacht. Anfangs zurückhaltend, taute er aber sehr rasch auf und war unter dieser heiteren jungen Schar bald ganz in seinem Element.

Er fehlte nirgends, weder in der Dämmerung im Café bei Schach- oder Dominospiel, noch abends in der Künstlerkneipe. Am allerwenigsten aber bei den sonntäglichen Fußtouren in das Isar- oder Würmthal oder an den Starnbergersee, die wir bei schönem Wetter zu machen pflegten. Bei solchen Gelegenheiten hatte er meist ein Notizbüchlein bei sich; bald fielen ihm ein paar Verse ein, bald skizzierte er irgendeinen Gegenstand mit wenigen Strichen.

Am gelungensten war er bei unsern Studienreisen; wenn wir da am Starnbergersee oder im Gebirge, hauptsächlich in dem lieblichen Brannenburg, unsere Plätze aufgesucht hatten und anfingen zu malen, lag unser Busch gewöhnlich höchst behaglich im Gras, rauchte sein Pfeifchen und machte seine schlechten Witze, während uns der Schweiß von der Stirn rann. Da wanderte denn ganz verstohlen sein Büchlein aus der Tasche, und wenn es wieder hineinglitt, da war schon einer oder der andere von uns darin festgenagelt. Nicht einmal, wenn man, wie Schreiber dieser Zeilen, von Zahnweh geplagt, mit verbundenem Gesicht seinen Fleiß nicht hemmen konnte, war man sicher vor ihm (Abb. S. 649). Das bekamen wir aber erst zu Gesicht, wenn das Karikaturenbuch mit der Kneipzeitung im Verein jeweilig vorgelegt wurde. Das waren für uns immer Festtage. Unbarmherzig ging er mit uns um; nicht minder aber mit sich selbst (Abb. S. 649).



Geburtshaus von Wilhelm Busch in Wiedensahl.
Phot. Breuer, Hamburg.

Seine Erfolge bei uns drangen bald an die Außenwelt, und da waren Braun & Schneider die ersten, die in den „Fliegenden Blättern" einzelne humoristische Gedichte abdruckten und die herrlichen „Münchner Bilderbögen" von ihm herstellen ließen. Dann folgten „Max und Moritz". Sein Weg war gebahnt, und wir hatten das angenehme Gefühl, unbewußt als Piedestal gedient zu haben, von dem aus er immer höher stieg.

Von Anfang der siebziger Jahre an übertrug er alles, was er seitdem geschaffen, seinem Jung-Münchner Freund Otto Bassermann, der damals den renommierten Verlag seines Vaters in Heidelberg übernommen hatte. In herzlicher Freundschaft blieben sie sich treu bis auf den heutigen Tag.

Zu dem Emporblühen Jung-Münchens Ende der fünfziger bis anfangs der sechziger Jahre hat Busch auch noch in anderer Weise hervorragend beigetragen. Er schrieb die Texte zu der Operette „Liebestreu und Grausamkeit" von Eduard Heinel und zu den „Schustern und Schneidern" von Krempelsetzer, beide voll Witz und Humor.

Den Glanzpunkt der Jung-Münchner Aera bildete jedoch der große Märchenball im Königlichen Odeon im Jahr 1862. Wenn der Saal in seiner märchenhaften Pracht (durch unsern Freund Andreas Müller, der uns vor wenigen Monaten durch den Tod entrissen wurde, dekoriert) alle entzückte und sofort die richtige Stimmung hervorrief, so wurde diese durch das reizende Festspiel „Hansel und Gretel" noch wesentlich gesteigert. Den Text hierzu hatte Busch geschrieben, der auch das ganze Programm des Festes entwarf und die Auswahl der darzustellenden Märchen traf:



Wilhelm Busch. Franz v. Lenbach. Paul Lindau.

Aus der Münchner Glanzzeit von Wilhelm Busch.
Photographische Aufnahme.



Karikaturenzeichnung von Wilhelm Busch:
Künstliche Tranchierung
eines gebratenen Kalbskopfs.

die melodienreiche Musik war wieder von unserm Freund Krempelsetzer. Der Höhepunkt war erreicht, als der Hochzeitszug des Prinzen unter den Klängen der Musik von dem malerischen Schloß am Rhein (von Christian Jank gemalt) sich in den Saal bewegte — ein Bild von hinreißender Pracht.

So recht charakteristisch für Busch ist in dem Textbuch der „Chor der Polizeisoldaten", die den Menschenfresser gefangen nehmen:

Wehe! Wehe!
Wehe dem, der Böses thut!
Denn das thut gar selten gut.
Die Polizei
Kommt schnell herbei,
Ihr Arm ist lang
Und leise ihr Gang,
Ihr Auge wacht
In dunkler Nacht;
Habt acht, habt acht!
Es naht die Polizei,
Eh man's gedacht!

Und dann die reizenden Verse, die auch ohne Musik so melodisch klingen, mit denen der dem Käfig entronnene, nun wieder verwandelte Prinz von Zuckerkand die Gretel als Braut begrüßt:

Nun ziehen wir fort
An den grünen Rhein,
Da glänzet mein Schloß
Im Sonnenschein.

Da stehen wir beid
An des Söllers Rand
Und schauen hinaus
In das weite Land.

Die Berge umkränzet
Von der Reben Grün,
Hinunter den Strom
Viele Schiffe ziehn.

Und alles ist mein,
Und alles ist dein,
Das herrliche Land
An dem grünen Rhein.

So rührig und aufopfernd Busch war, so lange ein solches Fest geplant und vorbereitet wurde — so wenig war er während desselben selbst zu sehen. Unter allen Umständen hielt er sich, wenn er überhaupt da war, vollständig im Hintergrund. Es ging ihm vollständig gegen die Natur, mit seiner Person irgendwie in den Vordergrund zu treten, ja es schien fast, als ob er eine gewisse Abneigung gegen solche Leute habe, die infolge von Ehrenämtern durch Repräsentation und Honneurmachen die Augen anderer auf sich ziehen mußten.

Am allerwiderwärtigsten waren ihm aber die sogenannten „Geschaftelhuber"; denen ist ja auch das köstliche, höchst boshafte Gedicht in der „Kritik des Herzens" gewidmet.

Wirklich, er war unentbehrlich!
Ueberall, wo was geschah
Zu dem Wohle der Gemeinde,
Er war thätig, er war da.

Schützenfest, Kasinobälle,
Pferderennen, Preisgericht,
Liedertafel, Spritzenprobe,
Ohne ihn da ging es nicht.

Ohne ihn war nichts zu machen,
Keine Stunde war er frei.
Gestern, als sie ihn begruben,
War er richtig auch dabei.



Manuskriptseite aus „Max und Moritz" von Wilhelm Busch.



Wilhelm Busch vor fünfundzwanzig Jahren.
Hofphot. Franz Hanfstaengl, München.

In diesem Büchlein ist überhaupt so viel Weltweisheit enthalten, daß es für jeden ein Verlust ist, der es nicht gelesen hat.

Nach Obengesagtem wird es nicht überraschen, wenn man erfährt, wo sich Busch an jenem Märchenabend aufgehalten hat. Er begab sich ganz ruhig, ohne sich vorher den Mühseligkeiten des Toilettenwechsels unterzogen zu haben, auf die Galerie und ließ sich hier mit noch einem gleichgesinnten Freund bei den Feuerwächtern hinter einem Krug schäumenden Bieres nieder. Von hier aus hörte er den stürmischen Applaus der entzückten Menge, von hier aus sah er auch die liebliche Königin Marie mit den beiden jugendlichen Prinzen Ludwig und Otto sich unter den Festgästen bewegen, auch konnte er unzähligemal seinen Namen hören.

Als er in den siebziger Jahren einmal wieder nach München kam, ach, wie war da alles verändert! Künstlervereine sind geschwunden, andere sind aufgetaucht; unter diesen letzteren war es die „Allotria“, an die sich Busch sehr intim anschloß. Er hatte sich sogar von seinem neugewonnenen Freund Gedon ein Atelier höchst luxuriös einrichten lassen, um in Oel zu malen. Uneingeweihte haben wohl kaum etwas von dieser neuen Thätigkeit zu sehen bekommen, die er übrigens auch bald wieder aufgab; sie mochte wohl seinem ganzen Naturell nicht entsprochen haben.



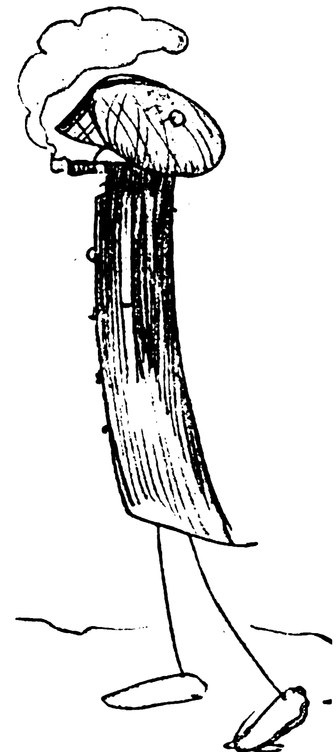
Mit Thränen tritt Frau Doris hervor
Und sagt ihm ein leises Wörtchen ins Ohr.
Dies Wort fährt ihm wie Donner und Blitz
Durch Kopf, Herz, Leib in den Sorgensitz.
Und tief erschüttert und allsogleich
Zeigt er sich mild, gerührt und weich.
(Herr und Frau Knopp.)

Seit langer Zeit lebt er, wie bekannt, in stiller Weltabgeschiedenheit in seiner Heimat und läßt wenig mehr von sich hören.

Das Herannahen seines siebzigsten Geburtstags mag ihm nicht wenig Sorgen machen, doch hat er sich ja (wie damals auf der Galerie des Königlichen Odeon) ein stilles Plätzchen ausgesucht, an dem er nicht sichtbar ist. Aber wie er damals doch dem lauten, begeisterten Beifall, der an seine Ohren drang, nicht entgehen konnte, so wird er auch jetzt all die vielen Huldigungen, mit denen man ihn überschüttet, über sich ergehen lassen müssen. Mag er sich mit dem bekannten türkischen Sprichwort trösten: „Auch dieses geht vorüber!“ Aber zurückbleiben wird ein unendlich befriedigtes Gefühl, das das Bewußtsein hervorbringt, so unzähligen Menschen unzählige Freuden bereitet zu haben.



Karikaturenzeichnung von Wilhelm Busch:
Pixis in seinem Brannenburger Atelier.



Busch auf dem Weg zur Kneipe.
Selbstkarikatur.

Kindersegen in deutschen Fürstenhäusern.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.


Prinzessin Viktoria Luise von Preussen.
Hofphot. Reichard und Lindner, Berlin.

Das Familienleben der Fürsten ist von jeher der großen Menge der Gegenstand eines besonderen Interesses gewesen, sei es aus ehrlicher Anteilnahme an dem Glück und Unglück des angestammten Herrscherhauses, sei es aus allgemein menschlichem Mitgefühl, sei es auch nur aus müßiger Neugier. Die Geschichte lehrt uns, wie stark das von den Großen gegebene Beispiel der Lebensführung auf die sittlichen Anschauungen der Massen zu wirken vermag und wie bedeutsame politische Folgen sich daraus ergeben können — bedeutsame für diese wie für jene. Nach der Zuchtlosigkeit des achtzehnten Jahrhunderts richtete sich in Preußen das Volk wieder auf an dem reinen Eheglück Friedrich Wilhelms III. und seiner Luise, nach der Lotterwirtschaft der Könige Georg IV. und Wilhelm IV. brachte die Königin Viktoria durch die schlichte, gesunde Art, wie sie ihre Pflichten als Gattin und Mutter auffaßte und mit ihrem Herrscheramt zu vereinigen wußte, Englands Männer und Frauen dazu, sich wieder auf sich selbst zu besinnen.

Bei Hoch und Gering ist in gleichem Maß die Grundlage des Familienlebens weniger das Verhältnis der Gatten zu einander, als das der Eltern zu den Kindern. Und je größer die Zahl der Kinder, die dem Elternbund entsprossen, um so fester werden sich die Familienbande zusammenziehn — wo nicht Not und Armut herrschen, die jedes neue Kind nur als ein Hemmnis mehr im Kampf ums Dasein erscheinen lassen. Nun, wenn den Mächtigen dieser Erde auch sonst menschliches Leid und Ungemach ebensowenig erspart bleibt wie den gewöhnlichen Sterblichen, so bleiben sie doch nur in ganz seltenen Fällen nicht von der einfachen, brutalen Sorge um das tägliche Brot verschont. Um das materielle Fortkommen eines Sprößlings brauchen sie sich keine schlaflosen Nächte zu bereiten. Ihnen wird „Kindersegen" wirklicher Segen.

Wenn auch heute noch einzelne souveräne Familien und solche des ihnen ebenbürtigen hohen Adels sich eines recht ansehnlichen Kinderreichtums erfreuen, so zeigt doch ein Blick auf die alten Stammtafeln derselben Häuser, daß sie darin von ihren Altvordern um ein Erhebliches übertroffen werden. Die politische Zersplitterung des heiligen Deutschen Reiches römischer Nation war zum Teil eine Folge dieses Kinderreichtums, der ein ohnehin schon kleines Ländchen immer wieder in neue kleine Duodezmonarchien teilte. Und was für Zahlen treten uns da entgegen! Was bedeuten die achtzehn Söhne und Töchter, mit denen heute der Herzog von Parma sozusagen den Rekord hält, daneben! In den Häusern Hohenzollern-Sigmaringen, Waldeck, Nassau, Stolberg finden wir 24, 25 und 26 Kinder, und die Fruchtbarkeit des Solmsschen Geschlechts, in dem 17, 16, 15, 14 und 13 Kinder vorkamen, war seinen norddeutschen Standesgenossen sprichwörtlich geworden. In Süddeutschland thaten sich die Fugger in gleicher Weise hervor: bei ihnen kehrt mehreremal die Zahl von 21 Kindern wieder. Man sollte nun wohl meinen, daß ein Vater von anderthalb bis zwei Dutzend Kindern auf eine lange Dauer seiner Nachkommenschaft und auf ihr immer


Prinz Eitel Friedrich. Kronprinz Friedrich Wilhelm. Prinz Adalbert.
Prinz Oskar. Prinz Joachim. Prinz August Wilhelm.
Die kaiserlichen Prinzen.
Aufnahme vom Hofphotographen J. C. Schaarwächter, Berlin.



Prinzessin Rupprecht von Bayern mit ihrem Sohn, dem Prinzen Luitpold.
Aufgenommen in der Residenz zu Bamberg von der Hofphotographin Frl. Goudstikker, Inh. des Hofateliers Elvira, München.



Grossherzogin Elisabeth von Oldenburg und Erbgrossherzog Nikolaus.
Hofphot. Jean Baptiste Feilner, Oldenburg.

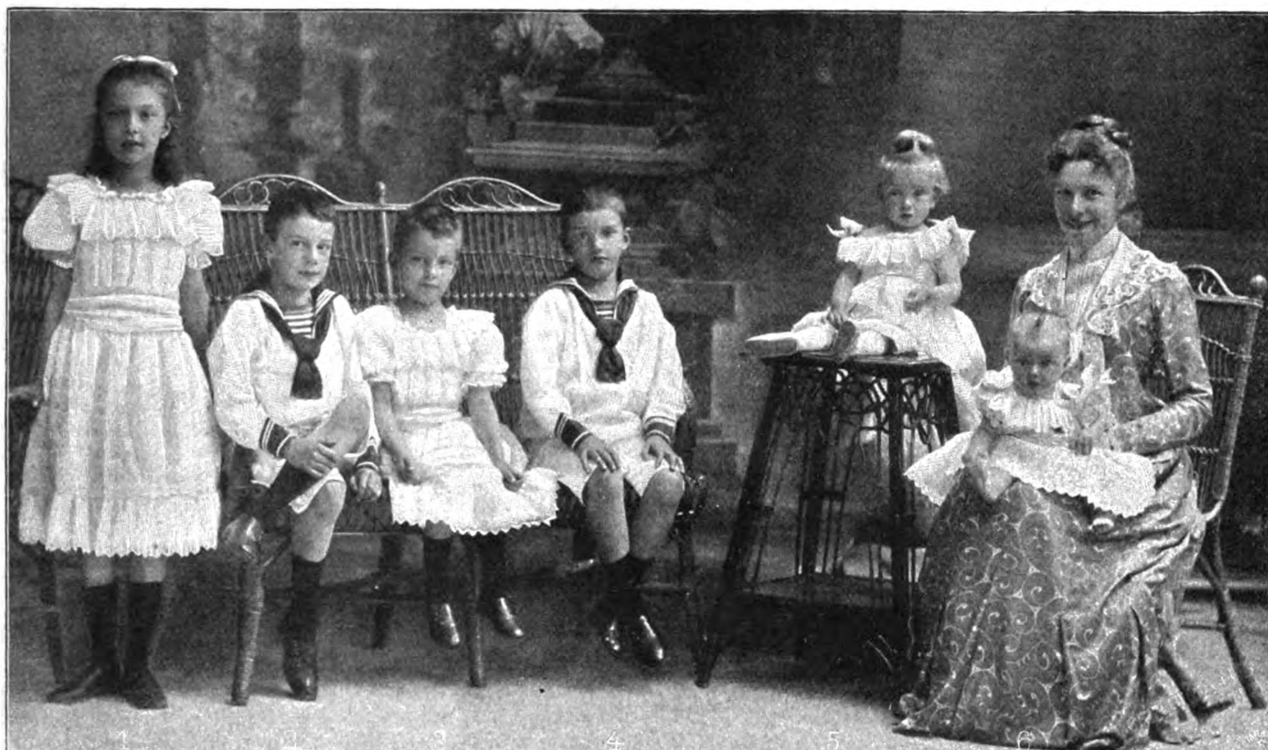
vermehrtes Anwachsen mit Sicherheit rechnen könne. Aber die Regeln der Natur sind denn doch nicht so leicht an der Oberfläche erkennbar. Gerade die kinderreichsten Familien haben oft ein kurzes, nur wenige Generationen währendes Dasein gefristet. So starb die ebenerwähnte Linie des Hauses Nassau — Nassau-Idstein, der 26 Kinder entsprossen waren, schon mit den Enkeln, obwohl sie auch wieder zwölf an der Zahl waren, im Mannesstamm vollständig aus. Dasselbe Schicksal wurde einem Zweig der märkischen Familie von der Schulenburg zu teil, trotzdem der Sohn des Begründers von zwei Frauen mit 27 Kindern beschenkt worden war. Und umgekehrt entfaltete sich manches Geschlecht, das, nur auf wenigen Augen ruhend, dem Erlöschen nahe schien, plötzlich zu neuer jahrhundertelanger Blüte.

Diese historischen Reminiszenzen sind gegenwärtig deshalb von Interesse, weil in verschiedenen Staaten des Deutschen Reiches die Fortdauer der zur Zeit regierenden Dynastie in Frage gestellt zu sein scheint. Zu welchen Komplikationen der Thronfolgewechsel in solchem Fall führen kann, auch wenn es sich nur um den Uebergang der Succession an eine andere Linie des Herrscherhauses handelt, hat der immer noch nicht endgiltig geregelte „Fall Lippe“ erst in jüngster Zeit gezeigt. Im Großherzogtum Oldenburg lagen bis vor einigen Jahren die Dinge einfacher, indem eine eigentliche Thronfolgefrage, ein Zweifel über die Person des einstigen Trägers der Kone, nicht bestehen konnte. Da dieser aber, trotz seiner nahen Verwandtschaft mit dem regierenden Zweig, allmählich seinem deutschen Vaterland ein Fremder geworden war und in Rußland eine neue Heimat gefunden hatte, so sah das oldenburgische Volk mit begreiflichen Befürchtungen in die Zukunft. Um so größer war die Freude, als dem jetzigen Großherzog August — aus dessen Ehe mit der preußischen Prinzessin Elisabeth nur eine Tochter, die Herzogin Sofie Charlotte, entsprossen war — seine zweite Gemahlin, Elisabeth von Mecklenburg-Schwerin, einen Sohn und Erben schenkte.

Ueberhaupt ist es vielleicht noch nie der Fall gewesen, daß in so vielen Ländern Deutschlands, wie jetzt, nicht ein direkter Abkomme, Sohn oder Enkel des Monarchen, die Anwartschaft auf die Krone hat, sondern ein Seitenverwandter. Dies ist zum Beispiel in Bayern der Fall, wo der Regent Luitpold oder dessen Descendenz einst an die Stelle seines Neffen, des Königs Otto, zu treten bestimmt ist, ebenso wie in Sachsen, wo dem kinderlosen König Albert sein Bruder Georg und dessen Nachkommen auf dem Thron zu folgen berufen sind. Aber auf diese Weise ist die Vererbung der Krone in Bayern auf vier, in Sachsen auf drei Generationen hinaus gesichert. Prinzregent Luitpold hat, wie früher Kaiser Wilhelm I, das seltene Glück, Sohn,



Erbprinz und Erbprinzessin zu Wied
mit ihren Söhnen, den Prinzen Hermann und Friedrich.
Hofphot. Selle und Kuntze, Potsdam.



1. Ezhzgin Elisabeth Franziska. 2. Ezhzg Franz Karl Salvator. 3. Ezhzgin Hedwig. 4. Ezhzg Hubert Salvator. 5. Ezhzg Theodor Salvator. 6. Ezhzgin Gertrude.
Erzherzogin Marie Valerie (Franz Salvator) mit ihren Kindern.
Phot. Karl Pflanz, Linz.

Enkel und Urenkel um sich zu sehen, seitdem des Prinzen Rupprecht Gemahlin, die anmutige Tochter des Herzogs Karl Theodor, die Mutter eines Sohnes wurde, der nach seinem Urgroßvater Luitpold heißt und die Freude seines jungen, im Bamberger Schloß Hof haltenden Elternpaares ist. Und in Sachsen sind dem Ehebund des Prinzen Friedrich August mit der toskanischen Erzherzogin Luise Antoinette Maria bisher schon drei blühende Söhne entsprossen. Dem Kaiser von Oesterreich ist es nicht beschieden, einen Sohn zum Nachfolger zu haben. Aber durch die Söhne und Enkel eines Bruders sieht er die Succession in drei Graden jetzt schon feststehend. Einen Ersatz findet Oesterreichs greiser Herrscher in dem Familienglück seiner beiden Töchter, der Prinzessin Gisela von Bayern und namentlich der Erzherzogin Valerie, die mit ihrem Gatten, dem Erzherzog Franz Salvator von Toskana, und ihrer sechsköpfigen Kinderschar meist auf ihrem Schloß Wallsee an der Donau lebt und ihren Vater oft bei sich als Gast empfängt. So kehrt auch der König Wilhelm II. von Württemberg in jedem Jahr mehrmals bei seiner Tochter, der Erbprinzessin Pauline zu Wied, in Potsdam ein, um sich an ihrem Eheglück und zwei Enkeln, den Prinzen Hermann und Friedrich, zu freuen.



1. Prinz Georg. 2. Prinz Friedrich Christian. 3 Prinz Ernst Heinrich. 4. Prinzessin Margarete.
Prinz und Prinzessin Friedrich August von Sachsen mit ihren Kindern.
Phot. Klinlhardt und Eyssen, Dresden.

Nie war das preußische Königshaus so reich an männlichen Sprossen wie jetzt. Nicht weniger als achtzehn Prinzen jedes Alters, vom 76jährigen Prinzen Georg hinab bis zu dem noch nicht zweijährigen, seines Vaters Namen tragenden Prinzen Heinrich, umgeben den Deutschen Kaiser und König von Preußen.

L. von Nordegg.



Das Lager der heiligen Karawane am Berge „Arafat“ bei Mekka.

Die heilige Karawane.

Von Kurt Toeppen.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Sobald der Fastenmonat, der Ramasan, vorbei ist, richten sich die Gedanken aller Muhammedaner mehr als je nach Mekka, der heiligen Stadt, die für alle Ungläubigen ein Buch mit sieben Siegeln ist; denn die Bekenner des Propheten leiden nicht, daß ihr Heiligtum durch den Schritt oder das Auge eines Menschen, der sich nicht zu ihrer Religion bekennt, entweiht wird — ja noch mehr: solche Sekten, die nicht zu den Sunniten gehören, haben eigentlich auch keine Erlaubnis, das heilige Gebiet zu betreten, so z. B. die große Sekte der Schiiten, zu der sich viele Millionen Menschen, fast ganz Persien, ein Teil der indischen Muhammedaner, Baharein u. s. w. bekennen. Andere verpönte Sekten sind die Ibadhi, die Kodjahs, Bohoras u. a. m., aber alle diese Leute können auch nach Mekka gelangen, wenn sie sich einfach als Sunniten erklären. Sie müssen dann allerdings im Tempel hinter einem der sunnitischen Vorbeter: Hanafi, Schafi, Hambali oder Maliki ihre Andacht verrichten. Dies ist natürlich eine Demütigung und ein Herabsetzen der eigenen Religion, aber eben eine conditio sine qua non.

Ganz vergißt der Muhammedaner sein geliebtes Mekka niemals, schon weil er fünfmal täglich beim Gebet daran erinnert wird. Das Gesetz schreibt folgende Gebete vor: L'Fajr, etwa 1½ Stunden vor Sonnenaufgang; Aduhur, wenn die Sonne im Zenit steht; L'Asir, zwischen Mittag und Sonnenuntergang, auf der Hälfte; Maghrib, gleich nach Sonnenuntergang und Ischa, etwa 1½ Stunden später. Vor jedem Gebet hat der Gläubige die vorgeschriebenen Waschungen zu machen, damit er geistig und körperlich rein vor Gott erscheint; dann muß er das Gesicht nach Mekka wenden, nicht, wie in bekannten Wüsten- und Beduinengedichten zu lesen ist, nach Osten, und hinter dem Vorbeter in der Moschee sein Gebet verrichten. Das Beten im Hause ist auch erlaubt, gilt aber nicht als so verdienstvoll wie das in der Moschee. Frauen beten zu Hause und verhüllen sich dabei so, daß nur das Gesicht freibleibt. Die Haare dürfen nicht zu sehen sein, ebensowenig Hände und Füße.

Wird nun der Muhammedaner schon, wie gesagt, stets durch seine Gebete an die heilige Stadt erinnert, um so mehr in diesen Tagen, da die heilige Karawane in Mekka angekommen ist. Man könnte eigentlich von heiligen Karawanen sprechen. Die eine zieht von Konstantinopel, dem Sitz des Oberhauptes des Islam, aus; ihr Weg führt über Damaskus und Medina. Die Beteiligung ist meist schon von Anfang an sehr groß, und lawinenartig schwillt die Karawane an, die stark bevölkerte muhammedanische Gebiete durchzieht. Die

zweite Karawane geht von Kairo aus; sie hat noch eine eigene Bedeutung, denn Kairo hat das Privilegium, die Kissua el Kaaba, das Kleid des heiligen Tempels, zu liefern, das, in lange schwarze Kisten verpackt, der Karawane vorangetragen wird. Es gilt als großes Verdienst, beim Tragen der Kisten zu helfen; die Gläubigen drängen sich dazu und wechseln ab in der Arbeit. Das Kleid besteht aus Seidenstoff mit reichverzierten Borten und bedeckt die ganze Kaaba, ein großes Gebäude, wie ein Mantel. Das alte Kleid, das nur von der Sonne gelitten hat — es regnet in Mekka fast niemals — wird zerschnitten und unter die Pilger verteilt; jeder nimmt sein Stück mit nach Haus, eine wirklich echte Reliquie, denn man hat mit eigenen Augen gesehen, daß das Stück von dem alten Kleid abgeschnitten wurde.

In diesem Jahr traf der Tag des Gebets der Pilger auf den zwanzigsten März. Der darauffolgende Tag ist ein hohes Fest, das in der ganzen muhammedanischen Welt gefeiert wird. Die Gedanken eines jeden Gläubigen weilen an diesem Tag bei seinen Verwandten, Stammes- und Glaubensgenossen, denen das hohe Glück zuteilgeworden ist, an der Pilgerfahrt teilgenommen zu haben. Jeder Muhammedaner soll wenigstens einmal in seinem Leben pilgern. Die Wallfahrt ist eine der fünf Grundsäulen des Islam, aber man soll sich nicht arm machen, um die Unkosten zur Reise aufzutreiben, man soll keinen Grundbesitz und vor allen Dingen nicht das Haus, in dem man wohnt, zu diesem Zweck verkaufen. Sehr beschäftigte Leute senden auch einen Stellvertreter zur Wallfahrt, was von den meisten Rechtsgelehrten als statthaft erklärt wird. Häufig findet man auch in Testamenten Legate für solche Stellvertreter.



Das Kamel, das der heiligen Karawane vorausgeführt wird.

Nicht nur mit den beiden obenerwähnten Karawanen reisen die Gläubigen nach Mekka, sondern auf Entfernungen von Tausenden von Meilen kommen sie über Länder und Meere, von China und von den Sundainseln, vom Kap und von den Ufern des Atlantischen Ozeans, aus dem Innern der Sahara, vom Niger, aus Indien, Sibirien, aus Turkestan und aus der Buchara. Ueberall, wo der Gebetruf des Propheten von den Minarets und von den Dächern der Moscheen erschallt, rüstet sich der Gläubige, der es vermag, je nach der Entfernung früher oder später zur Pilgerfahrt, sucht und findet nach den ungeheuren Anstrengungen der Reise Trost im Glauben in der heiligen Stadt. Arme, die keinen Pfennig ihr eigen nennen, sind auch mit dabei; sie betteln sich durch, was bei der hochherzigen Gastfreundschaft, die in allen muhammedanischen Ländern zu Hause ist, nicht so schwer fällt, als man vielleicht denken sollte.

Wegen der Pest ist schon seit mehreren Jahren die Pilgerfahrt in Indien verboten. Als ich vor drei Jahren mit meiner Familie und ziemlich zahlreichem Gefolge von Bombay nach Maskat reiste, mußte ich dem Polizeioffizier an Bord das Versprechen geben, nicht von dort weiter nach Mekka reisen zu wollen. Viele indische Pilger wählen nämlich diesen Weg, und jeder, der sich verrät oder von dem man mit einiger Bestimmtheit annehmen konnte, daß er nach Mekka ginge, wurde von der Mitfahrt ausgeschlossen. Als früher an der ostafrikanischen Küste noch keine Dampfer verkehrten, brauchte man zur Pilgerfahrt von dort oft mehr als ein Jahr, da man mit Dhaus über Mkölleh fahren und dort auf Hin- und Rückweg den günstigen Monsum abwarten mußte.

Aber alle solche Mühseligkeiten nimmt der Pilger gern in den Kauf, und viele Muhammedaner wünschen es sich, gelegentlich der Pilgerfahrt in der heiligen Stadt Mekka zu sterben und dort begraben zu werden.

Der Madonnensammler.

Erzählung von Meta Schoepp.

Wenn Mama gut gelaunt war, war's entzückend. Dann durfte man morgens an ihrem Bett sitzen und mit ihr Schokolade trinken. Man hatte einen seidegefütterten, weißen Flanellrock an mit goldenen Knöpfen und einer hellblauen Schnur. Und Papa kam auch herein und sah dann gar nicht so ernst aus wie gewöhnlich. Und Mama lachte — man mußte mitlachen, so lustig klang's; und sie erzählte vom Prinzen und von der Exzellenz, die taub war; und von Sachen, die man gar nicht verstand, aber die alle wunderhübsch waren. Und Papa hörte zu; manches gefiel ihm nicht. Aber man sah's nur an seinen Augen, wenn ihm etwas nicht gefiel. Zu Mama sagte er nichts.

Aber die Herrlichkeit dauerte nur eine Stunde. Um zwölf Uhr kam die Zofe, und dann sah man Mama nur noch für Minuten. Das war so schade. Denn man sah sie so gern an, niemand sah man so gern an wie Mama. Und Papa ging es ebenso. Manchmal kam sie herein, wenn man den Thee nahm. Das geschah immer in der Bibliothek um fünf Uhr. Papa saß auf einem hohen Stuhl, dessen Rückenlehne einen Löwen mit einer prachtvollen Mähne und einem Schild unter der rechten Tatze zeigte; und man hatte einen ebenso hohen Stuhl, auf dem man sich schrecklich klein vorkam. Es war auch gar nicht gemütlich. Papa las die Zeitung oder ein Buch und sprach kaum ein Wort. Und man war immer in Aufregung, daß die Schale mit dem Milchthee umfiel, oder daß man vom Stuhl rutschte und im Fall die seidene Tischdecke herabriß, oder daß man den Sahnentopf umwarf. Wenn so etwas passieren würde, müßte man im Kinderzimmer trinken, hatte Mama gesagt. Und das wollte man nicht. Denn trotz des Ungemütlichen war es doch wundervoll in der Bibliothek, und man kam sich nicht gar so unbedeutend vor wie im Kinderzimmer. Schade war's nur, daß man immer noch nicht allein auf den Stuhl klettern konnte. Der Franz mußte einen hinaufheben. Aber die Serviette legte man sich schon über die Knie, wie's Papa auch that.

Und dann kam manchmal Mama. Dann klappte Papa sofort das Buch zu und holte selbst einen Sessel. Und man brauchte nicht mehr so steif auf seinem Stuhl sitzen. Mama rief einen dann zu sich und nahm einen in den Arm und erzählte herrliche Geschichten — von einem Mann, der sich erschoß, und einer Frau, die in einem prachtvollen Schloß wohnte, und von einem König, der eigentlich gar kein König war, so lustig war er. Das gefiel Papa aber nicht. Manchmal sagte er's. „Das sind keine Erzählungen für ein siebenjähriges Kind.“ — Dann küßte Mama einen und sagte etwas sehr Drolliges und lachte — und man mußte mitlachen.

Aber sonst war's schrecklich langweilig. Ja, wirklich! Den ganzen Morgen mit „Nurse“ zusammen sein, war gar nicht hübsch. Die lachte fast nie. Und hatte immer so große Angst, daß man sich erkältete; oder daß man überfahren würde; oder daß man sich beim Laufen erhitze; oder daß man sich den Magen verderbe. Und von andern Kindern wollte sie gar nichts wissen. Sie war einmal sehr empört, als im Park ein kleines Mädchen auf sie zukam und ganz zutraulich fragte: „Du, Junge, willst du mit uns spielen?“ Warum war sie so böse? Und fuhr so ärgerlich auf die Kleine los? Man war doch ein Junge! Das war doch kein Schimpfname. Papa sagte es doch auch!

Doch sonst sagten alle „junger Herr“.

Es wäre sehr nett gewesen, wenn man mit Klingmanns Jungen hätte spielen dürfen. Klingmann war der Kutscher, und manchmal erlaubte er, daß man in den Stall kam. Sein Junge hieß Karl und lief immer barfuß. Wie das prachtvoll sein mußte! Nach dem Regen in den Pfützen und die Hosen mit den Händen ganz hoch hinaufgezogen — ach ja, wer das so einmal könnte! Karl that's immer; und auf die Bäume kletterte er, und vor Karo hatte er gar keine Angst, und der war doch so böse. Aber er nahm die Mütze ab, wenn man kam, und dann lief er weg, so schnell er konnte. Nurse sagte, „das ist kein Umgang für Sie, junger Herr;“ aber warum denn nicht? Warum konnten alle Jungen zusammenspielen, ausgenommen man selbst? Und warum kam niemand und holte einen, wie man's doch mit Karl Klingmann immer that?

Wenn Nurse nicht wäre! Sie kamen sicherlich nicht, weil Nurse immer dabei war.

Herrlich war's, wenn man mit Papa und Mama ausfahren durfte. Man saß ihnen gegenüber und sah sie immerfort an. Bald den einen und bald den andern. So viele Leute grüßten. Aber es sah aus, als ob sie immer nur Mama grüßten. Denn Mama lächelte jedesmal so freundlich, und manchmal wurde sie rot. Dann guckte sie rasch zu Papa hin und sagte etwas Komisches. Es mußte komisch sein, warum hätte Papa sonst gelacht? Im Park ritt oft ein Offizier neben dem Wagen her und plauderte mit Mama. Dann sah Papa gar nicht lieb aus, und man wagte kaum zu atmen, aus Angst, er könnte böse werden. Aber verstohlen betrachtete man den Reiter. Einen blonden Schnurrbart hatte der und eine weiße Mütze und Lackstiefel bis zu den Knien. Und ein schwarzes Pferd hatte er. Furchtbar wild mußte es sein. Einmal stand es ganz hoch, nur auf zwei Beinen, und man hatte schreckliche Angst, daß es gerade in den Wagen kommen würde. Aber man schrie nicht. Ein Junge schreit überhaupt nicht. Und nachher sagte Mama, es war nicht so schlimm.

Wenn man ihnen im Wagen gegenübersaß, sah man erst, wie verschieden sie waren. Papa hatte einen langen, weißen Bart und Mama ganz schwarzes Haar. Sie sah schrecklich jung aus und er schrecklich alt. Aber um nichts in der Welt hätte man sich's anders gewünscht. Papa konnte man sich gar

nicht anders vorstellen und Mama auch nicht. Und wenn man nicht so viel im Kinderzimmer hätte sein müssen, wäre es auch ganz herrlich gewesen.

Ach nein, auch dann nicht, denn da war noch Blanche.

Vor Blanche hatte man Angst, wirkliche Angst. Blanche hatte Augen wie Kohlen. Wenn die etwas sagte, war sogar Nurse artig. Und Mama hatte sie schrecklich lieb. Wenn sie nach Haus kam, rief sie nach Blanche, und dann waren sie zusammen in Mamas Schlafzimmer und sprachen leise zusammen. Man schlich sich manchmal bis an die Thür — vielleicht wurde man doch einmal hineingeholt — Mama mußte sich doch nach ihrem Jungen sehnen.

Aber man wurde nie hineingeholt.

Für Blanche schien man auch gar nicht zu existieren. Sie konnte über einen hinwegsehen, als wäre man Luft. Nie sagte sie „guten Morgen" oder „gute Nacht"; in ihrer Gegenwart war sogar Mama anders. Gar nicht so nett wie sonst. „Geh nun, mein Kind," sagte sie gewöhnlich, wenn Blanche kam; und ihr Kuß war nicht wie sonst, wenn zum Beispiel Papa dabei war. Als wenn sie an ganz etwas anderes dachte. Als wenn man gar nicht ihr Junge wäre!

Blanche war Mamas Zofe.

Und dann nahm Blanche die Blumen an, die für Mama kamen. O, so wundervolle Blumen! Rosen und Maiblumen und Veilchen — aber am meisten Rosen. Das ganze Haus duftete nach Rosen. Sie brachte sie immer in die Glasveranda, und die Leute blieben oft stehen und bewunderten die Pracht. Von der Straße aus konnte man über den kleinen Rosengarten hinweg gerade hineinsehen. Mama freute sich sehr über die Blumen. Aber Papa nicht. Er ging nie in die Glasveranda. Und einige Rosen kamen in Mamas Boudoir. Man wußte ganz genau, welche. Man war morgens im Frühstückszimmer, bis das Kinderzimmer aufgeräumt war, und da man sich sehr ruhig verhalten mußte, kniete man auf dem Stuhl am Fenster und beobachtete, was draußen vorging. Dann kam sehr oft ein Mann — es war gewiß ein Reitknecht — und brachte Rosen, rote Rosen. Und die standen nachher in Mamas Zimmer unter dem Venetianer. Weil es nur wenige waren. Die lohnten sich nicht für die Glasveranda.

Das hatte man auch Nurse gesagt. Nurse hatte „hm" gemacht.

Wenn Papa den Reitknecht sah, wurde er immer zornig. Dann runzelte er die Stirn, und seine Augen wurden so böse. Er konnte ihn nicht leiden, diesen Reitknecht; man dachte immer nach, warum er ihn wohl nicht leiden mochte. Und damit Papa sich nicht ärgerte, sprang man rasch vom Stuhl hinab, wenn er kam. Man war dann nur in Angst, daß jemand anders hinausging und den Reitknecht vielleicht meldete. Aber Blanche hatte wohl auch aufgepaßt. Blanches leisen Tritt hörte man, sowie die Glocke anschlug.

Und wie schön Mama aussah mit diesen roten Rosen; denn sie hatte sie an ihrem Kleid. Einigemal wenigstens. Man erkannte sie und blinzelte Mama verständnisvoll an. Und glücklicherweise merkte es Papa nicht.

Ach, wie schön sie war! Man konnte sich oft gar nicht denken, daß das wirklich die Mama war. Mitten in der Nacht kam sie einmal ins Kinderzimmer und hatte so heiße Hände, und eine von den Rosen war ins Bett gefallen, als sie sich hinabbeugte. Und es hatte sich angehört, als wenn jemand leise, ganz leise weine. Da hatte man gemacht, als schliefe man. Und das Herz hatte so stürmisch geschlagen, und die kleinen Fäuste hatten sich geballt, und Mama hatte gesagt — man hatte es ganz deutlich verstanden — „ich kann's nicht mehr ertragen — lieber Gott, ich kann's nicht mehr!" Und dann war alles ganz still gewesen; nur Nurse hatte geschnarcht; und Mama war lange Zeit am Bett geblieben — man war darüber eingeschlafen. Am andern Morgen lag die Rose welk neben dem Kopfkissen; ein Glück, daß Nurse sie nicht gesehen; sonst hätte man sie nicht behalten dürfen.

Aber Mama war wie immer. So lustig und komisch — aber ihr kleiner Junge war schrecklich traurig. Warum sie wohl geweint haben mochte?

In dem weißen Kleid war sie am schönsten.

„Bin ich schön?" fragte sie Papa. Es war im Bibliothekzimmer, als man den Thee einnahm. Sie war ganz leise hineingekommen und stand in der offenen Thür. Papa sagte gar nichts. Er legte nur die Zeitung weg und sah böse aus — aber eigentlich doch nicht böse — und sie stand ganz ruhig und sah ihn an. Doch ihren Jungen sah sie nicht an. Als wenn der gar nicht da wäre. Und ihre Augen blickten so traurig — und eine rote Rose hatte sie an der Brust, gerade am Herzen; sonst war sie ganz weiß. Wie ein Engel.

Als sie fort war, ging Papa auch hinaus und kam erst wieder, als der Wagen mit ihr fortgefahren. Er ging im Zimmer auf und ab. Und auf einmal blieb er stehen, gerade vor seinem Jungen blieb er stehen und streichelte so gütig den dunklen Kopf, und das war etwas so Seltenes, daß man zuerst gar nicht wußte, wie man sich betragen sollte. Aber dann bekam man Mut und hielt die Hand fest, ganz fest. Und es war so lächerlich dumm, daß man auf einmal weinen mußte. Zu dumm war's! Und Papa merkte es auch und war gewiß sehr ärgerlich, wenn er auch noch freundlich sprach.

„Warum weinst du denn?"

Man wußte es nicht, es war wirklich Dummheit, weiter nichts.

„Weil Mama uns keinen Kuß gegeben hat zum Abschied?"

Ach ja, das war's vielleicht.

„Nun, nun, das war nicht bös gemeint. Du hast eine so schöne Mama —"

„Aber warum geht sie immer allein fort und läßt uns zu Haus?" Man hatte auf einmal Vertrauen. Papas Stimme war so anders wie gewöhnlich.

„Das bringt ihr Beruf mit sich, mein Paul Erich; das verstehst du heute noch nicht. Später sollst du's auch einmal wissen. Mama ist eine große Künstlerin; und sie hat sehr viel zu thun."

„Bekommt sie deshalb auch so schöne Blumen?"

„Ja, deshalb."

„Aber warum macht sie sich immer nur so schön, wenn sie fortgeht?"

„Ist das wirklich so?" das klang nicht mehr so gütig.

„Ach nein — ach nein — —" es kam ganz stotternd heraus — — „sie ist immer so schön, und Papa — wenn ich groß bin, und du erlaubst es, heirate ich Mama."

Warum wohl Papa so lustig lachte? Man fühlte sich auf einmal hoch aufgehoben, und dann gab's einen Kuß mitten auf den Mund. Und eine ganze Stunde durfte man heute länger bleiben, obgleich Nurse dreimal an die Thür kam.

Was das wohl ist — eine große Künstlerin? Und ob große Künstlerinnen alle so wenig Zeit haben für ihre kleinen Jungen? Nurse sagte, daß das dumme Fragen wären und kleine Jungen nicht so naseweiß sein dürften.

Und warum heißt Papa „Herr Graf" und Mama „Frau Breda"?

Nurse sagte, daß das zum Nervösmachen wäre, und sie sah sehr böse aus.

Es kam so oft Besuch — — man durfte kaum das Kinderzimmer verlassen.

Und Papa verreiste — ein Vetter war gestorben. Und an dem Abend kam Blanche ins Kinderzimmer und zeigte Nurse ein Armband. Und Nurse sagte, daß es prachtvoll wäre.

Und am andern Morgen, als man im Frühstückszimmer zum Fenster hinaussah, kam nicht der Reitknecht, sondern ein Herr, der sehr groß war und einen blonden Schnurrbart hatte und der ganz gewiß der Offizier war mit dem schwarzen Pferd. Und er hatte auch eine rote Rose — und draußen waren Blanches leise Schritte hörbar.

Mama würde gewiß nicht böse sein, wenn man dem Herrn „guten Tag" sagte. Und Papa auch nicht. Man wollte nur wegen des Pferdes etwas wissen. Ob es immer so wild war. Und ob es schwer war zu reiten; und wie man es machen müßte, auch Offizier zu werden; und dann müßte er sich doch auch freuen, daß ein so kleiner Junge ihn doch gleich wieder erkannt hätte.

Gewiß war er im Salon. Da konnte man ganz leicht hineinkommen, ohne daß jemand es merkte. Nur durch zwei Zimmer gehn.

Aber im Salon war er nicht. Also in Mamas Boudoir. Das ist da hinter dem schwer herabwallenden Gobelin. Unhörbar trippeln die kleinen Füße über den weichen Teppich — vorsichtig zieht die kleine Hand die schweren Falten auseinander —

Da steht der fremde Mann mitten im Zimmer, und Mama liegt in seinen Armen, und er küßt sie — küßt sie —.

Was ist das für ein schreckliches Gefühl in der Brust? Und warum wird auf einmal alles rot ringsherum? Und warum schlagen die Zähne aufeinander? Und warum muß man so furchtbar schreien?

Die kleinen Fäuste schlagen nach dem Fremden, und er tritt mit den Füßen nach ihm — —. „Du sollst meine Mama nicht küssen! Du sollst meine Mama nicht liebhaben!" Und Mama schreit laut auf und schlägt nach ihm! O Gott, nach ihrem kleinen Jungen schlägt sie — immerfort — auf den Kopf, auf die Hände, ins Gesicht — bis man nichts mehr von sich weiß. —

Wie lieb Papa ist. Immer wenn man aufwacht, sitzt er am Bett und sieht nach seinem kleinen Jungen.

Manchmal kommt auch Mama. Aber sie bleibt nur ganz kurze Zeit. Was war's nur mit Mama? Was war's mit Mama?

Und Nurse ist auch nicht mehr da.

Und Papa erzählt so traurig, daß man nächstens in Pension kommen wird, zu andern kleinen Jungen.

Und das ist alles, was man von der ersten Kindheit behalten hat.

* * *

Niemand hatte ihn gern in der Pension. Das wußte Paul Erich. Die Mitschüler hielten ihn für stolz und hochmütig, und der junge Baron Keller, der seit einem Jahr da war, hatte ihn von Anfang an „Sie" und „Graf Rankewitz" genannt, obgleich sich sonst alle „du" nannten. Da war es nun natürlich, daß der kleine Graf ihn auch „Baron" anredete, und daß sie sich fremd blieben. Keller war drei Jahre älter als Paul Erich, also fünfzehn, und sowie die Ferien begannen, reiste er sofort nach Berlin zu seinen Eltern. Er war der jüngste in der Familie und sehr schwächlich, darum hatte man ihn aufs Land in Dr. Seydels Pension geschickt. Was er alles erzählte, wenn er zurückkam! In den Frühstückspausen bildete sich sofort ein Kreis aufmerksamer Zuhörer um ihn, und auf den Spaziergängen wollte jeder mit Axel Keller gehen.

Paul Erich ging nie mit ihm und gehörte auch nie zu den Zuhörern. Ihm war's einigemal so vorgekommen, als dämpfte man die Stimmen, wenn er in ihre Nähe kam.

Auch den Lehrern war er fremd geblieben, trotz dieser fünf langen Jahre. Zuerst nannten sie ihn ein „eigentümliches Kind" und später einen „verschlossenen Charakter". Sonst waren sie mit seinen Leistungen zufrieden — bis auf seine fortwährende Zerstreutheit. Der Junge dachte entschieden an etwas anderes, als was man von ihm erwartete. Es war ein Wunder, daß er überhaupt dem Unterricht zu folgen vermochte. Und wenn man ihm Vorhaltungen machte über seine Unaufmerksamkeit, konnte er einen so eigentümlich ansehen — vor dem Blick konnte man eigentlich auch wieder nicht zornig werden. Aber zu den angenehmen Schülern gehörte er keinesfalls.

Und Paul Erich wußte das auch. Und es that ihm leid, daß ihn keiner leiden mochte. Ach ja, es that ihm schrecklich leid.

So mit offenen Augen im Bett liegen und nicht schlafen können wegen der großen Sehnsucht nach Haus — was man da alles denken muß! Ach Gott, was man da alles denken muß! Ringsum ganz still alles — er hat auf Papas Wunsch ein eigenes Zimmer — ganz leise tickt die Uhr auf dem Nachttisch, und draußen rauscht's

geheimnisvoll im Kastanienbaum, und der Mond erhellt den Raum mit seinem matten Licht. Und gerade auf Papas und Mamas Bilder fällt ein hellerer Strahl — wie schön Mama ist! Mit ihren großen, schwarzen Augen blickt sie gerade zum Mond auf. Aber Papa sieht auf ihn. Ganz klar und fest auf ihn. Und das Gesicht bekommt Leben; und er sieht die Falten in dem lieben, edlen Gesicht und sieht die tiefe Traurigkeit in den guten, geliebten Augen! Warum ist er so traurig? Und auf einmal sitzt man ihm gegenüber in der Bibliothek, und sie warten beide auf Mama. Denn Paul Erich muß in einer Stunde wieder fort auf ein halbes Jahr. Keins von ihnen spricht ein Wort. Papa thut, als lese er in der Zeitung — aber jeden Augenblick richtet sich sein Blick auf die Thür; und Paul Erich blättert in einem Buch — mit zitternden Händen. Und sein junges, sehnendes Herz klopft so laut, und seine Augen sehen nichts wegen des Nebels, der vor ihnen schwebt. Warum kommt sie auch heute nicht? Weiß sie denn nicht, daß es wieder ein so langer, langer Abschied ist? Hat sie ihn denn vergessen? Aber wie könnte sie ihn vergessen? Nein, nein, das ist nicht möglich! Und er lächelt Papa zu, der ihn so merkwürdig ansieht — der soll ja nicht wissen, daß er so unaussprechlich traurig ist. Und auch Papa lächelt — wenn er nur nicht gelächelt hätte, dann hätte man auch nicht weinen müssen.

„Ist's denn gar so schwer, daß man wieder zur Schule muß?" fragte er, und Paul Erich weiß, daß er ganz etwas anderes meint.

Und da schluckt er die Thränen hinunter wie ein tapferer kleiner Mann — er will Papas Herz nicht noch schwerer machen und sagt: „Nein, Papa."

Und dann ist es Zeit zu gehen —

Und Mama ist noch nicht zu Haus.

Papa sieht auf ihn — gerade auf ihn — wie hell der Mond scheint!

Da sind sie auf dem Bahnhof — Klingmann hat dem jungen Herrn die Hand gegeben und so herzlich gesagt: „Bleiben Sie gesund, junger Herr!" und seine Frau hat ihm einen Blumenstrauß mitgegeben, den er immer noch in der Hand hält, und ihre Worte klingen noch immer in seinem Ohr: „Der liebe Gott behüte Sie, lieber, junger Herr!" Und Karl läuft durch drei Straßen neben dem Wagen her und wendet kaum den Blick von ihm; und er auch nicht von ihm. Sie sprechen kaum zusammen, der Karl ist immer so schüchtern. Aber wenn er ihn sieht, leuchten seine Augen so herzlich und ehrlich — und er läuft immer noch barfuß, der Karl.

Sie ist auch nicht auf dem Bahnhof — sie hat ihn also doch vergessen.

„Es wird Mama schrecklich leid thun —" sagt Papa.

Er kann nichts antworten. Nichts. Für ein halbes Jahr mußte er Abschied nehmen. Und sie hatte es vergessen. Seine Mutter hatte es vergessen!

Neben Papa geht er auf dem Perron — bis zum Ellbogen reicht er ihm jetzt. Papa hält seine Rechte — und sie sprechen kein Wort. Sie wissen beide, daß sie kein Wort sprechen können, als das eine schreckliche: „Sie hat es vergessen!"

„Denk, daß ich in Gedanken immer bei dir bin," sagt Papa, wie der Zug in die Halle braust. Bis zur Abfahrt stehen sie noch vor dem Kupee, ohne zu sprechen — beide warten noch — da nimmt er mit zitternden Fingern ein Vergißmeinnicht aus Frau Klingmanns Strauß und giebt es Papa. „Gieb es Mama," sagt er und küßt dem Vater die Hand. —

Ach, der Mond, der Mond! Und die langen, schweigenden Nächte!

Niemand kann ihn leiden, weil er nicht lachen kann und herumtollen, und weil er keine Freude hat an den wilden, lustigen Spielen der andern. Ach, kann man denn Freude haben mit dieser unendlichen Sehnsucht im Herzen? Mit diesem Kummer? Man darf nicht einmal zeigen, daß man Kummer hat! Und einen Freund darf man auch nicht haben! Einem Freunde müßte man das alles sagen; vor dem dürfte man keine Geheimnisse haben. Und wie soll man so traurige Dinge aussprechen. Was sollte wohl ein anderer von Mama denken? Er kannte sie ja, er wußte ja, daß sie das nicht bös gemeint hatte. Aber ein anderer —

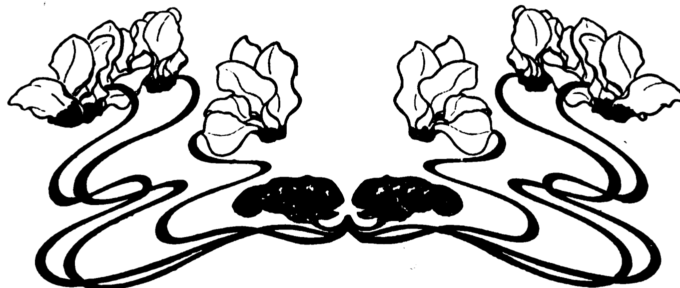
Nun ist der Mond fort, und alles ist dunkel. Nur die Uhr tickt ruhig weiter. Und im Kastanienbaum rauscht's. Und Paul Erich rechnet an den Fingern nach, wie viel Tage es noch sind bis zur Heimkehr.

Und am andern Morgen hat er rotumränderte Augen, und Dr. Seydel fragt besorgt, ob er krank sei?

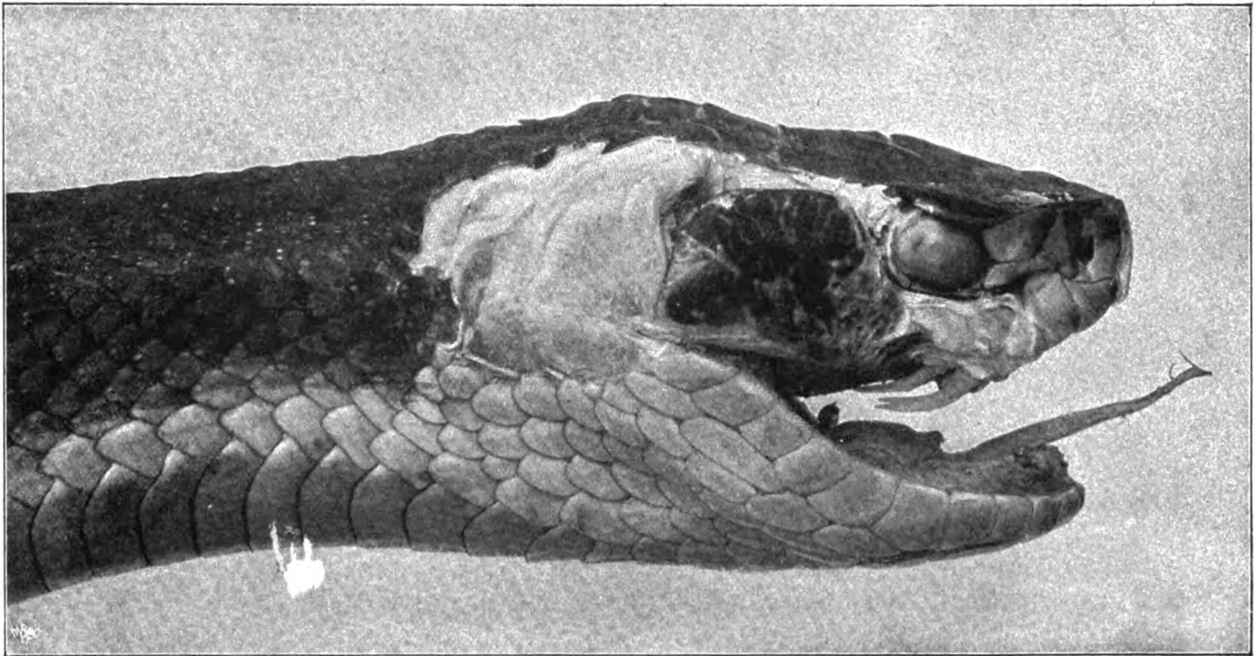
Nein, er ist nie krank. Nie. Nur müde — müde.

„Faulenzer," sagte Axel Keller zu seinen Freunden und blickte gehässig auf den jungen Rankwitz. Es war ganz unbegreiflich, warum er ihn haßte. Und die andern gaben Keller recht. Bei ihnen erkundigte sich Dr. Seydel nicht nach dem Befinden.

Das Jahr, da Axel Keller in der Pension war, war das schrecklichste dieser traurigen Pensionsjahre. Warum er ihn wohl nicht leiden konnte? Weil er ihm im Alter voraus war und im Lateinischen nicht weiter wie er? Aber dafür konnte er doch nichts. Oder weil er ein eigenes Zimmer hatte? Er hätte es ihm so gern abgetreten, wäre das der Fall gewesen. Oder weil er ein so reichliches Taschengeld hatte? Was that er denn mit seinem Taschengeld? Auf die Hälfte legten die Mitpensionäre ohne weiteres Beschlag. Dafür mußte heimlich Kuchen gekauft werden und für Axel süßer Liqueur. Und das andere sparte er für die Seinigen zu Geburtstagen und Weihnachten.



(Fortsetzung folgt.)

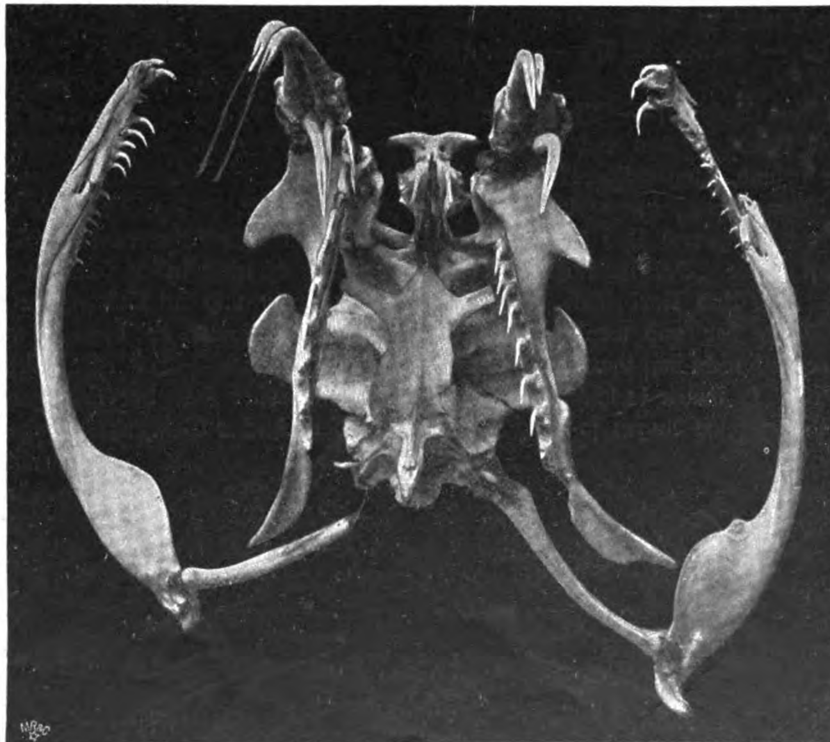


Schlangenkopf mit Giftzähnen im Oberkiefer.

Giftige Tiere.

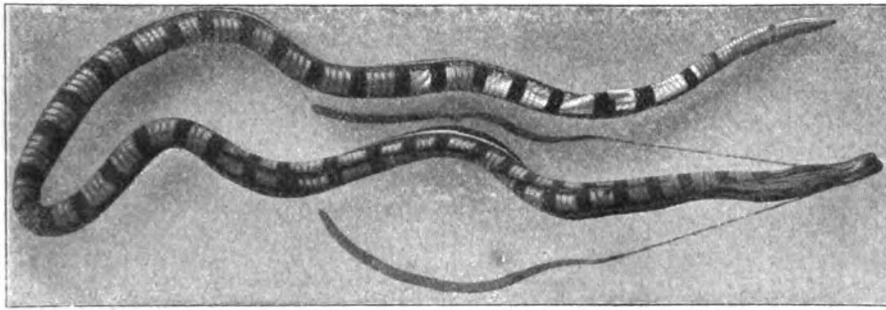
Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Die Giftstoffe haben von jeher im höchsten Maß das Interesse der Menschen in Anspruch genommen. Ihre vielfach von mystischen Schleiern umwobene Fähigkeit, blühendes Leben gewaltsam zu vernichten, machte sie nicht nur zum Gegenstand einer mit Furcht und Schrecken vermischten Neugierde, sondern auch zum Werkzeug feindlicher Triebe; Giftmischer und Giftmischerinnen haben mehr als einmal in der Geschichte und Sage ihre unheilvolle Rolle gespielt. Die meisten bekannten Gifte entstammen dem Pflanzenreich. Der Schierling, die Tollkirsche und manche andere sind seit alters her bekannt und gefürchtet, wenn auch die wissenschaftliche Kenntnis ihrer giftigen Prinzipien der jüngsten Zeit angehört. Aber auch giftige Tiere sind seit langem bekannt, und besonders einige Schlangen sind es, die durch ihren verderbenbringenden Biß die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Außerdem hat der Volksglaube auch manches harmlose Tier aus Antipathie in den Ruf gebracht, giftig zu sein. Und doch hat, wie so oft, auch hier der Volksglaube häufig genug richtige Instinkte: wie wir sehen werden, haben thatsächlich einige verschriene Tiere, die die Wissenschaft lange für ungiftig hielt, thatsächlich giftige Eigenschaften, so einige Spinnen, Skorpione und auch Kröten.



Kopfskelett einer Giftschlange, von unten gesehen.

Unter „giftigen" Tieren hat man nun aber nicht solche zu verstehen, die etwa beim Genuß Giftwirkungen auslösen. Hier handelt es sich gewöhnlich um Giftbildungen sekundärer Art in den Kadavern, zum Beispiel durch Invasion gewisser Bakterien, und so hat man denn kein Recht, die „giftigen" Fische, Miesmuscheln, Austern


Herausgenommene Giftdrüsen einer Natter.

ist im Bienenspeichel auch ein wirkliches Gift vorhanden, wie die Untersuchungen von Langer gezeigt haben, aber doch in so geringen Mengen, daß es für größere Tiere keine Gefahr mit sich bringt.

Dagegen zeigt die Untersuchung der giftigen Tiere im engsten Sinn, vor allem der Giftschlangen, daß sie ganz eigentümliche Giftstoffe erzeugen und ausscheiden, die von einer ganz außerordentlichen Giftigkeit sind und das größte Interesse aller Kreise verdienen.

oder Krebse als giftige Tiere zu bezeichnen. Unter diesem Namen darf man nur jene Tiere zusammenfassen, die während ihres Lebens ein charakteristisches Gift erzeugen und imstande sind, durch ihre Lebensäußerungen, besonders durch Biß oder Stich, diese Gifte auf andere Lebewesen zu übertragen und sie dadurch zu schädigen oder gar zu töten.

Diese Gifte, die also mit irgendwelchen Säften des Körpers ausgeschieden werden, müssen Stoffwechselprodukte der Tiere selbst sein. Dadurch kommen wir zu einer weiteren Einschränkung des Begriffs. Wenn nämlich der Fall vorliegt, daß das Tier fremde Giftstoffe aufnimmt und weiterträgt, so kann man auch hier nicht von einem „giftigen" Tier im strengen Sinn sprechen. Das ist zum Beispiel bei den sogenannten „giftigen Fliegen" der Fall. Diese nehmen von irgendeinem Aas, auf dem sie sich niedergelassen haben, Fäulnisgift oder auch lebende Bakterien auf und verimpfen diese ihnen fremden Stoffe in ihre Bißwunden, so daß eine Erkrankung des Gebissenen die Folge ist. Da jedoch die Fliege das Gift nicht selbst produziert, so ist sie kein „giftiges Tier".

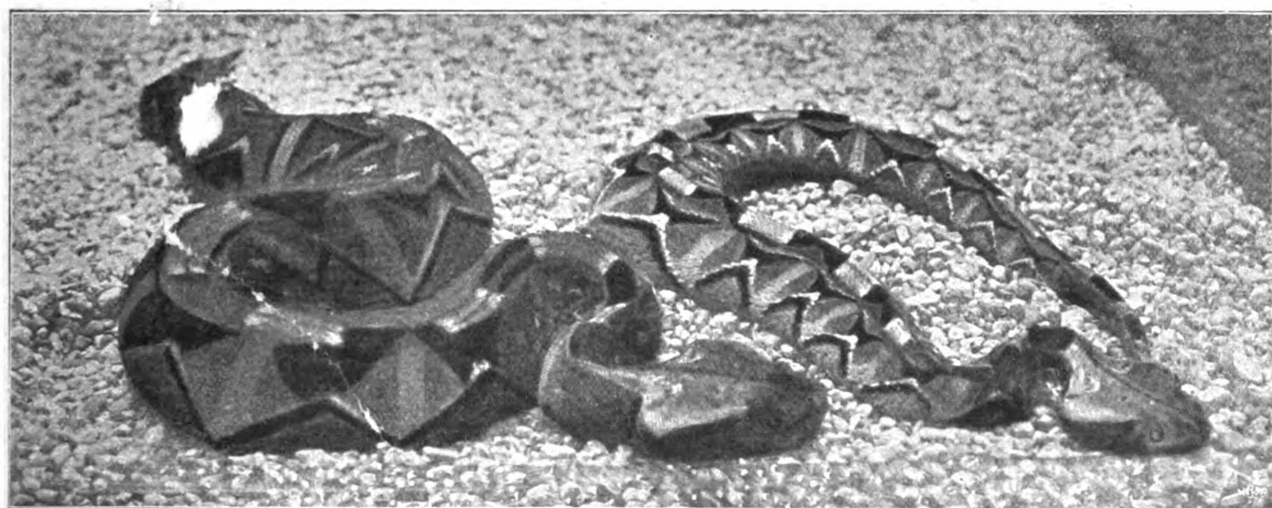
Die Giftstoffe nun, die in den Tieren selbst gebildet werden, können in sehr verschiedenem Maß gefährlich sein. Vielfach erzeugen die Tiere nur Stoffe, die einen leichten Entzündungsreiz an der Bißstelle oder auch auf der gesunden Haut entfalten. So sondern die Ameisen einen ätzenden Stoff, die Ameisensäure, ab; ähnliche Wirkungen sind die bekannten des Bienen- oder Wespenstiches und die Hautentzündungen infolge der Berührung mit der haarigen Bärenraupe, soweit diese nicht mechanisch durch die feinen Härchen bedingt sind. Allerdings

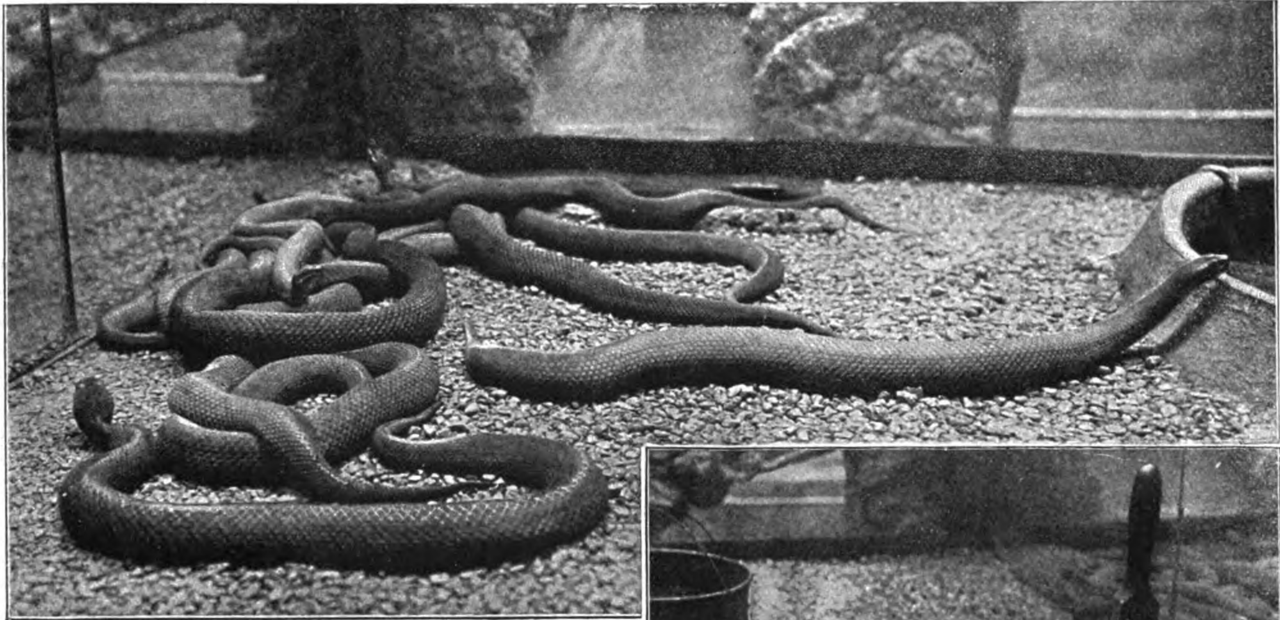
Giftschlangen kommen hauptsächlich in den warmen Zonen der ganzen Erde vor, wo sie eine der furchtbarsten Landplagen bilden. Sterben doch einzig und


Ostindische Hutschlange.

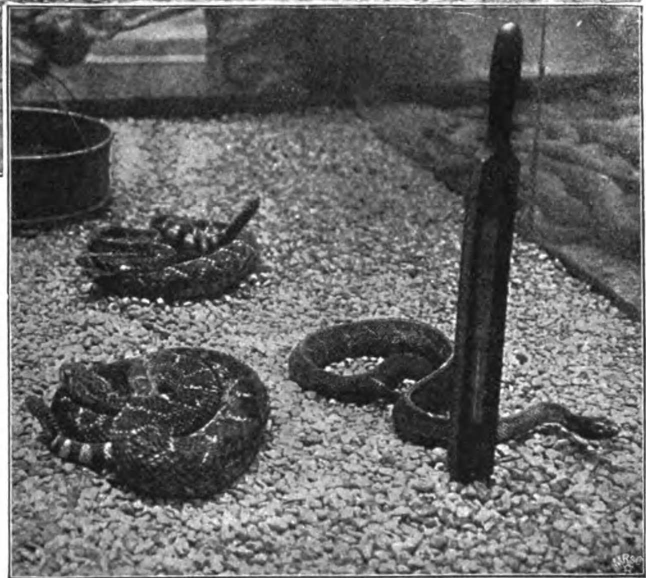
allein in Indien jährlich etwa 20000 Menschen an den Folgen von Schlangenbissen!

Die giftigen Schlangen finden sich fast ausschließlich in zwei Unterordnungen der Schlangen vertreten. Mit mehreren Giftzähnen ausgerüstet sind die Elaphiden,


Zwei Puffottern.



Amerikanische Mokassinschlange.



Amerikanische Diamantklapperschlange.

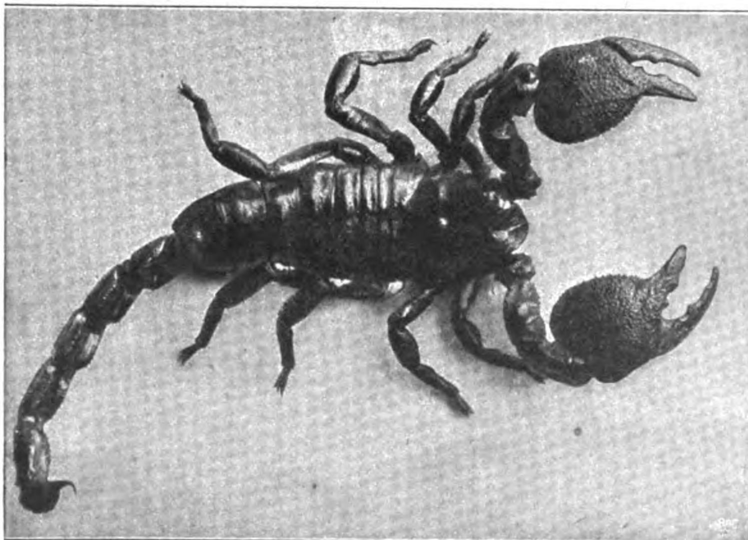
während die Viperiden oder Ottern und die Crotaliden nur einen Giftzahn im Oberkiefer haben. Die Aufbewahrungsstelle des Giftes ist die sogenannte Giftdrüse, deren Ausführungsgang an der Basis des Giftzahns mündet und durch eine offene Rinne oder auch eine geschlossene Röhre fortgesetzt wird. Beim Beißen wird durch den Druck der Kaumuskeln die Drüse entleert, und das Gift gelangt in die Wunde. Unsere Abbildung S. 660 zeigt einen etwas zur Seite gedrehten Schlangenkopf; man sieht im Oberkiefer die beiden Giftzähne mit doppelten Spitzen, darunter die lange Zunge, die mit feinen Häkchen besetzt ist. Bei der Abbildung des Kopfskeletts auf derselben Seite ist der Unterkiefer zur Seite geschlagen; im Oberkiefer sieht man einen doppelten Giftzahn, in dessen Röhrchen zwei feine Sonden eingeführt zu sehen sind. Auf der Abbildung S. 661 sieht man die Giftdrüsen der Doliophis intestinalis frei herausgenommen in Gestalt von zwei langen Schläuchen mit feinen Ausführungsgängen. Die Drüse scheint nur das Depot, nicht aber die Bildungsstelle des Giftes zu sein, da auch das Blut der Giftschlangen im wesentlichen genau dieselben Eigenschaften zeigt, wie der Speichel.

Die gefürchtetsten Giftschlangen der alten Welt sind u. a. in Indien die Brillenschlange oder Cobra (Naja tripudians) und ihre Verwandten z. B. die ostindische Hutschlange (Abb. S. 661) und die Russellsche Viper (Daboia Russelii); in Aegypten die sogenannte Kleopatraschlange (Naja haje).

Sehr weit verbreitet ist die Hornviper (Cerastes). In Australien ist es vor allem die Tigerschlange (Hoplocephalus curtus) und die Todesschlange (Acantophis).

In Amerika finden wir vor allem die bekannte Klapperschlange in mehreren Abarten, Crotalus durissus, adamanticus (Abb. S. 662), die ihren Namen von dem hornigen Anhängsel am Schwanz führt und zu den Crotaliden gehört. Sehr gefürchtet ist auch die Mokassinschlange (Abb. oben).

In Europa, namentlich Südfrankreich und Italien, finden wir hauptsächlich einige giftige Vipern ziemlich häufig, besonders die Aspisviper und die Puffotter (Abb. S. 661). In Norddeutschland kommt allein die nicht gar so seltene Kreuzotter (Pelias berus) vor, die ebenfalls zu den Viperiden gehört.



Skorpion mit Giftstachel.

Bei der genauen wissenschaftlichen Untersuchung der Gifte dieser Schlangen, die wir vor allem Martin, Mosso, Phisalix und in allererster Linie Professor Calmette in Lille verdanken, haben sich nun außerordentlich wichtige und interessante Ergebnisse erzielen lassen.

Das Gift sämtlicher Giftschlangen scheint einheitlicher Natur zu sein. Zwar zeigt die Bißwirkung der Elaphiden, wie der Brillenschlange, einige Abweichungen von der des Crotalidenbisses, doch sind diese nicht wesentlich und wohl auf anderweitige Beimischungen zurückzuführen.

Die gleichmäßige Wirkung aller Schlangengifte ist eine außerordentlich schnelle und intensive Lähmung des Atmungszentrums im verlängerten Mark, daneben auch Lähmungen anderer Nerven, Krämpfe u. s. w. Der Tod erfolgt durch Atemlähmung, häufig schon nach ganz kurzer Zeit, ja in wenigen Minuten. Das Gift wirkt nur vom Blut aus, ist dagegen vom Magen aus absolut unschädlich.

Die nähere Untersuchung der Giftstoffe selbst hat nun ergeben, daß sie in jeder Beziehung sehr ähnlich sind den giftigen Prinzipien einiger Bakterien, besonders dem Toxin der Diphtherie und des Wundstarrkrampfes. Es sind Stoffe von scheinbar eiweißähnlicher Natur, ausgezeichnet durch eine außerordentliche Empfindlichkeit gegen Erwärmen (Kochen hebt ihre Wirksamkeit völlig auf), viele Chemikalien, Licht u. s. w. und vor allem durch eine unerhörte Giftigkeit. 0,2 Milligramm unreinen Starrkrampfgifts würden einen Menschen töten. Der gar nicht gereinigte Schlangenspeichel tötet in Dosen von etwa 0,5 Milligramm ein Kaninchen. Und dabei besteht dieser einfach eingetrocknete Speichel zum allergrößten Teil aus ungiftigen Eiweißsubstanzen und Salzen. Die Giftigkeit ist also ganz eminent.

Von der größten Wichtigkeit aber ist der Umstand, daß man, wie mit den Bakteriengiften, auch mit dem Schlangentoxin Tiere immunisieren kann, d. h. sie durch vorsichtig gesteigerte Dosen giftfest machen, und daß dann das Blutserum dieser Tiere ein spezifisch wirksames Heilserum gegen Schlangengift darstellt, wie das Diphtherieheilserum. Man hat mit diesem von Calmette zuerst hergestellten Serum in Indien sehr gute Resultate erzielt, wenn es recht schnell nach dem Biß angewendet wurde. Alle andern Mittel gegen Schlangenbisse sind kaum irgendwie heilsam.

Ganz ähnliche Giftstoffe, wie dieses Toxin, hat man nun in neuerer Zeit in andern Tieren gefunden. Die Skorpione (Abb. S. 662) enthalten zum Teil derartige Gifte in ihrer Afterdrüse und können ziemlich schwere Vergiftungen herbeiführen. Auch Kröten enthalten, wie erst vor wenigen Wochen gezeigt wurde, Gift. Die alte, von der Wissenschaft verspottete Volksmeinung, die die Kröten als giftig haßte und verfolgte, hat also eine gewisse Berechtigung.

Besonderes Interesse verdienen die Giftspinnen, die neuerdings von R. Kobert, dem hervorragenden Rostocker Pharmakologen, in einer sehr wertvollen Monographie behandelt worden sind. Auch auf diesem Gebiet ging seit dem Altertum sowohl in der Gelehrtenwelt, wie unter den Laien Wahrheit und Dichtung bunt durcheinander. Kobert hat sich der großen Mühe unterzogen, die ganze gewaltige Litteratur kritisch durchzuarbeiten; er hat ferner schon früher, als er noch in Dorpat wirkte, eine großartige Sammelforschung über die südrussischen Giftspinnen in Scene gesetzt und schließlich selbst experimentell das Gebiet bearbeitet.

Die Ergebnisse sind sehr interessant. In der Laienmeinung ist besonders immer die Tarantel als besonders gefährlich angesehen worden. Die italienische Erzählung von dem giftigen Biß dieser Spinne, die schwere geistige Zerrüttung, heftige Aufregungszustände mit krampfhaftem Lachen oder Weinen mit sich bringen soll, ist durch Kobert widerlegt worden. Der Tarantelbiß bringt nur ziemlich geringfügige Schädigungen mit sich: Rötung, Schwellung, Schmerzen u. s. w. Wirklich bedrohliche Allgemeinerscheinungen dagegen treten niemals ein. Der Volksglaube kennt als einziges Gegenmittel die Musik und den wilden, bis zum Umsinken fortgesetzten Tanz (Tarantella). Kobert meint mit Recht, daß das Heilsame dabei ausschließlich der massenhafte Schweißausbruch ist. Hier ist also die Volksmeinung sehr übertrieben. Auch zwei andere, als giftig verschrieene Spinnengattungen werden von Kobert verteidigt: die russischen Walzenspinnen (Solpugen, Phalangien) und die südamerikanischen Riesen- oder Vogelspinnen, die Kolibris töten sollen. Beide sind große, mit starken Beißwerkzeugen ausgerüstete Tiere, die heftige, schmerzhafte Bisse applizieren können, allein keine Giftwirkung besitzen.

Es giebt aber doch eine Spinnengattung, die Gift erzeugt. Ueber einen großen Teil der warmen Länder verbreitet, findet sich das Genus Lathrodectes, kleine schwarze Spinnen, die sehr gefährlich sind. Am besten bekannt sind die korsikanische Malmignatte, die südrussische Karakurte und die neuseeländische Katipo; doch giebt es noch mehr Arten. An dem Biß dieser Spinnen sterben kleine Tiere stets; aber auch den Kamelen und bisweilen dem Menschen können sie sehr gefährlich werden.

Im Gegensatz zu dem heftigen Biß der ungiftigen Tarantel erzeugt der Lathrodectesbiß kaum irgendwelche Lokalerscheinungen; manchmal ist die Bißstelle gar nicht zu finden. Um so schwerer sind die allgemeinen Folgen: furchtbare Schmerzen, Kräfteverfall, Atemnot, Krämpfe; beim Menschen ist glücklicherweise ein tödlicher Ausgang selten.

Die Vergiftung erinnert sehr an Schlangenbisse. In der That hat nun Kobert aus Karakurten ein Toxin isoliert, das dem Schlangengift außerordentlich ähnlich ist und in einer Dosis von 0,1 bis 0,2 Milligramm ein Kaninchen von 1 Kilo Gewicht tötet. Im weiteren Verfolg seiner Untersuchungen hat Kobert auch aus der Kreuzspinne ein ganz ähnliches Gift isoliert und damit dem alten Volksglauben an die Giftigkeit dieser häufigen Hausspinne festen Boden verliehen. Dieses Gift ist in allerjüngster Zeit auch im Institut für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M. unter Leitung von Geh. Rat Ehrlich und Dr. Sachs genauer untersucht worden.

Danach ist es also ganz zweifellos erwiesen, daß die Kreuzspinne giftig ist. Indessen ist sie wenig gefährlich, da sie nur schwache Beißwerkzeuge hat, den Menschen nicht verwunden kann; allenfalls könnte sie kleinen Kindern einmal gefährlich werden. Die andern Hausspinnen sind durchaus ungiftig. Auch hier wieder ein Beispiel, daß häufig alte Volksmeinungen einen richtigen Kern haben.

Dr. L. Rack.

Aus dem alten schweizerischen Parlamentsgebäude.

Journalistenerinnerungen von Albert Fleiner.

Sie wünschen von mir persönliche Erinnerungen an das alte Haus des schweizerischen Bundesparlaments und seine Insassen. Also so sei es denn!

Mit heiliger Scheu betrat ich den Bundespalast in Bern, als mir, einem jungen Fant von Journalisten — es war in der ersten Hälfte der achtziger Jahre — die Aufgabe zugeteilt wurde, über die Verhandlungen im Nationalrat zu berichten; mit frommer Andacht betrat ich das ehrwürdige patriotische Heiligtum, das den schweizerischen Einheitsstaat verkörperte. Denn der Schweizer meiner Generation ist in einer fast abergläubischen Ehrfurcht vor dem Walten des Bundesrats aufgewachsen, und für ihn bedeutet das Bundeshaus in Bern ungefähr dasselbe wie für den frommen Katholiken die Peterskirche und der Vatikan in Rom.

Sehr schön und erhebend waren die Räume, in denen ich meine neue Thätigkeit zu entfalten hatte, nun freilich nicht: ein großer, viereckiger Saal, eine Längswand, an der sich der Präsidentensitz erhob, mit grauen Figuren geschmückt, die gegenüberliegende Längswand aus lauter Fenstern bestehend; an den Schmalseiten in halber Höhe des nicht sehr hohen Raumes die Zuschauertribünen, deren vorderste Reihen als Diplomatenlogen galten; unter diesen Tribünen, halb im Dunkel verborgen, die „Journalistenlogen"; der ganze Raum des Saales mit den Reihen der schwarzbepolsterten Sitze der Volksvertreter bis zum letzten Winkel angefüllt, das Ganze kahl, schmucklos und prosaisch, aber von fast unheimlichem Ernst und düsterer Feierlichkeit.

Da die schweizerischen Volksvertreter es von jeher mit ihren Pflichten sehr ernst nahmen, für deren Erfüllung sie übrigens mit einem mäßigen Taggeld belohnt werden, so gab es kaum je Abwesende, außer in dringenden Krankheitsfällen, und da eine gute Gesundheit selbstverständlich als ein Haupterfordernis eines Erkorenen des Volkes gilt, kamen auch diese selten genug vor, so daß der Raum an Sitzungstagen immer bis zum hintersten Platz ganz schwarz erfüllt war. Die Lücken und leeren Bänke, die in andern Parlamenten häufig genug zu bemerken sind, konnte man hier selten oder nie beobachten, und Beschlußunfähigkeit des Hauses ist in Bern eine Ausnahme, die in den Annalen der Bundesversammlung höchst selten verzeichnet und dann immer als eine unerhörte Merkwürdigkeit bestaunt wird.

Mit ungeheurem Ernst wurde von jeher hier verhandelt, denn auch darin unterscheidet sich das schweizerische Parlament von andern, daß selbst in den aufgeregtesten Zeiten der Ton einer würdigen, sachlichen Verhandlung nie verlassen wird, und mit berechtigtem Stolz kann man sagen, daß heftige, tumultuarische Scenen hier nie vorgekommen sind, ja daß sogar persönliche Stichelreden und hitzige Wortgefechte, Zwischenrufe, Unterbrechungen und Lärm hier etwas ganz Unbekanntes sind.

Wüste Tumulte, die anderwärts den Parlamentarismus so in Mißkredit gebracht haben, wären in dieser feierlich ernsten Versammlung schlechterdings undenkbar, und die Präsidentenglocke genießt hier eines stillen Gottesfriedens. Man kennt da auch nicht das beständige Kommen und Gehen der Abgeordneten, die persönlichen Unterhaltungen innerhalb einzelner Gruppen mitten während der Verhandlung, und an großen Entscheidungstagen konnte man höchstens an den stärker geröteten Gesichtern auf den Hitzegrad schließen, den die wichtige Debatte verursachte.

Ein Gefühl der Wehmut und des Neides überkommt mich, wenn ich heute an den Umzug vom alten ins neue schweizerische Parlamentsgebäude denke; der Rührung über die eigene Bescheidenheit, mit der wir Journalisten, in einen kaum menschenwürdig zu nennenden Kasten gepfercht, unseres schwierigen Dienstes walteten, des Neides gegenüber den glücklicheren Nachfolgern, für die jetzt wenigstens so ausreichend, wie es die richtige Erfüllung ihres Berufes verlangt, gesorgt ist.

Ein Schrecken überlief mich, als ich zum erstenmal die euphemistisch so genannte „Journalistenloge" betrat: ein Bretterverschlag unter einer weit vorragenden Galerie, hinter Säulen und Pilastern versteckt, so daß man weder ordentlich sehen noch hören konnte, so eng, daß wer von Natur mit ausgewachsenen Gliedmaßen bedacht war, immer seine liebe Mühe und Not hatte, die zusammengefalteten Beine irgendwo so unterzubringen, daß sie den Nachbarn nicht störten — von den Konflikten gar nicht zu reden, die zwischen den Ellbogen der eingezwängt dasitzenden Schreibleute unaufhörlich entstanden. Und dunkel war es, daß man am hellichten Tage, wenn die Köpfe der Herren Nationalräte im Saal draußen im schönsten Sonnenlicht glänzten, in dieser dumpfen Preßklause die Gasflammen anzünden mußte. Ein älterer Kollege, dessen geschwächte Augen das grelle Gaslicht oder vielmehr das dadurch entstehende Zwielicht nicht mehr ertrugen, pflegte daher jeweilen von Hause seine eigene Stubenlampe mitzubringen.

Es waren strenge Tage, saure Wochen und verdrießliche Monate harter Arbeit, die wir da in der Bundesversammlung unter den unerquicklichsten Verhältnissen zubrachten, tagtäglich von Morgens neun Uhr bis Nachmittags um zwei Uhr in drangvoll fürchterliche Enge gekeilt und oft noch nach dieser Tagessitzung eine mehrstündige Abendsitzung. Waren dann die Berichte ausgefertigt, so mußten noch heitere „Stimmungsbilder aus dem Parlament" verfaßt oder tiefsinnige politische Betrachtungen über die wichtigen Ergebnisse des Tages niedergeschrieben werden. Ach, diese Stimmungsbilder! Sie kehren mir noch jetzt oft als schreckhafte Träume wieder. Denn bei der Achtung, die jeder gute Schweizer Bürger der selbstgewählten Volksvertretung schuldet, und bei der hohen Ehrfurcht, die allüberall im ganzen Land ein Nationalrat als eine geweihte und geheiligte Persönlichkeit genießt — mit Recht ist auch das Schweizervolk auf die unantastbare Ehrbarkeit seiner Vertreter stolz — bei diesem feierlich-würdigen Ernst der Körperschaft mußte man zwar selbstverständlich in unseren rasch und frisch hingeworfenen Stimmungsbildern leicht leserlich und lustig schreiben, man durfte aber beileibe nicht kleine persönliche Spitzen anbringen.

Als man das alte Bundeshaus baute, konnte man selbstverständlich mit dem Aufschwung, den die Presse seither genommen, noch nicht rechnen, und so war es natürlich, daß die wenigen Plätze, die man ihr zuwies, bald ungenügend wurden. Ueberhaupt stand der Journalismus damals bei uns noch nicht sehr hoch gebucht und der Zeitungsschreiber war, zumal in Bern, als ein höchst überflüssiges Individuum angesehen, aber es gehört zu den Verdiensten Josef Viktor Widmanns, des unerschrockenen Schriftstellers und Dichters, auch dort allmählich eine Wandlung der Anschauungen herbeigeführt zu haben. Die Journalisten sind freilich ein Völklein, das sich auch in widerwärtiger Lage nicht allzuleicht den Humor ausgehen läßt, und die alte Berner Journalistenloge war manchmal ein ganz „fideles Gefängnis".

Wenn die Sitzungen gar zu lange gedauert hatten und kein Ende nehmen wollten, wenn die abgehasteten Federn in den Händen zu erlahmen anfingen, pflegte sich unser ein aargauischer Abgeordneter zu erbarmen, der seinen Sitz auf der hintersten Reihe unmittelbar unter unserm Journalistenkasten hatte und daher unser Jammerdasein also aus nächster Nähe kannte. Wir stellten uns daher alle mit ihm auf einen möglichst guten Fuß, radikale liberale, wie konservative

Preßvertreter, und nie sind Anträge eines Parlamentsmitglieds in der gesamten Presse aller Parteien ohne Unterschied durch die Bank so wohlwollend besprochen, nie Reden in artigerer Form wiedergegeben und weniger verstümmelt worden als die seinen. Denn wenn wir nach einer anstrengenden Debatte müde waren und der Redefluß noch nicht versiegte, brauchten wir ihm bloß leise zuzurufen: „Ach, bitte, Herr Nationalrat, verlangen Sie Schluß! Wir können nicht mehr!" Unser menschenfreundlicher Abgeordneter schlich sich dann unbemerkt durch die hinteren Wandelgänge, flüsterte da und dort einem Kollegen ein Wort ins Ohr, und bald ertönte es aus allen Ecken des Saales und aus allen Parteilagern, immer stärker und lauter anschwellend: „Schluß! Schluß!" und in das dringende Verlangen des ungeduldig gewordenen Parlaments mischten dann auch wir aus voller Lungenkraft unsere Stimmen, bis die Debatte abgebrochen und auf eine folgende Sitzung vertagt war.

„Herr Nationalrat, das haben Sie wieder einmal gut gemacht. Bei nächster Gelegenheit sollen Sie gelobt werden!" In der That, ich kann mich nicht entsinnen, daß ein Antrag dieses edlen Mannes in der Presse irgendeiner Partei je bekämpft worden wäre. Leider litt der Brave an der Gicht; aus Journalistenkreisen wurde er mit allen möglichen lindernden Mitteln und den wohlgemeintesten Ratschlägen, das Uebel zu heilen, versehen, damit er ja nie durch Krankheit am Besuch der Sitzungen verhindert werde.

Man durfte uns übrigens das Zeugnis ausstellen, daß wir fleißig bei der Arbeit waren, und ein älterer ausgedienter Preßkollege, Wilhelm König, unter dem Namen „Dr. Bäri" in Bern eine stadtbekannte Persönlichkeit, zeigte sich entsetzt über unsern ungeheuren Pflichteifer und schilderte die idyllischen Zustände aus der guten alten Zeit der Anfänge des schweizerischen Bundeslebens. Damals nämlich nahm man es mit dem Zeitungsschreiben und ausführlichen Parlamentsreferaten noch nicht so genau; dafür pflegte man ausgiebiger den vertraulichen Verkehr mit den Ratsmitgliedern beim Früh- oder Abendschoppen, um summarische Auskunft über die Vorgänge in der Kammer zu erhalten. Alter Gepflogenheit gemäß nahm sich Dr. Bäri, wenn er einmal in der Journalistenloge auftauchte, eine große Wurst, ein umfangreiches Stück Brot und eine Flasche Wein oder ein anderes stärkendes Getränk mit und hielt geborgen durch das mystische Dunkel dieser schwach erleuchteten Ecke vergnügliche Mahlzeit; ja auf die Wohlthat eines nachfolgenden Schläfchens verzichtete er manchmal nicht im Ratsaal.

In dem engen verborgenen Journalistenkasten wurden nicht nur die Sitzungsberichte verfaßt, sondern er war auch der Brodelkessel, wo die vielen guten und schlechten Witze, die wahren und die erdichteten Anekdoten gekocht wurden, die dann unter den Ratsmitgliedern zirkulierten, zur Erheiterung der Freunde und zum Aerger der politischen Gegner. Darin zeichnete sich namentlich ein Preßkollege aus, der eine Feder spitz und kantig wie ein Pfriem, eine Zunge scharf wie ein Rasiermesser führte, geistreich und schlagfertig bis in die Fingerspitzen. Er war darin ganz unparteiisch, daß er die Gaben seines witzigen Geistes nach links und rechts gleichmäßig austeilte und auch seine eigenen Parteigänger mit mildem Spott nicht verschonte, denn er hatte dank einer großen Personenkenntnis eine solche Treffsicherheit im raschen Herausfinden kleiner menschlicher Schwächen erlangt, besaß dabei ein so zwingendes, echt journalistisches Bedürfnis der Mitteilung, daß er auch Rücksichten auf die eigenen Vorteile nicht kannte. Mit den schillernden Federn seines Witzes hat sich mancher Abgeordnete geziert. Dieser Mann, eben wahrscheinlich wegen dieser Unparteilichkeit, aber auch vielleicht deshalb, weil zu seiner Zeit die gewöhnlichen Zeitungshonorare die sorgenfreie Erhaltung einer kindergesegneten Familie nicht ermöglicht hätten und er also darauf angewiesen war, verschiedene Blätter gleichzeitig zu bedienen, dieser Mann hatte sich ein solches Anpassungsvermögen angeeignet, daß er unbeschadet seiner inneren Integrität ein katholisch-konservatives und ein protestantisch-konservatives Blatt mit politischen Berichten und Artikeln zu versehen vermochte, ohne deswegen allzu oft mit sich selbst in eine Polemik zu verfallen. Dabei machte es ihm nichts aus, zeitweilig auch die Vertretung eines abwesenden oder erkrankten liberalen Kollegen zu übernehmen, stets zur vollsten Zufriedenheit. Ja, er hatte diese vielseitige Fähigkeit so entwickelt, daß er sie sportmäßig übte und imstande war, während der Sitzungen gleichzeitig Berichte für mehrere Blätter zu schreiben. Daß diese verschiedener Parteirichtung angehörten, schien ihm das Geschäft eher zu erleichtern, als zu erschweren, denn wenn er in einem Blatt den Gegner mit einigen wenigen wegwerfenden Bemerkungen abthun konnte, so war ihm dafür Zeit gelassen, den Bericht für das andere um so ausführlicher zu gestalten und umgekehrt. Er hat sich dabei allerdings körperlich völlig aufgearbeitet und ist eines Tags in den Sielen liegen geblieben. Für mich war er die interessanteste Journalistenbekanntschaft jener Zeit, und man halte ihn ja nicht für einen gewöhnlichen Schmock. Gewiß wäre es ihm auch lieber gewesen, nur für ein einziges Blatt und für eine einzige Richtung zu schreiben, aber als guter Familienvater konnte er sich dazumals solchen Prinzipienkultus nicht gestatten.

Wenn aber auch die Vorurteile gegen die Presse, oder wenigstens gegen ihre Vertreter noch nicht ganz verschwunden sind und sie weit davon entfernt ist, wie in andern Ländern als ein geeignetes Sprungbrett für eine politische Laufbahn zu dienen, so ist die Zugehörigkeit zur Presse doch auch nicht ein Hindernis, ins Parlament gewählt zu werden. Eine ganze Reihe sehr angesehener Mitglieder der Bundesversammlung gingen aus der Presse hervor. Als das hervorragendste Beispiel ist der ehemalige Redakteur der „Basler Nachrichten" Emil Frey zu nennen, der dank seiner glücklichen äußeren und inneren Gaben eine in der Schweiz freilich ungewöhnliche Laufbahn zurücklegte. Als ein gern gesehener und gehörter Redner gewann er in Basel eine führende Stellung in der radikalen Partei und wurde von ihr in den Nationalrat gewählt, in dem er bald ein so großes Ansehen genoß, daß ihn der Bundesrat zum Gesandten und bevollmächtigten Minister bei den Vereinigten Staaten von Amerika ernannte, wo er in jungen Jahren den Krieg mitgemacht hatte. Manche nannten damals diese Wahl eine ehrenvolle Verbannung eines unbequemen politischen Gegners. Als Frey aus Washington infolge einer unglücklich verlaufenen Abstimmung zurückkehrte, trat er wieder in den Zeitungsdienst ein und lieferte in der Basler „Nationalzeitung" kurze politische Tagesbefehle. Sein Ansehn war durch seine Preßthätigkeit nicht geschmälert, und als eine Stelle in der obersten Landesbehörde frei wurde, wählte ihn die Bundesversammlung in den Bundesrat. Er trat daraus zurück, um den Posten des Leiters des internationalen Bureaus der Telegraphenverwaltungen zu übernehmen, dem er heute noch vorsteht. — Ein anderer Basler Redakteur Dr. Göttisheim saß bis zu seinem Tod im Ständerat. Die Stadt Genf sandte fast immer den Leiter einer Zeitung als Vertreter in den Nationalrat, wo heute noch Favon von dem Blatt „Genevois" ein großes Wort führt, und der Redakteur der „Züricher Post" Theodor Curti, einer der geistvollsten und am vielseitigsten gebildeten Tagesschriftsteller der Schweiz, hat sich, in den Nationalrat gewählt, rasch eine hervorragende Stellung als Parlamentarier erobert, obschon er auf der äußersten sozialistisch gefärbten Linken saß. On revient toujours à ses premiers amours, und so kehrt jetzt Curti, die politischen Sorgen eines Nationalrats und die administrativen eines St. Gallischen Regierungsrats von sich schüttelnd, wieder zu dem Blatt zurück, von dem aus er seine Laufbahn begann.



Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

10. Fortsetzung.



Von ihrer Erregung überwältigt, machte Frau Winkler eine Pause und fuhr dann fort: „Wie wenn sie einen Schüttelfrost bekäm, und weil er doch auch wieder gutmütig ist, hat er gesagt: ‚Ich thu dir ja nichts. Ruhe dich nur aus!‘ Dann ist sie aus dem Zimmer gegangen und hat ihr Brautkleid ausgezogen, und er ist auf dem Sofa eingeschlafen. Wie er aufgewacht ist, war es schon sieben Uhr. — Er hat nach Hedwig gerufen, er hat in der ganzen Wohnung nach ihr gesucht. Sie war nicht da. Mehr als eine Stunde hat er gewartet, dann kam er zu uns, natürlich ganz außer sich. — Und wir sind gerade erst heimgekommen von der Hochzeit, ich und meine verheiratete Tochter. Wir haben es zuerst gar nicht begreifen können, was er will, und haben gemeint, er mache Spaß, oder sie hätte sich nur versteckt. Wir sind in die neue Wohnung gelaufen und haben auch gesucht — sie hatte ihren Kragen genommen, und ihr Tuch war nicht da. Und die Perlennadel, die Sie ihr geschenkt haben, Herr Brandner, die hat sie wohl auch wieder angesteckt. Ihr Brautkleid, der Kranz und der Schleier, das hat alles auf dem Stuhl gelegen . . . Dann lief ich zu Fräulein Kalkberg, weil sie doch so oft in dem Atelier bei der Malerin gesteckt hat, und hab mir gedacht: vielleicht ist sie erschrocken, weil ihr Mann doch wirklich ein wenig betrunken war, und hat sich dahin geflüchtet, bis er ausgeschlafen hätte. Und die andern gingen zu ihren andern Bekannten und suchten nach ihr in der ganzen Stadt. Die Malerin hat mich mit finsteren Augen angeschaut und gesagt: Nun jammern Sie natürlich, Frau Winkler! Und Sie haben sie doch hineingehetzt in diese unsinnige Heirat, das arme, arme Ding!“

„Ja, ja!“ schrie Brandner auf, in dem Uebermaß von Schrecken, Mitleid und Selbstvorwürfen, die sein Herz bestürmten. „Die Malerin hat ganz recht! Wie haben Sie ihr zureden können! Wie konnten Sie es geschehen lassen, daß sie sich an diesen Menschen wegwarf, für den sie doch nicht die geringste Neigung fühlte? Sie hätten doch sehen müssen, daß es über ihre Kraft ging!“

Frau Winkler drückte das Taschentuch vor die Augen. „Mein Gott! Ich hab doch gar keinen andern Ausweg gewußt. Ich habe ja eine Hypothek aufnehmen müssen auf mein Haus in Miesbach. Das ist doch das einzige, was ich neben meiner Pension besitze. Aber der Mann meiner Aeltesten hat ja nirgends eine Stellung gefunden, und dann hat er ein Geschäft kaufen wollen; — Herr Schenkell hat uns das Geld gegeben, gegen die Hypothek. Das Geschäft ist dann wieder nicht gegangen — die Zinsen konnten nicht gezahlt werden — da hat der Herr Schenkell uns mit der Versteigerung gedroht. Wer soll uns denn das Geld leihen? Wir kennen ja niemand. Ich hab zu meiner Hedwig oft gesagt: ich will den Herrn Brandner bitten. Er war immer so freundlich zu uns, und er ist ein reicher Mann. Aber davon hat sie nichts hören wollen. Ich hab sie noch nie so gesehen, wie sie da zornig und heftig geworden ist, wenn ich nur ein Wort von Ihnen hingeworfen hab! Mit aufgehobenen Händen hat sie mich gebettelt: ich dürfte Ihnen nicht schreiben!“

Brandner ging mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab. Wie Messerstiche trafen ihn die Worte.

Weil sie ihn liebhatte, war sie so stolz gewesen, hatte er ihr nicht helfen, sie nicht retten dürfen! Er erinnerte sich nun, wie sie um jeden Preis zu vermeiden suchte, daß er in ihre Wohnung kam, daß er mit ihrer Mutter zusammentraf. Er sah wieder den bitteren Zug um ihre Lippen, als sie ihm sagte: „Was kümmern Sie unsere kleinen Verhältnisse?“ Er haßte seinen Reichtum, er grollte über seinen Ehrgeiz! Er wollte ja eine gesellschaftliche Stellung, er wollte gekannt und genannt sein — statt ihr nahezubleiben als guter Freund!

„Damit ich ja nicht zu Ihnen liefe in meinen Sorgen, Herr Brandner, ging sie lieber eines Tags selbst zu Schenkell hin und bat ihn um Aufschub. Nun — und so ist es halt dann gekommen. Sie hat ihm gefallen — er ist noch ein Mann in den besten Jahren; er hat schon lange heiraten wollen, und eines Tags hat er bei mir um sie angehalten. Ich war ja wie erlöst! Wie kann ich denn anders, als ihr zureden, wenn sie ein solches Glück macht, um das die reichsten Bürgermädchen sie beneiden. Der Schenkell hat drei Häuser!“

„Versprechen Sie mir, daß Sie Ihre Tochter nicht zur Rückkehr zwingen, nun da sie vor ihm geflohen ist! Geb's Gott, daß es noch nicht zu spät ist! Daß es noch eine Rettung giebt!“ sagte Brandner mit gepreßter Stimme.

* * *

Am nächsten Tage stand im Morgenblatt eine kurze, düstere Nachricht: „An den Ueberfällen hat sich heute abend eine junge Frau an ihrem Hochzeitstag in die hochgehenden Wellen der Isar gestürzt und war sofort tot. Man konnte nur ihre Leiche an das Land bringen. Die Motive der That sind unbekannt.“

Martha hatte schlecht geschlafen; sie mußte immerfort an den verstörten Gesichtsausdruck des Onkels denken, als die fassungslose Frau bei ihm eintrat und nach ihrer Tochter fragte. Sie hatte ihn noch einmal das Haus verlassen hören, und dann erst gegen Morgen kam sein Schritt durch den Garten, langsam, schwer, müde, als könnte er sich kaum weiterschleppen.

Er kam von der Toten; er hatte die jungen Lippen, die gestern noch weich und warm auf den seinen geruht, wiedergesehen, bleich und kalt — in ewigem, starrem Schweigen ...

Als sie am Morgen zur gewohnten Stunde ihren Dienst antreten wollte, saß er vornübergebeugt in seinem Stuhl, die Hände in das Gesicht vergraben, so in seinen Gram versunken, daß er nicht bemerkte, wie sie die Thür öffnete. Sie zog sich leise wieder zurück. Erst nach einigen Stunden wagte sie es noch einmal, ihn zu stören. Sie fand ihn noch auf seinem Platz, aber seine Arme hingen schlaff herab, und sie sah den trostlosen Blick in seinem schmerzzerwühlten Gesicht.

„Komm nur, mein Kind," sagte er mit ganz klangloser Stimme. „Ich bin dir dankbar, wenn du bei mir bleibst! Freilich, ich hab ja verdient, einsam zu sein — ganz einsam. Ein paar treue Arme wollten sich mir entgegenstrecken — und ich habe mich abgewendet. Ein junges Herz hätte mir sein Bestes gegeben, und ich Thor habe überlegt und gezögert und mich zurückhalten lassen von Weltklugheit und ängstlichem Hochmut! Nun ruft all mein Schmerz das arme Seelchen nicht mehr zurück!"

Martha ergriff mit so warmer Teilnahme seine Hand, sie fragte mit solcher Rührung, was ihm geschehen sei, daß er ihre Jugend vergaß und nur noch den guten Kameraden in ihr sah, die Vertraute, der er all seinen Jammer beichten durfte, vor der er sich anklagte als Mitschuldigen an Hedwigs tragischem Ende. Martha begleitete ihn hinaus auf den Friedhof, auf dem die Tote unter einer Fülle weißer Rosen gebettet lag; sie stand neben ihm an dem Grab, in das man an einem wonnigen Frühlingstag das arme junge Geschöpf versenkte. Sie vergoß Thränen des Mitleids für die Fremde, aber sie suchte doch auch nach



Trostesworten für den Niedergebeugten, der an sich selbst irre geworden war.

„Hedwig thut mir ja namenlos leid, Onkel," sagte sie sanft. „Aber sie ist zu Grunde gegangen an dem Irrtum, daß sie ihre eigene Person, ihr ganzes Selbst zu Markte tragen müßte, um die Mutter zu retten. Dieses Opfer darf keine Mutter fordern! Sie durfte ihr Herz nicht verkaufen, um eine Hypothekenschuld zu begleichen. Gerade weil sie dich liebhatte, durfte sie das nicht. Dieser Fehler hat sie in den Tod gejagt. Ich begreife ja, wie furchtbar der Gedanke auf dir lastet, daß du sie hättest retten können. Aber ich sehe nur ein tragisches Geschick, keine Schuld, die du dir so schwer anrechnen müßtest. Du hast ihr ja nie von Liebe gesprochen, hast ihr nicht mit glühenden Worten heiße Sehnsucht wachgerufen, sie nicht eingewiegt in Träume von Treue und Glück — um sie dann allein zu lassen. Glaub mir: auch das wird an uns verbrochen, und wir müssen es tragen und weiterleben."

Wie ein Aufschrei war's aus einer tiefverwundeten Seele. Es klang so bitterer, selbstdurchlebter Schmerz aus den Worten, daß Georg seine Nichte betroffen anblickte: „Hast du so Trauriges schon erfahren, Kind?"

Sie nickte nur.

Er sah ihr mit seinen ernsten, umflorten Augen bittend ins Gesicht: „Ich möchte dein Vertrauen, Martha. Sind wir nicht Leidensgenossen, du mit deinen braunen, ich mit meinen grauen Haaren?"

„Es ist eine so kurze Geschichte, Onkel, das Alleralltäglichste," sagte sie mit einem wehmütigen Lächeln. „Ehe er fortging nach Paris, da schien es so, als hätte er mich lieb; — dort hat er mich aber rasch vergessen, weil ihm wohl eine andere besser gefiel. Das ist alles!"

„Wenn er ein Mädchen wie dich rasch vergessen konnte, dann verdient er gar nicht, daß du noch an ihn denkst, Martha! So ein Thor! Es war ein Irrtum deines Herzens, Kind, von dem du bald wieder gesunden wirst. Das Leben wird dir noch besseres Glück zu schenken haben. Ich möchte freilich mit dem Egoismus eines alten Mannes wünschen, daß du mir nicht zu rasch fortgenommen wirst. Wie soll ich denn das Dasein hier ertragen ohne dich!"

Seine Stimme klang so schmerzerschüttert, ein so tiefer Kummer sprach aus seinen Zügen, daß Martha in dieser Stunde in ihrem warmen Mitgefühl mit dem treuen Freund sich keine weitere Lebensaufgabe wünschte, als ihm zur Seite zu bleiben, ihm ein guter Kamerad zu sein.

* * *

Die übrige Familie Riedenhof dankte es in der That Georg Brandner schlecht, daß er sie bei sich aufgenommen hatte. Lolo, die sich immer freundschaftlicher an Frau von Villena angeschlossen und auch ihren Zweck, die Annäherung an den Kommerzienrat Albertus erreicht hatte, machte sich beständig lustig über die einfache Lebensführung des Onkels.

„Ich würde mir gerne einen Ueberblick über den Haushalt aneignen, meinetwegen sogar in der Küche zusehen; aber in diesem Spießbürgerhauswesen mit Suppenfleisch und Gemüse kann ich für meine künftigen Verhältnisse doch nichts lernen," sagte sie mit einem geringschätzenden Naserümpfen.

Sobald die ersten Trauermonate vorüber waren, sollte ihre Verlobung mit dem Kommerzienrat bekannt gemacht werden, und dann wollte sie heiraten, so rasch als möglich, und sich auf einer Schweizerreise und später in ihrem eigenen Heim, das ihr Bräutigam glänzend ausstatten ließ, von all den Entbehrungen erholen, die ihr jetzt auferlegt wurden.

Martha konnte ein Gefühl des Ekels nicht überwinden, wenn sie die Schwester neben der geschminkten Frau von Villena, dem dicken Kommerzienrat gegenüber, in dessen Wagen sitzen sah.

Eine Verkaufte! Ein bitteres Wort für Frau von Villena trat ihr auf die Lippen.

Aber Lolo hätte ja nur gelacht über eine Warnung. Und es war auch nicht zu befürchten, daß der Schritt, zu dem sie sich entschlossen, über ihre Kraft gehen würde. Nein! Sie ließ sich durch die Lüge, die sie sprechen mußte, nicht in den Tod jagen. Im Gegenteil. Als Frau Kommerzienrat würde sie sich stolz in die Brust werfen und hochmütig an den armen kleinen Dingern vorüberrauschen, die für ihre Schönheit Wohlleben und seidene Kleider einhandelten — ohne den Ring am Finger.

Amalie Riedenhof schwamm beständig in Thränen, nicht über Lolos Heirat — o bewahre! Es schien ihr der einzige Lichtblick, daß ihre jüngere Tochter eine so gute Partie machte. Die Sorge um die Zukunft ihrer Kinder, der Gedanke an Geld hatte den letzten Rest von höherem Schwung über das Alltägliche und Praktische hinaus in ihr erdrückt.

Aber ihr armer Theo!

Er war eines Tags mit aufgeregtem Gesicht heimgekommen.

„Mama," hatte er gesagt, „ich habe im Klub einen Amerikaner kennen gelernt, der mir ein glänzendes Anerbieten machte. Er braucht einen Maler, der für ein großes Theater die Dekorationen herstellt. Sie nehmen dort Künstler für diese Arbeit, sie zahlen hohe Honorare. Ich werde ein paar Wochen zu dem hiesigen Hoftheatermaler hingehen, um die Technik zu lernen, und dann geht's fort nach Neuyork. Ich will hinaus aus diesem ekelhaften München! Ich hab es satt!"

Die bestürzte Mutter beschwor ihn, sie nicht zu verlassen, diesen Entschluß wieder aufzugeben; aber er sagte mit einem zornigen Funkeln in den Augen, mit einem bösen Ausdruck, wie sie ihn noch nie in seinem schönen Gesicht gesehen: „Rede mir nicht zu, zu bleiben, Mama. Du könntest es bereuen! Es ist viel besser, wenn Kurt und ich einander nicht mehr begegnen. Ich weiß nicht, ob ich mich zurückhalten könnte, ob nicht etwas Schreckliches geschähe, wenn er sich etwa unterstehen sollte, seine Braut hierher zu bringen!"

Eine Todfeindschaft gegen den Bruder war allmählich in Theo großgewachsen. Kurt schrieb merkwürdig heiter, erzählte, daß Miß White sich in Würzburg aufhalte, daß er täglich mit ihr spazieren reite und von den Kameraden beneidet werde. Kein Wort, daß er sich versetzen lassen wollte, keine Klage, kein zorniger Ausfall gegen den Onkel. Er war seiner Sache sicher. Er fühlte sich gerettet.

Und Theo haßte ihn, nicht aus eifersüchtiger Liebe für das Weib, das ihm der Bruder weggenommen, nein, nur aus Neid auf das Geld dieses Weibes, um der Beute willen, die der Leutnant ihm entrissen hatte.

Mama Riedenhof wagte unter diesen Umständen nicht weiter in ihren Liebling einzudringen und mußte den ernsten Abschied, der ihr so tief ans Herz griff, über sich ergehen lassen.

Theo war ganz vergnügt, als er im April abreiste, um sich nach Amerika einzuschiffen. Der viel geschmähte Onkel hatte sich zuguterletzt doch noch großmütig gezeigt und ihm eine recht anständige Barschaft mit auf den Weg gegeben.

„Schlage dich nur einmal herum mit dem Leben," sagte er, als er dem Neffen auf dem Bahnhof die Hand drückte. „Es giebt gar keine bessere Erziehung, mein Junge!"

Von Adalbert Walderstein traf noch einmal ein Brief an Brandner ein, den Martha mit großer Ergriffenheit las.

Er schickte im Namen seiner Mutter eine Anweisung auf die Summe von zwanzigtausend Mark, die diese dem von Brandner gestifteten Rekonvaleszentenheim zuwenden wollte, und bat, daß der Name der Geberin in der Oeffentlichkeit verschwiegen bleiben sollte.

„Ich wollte, wir könnten auch die milde Luft, die schöne Sonnenwärme, in der ich hier wieder gesund geworden bin, Ihrer segensreichen Anstalt zur Verfügung stellen," fügte Adalbert hinzu. „Es ist so köstlich in der Villa am Meer, in der wir blühende Rosen haben, wenn in der Heimat noch der Schnee liegt, in der wir

als einzigen Gruß aus der großen, weiten Welt das Anschlagen der Wellen hören, die an das stille Ufer branden. Ich habe unwillkürlich, in all der Schönheitsfülle um mich her, zu zeichnen, zu malen begonnen und fühle mich wahrhaft glücklich, weil es mir scheinbar nicht ganz an Talent fehlt. Vielleicht erfüllen Sie mir gelegentlich noch eine große Bitte. Ich hätte gern ein paar photographische Aufnahmen unserer früheren Villa, deren Eigentümer Sie nun sind. Ich möchte versuchen, meinem Vater eine Skizze seines einstigen Heims zu entwerfen, die ihn gewiß freuen wird. Wir alle schicken aus unserm weltabgeschiedenen blauen Frieden herzliche Grüße an das alte Haus und seine jetzigen Bewohner."

* * *

Der Frühling kam mit Macht.

Im Garten blühten die Fliedersträuche, Goldregen und Rotdorn; ein Gezwitscher und Gejubel war's in allen Zweigen. Die schöngepflegten Rasenflächen leuchteten im zarten Gelbgrün, und durch die frischbelaubten Kronen der hohen, alten Bäume floß ein Strom von goldigem Licht herab.

Martha saß mit dem Onkel im Freien und hatte eben einen Brief nach seinem Diktat vollendet. Sie schob ihm das Blatt zur Unterschrift hin. Dann sah sie einen Moment auf; ihr Blick fiel auf das Gitterthor, an dem geklingelt wurde. Sie zuckte so heftig zusammen, daß Brandner, der eben die Feder ansetzte, auf dem kleinen Gartentisch einen leisen Stoß verspürte.

„Was hast du, Martha? Du bist plötzlich totenblaß."

Er sah nun auch, daß ein Fremder in den Garten getreten war, und erriet aus dem fassungslosen Erschrecken seiner Nichte, wer es sein mochte.

Als Dr. Köster näher getreten war, hatte Martha sich wieder in der Gewalt und konnte mit verhältnismäßig ruhiger Stimme die beiden Herren miteinander bekanntmachen.

Moritz reichte Martha mit ernstem Blick die Hand: „In einem Trauerkleid muß ich Sie wiederfinden. Sie haben so Schweres erlebt seit dem Herbst!"

In etwas bedrücktem Ton begann das Gespräch, als Dr. Köster dann an dem unter Bäumen versteckten, von Sonnenlichtern übersprühten Tischchen Platz nahm.

„Ich habe Sie in Ihrer früheren Wohnung gesucht, gnädiges Fräulein, und bin lange herumgeirrt, bis ich erfahren konnte, daß Sie nun hierher gezogen sind."

„Sie sind schon länger von Paris zurück?" fragte Martha mit ruhiger Höflichkeit.

„Seit gestern."

Nun schlug ihr doch eine freudige Röte in das Gesicht, wider ihren Willen.

Es gab wieder eine Pause. Brandner fühlte, daß sich die beiden Wichtiges zu sagen hatten, daß ein Dritter nur beklemmend auf sie wirkte. Mit verständnisvollem Takt erhob er sich.

„Entschuldigen Sie mich, Herr Doktor, ich muß diesen Brief expedieren. Ich hoffe, Sie noch anzutreffen. Ich möchte allerlei aus Paris hören."

Als sie nun allein waren, blieb es eine Weile ganz still. Martha hatte die Augen gesenkt und spielte mit der Feder, die noch vor ihr lag. Ein Sonnenstreifen glitt über ihre Hände. Scheu, bittend, mit bescheidenem, sanftem Druck legte er seine Rechte auf eine dieser weißen Hände.

„Das erste Wort, das ich bei diesem Wiedersehen sagen muß, Martha, heißt: verzeihen Sie mir!"

Sie schüttelte das Haupt.

„Sie irren sich, Herr Doktor!" erwiderte sie, indem sie langsam ihre Hand zurückzog. „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, und Sie haben mir nichts abzubitten."

Schluß folgt.



Die weiße Nelke.

Trug im Knopfloch gestern Nacht
Eine müde Nelke.
Spät zu Hause stellt ich sacht
In ein Glas die welke.

Und ich dachte still zurück:
Selbst der Nelke Trauern
Wollt ein kurzgewährtes Glück
Mir nicht überdauern.

Bald in bunter Träume Land.
Sah ich, wie die leichte,
Lieblichschlanke Mädchenhand
Mir die Blume reichte.

Und von einem Kranz umlaubt
Lehnte hell und heiter
An mich sich ein Mädchenhaupt
Und ich träumte weiter:

Blaue Augen, blondes Haar,
Zürnen, küssen, lachen —
Als der Traum am schönsten war,
Mußte ich erwachen.

Eben wollt im Licht verwehn,
Was der Traum mir malte:
Da sah ich die Nelke stehn.
Und die Nelke strahlte.

Carl Bulcke.

Das Auge und die Tagesbeleuchtung an Arbeitsplätzen.

Von Professor Dr. med. et phil. Hermann Cohn in Breslau.

Jedermann weiß, daß man sein Auge einer Schrift um so mehr nähern muß, je schlechter die Beleuchtung ist. Jedermann weiß, daß große Annäherung an die Schrift Kurzsichtigkeit erzeugen und vermehren kann. Jedermann weiß, daß Kurzsichtigkeit nicht nur ein unangenehmes Gebrechen, sondern in ihren höheren Graden oft eine das Sehvermögen ernstlich bedrohende Krankheit ist.

Daher lautet eine der ältesten Forderungen der Hygiene, daß jeder Arbeitsplatz auf das Beste beleuchtet werden solle, damit man sich der Schrift nicht unnötig zu nähern brauche.

Auf das Beste! Ja, aber was ist das Beste? Blendende, zuckende und heiße Beleuchtung schädigen das Auge; das Licht soll stetig, kühl, nicht blendend sein. Diese Vorzüge vereint das diffuse Tageslicht; es handelt sich also nur darum, daß es den Platz ordentlich erhellt.

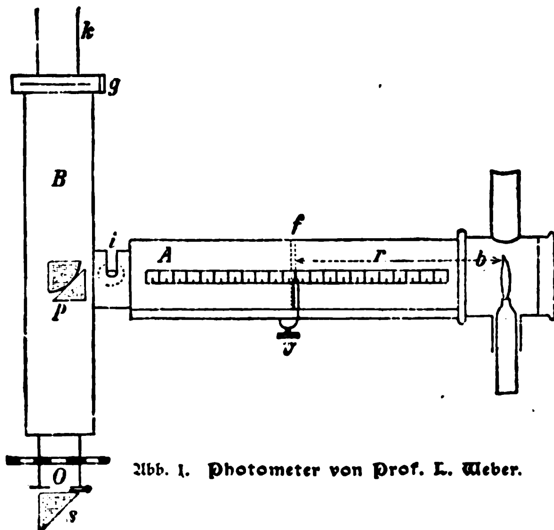


Abb. 1. Photometer von Prof. L. Weber.

Das Tageslicht ist bekanntlich überaus schwankend; eine weiße oder eine dunkle Wolke, grauer Himmel oder Sonnenschein ändern es in wenigen Minuten sehr bedeutend.

Wie kann man das Tageslicht messen? Die Aufgabe ist gar nicht leicht, ebensowenig die populäre Darstellung der Methoden.

Ein Photometer, mit dem man ebenso leicht und schnell das Tageslicht messen kann, wie die Wärme mit dem Thermometer, existiert leider zur Zeit noch nicht.

Das einzige vortreffliche Instrument, das wir haben, wurde im Jahr 1882 von Professor Leonhard Weber in Kiel erfunden (Abb. 1). Es ist für wissenschaftliche Untersuchungen unentbehrlich, kann aber wegen seiner komplizierten Konstruktion hier nicht eingehend beschrieben werden. Es genügt mitzuteilen, daß die Helligkeit des Tageslichts, das einen weißen Karton (k) beleuchtet, verglichen wird mit der Helligkeit einer Milchglasscheibe (f), die in dem Rohr A einer Benzinflamme von 20 Millimeter Höhe mehr oder weniger genähert wird. Je heller das Tageslicht, desto näher muß das Milchglas der Flamme gebracht werden; durch Berechnungen kann man dann finden, wie viel sogenannte Meterkerzenhelligkeit das Tageslicht an dem Platz des weißen Kartons hat.

Auch den Begriff der Meterkerze verdankt man Leonhard Weber. Nach diesem Maß zeichnen wir jetzt allgemein. Eine Meterkerze ist die Helligkeit eines Kartons, der beleuchtet wird von einer Normalkerze in einem Meter senkrechter Entfernung.

Wenn wir also sagen: auf diesem Tisch sind 50 Meterkerzen (MK), so heißt das: es ist auf dem Tisch so hell, als wenn 50 Normalkerzen in einem Meter Entfernung der Tischplatte senkrecht gegenüberstünden.

Die Schwankungen des Tageslichts sind enorme, und das Auge ahnt die Differenzen nie, die das Photometer aufdeckt.

An meinem Schreibtisch dicht an einem großen, nach Norden gelegenen Balkonfenster fand ich z. B. im November zwischen 12 und 2 Uhr 67 bis 2420 Meterkerzen, also Schwankungen um das 36 fache. Weber fand sogar im Juni 4519 bis 76 560 Meterkerzen.

Durch zahlreiche Versuche habe ich im Jahr 1885 bewiesen, daß das gesunde Auge bei 50 Meterkerzen in einer Minute 16 Zeilen Zeitungsschrift fließend und bequem in einem Meter Entfernung liest, bei 10 Meterkerzen aber nur mühsam 12 Zeilen. Ich verlangte daher, und es ist kein Widerspruch laut geworden, daß jeder gute Arbeitsplatz 50 Meterkerzen haben müsse, ein Platz mit weniger als 10 Meterkerzen aber nicht mehr geduldet werden dürfe.

So vorzüglich nun auch der Webersche Apparat ist, so hat er sich doch wegen seiner Kompliziertheit, Größe, schwierigen Handhabung und wegen seines hohen Preises (400 Mark) im täglichen Leben leider nicht einführen können.

Man suchte daher die Lichtmessung auf Umwegen mit einfacheren Apparaten zu erzielen.

Wieder war es Weber, der 1884 den Raumwinkelmesser erfand (Abb. 2). Auch hier muß von detaillierter Schilderung Abstand genommen werden. Durch eine Linse wird, wie in der photographischen Kamera, ein verkleinertes umgekehrtes Bild des Fensters, das den Platz erleuchtet, auf einer mit kleinen Quadraten bedeckten Platte (P) entworfen. Je höher die gegenüberliegenden

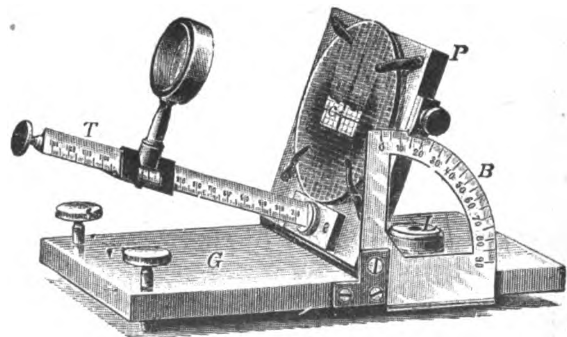


Abb. 2. Raumwinkelmesser.

Häuser sind, und je näher sie dem Fenster stehen, desto weniger Himmel wird auf dem Fensterbild sichtbar werden; liegt das Zimmer hoch und sind die gegenüberliegenden Häuser weit entfernt, so wird ein viel größeres Himmelsstück auf den Quadraten erscheinen. Da die Tagesbeleuchtung hauptsächlich von dem Stück Himmel

abhängt, das den Platz durch das Fenster beleuchtet, so wird der Platz um so heller sein, je mehr Quadrate das Himmelsbild einnimmt.

Nun verglich ich an Tausenden von Schulplätzen schon vor 18 Jahren die mit dem Weberschen Photometer gefundene Helligkeit mit der Zahl der beleuchteten Quadrate an diesen Plätzen und kam zu dem Schluß, daß, falls weniger als 50 Quadrate vom Himmel erleuchtet waren, die Helligkeit an trüben Tagen kleiner als 10 Meterkerzen war, daß also diese Plätze nicht geduldet werden dürfen.

Der sinnreiche Apparat, dessen Anwendung allerdings auch einige Berechnungen erfordert, die hier übergangen werden, kostet nur 30 Mark und sollte in keiner Schule fehlen.

Aber freilich, wir messen damit nur das direkte Himmelslicht, während doch noch außerdem viel von den Wänden und von den Häusern reflektiertes Licht auf den Arbeitsplatz fällt.

Einen dritten Weg habe ich vor einigen Jahren angegeben, um ohne die vorgenannten Instrumente die Tagesbeleuchtung durch unser eigenes Auge zu prüfen. Drei graue Gläser (C 1—3) von bestimmter Lichtabsorption werden vor das Auge gebracht, und durch diese werden Ziffern von bestimmter Größe in 40 Zentimeter Entfernung laut vorgelesen. Durch vergleichende Prüfungen mit dem Photometer wurde von mir und später von Dr. Römer in Gießen festgestellt, daß ein Platz vorzüglich beleuchtet ist, wenn das gesunde Auge in 30 Sekunden durch alle 3 grauen Gläser eine bestimmte Zahl von Ziffern vorliest, daß die Beleuchtung gut, wenn sie durch 2, brauchbar, wenn sie noch durch ein graues Glas in gleicher Zeit gelesen wird, wie ohne Glas. Wird aber nur ohne graues Glas gelesen, so ist der Platz unbrauchbar. Der kleine Apparat wird Lichtprüfer genannt (Abb. 3).

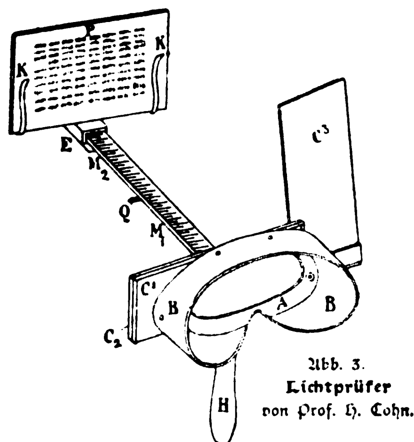


Abb. 3.
Lichtprüfer
von Prof. H. Cohn.

Natürlich ist auch mit diesem Instrument keine absolute Messung möglich, denn derselbe Mensch liest nicht immer gleich schnell; der eine liest vorsichtig, um keine Fehler zu machen, der andere macht lieber Fehler, um recht schnell zu lesen; viel hängt von der Ermüdung ab. Die genannten Apparate sind also nicht zur Messung, sondern nur zur Lichtprüfung zu brauchen, aber sie sind einfache und billige Surrogate für exakte Messungen.

Nun sind wir aber vor kurzer Zeit auf chemischem Wege zu einer billigen, bequemen und brauchbaren Lichtprüfung gekommen, die die weiteste Verbreitung verdient, nicht bloß in Schulen, sondern an allen Arbeitsplätzen.

Seit Jahrhunderten weiß man, daß das Licht chemische Zersetzungen hervorruft, z. B. Stoffe ausbleicht, Papier vergilbt, Silberlösungen verdunkelt u. s. w. Da das Licht das Chlorsilberpapier schwärzt, das unter dem Namen Aristopapier käuflich ist, wird dieses längst in der Photographie zum Kopieren der Negative verwendet.

Der leider zu früh verstorbene Professor Vogel in Charlottenburg konstruierte auch schon vor langen Jahren ein Aktinometer, indem er 2, 3, 4 bis 20 Florblätter in einem Kästchen über ein Aristopapier legte; je heller das Tageslicht war, durch desto mehr Flore bräunte sich das Papier; je dunkler, desto weniger Flore durchdrang es.

Es haben sich daher schon viele Hygieniker und Physiker die Frage vorgelegt, ob man aus der größeren oder geringeren Schwärzung des Chlorsilberpapiers nicht einen Schluß auf die größere oder geringere Helligkeit des Tageslichts ziehen könnte. Aber alle Forscher sind davon zurückgekommen, weil das weiße Tageslicht, das bekanntlich rote, orangegelbe, gelbe, grüne, blaue, violette und überviolette Strahlen in sich vereinigt, uns am hellsten erscheint durch seine gelben Strahlen, die man als die optisch wirksamsten bezeichnen kann, während die chemisch und photographisch wirksamen, sogenannten aktinischen Strahlen die dem Auge am dunkelsten erscheinenden violetten und überviolетten sind.

Jeder Amateurphotograph weiß, daß er am späten Nachmittag nur flaue Bilder erhält, obgleich er noch auf diese Entfernung kleine Schrift liest, wie am hellen Mittag. Das Tageslicht enthält eben gegen Abend viel weniger chemisch wirkende, aktinische Strahlen, als am Mittag. Es stimmt also die Höhe der optischen Helligkeit nicht überein mit der der aktinischen; aus der höchsten chemischen Wirkung auf das Aristopapier folgt mithin durchaus noch nicht die größte optische Helligkeit.

Aber auch ohne diese Uebereinstimmung gelang es kürzlich dem Königlichen Baurat Wingen in Poppelsdorf bei Bonn, die Schwärzung des Chlorsilberpapiers zur Beurteilung der Helligkeit eines Platzes zu verwerten.

Wingen, der früher Stadtbaurat in Glogau war, hatte beobachtet, daß sein Sohn auf dem finsteren Gymnasium in Glogau von Jahr zu Jahr kurzsichtiger wurde, und suchte, da ihn die Umständlichkeit der Photometrie abschreckte, eine Methode, durch die man den Behörden die schlecht beleuchteten Plätze in billiger, leichter und übersichtlicher Weise zeigen könnte. Wingen wußte natürlich auch, daß durch die Tiefe der Schwärzung des Aristopapiers die Helligkeit des Platzes nicht gemessen werden kann; aber mit dem praktischen Blick, den kein anderer Hygieniker bisher gehabt, sagte er sich, daß es gar nicht darauf ankäme, zu wissen, wie viel Meterkerzen an jedem Schülerplatz, sondern nur darauf, ob an einem Platz weniger oder mehr als die verlangten 50 Meterkerzen vorhanden seien.

Und so kam er auf die treffliche Idee, auf jedem Arbeitsplatz ein Stückchen Chlorsilberpapier auszulegen und nach einer Stunde die gefundene Bräunung desselben zu vergleichen mit der Bräunung eines Papiers, das er an einen Platz gelegt, von dem er mit Webers Photometer bestimmt hatte, daß er die gewünschten 50 Meterkerzen besaß.

Schluß: alle Plätze, bei denen das Papier nicht so dunkel ist als die Probe, sind ungenügend beleuchtet.

Ließe man die Papiere nun ferner am Licht, so würden sie natürlich allmählich immer dunkler werden; man entwickelt und fixiert sie also, wie alle photographischen Papiere, indem man sie zehn Minuten in

eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron bringt und sie dann auswäscht. Nun klebt man die Papiere in den Plan der Klasse ein und sieht mit einem Blick, welche Plätze schlecht, welche brauchbar und welche, da sie noch viel brauner gewordene Papiere als die Probe zeigen, vorzüglich sind. Solche Klassenpläne sind, wie Wingen sehr richtig sagt, „präsentabel, übersichtlich und ein dauerndes Menetekel für die Behörden, sowie ein Stützpunkt für die dabei interessierten Schulärzte, Eltern und Lehrer, um auf Abhilfe zu dringen."

Ich habe die Methode nachgeprüft und sehr nützlich gefunden. Ich kann nur wünschen, daß recht bald in jeder Schule des Deutschen Reichs diese kleinen Blättchen ausgelegt und die Befunde den Behörden eingereicht würden, wahrlich eine empfehlenswerte Aufgabe für Schulärzte. In den neuen Schulen wird man vermutlich meist, aber keineswegs an allen Stellen gute Plätze finden; aber in den alten Schulen dürfte die mangelnde Verdunklung der Papiere ein helles Licht auf die oft recht jammervollen, dort herrschenden Beleuchtungsverhältnisse werfen.

Freilich das Ideal würde sein, daß wir ein photographisches Papier erhalten, das sich konform den gelben optischen Strahlen des Tageslichts veränderte, so daß man aus der Verfärbung des Papiers die Meterkerzenhelligkeit des Tageslichts direkt ableiten könnte.

Auch dazu ist in neuster Zeit der Weg schon gut vorbereitet und zwar durch einen Berliner Chemiker Herrn Dr. Andresen. Ihm ist es gelungen, ein Rhodaminpapier herzustellen, das nicht nur für die blauen, sondern auch für die gelben Strahlen sensibel ist. Noch sind die Untersuchungen nicht beendet, und noch ist das Papier nicht im Handel; aber Dr. Andresen ist ein deutscher Gelehrter, der nicht ruht, bis er seine Aufgaben erfüllt hat. So stieg er, um auf großen Höhen photometrische Messungen zu machen, auf den Montblanc, kam bei entsetzlichem Wetter auf dem Observatorium Vallot an, blieb dort sechs Tage eingeschlossen und mußte, ohne nur eine einzige Beobachtung gemacht zu haben, in größtem Schneesturm mit Lebensgefahr nach Chamounix herabsteigen. Das hielt ihn jedoch nicht ab, den Montblanc nochmals bei klarem Wetter zu erklimmen, wo er dann seine hochinteressanten Lichtmessungen anstellen konnte. Wir dürfen also hoffen, daß er auch das Problem der Vergleichbarkeit der photographischen mit den photometrischen Messungen lösen wird.

Zunächst aber empfehlen wir Wingens Methode auf das wärmste nicht nur für Schulen, sondern auch für alle Schreibpulte im Hause, in den Kontors, in den Bureaux, die oft kläglich beleuchtet sind, sowie für alle Arbeitsplätze in Werkstätten. Was ist einfacher, als daß man auf das Pult ein kleines Stückchen käuflichen Aristopapiers legt und es nach einer halben Stunde mit einem solchen vergleicht, das an einem Platz von 50 Meterkerzen gelegen hat? Ist es dunkler als die Probe, so ist das Pult gut beleuchtet, ist es blasser, so taugt der Platz nichts.

Allerdings würde es dem Einzelnen schwer sein, sich das Probepapier erst mittels Webers Photometer selbst herzustellen; doch werden diese Probepapiere sicherlich bald im Buchhandel erscheinen.

Wenn jeder Vater, Lehrer, Bureauvorsteher, Handwerksmeister auf so einfache Weise wird entscheiden können, ob die Arbeitsplätze weniger als 50 Meterkerzen zeigen, so wird er sich gewiß bemühen, eventuell hellere Plätze zur Arbeit zu schaffen. Dadurch wird er verhindern, daß die Arbeitenden sich der Schrift und der

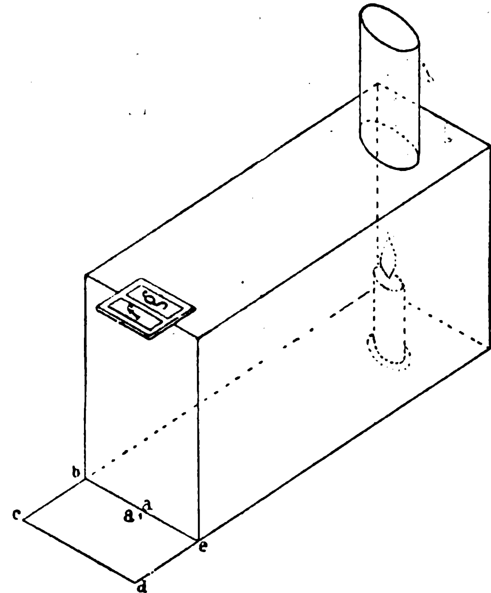


Abb. 4. Wingenscher Lichtprüfer.

Arbeit unnötig nähern, und dadurch wird er der Entstehung und Vermehrung der unter den Gebildeten leider immer mehr um sich greifenden Kurzsichtigkeit vorbeugen.

Nachschrift. Der vorstehende Artikel war der Redaktion bereits eingesandt worden, bevor Baurat Wingen einen noch bequemeren Apparat konstruiert hatte. Es ist dies eine Verkleinerung des Weberschen Photometers (Abb. 4). Im Innern eines geschlossenen Kastens ist eine von außen regulierbare Benzinflamme angebracht, die auf der Bodenfläche des Kastens bei a die durch eine Oeffnung in der Decke zu beobachtende Helligkeit von 10 oder 50 Meterkerzen hervorruft. Der Kasten hat einen Ansatz b c d e, dessen Oberfläche das äußere Licht aufzufangen bestimmt ist. Dieser Ansatz wird auf den zu untersuchenden Platz gebracht. Ueber und neben der Kastendecke befinden sich die roten Gläser f und g. Durch das Glas f nimmt das Auge die Helligkeit a der Ansatzfläche und durch g die auf der inneren Kastenbodenfläche und a hervorgerufene Helligkeit von 10 oder 50 Meterkerzen wahr. Da die Gläser rot sind, läßt sich das bläuliche Tageslicht mit dem gelben Benzinlicht ganz leicht vergleichen. Ist a heller als d, so ist der betreffende Arbeitsplatz, auf dem der Kasten aufgestellt wurde, schlecht beleuchtet.

Dieser Weber-Wingensche kleine und billige Apparat dürfte eine große Zukunft haben; er ist freilich kein Lichtmesser, sondern nur ein Lichtprüfer, aber für Schulen und Arbeitsplätze außerordentlich brauchbar. Möge er ähnlich wie ein Zimmerthermometer bald nirgends mehr fehlen!

Die Brüder.

Skizze von Bernard Canter.

Sein Ehrgeiz galt nicht nur der eigenen Person, sondern erstreckte sich auch auf seine Geschwister. Sehr jung schon vaterlos, frühreif als der älteste Sohn einer vielköpfigen, unbegüterten Familie, mit einem raschen Auffassungsvermögen begabt, energisch, unbeschreiblich stark im Beharren und Durchsetzen, war er der Vater und ein guter Vater seiner Geschwister geworden. Diesen, stets daran gewöhnt, daß er für sie sorgte, wurde es niemals klar, daß ein Bruder eigentlich in einem andern Verhältnis zu ihnen stände als ein Vater, und sie hatten in ihrem Kinderegoismus alles, was er that, als etwas Selbstverständliches angesehn. Ihm war das recht, es verschaffte ihm einen gewissen Genuß, und er sah darin eine Huldigung vor der Art und Weise, wie er seine große Aufgabe vollbrachte. Aber als die Schwester, die im Alter auf ihn folgte, sich verheiratete und selbst Mutter ward, da war doch die Erkenntnis über sie gekommen, und nicht er, sondern sie hatte die andern Kinder darauf hingewiesen, was Bart ihnen gewesen war.

Emilie, die zweite Schwester, war Lehrerin geworden; Dirk, der dann folgte, studierte noch in Amsterdam ein Jahr und sollte bald sein Lehrerexamen machen.

Bart hielt sich, wenn er nicht auf Reisen war, den ganzen Tag in dem Manufakturwarengeschäft auf. Mina, die jüngste Schwester, bediente im Laden, und Best, der jüngste Bruder, führte die Bücher. Das Geschäft ging nicht außergewöhnlich gut, aber es warf doch gerade genug ab, und Bart reiste im Frühjahr und im Herbst für eine deutsche Korsettfabrik, deren Stadtagent er war. Wenn er sich auf Reisen befand, vergütete die Firma ihm die Spesen, und was er daran sparte, wurde in eine Extrakasse für Dirks Studiengelder gethan. Das hatte er Dirk niemals gesagt — er schämte sich zu zeigen, wie gut er war — denn das Haus bezahlte nicht gar zu üppig. Aber Bart lebte so sparsam auf Reisen, aß zum Frühstück nur zwei trockene Brötchen und hielt sich in seinem Koffer Butter und Käse. Mittags mußte er dann, aus Standesrücksichten und um Verbindungen anzuknüpfen, mit an der Table d'hote essen. Es war ihm, als bestehle er seine Familie, wenn er Geflügelsuppe, Roastbeaf oder Entenbraten verzehrte. Bier trank er nicht, obgleich er es gern gethan hätte. Immer wieder mußte er den andern Handlungsreisenden dieselbe Lüge über seinen schlechten Magen erzählen. Des Abends ließ es sich manchmal nicht vermeiden, daß er ein Spielchen mitmachte; dann spielte er wirklich, um zu gewinnen. Die schwierigsten Augenblicke waren die des Trinkgeldgebens. Er versuchte auf alle mögliche Weise, einen Hausknecht oder einen Kellner zu vergessen, nicht weil er von Haus aus geizig war, sondern nur weil Dirks Studienkasse so furchtbar viel erforderte. Billard spielte er nicht, er war immer zu sparsam gewesen, um die ersten Ausgaben zu decken, die das Erlernen des Spiels unumgänglich nötig macht. Jeden Abend berechnete er, was er ausgegeben und wieviel er von seinen Spesen übrigbehalten hatte. Es gab Tage, an denen er durch die Verhältnisse gezwungen war, die Tagesspesen, die das Haus ihm vergütete, zu überschreiten. Dann berechnete er des Abends im Bett, wie er das wohl wieder einholen könnte, setzte im Gedanken Briefe an die Firma auf, in denen er um höhere Spesen ersuchte, Briefe, die er am nächsten Tag wieder verwarf, da die Durchschnittsspesen für einen Reisenden, der nicht außergewöhnlich gute Geschäfte machte, vollauf genügen mußten. Er war ein guter Verkäufer im Laden, aber als Engrosverkäufer doch nur mittelmäßig.

Wenn er von der Reise zurückkehrte, berechnete er, wieviel er für die Studienkasse übrigbehalten hatte, und es war ihm so zur Gewohnheit geworden, für andere zu sorgen, daß er nicht einmal an das Große und Schöne dachte, was jene Reihe von kleinen und heimlichen Opfern und Entbehrungen barg. Er schämte sich davor und schnitt gegen Mutter und die Kinder über die Genüsse des Hotellebens auf.

Aber der Tag des großen Opfers kam, der Tag, im Vergleich zu dem alle andern nur wie ein vorbereitendes „Training" anzusehen waren.

Als Dirk sein letztes Examen bestanden und in einer Provinzialstadt eine Anstellung als Lehrer an der höheren Bürgerschule bekommen hatte, kam er zu Bart und sagte ihm, daß er sich verloben wollte — mit Elsbeth Brouwer.

Bart erschrak. Also Dirk auch . . . Bart hatte Elsbeth lieb, hatte es aber niemals zu einem Menschen gesagt, nicht einmal zu ihr. „Erst müssen die Kinder versorgt sein, ehe ich ans Heiraten denke. Ich habe es nun so lange durchgeführt, und es ist mir so schön geglückt — eine vorzeitige Heirat meinerseits mit all den Kosten, die damit verbunden sind, würde das alles über den Haufen werfen. Also warten!" hatte er mehr als einmal zu sich selbst gesagt.

Und nun hatte er zu lange gewartet.

Dirk, jünger, egoistischer, vielleicht auch, was die Menschen natürlicher nennen, hatte, sobald er das Examen bestanden, um Elsbeths Hand angehalten und sie bekommen.

Zum erstenmal kam Bart der Gedanke, er hätte vielleicht zuviel von sich selbst gefordert. An dem Abend lag er lange wach und grübelte und grübelte und machte eine Bilanz von dem, was er erreicht hatte . . . Die Zukunft aller Kinder war sichergestellt, das Geschäft war im Aufblühen, die Mutter würde von ihrem 65. Geburtstage an eine Leibrente beziehen. Eine Schwester gut verheiratet. Eine zweite auf dem Weg Oberlehrerin zu werden. Best würde in diesem Jahr sein Abiturium machen und dann zur Handelsschule übergehen; und Mina würde sich wohl auch noch verheiraten.

Er hatte an alle gedacht — aber sich selbst vergessen. Mein Gott, mein Gott, war das Leben denn wirklich so ungerecht und so grausam!?

Einen Augenblick schien es ihm, als wäre sein Kopf ganz leer geworden, als lebte er ohne zu denken, ohne zu fühlen. Regungslos lag er auf seinem Bett, ganz gerade ausgestreckt, wie eine Leiche im Sarg. Da drehte er sich plötzlich mit einem Ruck um, und es war ihm, als stürzte er von einer Höhe in den Abgrund.

Aber dann wurde er ruhig. Er fühlte jetzt etwas Wehmütiges in sich, etwas, das schmerzlich war und süß zugleich, eine seltsame Empfindung — wie das Glück über einen schönen Schmerz — über die er sich keine Rechenschaft ablegte.

„Aushalten, mein Junge, aushalten, vielleicht ist's zu deinem Glück, ohne daß du es jetzt einzusehen vermagst," so ermutigte er sich selbst und fiel dann in Schlaf.

Die Brautzeit war gekommen — Bart befand sich viel auf Reisen. Dann die Hochzeit. Bart hatte in seinem Toast die Hoffnung ausgesprochen, das junge Paar möge sehr, sehr glücklich werden; er hatte gesagt, daß sie jetzt, da sie zusammen das Schifflein der Ehe bestiegen, Gutes und Böses miteinander zu teilen hätten; daß er, obwohl sein Vorredner, Elsbeths hochverehrter Vater, ihm das Gras vor den Füßen weggemäht habe, doch noch einmal sagen wolle, daß ihr Glück . . . . da hatte Bart angefangen zu zittern und zu weinen, und er hörte nur noch den Lärm der Bravos und sah verwirrt die Menschen an, die auf ihn zukamen mit einem Glase Wein, um mit ihm anzustoßen, und er sah wie eine Vision Elsbeth in ihrem weißen Brautkleid, und sie umarmte und küßte ihn und dankte ihm für alles, was er für Dirk gethan . . . . .

Elsbeth küßte ihn, sie küßte ihn nochmals; er empfand etwas Unbestimmtes, Seltsames bei diesem Kuß . . . ein Gedanke blitzte in ihm auf . . . war gleich darauf wieder verschwunden . . . er blieb still sitzen, konnte nicht essen . . war blaß und gerührt. Er dankte Gott, als das junge Paar sich endlich still und unbemerkt entfernte.

Dirk zog in eine Provinzstadt. Nach drei Monaten hörte Bart zum erstenmal, daß sie nicht glücklich, und nach sechs Monaten, daß sie sogar sehr unglücklich wären. Er schrieb ihnen Briefe und ermahnte sie, aber es half nichts, die Charaktere paßten nicht zu einander. Elsbeth war ziemlich ungebildet, war ein spießbürgerliches, gutes Hausmütterchen, und Dirk war weltlich veranlagt, wollte eine Frau haben, mit der er auch in geistiger Beziehung zusammenleben könnte.

Als Bart seine Herbstreise machte, suchte er Dirk auf, wollte noch einmal versuchen, die Zwei einander näherzubringen.

Dirk war in der Schule und Elsbeth allein zu Hause. Er fühlte sich fremd in den Zimmern mit der einfarbigen Tapete und den modernen Radierungen an der Wand. Er begann mit Elsbeth zu sprechen, hörte ihre Klagen über Dirk an; daß Dirk immerfort in all den Büchern läse, daß er niemals zuhörte, wenn sie mit ihm spräche, sich für nichts interessierte, was sie beträfe; daß er niemals ein Wort des Dankes für sie hätte, wenn sie gut gekocht; daß er sie, wenn Besuch da wäre, am liebsten gar nicht im Zimmer sähe oder ihr das Wort abschnitte, sobald sie etwas sagen wollte. Gestern hätte sie sich so viel Mühe gemacht — sie hätten eine kleine Gesellschaft gegeben, weil Dirks erstes Lehrbuch erschienen wäre, und drei Herren von der Schule wären abends mit ihren Frauen gekommen und hätten eine Tasse Kaffee getrunken und darauf ein gutes Glas Wein und eine selbstgebackene Konfitürentorte gegessen; beim Konditor koste solche Torte sicherlich drei Mark, und sie hätte nur für vierzig Pfennig Mehl, drei Eier, für zehn Pfennig Aepfel, ein halbes Pfund Zucker und ein halbes Pfund geschmorte Pflaumen dazu gebraucht. Und da hätten sie angefangen, über alle möglichen modernen Dichter zu sprechen. Und weil sie etwas mißverstand, wäre ihr eine komische Bemerkung entschlüpft. Da hätten sie alle gelacht, aber Dirk hätte sie wütend angesehen und im Beisein aller „Dummkopf" zu ihr gesagt, und das hätte sie ertragen müssen. . . .

Bart saß still da und blickte auf Elsbeth und sah Elsbeth an, während sie so sprach. Er blickte auf ihre Schulterlinie, auf das kokette Löckchen, das hinter dem Ohr hervorsprang.

„Wir passen nicht zu einander . . . wir hätten uns niemals heiraten sollen . . . Dirk ist zu gelehrt für mich . . ."

Sie neigte sich ein wenig vor; er sah, wie eine Thräne in ihren Augen perlte.

„Es ist vielleicht gar nicht seine Schuld, Bart . . . ich hätte ihn nicht nehmen sollen . . . denn ich hatte nie auf Dirk gehofft . . . aber es kam alles so plötzlich . . . und dann, sein Examen und seine schöne Zukunft . . . und Vater, der es so sehr wünschte . . ."

Bart sah sie noch immer an mit weitgeöffneten Augen, und wieder war er schwindelig wie damals an jenem Abend nach der Verlobung.

„Nein, Bart . . . auf Dirk hatte ich nie gehofft, nie nie, nie . . . auf Dirk nicht . . ."

Er fragte nicht, auf wen denn sonst . . er begriff plötzlich . . „Elsbeth . . Elsbeth . . sei still . . sei still . . ich gehe fort . . ich gehe gleich von hier fort . . und . . und . . vertrage dich mit Dirk . . vertrage dich . ."

Er war aufgestanden und ging zum Zimmer hinaus . . „Nein . . geh nicht mit . . bleib da . . und vertrage dich . . vertrage dich . . ."

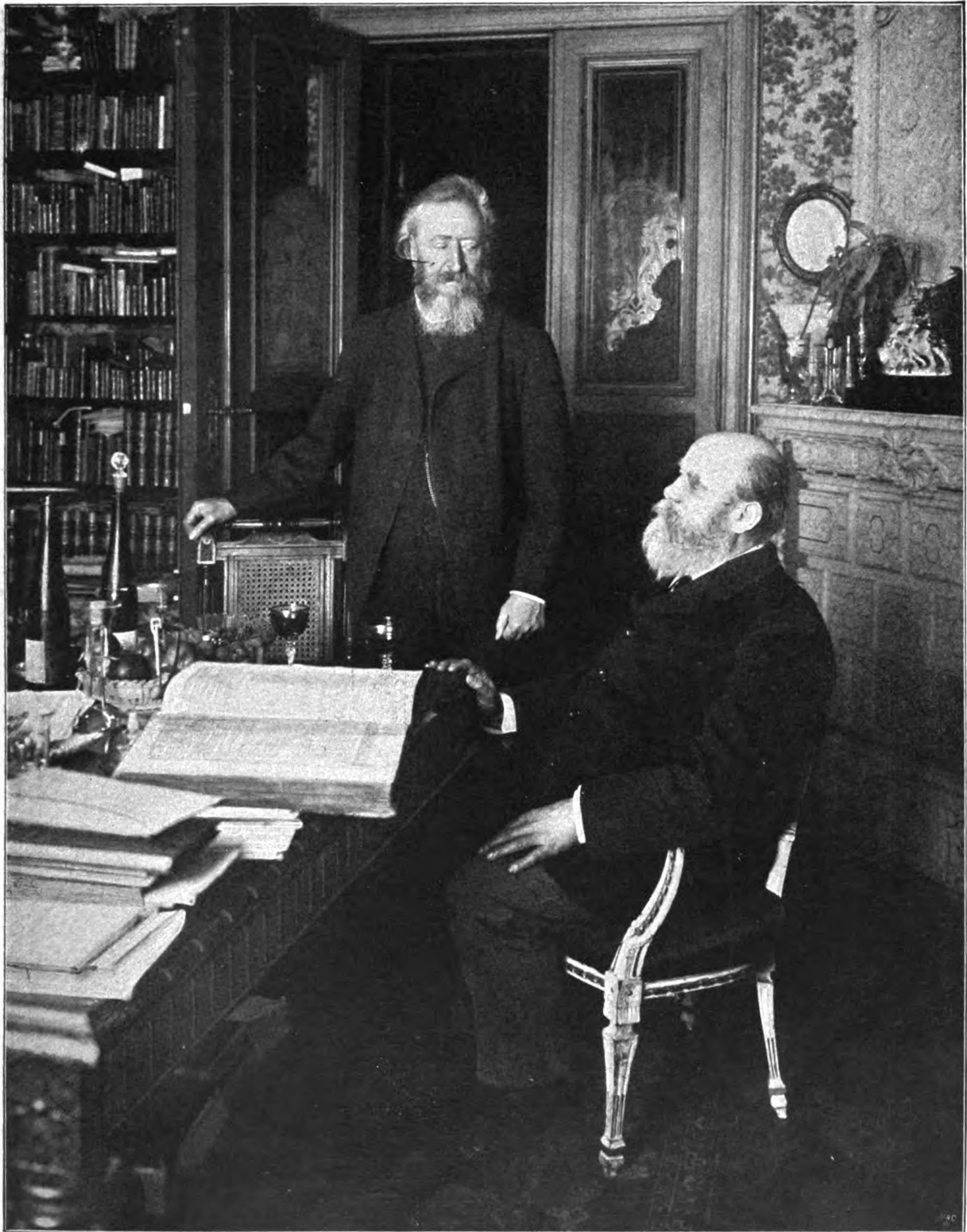
Sie blieb zurück, hörte seine Schritte auf der Treppe, im Flur; das Zuschlagen der Hausthür war wie etwas, das sie von einem andern Leben abschloß, wie eine für immer verlorene glückliche Zukunft.

In dem Fensterspiegel sah sie ihn gehen, dicht unter den Häusern, mit seinem leicht gebogenen Rücken, die linke Schulter ein wenig höher als die rechte — er hatte aus Sparsamkeit seinen Musterkoffer immer selbst getragen.

Und indem ihre Augen ihm in dem Spiegelchen folgten, bewegten sich ihre Lippen nervös auf und nieder . . nach dem Gang seiner Schritte in rhythmischer Wiederkehr ein und dasselbe Wort murmelnd . . . „Liebling, Liebling — Liebling!"

(Aus dem holländischen Manuskript übertragen von Else Otten.)

Bilder aus aller Welt.



Trojan. Seidel.

Die beiden Freunde Johannes Trojan und Heinrich Seidel, Verfasser der Gedichte zum Buschjubiläum.

Photoillustration von Hans Franke & Co., Berlin.

Neue Frühjahrshüte.

Hierzu 5 Aufnahmen von O. Becker und Maaß, Berlin.



1. Runder Hut aus schwarzem Bandstroh.



2. Gelber Strohhut mit mattrosa Gaze.

Die Verheißung großer Neuerungen und Umwälzungen auf dem Gebiet der Kleider- und Hutmoden überträgt sich von einer Saison zur andern — schade, daß es im allgemeinen bei den Worten bleibt und die That so lange auf sich warten läßt. So sehen auch die diesjährigen Frühjahrshüte, einige unbedeutende Aenderungen ausgenommen, den Modellen von 1901 ziemlich ähnlich. Die mehr oder minder gebogenen Tellerformen stehen nicht allen Gesichtern, und der phantastisch-groteske Kopfputz, der für Konzert und Theater berechnet und als Entschädigung für das allgemeine Einerlei des Straßenhutes auch sehr erwünscht war, verschwindet jetzt für Monate vom Schauplatz.

Als modern gilt naturfarbenes, graues und vor allem schwarzes Stroh; buntgefärbtes, hauptsächlich rotes, grünes oder lila erfreut sich so allseitiger Beliebtheit, daß es der eleganten Toilette verloren geht. Die Formen zeigen — immer mit Ausnahme der überwiegend herrschenden „Omelettes" — etwas erhöhte Köpfe und sehr breite Krempen, die weich und wellig die Stirn beschatten, seitlich etwas geschweift sind und dann den Haarknoten überdecken. Blumen bringt die Pariser Mode gewöhnlich erst später, im Juni etwa, die deutsche dagegen möchte sich der sommerlichen Pracht so früh wie möglich freuen. Rosen in allen Arten, Farben und Dimensionen sind die Losung für die nächste Zeit. Vom flatternden Heckenröschen bis zur La France, von der Moosrosenknospe bis zur gigantischen Zentifolie, die allein und ohne jedes Beiwerk den „Hut" vorstellt, blühen alle Arten, und die Damen gleichen wandelnden Prachtkatalogen, an denen Gärtner ihre Freude haben.



3. Frühjahrshut mit Tüll und Straussenfedern.

Unsere Abbildungen bringen Modelle, in denen sich französischer und deutscher Geschmack vereint. Der große runde Hut aus geknotetem schwarzem Bandstroh in Abbildung 1, dessen Krempe links über- und ineinanderschlägt, ist mit vollen Gewinden aus schwarzem Tüll garniert; ein paar kurze schwarze Federn füllen innen die seitlich gehobene Form.

Das Modell in Abbildung 2 besticht durch zarte Farbe. Das gelbliche Stroh ist über und über von mattrosa Gaze verschleiert, der Kopf mit schwarzem Sammetband umschlungen, eine helle Rose am gleichfalls schwarzen Sammetbügel befestigt.

Der etwas gewagte Brigantenhut in Abbildung 3 zeigt einen Rand von einzelnen, oben abgerundeten Strohblättern, die sich jeder nach Belieben ordnen kann, flach, breit, hoch — wie's gefällt und kleidet. Auch hier Tüllwolken und schwarze Straußenfedern, in denen eine Nadel von farbigem Straß aufblitzt.

Abbildung 4 veranschaulicht eine Form aus weißem und graubraunem Geflecht, die man ebensowohl eckig wie rund nennen kann. Ein Kranz von dunklen Sammetkamillen mit hellgelben Kelchen ruht auf dem teils gewölbten und teils offenen Rand, der von ein paar funkelnden Boutons über den Schläfen zusammengedrückt wird.

Eine kleine Probe von Blumenfreude bringt Abbildung 5. Der silberweiße Basthut einfacher Fasson ist mit hundertblättrigen Rosen geradezu überschüttet. Er paßt besonders für jugendliche Gesichter und wird jungen Mädchen allerliebst stehn, allein vollen Gesichtern und einem nicht mehr frischen Teint kann er eine Gefahr bedeuten. Eins soll sich ja aber auch bekanntlich nicht für alle schicken.

Das gilt, wie von der Kleidung im allgemeinen, von den Hüten im besonderen. Man soll nicht irgendeine beliebige Hutform wählen, die gerade „hochmodern" ist, sondern vor allem bei der Wahl darauf sehn, was kleidet. C. D.



4. Heller Strohhut mit Blumengarnierung.



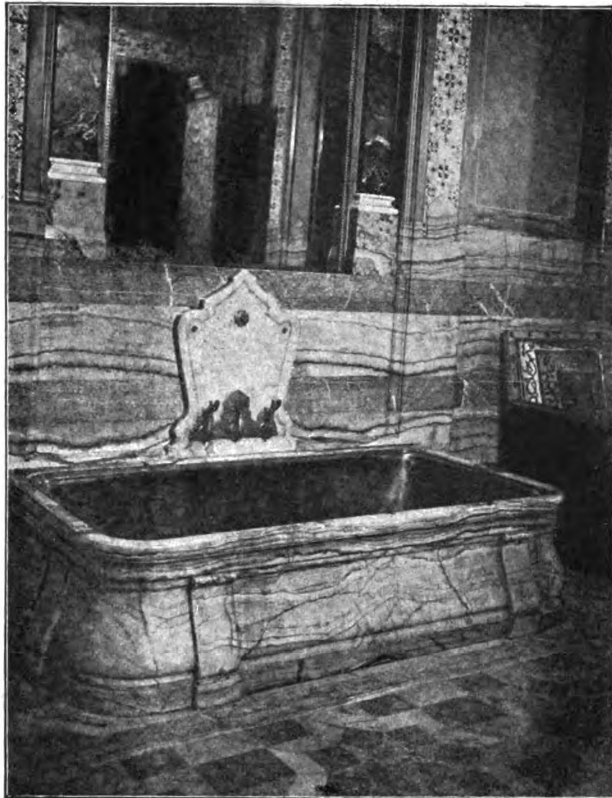
5. Weisser Basthut, mit Blumen garniert.



Aus einer amerikanischen Lehranstalt für Farbige: Die Klasse für Schneiderinnen.



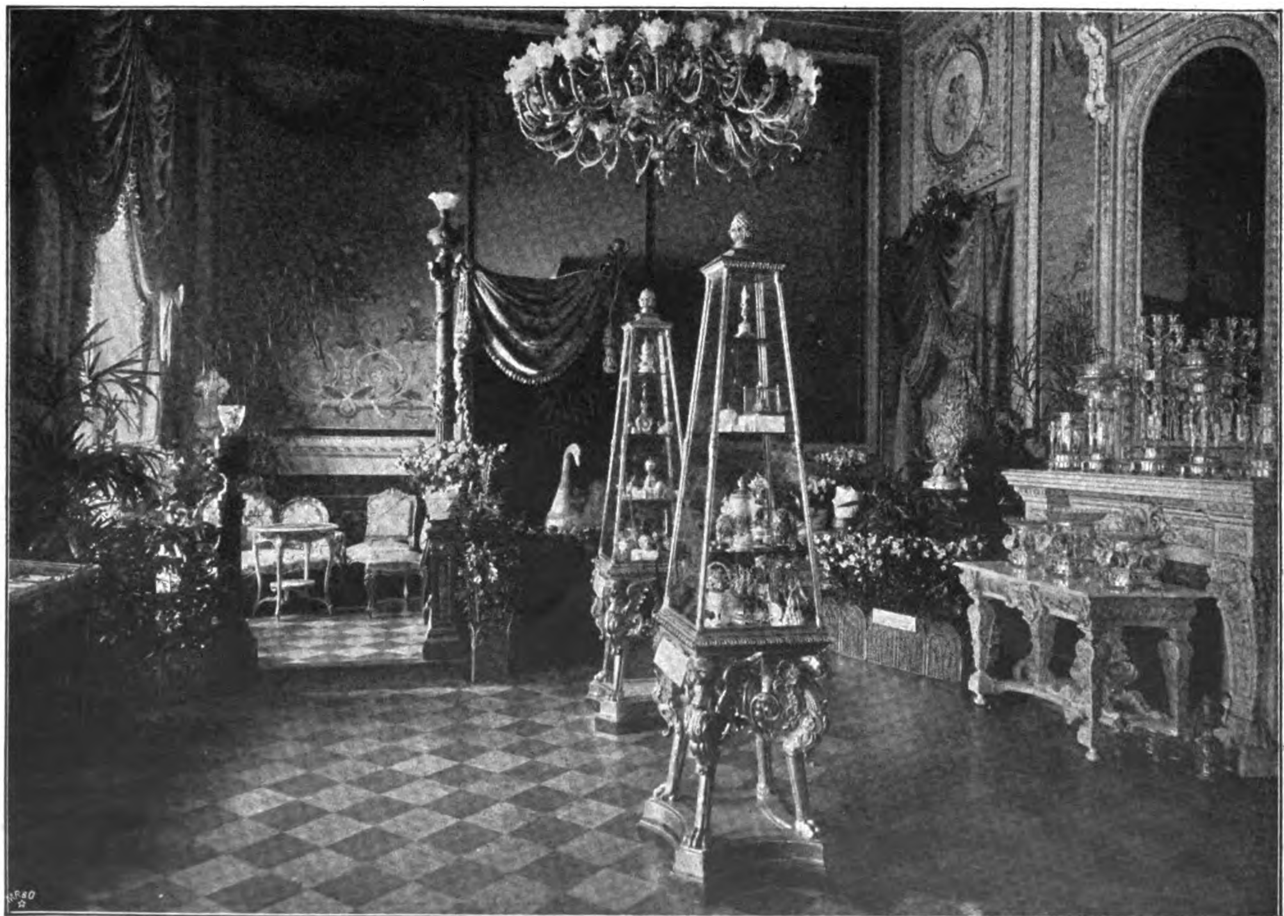
Aus dem Berliner Arbeiterinnenheim: Ein Blick in das Gesellschaftszimmer.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Von der Versteigerung im Palais Païva zu Paris:
Die silberne Badewanne.
Phot. L'Actualité, Paris.



Aus der Ausstellung von Kunstgegenständen in Petersburg:
Silberne Uhr, Krönungsgeschenk der Grossfürsten.
Phot. C. O. Bulla, Petersburg.



Aus der Ausstellung von Kunstgegenständen in Petersburg: Der Hauptsaal mit den Kunstschätzen des Zarenpaares.
Phot. C. O Bulla, Petersburg.

Obere Reihe (von links nach rechts): 1. Oberzahlmstr. Scharfenberger. 2. Leutnant Freih. von Schurbein. 3. Rittmstr. Zöller. 4. Rittmstr. à la suite d. A. Fürst zu Castell. 5. Leutn. Graf Almeida. 6. Leutn. d. R. Graf Stauffenberg. 7. Leutn. d. R. Freih. von Lindenfels. 8. Brigadeadjutant Rittmeister von Poschinger. 9. Leutn. Freih. von Thüngen. 10 Leutn. Freih. von Rotenhahn. 11. Leutn. Graf zu Rechtern-Limpurg. 12. Brigadeadjutant Freih. von Stengel. 13. Leutn. Freih. von Tucher. 14 Leutn. Freih. von Schäzler. 15. Leutn. von Lossord. 16. Leutn. Fürst Wrede II 17. Fähnrich Freih. von Seckendorff 18. Oberleutn. d. R. Freih. von Lerchenfeld. 19. Oberleutn. Freih. von Redwitz. 20. Veterinärarzt Roßmüller. 21 Veterinärarzt Kletz. Mittlere Reihe: 1. Oberarzt Dr. Schlichtegroll. 2. Rittmstr. Freih. v. Gebsattel. 3. Oberleutn. Freih. v. Grunelius. 4. Rittmstr. à la s. Freih. v. Guttenberg. 5. Oberleutn. Freih. von Fuchs-Bimbach. 6 Rittmstr. Freih. von Truchseß. 7. Major d. R. Freih. von Guttenberg. 8. Leutn. d. R Dr. Michel. 9. Leutn. Freih. von Hohenfels. 10. Oberleutn. à la s. d. A. Graf Holnstein. 11. Oberleutn. d. R. Freih. von Pöllnitz. 12. Rittmeister d. R. Grenz. 13. Oberleutn. Freih. von Gebsattel. 14. Oberleutn. Freih. von Pöllnitz. 15. Oberleutn. Freih. von Thüngen. 16. Rittmeister König. Untere Reihe (sitzend): 1. Oberstabsarzt Dr. Wiedemann. 2. Major a. D. Wallner. 3. Major a. D. Freih. von Guttenberg. 4. Major Freih. von Thüngen. 5. Regimentskommand. Oberstleutn. Bouhler. 6. Kronprinz Friedrich Wilhelm. 7. Prinz Rupprecht von Bayern 8. Brigadekommandeur Generalmajor Freih. Kreß von Kreßenstein. 9. Oberleutn. Freih. von Poschinger. 10. Rittmeister Freih. von Crailsheim. 11. Rittmeister Freih. von Wolfskeel. 12. Leutnant Fürst Wrede I. (stehend).

Zum Besuch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei den Kaiserulanen in Bamberg: Der Kronprinz im Kreise der Offiziere.

Phot. H. u E. Uhlenhuth, Koburg und Bamberg.



Frhr. von Hegermann-Lindencrone,
zum neuen dänischen Gesandten
in Berlin ausersehn.



Vom Wohltätigkeitsfest zum Besten von Transvaals Frauen und Kindern:
Gräfin Alexandrine von Beroldingen beim Vortrag schwäbischer Gedichte.
Photographische Aufnahme.



Prof. Dr. Hermann Kluge,
Geheimer Hofrat in Altenburg,
feierte seinen 70. Geburtstag.



Mavrogeni Bey,
ehemaliger türkischer Gesandter
in Washington,
wurde vom Sultan zum Fürsten
von Samos ernannt.



Karl Testa,
bisher 1. Dragoman der deutschen
Botschaft in Konstantinopel,
jetzt Vertreter der deutschen Bondholders
an der „Dette publique“.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

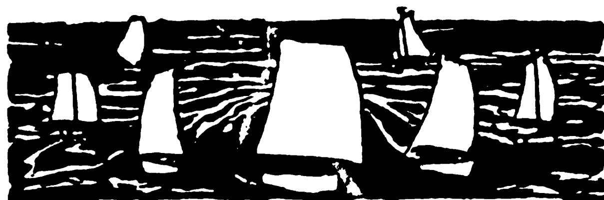
Nummer 16. **Berlin, den 19. April 1902.** **4. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 16.

	Seite
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	681
Im Herrenhaus von Luckmühlen. Roman von Marie Diers	689
Marquisliedchen. Gedicht von Emmy Destinn	693
Der Vogelmord in Italien. Von Hans Freiherr von Berlepsch	695
Großherzog Friedrich von Baden. Zur Feier seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums. Von Dr. Josef Ettlinger	697
Vom Pariser Pflaster. Von Elsbeth Meyer-Förster. (Mit 9 Abbildungen.)	701
Der Madonnensammler. Erzählung von Meta Schoepp. (Fortsetzung)	704
Thalsperren. (Mit 4 Abbildungen)	707
Russische Volkskunst. Von Dr. Georg Lehnert. (Mit 4 Abbildungen)	710
Ernst von Leyden. Zum 20. April 1902. Von Prof. Dr. Martin Mendelsohn	713
Eine Mutter. Lebensbild von Alfred von Hedenstjerna	715
Die junge Generation. Roman von Emma Merk. (Schluß)	717
Und morgen wird es Frühling sein! Gedicht von L. Rafael	719
Ein italienisches Kinderfest. (Mit 2 Abbildungen)	721
Afrikanische Tanzmasken. Von Dr. A. Sokolowsky. (Mit 2 Abbildungen)	722
Bilder aus aller Welt	723

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Alte Promenade 8; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestr. 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstr. 19; **München**, Kaufingerstr. 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstr. 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstr. 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, L..nnweg 48.



Die sieben Tage der Woche.

10. April.

Reichskanzler Graf Bülow wird vom Kaiser Franz Josef empfangen.

Chamberlain erklärte im Unterhaus, daß die Proklamation Kitcheners über die Verbannung der Burenführer in Kraft bleiben soll.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung berät in geheimer Sitzung über ein Schreiben des sich zur Zeit in einer Nervenheilanstalt befindenden Stadtrats Kauffmann, in dem dieser erklärt, daß er auf die Bürgermeisterkandidatur verzichtet. Die Stadtverordneten fassen über das Schriftstück, das zwar von Kauffmann unterzeichnet ist, aber nicht von seiner Hand herrührt, keinen Beschluß.

In verschiedenen Industriestädten Belgiens finden Straßenkämpfe statt; die heftigsten Unruhen kommen in Brüssel vor.

11. April.

Reichskanzler Graf Bülow trifft wieder in Berlin ein.

Ein vom Bundesrat genehmigter Gesetzentwurf betreffend die Regelung der Kinderarbeiten in gewerblichen Betrieben wird veröffentlicht.

In Brüssel werden bei einem Straßenkampf vor dem sozialistischen Volkshaus fünfzig Personen durch Schüsse verwundet. In der Kammer kommt es zu argen Lärmscenen, die Saaldiener verhüten nur mit Mühe Thätlichkeiten.

12. April.

Die russische Regierung veröffentlicht den Wortlaut des Mandschureivertrages.

In Lausanne wird der Redakteur des anarchistischen Blattes „Il Risvaglio“ verhaftet, dessen Artikel den Konflikt zwischen der Schweiz und Italien hervorgerufen haben.

13. April.

Die Delegierten der Arbeitersyndikate in Brüssel beschließen einstimmig, den allgemeinen Ausstand zu proklamieren. Im übrigen verläuft der Tag ruhig.

Der schweizerische Gesandte in Rom, Dr. Carlin, verläßt auf Anordnung des Bundesrats seinen Posten.

14. April.

Die Burenführer Schalk Burger, Louis Botha, Lucas Meyer, Delarey, Steijn und Dewet treffen in Pretoria ein. Lord Milner begiebt sich gleichfalls dorthin.

Die kürzlich gewählte Berliner Handelskammer wird durch den Handelsminister Möller eröffnet.

Wegen der Proklamation des Generalausstandes sind die Truppen in Brüssel konsigniert. Die öffentlichen Gebäude sowie das sozialistische Volkshaus werden durch starke Abteilungen der Bürgergarde bewacht.

Aus Pretoria wird berichtet, daß die dort weilenden Burenführer die Friedensverhandlungen mit Milner und Kitchener aufgenommen haben.

Das englische Unterhaus beschließt die Einführung des in der Budgetvorlage vorgeschlagenen Korn- und Mehlzolles.

15. April.

Aus Paris wird gemeldet, daß die Königinmutter Natalie von Serbien von der griechisch-orthodoxen zur römisch-katholischen Kirche übergetreten ist.

Der russische Minister des Innern Ssipjagin wird in der Vorhalle des Reichsratsgebäudes zu Petersburg ermordet. Der Mörder, der sich Balschaneff nennt, giebt an, er sei im vorigen Jahr als Student in Kiew gemaßregelt worden und habe sich dafür rächen wollen.

16. April.

Aus London wird gemeldet, daß in den Friedensverhandlungen zu Pretoria eine Stockung eingetreten sei. Die Ablehnung des von den Burenführern gewünschten Waffenstillstandes, namentlich aber die Fragen der Amnestie und der Kitchenerschen Verbannungsproklamation drohen die Verhandlungen zum Stillstand zu bringen.



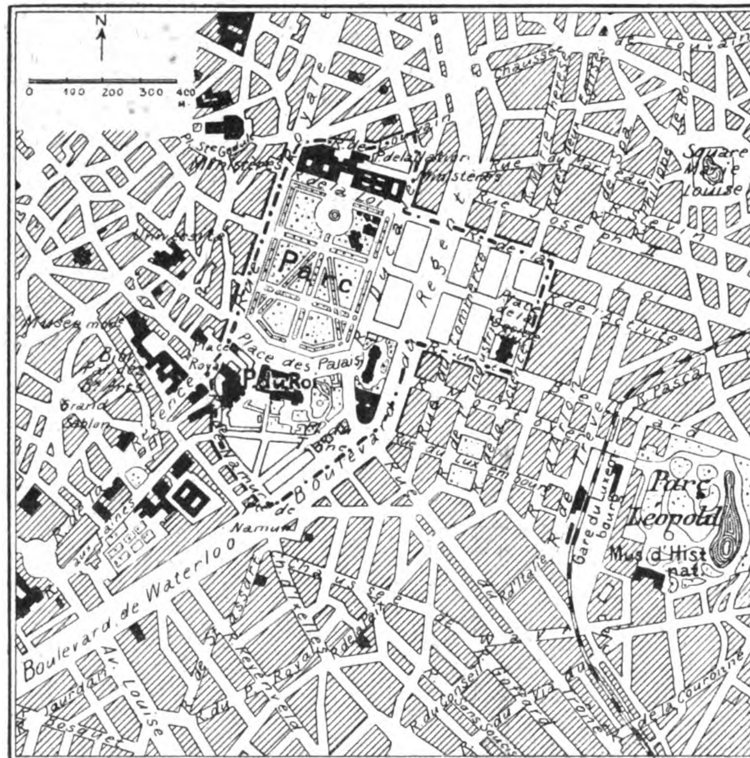
Umschau.

Nach den Osterferien ist die Vertretung des deutschen Volkes wieder nach dem hohen Haus am Königsplatz zurückgekehrt. Die Verhandlungen haben von neuem begonnen, und zwar hat man die durch die Ferien unterbrochenen Beratungen der Seemannsordnung wieder aufgenommen. Da namentlich von sozialdemokratischer Seite bereits zahlreiche Abänderungsanträge vorliegen, die sich zum Teil auf wichtige, grundsätzliche Fragen, wie das Koalitionsrecht der Schiffsmannschaft während der Fahrt, beziehen, so ist anzunehmen, daß diese Vorlage in der kurzen Zeit bis zu den Pfingstferien schwerlich erledigt werden wird. In dieser Zeit harren aber noch verschiedene Gesetze ihrer Erledigung, so die Vorlagen über die Schaumwein- und Süßstoffsteuer, die noch in der Kommission zu erledigende Branntweinsteuernovelle, die neue Servistarifvorlage, ein Nachtragsetat über die Veteranenbeihilfen,

der Entwurf wegen Beseitigung des fliegenden Gerichtsstandes der Presse, die Vorlage über die ostafrikanische Zentralbahn, der Entwurf zur Regelung der gewerblichen Kinderarbeit, die Gebührentarife für den Kaiser-Wilhelmskanal, die Entschädigung der Mitglieder der Zolltarifkommission und verschiedene andere kleine Vorlagen. Auch die wichtigsten dieser Vorlagen können in der zur Verfügung stehenden Zeit nicht annähernd erledigt werden, und so ist denn mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen, daß dem Reichstag eine recht lange Sommersession beschieden sein wird. Bei der notorischen Beschlußunfähigkeit des Hauses dürfte dieser Umstand schwerlich von förderndem Einfluß auf die Erledigung der Vorlagen sein.

Die russischen Nihilisten haben die Welt wieder einmal durch eine ihrer Schreckensthaten in Erregung versetzt. Der russische Minister des Innern Ssipjagin wurde in Petersburg in der Vorhalle des Reichsratsgebäudes von dem Studenten Balschaneff erschossen. Der Mörder behauptete bei seiner Verhaftung, als Student der Universität Kiew bei den vorjährigen Unruhen gemaßregelt und dadurch zu einem Racheakt gegen den Minister bestimmt worden zu sein. Die Kühnheit und das planmäßige, wohlüberlegte Vorgehen bei diesem Mordattentat lassen aber wohl darauf schließen, daß es sich hier kaum um die Chat eines Einzelnen handelt, sondern daß ein Komplott vorliegt, und daß der Mörder beauftragt war, die Chat zu verüben. Der Student hatte bekanntlich die Uniform eines Adjutanten angelegt, in welcher Verkleidung er sich dem Minister so weit näherte, daß er ihn fast mit der Waffe berührte. Es kann nach der ganzen Anlage des Attentats kaum zweifelhaft erscheinen, daß der Mörder Mitschuldige hatte, und es wird Aufgabe der russischen Regierung sein, diese Mitschuldigen möglichst schnell zu ermitteln und zur Rechenschaft zu ziehen. Allerdings hat das Vorgehen der russischen Regierungskreise gerade in den letzten Jahren unter der studierenden Jugend ein bedeutendes Maß von Erbitterung erzeugt, die Unterdrückungen waren teilweise sehr rigoroser Natur, und bei dem leicht erregbaren Charakter der russischen Studenten konnten expulsive Gegenmaßregeln nicht ausbleiben. Exaltados und Desperados haben sich in Rußland, wie die Geschichte der vielen russischen Attentate zeigt, stets gefunden, der Drang nach freieren Institutionen ist in den gebildeten Kreisen Rußlands so stark, daß die russische Regierung vielleicht nicht unklug handeln würde, diesem Drängen des wichtigsten Bestandteils der russischen Bevölkerung so weit, wie es irgend möglich ist, nachzugeben. Mit polizeilichen Maßnahmen allein dürfte die Bewegung schwerlich noch in Schranken zu halten sein.

In Belgien, namentlich in Brüssel selbst, haben sich aus Anlaß des Kampfes um das allgemeine Wahlrecht Scenen abgespielt, die an die wilden Zeiten der französischen Revolution erinnern. Die aufständischen Arbeiter haben der Polizei und der Gendarmerie förmliche Straßenschlachten geliefert, von beiden Seiten ist mit Feuerwaffen gekämpft worden, Barrikaden wurden errichtet, Tote und Verwundete bedeckten das Straßenpflaster. Die ganze Stadt war bei einer derartigen großen Erhebung in Mitleidenschaft gezogen außer der sogenannten „neutralen Zone", die wir auf unserer Karte besonders kenntlich gemacht haben. Es ist dies der prachtvolle Stadtteil aus dem 18. Jahrhundert, in dem das Königliche Schloß, die Ministerien und das Parlamentsgebäude sich befinden. Hier war durch starke Abteilungen der Bürgerwehr dafür gesorgt worden, daß niemand, der nicht geschäftliche oder dienstliche Besorgungen hatte, Zutritt fand. Es gewinnt aber den Anschein, als ob man in Belgien erst am Anfang einer Revolution stände. Der proklamierte Generalstreik bedeutet den wirtschaftlichen und politischen Kampf bis aufs Messer, und es ist einerseits zu bezweifeln, ob die Massen die erforderliche Ruhe und Disziplin bewahren werden, um blutige Zusammenstöße mit dem Militär zu vermeiden, und andrerseits, ob die belgische Industrie überhaupt in der Lage ist, eine so schwere Schädigung, wie sie der Generalstreik mit sich bringt, zu ertragen. Jedenfalls sollten die bürgerlichen Parteien in jeder Weise darum besorgt sein, die äußersten Schrecknisse von dem geängsteten Land fernzuhalten. Die letzte Hoffnung beruht allerdings auf dem König, der durch einen Kabinettswechsel darthun könnte, ob er den Bestrebungen der Arbeiterbevölkerung nach dem allgemeinen Wahlrecht wohlwollend gegenübersteht oder nicht.



Plan der „neutralen Zone" in Brüssel.
Das umränderte Gebiet enthält den um den Stadtpark gruppierten Stadtteil mit dem Königlichen Schloß, dem Parlamentshaus und den Ministerien.

Der italienisch-schweizerische Zwischenfall hat insofern seine vorläufige Erledigung gefunden, als die italienische Regierung ein Grünbuch veröffentlichte, das in neuen Dokumenten die Entstehungsgeschichte des Konflikts aktenmäßig darstellt. Der italienische Gesandte in der Schweiz, Silvestrelli, hatte zunächst mündlich die Aufmerksamkeit des Vizepräsidenten Zemp auf den Zeitungsartikel, der Anlaß zu dem Zwischenfall gab, und die darin enthaltene Beschimpfung des Andenkens König Humberts gelenkt. Es war hieraus schließlich der Schriftwechsel entstanden, der die Beziehungen der Schweiz zu Italien trüben zu wollen schien. Die Schweiz hatte die Abberufung Silvestrellis verlangt, diesem Verlangen war aber von seiten der italienischen Regierung nicht stattgegeben worden. Der italienische Minister des Aeußeren, Prinetti, sah sich im Gegenteil in die Notwendigkeit versetzt, auch seinerseits die offiziellen Beziehungen zu dem schweizerischen Gesandten in Rom, Carlin, abzubrechen. Die italienische Regierung steht nun heut auf dem Standpunkt, daß es am besten wäre, wenn die Mißverhältnisse, die aufgetreten sind, durch freimütige Erklärungen zwischen Silvestrelli und dem schweizerischen Bundesrat baldigst behoben würden.



Sollte es so weitergehn, wie eben jetzt, so würde die theatralische Frühjahrssaison bewegter, als der eigentliche Winter war. Doch darf man sich von all der bunten Geschäftigkeit nicht täuschen lassen. Sie bringt noch vielerlei, aber nicht viel; und den reisenden Gesellschaften, die in fast ununterbrochenem Zug aus Paris nach Berlin strömen, ist es wohl mehr um einen Berliner Stempel für ihre weiteren Gastfahrten zu thun. Manche dieser Wandergäste haben einst im Revanchefieber gegrollt. Wie ganz anders hat sich der Ruf à Berlin erfüllt! Uns kann es recht sein. Die Hochflut von Paris her hat mannigfache Ursachen. Chauvinistische Verstiegenheit und Mißtrauen sind geebbt; die ersten glücklichen Versuche französischer Bühnenkünstler, wie die der Réjane, haben auch geringere Kräfte angespornt; dazu kommt die geistige Not manches Berliner Theaters, die augenblicklich unverkennbar ist, und wenn der Direktor ratlos geworden ist, so ruft er nach dem Wandervirtuosen als seinem Beistand. So kommt es, daß selbst ein Theater wie das Berliner Lessingtheater genau den Eindruck macht wie eine Provinzbühne, die mit Hilfe des Starsystems, des bevorzugten Schauspielers, sich erhält.

❦

Allerdings brachte das Lessingtheater eine Novität aus dem Französischen. Aber es handelt sich dabei mehr um eine flüchtige Episode. Der Moralist Brieux, Verfasser der „Roten Robe", hat einen theatralischen Mahnruf „Fremde Mütter" geschrieben. Die breit vorgetragene Lehrabsicht darin drängt das Dramatisch-Lebensvolle zurück; und wiewohl sie ganz gewiß nicht bloß Uebelstände in Paris trifft, so hat sie doch für Berlin nicht die gleiche Bedeutung. Unter „Fremden Müttern" wird das Ammenwesen gemeint, mit seinen schädlichen Auswüchsen nach zwei Seiten hin. Das sogenannte Luxusweib, welchen Ursprungs es immer sei, wird der Mutterschaft in Freud und Leid entfremdet, und die Kinder der Landamme selbst gehen vielfach unbehütet zu Grunde: ein Moment, das für Frankreich wichtiger ist, als für das kinderreichere Deutschland.

❦

Im Lessingtheater ist auch Eleonore Duse wieder eingekehrt. Seit sie im November 1892 zum erstenmal in Deutschland war, verging kein Jahr ohne deutsche Gastfahrt der Italienerin. Ihre sensible, schmerzhaft erregte und erregbare Art ist uns vertraut geworden. Wir hatten im Anfang vielleicht den Reichtum ihrer Persönlichkeit überschätzt, aber eine schauspielerische Persönlichkeit von besonderstem Gepräge bleibt sie. Diesmal kam sie nach Wien, wie nach Berlin, lediglich wegen zweier Werke ihres früheren intimen Freundes d'Annunzio, der Tragödien „Francesca von Rimini" und der „Totenstadt". Das wird ihr mehr Ehre als Gewinn bringen. Sie hält mit Zähigkeit an d'Annunzios Künstlerschaft fest, wiewohl der Dichter sie in einem Roman mit seiner großmännischen Weise verletzt haben mußte. Großmännische Manier, überhitzte Pathetik, vermengt mit der Neigung zum Ausmalen blutig-grausiger Zustände, spricht auch aus den Tragödien von der Francesca und der Totenstadt. Viel Sinn für phantastische Stimmung, dekorativen Zierat und blendenden Glanz der Sprache, dabei ein aufgebläht großtragisches Empfinden, das doch nicht im Innern erschüttert. Als unselig liebende Francesca sah Frau Duse prachtvoll aus, eine Adelserscheinung in Seele und Hülle, mit dem Grundzug von Melancholie. Was sie an stilisiertem Adel gewann, verlor sie vielleicht am Schein der Jugendlichkeit.

❦

Von den schweren Stimmungen führt das Gastspiel der Pariser am Neuen Theater zur gepfefferten Ausgelassenheit. Eine Notwendigkeit war dies Gastspiel gerade nicht, denn die Schauspieler bilden keine Auslese und bringen ihr Genie nicht in seiner Vollendung vor. Es ist Durchschnitt, der sich zusammenfand, um uns Stücke, wie „Die Dame von Maxim", also den kecken Pariser Schwank, vorzuführen. Die Gäste, unter ihnen Frl. Cheirel, sind gewandt, mitunter von drastisch draufgehender Komik, mitunter wieder diskreter, als wir es gewöhnt sind. Aber etwas ganz Apartes wissen sie nicht zu sagen; sie nähern sich eben unserm bravdisziplinierten Durchschnitt. Auch der Volkssänger Paulus, der als „besondere Nummer" ziehen sollte, eroberte nicht durch originellen Vortrag. Man erwartete einen stärkeren, persönlicheren Eindruck. Der blieb bei aller Volkssängerroutine, Zungenfertigkeit und trotz verschmitztem Mienenspiel aus. Entweder ist der „König der Chansons", wie ihn die Reklame nannte, nicht mehr der Alte, oder sein Genre läßt sich aus Paris nicht fort verpflanzen.

❦

Die Fülle der Theaterereignisse wurde noch durch eine Kuriosität bereichert. Im Berliner Theater führte man eine Bearbeitung des „Hamlet" auf, wie sie von deutschen Wandertruppen im 17. Jahrhundert in Deutschland gespielt wurde. Natürlich war mit dem Text Hamlets grausam verfahren worden. Nur das rein Stoffliche blieb übrig, und das war nach dem Zeitgeschmack verschnörkelt. Wie man diesen Hamlet damals empfand, wie er dargestellt worden sein mochte, das läßt sich nicht mehr lebendig machen. Längstvergangene Tage und Erscheinungen kann man nicht neu „veranschaulichen". Es wäre also verwegen anspruchsvoll, von einem kulturgeschichtlichen Versuch sprechen zu wollen. Schauspieler und Publikum indessen tasteten nicht erst lange im ungewissen herum, sondern beide nahmen die Geschichte als parodistischen Ulk auf. Loti.

❦

Auch die vierte Novität des Berliner Königlichen Opernhauses, die einaktige Oper „Der Wald" von E. M. Smyth, erwies sich als Niete, ja, sie war die weitaus minderwertigste der vier neuen Opernwerke, die diesen Winter bei uns ein flüchtiges Dasein führten. Die Oper der Miß Smyth, einer angeblich talentvollen Engländerin, verdankt einem zwiefachen Irrtum ihr Dasein. Zunächst nahm die Autorin an, irgendeine beliebige Mordgeschichte, und sei sie noch so albern und abgeschmackt, brauche nur für „verteilte Rollen" zurechtgeschnitten zu werden, und der Operntext sei fertig. Sodann befand sie sich in dem Wahn, um ein musikalisch-dramatisches Kunstwerk zu schaffen, genüge es, die Technik der musikalischen Komposition erlernt zu haben. Die Mißgeburt, die diesem doppelten Irrglauben entwachsen, verstimmte selbst unser nachsichtiges Opernpublikum. Es lehnte das Werk mit einer Deutlichkeit ab, wie man sie bisher bei Premièren im Königlichen Opernhaus noch kaum erlebt hat.

❦

Das „Passionsoratorium" des Altonaer Chordirigenten Felix Woyrsch, das schon vor ein paar Jahren entstanden und bereits in mehreren deutschen Städten aufgeführt worden ist, wurde in Berlin zum erstenmal vom Sternschen Gesangverein (Professor Gernsheim) in dessen letztem Konzert zum Vortrag gebracht und mit Interesse, wenn auch vielerseits gewiß mit recht gemischten Gefühlen angehört. Mit Johann Sebastian Bach in Konkurrenz zu treten, ist eine Kühnheit; sich aber gar neben den Bach der Matthäuspassion zu stellen, das erscheint uns geradezu als eine Vermessenheit. Freilich, Herr Woyrsch wird fordern, daß man ihn „für sich" nehme. Leicht gesagt! Bringen wir es doch kaum fertig, unsern Goethe und Schiller zu vergessen, wenn wir Gounods „Margarethe" und Rossinis „Tell" hören, die doch etwas wesenhaft anderes sind, als die dichterischen Originalwerke! Woyrsch stellt denselben Stoff mit ziemlich denselben Mitteln dar. Er ist ein ernstdenkender, kenntnisreicher Musiker. Aber die Erinnerung an die erhabenen Klänge des großen Johann Sebastian würde er in uns auch dann schwerlich auszulöschen vermögen, wenn seine Kunst nicht, wie es der Fall ist, jeglichen eigenartig persönlichen Gepräges entbehrte.

❦

Eugen Gura hat sich mit einem in der Berliner Philharmonie veranstalteten letzten Balladenabend vom Konzert-

saal verabschiedet, nachdem er der Bühne bereits vor ein paar Jahren Valet gesagt hat. Ein Menschenalter lang war der nunmehr sechzigjährige Künstler eine Zierde des Konzertpodiums, unter allen Liedersängern einer der vornehmsten und intelligentesten und als Interpret der Löweschen Ballade (nach dem Tod Arnold Senfft von Pilsachs) der schlechthin Einzige. Altes und Neues umfaßte sein Repertoire; bekannte und in weitesten Kreisen unbekannte Komponisten hat er berücksichtigt. Nie hat er sich von erfolgsicherer Modemusik ins Schlepptau nehmen lassen, aber dem schwer nach Geltung Ringenden hat er mit seiner starken, persönlichen Kunst zur gebührenden Anerkennung verholfen. Er hat sich tief in unser Gedächtnis geschrieben. Wir wissen, daß wir sobald nicht seinesgleichen finden werden. Wilhelm Klatte.



Das Geschichtchen von dem Mann, der während der jüngsten „Berliner Sturmflut" gemächlich auf seinem Bett fortschwamm, wird für die Phantasie manches Menschen wunderlich genug geklungen haben. Allein man muß immer bedenken: einmal giebt es Leute, die auch durch Kanonenschüsse nicht zu erwecken sind, namentlich wenn sie zu Ehren des Sonntags reichlichere Trankopfer dargebracht hatten. Dann kommt die erstaunliche Seltenheit des Wetterereignisses für Berlin hinzu. Kann dies zahme Berlin so rebellisch werden? Welcher Aufruhr in den Lüften? Wir sind solche Phänomene nicht gewöhnt, denn Berlin ist, was sein klimatisches Wesen anlangt, im allgemeinen friedlich. eine Stadt voll mittlerer Gemütlichkeit. Ueberraschende Umschläge der Temperatur, gewaltige Stürme, mächtige Gewitter, finstere, undurchdringliche Nebelschwaden gehören zu den großen Ausnahmen; und nun diese nächtlich tosende Gewitterschlacht unter wolkenbruchartigem Regen bis tief in den Morgen hinein! Ach! und das moderne, dünnwandige Großstadthaus ein Schallfänger für all das Knattern, Krachen, Poltern und Brüllen; und die Zimmer durch die ununterbrochen einfallenden Blitzstrahlen wie in fahlblaues, grell aufzuckendes Licht getaucht! Da hatte man einmal den Eindruck jener furchtbaren Schönheit, den uns die Natur Berlins nur ganz vereinzelt gewährt.

Andere deutsche Großstädte rühmen sich solcher phantastischen Schönheit häufiger als Berlin. Wenn auf der sonnenklaren Hochebene von München der Bergwind jäh umspringt und Freundliches plötzlich in düster-strenge Rauheit wandelt, wenn in Hamburg die feuchten, weißlichen Nebelschwärme sich um Mastbäume und Kirchtürme legen und Stadt, Strom und Hafen in eins verschwommen erscheinen: da wird man von seltsam eindringlichem Reiz getroffen. Nicht wenige giebt es, die dann dem Großstadtbild im Verein mit seiner Landschaft mehr Feierlichkeit zugestehn, als wenn es die heitere oder geschäftig-regsame Alltagsphysiognomie zeigt.

Ein stilles Wunder hat übrigens die Flut, die so geräuschvoll sich über uns ergoß, fertiggebracht. In den warmen Frühlingswassern wohnt Zauberkraft. Endlich erscheint der Rasen auf unsern Schmuckplätzen in satterem Grün, im Gesträuch ist es lebendig geworden, und im Baumgeäst gucken die ersten neugierigen, noch spärlichen Blattspitzen hervor. Vor Kaffeehäusern und Wirtschaften werden inzwischen die Tische gestellt und der „künstliche Vorgarten" errichtet. Man erwartet hier das Frühjahr in seiner Art. Weitläufig pflegen ja diese Vorräume bei uns nicht zu sein. Einige Tische genügen meist. In Berlin setzt man das Vergnügungsleben nicht gern auffällig nach der Straße hin fort, darum liebt man auch in den kargen Vorräumen zu Café und Gasthaus noch gern eine gewisse Verkleidung, die scharf und deutlich von Platz und Straße trennt. Sever.



Kärrekiek.

Josef Lauff, dem Dichter und Major, werden häufig unkünstlerische Rücksichten vorgeworfen, und man neigt gern zur Annahme, daß er seine Dichtkunst unter fremden Willen gebeugt habe. Es mag Wahres daran sein, und Josef Lauff ist nicht immer dem Gott im eigenen Innern gefolgt. Er hat vielleicht den einen oder andern Stoff ergriffen, der seinem eigentlichen Wesen fernlag. Aber er ist dabei doch immer Dichter geblieben und hat ehrlich mit seinen Gestalten gerungen. Wenn er unterlegen ist, wenn er in seinen Dramen theatralische Pose und Phrase nicht immer überwunden hat, so trug die Schuld daran vor allem die dramatische Form, über die er nicht Herr war. Wie so manchen andern Dichter unserer Tage hat auch ihn die Bühne von seinem eigentlichen Weg fortgelockt. Sein lyrisch-humoristisches Wesen, der innerste Reichtum seiner Begabung, verkümmerte zwischen den Kulissen, verlangte nach der freien, erzählenden Dichtung, um sich ganz ausleben und ausgeben zu können.

Welch eine vollwertige, vollsaftige dichterische Persönlichkeit der vielverleumdete Josef Lauff im Grunde darstellt, kann sein neuer Roman „Kärrekiek" allen Ungläubigen beweisen (Verlag von Albert Ahn, Köln). Es ist eine niederrheinische Geschichte, mit der der Dichter in sein Heimatland, in sein Jugendland heimkehrt. Auf diesem heiligen Boden fällt aller Flitter und Flatter, alles äußere und fremde Wesen von ihm ab, und er wird ganz er selbst: Mensch und Dichter, nicht mehr Major und Dichter. Mit andächtiger Freude schreitet er auf den Erinnerungswegen seiner Kindheit, und mit liebevoll nachbildendem Geist macht er die Gestalten und Geschehnisse seines Jugendlandes lebendig.

Eine Fülle prächtiger, humorvoller Menschen, die nur ein Dichter so schauen und schaffen konnte, umdrängt uns in dem Roman von Josef Lauff Da ist vor allem Pittje Pittjewitt, Barbier, Schweinestecher und Leichenbitter, alles in einer Person. Man ist fast versucht, ihn einen niederrheinischen Onkel Bräsig zu nennen: so voller Humor und Menschlichkeit ist diese Gestalt, so nah der Natur und der Volksseele. Pittje Pittjewitt hätte wohl eigentlich der Held der Erzählung sein sollen; aber auch als Nebenfigur triumphiert er und behält das letzte Wort im Buch so gut wie in unserer Erinnerung. Von Pittje Pittjewitt empfängt der Erzähler den Anstoß zu seiner Geschichte, und Pittje Pittjewitt muß auch am Schluß sein Ja und Amen zu dem fertigen Werk geben. Pittje Pittjewitt ist schließlich mehr als Held, mehr selbst als Dichter und Werk — er schwebt als fröhlicher Geist über allem.

Zwei Geschichten erzählt Josef Lauff in seinem Roman: eine fröhliche und wahre, eine traurige und zuweilen falschsentimentale. Die fröhliche Geschichte ist seine Jugend, wundervoll lebendig und anschaulich erzählt — die traurige Geschichte ist das Schicksal eines jungen Geistlichen, der im Bann einer irdischen Liebe kämpft und unterliegt. Sie war wohl als der dunkle Untergrund gedacht, von dem sich der Humor der Knabenjahre um so heller und leuchtender abheben sollte. Der Lyriker kommt hier zu seinem Recht und hat schöne, stimmungsvolle Naturbilder geschaffen. Doch das Menschliche will sich nicht rein enthüllen und geht immer wieder in Pathos und Sentimentalität unter. Die traurige und die fröhliche Geschichte verschlingen sich nicht ineinander, werden nicht eins, und das Werk klafft in zwei Hälften auseinander

Aber Pittje Pittjewitt bleibt eins, ein ganzer Mensch — und es geht nicht mehr an, an dem Schöpfer einer solchen Gestalt nichtachtend vorüberzugehn. Man muß ihn unter die Dichter einreihen, unter die Verkünder menschlicher Freude und Wahrheit. Paul Remer.

Da uns viele Beschwerden darüber zugekommen sind, daß die separat beigelegte „Chronik der Woche“ häufig in Verlust geraten war, ehe sie in die Hände der Leser kam, sehen wir uns veranlaßt, zu der früheren Weise der Veröffentlichung zurückzukehren und die „Chronik der Woche“ im Heft selbst zu bringen.

Verlag und Redaktion.

Unsere Bilder.

Großherzog Friedrich von Baden (Abb. S. 681) feiert am 24. April das fünfzigjährige Regierungsjubiläum. In ganz Deutschland wünscht man dem greisen Fürsten zu diesem seltenen Fest von Herzen Glück; denn man weiß, daß er vor allem stets den nationalen Gedanken hochgehalten und für die nationale Einigung unter Preußens Führung gewirkt hat, und man weiß ferner, daß ihm die Wohlfahrt seines Volkes alle Zeit am Herzen gelegen hat. Wo man aber seiner gedenkt, wird man auch die Gattin nicht vergessen, die einzige Tochter des alten Kaisers, die nun schon beinahe 46 Jahre mit dem Großherzog Freud und Leid teilt.

Ernst von Leyden (Abb. S. 682), der berühmte Kliniker, dessen Verdienste um die Wissenschaft unsere Leser in einem besonderen Artikel gewürdigt finden, feiert am 20. April seinen siebzigsten Geburtstag. In Danzig geboren, studierte er in Berlin Medizin, promovierte 1853 und trat 1854 als Militärarzt in die Armee. Aus der Stellung eines Stabsarztes wurde er 1865 als ordentlicher Professor an die Universität Königsberg i. Pr. berufen, von wo er 1872 nach Straßburg i. E. und 1876 als Nachfolger seines ehemaligen Lehrers Traube nach Berlin kam; 1895 verlieh ihm der Kaiser den Adel.

Geheimer Kommerzienrat H. Lueg (Abb. 685) in Düsseldorf gehört zu den Männern, die sich vor allem um das Zustandekommen der Ausstellung in der rheinischen Industriestadt verdient gemacht haben. Als Vorsitzender des Komitees hielt er zwar bei der Besichtigung des Geländes durch den Kronprinzen im Februar einen orientierenden Vortrag, in dem er andern Dank und Anerkennung für ihre Mühewaltung aussprach, aber man weiß, daß beides in erster Reihe ihm gebührt.

Die Unruhen in Belgien (Abb. S. 683), die während mehrerer Tage das Gepräge einer förmlichen Revolution trugen, dauern noch fort, aber sie haben sich wesentlich abgeschwächt. Die Wachsamkeit der Bürgergarde und die Bemühungen der politischen Führer, es nicht zum äußersten kommen zu lassen, haben auf die Massen einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Einstweilen hat der Generalausstand den Kampf um das allgemeine Wahlrecht, der zu den groben Ausschreitungen führte, einigermaßen in den Hintergrund gedrängt.

Der „Meteor“ (Abb. S. 686), die neue Jacht unseres Kaisers, die ihre innere Ausstattung und ihre eigentliche Besegelung erst in England erhalten wird, hat vor der Ausreise nach Europa bereits eine Probefahrt gemacht und sich hierbei trotz widriger Umstände glänzend bewährt. Infolge schlechter Führung rannte der „Meteor“ im Hafen so heftig gegen einen ins Wasser gerammten Pfahl, daß das ganze Holzwerk des Hecks zerkrachte und das Eisen an Backbord sich tief einbeulte und verbog. Trotzdem wurde die Probefahrt fortgesetzt, und obwohl sehr ungünstiges Wetter und starker Wind herrschte, erfüllte die Jacht alle Hoffnungen in Bezug auf Geschwindigkeit, Stabilität und Manövrierfähigkeit.

Maurice Maeterlinck (Abb. S. 686) hat ein neues Drama „Mona Vanna“ vollendet, das demnächst in Paris zur Aufführung kommen soll. Man sieht der Première mit großer Spannung entgegen, da der bekannte Symbolist in der „Mona Vanna“ — etwa mit „Frau Johanna“ zu verdeutschen — den alten Stoff des Konflikts zwischen Liebe und Pflicht zum Vorwurf genommen und sich darin einer auch dem Volk leicht verständlichen Sprache bedient.

Maxim Gorki (Abb. S. 686), einer der hervorragendsten jüngeren Schriftsteller Rußlands, der jüngst mit seinem neusten Stück „Die Kleinbürger“ großen Erfolg gehabt hat, ist vom Leben schon hart mitgenommen worden. Im vorigen Jahr hat man ihn unter dem Verdacht politischer Umtriebe verhaftet, und jetzt liegt er an einer Lungenentzündung darnieder.

Eleonore Duse (Abb. S. 687) hat für ihr diesmaliges Gastspiel im Lessingtheater in Berlin zwei neue Stücke von Gabriele d'Annunzio mitgebracht, „Francesca da Rimini“ und „Città morta“, in deutscher Uebersetzung als „Totenstadt“ schon früher hier aufgeführt (vgl. Nr. 5, S. 179). Ihr Bild als Francesca finden unsere Leser bereits in Nr. 14 (S. 593), heute bringen wir eine Aufnahme der berühmten Künstlerin als Trägerin der Hauptrolle in der Città morta.

Der Heerohme (Abb. S. 684), Josef Lauffs neustes Stück, ein bürgerliches Drama in vier Akten, hat bei seiner Erstaufführung im Königlichen Theater zu Wiesbaden einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Heerohme ist ein junger katholischer Geistlicher, der vor dem Empfang der Weihen steht. Auch Wilm Verhage ist ein solcher, er will jedoch der geistlichen Laufbahn entsagen, um Hannecken Mesdag gerecht werden zu können, die er verführt hat. Allein deren Vater erschlägt ihn im Zorn über die ihm angethane Schmach. Unser Bild zeigt die Scene des vierten Aktes, in der Vater Mesdag, bevor es zur Katastrophe kommt, Wilm aus seinem Hause weist.

Hamlet (Abb. S. 684) ist neuerdings im Berliner Theater in einer Form wie er im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auf deutschen Bühnen gegeben wurde, zu neuem Leben erweckt worden. Es handelt sich um ein Stück mit dem Titel „Tragödia. Der bestrafte Brudermord oder Prinz Hamlet aus Dänemark. Ein Prologus und fünf Akte“, dessen Manuskript seiner Zeit im Nachlaß des Schauspielers Eckhoff gefunden wurde. Mag der litterarische Wert der Ausgrabung strittig sein, jedenfalls liefert die Tragödie den Stoff zu wirksamen scenischen Bildern.

Zwei Expeditionen nach Grönland sollen in diesem Sommer von Dänemark aus unternommen werden. Die eine,

die vom Privatdozenten Dr. Engell geführt wird, hat das Studium der Gletscherbildung und die Veranstaltung von Landmessungen zum Zweck. Ein weiteres Ziel ist der zweiten gesteckt, die der dänische Schriftsteller Mylius-Erichsen leiten wird, und an der sich ferner der Maler Graf Moltko und der Dolmetscher Knud Rasmussen beteiligen. Sie wollen sich im allgemeinen der Erforschung der sozialen und ökonomischen Verhältnisse Grönlands widmen.

Der internationale Friedenskongreß (Abb. S. 725) ist in diesem Jahr in dem sonnigen Monako zusammengetreten, nachdem Fürst Alfred von Monako selbst die Einladung dazu an das internationale Friedensbureau in Bern hatte ergehen lassen. Einundzwanzig Nationen, unter denen auffallenderweise die norwegische fehlte, waren durch etwa 600 Köpfe vertreten, die sich die Propaganda für die Idee des allgemeinen Weltfriedens zur Aufgabe gemacht haben.

Die Revolution in Kolumbien (Abb. S. 724), deren Existenz von der dortigen Regierung mit großer Entschiedenheit abgeleugnet wurde, ist durch die Dementis natürlich nicht niedergeschlagen worden, sondern geht ihren Gang weiter. Die Insurgenten haben von den Regierungstruppen eine so geringe Meinung, daß sie glauben, sie mit fingierten Wachposten hinters Licht führen zu können, die sich ausnehmen, wie die Vogelscheuchen auf unsern Feldern.

Fedor Flinzer (Abb. S. 723), der am 4. April in Leipzig seinen siebzigsten Geburtstag feierte, ist ein wahrer Freund der Kinder. Der große Künstler hat in seinen meisterhaften Tierzeichnungen Bilder geschaffen, die in ihrer Natürlichkeit auch von unsern Kleinen verstanden werden und ihnen Freude bereiten. Flinzer, der in Reichenbach i. V. geboren ist, bezog 1849 die Kunstakademie in Dresden, um sich zum Maler auszubilden. Aber nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem Stift hat er sich zum berühmten Mann gemacht. Seine Entwicklung wurde dadurch in eine andere Bahn gelenkt, daß er 1859 einen Ruf als Zeichenlehrer nach Chemnitz erhielt und annahm. Hier wurde der Künstler, der der Welt so humorvolle Zeichnungen geschenkt hat, zugleich zum Reorganisator des Zeichenunterrichts.

Denkmalsenthüllung in Kopenhagen (Abb. S. 726). Am 2. April ist in Kopenhagen ein Denkmal zur Erinnerung an die am gleichen Tage des Jahres 1801 von Dänen und Norwegern gegen eine englische Uebermacht unter Nelson geschlagene „Schlacht auf der Reede" enthüllt worden. Die Kosten für das von Bündesböll geschaffene Monument wurden durch private Sammlungen in Dänemark und Norwegen aufgebracht.

Der Hahnenkampf (Abb. S. 724) ist in Amerika so wenig auszurotten, wie der Stierkampf in Spanien, wenn er auch nicht offiziell veranstaltet wird. Zwar sind die Hahnenkämpfe den Leuten nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck; man macht Wetten, welches Tier den Sieg davontragen wird; aber die Roheit wird doch dadurch nicht geringer. Es regt sich eben überall noch die Bestie im Menschen.

Personalien (Porträts S. 682). Lord Kimberley, der am 8. April, 76 Jahre alt, gestorben ist, war der Führer der kleinen liberalen Partei im englischen Oberhaus. Er hat wiederholt dem Ministerium unter der Präsidentschaft Gladstones angehört und war zuletzt 1894 bis 1895 Minister des Aeußeren unter Rosebery. — Der Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg ist kürzlich vom Großherzog Adolf zum Statthalter eingesetzt worden. Nach politischen Gründen für die Maßregel braucht man nicht zu suchen, sie ist dadurch begründet, daß der Großherzog mit seinen fünfundachtzig Jahren die Last der Regierungsgeschäfte nicht mehr allein zu tragen vermag. — Graf Matsukata, der frühere Ministerpräsident von Japan, hat eine Reise nach Europa angetreten. Er geht zunächst nach England, vermutlich um dort wegen Aufnahme einer japanischen Anleihe zu verhandeln. — Anstelle des im März in den Ruhestand getretenen Generals der Infanterie, Freiherrn von Falkenhausen, ist zum Kommandeur des XIII. (württembergischen) Armeekorps der bisherige Kommandeur der siebenten Division in Magdeburg, Generalleutnant Konrad von Hugo, ernannt worden. General von Hugo, der am 20. Januar 1844 geboren wurde, gehört dem Heer seit 1862 an.



Gestern war die Krise . . . Ich ging über den Potsdamerplatz. He! He! Die wütenden Rufe der Weißlackierten stachen mir in die Ohren, die Schnauzen der Pferde streiften fast meine Schultern. He! Aufgepaßt! Ein niedliches Zuckergespann mit hüpfendem Riemenzeug klingelte heran. Ich sah nur ein wirres, glitzerndes Durcheinander von Lack, Silber, Nickel; Straßenbahnwagen krochen bunt und schwer über den Platz, Menschen huschten, alles schien lautlos, wesenlos, gespenstisch, nur die gelben Frühjahrsnarzissen der Blumenhändler auf den beiden Steininseln hatten Leben, leuchteten greller, wärmer, schienen die weiche Luft mit ihrer Farbe zu tränken, daß sie wie ein schwerer Schleier wallte und die Nerven müde machte. Ich war melancholisch. Es wurde immer schlimmer.

Erst hatte mich diese neue, schmeichelnde Luft ganz verrückt gemacht, der Uebermut war in mir aufgeschäumt, aber heute, mit einem Mal, verdunkelte sich die Stimmung, wie der Himmel finster wird von einer grauen, schweren Wolke, immer schwärzer. In der Nacht hatte ich keinen Schlaf gefunden: die Angst fühlte mir mit eisiger Hand die Brust herauf, daß ich reglos lag wie gebannt, als hauste ich schon als blasser Gast da unten in der stillen Stadt.

Ich schritt wie lautlos mit einem wehen Lächeln die Leipzigerstraße hinunter. An der Wilhelmstraße traf ich einen Bekannten. Er blühte förmlich und schwang kühn den Stock. „Wie geht's? Leidvoll, gedankenvoll?" Seine Forschheit kränkte mich, ich machte Ausflüchte; ein weißer Korb, dessen Füllung blau schimmerte, wurde vorübergetragen, ein starker Duft wallte mir wie eine köstlich warme Welle ins Gesicht, es waren Veilchen; das ertrug ich nicht, ich gab dem andern die Hand und ging weiter. Die Menschen, die mir begegneten, schienen alle sehr lebhaft, alle die Lippen schienen zu lächeln, von dem drängenden, warmen, heißen Atem zu zittern; aber ich sah es kaum. Helle Toiletten knisterten, streiften mit bethörendem Rascheln über die blanken Granitplatten, Blumen und Federn nickten, und nun ein Lachen, das die Sinne mit Bangen erfüllte. Eine kleine Blutwelle hob sich in mir und färbte meine Wangen . . .

Unter den Linden war alles voll von Frühlingshüten; das war ein Leuchten von exotischen Blumen, ein Wehen von Federn in dem spielenden Wind, und die klaren, hellen Handschuhe blinkten unruhig auf wie Möwenleiber im Sonnenlicht! Es war Visitenzeit. Ich wollte nicht sehen. Aber dicht vor mir schritt eine hohe Schlanke, mit schwerem blondem Haar, im Nacken mit Mühe gebändigt, ich that unwillkürlich einen rascheren Schritt . . . ein diskreter Blick . . . seidige Wimpern, leuchtende graue Augen dahinter . . . Thorheit! Das war nun alles vorbei.

Doch mein Blut pulsierte etwas rascher. Immer neue Hüte tauchten auf, das raschelte, lachte um mich her, das glitt so weh, so köstlich über die Nerven, daß zaghaft etwas aufwachte. Eine Sehnsucht? . . . Es durchrieselte mich warm. Was war das? . . . Ich haßte seit gestern abend die Kneipe mit ihrem gräßlichen, ewig gleichen Menü, der Stammtisch

schien mir fade, die dicke Luft, in der die grauen Rauchschwaden wie Wolken hingen, zum Ersticken ungesund, unsäglich widerlich, die Kellner schmierig. Ich konnte meine Wirtin nicht mehr sehen, meine zwei möblierten Zimmer muteten mich trostlos an, fremd, wie ein Gefängnis! Ueberall fehlte etwas, ein Duft, eine Frische, eine Weichheit, ein Glanz. — War es das? Fehlte jene geschickte, kleine Hand, die einem rechts und links hübsche lichte Seidenkissen zwischen Stuhllehne und Rücken steckt und einem dann über die Stirn streicht — ach, das wäre noch weicher als Seide . . .?!

Wie die gelben Narzissen auf dem Mittelgang der Linden lockten, überall, daß die Luft flimmerte! Ich möchte mir jetzt so einen Strauß kaufen. Und wie flott die Menschen ausschritten, klapp, klapp, das Aufschlagen schmaler Kavalleristensäbel und dazu das silberne Singen der Sporen und weit unten in der Straße, verweht, Militärmusik, tsching bum . . .!

Da — ein elegantes Herrenmodemagazin. Gelbe Hemden mit englischen Klappkragen und matthelle Krawatten, das Neuste. Well. Und da die Buchhandlung. Reizend! Wie die bunten Umschläge leuchteten . . . was gab es da? Eine lange Reihe von brennendroten Bänden mit gleißender Goldschrift . . . Hm! Lauter Reisebücher! Ich bog mich vor und las jede Aufschrift sehr genau und summte dann leise. Ich sah mir noch anderes an. Dann schlenderte ich weiter. Und dann blieb ich wieder stehen, ging zurück und sah mir die hochroten Bände noch einmal an. Lauter neue Auflagen! Riviera. Norwegen. Belgien. Griechenland. Schottland. Hm . . .

Ich ging sehr langsam weiter. Und die Luft um mich her schien sich jetzt wieder verwandeln zu wollen, gleichsam an unnatürlichem Glanz zu verlieren schien traulicher, solider, gemütlich-alltäglich zu werden, daß ich mich leise dehnte. Riviera — Sestri — Rapallo — Oberitalien — vielleicht Syrien — oder Nordkap . . .

He! Da war ja wieder mein Bekannter von vorhin. Er kam eben aus dem Hotel heraus und zog sich die weinfarbenen Handschuhe an.

„Na! Immer noch trübselig?"

„Wieso? Trübselig? Man ist ein bißchen müde von der Sonne, weiter nichts. Schön, was? Man möchte Flügel haben. Möchte Pläne machen. Wo gondelt man in diesem Jahr hin? Haben Sie schon was? Ich glaube, man fängt so sacht damit an. Das liegt jetzt in der Luft die Sehnsucht nach der Ferne, die Lust an der künftigen Reiseroute . . . Haha! Haben Sie einen Moment Zeit? Ich will mir nur da aus der Buchhandlung einen neuen Reiseführer herausholen, ich denke so Nordkap, mal was Frisches, Herbes! Kommen Sie. Diese Luft, was? Prachtvoll, dieser Sonnenschein, diese Narzissen, wie sie leuchten . . . Köstlich! Kommen Sie!"

Kogg.



Maxim Gorki.

Maxim Gorki — wer kannte vor Jahresfrist in Deutschland diesen Namen? Und heut erfreut sich sein Träger bei uns einer Popularität, wie sie nur wenige unserer einheimischen Autoren genießen. In seiner russischen Heimat nennt man Gorki in einem Atem mit Dostojewski und Tolstoj, wenn auch die litterarische Erscheinung des Dreiunddreißigjährigen noch nicht als abgeschlossen gelten kann. Seine Bücher haben in Rußland einen geradezu fabelhaften Absatz: Auflagen von dreißig-, vierzigtausend Exemplaren sind im Handumdrehen verkauft. Und auch bei uns haben Gorkis Dichtungen litterarisch wie buchhändlerisch einen ganz außergewöhnlichen Erfolg zu verzeichnen.

Worauf beruht diese ganz überraschende Wirkung eines Autors, den man entschieden noch zu den „Jungen" zählen muß? Ohne Zweifel sprechen die Stoffe, die Gorki in seinen Erzählungen behandelt, sehr viel dabei mit. Die russische Steppe, der russische Wald, das südrussische Meeresgestade übten von jeher in den Darstellungen der russischen Schriftsteller nicht nur auf die sarmatischen Landsleute, sondern auch auf uns ihre Anziehungskraft aus. In den landschaftlichen Schilderungen besitzt Gorki eine unübertroffene Meisterschaft. Aber während er uns in dieser Hinsicht nur Bekanntes in veränderter, reicher, buntsprühender Beleuchtung darbietet, sind dafür die Menschen, die er uns vorführt, von ganz neuer Art. Das sind nicht die salonfähigen Helden der Turgenjewschen oder der älteren Tolstojschen Romane nicht die Grübler und Gottsucher Dostojewskis oder die sonderbaren Käuze Anton Tschechows, nicht, mit einem Wort, die landläufigen Typen aus den Kreisen der Besitzenden, Beamten und Intelligenten — es sind vielmehr Gestalten aus einer Welt, die von der Welt der „anständigen Leute" durch unübersteigbare Scheidewände getrennt ist. Mörder, Diebe, Vagabunden, Trunkenbolde, Dirnen — wohl kennt man alle diese Typen aus Kriminalromanen, die auf die bloße Spannung berechnet sind und der Phantasie — namentlich jüngerer Leser — oft eine höchst ungesunde Nahrung darbieten. Mit dieser Art von Litteratur haben die Schilderungen, die Gorki von seiner „Welt der Ausgestoßenen" giebt, nichts gemein: ihm ist es nur um den Menschen in diesen Verlorenen und Verworfenen, die er sich zu Helden erkoren hat, zu thun, und selbst in den Verworfensten unter ihnen weiß er noch den göttlichen Funken aufzuzeigen. Maxim Gorki ist nicht der kalte, naturalistische Schilderer, der das Hauptgewicht auf die Meisterschaft in der Darstellung des Gesehenen legt — er faßt seine Aufgabe tiefer, er will ein aufrüttelnder Mahner sein, der die Glücklichen dieser Welt warnt, jene Letzten unter den Brüdern nicht zu mißachten und zu vergessen. Für diese Aufgabe, die er sich gestellt hat, setzt er seine ganze Kraft und Verve, seine ganze Persönlichkeit ein — und das vor allem ist's, was den Dichtungen Gorkis ihren eigenartigen Reiz giebt. Ueberall fühlt man es heraus: diesem Dichter ist alles Herzenssache, was er sagt, und wenn man ihm auch nicht in allem beistimmt, so sichert doch seine ehrliche Geradheit ihm stets die Sympathien der Leser.

Ueber Maxim Gorkis persönliche Schicksale ist schon viel geschrieben worden: man weiß, daß er eigentlich Alexej Maximowitsch Pjeschkow heißt, in Nischnij-Nowgorod geboren und armer Leute Kind ist, daß er früh die Eltern verlor, so gut wie gar keine Schule besucht hat und vom neunten Jahr an sich sein Stückchen Brot selbst verdienen mußte. Jede Art von Arbeit hat er versucht, in den kargen Mußestunden aber verschlang sein wißbegieriger Geist alles, was er nur an Bildungsstoffen erreichen konnte. Vor allem wollte er selbst sehen und hören, und so durchwanderte er rastlos, als schlichter „Fechtbruder" und Gelegenheitsarbeiter, seine russische Heimat. Als vor zehn Jahren Gorkis erste Erzählung „Makar Tschudra" erschien, arbeitete er in der Eisenbahnwerkstätte zu Tiflis. Dann wurde er Journalist, schrieb Feuilletons und Plaudereien für Provinzblätter und ward zuerst durch seine Skizze „Tschelkasch" den litterarisch maßgebenden Kreisen bekannt. Nun folgte Skizze auf Skizze, Erzählung auf Erzählung, und zuletzt versuchte Gorki sich mit Glück auch auf dem Gebiet des Romans. „Drei Menschen", seine letzte umfangreiche Erzählung, bedeutet einen großen Fortschritt in seiner Entwicklung. Inzwischen hat Gorki sich auch dem Drama zugewandt: seine vieraktige Bühnendichtung „Die Kleinbürger" wurde am 8. April (europäischen Stils) zum erstenmal in Petersburg durch die bekannte Stanislawskische Truppe aufgeführt. Alle Kritiker rühmen einstimmig die scharfe Charakteristik der durchweg interessanten Typen, den einfachen, klaren, großen Zug des Dramas und seine zukunftfrohe Grundstimmung, die in den Herzen der Zuschauer begeisterten

Wiederhall fand. Das morsche russische Bürgertum ist's, das Gorki in seinem Erstlingsstück schildert — er weiß aber auch bereits Typen vorzuführen, die eine Verjüngung, eine Wiedergeburt der Gesellschaft erhoffen lassen. „Die Kleinbürger" sind das erste Stück eines umfangreichen Dramen-Cyclus, in dem Gorki eine Charakteristik der verschiedenen Kreise der heutigen russischen Gesellschaft zu geben gedenkt. Die russische Akademie hatte Gorki neben Tolstoj und Tschechow einen Ehrenplatz in ihren Reihen zugedacht — eine Anerkennung, die wohl Gorki selbst kaum so früh erwartet hatte. Eine politische Affaire, die ihm bereits im Sommer vorigen Jahres eine längere Untersuchungshaft eingetragen hatte, wurde auch diesmal der Anlaß, daß seine bereits erfolgte Ernennung zum Ehrenmitglied der Akademie wieder rückgängig gemacht wurde. Vielleicht ist auch hier „aufgehoben" nur „aufgeschoben". — August Scholz.



Jules Dalou, berühmter französischer Bildhauer, Schöpfer der Monumentalgruppe „Der Triumph der Republik", † am 15. April zu Paris.

Gräfin Alexandrine zu Eulenburg, die Mutter des deutschen Botschafters in Wien, † in Meran am 11. April im 77. Lebensjahr.

Schweizer Bundesrichter Dr. Hafner, † im Alter von 64 Jahren zu Lausanne.

Universitätsprofessor Dr. Hans v. Hebra, Primarius des Wiedener Krankenhauses, † am 13. April zu Wien.

Schriftstellerin Antonie Kreiml-Baumberg, durch Selbstmord geendet in Wien am 15. April.

Der Minister für den öffentlichen Unterricht Zühdi Pascha, † am 13. April zu Konstantinopel.

Oberkonsistorialrat Reichard, † in Posen am 13. April.



Jules Dalou †



Minister Ssipjagin †

Historienmaler Professor Franz Reiff, † am 11. April zu Aachen.

Dr. Robert, das Haupt der katalonischen Bewegung in Spanien, † am 11. April.

Russischer Minister des Innern Ssipjagin, am 15. April in der Vorhalle des Reichsratsgebäudes zu Petersburg erschossen.

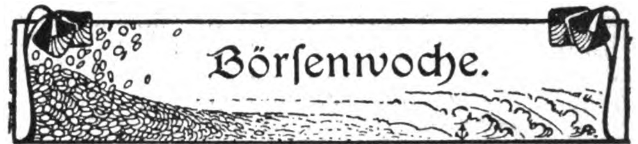
Wirkl. Geh. Oberbaurat Streckert, vortragender Rat im Reichseisenbahnamt, † am 13. April zu Berlin im Alter von 72 Jahren.

Kanzelredner Talmage, † in Neuyork am 13. April.

John Whitehead, Besitzer der Torpedofabrik in Fiume, † am 10. April im 48. Lebensjahr.

Sektionschef a. D. Leopold Freiherr v. Wieser, Vorsitzender der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, † in Wien.

Sektionschef Friedrich Zechner, Autorität auf dem Gebiet des Bergwesens, † am 10. April zu Wien.



In dem Maß, als sich die Entscheidung in der Transvaalfriedensfrage hinauszögerte, verringerte sich ganz allmählich in den jüngsten Tagen das anfangs so hoch gespannte Interesse unserer Geschäftskreise an dieser ganzen Angelegenheit. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Frage, ob Krieg oder Frieden in Südafrika, für die Börse und alles, was unmittelbar und mittelbar mit ihr zusammenhängt, keine große Wichtigkeit mehr besitze. Man ist sich im Gegenteil nach wie vor sehr klar darüber, daß der Friede in Transvaal und die Wiederkehr geordneter Verhältnisse von ungemeiner wirtschaftlicher Bedeutung nicht allein für das zunächst betroffene England, sondern gleichfalls in sehr hohem Grad auch für unsere wirtschaftlichen Verhältnisse sein wird. Aber es liegt nun einmal in der Natur der Dinge, daß Entscheidungen, die sich lange hinzögern, an aktuellem Interesse verlieren, und gerade an der Börse ist man ja bekanntlich besonders darauf angewiesen, stets neue Anregungen zu verarbeiten und ihnen nachzugehen.

So war denn auch die Kursbewegung in der ablaufenden Woche nicht sonderlich ausgreifend. Schwankungen nach oben und unten, vorwiegend aber nach oben, haben sich in ziemlich engem Rahmen vollzogen, und wenn es vorübergehend aus Anlaß gewisser Neuyorker Börsenbewegungen und sonstiger ephemerer Einwirkungen ab und zu geschienen hatte, als wolle sich eine kräftigere Bewegung Bahn brechen, so zeigte sich doch immer wieder gleich darauf, daß nach wie vor die Zurückhaltung unserer Geschäftskreise den hervorstechendsten Zug des Verkehrs bildet. In England wurde der Staatsvoranschlag eingebracht, und das enorme Defizit erregte keine geringe Sensation. Die Zollerhöhung auf wichtige Lebensmittel, die der englische Schatzkanzler in Vorschlag bringt, und die bevorstehende neue englische Anleihe wirkten übrigens auf den Londoner Markt kaum nennenswert zurück. Der Hausseenthusiasmus ist zwar dort zunächst zum Stillstand gekommen, aber man wartet anscheinend nur auf den Friedensschluß, um aufs neue die Hebel der Hausse einzusetzen. Von der ferneren Haltung der Neuyorker Börse wird es nach wie vor in nicht geringem Maß abhängen, ob sich die günstige Bewegung auf den kontinentalen Märkten weiter entwickeln kann.

Als Folgeerscheinung der bekanntlich hauptsächlich von Deutschland übernommenen neuen russischen Anleihe von 300 Millionen Mark hat sich hier eine stärkere Nachfrage nach fremden Wechseln eingestellt, die auch wieder die Diskussion darüber angeregt hat, ob die Gefahr eines deutschen Goldexports nicht zunächst in Sicht kommen werde. Bei der jetzigen Verfassung der Reichsbank, die über einen verhältnismäßig großen Goldschatz verfügt, hätte diese Frage aber nur dann besondere Bedeutung, wenn eine starke Goldausfuhr thatsächlich in absehbarer Zeit zu befürchten wäre. Aber erstlich sind die Wechselkurse noch erheblich vom Goldpunkt entfernt, und außerdem bleiben große russische Guthaben in Europa und vornehmlich auch in Berlin deponiert. Immerhin wird die Reichsbank die ihr zugeschriebene Absicht, in aller Kürze wieder die Diskontierung unter ihrer offiziellen Rate am offenen Markt aufzunehmen, vorläufig nicht zur Ausführung bringen. Verus.





Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum

am 24. April.

Grossherzog Friedrich und Grossherzogin Luise von Baden.

Aufgenommen im Großherzoglichen Schloß zu Karlsruhe am 12. April 1902.

Photoillustration von Hans Franke u. Co. — Phot. O. Suck.



Erbgroßherzog Wilhelm v. Luxemburg, wurde zum Statthalter von Luxemburg ernannt.



Lord Kimberley † früherer englischer Minister und Führer der Liberalen im Oberhaus.



Generalleutnant Konrad v. Hugo, der neue Führer des 13. (Kgl. württembergischen) Armeekorps.



Graf M. Matsukata, ehemaliger japanischer Premierminister, hat eine Europareise angetreten.

Zum 70. Geburtstag des Geheimrats Ernst von Leyden am 20. April: Der Gelehrte in seinem Arbeitszimmer.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Anseele,
Mitglied der sozial. Linken.



Vandervelde,
Führer der Sozialisten.



Smeets,
Mitglied der sozial. Linken.



de Mot,
Bürgermeister von Brüssel.



Graf de Smet de Nayer,
belgischer Ministerpräsident.



Staatsminister Woeste,
Führer der Klerikalen.



Paul Hymans,
Führer der Liberalen.



Abgeordneter Hoyois,
extremer Konservativer.



Abt Daëns,
Führer der Christlich-Sozialen.



Die Brüsseler Bürgergarde.

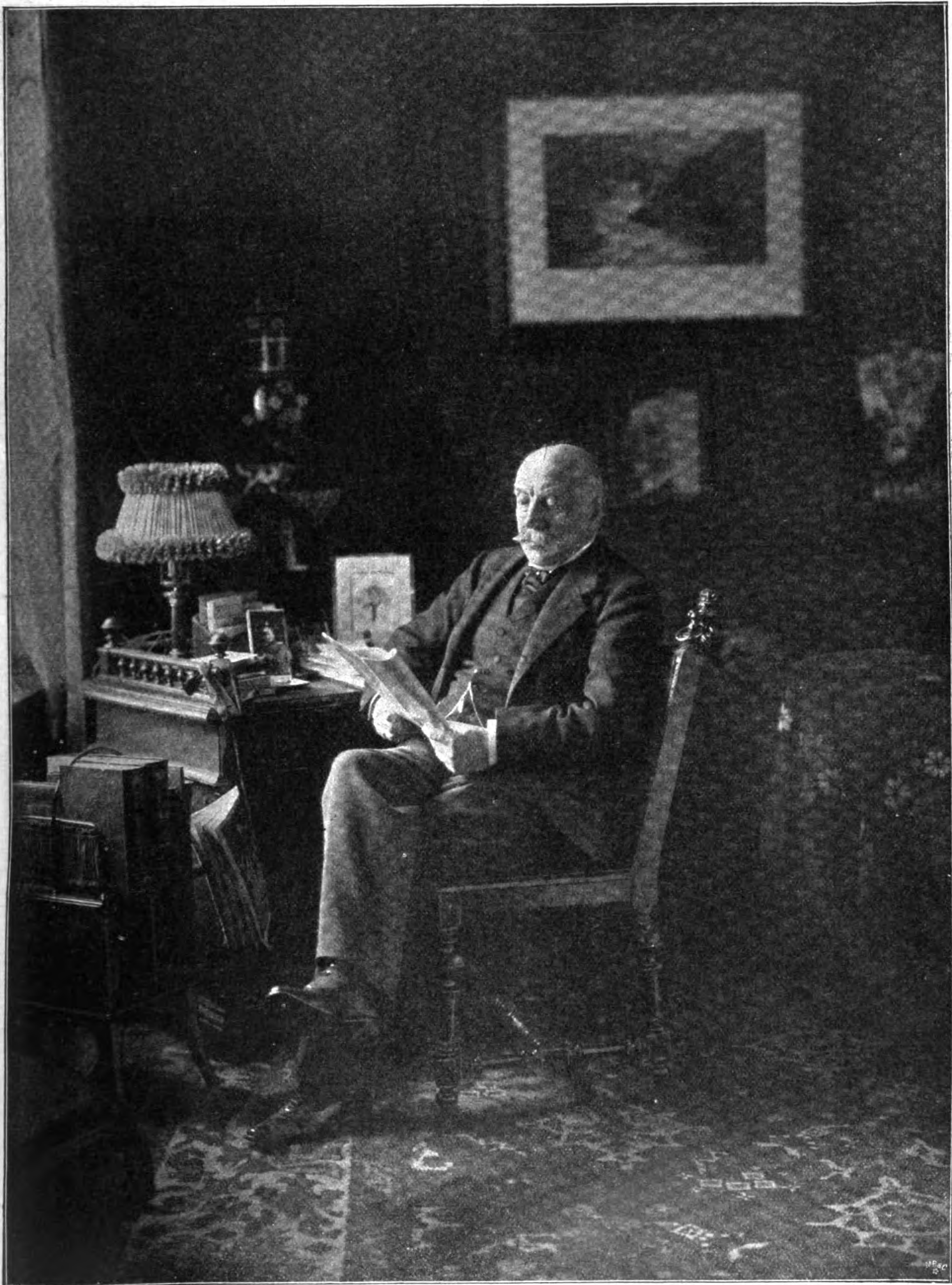
Von den Unruhen in Belgien: Die Führer der politischen Parteien.



1. Schreiner (Armenhäusler Verhage). 2. Bach (Seminarist Wilhelm). 3. Leffler (Holzschuhmacher Mesdag). 4. Frl. Santen (Lena). 5. Frl. Willig (Hannecke).
Von der Erstaufführung des Dramas „Der Beerohme" von Josef Lauff in Wiesbaden am 11. April (IV. Akt).
Phot. C. H. Schiffer, Wiesbaden.



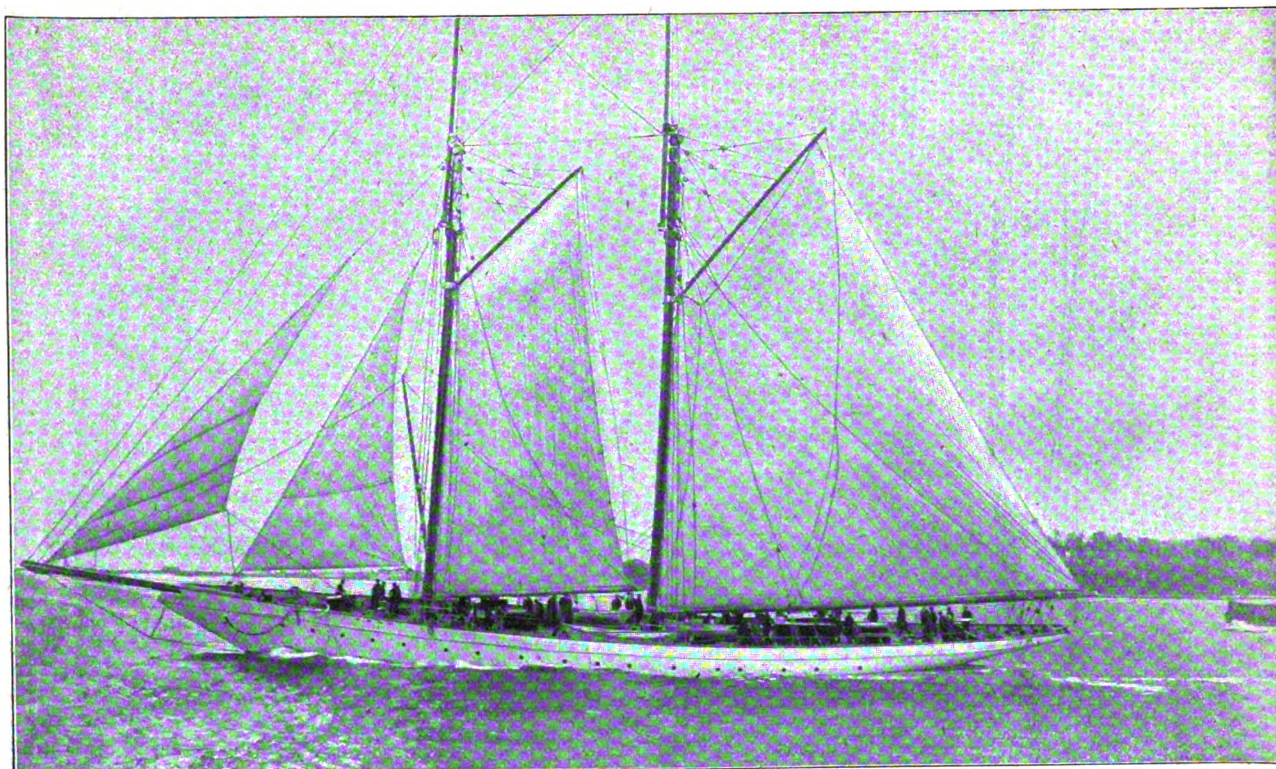
Gisela Pahlen (Ophelia). Frl. Dassow (Königin). Leo Connard (König). Harry Walden (Hamlet).
Von der Aufführung der Komödie „Der bestrafte Brudermord" (Hamlet) im Berliner Theater am 12. April: Die Scene des Zwischenspiels.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander und Labisch, Berlin.



Zur Eröffnung der Düsseldorfer Ausstellung am 1. Mai.

Geheimer Kommerzienrat H. Lueg, Erster Vorsitzender der Ausstellung.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Hofphot. Otto Renard, Düsseldorf.



Die Abfahrt der Kaiserlichen Jacht „Meteor" aus dem Hafen von Neuyork.
Photographische Momentaufnahme.



Der russische Schriftsteller Maxim Gorki,
dessen soziales Drama „Die Kleinbürger"
in Petersburg aufgeführt wurde.



Der vlämische Dichter Maurice Maeterlinck,
dessen neuestes Werk „Mona Vanna" demnächst
in Paris zur Darstellung gelangt.



Eleonore Duse.

Zum Gastspiel der Duse in Wien und Berlin: Die Vorlesungsscene in d'Annunzios „Città morta" (I. Akt).

Photographische Aufnahme.



Passanten werden auf Rollwagen durch die überschwemmte Yorkstraße befördert.
Momentaufnahme von Hugo Rudolphy, Berlin.



Dammrutsch in der General-Papestraße in Schöneberg.
Momentaufnahme von E. von Brauchitsch, Berlin.

Augenblicksbilder von dem verheerenden Unwetter in Berlin am 14. April.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

I.



Es war für Gottfried von Pontow ein Glück gewesen, seine erste und einzige Jugendliebe heiraten zu dürfen.

Er hatte überhaupt viel von dem, was man im landläufigen Sinn „Glück" nennt. In der Landesresidenz spielte er als vermögender, lebenslustiger junger Leutnant stets und überall die Rolle, die ihm zusagte. Er war allerdings weder schön noch stattlich, denn seine Figur erreichte eben nur die Mittelgröße, und in seinem runden Gesicht mit den unregelmäßigen Zügen waren die breite, klare Stirn unter dem dicken Blondhaar und der mächtige Schnurrbart das einzig Ansehnliche. Aber er besaß einen selbstsicheren Schneid, eine flotte, sorgen- und skrupellose Art, das Leben zu nehmen, die ihn über viele kleine Steine, an denen Minderbegünstigte sich wundstoßen, glatt und ungefährdet forttrug.

Da kam die Zeit, daß die Ecken seines Charakters: seine Unüberlegtheit, sein Eigenwille, sein Jähzorn ihm allmählich im Dienst, im Kameradschafts- und Kneipenleben anfingen, Streiche zu spielen, und ihm zum erstenmal den geliebten Leutnantsrock beengend erscheinen ließen. Schon blühten ihm wegen allerlei unschöner Vorfälle Unannehmlichkeiten auf, da starb sein Vater, und die Frage, das Familiengut Luckmühlen, hinten im Moorwinkel, zu übernehmen, trat an ihn heran.

Die Ueberlegung war kurz, der Entschluß rasch und kräftig. Gottfried von Pontow zog den bunten Rock aus, heiratete den Gegenstand seiner ersten, wirklich ernsten Neigung und wurde Gutsherr auf Luckmühlen. Seine Erwählte war ein verwaistes, nicht vermögenloses Freifräulein von Aubrick. Er hatte ihr schon mehrere Monate hindurch, nicht zart und heimlich, sondern in rasender Heftigkeit den Hof gemacht. Seine Gefühle zu verschleiern und zu dämmen, hielt er für Unsinn.

„Warum soll ich mir eine Maske aufstülpen?" entgegnete er den Freunden, die ihn warnten, auch der Dame wegen nicht zu weit zu gehen. Er hätte es auch gar nicht gekonnt, das Ursprüngliche, naiv Rücksichtslose war ihm Natur.

Es ging aber, wider das allgemeine Erwarten, alles glücklich ab. Fräulein von Aubrick erwiderte seine Neigung. Sie war so sanft, schüchtern und verschwiegen, wie er von alledem das Gegenteil war. Sie war auch belesen und urteilsklar in Sachen der Kunst und Litteratur, während er davon nur den äußersten Schliff weghatte und über alles, was rein geistige Interessen betraf, ein bißchen banausenhaft dachte.

Sie waren in jedem Stück verschieden, und doch hatten sie sich lieb. Und die Leute, die prophezeiten, daß die Liebe, die „der tolle Götz" aufbringen könne, immer nur ein Strohfeuer sei, waren falsche Propheten gewesen.

Die Verwöhnungen und Verführungen einer allzu leichten, glücklichen Jugend hatten eins in Gottfried von Pontow nicht zu löschen vermocht: die Ehrfurcht vor dem Heiligen. All seine unbeherrschte Art der Lebensführung, sein unbedachter, jähzorniger Selbsttrotz machte Halt vor der Gegenwart seiner Frau.

Er brüstete sich laut damit, die Weiber zu kennen und zu verachten, und seine junge Gattin lächelte nur zu diesen Ergüssen. Sie kannte ihn besser. Sein lautes, trotziges Wesen umschloß einen ganz heimlichen, scheu versteckten Kern, dessen er selbst sich nicht einmal klar bewußt war.

So oberflächlich er erschien, so rauh, ja beinah roh — sie fürchtete und entsetzte sich nie vor ihm. Sie wußte es ganz gut: in seinen Grundfesten ändern konnte sie diesen Charakter nicht, sie hätte dazu auch nicht einmal Lust gehabt. Aber: ihn lieb behalten und den edlen, scheuen Kern seiner Natur in ihren Händen festzuhalten und ganz heimlich zu pflegen und zu stärken — das konnte sie und würde sie können bis an das Ende ihres Lebens.

Gerade dieser Mann, der sich selbst nicht kannte in Ursache und Wirkung, der unüberlegt, oft blind für rechts und links durch die Täglichkeiten des Lebens stürmte, der nur zu gut rasches Versündigen und ebenso rasches, geheimes Bereuen kannte — der brauchte eine Frau, wie Leonore sie war.

Er erschien als der unumschränkte Herr und Gewalthaber im Hof und auch im Haus. Aber er war nur ein Beherrschter. Von der wachen Liebe beherrscht, die die feinsten Fühlfäden seiner Seele in der Hand hielt und leise daran zuckte, wenn es notthat.

In der Residenz fing man an, zu merken, daß in Luckmühlen ein gutes Einvernehmen herrschen müsse, denn der tolle Götz ließ sich kaum mehr in seinen früheren Freundeskreisen sehn. Selbst im längsten Winter nicht. Dagegen traf nach Jahresfrist die erste gedruckte Anzeige ein. Haus Pontow meldete den Stammhalter! Und in wahrlich kurz bemessenen Zwischenräumen folgten noch weitere Anzeigen. Das alte Herrenhaus fing an, sich zu bevölkern.

So that man denn den lustigen Götz zu den Philistern, und allmählich kamen neue Eindrücke und verdrängten ihn ganz aus dem Gedächtnis der raschlebenden Gesellschaftswelt.

Götz von Pontow grämte sich um dies Vergessen nicht sehr. Die bunte Welt dahinten war ihm nur noch wie ein Traum. Seine Welt war in Luckmühlen.

Herrgott, das war eine Lust, um die ihn mancher beneiden sollte: heimkehrend von der Jagd, in schmutzigen Reitstiefeln, naß, lendenlahm, halb verhungert — und dann am breiten Fenster im Erdgeschoß das Gewimmel kleiner Köpfchen, das ihn mit ungeduldiger Sehnsucht erwartete!

Ihm ging es heiß durch die Glieder, wenn er die plattgedrückten Näschen zählte: da der Aelteste, Erich, ein brauner Krauskopf mit den schwarzen Augen der Mama, dann Anna-Beate, ein bißchen heller in Haut und Haar, ein sanftes Engelchen von Geburt an. Dann der blonde Jürgen, echter Pontowscher Typus mit dem festen Kinn und der leicht aufgeworfenen Nase. Und dahinter noch auf Mutters Arm das Baby, das Kleinste, der Verzug der Geschwister, die vor lauter Leben zappelnde Prinzessin Ruth.

Eine zählte er schon gar nicht mehr mit: die Mutter selbst. Die mußte ja selbstverständlich dabei sein. Und er war sich gar nicht mehr bewußt, daß alle diese plattgedrückten Näschen, dies ganze zappelnde, wartende — auf ihn wartende kleine Volk ihm nichts mehr gewesen wäre, wenn dies Gesicht mit seiner schlichten Vornehmheit, dem sanftgütigen Lächeln darunter gefehlt hätte.

So wie man der Sonne kaum gedenkt, wenn man des Lebens ringsum sich freut, das sie geweckt und geschaffen hat.

Selbstverständlich dünkte es ihn, daß Leonore unter dem Häufchen dort war. Ach — das Glück ist ja nie selbstverständlich! —

Sechs Jahre weilte Götz von Pontow jetzt schon auf seinem Landsitz und hatte sich noch zu keiner Stunde in das Weltleben zurückgesehnt. Trotzdem war er durchaus nicht für die Landwirtschaft begeistert. Dazu fehlte ihm die zähe Geduld, die unerschütterliche Ruhe des echten Landmanns, der zwar nie mit dem lieben Gott zufrieden ist, ihm aber bei Mißernten auch nicht gleich den Himmel stürmen will.

Die Landwirtschaft hätte nur Reiz für Götz gehabt, wenn das, was er heute säte, in acht Tagen in Blüte stand und in vierzehn geschnitten werden könnte. Wenn es in unwandelbarer Beständigkeit in die sprießende Saat regnete, auf die gemähten Garben in wolkenloser Glut niederbrannte, auf die Wintersaat eine weiche Schneedecke legte und sich stets so verhielte, wie man es von einer anständigen Wetterordnung erwarten kann.

Da es sich aber keineswegs so verhielt, dankte Gottfried von Pontow für das Ganze. Er hatte auch einen tadellosen Inspektor, zwar kaum älter als er, aber aus einer seit Generationen reingehaltenen Inspektorlinie stammend. Der hieß Marius und wohnte mit Frau und Kind in einem hübschen, massiven Häuschen, etwas seitwärts vom Herrenhaus und direkt am Gutshof gelegen.

Vor diesem eingefleischten Landmann blamierte sich Götz von Pontow doch nur durch etwaige Anordnungen und Eingriffe. Damit tröstete er sich selbst schließlich, als er nach einigen Monaten landwirtschaftlicher Abquälerei diesen Zweig menschlicher Thätigkeit, den er trotz aller Kletterversuche nicht erklimmen konnte, mit einem erleichterten Aufatmen fortschnellen ließ.

Trotzdem hatte er in Luckmühlen noch nie Langeweile empfunden. Die Jagd, dazu die eigene Ueberwachung und Verwaltung seiner Jagdgründe schuf ihm die Arbeit und den Lebensberuf, den er brauchte. Er konnte auch ganz gut einmal ein paar Tage nichts thun, ohne daß er sich unbehaglich oder unbefriedigt fühlte. Dann ritt er über seine Felder weg, bis an die Grenzen seiner Marken, und empfand eine naive Genugthuung darin, daß er in einer bestimmten Richtung von Mittag bis Sonnenuntergang reiten konnte, ohne seine Grenze zu erreichen. Allerdings durfte dann die Sonne nicht im Wendekreis des Krebses, sondern in dem des Steinbocks stehn. An langen Sommertagen unternahm er diese Stolz- und Machtritte nicht gerade.

Seine Vorfahren hatten sich bemüht, durch Landkäufe und Verdrängung bäuerlicher Existenzen die Grenzsteine immer weiter zu setzen. Rechten Erfolg hatten sie aber nur nach dieser einen, der Südwestrichtung, gehabt, und das zumeist aus dem Grunde, weil hier der Boden ziemlich leicht war und die derzeitigen Besitzer sich an den Rand ihrer Kassen gearbeitet hatten.

Marius machte aus diesem undankbaren Fetzen immer noch das möglichste. Er hatte allerdings auch keinen Gebieter, der ihm bei jedem Experiment, das etwas kostete, hemmend in die Arme fiel. Götz war im ganzen zufrieden, wenn Marius in seinem Fach möglichst selbständig auftrat, und zum Knausern fehlte ihm jedwede Veranlagung.

Eine ländliche Freude, bei der er besonders etwas draufgehn ließ, bildete ihm sein Pferdestall. Als Leutnant hatte er sich viel an Rennen beteiligt, das redete ihm jetzt seine Frau unmerklich aus. So unmerklich, daß er sich einbildete, er selbst habe die Lust verloren, und es müsse Leonore ordentlich wehmütig sein, daß er auf diesen glanzvollen Sport verzichte.

Es war und blieb jedoch eine Freude für jeden Kenner, seinen kleinen, aber auserlesenen Bestand ansehn zu dürfen. Seine Kutscher und Reitknechte bildete er sich selbst aus, es ging nicht ohne wilde Auftritte dabei ab. Die Reitpeitsche spielte ihre Rolle darin, plötzliche Entlassungen, nächtliche Fluchtversuche, hin und wieder auch eine Beschwerde beim Amtsgericht waren gewohnte Ereignisse. Aber die Weggelaufenen zogen immer wieder neue Melder heran. Der hohe Lohn und dazu die Ehre, in Herrn von Pontows Pferdestall dienen zu dürfen, wirkten mächtig. Schließlich bekam er ein kleines Dienstpersonal zusammen, das wachsam und geschult wie Jagdhunde und ebenso dressiert darauf war, einen Fluch und einen Schwips mit der Reitzerte ohne moralische Entrüstung hinzunehmen.

Frau von Pontows Lebenskummer war dieser Pferdestall mit seinen rassigen Tieren und seinen rasselosen Menschen. Sie bemitleidete die Leute nicht, sie verachtete sie und mißtraute ihnen. Wer sich so an Leib und Seele verkauft, sich so aller Würde begab, wie konnte auf den ein Verlaß sein!



Aber sie sah es von erster Stunde an: hier durfte sie keinen Einfluß üben wollen. In dem Verkehr mit seinen herrlichen Pferden nützte Götz manche brachliegende Kraft seiner Natur aus. Da hatte Frau von Pontow sogar das Reiten erlernt.

Es war und blieb ihr ein Opfer, aber sie brachte es ohne Zögern. Seine knabenhafte Freude daran wog ihr jede Beschwerde auf.

Sie handelte gut gegen ihn und klug, wie sie meinte. Aber es war die größte Unklugheit ihres jungen Lebens. Götz konnte so leicht in nichts Maß halten, auch nicht im Reiten. Die stundenlangen inneren Schmerzen nach stürmischen Galoppaden hätten sie längst belehren müssen. Aber gewohnt, sich selbst nie in Betracht zu bringen, legte sie auch dem keine Bedeutung bei.

Nach Ruths Geburt kränkelte sie lange. Dann, als die Kleine ein Jahr alt war, an einem sonnigen Herbstmorgen, überraschte sie ihren Mann in ihrem weißen Reitkleid, das er ihr selbst ausgesucht hatte, und in dem sie ihn jedesmal von neuem bezauberte.

Sie hatte lange mit sich gerungen. Im Innern saß eine Stimme, die sie warnte. Aber sie fühlte sich heute so wohl, und der Morgen war so leuchtend schön! Wenn sie ruhig ritten, konnte es ihr unmöglich Schaden thun. Ihr alter Doktor aus der nächsten Stadt war zu ängstlich, er brauchte es auch gar nicht zu erfahren. Was sollte ihr denn geschehn?

Die ausbrechende Freude ihres Mannes übertäubte das letzte Warnen ihres Innern. Er küßte ihre Hände und hob sie selbst auf ihr Pferd „Mimi", ein wunderschönes braunes Tier mit Gazellenfüßen.

„Wir reiten aber heute vorsichtig, zum Anfang," sagte er selbst.

Es blieb nicht bei dem Vorsichtigreiten. Das Reiten ist auch eine Leidenschaft, wie Kartenspiel und Liebe. Man kann sich eher ihrer ganz enthalten, als, wenn sie einen erfaßt hat, sie dämmen und zügeln zu wollen.

Als Frau von Pontow nach Haus kam, war sie ungewöhnlich blaß. Die Kinder stürmten ihr entgegen, da durchschnitt sie ein jähes Gefühl von Schreck und Reue. Die Knie zitterten ihr, und sie mußte sich setzen.

Ihr war, als würde es plötzlich dunkel.

„Was habe ich gethan?" murmelte sie, als die kleinen hilflosen Körperchen sich ihr in den Arm schmiegten, ihren Schoß erkletterten und weiche Aermchen ihren Hals umfingen.

Trotzdem ging der Schwächezustand wieder vorüber. Sie hatte oft vollständig schmerzfreie Tage und konnte sich einreden, daß alle ihre Sorge unnütz sei. Als aber ihr inneres Leiden sich immer wieder bemerklich machte, beichtete sie, blaß vor Furcht, ihrem Arzt das Geschehene. Er tröstete sie: das habe nichts damit zu thun, freilich müsse er jetzt jeden Ritt auf das strengste verbieten.

Frau von Pontow wußte nicht: war es seine wirkliche Meinung, oder wollte er sie nur über Selbstvorwürfe hinausbringen. Sie gab sich jetzt die ängstlichste Mühe, bis auf die Minute seinen Anordnungen zu genügen.

Die Stunde, in der sie vom Ritt kam und in der ihre Kinder sie umdrängten, konnte sie nicht wieder vergessen.

Nach etwa einem Jahr verlor sie den freien Gebrauch ihrer Füße. Sie konnte fast nur noch stark gestützt im Zimmer herumgehn; Gottfried, außer sich, rief einen fremden Arzt nach dem andern, eine Berühmtheit nach der andern ins Haus.

Jahrelang bildete sein Heim nur noch eine Klinik. Aerzte kamen und gingen, Operationen wurden ausgeführt, Diakonissen hantierten Tag und Nacht. Die junge Frau von Pontow rang mit allen Kräften und allem Willen gegen den entsetzlichsten Feind, der sie ihrem Mann, ihren Kindern entreißen wollte.

Ach freilich — sie war unersetzlich in diesem Haus!

Dann wieder kamen lange Monate voller Ruhe und Aufatmen. Zwar konnte sie nicht aufstehn, aber sie lag in einem weißen, weichen Krankengewand auf einem Ruhebett, das ihr Mann in das Wohnzimmer, wo es ihnen allen am traulichsten war, hatte stellen lassen. Da gab es dann noch wunderschöne Tage. Alle Hausgenossen um sie her: das fünfjährige Nesthäkchen, die süße, kleine Ruth, die mit ihren Einfällen und Plaudereien alle erheiterte. Jürgen, der Abc-Schütz, mit seinen winzigen Kenntnissen prahlend. Die stets hilfsbereite, liebevolle Anna-Beate, deren weiche Händchen es schon so gut gelernt hatten, die kranke Mama zu umhegen, und dann der fast elfjährige Erich, der Musterschüler und Kernjunge.

In diesem Kreise befanden sich auch auf Leonorens Wunsch meist der Hauslehrer Erichs und die Erzieherin der jüngeren Kinder.

Götz von Pontow aber, der Vater und Gatte, saß auf dem Diwan, seiner Frau so nah wie möglich. Er war auch heiter und glückszuversichtlich an diesen schönen Tagen.

Das letzte Weihnachten war noch das Schönste von allen gewesen. Da drängte sich alle Liebe und alles Glück noch einmal zusammen. Der Glanz der Wachskerzen ruhte warm auf Frau von Pontows bleichen Zügen. Keiner sah die Schatten, die diese helle Freude warf, und wer sie sah, wollte sie nicht sehn.

Die Wissenschaft hatte die Schmerzen und mit ihnen auch viele seelische Qual aus ihrem Leben entfernt. Es durfte still auslöschen, wie ein müde brennendes Licht.

Den ersten Veilchenkranz in diesem Jahr legte die kleine, stille Anna-Beate auf das Grab der inniggeliebten Mutter.

II.

Ersatz fürs Unersetzliche!

Wem böte es der immer bereite Tag nicht an mit seinem Wechsel von Morgen, Mittag und Nacht, mit seinem Kaleidoskop von Eindrücken! Aber der Mensch spricht sich seine eigene Wertschätzung, wie er zu diesem Anerbieten steht.

Ob er die große Lücke mit den billigen Ersatzlappen von Tageslust und Leid flickt, oder ob er klar und tapfer dem Schicksal in das große Gesicht sieht: das Unersetzliche bleibt unersetzt!

Gottfried von Pontow war wahrlich ein irdisch gebauter Mensch, dem die Erdenklumpen nur allzu reich an Leib und Seele hingen. Aber eins konnte er: ohne Betäuben, Beschönigen und Leugnen vor sich selbst eingestehn, daß er das Beste vom Leben für immer und ewig verloren habe.

Leonore konnte ihm nie ersetzt werden und durch niemand und an keiner Stelle seines Empfindens.

Ihr Stuhl blieb an seinem Herd ewig leer.

Sein erster Schmerz war ein Groll, der gegen das Geschick anstürmte. Eine ungebändigt wilde Verzweiflung. Am Morgen nach der Sterbenacht, in grauer Märzfrühe, ging er in den Pferdestall und schickte die Knechte hinaus. Dann krachte ein Schuß. Bebend standen die Leute draußen, nicht einmal jetzt, da sie ihn im Geist schon tot vor sich sahen, imstande, sein Verbot zu übertreten.

Er kam heraus, die rauchende Pistole hielt er in der Hand. Mit fahlem Gesicht, ohne ein Wort an sie zu verlieren, schritt er an der furchtgelähmten Gruppe vorbei.

Drinnen lag „Mimi“ erschossen, das schöne, wertvolle Reitpferd seiner Frau.

Gottfried von Pontow war kein anderer Mensch geworden in seiner zwölfjährigen Ehe. Er wäre es auch wohl in einer fünfzigjährigen nicht geworden. In dem steten heilsamen Zwang, den Leonorens Gegenwart auf ihn ausübte, hatte er allerdings eine edle Kunst gelernt: die Selbstbeherrschung. Sein Gefühl hatte ihm stets befohlen, sich vor ihr zusammenzunehmen, sich nie, auch nicht in Kleidung und Manieren, nicht in Müdigkeit und schlechter Laune, gehn zu lassen.

Dieser Zwang war nun jählings gelöst. Er war frei. —

Nach dem Begräbnis ritt er tagelang in Regen und Schlamm auf den Feldern umher. Dann kam er nach Haus; ohne, wie er es gewohnt war, die Kleidung zu wechseln, ging er mit den hohen, schmutzbespritzten Reitstiefeln ins Kinderzimmer.

Hier blieb er stehn und sah finster auf die mutterlose kleine Herde. Sie waren alle verstummt und sahen ihn bang und furchtsam an.

Die Erzieherin von Anna-Beate und Jürgen, die bisher am Fenster gesessen hatte, stand jetzt auf und kam heran. Sie war ein hübsches, junges Ding, tüchtig in ihrem Fach und voller Hingabe für dieses Haus. Auch sie war in tiefe Trauer gekleidet. Ihre Augen standen voller Thränen.

„Herr von Pontow,“ sagte sie leise und warm, „vertrauen Sie mir! Ich will mich mit allen Kräften und meinem ganzen Herzen bemühn, den Kindern die Mutter zu ersetzen.“

Das war ein böses Wort! Herr von Pontow wurde blaß und in nächster Minute jählings rot.

„Das kann keiner!“ fuhr er auf. „Weder Sie noch sonst ein Mensch. Und es soll es auch keiner! Die Kinder sind mutterlos und sollen es bleiben! Und sollen es wissen und ewig wissen, daß sie es sind. Nur kein Surrogat, Fräulein! Lassen Sie mir die Hand davon. Von heute an kommen mir nur noch männliche Erzieher ins Haus, denn für diese Kinder gab es nur eine Frau auf der Welt, und die ist tot!“

Das letzte Wort hatte einen Klang von Roheit. So wutvoll, so unbändig, so verzweifelter Erbitterung voll schrie sein Schmerz aus ihm.

Das Fräulein war zurückgewichen, ihre stammelnde Entgegnung, daß er sie mißverstehe, hörte er nicht mehr.

Er setzte seinen Willen durch, trotzdem Freunde und Bekannte ihm zuzureden versuchten. Seine eigene Schwester, die Regierungsrätin Chlodwig aus der Residenz, schrieb ihm bogenlange Briefe, stellte ihm eindringlich vor, daß er sich an der Entwicklung, der Zukunft seiner Töchter versündige, wenn er ihnen eine so vom Herkommen abweichende Erziehung gebe.

Er las die Briefe kaum, beantwortete sie nie. Pädagogische Erwägungen lagen ihm weltenfern, der Aufwand von Gefühlserregungen, den andere um diese Angelegenheit machten, erschien ihm beinah lächerlich. Er wollte nur das eine: kein Frauengesicht in der Kinderstube sehn. Nicht den verhaßten Anblick erdulden, daß die Arme seiner Kinder sich um einen fremden Frauennacken schlängen, daß ein leichter Tritt in diesen Räumen erklänge — daß schließlich alles wieder ins Geleise käme.

Ja: er warf alle Scherben seines zerschlagenen Lebens, alles, was wieder leise als friedliches Hausglück aufblühen wollte, der Toten in die Grube nach.

Das Fräulein mußte das Haus verlassen. Der junge Philologe, der bisher Erichs Unterricht geleitet hatte, erhielt jetzt auch Anna-Beate. Für Jürgen ward ein Elementarlehrer genommen, und die kleine

Ruth blieb, kaum sechsjährig, ohne jegliche Bewachung. Wenn der Seminarist sich ihrer annahm, außerhalb der Stunden, die Jürgens Unterricht freiließ, mit ihr und dem kleinen Bruder Spaziergänge machte oder in der Dämmerung ihnen Geschichtchen erzählte, so war das sein freier Wille. Es verlangte dies niemand von ihm und dankte ihm auch niemand.

Nur das Dienstmädchen, das die Wäsche der beiden Jüngsten zu besorgen, ihnen ihr Essen anzurichten hatte und für ihre körperliche Sauberkeit verantwortlich war, stellte das einzige weibliche Wesen vor, das mit ihnen in nähere Beziehung trat.

Was Götz von Pontow in wilder Schmerzenswut gewollt hatte, war ihm allzu gut gelungen. Leonorens Verlust blieb unersetzlich. Ja, er ward zum Unglück für dieses Haus.

Wenn befreundete Besucher kamen und die vier Kinder sahen, wurden ihnen oft die Augen naß. Aus ihren ganzen Erscheinungen sprach die Hilflosigkeit, die mutterlose Verlassenheit.

„Herr von Pontow, wenn das Ihre Frau sehen könnte!" rief einer der Freunde schmerzlich aus. „Um ihretwillen müßten Sie den armen Kindern mehr Liebe und Wärme geben!"

Er war taub bei solchen Reden. Woher die Liebe nehmen, die man ihm in dem Sarg eingehämmert hatte?

„Ich wundere mich nur," zürnte eine benachbarte Baronin, „daß er seine Kinder nicht auch erschossen hat wie das Reitpferd! Ein so maßlos selbstsüchtiger Gram ist mir in meinem Leben noch nicht begegnet."

Mochten sie alle, die ihn verurteilten, recht haben — er hatte das Recht. Kein Richter auf Erden konnte ihm einen andern Weg aufzwingen als den, den er sich erwählt hatte.

Wenn ihm manchmal, in ganz stillen Stunden, die Erkenntnis kam: Leonore würde dies auch mißbilligen, sie würde sagen — und er vertiefte sich darin, den Klang der Stimme, die Worte sich zu vergegenwärtigen — dann stieß er trotzig und wild alles von sich.

„Warum bist du tot?" zürnte er mit ihr.

Die Lebende hatte die Fühlfäden seiner Seele in Händen halten können — die Tote nicht mehr.

Hier war Leonorens Macht zu Ende. Ihr Wesen und Wollen verlosch ihm mit ihrem Leben. Seine Phantasie, sein eigener Wille führte nicht das Werk ihres Lebens fort.

Auch an dieser Stelle — ewig unersetzlich.

Jahre gingen vorüber, und die Kinder wuchsen heran. Die einzelnen Entwicklungen dieser jungen Seelen gingen dem Vater verloren, der hatte nicht die Fähigkeit, dem mit offenen Augen zuzuschauen. Er sah immer nur vor sich, was der Tag bot, und was sich vom gestrigen Tag nicht allzu sehr abhob.



Daß Erich gut lernte und ein zuverlässiger, gradsinniger Junge war, erzählte ihm hin und wieder der Kandidat. Daß Jürgen schlechter als schlecht lernte, nie seine Aufgaben regelrecht und sauber ausführte, jeden Tadel von sich ablaufen ließ wie der Hühnerhund das Wasser, und allzeit zu ungezogenen Widerreden bereit war — das aber verschwieg der Seminarist. Denn Herr von Pontow war kein Prinzipal, mit dem sich möglicherweise so etwas gut verhandeln ließ. Man konnte ja nie wissen, wie solche Eröffnungen aufgenommen wurden. Da fraß der junge Mann lieber den täglichen Aerger in sich hinein und log sich vor seinem pädagogischen Gewissen von einer Stunde zur andern durch.

Es war ein Elend mit dem Bengel, man mochte es angreifen, wie man wollte, er hatte Interesse für nichts, was den Unterricht betraf. Wenn Herr Müller ihm von Alexander dem Großen erzählte, saß er mit aufgerissenen Augen da und dachte an Alexander, Papas braunen Reithengst, auf dem einmal — ach nur einmal zu reiten der Traum seiner Tage und Nächte war. Ihm waren immer nur die Arbeitsgäule auf dem Gutshof zugänglich.

Daß Anna-Beate ein blasses, stilles Dingelchen war, immer das that, was man von ihr verlangte, und stets darauf bedacht, für andere: den Papa, den Lehrer, die Geschwister zu sorgen, das hatte sich so in das tägliche Dasein eingelebt, daß es zur Selbstverständlichkeit geworden war. Herr von Pontow dachte darüber ebensowenig nach, wie er über die Luft nachdachte, die er einatmete. Der Begriff: Anna-Beate verband sich gleichzeitig mit dem Begriff des sanften Hausgeistchens, das nur für andere schaffen durfte und nicht für sich selbst da war.

Ein ganz anderes Menschengebilde aber war die kleine Ruth. Da, wo Anna-Beate, auch vor Fremden, stets unbeachtet durchgeschlüpft war, zog sie von erstem Anfang an alle Blicke auf sich. Sie war von einer kraftvollen, gesunden Schönheit, ihre mattweiße Haut war sanft durchleuchtet, die großen, grauen Augen hatten Feuer und einen stets wechselnden Ausdruck. Ungemein lieblich fiel das rötlich braune Haar dem Kind in die schimmernde Stirn und in den Nacken. In jeder Bewegung lag federnde Kraft.

Mutterhand hätte das Kind wohl anders geleitet, als es jetzt von verhätschelnden Fremden, von einem unfertigen jungen Seminaristen, von Geschwistern, die in ihr nur das Nestküken, Mutters Kleinstes, sahen, geschah.

Wäre nicht Jürgen gewesen, der dickköpfige, blonde Bube, der keine Gefühlsrücksichten kannte und mit dem es manchmal Tatzen gab — Prinzeßchen Ruth wäre wie ein leibhaftiges Engelchen auf Wolken über die Jahre ihrer Kindheit dahingeschifft.

Allerdings — wer die Kosten jedes Zanks unweigerlich trug, war Jürgen, das schwarze Schaf der Familie. Er nahm die Rolle des schwarzen Schafs auch mit leidlichem Gleichmut hin und machte keine allzugroßen Anstrengungen, je seine Schuldlosigkeit zu beweisen.

Eines sonnigen Junivormittags sah Herr von Pontow Ruth an der Einfahrt mit einem seiner jungen Jagdhunde herumtollen. Daß es sein Jagdhund war, dem er das Spielen verboten hatte, zog zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Gruppe. Er polterte einen Fluch und stieß das Fenster auf. Ueber den weiten Platz schrillte sein Pfiff. Der Hund stutzte, dann jagte er in langen Sätzen heran. Doch plötzlich schien ihm das Bewußtsein seines Vergehens zu kommen. Er begann zu winseln, und mit eingeklemmtem Schwanz kroch er zur Erde, ein ausdrucksvolles Bild von hündischer Angst.

Aber da stand schon Ruth neben ihm. Ihre Augen blitzten vor Mut. „Papa! Du sollst ihm nichts thun! Ich hab ihn gerufen. Es war so schrecklich langweilig! Alle andern haben Schule!"

Er sah auf das kleine, lebensvolle Ding nieder. „Ja, warum hast du denn keine Schule?"

„Ich? Ach Papa, Herr Möller wollte mir ja welche geben, aber da mußte ich so über ihn lachen. Er ist so schrecklich komisch, Papa! Ehe er redet, macht er schon immer den Mund weit auf — so — und da wollte ich ihm den Federhalter reinpieken. Da wurde er aber böse, Papa! Und da hat er mich weggejagt."

„So," sagte Herr von Pontow und warf das Fenster zu.

Nein, zum Donnerwetter, das geht doch aber nicht! Das Ding muß doch etwas lernen!

Er gab sich einen Ruck und stampfte in den oberen Stock. Ohne anzuklopfen trat er in das Schulzimmer der Kleineren. Das gab einen jähen Schreck!

Der arme Herr Möller wurde geisterblaß, von wegen schlecht bestellten Gewissens. Anna-Beate mit artig geflochtenen Zöpfchen saß zwar still und tadellos vor ihrem Lesebuch, aber — o, eine Tarnkappe her, um Jürgen, in dessen Gesicht von einer jüngst stattgehabten Heulscene her noch zehn Tintenfinger die Gesichtshaut zierten, zu verbergen mitsamt dem unglückseligen Schreibheft, das den, der hineinsah, eine volle Stunde um allen Lebensgenuß bringen konnte!

Und Herr von Pontow sah hinein! Der erste von seinen Blicken fiel gerade auf dies traurigste aller menschlichen Erzeugnisse.

Er war zwar kein Anbeter pädagogischer Formeln. Von seinen Kindheitserinnerungen waren die schönsten die, wie er seine Lehrer geärgert hatte. Vielleicht waren seine ersten Hefte auch nicht schöneren Ansehns gewesen als das vorliegende.

Aber das war jetzt alles vergessen und nie gewesen. Jetzt war er der gestrenge Vater, und dies war sein Sohn, und dies war das wissenschaftliche Erzeugnis seines Sohnes, und dies war der Lehrer seines Sohnes, der berufen war, ihn in die Hallen menschlicher Weisheit einzuführen — und alles dies zusammengenommen, ergab ein Gesamtbild, das unabwendbar nach einem Donnerwetter schrie, wie es nur unter deutschem Himmel tobt.

Ganz langsam, mit einer Stimme, in der der Sturm schlief, sagte er: „Da soll doch Gott den Teufel totschlagen!"

„Herr von Pontow —" stotterte Herr Möller, natürlich stehenden Fußes, mit Umklammerung der Stuhllehne. Ihm schossen allerhand Ideen durch den Kopf, wie das Vorliegende zu erklären, zu beschönigen wäre — oder wie er, um sich selbst zu retten, Jürgen preisgäbe.

Aber der Ausführung auch nur einer Idee kam Herr von Pontow zuvor. Der klappte das Schreibheft zusammen und schlug es Jürgen ein paarmal nachdrücklich um die Ohren. Dem Jungen, den sonst niemand zu schlagen wagte, mußte die Phantasie dies sausende Pfeifen um sein Gesicht fürchterlich vergrößern, denn er brach in ein jämmerliches Weinen aus.

„So!" sagte Herr von Pontow und sah den Lehrer triumphierend an, als wollte er sagen: siehst du, mein Lieber! Ich habe nicht Schulmeister gelernt und kann's doch besser als du —

Dann warf er das Heft auf den Tisch, steckte die Hände in die Joppentaschen und fragte grob: „Warum bekommt Ruth keine Schule?"

„Ich habe es versucht, Herr von Pontow —"

„Ich weiß!" unterbrach ihn der barsch. Er schwieg einen Moment, ein Ueberdruß wallte langsam in ihm auf.

Nun hatte er Männererziehnng im Hause, und trotzdem ging alles schief! Er sah über den Schultisch hin, eine beklemmende Pause trat ein. Von nebenan tönte die dozierende Stimme des Kandidaten.

Es packte ihn plötzlich vor die Brust, wie eine Faust, die ihn schüttelte. Das ging nicht so weiter, daß er seine Kinder aufs Geratewohl Fremden überließ. Das sah er ja schon an seinen Pferden! Keine Stunde dürfen die Leute vor Kontrolle sicher sein.

Und wie es im Pferdestall ist, so wird's auch in der Schulstube sein.

Er zog die Stirn zusammen, wie eine abscheuliche Last wälzte sich diese Erkenntnis auf ihn. Da fiel sein Blick auf Anna-Beate, die ihn ernst und groß aus ihren ehrlichen Augen ansah. Es war ihm plötzlich ein Trost, diesen Augen zu begegnen.

„Du, Anna-Beate," sagte er holpernd. „Kannst du dich nicht ein bißchen um Ruth bekümmern? Vorläufig, bis ich sehe, wie alles wird?"

„Ja, Papa," sagte Anna-Beate unter hohem Erröten. Ihr junger, feiner Fraueninstinkt litt unter dem Schlag, der hierdurch dem armen Herrn Möller erteilt ward. Aber zu gleicher Zeit erfüllte sie Stolz über diese Aufgabe.

„Jürgen soll jetzt alle Sonnabend seine Hefte auf meinen Schreibtisch legen," herrschte Herr von Pontow den Lehrer an, dann ging er und warf die Thür hinter sich zu.

Fortsetzung folgt.

Der Vogelmord in Italien.

Von Hans Freiherr von Berlepsch.

Eine im vorigen Herbst unternommene Reise nach Italien hatte hauptsächlich den Zweck, mich wieder einmal persönlich über den Stand der dortigen Vogelvernichtung zu unterrichten.

Ich muß sagen, daß sie noch genau so blüht, wie vor zwanzig Jahren, ja heute infolge der fortgeschrittenen Technik — wenigstens was den Fang im kleinen anbetrifft — noch eifriger betrieben wird wie früher. Die Fangwerkzeuge sind entschieden vermehrt und vervollkommnet, dagegen hat die Zahl der erbeuteten Vögel sehr abgenommen, das sicherste Zeichen für die Abnahme unserer Vögel im allgemeinen. Ueberall hörte ich von Fängern und Händlern die gleiche Klage daß sich die Vögel seit den letzten Jahrzehnten jährlich verringerten und der Fang vielfach gar nicht mehr lohne.

Wenn ich diese Klagen auch ohnehin geglaubt hätte, so wurden sie mir aber noch dadurch bestätigt, daß einerseits der einstmals von Italien aus schwunghaft betriebene Export kleiner Vögel sehr nachgelassen ja teilweise ganz aufgehört hat und andrerseits der Preis der auf den italienischen Märkten ausgelegten Vögel sehr gestiegen ist. Während z. B. in den achtziger Jahren ein Dutzend „piccoli uccelli" (kleiner Vögel) — das sind alle nur denkbaren Arten bis zu Rotkehlchen- und Finkengröße — durchschnittlich 30—50 Centesimi kosteten, ja bei reichlichem Fang an warmen Tagen — wo das Versenden nicht angängig ist — bis 5 Centesimi fielen, so ist der heutige Preis für ein Dutzend der gleichen Vögel durchschnittlich bis auf 80 Cent. oder 1 Lire gestiegen. Relativ billig sind nur die bitter schmeckenden Sperlinge geblieben — fast ausschließlich Feldsperlinge, den Haussperling habe ich nur sehr selten darunter gefunden — die, täglich in großer Masse ausgelegt, das Dutzend für 50—60 Centesimi und gewiß auch noch billiger zu haben waren.

Wenn man die Menge der täglich ausgelegten Vögel sieht, ist's allerdings kaum glaublich, daß sie alle an einem Tag und in der einen Stadt gegessen werden können. Es erklärt sich nur daraus, daß kleine Vögel ein Nahrungsmittel oder Leckerbissen in gleicher Weise des armen Arbeiters, wie des reichen Mannes sind, und besonders der zahllosen, gerade zu jener Zeit in Italien anwesenden Fremden nicht zu vergessen. Ja, gerade die sich jährlich mehrenden internationalen Hotels halte ich für die Hauptkonsumenten der unzähligen Vögel.

Der Mann des Volkes läßt sich seine Vögel vielfach in den öffentlichen Garküchen braten, denen auch ich zu meiner Belehrung öfters einen Besuch abstattete. Hier werden die Vögel, je nach Wunsch der Liebhaber, meist dutzendweis, abwechselnd je ein Vogel, eine Scheibe Semmel und ein Salbeiblatt, auf Spieße geschoben und über Holzkohlenfeuer gebraten. Eine Viertelstunde genügt, die kleinen Körper im eigenen Fett fertig zu braten, worauf sie dann mit den gleichfalls mitgerösteten Semmeln sogleich an Ort und Stelle verspeist werden.

Die meisten Vögel, und gewiß nicht weniger als ehedem, sah ich in Mailand und Florenz, auffallend weniger als früher dagegen in Como und den verschiedenen kleineren Städten. Auch hierfür liegt der Grund in der allgemeinen Abnahme der Vögel. Während früher so viele gefangen wurden, daß alle Märkte reichlich versorgt werden konnten und noch genug zu schwungvollem Export übrigblieben, ist heute die gesamte Ausbeute Italiens kaum noch für die eigenen großen Städte genügend. Wenn man deshalb von der großen Menge, die man auf den genannten Märkten sieht, einen Schluß auf die Gesamtzahl der vernichteten Vögel ziehen wollte, so würde man entschieden fehlgehen. Die dort angehäuften Massen stammen von überall und teilweise von sehr weit entlegenen Gegenden. Fänger und Händler erster Hand entziehen ihre Beute den eigenen Landsleuten, weil sie in den großen Städten bei dem beständigen hohen Verbrauch auch eines höheren und gleichmäßigeren Gewinns sicher sind, als in den kleineren Orten.

In Mailand wie in Florenz sah ich ganz ungeheure Massen Vögel, wohl täglich zwischen 20—30 000 Stück. Ihre Arten wechseln natürlich je nach der Jahreszeit und den entsprechenden Wanderzügen. Während meiner vorjährigen Beobachtungen in der ersten Hälfte des Oktober bestand die größte Masse der vernichteten Vögel in Lerchen und Rotkehlchen, von welch letzteren an manchen Morgen auf einem Markt gewiß 3—4000 Stück zusammengetragen waren.

An einigen Haufen Rotkehlchen fiel mir auf, daß jedem Tierchen ein Unterschenkel zersplittert war, und ich erfuhr, daß sich diese in archetti (unsern Sprenkeln) gefangen hätten, wobei das Zersplittern eines Beins unvermeidlich sei. Das Wunderbarste ist aber dabei, daß durch Sprenkelfang, womit doch immer nur ein Vogel erbeutet werden kann, und jeder Sprenkel bekanntlich eine sowohl zeitraubende Anfertigung wie auch Bedienung erfordert, überhaupt solche Massen zusammenkommen können. Denn wenn auch die auf diese Weise erlegten Vögel nur einen kleinen Bruchteil der mit Netzen gefangenen ausmachen, so konnte ich doch immerhin manchen Morgen viele Hunderte von Vögeln mit zersplittertem Bein konstatieren.

Nächst Lerchen und Rotkehlchen folgten der Zahl nach die verschiedenen Drosseln — auch hier leider neben Mistel-

und Weindrossel hauptsächlich unsere herrliche Singdrossel. Uebrigens sind auch bei uns nach zuverlässigem statistischem Material von den jährlich gefangenen sogenannten Krammetsvögeln etwa 60 Prozent Singdrosseln, 4 Prozent andere nützliche Insektenfresser. Der eigentliche Krammetsvogel ist Anfang Oktober noch gar nicht eingetroffen.

Abweichend gegen meine früheren Beobachtungen werden jetzt in Oberitalien auch Wachteln feilgeboten. Diese werden aber nicht dort gefangen, sondern kommen aus Süditalien, hauptsächlich aus der Kampagna und aus Capri. Uebrigens werden die Wachteln noch mehr wie in Italien in Aegypten vernichtet. Nach der „Ornithologischen Monatsschrift“ betrug im Jahr 1898 die Ausfuhr lebender Wachteln von dort 1 275 490, woron 1 088 490 nach Frankreich, bezw. über Frankreich nach England, 92 000 direkt nach England, 70 000 nach Italien und 25 000 nach Malta gingen.

Die Wachteln werden, wie ich auf italienischen Märkten öfter gesehen habe, lebend (!) zu je 50 Stück in flache, an der einen Seite mit Draht und oben mit Leinewand verschlossene Kisten verpackt, von denen oft ein Dutzend und mehr übereinanderstehen. Je nach Bedürfnis werden die Insassen herausgeholt, mit dem Kopf auf den Tisch geschlagen, während man ihnen zugleich den Brustkasten eindrückt und die erst halbtoten, noch mit den Flügeln schlagenden Tierchen zu rupfen beginnt. Alles dies, auch das Rupfen geht mit so unglaublicher Geschwindigkeit, daß es wohl kaum eine Minute dauert bis eine Wachtel zum Braten fertig hergerichtet ist und eine andere an die Reihe kommt.

Aber ich war, wie gesagt, nicht nur auf den städtischen Märkten, auch die mir von früher her bekannten Fanganstalten in den Bergen um die Seen herum habe ich wieder aufgesucht. Auch dort fand ich alles noch beim alten. Die kleineren Fanganstalten bestehen meist auch jetzt noch nur aus einem roccolo, wogegen auf den größeren neben solchem sich auch noch eine pressanella, verschiedene passata (diese drei Ausdrücke bezeichnen die gebräuchlichsten italienischen Fangmethoden durch Netze) und etwas abseits auch öfters noch ein Vogelherd befindet.

Daneben wartet der Vögel auf Schritt und Tritt noch die Vernichtung im kleinen durch Sprenkel, Leim, Schlagbauer, Schlagnetz u. s. w., und diese Mordwerkzeuge sind seit meiner letzten Anwesenheit in Italien entschieden noch verbessert und vermehrt worden. Auch über die Lockvögel und die Art ihrer Verwendung kann ich nichts Neues berichten. Eine große Anzahl ist nach wie vor geblendet und verriet diesen alten Greuel trotz unfreundlichen Herbstwetters schon von weitem durch lauten Gesang.

Neu trat mir nur auch hier auf den Fangstellen die Klage entgegen: es giebt keine Vögel mehr, alljährlich werden sie weniger, und trotzdem sie heute doppelt so viel kosten wie früher lohnt sich der Fang nicht mehr. Nun, ich glaube genug Beweise von der Abnahme unserer Wandervögel gesammelt zu haben, um daraus erneut die traurige Thatsache feststellen zu können, daß sich unsere europäische Vogelwelt im steten Schwinden befindet. Unsere Zugvögel wandern — abgesehen von ganz verschwindenden Ausnahmen vereinzelter Amseln, Finken, Stare — heute noch genau so wie früher, und auch die Straßen, die sie ziehen, sind die gleichen geblieben; was anderes kann also wohl der Grund ihres immer spärlicheren Erscheinens in Italien sein, als daß sie eben immer weniger werden?

Nun bin ich aber weit davon entfernt, diese Abnahme der Vögel lediglich auf die Vogelvernichtung des Südens schieben zu wollen. Nein, gewiß nicht! Die Abnahme ist vielmehr in erster Linie die Folge der immer mehr fortschreitenden Kultur, wodurch, und zwar hauptsächlich durch die intensive Land- und Forstwirtschaft, die Vögel ihrer Lebensbedingungen, besonders hinreichender und zusagender Nistgelegenheiten, beraubt werden. Wohl aber ist jene Vernichtung in Italien als sehr schwerwiegender zweiter Faktor zu betrachten, indem dadurch die so wie so schon verringerten Zugvögel nun noch vollends zu Grunde gehen. Deshalb ist der italienische Vogelfang jetzt noch verderbenbringender als früher, weil die Vögel damals bei den noch unbeschränkten Nistgelegenheiten dem einen Angriff von seiten des Menschen noch wiederstehen konnten. Jetzt aber, wo ihnen auch noch in der Kultur ein Feind entgegentritt, bestürmt sie ein doppelter Vernichtungskrieg, dem sie, tritt nicht bald Wandel ein sicher unterliegen werden.

Daraus erhellt denn also auch, daß wir zur Erhaltung und Wiedervermehrung unserer Vögel gegen beide Feinde zu Felde ziehen müssen, also sowohl weiter fortfahren, den Vögeln ihre Lebensbedingungen, hauptsächlich Nistgelegenheiten, wieder zu schaffen (Aufhängen von naturgemäßen Nistkästen, Anlage von Vogelschutzgehölzen, Winterfütterung, Vernichtung der Vogelfeinde), als auch, und zwar mit aller Energie, dafür sorgen müssen, daß das von den meisten europäischen Staaten bereits unterzeichnete und hoffentlich nun bald in Kraft tretende internationale Vogelschutzgesetz auch von Italien angenommen werde.

Ich habe mich in Italien ferner überall darüber zu unterrichten versucht, wie man dort selbst über den Vogelfang denkt und wie man sein Verbot aufnehmen würde, und kann nur sagen, daß ich größtenteils auf sehr vernünftige Ansichten gestoßen bin. Die Leute sehen den Schaden, den sie sich und der Allgemeinheit durch ihre Vogelvernichtung zufügen, sehr wohl ein, sie klagten vielfach über neuerdings bei ihnen dadurch verschuldete Insektenepidemien und selbst für das ethische Moment fand ich Verständnis. Aber überall fand ich auch die gleiche, und wie wir leider zugeben müssen, sehr berechtigte Entschuldigung, daß es ja anderswo ebenso gemacht werde, und besonders auch bei uns, in dem ewig Moral predigenden Deutschland, noch der Drosselfang (Krammetsvogelfang) erlaubt sei. Als Verbreiter dieser traurigen Wahrheit unter der italienischen Bevölkerung mußte ich mich nun leider selbst entdecken, da meine Schrift „Allgemeiner Vogelschutz, seine Begründung und Ausführung“ auch in das Italienische übersetzt ist und dort ziemlich große Verbreitung erfahren hat. Die betreffende Stelle meiner Schrift lautet: „Aber haben wir wohl ein Recht, solches (den Vogelfang) verbieten zu wollen? Können wir dem Italiener überhaupt nur einen Vorwurf machen, daß er unsere Vögel fängt, so lange wir selbst jene Vögel die, von Norden kommend, bei uns Gastfreundschaft suchen, in gleicher Weise durch den Krammetsvogelfang vernichten? Nein, gewiß nicht! Wollen wir dem Südländer diesbezügliche Vorschriften machen, so müssen wir vor allem erst vor der eigenen Thür kehren.“

Dies habe ich nun zwar nicht gerade für die Italiener geschrieben, aber wahr ist es jedenfalls, und Wahrheit darf jeder wissen. Deshalb mit diesem Greuel erst mal bei uns aufgeräumt! Dies erachte ich als erste Vorbedingung zu erfolgreichen Unterhandlungen, und erst dann werden wir hoffen können, daß dem internationalen Uebereinkommen zum Schutz der europäischen Vogelwelt auch Italien beitritt.

Aber nochmals mahne ich zu energischem Handeln, ehe es zu spät ist, denn die in Italien gesammelten Beobachtungen sprechen eine zu ernste und untrügliche Sprache, als daß man hier noch länger eine abwartende Haltung einnehmen darf.



Grossherzogin Luise von Baden und ihre Kinder, Erbgrossherzog Friedrich und Kronprinzessin von Schweden.

Großherzog Friedrich von Baden.

Zur Feier seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums.

Von Dr. Josef Ettlinger.

Im badischen Land giebt es heute nur noch recht wenig Leute, die sich entsinnen können, daß je ein anderer Fürst im Schloß zu Karlsruhe residiert hat, als der jetzige Großherzog: schon die dritte Generation wächst unter dem Schirm seiner Regierung heran, und so sind die Fäden, die hier Fürst und Volk verbinden, allmählich immer dichter und immer stärker geworden. Gleich in den ersten Jahren, als der sechsundzwanzigjährige Prinz Friedrich in unruhiger Zeit unter den schwierigsten Verhältnissen die Regentschaft übernahm, gewann er sich rasch die Herzen der Badener; und diese Liebe, die nicht etwa eingeimpften Loyalitätsgefühlen, sondern der warmen persönlichen Verehrung für einen wahrhaft verehrungswürdigen, in seiner Hochherzigkeit hundertfach erprobten, gütigen Menschen entspringt, hat sich seither von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vervielfacht und vertieft, wenn sie auch selten in Böller- und Hurrageräuschen lärmenden Ausdruck suchte.

Was aber dieses innige familiäre Verhältnis zwischen Volk und Landesherrn begründet und ihm so wetterfeste Wurzeln gegeben hat, das waren nicht so sehr die seltenen menschlichen Vorzüge seiner Persönlichkeit: vor allem war es die unbedingte Achtung, die der Großherzog von jeher für den verständigen Volkswillen bekundet und für die er, ein durch und durch liberaler Fürst, mehr als einmal sein eigenes Empfinden mit weiser Selbstbeherrschung aufgeopfert hat. Niemals im Lauf dieses ereignisvollen Halbjahrhunderts war in dem badischen Land ein Wille mächtig, der mit dem der Mehrheit seiner Bürger im Widerstreit stand, und dieser gegenseitigen Anerkennung und Achtung zwischen Regenten und Regierten dankt Großherzog Friedrich mehr als allem andern seine beispiellose Popularität.

Der hervorleuchtende Grundzug seines Charakters, bei aller Willensstärke und dem Festhalten an der eigenen Ueberzeugung stets das persönliche Wollen dem Gemeinwohl und dem Dienst einer großen Idee unterzuordnen, diese vornehmste und für einen Kronenträger sicherlich schwerste Form der Bescheidenheit hat ihm auch seine unvergeßliche Rolle in der Geschichte der deutschen Reichsgründung zugewiesen. Wie er im eigenen Land den antimacchiavellistischen Grundsatz vertrat, daß der Fürst nur der erste Diener seines Staates zu sein habe, so fühlte er sich als Souverän eines deutschen Teilgebiets durchaus als ein Diener der Reichsidee und hat seine früh gewonnene Ueberzeugung von Preußens historischem Beruf zur führenden Bundesmacht mit Entschlossenheit und opferfreudigem Idealismus bis zum Ziel verfolgt. Es war deshalb kein Zufall, es kam ihm allein vor allen deutschen Fürsten zu, daß er in

Versailles das erste Lebehoch auf den neugewählten Deutschen Kaiser ausbrachte, denn sein unerschütterliches und vorbildliches Wirken für die Schöpfung des geeinten Reiches war einer von den großen Faktoren, denen die Errungenschaften des Jahres 1871 zu danken sind, und das deutsche Volk weiß wohl, weshalb es dem Großherzog von Baden eine so herzliche Verehrung bewahrt.

Sicher am stärksten unter den nichtbadischen Einzelstaaten sind an diesem Tribut der Sympathie für Badens Fürsten die mit seiner Hilfe zurückgewonnenen Reichslande beteiligt. Die Thatsache, daß gerade der Großherzog mit seinem gewinnenden und herzensfreundlichen Wesen die militärische Generalinspektion über die neuen Provinzen übernahm und dadurch regelmäßig seit vielen Jahren mit der elsaß-lothringischen Bevölkerung in persönliche Berührung kommt, hat namentlich in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg viel dazu beigetragen, die Gegensätze auszugleichen. Und wenn auch der Gedanke, das Elsaß mit seinem rechtsrheinischen Nachbarstaat zu einem Königreich Baden zu vereinigen, der eine Zeitlang gerade auf elsässischem Boden ernsthaft gehegt und erörtert wurde, praktisch von vornherein undurchführbar war, so bewies doch sein Aufkommen und der Anklang, den er in der politisch reifen Bevölkerung fand, welche segensreiche Wirkung man sich von einer Regierung des Großherzogs im Vogesenland versprach.

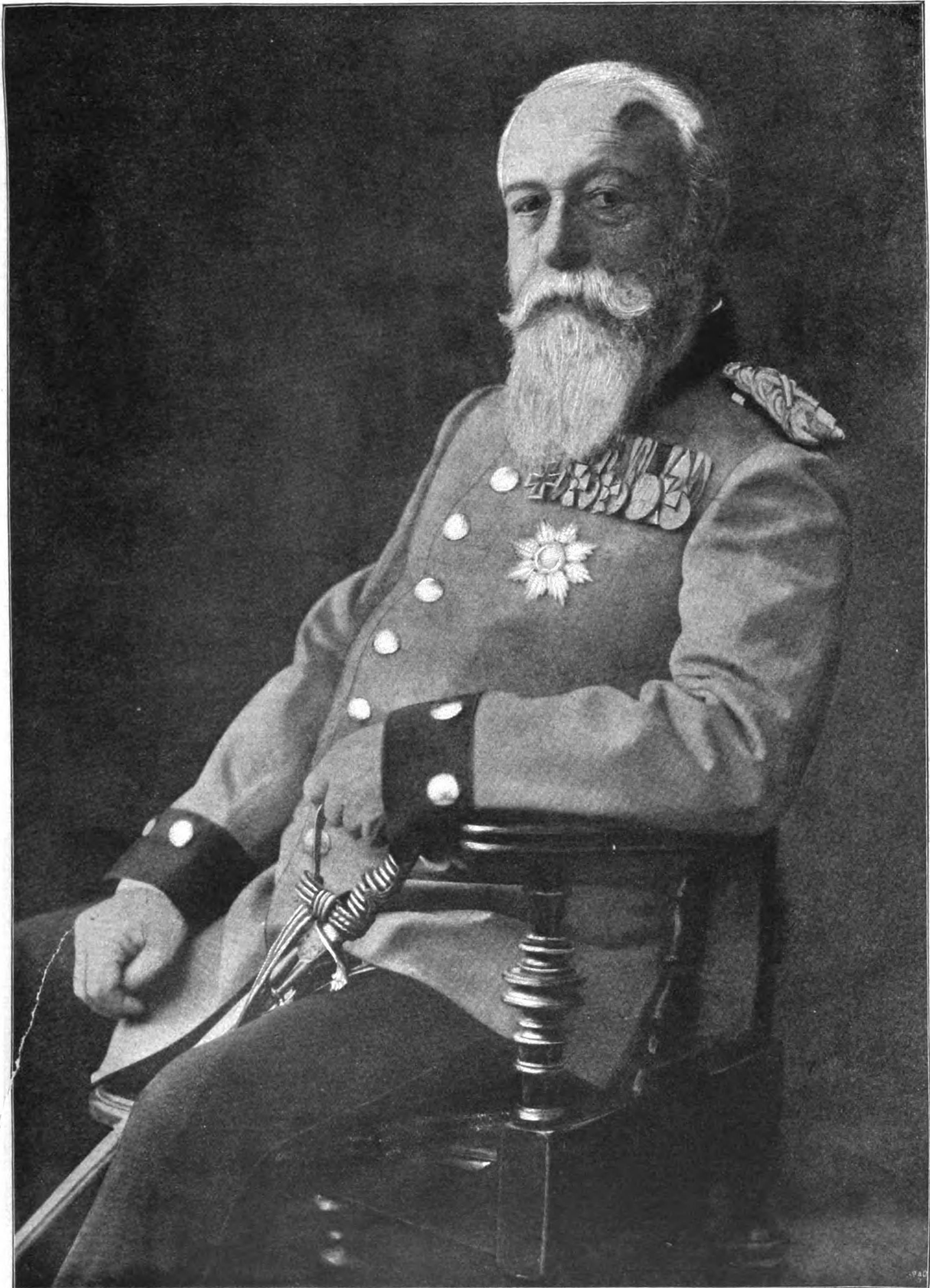


Grossherzog und Grossherzogin von Baden
mit ihren Enkeln, den ältesten Prinzen von Schweden.
Aufnahme aus dem Jahr 1883 von Hofphot. Th. Schuhmann und Sohn.

Man darf das Leben dieses Fürsten überblicken, nach welcher Richtung man will, man findet überall und in jeder Epoche dasselbe klare Bild eines aufrechten, lauteren, von reiner Güte beseelten Charakters, dieselbe Verkörperung mannhafter Ueberzeugungstreue, unbestechlicher Gerechtigkeit und unablässiger Pflichterfüllung. Es gewährt einen beinahe ästhetischen Genuß, das Wirken dieser harmonischen Persönlichkeit in seinem ganzen Entwicklungsgang bis zur Stunde zu verfolgen: nicht nur das Ideal eines modernen, aufgeklärten Fürsten findet man darin wieder, sondern, was so viel mehr sagen will, das Ideal eines großen Zielen dienenden Menschen. Wer immer Gelegenheit gehabt hat, mit dem Großherzog zu sprechen oder ihn sprechen zu hören, hat sich dem be-



„D'r Gross'erzog isch do!"
Phot. E. Kempke.



Neuste Porträtaufnahme des Grossherzogs Friedrich von Baden.
Phot. Th. Schuhmann und Sohn, Karlsruhe.

zwingenden Zauber dieser vornehmen Persönlichkeit, der durch die äußere Erscheinung noch verstärkt wird, nicht entziehen können. Und diese Gelegenheit genießen alljährlich viele Tausende; denn der Großherzog läßt sich nicht nur bereitwillig bei jedem, auch dem bescheidensten festlichen Anlaß in den einzelnen Landesteilen sehen und ergreift dann wohl auch selbst gern das Wort zu einer Ansprache, sondern er gewährt auch allwöchentlich einmal — oft fünf und sechs Stunden ununterbrochen stehend — jedem ohne Unterschied persönliche Audienz, den ein begründetes Anliegen zu ihm führt. in dem Trauerjahr 1888 auf das härteste trafen. Seit jenem Jahr lebt das großherzogliche Paar zumeist allein für sich: den Prinzen Ludwig riß damals eine jähe Krankheit plötzlich ins Grab, die einzige Tochter Viktoria weilt als Gemahlin des schwedischen Kronprinzen teils in der Mälarresidenz, teils ihrer Gesundheit wegen im Süden, und den Erbgroßherzog halten seine militärischen Pflichten von der engeren Heimat fern. Der Großherzog selbst verläßt das Land, von den Besuchen am Berliner Hof abgesehen, nur noch sehr selten, höchstens um ein paar Kurwochen in St. Moritz zu verbringen, wenn er



Der Grossherzog von Baden mit dem Grafen Haeseler auf der Heimfahrt vom Manöver.
Phot. E. Jacobi, Metz.

Dieser bürgerlichen Schlichtheit seines Wesens und Auftretens entspricht auch der ganze Hofhalt und das Privatleben des Großherzogs, aus dem Luxus und Etikette völlig verbannt sind, so weit nicht Pflichten der Repräsentation sie erfordern. Auf diesem Gebiet hat das stille, taktvolle und feinsinnige Wirken der Großherzogin Luise, in der ihm seit sechsundvierzig Jahren eine Gefährtin von reichen und bewährten Herzensgaben zur Seite steht, stets dankbare Bewunderung im Lande gefunden, nicht minder wie ihre außerordentliche organisatorische Thätigkeit für das Wohlthätigkeits- und Erziehungswesen. Die Liebe zu diesem ihrem Lebenswerk haben ihr auch die schweren Schicksalsschläge nicht verkümmern können, die das badische Fürstenhaus besonders nicht St. Blasien oder Badenweiler vorzieht: sonst ist neben den Residenzen in Karlsruhe und Baden-Baden die kleine Bodenseeinsel Mainau mit ihrem einfachen Schloß noch immer der bevorzugte Sommeraufenthalt.

So steht heute die ehrwürdige und liebenswerte Gestalt Großherzog Friedrichs im Abglanz eines an Kämpfen und Siegen, an Frucht und Segen reichen Lebenswerks an der Schwelle seines sechsten Regierungsjahrzehnts. Und mit dem badischen Volk fühlen sich ungezählte Deutsche im Reich und jenseits des Weltmeers in dem warmen Herzenswunsch eins, daß diesem sich selbst und seinen reinen Vorsätzen allezeit getreuen Fürsten noch ein langer und leidensfreier Lebensabend zum Wohl seines Landes geschenkt sein möchte.



Frische Blumen.



Der Phonograph.

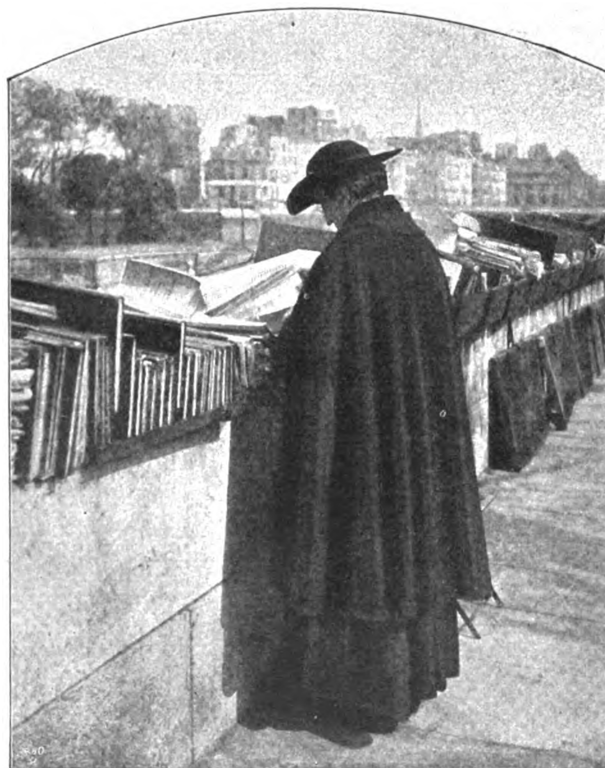
Vom Pariser Pflaster.

Von Elsbeth Meyer-Förster.

Hierzu 9 photographische Momentaufnahmen von Valla, Paris.

Es ist ein solches Herzensvergnügen, durch das Straßengewirr von Paris zu fliegen — sei's in einem Fiaker, sei's in einem Automobil, sei's, mit dann allerdings recht langsamen Flügeln, vom hohen Perron der Tramway aus — eine solche Lust, die Wogen dieses unendlichen Lebensmeeres zu durchschneiden, daß ich mir keine größere im Tagesprogramm eines Pariser Vergnügungsaufenthalts weiß. Nicht, daß mir die Formen und Farben neu wären, die sich da unter, neben, vor mir um das Rädergeleis meines Vehikels gruppieren: es sind die Formen und Farben jeder Weltstadt. Aber in ihrer Gruppierung, in dem wie unbeabsichtigt erscheinenden Wirken der Gegensätze und wieder der Harmonien liegt dieser große Reiz, in der geradezu künstlerischen Sorgfalt, die auf Effektentfaltung verwendet ist, in der Grazie jedes Einzelbildes.

Laßt euch nieder mit mir in einem Passagecafé des ewig belebten Boulevard des Italiens und betrachtet den unaufhörlichen Scenenwechsel, der sich vor euren Blicken entrollt!

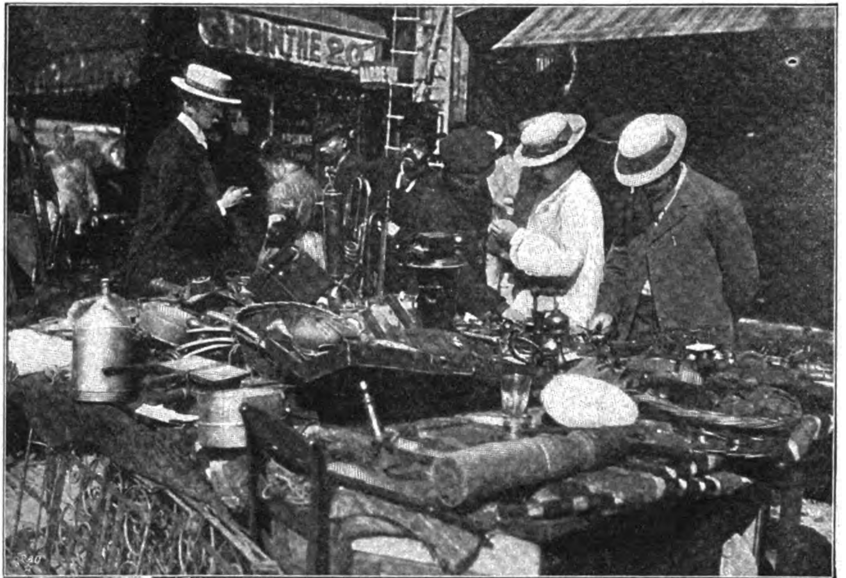


Ein Bücherliebhaber.

Da sind es zuerst die Passanten, und von diesen wieder die weiblichen, die Figurinen dieses Welttheaters, die uns fesseln. Mit ihrem leichten, sieghaften Schritt einer nie allzu eiligen Pariserin bewegen sie sich durch die Menge, die Kleider zusammenraffend und über dem eleganten Schuh hochhebend, gleich den Tänzerinnen, deren Trick es ist, ihre geschickten Füßchen in immer neuer und immer vorteilhafter Pose zu zeigen. Du kannst nur schwer auf den ersten Blick einen Unterschied zwischen Geschäftsmädchen und Dame machen. Denn eine borgt von der andern — die erste von der sorglosen Eleganz der zweiten in Haltung und Miene, die zweite von der ersten die frische Ursprünglichkeit und muntere Koketterie des Blicks, des Plauderns, des Lachens und das südlich schlendernde Verweilen, da, wo es was zu sehen, zu

bewundern giebt. Selbst jüngere Frauen dürfen es wagen, genießend im Wirrwarr des bewegten Straßenlebens niederzusitzen und vom kleinen, mitten auf dem Trottoir stehenden Marmortisch eines Boulevardcafés oder eines Restaurants aus sich das Treiben und die Maskenbuntheit anzusehen, die nicht nur für die Männer gemacht sind.

In Paris ist ein immerwährender Kontakt zwischen dem Publikum und den Akteuren des großen Theaters: der Straße. Vor den bunten Wagen der fliegenden Buchhändler gruppieren sich Kauflustige, öffnen die Zeitungen, schlagen die Bücher auf, lesen wohl auch interessiert eine Spalte. Der Hütejunge aus Neuilly oder Boulogne wandelt ungeniert mit seiner Ziegenherde den



Allerhand Kleinigkeiten.



Eine fliegende Apotheke.

eleganten Boulevard Haußmann entlang, und im Bois de Boulogne lagert er sich auf einem Rasenplatz und verkauft den Kindermädchen seine Ziegenmilch. Der Phonograph postiert sich mit seinem Kasten an einer beliebigen Straßenecke, läßt Operettenarien und Bruchstücke aus der neusten pikanten Posse „los“, und selbst der Abbate, der sich unauffällig und neugierig in der Nähe aufgepflanzt hat, hört ihm schmunzelnd zu. Jeder und jedes Ding will wirken, verdienen, genießen, profitieren innerhalb dieses Jahrmarktrahmens der Straße, jeder will etwas von der allgemeinen Lebensfreudigkeit mit auf sein Endchen Weg nehmen, und darum verjagt man auch nicht von den Bänken in der Nähe eines Konzertplatzes oder einer Schaustellung die Zaungäste und Lumpazivagabunden, die Frauen aus dem Volk, die unter dem großen Kattunmantel den Säugling an ihrer Brust verbergen, und die Bettler und Invaliden, diese alten weißköpfigen Herren der Republick, die sich im Sonnenschein der Vorstadtplätze die Geschichte ihrer Stelzfüße erzählen, weggeworfene Zigarrenstummel vorübereilender Passanten weiterrauchen und sich gegenseitig monsieur anreden. Ein Straßenbild, wie es sich dann in noch viel gesteigerterer Mannigfaltigkeit und Lust bei großen öffentlichen Volksfesten, zum Beispiel am Aschermittwoch entwickelt — das ist vollends ein Schauspiel, wie man es bis ans Lebensende nicht vergißt. Vom Glasdach einer Riesenveranda habe ich diesem Märchen zugesehn, und ich bin sicher, es war eins aus „Tausend und einer Nacht“. Das Glasdach war bis auf den letzten Platz vermietet an solche, die's bezahlen konnten — da saßen ringsum an den Tischen, auf denen die silbernen Theekannen und die hellen Weinkaraffen glänzten, ungezählte Damen und Herren und Kinder, die Damen in großer Toilette, die Kinder in



Auf dem Boulevard des Italiens: Mittagsruhe.



Die Lieblinge der Kinder.

Masken, die Herren im Frack. Unten, tief unter uns brodelte die Volkslust von mi-carême, da schwankte und wankte zwischen den Ufern der Boulevards das Meer, die schwarze, undurchdringliche Menge.

Dann kam der Umzug. Trompetenstöße, die die Menge elektrisierten, verkündeten ihn. Riesenwagen von antidiluvianischer Form, bepackt mit Treppen und Thronen und Podien, auf denen das bunte Maskengewimmel sich lagerte, ziehen im Glanz ihrer Kränze, Guirlanden, Teppiche, Gold- und Silberschabracken langsam durch den von unzähligen reitenden Schutzleuten gebahnten Weg. Die süßen Königinnen nicken von oben herab, sie können von ihrem himmelhohen Thron in die Wohnungsetagen der Boulevardbewohner sehen. Alle Fenster, alle Balkons, alle Hausdächer sind schwarz von Menschen, sie verneigen sich für heute vor diesen reizenden Königinnen der Hallen.

Und Wagen- auf Wagenburg, Holzthron auf Holzthron schlängelt sich vorbei; auf diesem musiziert man, dort tanzt man Ballett, von jenem wirft man Blumen. Von Minute zu Minute steigert sich der Taumel, Frauenschreie erklingen, die mächtigen Pferde der Schutzleute werfen die Hufe auf gegen die immer wilder drängende Menge, zitternde Kinderstimmen jammern aus der eingekeilten Enge auf, Männer heben ihre Frauen auf den Arm. — Endlich ist der Zug vorbei. Halberdrückte dürfen wieder aufatmen, Lücken voll Luft und Licht bilden sich zwischen den Haufen. Doch nun stürzt der Konfettiregen nieder, Hunderte und Tausende, Hunderttausende blauer, kleiner Säcke werden geleert, wie man sie seit frühem Morgen an allen Straßenecken kauft, ein Regen, nein, ein Hagelschauer von bunten Papierflittern geht über die Stadt und ihre Schaulustigen nieder. Alle Frauen sind gesprenkelt mit bunten Papiertupfen, alle Zylinder tragen ein



Auf dem Wege zum Bassin.

Warenlager davon auf ihrem Rand. Die Straßen sind fußhoch mit dieser gleichmäßigen Papierlast bedeckt, man watet wie in tiefem, raschelndem Laub. Die Dämmerung kommt, die Lust vertieft sich, wird zügelloser, die Klugen eilen heim.

Das ist mi-carême, der Hochmoment des Straßenlebens von Paris, der Kulminationspunkt seiner sinnlichen Lust.

Am andern Tag haben die Straßen ihr gewöhnliches Aussehen wieder, und von neuem treten die anmutigen und drolligen Scenen des Straßenerwerbslebens mit der Eleganz der großstädtischen Etablissements in Wettbewerb, um sich unsere Beachtung zu erringen.





Kinderspiele im Tuileriengarten.

Der Madonnensammler.

Erzählung von Meta Schoepp.

Fortsetzung.

Vergeblich zerbrach sich Paul Erich den Kopf darüber, womit er Axel beleidigt haben könnte. Wissentlich nie! Aber Axel konnte ihn nicht leiden; das fühlte er. Und seitdem er da war, waren auch die andern anders geworden. Ja, ganz anders.

Ein einziges Mal hatte er ihn gefragt, weil ihm das Herz gar zu voll war und er eine unbezähmbare Sehnsucht nach Frieden hatte. An jenem traurigen Abend war's, kurz vor Weihnachten, als sich alle rüsteten, nach Haus zu reisen, und er in der Pension bleiben mußte, weil seine Eltern den Winter im Süden zubrachten. Keller hatte vor dem Spiegel im Speisesaal gestanden und mit zwei Bürsten sein Haupthaar „menschlich" gemacht, ohne scheinbar auch nur die geringste Notiz von ihm zu nehmen, der so traurig am Fenster lehnte und so einsam war. Da hatte er's gewagt. Sein Herz klopfte allerdings stürmisch, und er sah sehr bleich aus, als er auf den Aelteren zutrat.

„Mir ist's, Baron Keller, als wenn Sie manchmal unfreundlich zu mir wären," sagte er, „wenn ich Sie einmal verletzt haben sollte, bitte ich um Verzeihung."

Und Axel hatte ihn aufs höchste überrascht angesehen und mit dem Kopf geschüttelt.

„Aber nein, Graf, durchaus nicht! Amüsieren Sie sich nur recht gut zu Weihnachten," und flüchtig hatte er ihm die Hand gereicht und war hinausgegangen. Und Paul Erich war's, als unterdrückte er nur mühsam ein Lächeln. Sicherlich hatte er's den andern gesagt, denn bei Tisch versicherten sie sich alle, daß man sich nicht beleidigt fühlte, daß man aber den andern um Verzeihung bäte.

Ach, jenes schreckliche Weihnachten! Dieses Fest der Liebe in der Einsamkeit zugebracht! Allen war er im Wege, er mit seinem verschlossenen Charakter. Er stimmte gar nicht froh wie andere Kinder mit seinen sehnsuchtsvollen, traurigen Augen. Und eigentlich war er auch gar kein Kind. Niemand wußte, was man mit ihm anfangen sollte. Und darum schickte ihn die Frau Direktor morgens und abends in die Kirche. Da störte er wenigstens nicht.

Wie lange wohl Baron Keller in der Pension blieb? Und wenn er doch wenigstens so sprechen würde, daß er es auch verstand; daß er nicht immer denken mußte, er hätte ihn zum Thema.

Sie saßen bei der Abendmahlzeit, und der Direktor fragte, welche Pläne seine Schüler für die Zukunft hätten. Offizier und Richter und Künstler — einer wollte Reichskanzler werden, der war erst seit einem Vierteljahr in der Schule. Keller selbstverständlich Offizier, wie alle seine Brüder und Vettern, trotzdem er brustkrank war.

„Und du, Paul Erich?"

„Ich weiß nicht."

„Hast noch nicht darüber nachgedacht?"

„Papa hat noch nicht mit mir darüber gesprochen."

„Kann ich mir denken," sagte Keller gutmütig. Aber einige lachten. Paul Erich errötete.

„Und ich bin ja auch noch so jung."

„Und aus so streng feudaler Familie," sagte Keller, „nicht wahr, Graf?"

„Ja."

Und wieder lachten einige, und Axel betrachtete ihn so spöttisch — sollte das eine Beleidigung sein? Feudal? Was kann das heißen?

Der Direktor wechselte sofort das Thema und sandte Keller einen ärgerlichen Blick. Und Paul Erich wußte, daß es ihn betraf, und seine Schläfen fingen an zu hämmern, und er wurde ganz weiß im Gesicht. Und trotzdem dachte er, daß er sich lächerlich machte, weil er nicht wußte, was das Wort zu bedeuten hatte.

Warum er nur immer dachte, daß man ihn beleidigen wollte?

Keller erzählte in der Arbeitsstunde von seinen Berliner Erlebnissen. Alle lauschten voll Entzücken. So etwas kannten die andern nicht. Wintergarten, Zirkus, Variété — Axel wußte von allem zu reden. Wenn man einen Fähnrich zum Bruder hat, weiß man schon Bescheid. Und im Wintergarten war er schon zweimal gewesen! Unglaublich, was man da zu sehen bekommt! Sein Bruder ging fast jeden Abend hin; aber in Zivil natürlich. Und plötzlich sagte er ganz laut, daß es jeder verstand: „Sagen Sie mal, Graf — wissen Sie, was eine Soubrette ist?"

Paul Erich hob erstaunt den Kopf von seiner Arbeit empor. Ganz plötzlich war Totenstille im Zimmer. Die Jungen hielten den Atem an.

„Nein," sagte er, „das weiß ich nicht."

Und Keller in bedauerndem Ton: „O, das ist schade! Ich dachte, gerade Sie hätten uns genaueren Bescheid geben können."

„Es thut mir sehr leid, Baron."

„Nun, nun, Sie werden's eines Tags noch erfahren."

Er sah sich um — aber es lachte niemand. Instinktiv schien die Furcht vor einer Katastrophe die jungen Herzen zu beherrschen. Das ärgerte Keller.

„Sie wissen's also nicht? Und ihr alle nicht? Das ist aber wirklich merkwürdig! Dann will ich's Ihnen sagen, Graf Rankwitz. Eine Soubrette ist ein hübsches Geschöpf, das vor uns Männern tanzt und singt. Sie bekommt dafür von uns hübsche Geschenke, und manchmal ist einer so dumm und heiratet sie. Und immer hat sie Liebhaber — was das ist, wissen Sie doch, Graf Rankwitz?"

Arglos sah der Knabe in das lächelnde Gesicht; vielleicht stellte er sich in gutes Licht, wenn er bejahte. Und so lächelte auch er und sagte „ja".

„Das dachte ich mir auch,“ sagte Axel und lachte laut auf. Und ringsherum erhob sich stürmisches Gelächter, und nur Paul Erich stand ruhig auf, allerdings mit einem sehr roten Kopf.

„Wollt ihr mir nicht sagen, warum ihr darüber so lacht?“

Einer von den Aelteren mochte doch Mitleid mit ihm haben.

„Du hast das so komisch gesagt.“

Das beruhigte ihn wieder.

„Ja,“ rief Axel, „das haben Sie wirklich zu komisch gesagt. Ich glaube, das hätte sogar Ihre Frau Mutter gefunden! Das muß ich wirklich meinem Bruder schreiben!“ Und er lachte immer noch.

Paul Erich sah ihn verständnislos an — was hatte Mama damit zu thun? Aber der Lehrer trat ein und erkundigte sich nach dem Lärm — da konnte er nicht fragen; und später war sogar Axel so freundlich zu ihm, daß er sich doch nicht denken konnte, man hätte ihn beleidigen wollen. Als er aber heute an Papa schrieb, fragte er in einem langen Nachsatz, was eine Soubrette ist und was feudal heißt. Papa mußte das doch wissen. Und dann wollte er's den andern schon sagen.

Der Religionsunterricht war ihm der liebste. Es war so schön, zu wissen, daß immerfort jemand in der Nähe ist, der uns liebt; daß er immer bei uns ist und uns behütet und bewahrt vor allem Uebel. Aber es war ihm schrecklich, als er erfuhr, daß er selbst ein so großer Sünder wäre, daß der Heiland auch seinetwegen den schrecklichen Tod hätte leiden müssen. Er sann nach, welche große Sünde er wohl schon auf sich geladen, ob er auch alle Menschen liebte; und da war's ihm fürchterlich, als er sich ehrlich gestand, daß er Axel Keller haßte. Er weinte heiße Thränen darüber und nahm sich vor, so etwas Häßliches zu bekämpfen. Und auch, daß er im tiefsten Innern seiner Mutter Vorwürfe machte, daß sie sich so selten nach ihm erkundigte, peinigte ihn. Sie war eine große Künstlerin, wie konnte sie an alles denken. Später würde es schon anders werden.

Ach, wenn er erst groß wäre! Und wenn er erst so viel gelernt hätte, daß er nicht mehr bei Dr. Seydel zu sein brauchte! Papa schrieb, alle Jungen müssen in Pension, damit sie sich früh an Selbständigkeit gewöhnen und später starke, tüchtige Männer würden. Das wollte er ja, und wenn er hätte zu Haus bleiben dürfen, hätte er sich noch viel größere Mühe gegeben. Sicherlich. Klingmanns Karl wollte doch auch ein starker Mann werden; Gardedragoner oder Bierfahrer. Aber der kam nicht in Pension. Der durfte zu Hause bleiben. Wenn er Halsschmerzen hatte, setzte sich seine Mutter gewiß neben ihn ans Bett und gab ihm heiße Milch. Und wenn er Kopfschmerzen hatte, that es ihr leid. Paul Erich hatte oft Kopfschmerzen und Halsschmerzen; er wurde dann auf sein Zimmer geschickt und brauchte nicht in den Unterricht. Er wäre aber doch lieber beim Unterricht geblieben. In seinem Zimmer war's dann so einsam und traurig. Er mußte immer daran denken, wie wundervoll das sein müßte, wenn Mama neben ihm säße und er dürfte den Kopf an ihre Brust legen; und sie würden kein Wort sprechen — kein Wort — und Papa käme manchmal hinein und fragte, ob es schon besser wäre —

Und wenn er das dachte, mußte er weinen, ach, so bitterlich weinen, und es half gar nichts, daß er an die alten Spartaner dachte und an Mucius Scävola und an all die großen Helden, die er durch seine Exerzitien kennen gelernt. Es nützte auch nichts, daß er immer wieder murmelte: Männer weinen nicht — die Halsschmerzen und die Kopfschmerzen waren natürlich nur schuld an seiner Schwäche . . .

Und er war auch noch so klein!

Ein einziges Mal war die Sehnsucht aber doch stärker gewesen als Wille und Vernunft. Das war damals, als v. Schmidts Vater so unerwartet gestorben und v. Schmidt sogar aus dem Unterricht geholt wurde. Da hatte er gedacht — wenn Papa oder Mama auch so plötzlich stürbe — und dieser Gedanke hatte ein so grauenhaftes Entsetzen in seinem Herzen wachgerufen, daß er ohne weiteres davongelaufen war. Die Bahnstation war anderthalb Stunden weit, und als er völlig erschöpft dort ankam, benachrichtigte der Stationsvorsteher den Direktor und nahm ihn mit in seine Wohnung. Und da war eine liebe, blonde Frau, die ihn in ihre Arme nahm und sich alles erzählen ließ; und später kam ein Telegramm von Papa, daß er und Mama gesund wären. Und dann saß er zwischen Mann und Frau auf dem Sofa, und jedes von ihnen hielt eine Hand von ihm fest, und sie sagten, daß ihnen ein Junge gestorben war; ach, so ein lieber Junge und in Paul Erichs Alter. Und die Frau fing an zu weinen, und als von der Schule jemand kam, um ihn zu holen, küßte sie ihn und sagte so merkwürdig: „Du armes Kind!“ Das hatte er lange nicht vergessen können. War er denn ein armes Kind? Und es war so lieb, daß sie ihn küßte. Vielleicht hatte sie sich vorgestellt, daß er ihr Junge wäre.

Baron Keller hatte einen Brief erhalten beim Frühstück und war auf einmal ganz rot geworden. Und dann hatte er Paul Erich fast neugierig betrachtet und mit einer gewissen Anerkennung gefragt: „Ihr Herr Vater ist wohl ein guter Schütze, Graf Rankwitz?“

Wie wohl so ein Lob that! Paul Erich errötete stolz. Er dachte an Papas Gewehrschrank, und weil jemand gesagt hatte, daß es eine wundervolle Sammlung wäre.

„Ja,“ sagte er.

Keller erwiderte nichts. Aber in der Frühstückspause, als die Lehrer nicht dabei waren, versammelten sich sämtliche Schüler mit Ausnahme des kleinen Grafen um ihn, und im Flüsterton teilte er ihnen etwas mit, das eine ganz ungewohnte Wirkung hervorrief. Kein lautes Wundern oder Fragen oder Lachen, wie es gewöhnlich war — ganz ruhig und still blieben alle — und auf den jungen Gesichtern ein merkwürdiger Ernst; und auf einmal sahen sie alle zu Paul Erich hin, der in seiner Gutmütigkeit wie gewöhnlich sein Frühstück mit Wolf, dem Hofhund, teilte.

„Mein Bruder schreibt, daß er ein Kavalier ist, aber daß sie ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer sein muß," sagte eben Baron Keller.

Da kam Dr. Seydel mit finster gerunzelter Stirn über den Hof, gerade auf die Gruppe zu.

„Es scheint, Axel, daß Sie bereits von dem bedauerlichen Konflikt, der einen Ihrer Mitschüler betrifft, Kenntnis haben," sagte er.

„Ja, Herr Direktor."

„Und daß Sie den andern gegenüber davon Gebrauch machten?"

„Ja, Herr Direktor."

Totenstille. Einige kamen näher, um besser zu hören. Axel nahm eine forciert steife Haltung an, um den andern zu imponieren. Der Direktor sah ihn streng an. „Ich überlasse es Ihrem Empfinden, ob es nicht richtiger gewesen wäre, darüber Schweigen zu beobachten."

Paul Erich kam neugierig näher. Axel bemerkte es.

„Wozu?" fragte er laut.

„Um ein reines Gemüt zu schonen."

„Wenn man eine Soubrette zur Mutter hat, muß man es sich schon gefallen lassen, daß anständige Leute darüber sprechen," sagte er, und dabei sah er den erstaunten Paul Erich an, so haßerfüllt und so triumphierend, daß der arme Junge keinen Zweifel hegte, ihn beträfe diese ganze Unterredung.

Dr. Seydel sah auf einmal so böse aus, daß die meisten erschrocken die Augen senkten. Sein sonst so freundliches, gutmütiges Gesicht war dunkelrot und entstellt und das volle Kinn zitterte ganz deutlich. „Schweigen Sie!" schrie er.

Doch Axel, bisher stets an große Zuvorkommenheit seitens der Lehrer gewöhnt und durch diesen Ton erst recht erbittert, warf stolz den Kopf zurück. „Ich habe das nicht nötig, Herr Direktor; mir ist es unangenehm genug gewesen, mit Leuten wie Graf Rankwitz kameradschaftlich zu verkehren."

Das vernahm Paul Erich ganz deutlich. Wie erstarrt blieb er stehen. Was war das?

„Ich verbiete Ihnen —!" schrie der Direktor, und er sah außer sich auf das blasse Kind.

Axel hörte es gar nicht. Sein Haß, über den er sich selbst keine Rechenschaft abzulegen vermochte, schien ihn taub und blind zu machen. „Habe ich etwa gelogen? Wer lügt denn hier? Doch höchstens Graf Rankwitz, wenn er so thut, als wüßte er von all den Sachen nichts! Das sagt mein Bruder auch! Die Frau Mama tanzt und singt, und er —"

Da stand er vor ihm. Schneeweiß das Gesicht, und die Zähne schlugen aufeinander; und rot wurde es vor seinen Augen. Wie Blut — wie lauter Blut.

„Was sagen Sie von Mama —" keuchte er heiser — „von meiner Mama —?"

Axel lachte ihm ins Gesicht.

„Was wir eben von solchen Weibern zu sagen pflegen — sie ist mit einem andern Mann davongelaufen, und Ihr Papa, der gute Herr Graf —"

Da traf ihn ein Faustschlag mitten ins Gesicht und dann noch einer — und eine heulende Stimme, die grell in aller Ohren schallte, schrie immerfort — „von meiner Mama — von meiner Mama —!" und dann warf sich Keller in rasender Wut auf den Jüngeren, und sie wälzten sich auf dem Boden, als seien sie eins.

Bis man sie mit Gewalt auseinandergerissen; beide blutend, beide schäumend vor Wut. Paul Erich wurde in sein Zimmer eingeschlossen. Aber unaufhörlich stampfte er mit den Füßen gegen die Thür und schrie nach seiner Mutter — er wollte nicht mehr hierbleiben! Er wollte nach Hause!

Und die ganze Nacht schrie er, immer dasselbe, und keine Drohung half und kein Versprechen.

So telegraphierte man nach Hause, daß er mit dem Nachmittagszug ankommen würde.

Klingmann begrüßte ihn ernster als sonst — er mochte auf seines jungen Herrn verstörtem Antlitz die Geschichte der Erkenntnis lesen.

Paul Erich sagte kein Wort. Fragte auch nicht nach Papa — er fürchtete sich zu fragen.

Frau Klingmann öffnete ihm den Wagenschlag. Sie sah ihn auch so anders an — so traurig.

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, junger Herr," sagte sie, „es ist nicht gefährlich."

Was war nicht gefährlich? Warum brauchte er sich nicht zu ängstigen?

Eine fremde Frau nahm ihn in Empfang und führte ihn zur Bibliothek.

„Natürlich müssen Sie sich ruhig verhalten," sagte sie leise, „wir müssen Erregungen vermeiden."

Welche Erregungen? Warum ruhig verhalten?

„Es ist auch keine Gefahr — ein Schuß durch die linke Schulter — das wissen Sie ja schon."

Hatte er „ja" gesagt? Wie ein Trunkener taumelte er vorwärts. Ein Schuß durch die Schulter? Wer hatte Papa durch die Schulter geschossen? Und keine Gefahr? Was war denn das? Was war denn das?

„Und vorläufig erwähnen Sie nicht Ihre Frau Mutter — wissen Sie — es ist besser —"

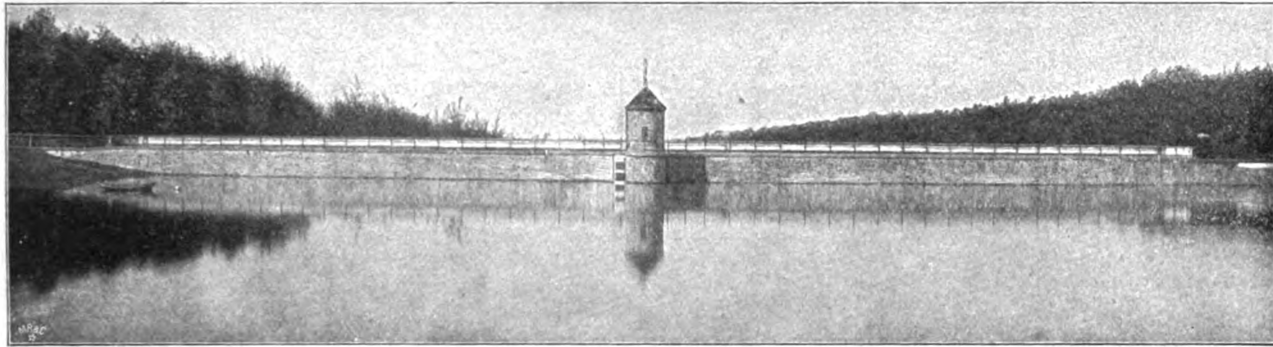
Mama nicht erwähnen — nein, nein, Mama nicht erwähnen!

Und die Thür öffnete sich leise, ach, so leise —

Und da lag er; da lag der Papa auf einem Feldbett; aber er sah gar nicht mehr aus wie sonst. So verfallen das Gesicht; so verändert die Züge. Und er lächelte seinem Paul Erich entgegen. Und der kleine Junge war in diesem Augenblick ein Held, ein Mann. Vielleicht ahnte er etwas von der furchtbaren Tragödie, die da stattgefunden hatte. Er preßte die Zähne aufeinander. Und blieb im Schatten, damit Papa sein geschwollenes, blutrünstiges Gesicht nicht sähe. . . .

Und dann trat er leise an sein Bett, küßte die herabhängende Rechte und fragte lächelnd — es war das letzte Lächeln seiner Kindheit —: „Wie geht es dir, Papa?"

Schluß folgt.



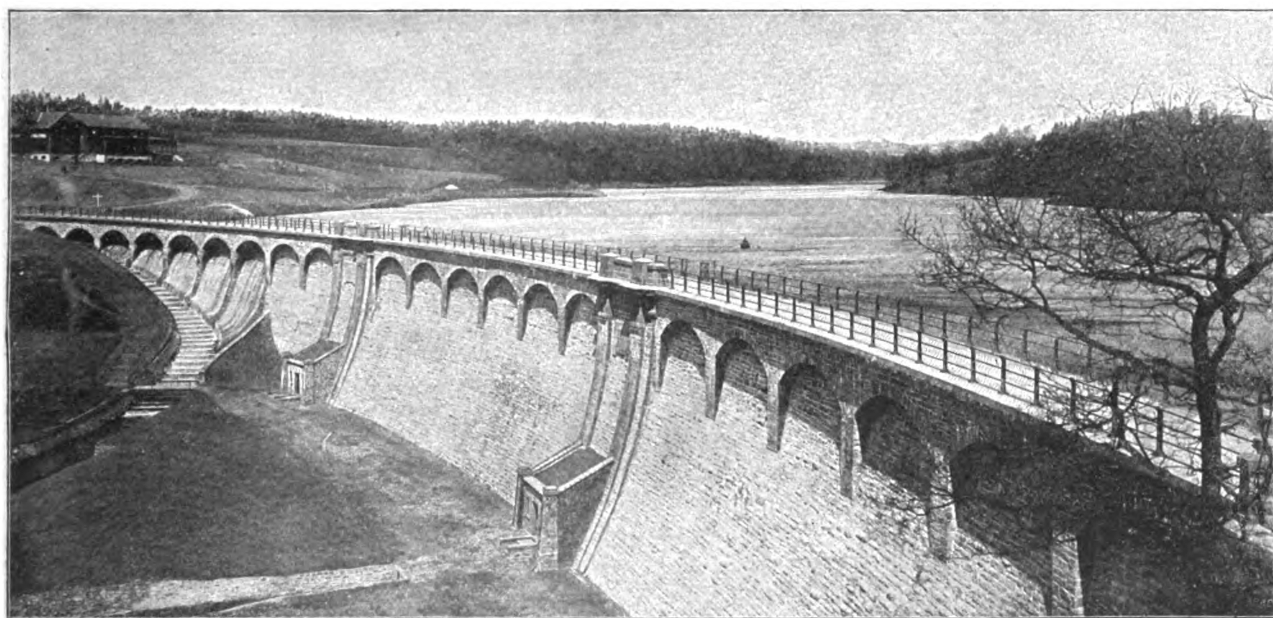
Die Thalsperre bei Ronsdorf zur Wasserversorgung der Stadt Ronsdorf.
Phot. Böcker, Ronsdorf.

Thalsperren.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

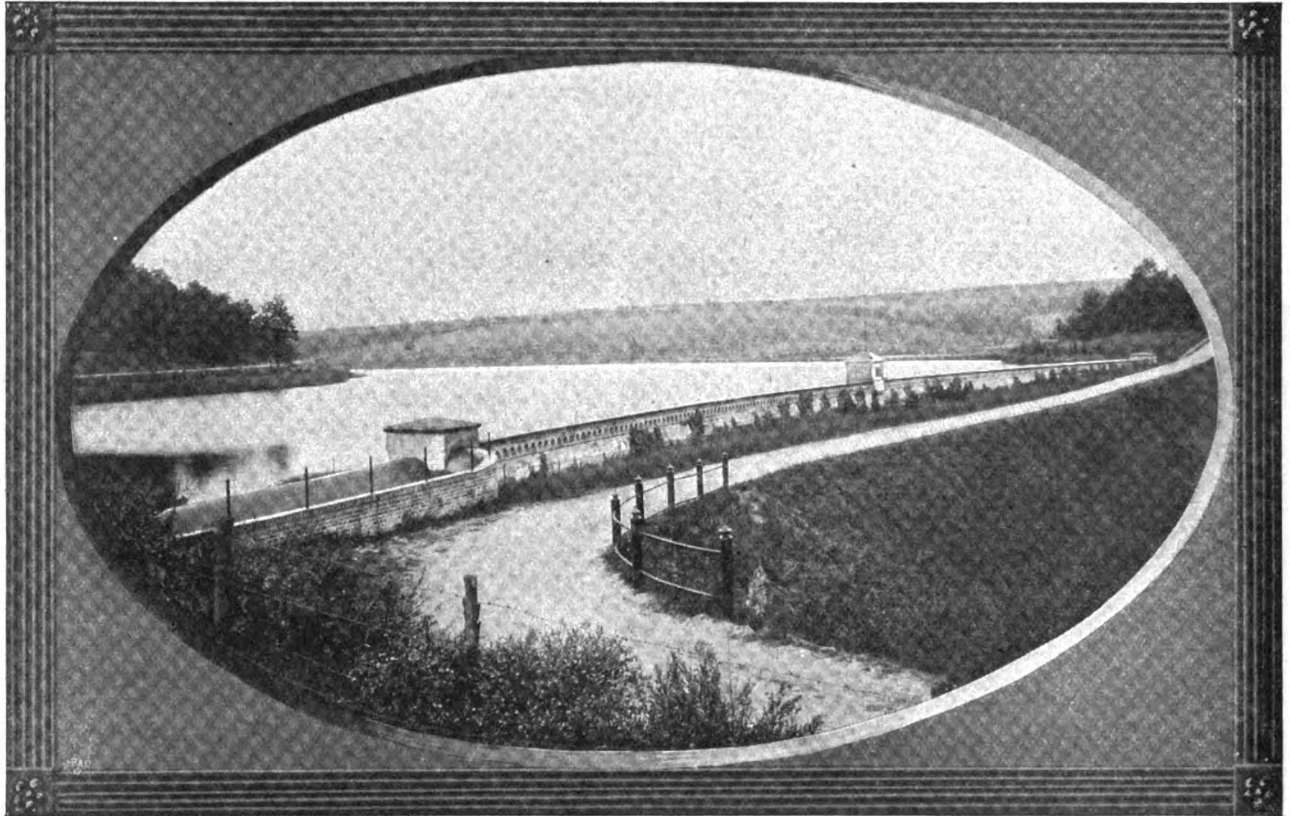
Die Anwendung von Thalsperren ist ebenso alt wie das Bestreben der Menschheit, die unerschöpflichen Kräfte der Wasserläufe zur Befriedigung ihrer verschiedenartigsten Bedürfnisse auszunutzen. Doch steht diesem Bestreben in der Unregelmäßigkeit der verfügbaren Wassermengen ein sehr hinderlicher Umstand entgegen. In der Regenperiode führt der Fluß große Wassermengen, die zur Hochflut anwachsen und gewaltigen Schaden anrichten können. Bald ist die Flutwelle abgeflossen, der Fluß geht in sein altes Bett zurück, auf den Regen folgt Sonnenschein, und wo vor einigen Monaten die Flut toste und alle Gerinne zu Wildbächen geworden waren, herrscht jetzt der empfindlichste Wassermangel mit allen für die organische Natur, wie für die auf Wasser angewiesenen gewerblichen Betriebe so unseligen Folgen. Was liegt aber näher, als das unnütze oder gar Schaden bringende Hochwasser im oberen Flußlauf aufzuhalten, es dort aufzuspeichern für die trockene Jahreszeit und den dann entstandenen Wassermangel aus diesem Vorrat wieder auszugleichen! Das thaten die ersten Kulturvölker zur Vervollkommnung ihrer Bewässerungsanlagen; wir wiederholen es, indem wir in künstlich geschaffenen Gebirgsseen den Ueberfluß der regenreichen Perioden aufstauen und aus diesen das gewonnene Gefalle und die verfügbaren Wassermengen zu unsern Zwecken ausnutzen.

Eine Thalsperre ist nichts anderes als ein künstlicher See. In einem Gebirgsthal, in dem das Vorhandensein genügender Wassermengen durch langjährige Messungen nachgewiesen wird, führt man ein Hindernis auf, das das Thalbecken nach unten wasserdicht absperren soll. Für die Ausführung einer solchen Absperrung wählt man die Stelle des Thals, wo die Seitenhänge am engsten zusammentreten, um sich nach oben in mehreren Buchten wieder auszuweiten. Man erzielt so mit einer möglichst kurzen Absperrung einen großen Nutzinhalt des Beckens. Das Stauwerk selbst wird gebildet durch einen Damm aus Erde oder durch eine mächtige Mauer. Die durch Erddämme gebildeten Thalsperren stammen hauptsächlich aus früheren Jahrhunderten oder werden auch heute noch in solchen Gegenden ausgeführt, wo die Natur des Untergrundes oder der Mangel an geeignetem Arbeitermaterial die Ausführung einer Mauer unmöglich machen.



Die Bever-Thalsperre bei Hückeswagen zur Ausgleichung der Wasserstände der Wupper.

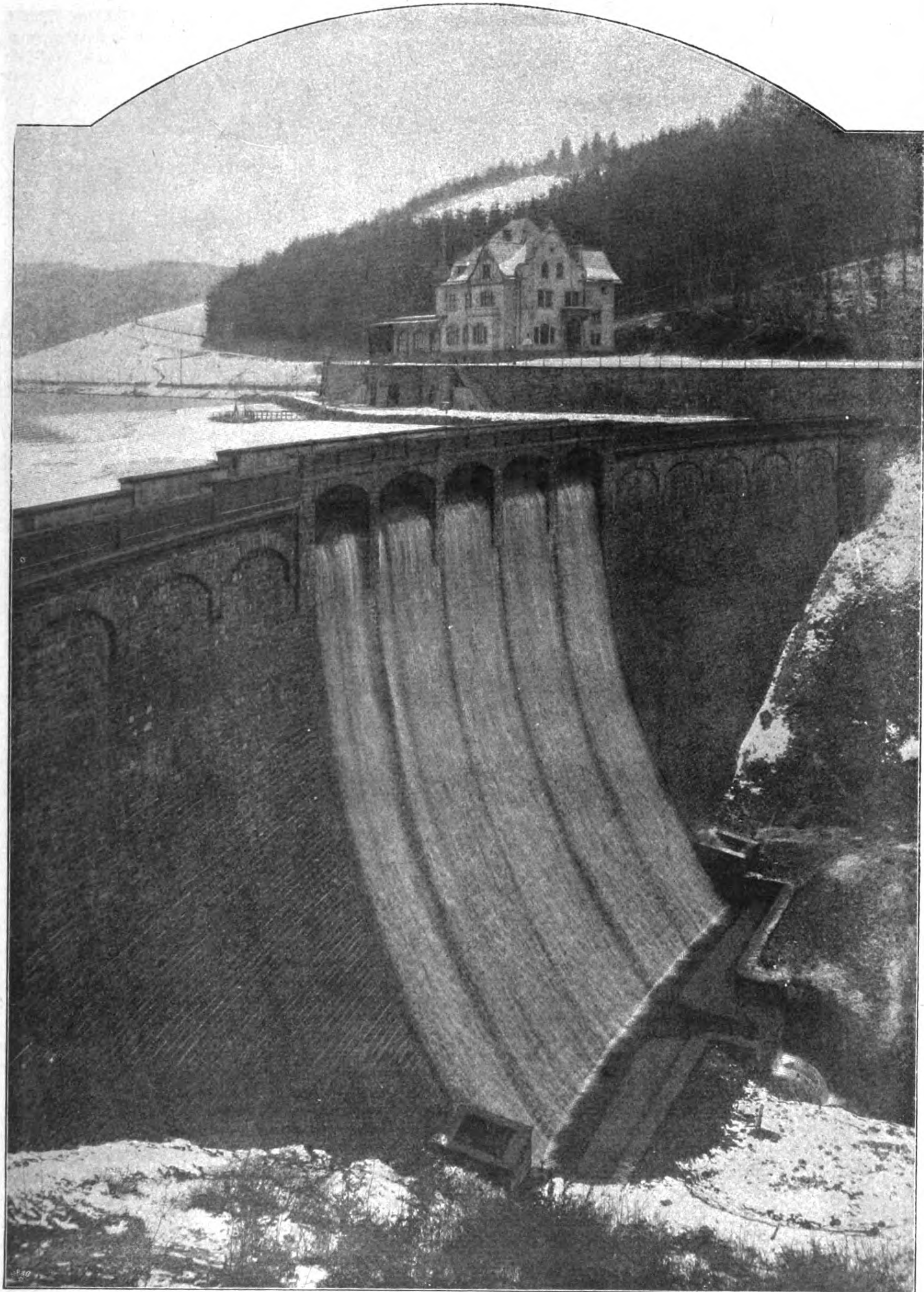
Die Mauern bekommen je nach der Gestaltung des betreffenden Thales und dem Inhalt, den das Becken haben muß, bedeutende Höhen von 30,40, ja 50 Meter. Diese großen Höhen bedingen wieder einen gewaltigen Wasserdruck, der z. B. bei einer Mauer von 40 Meter Höhe und 100 Meter Länge 80000 Tonnen beträgt. Er wirkt in horizontaler Richtung, und das Gewicht der Mauer muß ihm das Gleichgewicht halten. Diese kolossalen Belastungen erklären auch die gewaltigen Dimensionen, die solche Mauern haben müssen und die in keinem andern Gebiet des Ingenieurwesens wiederkehren. So hat die bekannte Gileppe Thalsperre bei Verviers (Belgien) bei einer Höhe von 45 Meter an der Sohle der Mauer 66 Meter, an der Krone 15 Meter das Wasser ungehindert abfließen zu lassen. Nach Vollendung des Baus werden in die Stollen große Rohre, die mit doppeltem Schieberverschluß versehen sind, sorgfältig eingemauert. Mittels der Schieber wird später das Wasser, je nach Bedarf, aus dem Thalsperrenbecken abgegeben. Wenn es gefüllt ist, muß der weitere Zufluß abgeleitet werden, so daß das Wasser nicht über die Mauerkrone hinüberschlägt. Deshalb wird ein Teil der Mauer selbst als Ueberlauf ausgebildet, oder man baut einen solchen an die Mauer, seitlich in das Becken hinein Ueber diesen Wehrrücken fällt das überflüssige Wasser ab, um in imposanten Kaskaden dem früheren Bachbett wieder zuzuströmen. Die Mauer wird nicht in gerader Linie von einem Hang zum



Die Lenneper Thalsperre zur Wasserversorgung von Lennep.
Phot. Karl Lambeck, Lennep.

Dicke. Bei der im Bau begriffenen Thalsperre bei Gemünd in der Eifel, die als die größte derartige Anlage Europas zu gelten hat, wird die Mauer bei einer Höhe von 58 Meter eine Dicke von 52 Meter haben. Auf der Stelle, wo eine Thalsperrenmauer errichtet werden soll, muß unbedingt dichter, felsiger Untergrund vorhanden sein. Die überlagernden Bodenmassen werden entfernt und der Felsen selbst auf eine Tiefe von 1,5 bis 2 Meter ausgebrochen, bis er in seinem Gefüge kompakt und fest geschlossen erscheint. Auf die dann hergerichtete Fundamentsohle wird die Mauer aufgesetzt. Ist der Mauerklotz in der Hauptsache fertiggestellt, so wird er an der Wasserseite mit einem dichten Putz von Zementmörtel überzogen, um dem Wasser den Eintritt zu verlegen. In der Mauer werden auf Höhe der Thalsohle Stollen angeordnet, die während der Bauzeit offenbleiben, um andern geführt, sondern bekommt eine im Grundriß thalaufwärts gekrümmte Form. Wie ein auf der Thalsohle flachliegendes Gewölbe stemmt sie sich dem Wasserdruck entgegen und überträgt ihn auf die felsigen Thalwände. Zahlreiche Städte des Rheinlandes haben ihre unzureichenden Wasserversorgungen durch den Bau einer Thalsperre ergänzt; so Barmen, Lennep, Solingen, Remscheid, Ronsdorf, und trotz der hohen Anlagekosten haben sie sich zu diesem Zweck vollauf bewährt.

Als Begründer des Thalsperrenbaus in Deutschland sind vor allem zu nennen: Ministerialrat Fecht für Elsaß-Lothringen und Geheimrat Intze, Professor der Technischen Hochschule in Aachen, für Rheinland und Westfalen. Die von diesen Männern geschaffenen ersten Musteranlagen, sowie deren reiches Beobachtungsmaterial werden auch für das übrige Deutschland vorbildlich sein.



Die Thalsperre bei Altena.
Hofphot. L. Stüting, Barmen.



Russische Volkskunst.

Von Dr. Georg Lehnert.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von C. O. Bulla.



Der Taurische Palast zu Petersburg birgt augenblicklich eine Ausstellung, die unter dem Schutz der Kaiserin Alexandra Feodorowna steht und zeigen soll, welchen Aufschwung das russische Hausgewerbe genommen hat, und welchen Platz darin die Volkskunst noch behauptet. Die Ausstellung soll beide fördern. Es spielt sich zur Zeit in Rußland derselbe Vorgang ab, den wir schon längst hinter uns haben: in den Landschaften nahe den Mittelpunkten des Großgewerbes möchte der Bauer, in dem allein die echte Volkskunst wurzelt, nicht mehr durch Bestellen des Feldes seinen Lebensunterhalt gewinnen, sondern lieber einem Gewerbe sich widmen. So wird er schließlich zum bloßen Hausarbeiter, der die Landwirtschaft ganz aufgiebt. Anders der Bauer, der die ärmsten Gegenden Rußlands bewohnt, fern den großen Städten. Immer und immer wieder versagen ihm Grund und Boden die ausreichenden Mittel zum Leben. Darum sucht er während der langen Wintermonate, wenn seine Landwirtschaft ruht, im Herstellen von Kleingeräten, Möbeln, Webereien, Spitzen und Stickereien einen Gewinn. Diese Art des Kustars, des bäuerlichen Handwerkers, will man in Rußland nach Kräften stützen — mit Recht, denn nur in ihm liegt die Zukunft der Volkskunst.

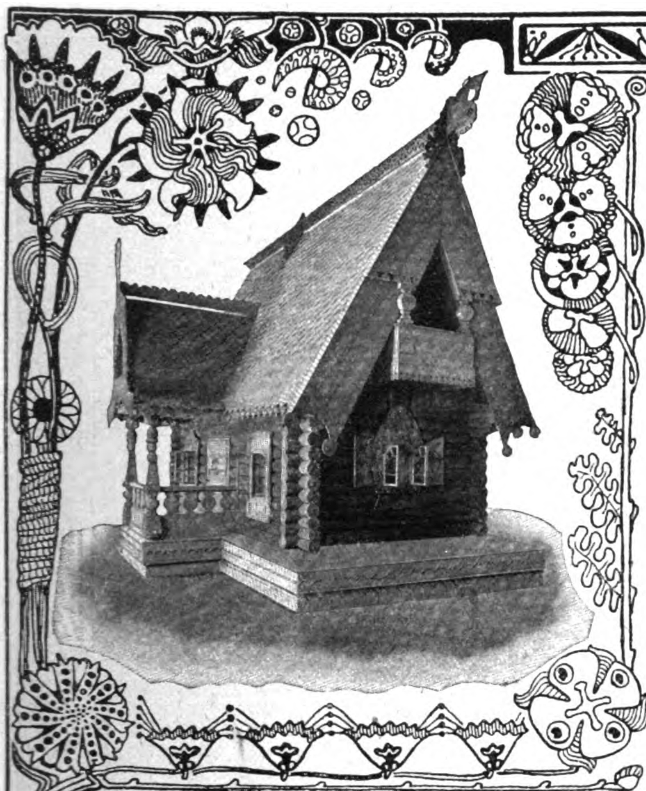
In einem Land wie Rußland, in dem weite Gebiete für ihren Hausrat und ihre Kleidung noch fast ausschließlich auf das Selbsterzeugte angewiesen sind, in einem solchen Land muß das Hausgewerbe von großer, einschneidender Bedeutung sein. Man zählt denn auch mehr als acht Millionen Kustari dort. Allein der Kustar besitzt weder die Zeit noch die Fähigkeit, sich mit dem Vertrieb seiner Erzeugnisse selbst zu befassen. Daher bemühen sich einsichtige Leute, und durch sie unterrichtet, die Regierung, dem Zwischenhandel zu steuern und den Kustaris durch Genossenschaften, Vereine, Banken und Ausstellungen den unmittelbaren Absatz ihrer Erzeugnisse und damit besseren Verdienst zu ermöglichen. Die Großfürstin Sergius hat kunstgewerbliche Ausstellungen ins Leben gerufen, die alljährlich zweimal in Moskau stattfinden und die russische Volkskunst auf das nachhaltigste heben. Neben dieser Fürstin sind noch Frau Marmontow, Frau Wladimir Jakuntschikow, die Malerin Helene Polenow und der Maler Alexander Godowine der russischen Volkskunst besonders wesentliche Förderer gewesen.





Am weitesten verbreitet, am reichsten in ihren Gestalten und Ge-

HANNS ANKER



der Aufzug sich senkrecht vor dem Arbeitenden befindet. Der Einschlag oder der Schuß wird von rechts nach links und umgekehrt mit der Hand eingewirkt. Diese Weberei, oder richtiger gesagt, Wirkerei liebt uralte, rein russische Muster, die sie namentlich für Kleidungsstücke, Decken, Kissenbezüge, Teppiche und Vorhänge verwendet.

Endlich — das Letzte, nicht das Schlechteste — auch die Spitzenindustrie, die weit verzweigt, in mehreren Regierungsbezirken betrieben wird, findet neuerdings durch Schulen wesentliche Förderung. In Rußland ist seit alters her eine buntfarbige Spitze zu Hause. Man klöppelt sie meistens; doch hat man vor einiger Zeit auch gelernt, feine, weiße Leinenspitzen zu nähen. Wenn die buntfarbige, geklöppelte Spitze mehr dem Geschmack des Volks zusagt, das sich ihrer insbesondere zum Schmuck der Frauenkleidung bedient, so ist die weiße, genähte Leinenspitze mehr für die vornehme Welt bestimmt. Und die im Petersburger oder im Pensaer Bezirk z. B. genähten Spitzen können sich getrost den guten westeuropäischen an die Seite stellen.

So sehen wir in Rußland die Volkskunst von berufenen Seiten gefördert. Wir in Deutschland werden ja unsere Volkskunst, trotz aller Bemühungen, voraussichtlich nicht wieder zu neuem Leben erwecken können. Die Bedingungen für ihr Dasein sind entschwunden; sie selbst ist gewesen. In Rußland aber hat sie sich noch lange nicht erschöpft, sondern ist noch im Entfalten begriffen.

bilden ist die bäuerliche Holzbearbeitung, also die Tischlerei und Schnitzerei. Sie fertigt alles, was aus Holz gebraucht wird, namentlich sämtliche Möbel, Hausgeräte, Spielzeuge und Musikinstrumente. Die Formen sind altüberlieferte, aus dem byzantinischen Stil abgeleitete; die Märchen, Legenden und Volksgesänge gewähren reichliche Vorwürfe für das immer bunt bemalte Schnitzwerk.

Frau Jakuntschikow hat sich wesentlich um die Wiederbelebung der ländlichen Frauenarbeit bemüht. Anlaß dazu bot ihr eine Hungersnot, die 1891 im Tambower Bezirk ausbrach. Da führte sie im Dorf Solomenka die alte bäuerliche Technik der Buntstickerei als Hausgewerbe wieder ein. Seitdem hat sich gerade dieser Zweig der weiblichen Handarbeit neuerdings weit verbreitet und wesentlich vertieft. In ähnlicher Weise hat die Großfürstin Sergius den altbäuerlichen Leinendruck wieder belebt, und Fräulein Polenow wie Frau Jakuntschikow haben durch eigene Entwürfe der heimischen Aufnäharbeit neue, ganz im russischen Geist sich bewegende Bahnen erschlossen.

Besonders aber fördert man, und mit Recht, die alte Handweberei, wie sie in Rußland heute noch vielenorts betrieben wird. Der einfache Webstuhl ist hochschäftig, d. h., er steht so, daß die Kette oder





Russische Volkssängerinnen und Pfeifer.

Ernst von Leyden.

Zum 20. April 1902.

Von **Professor Dr. Martin Mendelsohn.**

„Jetzt wissen Sie es alle, daß ich siebzig bin; jetzt läßt es sich nicht mehr verheimlichen.“ Ein fast wehmütiges Lächeln ging über Ernst von Leydens gütige Züge, als er vor wenigen Tagen mir diese Worte sagte. Aber zur Wehmut ist gar kein Anlaß. Wohl mag die Geburtsurkunde und der Taufschein so alt sein — der Mann, der heute nur formell an die Schwelle des Greisenalters tritt, ist es nicht. Aufgerichtet und thätig, fördernd und anregend steht er da, wie nur je zuvor; und wer ihn sieht und kennt sieht und kennt nur einen Mann auf der Höhe des Lebens, nicht einen Siebzigjährigen.

Ob der mächtigste Fürst der Welt auf den Tod erkrankt und nach einem Arzt für ihn auf dem ganzen Erdball Umschau gehalten wird; ob Aerzte und Schüler aus fernen Erdteilen sich aufmachen, um bei einem Meister ihrer Kunst die Vollendung für ihren Beruf zu finden — immer richten sich heute die Blicke zumeist auf Ernst von Leyden. Nicht etwa, weil er den ersten klinischen Lehrstuhl, den Deutschland zu vergeben vermag, innehat, sondern weil er wie kein anderer die heutige innere Medizin repräsentiert. Wenn Deutschland zur Zeit, was zweifellos ist, an der Spitze nicht nur der Medizin überhaupt, sondern auch der inneren Medizin marschiert, so ist Leyden der Generalissimus auf diesem Marsch.

Die Richtung, die die innere Medizin nun genommen, ist zum guten Teil sein persönliches, sein Lebenswerk; und die Kranken nicht minder wie die Aerzte haben allen Anlaß, ihm dafür dankbar zu sein. Vor einem Menschenalter, als Leyden nach Berlin kam und damit in einen großen und weithin sichtbaren Wirkungskreis eintrat, hatte die klinische Medizin vorwiegend abstrakte Interessen, hauptsächlich diagnostischer Art; die eigentlichen Heilaufgaben traten zurück. Es wäre sehr verlockend darzulegen, wie und warum das so gekommen; nicht als geringste erscheint mir die Ursache, daß das größte und alles überragende medizinische Genie der Epoche zufällig ein rein anatomischer Denker war, und daß seine streng morphologische Anschauungsweise der Dinge wie auf alle andern Zweige der Medizin so auch auf die innere Klinik sich übertrug. Das ist nun anders geworden, und nicht zum geringsten durch Ernst von Leyden. Zwar beruht jeder geistige und jeder kulturelle Fortschritt auf der natürlichen Entwicklung der Dinge, die nach großen, ewigen, ehernen Gesetzen ihren Lauf nehmen; und der Einzelne vermag nichts, als in diese Entwicklung fördernd oder hemmend einzugreifen, sie zu lenken, zu leiten: so ist auch die Entwicklung der modernen inneren Medizin nach der therapeutischen Richtung hin aus dem Zusammenwirken vieler verschiedener Kräfte entstanden. Aber unter Leydens wunderbaren geistigen Qualitäten, die in so reichem Maß in ihm vereint sind, nimmt vielleicht eine der ersten Stellen die geradezu intuitive Fähigkeit ein, die künftige Entwicklung der Dinge mit unvergleichlicher Treffsicherheit zu erkennen und, wenn sie in einer seinen eigenen Zielen entsprechenden Richtung sich bewegen, zu einem Zeitpunkt schon mit seiner ganzen autoritativen Persönlichkeit für sie einzutreten, zu dem andere noch kaum ahnen, daß sie demnächst im Mittelpunkt des Interesses stehen werden. So hat er auch als der ersten einer die mächtige Entwicklung vorausgesehen, die nach allem dem abstrakten Nihilismus der vorhergehenden Zeit die innere Medizin wieder zur Therapie und zum Heilungsbestreben zurückführen würde und zurückführen mußte; und seine eigene humane und hilfsbereite Veranlagung, sein warmes Herz ließen ihn nur zu gern sich mit ganzer Seele den Zielen zuwenden, die es als diejenigen der augenblicklichen medizinischen Entwicklung klar erkannte. So wurde er der Leiter dieser Entwicklung.

Die praktische Medizin hat nur zu lange unter dem Bann gestanden, der ihr von der damals führenden Stelle aus aufgedrückt wurde, sie sei eine naturwissenschaftliche Disziplin. Eine solche Anschauung konnte bei den Aerzten nur dadurch Wurzel fassen, daß man die medizinische Forschung verwechselte mit der ärztlichen Ausübung. Selbstverständlich ist die medizinische Forschung eine Naturwissenschaft; denn sie sucht wie jede Wissenschaft das Gesetz, die Regel, das allen Gemeinsame aufzufinden, „sie sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern, sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.“ Sie ist so die ausgesprochene Negation alles Persönlichen, Abweichenden, Individuellen. Die ärztliche Ausübung aber, die eine Kunst ist, hat ihre größte Aufgabe wie jede Kunst gerade im Persönlichen, im Zufälligen, gerade in dem, was die einzelne Person von den andern unterscheidet, was sie zur „Persönlichkeit“ macht. Wissen ist Stückwerk, Kunst ist Ganzwerk; natürlich, denn die Wissenschaft erstrebt das für das ganze Weltall Gemeingiltige, und davon etwas Dauerndes zu erkennen, ist dem Menschengeist nur im geringsten Maß möglich; die Kunst dagegen hat zum Objekt ihrer That die einzelne Persönlichkeit gerade in Hinsicht auf das, was ihr vornehmlich eigentümlich ist, und hierin ausreichend einzudringen, ist dem Menschengeist wohl möglich. Auch in der inneren Medizin ist das Beste die Kunstausübung an der Persönlichkeit; und die feststehenden Ergebnisse der medizinischen Forschung sind nur die Werkzeuge, die „Mittel“, die sie zu ihrer Kunstausübung benutzt. Wenn ein Forstmann nur Botaniker oder ein Landwirt nur Zoologe sein wollte, sähe es um Tierzucht und Baumbestand schlimm aus; die Aerzte dürfen nicht nur Naturwissenschaftler sein. Die praktische innere Medizin, deren die Menschheit, ach, so bitter bedarf, wie des Brotes zu ihrer Ernährung, ist eine Kunstausübung, keine Naturwissenschaft, eine Kunstausübung, die sich der Gesetze der Wissenschaft bedient, wie die Malerei derjenigen der Optik.

Beide großen Gruppen, die wissenschaftliche Forschung wie die ärztliche Kunst, haben Leydens Leben bisher ausgefüllt; von der medizinischen Forschung her hat er seine Hauptwirksamkeit im Lauf der Jahre mehr und mehr und mit immer größerem Nachdruck auf die ärztliche Kunst übertragen, ohne jedoch jemals die eine über der andern ganz zu vergessen. Er hat die Krankheiten des Rückenmarks erforscht und sie in seinem großen Werk darüber vorbildlich dargestellt, und schon in die ersten Forschungen über die Tabes dorsalis, die seinen Namen berühmt gemacht haben, den klaren und bewußten Hinweis auf Heilmaßnahmen gelegt, an die damals, vor vierzig Jahren, kein Mensch sonst dachte, und die heute zu einer wirksamen therapeutischen Methode geworden sind: auf die Uebungstherapie bei der Behandlung der Rückenmarksschwindsucht. Er hat die Herzkrankheiten pathologisch-anatomisch studiert und schon zu der Zeit, wo niemand sie anders behandelte, als ausschließlich nur mit Arzeneien, auf die Grundsätze hingewiesen, die heute in den Prinzipien der

Schonung und der Uebung des Herzmuskels Angelpunkte der modernen Herztherapie geworden sind. Er hat die verschiedenen Formen der Nierenentzündungen an Leichen studiert und eigene Gruppen und Einteilungen der Nephritis aufgestellt und auch hier schon in seinen pathologischen Untersuchungen die Frage erörtert, wie durch eine Entlastung der erkrankten Niere, zumal bei Frauen vor der Entbindung, eine Schonung des geschädigten Organs und damit eine Verhütung des Weiterschreitens des verderblichen Prozesses herbeigeführt werden könne. Er hat über Lungenkrankheiten und über Asthma gearbeitet, wie ja die von ihm entdeckten, eigenartigen und zierlichen Krystalle, die während des asthmatischen Anfalls die Kranken mit ihrem Auswurf entleeren, als die „Leydenschen Krystalle“ für alle Zukunft benannt bleiben werden. Er hat seit Jahren auf das eifrigste sich bemüht, dem Ursprung der Krebskrankheit nachzugehn, und hat in den Krebsgeschwülsten einen amöbenartigen Organismus entdeckt, der bis dahin nicht bekannt war und ihm zu Ehren „Leydenia gemmipara“ benannt wurde. Er hat bakteriologische Studien und Beobachtungen von großer Bedeutung bei Herzentzündung und bei Gelenkrheumatismus, bei Wundstarrkrampf und bei Hirnhautentzündung angestellt und ganz neuerdings erst sogar ein Heilserum für Scharlach in seiner Klinik hergestellt und erprobt. Er hat, mit einem Wort, auf jedem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung in der inneren Medizin wichtige und weittragende Arbeiten geleistet, in einer Fülle und einer Bedeutung, wie es nur wenigen Forschern sonst beschieden ist.

Aber das konnte ihm nicht genügen. Er wollte helfen und heilen. Und nicht nur er persönlich und allein, sondern die innere Medizin überhaupt sollte mit allem Nachdruck darauf hingeführt und mit allen Hilfsmitteln dazu ausgerüstet werden, zu helfen und zu heilen. Und je mehr sein Ruhm und seine Autorität wuchs und anstieg, desto mehr warf er sie in die Wagschale zu Gunsten aller der Heilbestrebungen, die die Erfahrung und die ärztliche Kunst uns darbieten.

Arzneimittel, die allein für sich eine Krankheit zum Schwinden bringen, giebt es nicht oder so gut wie nicht; ich fürchte, es wird sie nie geben. Wohl aber giebt es in großer Zahl Einwirkungen der verschiedensten Art, die, auf den menschlichen Körper angewendet, in ihm solche Rückwirkungen erzeugen, daß diese den vorhandenen Krankheitszustand ausgleichen können. Ein Arzeneimittel gegen die Lungenentzündung giebt es nicht, wohl aber die mannigfachsten Hilfsmittel, um die Herzthätigkeit zu erhöhen oder zu kräftigen, die Bereitung der verschiedenen Drüsensäfte zu steigern, die Thätigkeit der Schweißdrüsen anzuregen, die Blutdurchströmung der Hautoberfläche zu beeinflussen und überhaupt die Arbeit der einzelnen Organe anzuspornen oder zu erniedrigen. Aus der qualitativ und quantitativ richtigen Verwendung dieser Heilmittel setzt sich das Können und das Wirken des Arztes zusammen; ein Lieblingswort Leydens: man solle den Kranken behandeln und nicht die Krankheit, bedeutet ja eben, daß bei zwölf Menschen, die Lungenentzündung haben, ein Dutzend durchaus verschiedener Krankheitszustände vorliegen. Denn von dem Individuellen und Persönlichen jedes Kranken, von der vorhandenen Kraft und Leistungsfähigkeit der Organfunktionen und des gesamten Organismus der einzelnen Person hängt in der Hauptsache das Maß und die Zahl der einzelnen Einwirkungen ab, die in immer wieder zu erneuernder Kombination der Arzt an ihm vorzunehmen hat; und dieses individuelle Maß der vielfachen Heileinwirkungen, der psychischen wie der physischen und der chemischen, in jedem Einzelfall richtig zu erkennen und zu verwerten, erfordert zum mindesten eine gleich hohe geistige Thätigkeit wie die naturwissenschaftliche Forschung. Es ist eine Ueberhebung, wenn, wie man jüngst lesen konnte, „die Jungen und die reinen Forscher in der Medizin“ sie für geringer schätzen als diese; in die Psychologie eines Kranken eindringen, so sehr, daß man mit seinem geistigen Zustand bewußt nach bestimmten Zielen hin operieren kann, die Funktionsgröße der einzelnen Leistungen seines Organismus so analysieren und ihre Reaktionsfähigkeit auf die einzelnen Heilmaßnahmen so feststellen, daß sie bekannte Größen werden, ist zum mindesten eine gleich hohe geistige Thätigkeit, wie das Differenzieren verschiedener Bakterienarten nach Form und Wachstum, oder die chemische Analyse von Stoffwechselprodukten.

Die Hilfsmittel und die Möglichkeit zu solchem wahrhaft ärztlichen Handeln zu schaffen, ist seit langem und insbesondere während des letzten Dezenniums Leydens unablässiges und eifriges Bemühen. Durch seine hervorragende Stellung, nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im Staat und in der Gesellschaft, war es ihm wie kaum einem andern möglich, alle maßgebenden Faktoren in Bewegung zu setzen und zu gewinnen, um den großen Apparat an Hilfsmitteln und Einrichtungen aufzubringen und zu beschaffen, dessen die moderne Medizin für ihr Wirken bedarf.

Sein erstes und vornehmlichstes Bestreben wandte sich der Ernährungstherapie zu; er übertrug mit vielem Glück die Forschungsergebnisse der wissenschaftlichen Diätetik auf die ärztliche Kunst der Ernährungstherapie. Mit unermüdlichem Eifer wies er die Aerzte immer und immer wieder auf die große Bedeutung hin, die der bis dahin arg vernachlässigten Krankenernährung für die Erhöhung der Widerstandsfähigkeit des Kranken gegenüber der Krankheit zukommt, und seiner Autorität und seinem Beispiel ist es zuzuschreiben, daß die von Leyden in seinem großen Handbuch der Ernährungstherapie niedergelegten Grundsätze heute in der Krankenbehandlung allgemeine Geltung gewonnen haben.

Und nicht nur für die Diätetik, für die gesamten sogenannten physikalischen Heilmethoden, wie sie die heutige Therapie charakterisieren, wurde er Schützer und Förderer. Von dem Augenblick an, wo Leyden alle die einzelnen Heilbestrebungen mit seiner Person und seiner wissenschaftlichen Stellung deckte und ihre Förderung sich angelegen sein ließ, waren sie für die wissenschaftliche Medizin gewonnen, während sie zuvor mit manchem Mißverständnis, manchem Vorurteil und mancher Gehässigkeit, und nicht nur in außerärztlichen Kreisen, zu kämpfen gehabt hatten. Man erzählt sich vom ersten Napoleon, daß er einmal, auf seinen Thronsessel deutend, gesagt habe: „Was ich von hier aus spreche, hat alles Bedeutung;“ Leydens unvergängliches Verdienst ist es, in seiner Person alle modernen Heilbestrebungen zusammengefaßt und von seiner hohen Position aus mit Nachdruck zu ihnen sich bekannt zu haben; nur dadurch konnten sie die ausgedehnte Beachtung und Befolgung erlangen, zu der sie ohne ihn nie vorgeschritten wären.

So hat er sich früher als irgendein anderer in Deutschland an die Spitze der Heilstättenbewegung gestellt und den Kampf gegen die Tuberkulose erfolgreich aufgenommen, mit einer Organisationskraft und einer Energie der Durchführung, wie sie beispiellos ist. So hat er die Krebsforschung organisiert und die Leitung eines Kreises von Forschern und Aerzten übernommen, die die noch immer unbekannte Ursache dieser verderblichen Krankheit zu ergründen sich als Aufgabe vorgesetzt haben. Das Wichtigste aber und Bedeutungsvollste hat er für die Krankenpflege gethan.

Ueber die ausnehmend große Bedeutung der Krankenpflege für die Heilung der Krankheiten besteht jetzt unter den Aerzten volle Uebereinstimmung. Dem war nicht immer so: die Krankenpflege, die als Werk der Barmherzigkeit die Leiden

lindert und die Kranken tröstet, ward stets geübt; daß sie, unter voller wissenschaftlicher Erkenntnis vom Arzt selbst verwendet, zur ausgesprochenen Heilmethode und zum eigentlichen Heilmittel wird, ist eine Errungenschaft erst des letzten Jahrzehnts.

Auch hier hat Leyden dauernd seine schützende Hand über der sich mehr und mehr entwickelnden ärztlichen Krankenpflege gehalten und ihr mit Rat und That sein unermüdliches Interesse gewidmet; auch hier dankt diese ihm die machtvollste Förderung. Er war es, unter dessen Präsidium jene große Ausstellung für Krankenpflege in Berlin veranstaltet wurde, die die Bedeutung der Disziplin weiten Kreisen vor Augen führte; er war es, auf dessen im Verein mit dem Kultusminister und seinen Räten gestellten Antrag Ihre Majestät die Kaiserin bestimmte und in einem eigenen Handschreiben verfügte, daß ein Museum für Krankenpflege in Berlin errichtet werde, das dem so dringend notwendigen Unterricht der Studierenden der Medizin in dieser Heilmethode dienen soll.

Daß gerade die Krankenpflege Leydens ganzes Wesen in so hohem Maß durchdringt, ist erklärlich; ist sie doch der Inbegriff der gesamten Fürsorge, die der Arzt seinen Kranken zu teil werden läßt. Die größten Erfolge der modernen inneren Medizin beruhen ja auf der Krankenpflege, beruhen darauf, daß die Summe der vielen kleinen Heilmaßnahmen, die sich in ihren Wirkungen kombinieren und summieren und so den Gesamtheileffekt herbeiführen, auch thatsächlich zur Ausführung kommen und systematisch dem Kranken zu teil werden.

Das beweisendste Beispiel hierfür sind die Lungenheilstätten, in denen kein Arzneimittel, das den Tuberkelbazillus abtötet, den Kranken verabfolgt wird, weil es ein solches eben nicht giebt, wo aber durch die Summe der unter dauernder ärztlicher Aufsicht zur Einwirkung kommenden allgemeinen Heileinflüsse der Körper der Kranken so weit gekräftigt werden kann, daß er der Krankheit selbst Herr wird. Es wird darum auch nicht ausbleiben können, daß für jede einzelne große Gruppe innerer Krankheiten eigene Heilanstalten entstehen, wie wir sie für die Lungenkrankheiten bereits besitzen, Heilanstalten, in denen die Krankenpflege im weitesten Umfang zur Anwendung kommen und dann auch Erfolge zeitigen wird, die bei den sich selbst überlassenen Patienten niemals möglich sind. Denn der beste Teil unserer heutigen Therapie beruht in der Krankenpflege.

Das bethätigt Leyden auch auf das glücklichste in seiner so ausgedehnten ärztlichen Thätigkeit. Die Güte seines Wesens, die echte Humanität, die ihm innewohnt, vereint sich hier mit dem auf tiefster wissenschaftlicher Erkenntnis beruhenden Bestreben, durch die Heranziehung und Beachtung aller, auch der anscheinend kleinsten und nebensächlichsten Hilfsmittel, den Kranken zu nützen und ihre Heilung zu fördern. Darum hängen diese auch mit einer Liebe an ihm, wie sie dem Arzt selten zu teil wird. Und wir alle, die wir das Glück haben, ihm nahezustehen, die wir von ihm gelernt und mit ihm gearbeitet haben, wir empfinden in unserer eigenen ärztlichen Thätigkeit von dem vielen, das wir ihm danken, immer und immer wieder als das beste die tiefe Weisheit des alten Wortes, daß nur ein guter Mensch ein guter Arzt sein könne.

Ich habe von Ernst v. Leyden sprechen wollen, und ich sehe, daß ich von der ganzen inneren Medizin, ihrem Wesen und ihrem Wirken, ihrer Entwicklung und ihren Zielen gesprochen habe. Mir scheint, nichts dürfte mehr darthun können, wie sehr und wie innig das Werk und die Persönlichkeit dieses einzigen Mannes mit der gesamten inneren Medizin verwachsen und verwebt ist, wie diese in ihm ihren vornehmsten und vollendetsten Repräsentanten besitzt, nicht nur durch seine hohe wissenschaftliche Bedeutung, durch seine über den ganzen Erdkreis sich erstreckende ärztliche Thätigkeit, sondern auch durch seine Weisheit und Klugheit, seine Gewalt über die Menschen und die Güte seines Herzens. Weit ragt er hinaus über viele seiner Berufsgenossen durch die glänzende Stellung in der Gesellschaft, die er einnimmt, durch den Einfluß, den er überall hin ausübt, nicht zum mindesten auch durch die treue und verständnisvolle Mitarbeit seiner hochgesinnten und bedeutenden Gattin. Sein Stern, der ihm stets geleuchtet hat, wird, das hoffen wir zuversichtlich, noch lange glänzend im Zenit über seinem Haus stehen.

Als Antonius im Senat die Größe Cäsars rühmt und schildert, wie er groß und bedeutend sei vor allen den andern, hält Cassius ihm entgegen: „Ihr preist ihn zu sehr —.“ Vielleicht darf auch ich mit Antonius antworten: „So müssen Cäsars Feinde von ihm reden; von einem Freund ist's kalte Mäßigung.“

Eine Mutter.

Lebensbild von Alfred von Hedenstjerna.

Der Oberlehrer Sven Holmberg wohnte seit fünf Jahren in seiner einfachen, kleinen Wohnung in einer Quergasse des stillen Städtchens Dunkelburg und kannte alle Leute, die in dem Hause aus- und eingingen.

Nun hatte er seit fast einer Woche einen alten, grauen Kopf dort unten vermißt und begann, wie das bei so kleinen Verhältnissen leicht vorkommt, sich darüber zu beunruhigen, obwohl der alte, graue Kopf nur einer Waschfrau gehörte und ihm völlig gleichgiltig war. Als er am sechsten Tag in die Schule ging, konnte er es unmöglich unterlassen, eine Thür im unteren Stock zu öffnen und zu fragen: „Wie geht es der Frau Petersson? Ich habe sie seit mehreren Tagen nicht gesehn.“

In solchen kleinen Verhältnissen kennen sich alle, und so wurde ohne Verwunderung über die Frage geantwortet: „Frau Petersson ist heute nacht um 1 Uhr gestorben.“ Der Tod dieser alten Frau, die Dr. Holmberg ja nichts anging, gab wohl den Anlaß dazu, daß er, dem zwar eine große Familie, aber geringe Einkünfte beschieden waren, einige Tage nach Beginn der Osterferien eine Reise weit fort in eine andere Provinz unternahm. Es war dem Oberlehrer nämlich eingefallen, daß dort ein alter, grauer Kopf ebenso gut, wie der hier, zur letzten Ruhe eingehn könnte, und das, was Frau Petersson betroffen hatte, zauberte ihm fortwährend dieses Haupt vor die Seele, das sich viele

Jahre jeden Abend über sein Bett gebeugt hatte und ihm mit liebevollen Gedanken auf seinem Weg in die Welt hinaus gefolgt war, bis er es nun ganze sieben Jahre aus den Augen verloren hatte.

Er war kein herzloser Sohn. Er schrieb jedes Jahr drei-, bisweilen viermal an seine alte Mutter, und oft lag eine Banknote im Brief, die einem Bankier zwar nicht imponiert hätte, aber groß für einen armen Lehrer und ganz furchtbar groß für ein Mutterauge war. Und seine Frau schrieb freundliche Grüße auf kleinen, niedlichen Weihnachtskarten, und als die Ansichtspostkarten aufkamen, versuchten die Kinder hie und da der lieben Großmama eine Vorstellung davon zu geben, wie herrlich es hier wäre, und welche Paläste sie in Dunkelburg hätten.

Aber jede Frage in den von einer alten Näherin für die greise Schmiedewitwe geschriebenen Briefen: ob sie niemals mehr ihren Sohn wiedersehn könnte? wurde mit einem kurzen: „Vielleicht im Sommer“ beantwortet — jedoch mit jedem Sommer, der verging, wurde ihre Hoffnung, ihn zu sehn, schwächer und ihre Augen matter.

Die seelischen Eindrücke kommen, wie sie wollen, und die Menschenherzen sind seltsamer Art. Die schüchternen, zitternden Fragen der Mutter in den unbeholfenen Schriftzügen der Näherin hatten nichts gegen ein dünnes Portemonnaie und ein von schweren Sorgen bedrücktes Herz vermocht. Aber der Choral, der gesungen wurde, als man die Leiche der Frau Petersson hinaustrug, erklang wie ein Reisebefehl, bevor es zu spät wäre.

Dr. Holmberg klopfte an jenem regnerischen Märztag lange vergeblich an die Thür der kleinen Hütte, die einst sein Elternhaus war. Schließlich wurde die Thür heftig aufgerissen, eine rohe, heisere Stimme schrie: „er möchte sich zum Teufel scheren“ und erklärte ihm brutal, daß die Witwe Holmberg vor vier Jahren die Hütte verkauft hätte und nun beim Wagenlackierer Olsson wohnte.

Das Herz des Doktors zuckte schmerzvoll: „Die Hütte verkauft!“ und das hatte er nie erfahren! Großer Gott! Litt seine Mutter Not? Er hatte doch gemeint, daß das Schmiedewerkzeug und die andern Sachen, die der Vater hinterließ, zusammen mit den alten, fleißigen Händen der Mutter und den kleinen Scheinen, die er schickte, für sie hinreichend gewesen wären. Bedrückten Herzens klopfte er an die fremde Thür und hielt bald seine greise Mutter in den Armen. Wie alt und welk sie geworden war! Hager, wie ein Skelett, klein, fast wie ein Kind, weißhaarig und gebrechlich. Ihr Mutterherz schrie ihm entgegen, und die ganze verschrumpelte Gestalt zitterte vor Rührung; aber über ihre Lippen kamen nur die Worte: „Nein, sieh, du bist hergereist, Sven! Es ist ja so schlechtes Wetter! Setz dich, ich will Kaffee kochen.“

„Mutter, Mutter, warum schriebst du mir nicht, bevor du die Hütte verkauftest?“

„Was hätte das genützt? Du hattest ja doch an anderes zu denken. Olssons sind gut gegen mich. Ach, wie freut es mich, dich zu sehn!“

Er blickte fast erschreckt in dem engen, nicht besonders reinen Raum umher, wo eine ältere Frau große Mühe hatte, die vier Kinder in der Ecke zurückzuhalten, in der sie zusammengekauert saßen. Er schlug den Blick nieder und errötete vor dem abgenutzten Kleid, das die magere Gestalt umschloß, die anfing, sich an dem offenen Herd zu schaffen zu machen.

„Schläfst du hier auch?“

„Nein, nebenan. Hier liegt ja die Näherin, die die Briefe schreibt,“ sagte die Alte und machte die Thür zu einem kleinen Kämmerchen auf, mit einem gewissen Stolz, wenigstens etwas Besseres zu haben, als der Sohn gefürchtet hatte.

„Hast du noch — kannst du — ich meine, kannst du noch mit deinen alten Händen etwas arbeiten, Mutter?“ fragte er leise.

„Die Hände, ach, Gott sei Lob, sind nicht so schlecht geworden, außer an den Tagen, wenn die Gicht mich plagt. Aber — in den letzten Jahren konnte ich nicht mehr recht sehn —“

Es dunkelte auch vor seinen Augen, und er stieß mühsam hervor: „Barmherziger Gott! Siehst du gar nichts mehr — kannst du mich nicht sehn?“

Sie strich sanft seinen Rockärmel mit ihrer kleinen, braunen, verschrumpelten Hand, und es glitt etwas, das einem Lächeln ähnelte, über die welken Züge.

„Ja, dich sehe ich, Sven, und die Sonne und auch das Haus, und wenn die Lokomotive kommt, sehe ich sie; aber meine Arbeit besteht jetzt meist nur noch im Strümpfestricken. Wie alt ist deine Kleinste nun, Sven?“

„Vier Jahre,“ antwortete er mit gepreßter Stimme.

„Da werden sie nett!“ rief sie, und ihre Stimme klang voller Jubel, zog eine Schublade in ihrem Kämmerchen auf, tastete darin herum und reichte ihm dann ein paar weiße Wollstrümpfe, aber dicke, furchtbar dicke.

„Hast du sie für die Kleine gestrickt?“ fragte er und wischte seine Augen.

„Nein, eigentlich waren sie für Selma bestimmt, die ältere Schwester, aber sie entwuchs ihnen ja, denn du kamst ja niemals.“

Das war ihr einziges Wort des Vorwurfs, aber, o Gott, wie es schmerzte! Dr. Holmberg sank in der kleinen Kammer auf einen Stuhl nieder, sprach wenig und bemerkte nur undeutlich, daß die Näherin nach Hause kam und die drei Frauen eifrig beschäftigt waren, flüsterten und in dem engen Raum umherliefen. Schließlich legte sich die kleine, welke Hand auf seine Schulter, und die gebrochene Stimme erklang in stolzem Ton, als sie sagte: „Sven, willst du noch einmal im Leben bei deiner Mutter essen?“

Dr. Holmberg riß die Augen auf. Bei ihm zu Hause war alles dürftig, jede Ausgabe mußte genau erwogen werden, und sie hatten nur selten die Mittel zu den guten Sachen, die die Alte hier auftrug: feines Weißbrot, eingelegte Hummern, vortreffliche Anchovis, vorzüglichen Käse, kleine, saftige Beafsteaks, Bier und Meiereibutter. Freilich war die Näherin hin- und hergelaufen, aber das Geld — wo hatte Mutter das Geld her? Es war ihm, als wenn ihm die Bissen so seltsam groß im Munde wurden, und die Mahlzeit dauerte lange. Als sie beendet war, erhob sich die Alte und faltete die Hände, und Dr. Holmberg fühlte den Drang, das Tischgebet der Kinderjahre laut zu beten, wie in jenen Tagen, als der Griesbrei dampfend auf dem Tisch der Schmiedehütte stand und sein Vater hineinkam und das Schurzfell an den Nagel hing.

Dann trat die Alte zu ihrem Sohn heran, gleichsam zögernd und ängstlich, und flüsterte: „Sven, es ist vielleicht unbescheiden, dich um etwas zu bitten, aber ich möchte dich so innig um etwas recht Großes und Schönes bitten.“

Dr. Holmberg fühlte, wie das Blut zu seinen Wangen emporstieg. Sicher hatte die Anwesenheit des lange vermißten, einzigen, geliebten Sohnes die Dämme auf-

gehäufter Sehnsucht gesprengt, sicher beabsichtete die Mutter, ihn darum zu bitten, ihr aus dem fremden Haus herauszuhelfen und sie seine Lieben sehn zu lassen. Na, seine Frau war eine Majorstochter, sein Haus dürftig, und er konnte nur in kleinen Beträgen die Studienschulden abzahlen, aber sein Herz rief laut: seine Mutter sollte ein Winkelchen bei ihm zu Hause und einen Stuhl an seinem Tisch bekommen, wenn sie es begehrte.

„Was willst du, Mutter?“ flüsterte er zärtlich und schlang den Arm stützend um die spitzen Schultern.

„Ja, siehst du, Sven, hier giebt es ja zwei furchtbar feine Hotels bei der Station, aber die Nählotte kann in Olssons Bett schlafen, denn Olsson ist draußen als Schmierer bei dem Nachtzug, und ich habe zwei Laken mit Spitzen und eine neue Decke, und es ist keine Gefahr dabei, so daß, wenn du nur wolltest, Sven —“

„Wollte — was, Mutter?“ stammelte er.

„Ach, wenn du dich mit dem Schlafsofa der Nählotte begnügen wolltest! Der Gedanke ist ja für mich das Schwerste, gewesen in den Jahren, seit die Hütte verkauft wurde, daß du nicht bei mir übernachten würdest, da ich dir doch kein eigenes Heim bieten kann!“

Dr. Holmberg fühlte einen Druck im Hals. Er blickte auf die Reste der guten Mahlzeit, auf das weiße Tischtuch und den Porzellanteller mit kleinen, blauen Rändern, von dem er gegessen hatte — die andern drei Teller waren nur weiß — und er sah auf dem Schlafsofa der Nählotte ein paar blendend weiße Laken mit breiten Spitzen. Er wandte das Gesicht fort, damit keiner sehn sollte, was seine Augen thaten, und murmelte: „Aber, Mutter, wo in aller Welt hast du all das Feine und Prächtige hernehmen können?“

„O, du kannst mir glauben, daß die Läden hier nichts Schlechtes führen, und dann hatte der Fleischer gestern Schlachttag, und Bahnmeisters Minna überließ mir ihr Fleisch, als sie erfuhr, worum es sich handelte!“

„Und das Geld? Und das Porzellan, und das Tischtuch, und die Messer, und das feine Bett, Mutter?“

Sie reckte ihre gebeugte Gestalt, so gut sie konnte, zu alter Höhe empor und bekam wieder etwas von dem belehrenden Ton, in dem sie ihn gewarnt hatte, sich vor den sprühenden Funken der Esse zu hüten, als er ein kleiner Junge war, und sie antwortete: „Wie du schwatzest, Sven! Ich habe ja die ganze Zeit auf dich gewartet!“

Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

Schluß.

Die Mienen Dr. Kösters zeigten größte Bestürzung, während Martha mit mühsam unterdrückter Erregung fortfuhr:

„Wenn Sie mir einen großen, großen Gefallen thun wollen, so sprechen Sie nicht mehr von — von dem, was einst gewesen . . .

„Es wundert mich, daß Sie Ihre Studien in Paris so bald abgebrochen haben,“ setzte sie hinzu, in einen nüchternen Gesprächston einlenkend. „Haben Sie beruflich in Deutschland zu thun?“

„Nein — ich kam nur Ihretwegen, Martha, nur um Ihnen dieses Wort zu sagen, das Sie nicht hören wollen . . . Darum kann ich Ihnen den großen, großen Gefallen nicht thun. Ich muß sprechen über das, ‚was gewesen‘ — wie Sie so bitter sagen. Für mich giebt es kein Einst. Nur Bleibendes, Unvergeßliches.“

Ein bitteres Lächeln glitt um ihren Mund.

„In Ihrem letzten Brief waren Sie aufrichtiger.“

„Ich will auch jetzt aufrichtig sein — ich will gleich das Schlimmste eingestehen: ja, ich war Ihnen treulos, Martha! Ich war nahe daran, Sie, mich selbst zu verlieren; nahe daran, die größte, unwiderrufliche Thorheit meines Lebens zu begehen. Und Sie haben mich davor gerettet!“

Nun hob sie unwillkürlich die Augen zu ihm empor bei der überraschten Frage: „Ich? Wieso?“

Sie senkte rasch wieder den Blick. Sie fühlte, daß es ihr zu schwer fallen würde, diesem Gesicht gegenüber, an das sie so oft mit heißer Sehnsucht, mit wilden Schmerzen gedacht, so ruhig und gelassen und vernünftig zu bleiben, wie sie doch mußte. Sie durfte ihm ja nicht mit leidenschaftlichen, empörten Worten sagen, wie sie gelitten hatte all die Zeit, wie grausam weh er ihr gethan mit seinem Schweigen.

„Ja, Martha. Sie haben mich mit Ihren kurzen Zeilen nach dem Tod Ihres Vaters gerettet,“ fuhr er fort.

Und als sie mit stolzer Miene einwarf: „Ich wüßte nicht — ich habe doch mit keinem Wort —“ unterbrach er sie rasch: „O nein, nein — diese Zeilen ließen an fremder Kühle nichts zu wünschen übrig! Gewiß nicht. Aber ich erfuhr doch, daß Sie nicht aufgehört hatten, mir zu schreiben. Ich hätte ja Ihren Brief niemals unbeantwortet gelassen, Ihr Schweigen nur hatte mich trotzig gemacht.“

„Sie brauchten mir ja gar nicht mehr zu schreiben. Sie hatten mir feierlichst versprochen — erinnern Sie sich?“

„Aber ich hatte doch nicht aufgehört, lieb an Sie zu denken, das Heimweh nach Ihnen war doch geblieben. Sie schütteln so ungläubig den Kopf, Martha. Ich lüge Ihnen nichts vor! Was hätte es für einen Sinn, hierherzukommen und mit Ihnen zu sprechen, wenn ich nicht wahr sein wollte? Aber Sie werden mir meine Stimmung nicht nachfühlen können. Frauen sind so viel einheitlicher in ihrem Empfinden; sie sind treuer veranlagt als wir. Ich will es ja gewiß nicht beschönigen, ich kann es nur beklagen, daß unsere Sinne uns so viel leichter einen Streich spielen und wir

der Versuchung gegenüber schwächer sind. Ich könnte freilich so manches zu meiner Entschuldigung sagen. Wochenlang war ich im Krankenzimmer eingesperrt. Außer dem Arzt sah ich nur zwei Menschen um mich, und der eine war ein hübsches, junges Geschöpf, von dem ich abhängig war in meiner Hilflosigkeit, um das die Dankbarkeit allmählich eine Art Gloriole wob. Ich habe keinen Augenblick geglaubt, daß die kleine Nini meiner Seele nahestehn, daß sie eine tiefeingreifende Rolle in meinem Leben spielen sollte. Ich habe überhaupt so wenig gedacht in meinem Erholungszustand. Ich war nur froh, daß ich lebte, ohne Schmerzen, ohne Fieber. Sie schien mir ein echtes, frisches, unverfälschtes Stück Natur, und mir gefiel ihre kindliche Harmlosigkeit, ihr schmiegsames, zuthunliches Wesen. Wie ein hübsches Kätzchen hat sie mich umschmeichelt und mich gereizt mit ihrer liebevollen Zärtlichkeit und ihrer zurückhaltenden Scheu zugleich."

Er schwieg einen Augenblick.

„Ach, Martha," fing er dann wieder an, in warmem, treuherzigem Ton. „Ich bin wirklich viel zu sehr Träumer und Idealist. Das ist von Uebel. Ein klügerer junger Mann mit mehr Lebenserfahrung hätte sich sofort gesagt: umsonst haben Mutter und Tochter den Fremden nicht mit dieser Aufopferung gepflegt. Da sie die ihnen angebotene Entschädigung ablehnen, was wollen sie? Ein anderer hätte ihnen gegeben, was er nur irgend entbehren konnte, um sich die Dankesschuld vom Hals zu schaffen, und wäre mit einem Händedruck aus dem Haus gegangen. Ich war gerührt, bewegt. Ich glaubte an diese wunderbare, selbstlose Großmut.

„Später ist mir freilich ein Licht aufgegangen. Mit allen Mitteln haben sie mich umgarnen, mich zu einer Verlobung mit Nini bringen wollen. Ich will Ihnen die verschiedenen kleinen Winkelzüge und Intriguen, die ich jetzt durchschaue, nicht erzählen. Es ist häßlich! Die erste Erkenntnis kam, als ich herausbrachte, daß Ihr Brief mir unterschlagen wurde. Nini kannte Ihre Schrift.

„Sie hatten einmal, als ich krank lag, Nachricht über mein Befinden erbeten. Sie ahnte, daß Sie mir wohl nahestehen müßten, und da ihr diese Grüße aus meiner Heimat nicht paßten, hatte sie den Brief einfach beseitigt. Die Buchsendung fiel ihr nicht auf. Sonst hätte sie sich auch das zweite Mal kein Gewissen daraus gemacht, das Paket, das aus München kam, hinter meinem Rücken zu unterschlagen. Bei meinen Fragen und Nachforschungen gewann ich einen erschreckenden Einblick in ihren Charakter, in dieses vermeintliche Kinderherz. Sie ahnte gar nicht, wie viel sie mir verriet, wie wenig harmlos und unverfälscht und gutherzig sie mir plötzlich erschien! Nur der Ton, in dem sie von der fremden Briefschreiberin sprach, nachdem ihr das Leugnen nichts mehr half! Dieses Stück Natur, an das ich geglaubt, war ja schon ganz verdorben und vergiftet von der Pariser Luft! Mir graute plötzlich vor dem jungen Gesicht mit den hübschen Grübchen, vor diesen lachenden Augen! Meine ganze tolle Verliebtheit war verflogen in dieser kurzen Stunde.

„Später ist mir noch manches zu Ohren gekommen über Mutter und Tochter, die schon längere Zeit an junge deutsche Thoren Zimmer vermieten. Und als sie dann sahen, daß sie ihren Zweck nicht mehr erreichten, haben sie die Maske der selbstlosen Großmut fallen lassen und mich in haarsträubender Weise ausgebeutet. Aber das war nur noch eine Komödie, nachdem ich mit heiler Haut dem tragischen Ausgang entschlüpft war.

„Das ist mein aufrichtiges Bekenntnis, Martha! Ich habe die Entfremdung nicht länger tragen können. Ein Kniefall ist ja nicht mehr Mode! Aber moralisch liege ich ganz klein und demütig zu Ihren Füßen und bitte: schauen Sie mich wieder freundlich an! Sagen Sie mir ein gutes Wort! Vergeben, vergessen Sie!"

Seine Stimme war immer weicher, immer zärtlicher geworden. Er zwang sie mit seinen heißen Augen, die sich so nah, so flehend auf die ihren hefteten, zu ihm aufzublicken. Da war's um ihre Kraft geschehen.

„Vor einer Stunde noch, wenn mir jemand prophezeit hätte, Sie würden wiederkommen und mich bitten, zu vergessen, was Sie mir gethan haben, wäre ich meiner selbst zu sicher gewesen; ich hätte ruhig erwidert: ‚Was soll das mir! Ich habe abgeschlossen mit meiner Liebe; ich bin fertig mit ihm. Ich kann, ich will nicht neue Schmerzen tragen!' Und nun in Ihrer Nähe, wenn ich Sie sprechen höre, fühle ich nur, wie schwach und thöricht ich bin, weiß ich nur, daß ich nichts erreicht habe über mein dummes Herz trotz aller Ermahnungen, aller guten Vorsätze. — Was kommen wird, das sehe ich freilich ganz klar voraus! Sehnsucht, Enttäuschungen, Seelenjammer — das alte Lied!"

„Nein, nein, Martha! Ein neues Lied! Keine Sehnsucht mehr und hoffentlich auch keine Enttäuschungen! Ich kann nicht leben ohne dich! Ich brauche dich! Ich muß dich an meiner Seite haben! Wir gehören zu einander, und wir wollen glücklich sein, so lange wir jung sind! Ich will nicht endlose Jahre warten, bis ich als Astronom eine Professur erringe! Zum Glück habe ich schon früher das Staatsexamen in Mathematik gemacht, das mich zum Unterricht an den Mittelschulen berechtigt. Ich bin hierher gekommen, um mich als Klassenlehrer zu melden. Ich habe gute Zeugnisse; ich kann wohl sehr bald auf eine Stelle hoffen. Weißt du, Martha, eine Villa, wie diese hier, habe ich dir ja nicht zu bieten. Es ist nur ein recht bescheidenes Los, das ich für dich habe. Aber du sollst nicht länger abhängig sein von deinem Onkel — und wenn du mir gut bist — was kümmert uns alles andere? Ein gemeinsames Leben, ist es nicht das Beste, was uns die Welt zu geben hat?"

Sie saß ganz still, wie eingesponnen in einen süßen Traum. Nur das eine konnte sie denken: so lieb hat er dich! So lieb! Er weiß, daß du arm und abhängig geworden bist, und kommt zu dir, trotz allem! Er will seinen Beruf für dich opfern. So ernst ist es ihm mit seiner Liebe!

Dieses Unerwartete, dieses Glück, das nach grauen Tagen so plötzlich auf sie einstürmte, machte sie ganz fassungslos. Sie fühlte, daß sie sich auf die Wirklichkeit besinnen, daß sie klar überlegen müßte, aber wie

ein rosiger Nebel schwamm es ihr vor den Augen. Doch als er dann ihre Hände faßte und noch einmal dringender flehte: „Sag mir, daß du dich freust, daß du vorlieb nehmen willst mit unserm stillen, kleinen Heim!" da packte sie eine dumpfe Angst, und sie sagte in einer leidenschaftlichen Abwehr ihrer eigenen sehnsüchtigen Versunkenheit: „Nein, nein, Moritz! Das Opfer, das Sie mir bringen wollen, würde mich zu Boden drücken! Ich müßte zu Grunde gehen unter der furchtbaren Verantwortung. Ich könnte es mir nie verzeihen, daß Sie sich um meinetwillen in eine Tretmühle einspannen ließen! O die Angst, daß Ihnen eines Tags Ihr Glück zu teuer erkauft erschiene! Daß die Reue über Sie käme, das Verlangen nach dem großen, weiten Sternenhimmel, dem Sie um meinetwillen entsagten."

„Ich thue ja nur, was mein Herz will und fordert! Ich bringe das Opfer nur meinem eigenen Glück!"

Sie sah eine Weile schweigend in das Sonnengeflimmer und preßte die Hände ineinander. O, wie mußte sie tapfer sein in dieser Stunde! Sie mußte die Kraft haben, stark zu bleiben für sie beide.



„Ich habe Sie liebgewonnen, da oben auf der Sternwarte. Wie losgelöst schienen Sie mir von der kleinen, winzigen Erde unter uns. Ich bewunderte Sie, ich liebte Sie, weil Sie anders waren wie die andern; wie getragen von einem großen, glühenden Sehnen nach Erkenntnis, wie durchglüht von heiligem Feuer.

„Dieser erste Augenblick, in dem es mich zu Ihnen hinzog, bleibt unverwischbar. Ich weiß nicht, ob Sie derselbe für mich wären, wenn ich Sie lostrennen müßte von diesem gewaltigen Hintergrund, von dem Wissen und Streben, das einen so mächtigen Eindruck auf mich machte! Ich will, daß Großes aus Ihnen wird, Moritz! Ich habe für Sie so ehrgeizige Wünsche! Ein kleines, bescheidenes Alltagsglück darf Ihnen nicht genügen, es darf Sie nicht herabreißen."

Ihre Stimme schwankte. Wie unter Thränen fügte sie hinzu: „Es wäre auch für mich kein Glück!"

Der Glanz in seinen Augen war erloschen. Er senkte das Haupt und schwieg.

„Das bedeutet also eine Abweisung — ein Lebewohl! Wieder einen Abschied auf unabsehbare Zeit!" sagte er dann in verändertem Ton, gekränkt und vorwurfsvoll.

Brandner, der sich eben näherte, bemerkte sofort, daß die beiden in düsterer, trübseliger Stimmung nebeneinandersaßen, und er begriff sehr wohl, daß der junge Mann nach der ernsten Unterredung, die sichtlich hier stattgefunden hatte, keine Lust zu irgendeinem gleichgiltigen Gespräch haben konnte, sondern daß er hastig, verwirrt aufsprang und von einer Verabredung murmelte, die ihn wegrufe.

„Es thut mir so leid, daß ich aufgehalten wurde, Herr Doktor," sagte er herzlich. „Aber ich bitte wirklich um eine Entschädigung für diese versäumte Unterhaltung. Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen? Kommen Sie heute nachmittag mit mir und Martha ins Isarthal! Es ist ein so wunderbarer Frühlingstag. Sie thun mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie zusagen. Ich bin so dankbar für jede Zerstreuung! Und Sie sollten unsere bescheidene Münchner Umgebung doch auch im schönsten Licht bewundern."

Moritz sah, daß Martha ihrem Onkel einen warmen, dankbaren Blick zuwarf, daß dieser Gedanke an einen gemeinsamen Ausflug ihr ernstes, trauriges Gesicht

förmlich verklärte. Es war wie ein Sonnenstrahl nach den letzten schweren Minuten, und er fühlte, wie sein Groll vor ihrem erwartungsfrohen Lächeln schwand.

„Ich schließe mich gern an, Herr Brandner," sagte er. Und während der Onkel das Kursbuch zu Rate zog, nahm er Marthas Hand und drückte seine Lippen darauf und flüsterte: „Also auf Wiedersehn!"

Als sie allein waren, blickte Brandner seine Nichte, die bebend vor Erregung ihr Gesicht in ihre Hände vergrub, eine Weile nachdenklich an.

„Ich hätte eigentlich nicht gedacht, Martha, daß du engherzig seist," begann er dann mit sanftem Vorwurf. „Du hast es deinem jungen Freund nicht vergeben, daß er dich in Paris eine Weile vergessen hatte. Er kam doch sichtlich mit brennendem Verlangen nach Versöhnung — und ihr seid in kühler, fast feindseliger Stimmung auseinandergegangen, nicht? Ich muß sagen, so sehr ich über deinen Doktor geschmäht hatte,er hat es mir angethan auf den ersten Blick mit seinen klugen, ehrlichen Augen. Ich bin ganz ärgerlich über dich, Kind!"

„Du thust mir unrecht, Onkel! Ich bin sehr schwach in seiner Nähe. Ich kann ihm nicht bös sein, kann dann nichts anderes denken, als daß ich ihn liebhabe."

„Das ist brav von dir! Aber warum dann die finsteren Mienen?"

„Finster waren sie eigentlich nicht, eher traurig. Er hat mir vorgeschlagen, daß er seinen Beruf an den Nagel hängen und Mathematiklehrer werden will, damit wir uns bald heiraten können."

„Siehst du, das gefällt mir von ihm!" rief Georg mit ganz jugendlicher Lebhaftigkeit. „Ich habe ihm doch gleich angesehen, daß er ein ganzer Kerl ist!"

„Aber du begreifst, daß ich das nicht annehmen konnte? Er ist doch mit ganzer Seele Astronom."

„Vielleicht! Ja! Und doch, schau, Kind, es würde mir Freude machen, es würde mir wohlthun, einmal wieder zwei junge Menschen zu sehen, die den Mut ihrer Liebe haben! Unsere Eltern und Großeltern haben auch oftmals ins Blaue hineingeheiratet. Wenn es sein mußte, haben sie sich knapp durchgeholfen und sich beide geplagt und gespart und geschafft, aber sie waren doch nicht so ängstlich klug, nicht so mattherzig, wie wir alle heutzutage. Zum Donnerwetter! Ihr habt euch lieb! Das ist doch die Hauptsache! Du sollst ihn nicht wieder allein fortlassen. Du sollst mit ihm gehen! Ihr sollt eure besten Jahre nicht vertrauern!"

„Ach Onkel! Ich glaube, für mich wäre ich gar nicht so ängstlich! Ich wäre bereit, eine Dummheit zu machen, ganz toll und blindlings ins Blaue hineinzuheiraten! Aber ihm will ich keine Last sein! Er darf nicht niedergedrückt werden von Alltagssorgen."

„Du sollst ihm keine Last werden, und Sorgen sollt ihr keine haben! Dafür laß mich nur ein wenig eingreifen, Kind! Weißt du, wenn ich auch in der Theorie ein Schwärmer bin, in der Praxis habe ich doch so viel Vernunft, daß ich meinen Liebling nicht ins Elend hineinlaufen lasse!"

Eine warme Röte schlug Martha in die Wangen. „Nein, Onkel! Du hast schon so viel gethan für uns alle. Wir wollen dir nicht auch noch Opfer zumuten, Moritz wäre auch viel zu stolz."

„Unsinn!" unterbrach er sie mit zorniger Stimme, aber mit unendlich gütigem Blick. „Er hat doch bisher gelebt, das soll er von seinen Zinsen weiter thun. Und du wirst so viel haben, daß ihr nicht zu hungern und zu darben braucht. Mit Luxus will ich euch gar nicht überschütten; nein, gerade nicht! Ihr sollt einmal der Welt das Beispiel geben, daß man auch in der Einfachheit zufrieden und glücklich sein kann, wenn man sich wirklich gern hat. Laßt euch trauen! Geh mit ihm, wohin ihn seine Studien rufen. Und wenn ihr nicht mehr so frei herumziehen könnt, wenn ihr ein Nest braucht, so findet sich schon eine Heimstätte für euch. Ihr braucht nicht sofort den ganzen Ballast von Besitz und Habe, von Möbeln und Hauseinrichtung, der so zur Kardinalfrage erhoben wird, als handelte es sich beim Heiraten nur um die Wohnung, in die zwei Menschen einziehen! Ihr seid jung! Habt nur den Mut, das Glück beim Schopf zu fassen!"

Da Martha verlegen, mit glühenden Wangen und gesenkten Augen vor ihm stand, nicht zu glauben wagte, daß alle Wolken sich lichteten, die über ihrer Zukunft gelastet hatten, legte er ihr die Hand auf das Haupt und fuhr mit weicherer Stimme in tiefer Bewegung fort: „Was kann ich denn thun, um mein Gewissen zu erleichtern, um freier aufzuatmen, als euch Jungen zu helfen, als fremdes Glück zu schaffen! Daß ich dann einsam bleibe, das ist meine Strafe. Ich habe sie verdient."

* * *

Im Isarthal, unter dem hellen Buchengrün, schritt nachmittags ein junges Paar Arm in Arm mit warmglänzenden Augen.

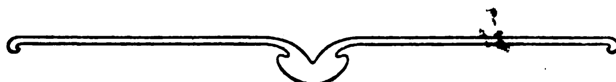
Ein Wagen fuhr einmal an ihnen vorüber. Lolo beugte sich heraus, überrascht, neugierig: „War das nicht Martha? Hat sie sich am Ende gar auch verlobt? Darum ihr heißes Gesicht heut mittag! Nein! Mit dem Sterngucker! Mit dem langweiligen Menschen! Das sieht ihr wieder ähnlich!"

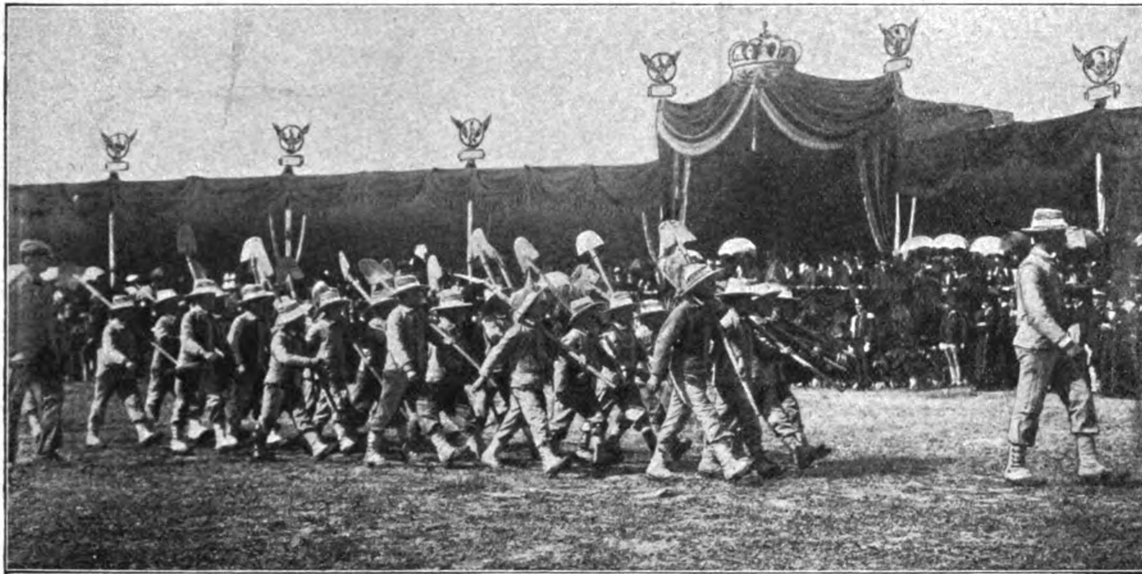
Mit einem spöttischen Lachen lehnte sich Lolo in die Kissen zurück und warf dem ihr gegenübersitzenden Kommerzienrat einen koketten Blick zu.

Eine Staubwolke wirbelte auf und schob sich zwischen sie und das Paar, das auf dem schlichten Waldpfad in Sonne und Frühlingswind dahinschritt.

Es war wie ein Vorbild für die Zukunftswege der Schwestern: Lolo, schön geschmückt, im bequemen Wagen, eine Rolle spielend in der oberflächlichen Komödie, die ihr das Leben war; Martha, tapfer und einfach zu Fuß, unbeachtet, fern von der großen Welt, aber in gleichem Schritt mit dem Geliebten, mit warmem Empfinden und tiefem Ernst, dankbar für das echte Menschenglück, das ihr zu teil geworden.

Ende.



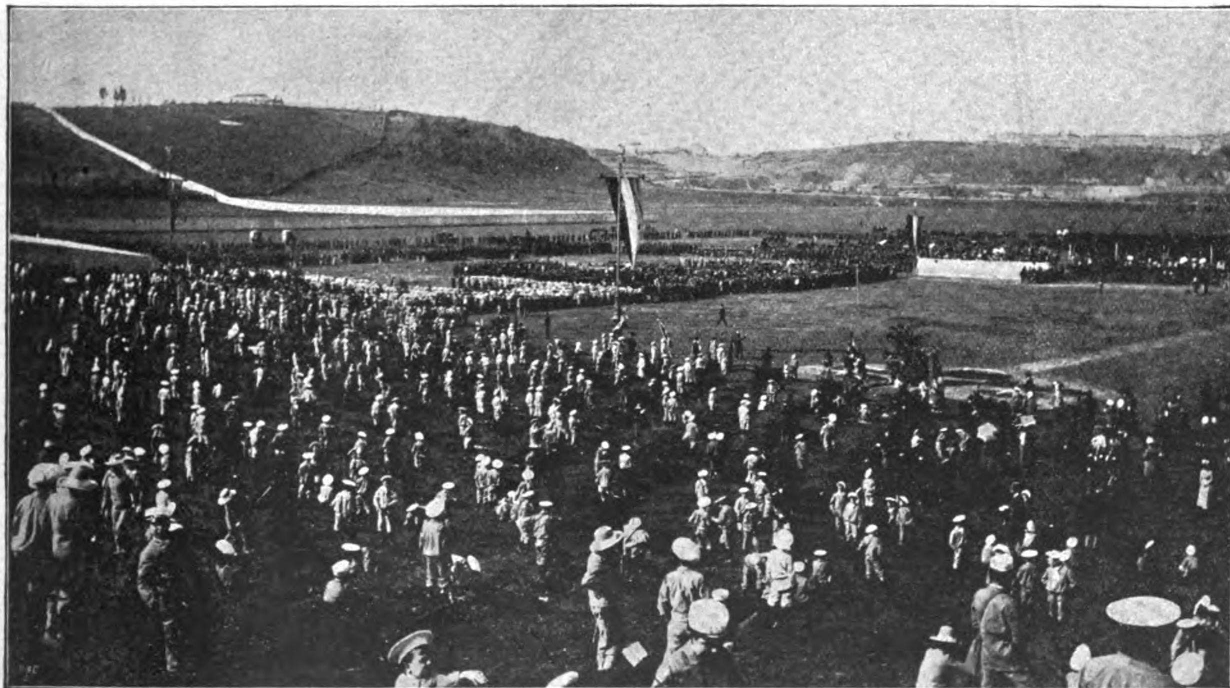


Vom Baumfest in Rom: Der Zug der Schulkinder.

Ein italienisches Kinderfest.

Hierzu 2 Momentaufnahmen.

Seit vielen, vielen Jahrhunderten ist der Wald aus Italien fast gänzlich verschwunden. Eine unvernünftige Raubwirtschaft hat die Wälder vernichtet, und erst die neuen Errungenschaften der Wissenschaft haben gezeigt, von welch großem Wert nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in hygienischer Beziehung ein guter Waldbestand ist. Unlängst fand wieder an der Stätte, wo sich einst in uralten Zeiten das romfeindliche Antemnae erhob, das vom Minister Baccelli populär gestaltete „Fest der Bäume" statt. Von der Höhe überschaut man den hundertfach gekrümmten Lauf des Tiber, sieht man das ganze blumenübersäte Land bis zur ewigen Stadt. Ganz Rom strömte hinaus zu dem Fest, das bei der Jugend die Liebe zur Natur erwecken soll und zugleich den Zweck verfolgt, die Waldwirtschaft in Italien zu heben. Dreißigtausend Schulkinder Roms, Mädchen und Knaben, festlich geschmückt in Uniformen, bunten Mützen und andern Abzeichen, mit zahllosen Fahnen und Musikkorps marschierten in unendlichem Zug an und nahmen vor dem Berg Aufstellung. Daneben traten Abordnungen aller in Rom garnisonierenden Regimenter an, Delegierte der Hochschulen und Lyceen. Auf Tribünen nahmen die Mitglieder der Ministerien und die Generalität Platz. Auch das italienische Königspaar war erschienen und wurde mit dem Jubel des nach vielen Tausenden zählenden Publikums empfangen. Es wurde ein Denkmal mit entsprechender lateinischer Inschrift enthüllt, und die Königin Helena gab das Zeichen zum Beginn der Festlichkeit, worauf sofort die Pflanzung von zwölftausend Bäumchen durch die Schüler und Schülerinnen stattfand und dann die ganze Kinderschar beim Königspaar vorüberdefilierte. Das Fest hatte, obwohl man diesmal von Massengesang und Festreden Abstand genommen hatte, einen überraschend schönen Verlauf, und man kann sagen, daß diese Idee, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, für Italien das Richtige trifft. Hoffentlich gedeihen die Bäume, damit das schöne Land wieder Waldbestand bekommt, der doch den anziehendsten Reiz jeder Landschaft bildet.



Vom Baumfest in Rom: Die Kinder beim Pflanzen der Bäume.

Afrikanische Tanzmasken.

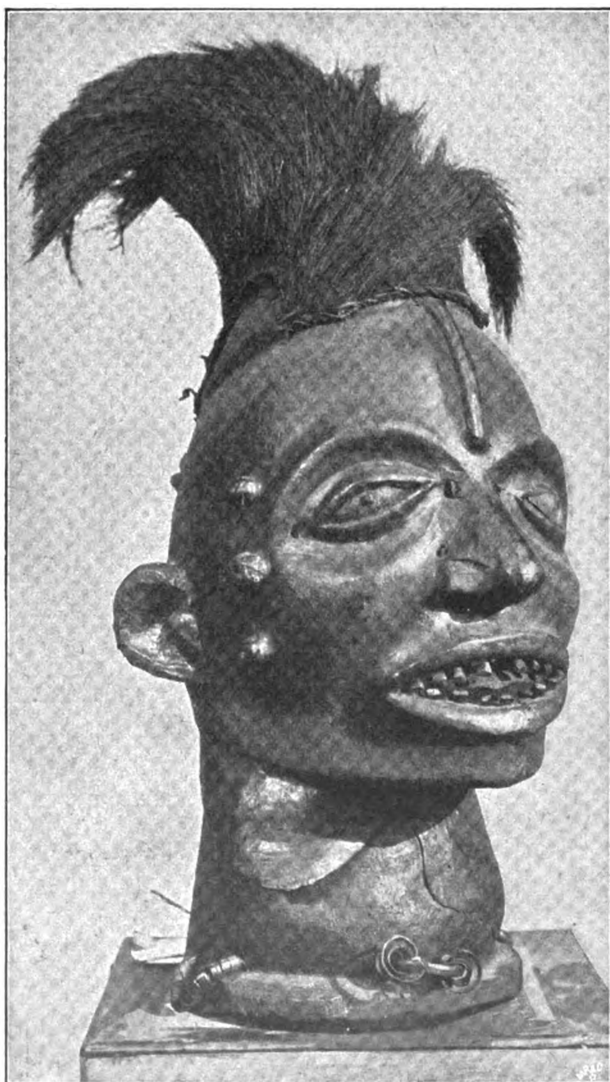
Hierzu 2 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Die Maske hat bei den Naturmenschen eine viel tiefere Bedeutung als bei den Kulturvölkern. Sie ist nämlich nicht ein dem Spott ausgesetzter Gegenstand, sondern ihr Zweck steht mit dem Geisterglauben der Eingeborenen in inniger Beziehung. Die Entstehung und Anwendung von Masken lassen sich hauptsächlich auf religiöse Anschauungen der Völker zurückführen. Ursprünglich hatten die Masken den Zweck, durch verzerrte, scheußliche Schreckbilder die Dämonen und Elementargeister, die als die Widersacher und Unglücksbringer angesehen wurden, fernzuhalten und zu verscheuchen.

Noch heute lassen sich in der Südsee solche Gebräuche in ihren Ueberresten nachweisen. Im Bismarckarchipel sind sonderbar gestaltete Masken in Gebrauch, die aus leichtem Holz gearbeitet, mit Kokosfasern verziert und bunt bemalt, eine erstaunliche Mannigfaltigkeit in Form und Ausdruck erkennen lassen. Der auf Neuguinea gebräuchliche Dük-Dük-Tanz, mit dem eine besondere Maskierung verknüpft ist, zeigt noch am besten eine diesbezügliche Geisterbeschwörung.

Ein ganz eigenartiger Brauch war es auch, den Verstorbenen künstlich geformte und bemalte Masken aufzulegen. Es läßt sich dies aus der Absicht der Wilden erklären, ihre Toten auf der Wanderung ins Jenseits vor dem unheilvollen Einfluß der Dämonen zu schützen.

Was die Entstehung der Sitte der Maskierung bei den Völkern anbelangt, so läßt sich dies nur auf Schädel- und



Afrikanische Holzmaske.



Holzgeschnitzte Doppelmaske.

Ahnendienst zurückführen. Während eine Anzahl Naturvölker ihre Verstorbenen aus Furcht vor Gespenstern ängstlich vergraben, suchen wieder andere aus Pietät Teile von ihnen, namentlich den Schädel, zu bewahren.

Aehnliche Ideen, die mit dem Ahnenkultus zusammenhängen, dürften auch die Verfertiger der in unsern Bildern vor Augen geführten Masken, die aus dem Hinterland Kameruns stammen, geleitet haben. Es handelt sich hierbei um äußerst wertvolle und seltene ethnographische Gegenstände, die der Sammlung des Deutschen Kolonialmuseums entstammen. Die sichere Bedeutung, zu welchem Zweck und zu welchem Tanz diese Masken benutzt werden, ist zur Zeit noch gänzlich unbekannt. Die große Doppelmaske, die auf jeder Seite ein Gesicht erkennen läßt, ist vollkommen ausgehöhlt und mit Menschenhaut überzogen.

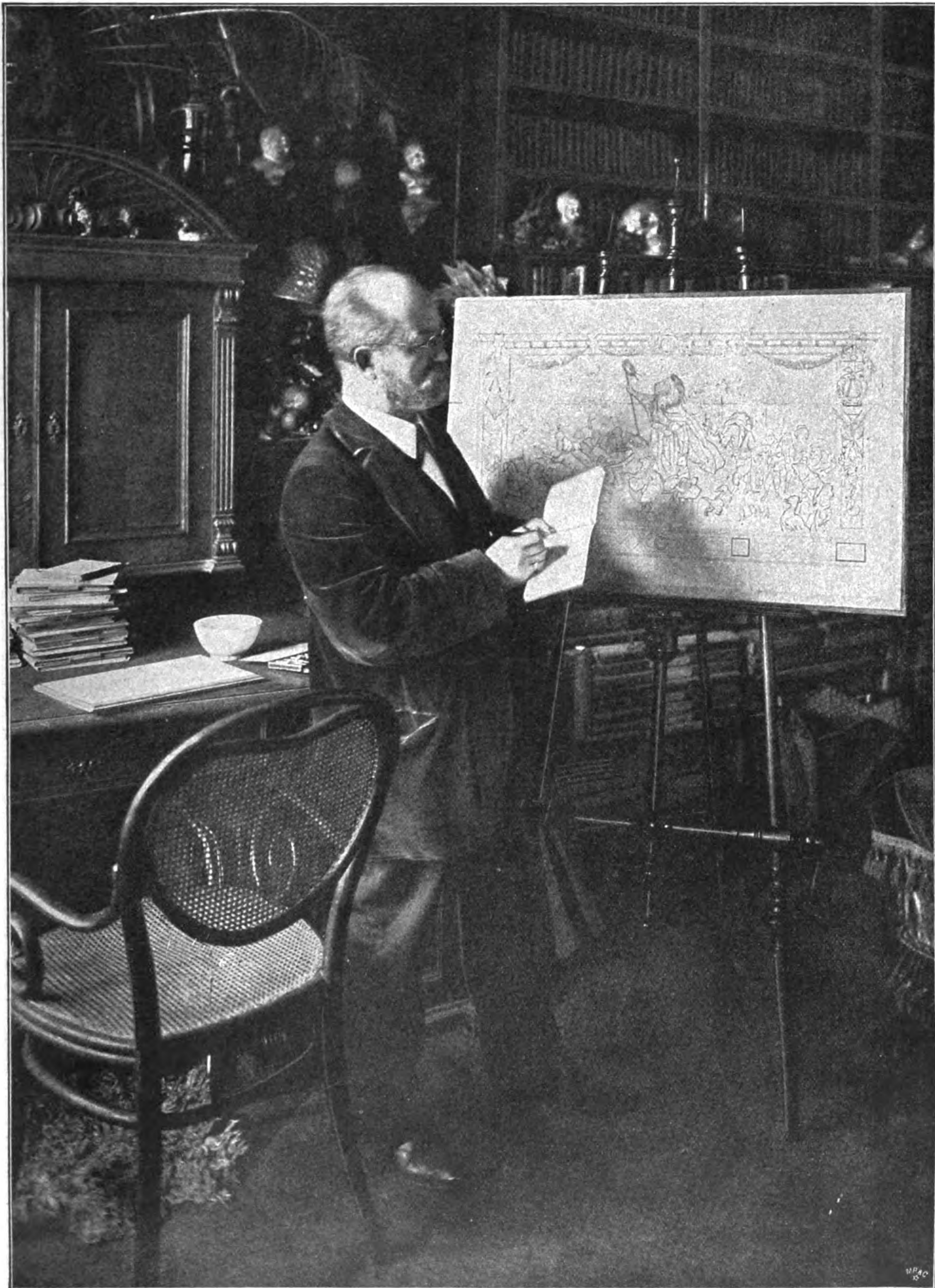
Von ethnographischem Interesse ist der Umstand, daß die Verfertiger dieser Masken sichtbar bemüht waren, die Stammeseigentümlichkeiten zum Ausdruck zu bringen. So zeigt die Maske mit dem Haarbüschel dicke, hervorragende Lippen, starke Augenbrauenwülste und hervorragende Backenknochen. Auch die Verschönerungsmittel, die die Neger in größter Mannigfaltigkeit an Zahl und Stellung in Form von Narbenzeichnung der Haut beibringen, wurden nicht vergessen. Auf der Doppelmaske sind diese Abzeichen besonders deutlich durch hervorragende Holzpflöckchen wiedergegeben.

Für das allgemeine Interesse dürfte die Erkenntnis Wert haben, daß unsere in der fröhlichen Faschingszeit benutzte Scherzmaske sich aus so tiefernsten Motiven, wie sie die geschilderten Völkerideen bieten, herausentwickelte.

Dr. A. Sokolowsky.



Bilder aus aller Welt.



Zum 70. Geburtstag Professor Flinzers: Der Künstler in seinem Leipziger Atelier.

Photoillustration von Hans Franke und Co., Berlin.



Von der Revolution in Kolumbien: Fingierte Wachposten der Insurgenten.



Ein Hahnenkampf, beliebtes Wettspiel in Amerika.
Photographische Momentaufnahme.



Passy. Bertha von Suttner.

Vom XI. Internationalen Friedenskongress in Monte Carlo: Gruppenbild der Teilnehmer.

Phot. Numa Blanc, Monte Carlo.

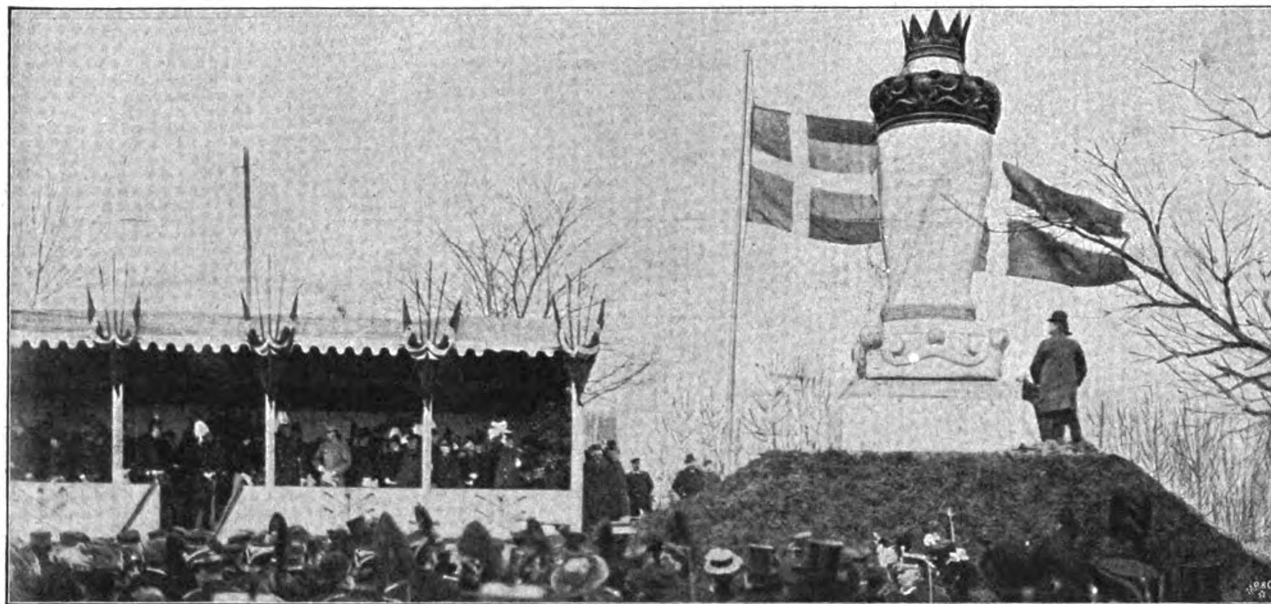

Dr. Mylius-Erichsen.


Maler Graf Moltke.


Privatdozent Dr. Engell.


Kandidat Knud Rasmussen.

Die Teilnehmer der neuen dänischen Expeditionen nach Grönland.


Von der Enthüllung des neuen Denkmals in Kopenhagen,
das zur Erinnerung an die Schlacht auf der Kopenhagener Reede (2. April 1801) errichtet wurde.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

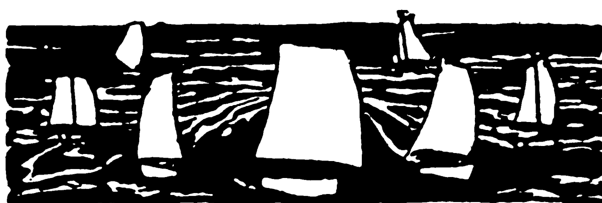
Nummer 17. | Berlin, den 26. April 1902. | 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 17.

Seite
Die sieben Tage der Woche 727
Umschau 727
Ein Mahnruf. Von Ernst von Wildenbruch 728
Neue Transportwege in Deutschostafrika. Von Hermann von Wissmann . 729
Verdifestspiele Von Joseph Stransky 730
Berliner Chronik 731
Theater und Musik 731
Die Toten der Woche 732
Das Buch der Woche 732
Zu unsern Bildern 733
Sport 734
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 735
Im Herrenhaus von Lucknühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung) 743
Anonym. Gedicht von Marie Madeleine 747
Düsseldorf einst und jetzt. Von Klara Viebig. (Mit 4 Abbildgn. u. 1 Karte) 750
Am Glücksrad. Von A. Oskar Klaußmann. (Mit 5 Abbildungen) . . . 754
Zwei Fischer. Skizze von Gustav Renner 758
Auf dem Robbenfang. (Mit 4 Abbildungen) 761
Pariser Frühjahrstoiletten. (Mit 5 Abbildungen) 764
Das Geld im Kunstleben. Plauderei von J. Landau 767
Der Madonnensammler. Erzählung von Meta Schoepp. (Schluß) . . . 769
Schubert im Frühling. Gedicht von Carl Bulcke 771
Was die Richter sagen 774
Was die Aerzte sagen 774
Bilder aus aller Welt 775

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Alte Promenade 8; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestr. 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfische Langgasse 55, **Leipzig**, Petersstr. 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstr 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstr. 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstr. 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.



Die sieben Tage der Woche.

17. April.

Der Kaiser tritt mit dem Kronprinzen von Bremerhaven aus an Bord des „Kronprinz Wilhelm“ eine kurze Nordlandsreise an.

In Gumbinnen beginnt die erneute Verhandlung des Krosigkprozesses. Es tritt alsbald eine Vertagung ein, da die Angeklagten die juristischen Mitglieder des Gerichtshofs ablehnen.

Aus London wird gemeldet, daß über einen großen Teil von Irland ein Ausnahmezustand verhängt worden ist.

Die in Amerika erbaute Segeljacht des Kaisers „Meteor“ trifft in Southampton ein.

18. April.

Der Petersburger Regierungsbote meldet die Ernennung des Ministerstaatssekretärs des Großfürstentums Finnland, Senators von Plehwe, zum russischen Minister des Innern.

Die Aerzte der Königin Wilhelmina, von Holland stellen fest, daß diese an einem typhösen Fieber erkrankt ist.

Im Krosigkprozeß in Gumbinnen werden die Ablehnungsanträge der Angeklagten vom Gerichtshof verworfen.

Die belgische Deputiertenkammer lehnt nach dreitägiger Beratung den auch von der Regierung bekämpften Antrag auf Revision der Verfassung ab.

Im englischen Unterhaus erklärt der erste Lord des Schatzes Balfour, daß die Burendelegierten von Pretoria abgereist seien, um mit Vertretern der verschiedenen Kommandos Zusammenkünfte zur Beratung der Lage abzuhalten. Der Minister fügt hinzu, daß die Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen in Pretoria nicht vor drei Wochen zu erwarten sei.

19. April.

Der Vorstand der Brüsseler Arbeitersyndikate beschließt, daß am Montag die Arbeit wieder aufgenommen werden soll. In kleinen Werkstätten ist der Streik bereits beendet.

In Löwen werden bei einem Straßenkampf sieben Personen getötet.

20. April.

Der Kaiser enthüllt zu Hannover das Rosenberg-Denkmal.

Aus Greiz wird der Tod des Fürsten Heinrich XXII. von Reuß ä. L. gemeldet.

Der norwegische Staatsminister Blehr bildet ein neues Kabinett, in dem er neben dem Präsidium das Ministerium des Innern übernimmt.

21. April.

In Helsingfors kommt es bei der Rekrutenaushebung zu heftigen Straßenkämpfen, bei denen zahlreiche Personen schwer verletzt werden.

In Managua (Nikaragua) wird eine Kaserne in die Luft gesprengt. Mehr als 100 Soldaten, die sich darin befinden, werden getötet.

22. April.

Der russische Minister für Volksaufklärung, General P. S. Wannowski, erbittet und erhält vom Zaren seine Entlassung.

23. April.

Der Kaiser ist anläßlich der Geburtstagsfeier des Königs von Sachsen in Dresden eingetroffen.

General Uribe-Uribe wurde bei Medina geschlagen und gezwungen, sich auf venezolanisches Gebiet zurückzuziehen.

Umschau.

Die mit ziemlicher Spannung erwartete Diätenvorlage für die Mitglieder der Zolltarifkommission ist dem deutschen Reichstag zugegangen. Sie entspricht der Fassung, die ihr der Bundesrat schon vor den Osterferien gegeben hatte. Die Vorlage an sich ist eigentlich wenig aufregender Natur, sie bedeutet nur einen Bruch mit dem Prinzip der Diätenlosigkeit überhaupt, die von verschiedenen Parteien schon seit Bestehen des deutschen Parlaments bekämpft wurde. In der Begründung wird lediglich auf die Billigkeit und das bei Vorberatung der Justizgesetze eingeschlagene Verfahren hingewiesen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Vorlage im Reichstag eine Mehrheit finden wird, da das Zentrum als ausschlaggebende Partei von seiner Ansicht, bei dieser Gelegenheit die allgemeinen Diäten durchzudrücken, zurückgekommen ist.

Die belgischen Unruhen, die namentlich von der gesamten sozialpolitischen Welt mit großer Aufmerksamkeit verfolgt wurden, haben vorläufig mit einer Niederlage der Arbeiter-

partei "geendet. Wenn auch die Hauptstadt Brüssel in den letzten Tagen ruhig war, so kam es leider noch in Löwen zu recht erheblichen Ruhestörungen. Es zeigte sich hierbei zunächst, daß von einem Fraternisieren der bewaffneten Macht mit den Aufständischen keine Rede sein konnte, und daß andrerseits das äußerste Machtmittel der Demonstranten, der Generalstreik, gänzlich versagte. Die ausständigen Arbeiter nahmen schon nach vier Tagen die Arbeit wieder auf, sie haben sich selbst sehr hart geschädigt und der belgischen Industrie einen schweren Schaden zugefügt.

❦

Die grauenvolle Ermordung des russischen Ministers Ssipjagin durch den ehemaligen Studenten der Kiewer Universität Balmaschoff — so lautet der wirkliche Name — hat noch weitere Folgen nach sich gezogen. Der russische Minister der Volksaufklärung General Wannowski hat seinen Abschied eingereicht, und der Zar hat dieses Gesuch bewilligt. General Wannowski war in den Jahren 1881—98 Kriegsminister und hatte im April vorigen Jahres sich zur Uebernahme des Ministerpostens für Volksaufklärung nur auf entschlossenes Drängen der andern Minister bereit erklärt. Der General ist heute ein hochbetagter Mann und erfreut sich keineswegs einer festen Gesundheit. Es ist wahrscheinlich, daß er sich aus diesen Gründen zum Rücktritt entschlossen hat, weil er erkennt, daß er angesichts der schwierigen Lage kaum imstande sein würde, den Anforderungen, die an seinen Posten gestellt werden, zu genügen. Andrerseits aber scheint die russische Regierung der Meinung zu sein, daß sie mit ganz besonderer Strenge den Studentenunruhen entgegentreten müsse. Ein Wechsel des Systems ist in Rußland sicher nicht beabsichtigt, wie schon der Umstand beweist, daß als Nachfolger des Ministers Ssipjagin ein Mann von gleichen Tendenzen ernannt ist. Ebenso wird der Nachfolger Wannowskis, Geheimrat Senger, als ein Mann der strengeren Observanz geschildert. — Auch in Finnland haben wegen der Rekrutierungen ernstere Ruhestörungen stattgefunden. Von 857 Mann, die sich in Helsingfors stellen mußten, waren nur 56 erschienen, die übrigen waren einfach weggeblieben. Aus diesem Anlaß kam es zu Straßentumulten, zu deren Beseitigung Kosaken einschreiten mußten. Auf beiden Seiten gab es Verwundete, die Bevölkerung beruhigte sich erst, als die Kosaken wieder abgezogen waren.



General Wannowski,
der verabschiedete russische Minister der Volksaufklärung.

❦

In Frankreich tobt, nachdem die Deputiertenkammer die letzte Session ihrer Legislaturperiode beendet hatte, schon seit Wochen der Wahlkampf. Obwohl unter der letzten Kammer Frankreich weder in Bezug auf die Sozialreform vorwärtsgeschritten ist, noch in seinen Finanzen besonders glücklich war, kann man heute doch schon mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß der Ausfall der Wahlen, die am 27. April stattfinden, sich zu einem großen Erfolg für das Republikanertum gestalten wird, oder es müßte gerade sein, daß der ruhige und normale Gang der Wahlbewegung durch völlig unvorhergesehene, widerwärtige Ereignisse in krasser Weise unterbrochen werden sollte.

Ein Mahnruf Ernst von Wildenbruchs.

Der Schillerverband deutscher Frauen, ein Zweigverein der 1859 gegründeten Schillerstiftung, darf sich trotz seines erst einjährigen Bestehens großer Erfolge rühmen. In Berlin veranstaltete der Verband am 12. d. M. eine Matinee im Neuen Königl. Opernhaus, um auch weitere Kreise für den Endzweck des Unternehmens zu gewinnen. Die Aufführung der „Phönizierinnen“ des Euripides in Schillerscher Uebersetzung und die malerischen Bilder der „Glocke“ stellten die hervorragendsten Kräfte hauptstädtischer Bühnen und Gesellschaftskreise in den Dienst der guten Sache. Zündend wirkte der Prolog von Ernst von Wildenbruch (vorgetragen von Fräulein Poppe), der als ein Mahnruf gleichsam im Namen Schillers gelten soll:

Noch einmal rufen wir den teuren Namen,
Der unsern Vätern Trost und Freude war,
Der allen, die zum deutschen Lichte kamen,
Der Seele erstes Morgenrot gebar.

Wir rufen ihn, obschon er nie verhallte,
Wir wecken ihn, obschon er niemals starb,
Daß er noch einmal seines Amtes walte,
Herzen zu werben, der die Herzen warb.

Den Sturmwind, der im Frühlingswald erbrauste,
Wir laden ihn zu unserm Helfer ein;
Der Adler, dessen Flug zum Himmel sauste,
Noch einmal soll er uns die Schwingen leihn.

Daß unser Mut an seinem Mut sich stärke,
Den Leid und Sorge mutlos nie gemacht —
Schiller, wir rufen dich zu unserm Werke!
In deinem Namen sei das Werk vollbracht.

Denn wir, vom nachgeborenen Geschlechte,
Am Zweifel sind wir, altersschwach, erkrankt;
Du mit dem Blick ins ewig Große, Rechte,
Des Fuß am steilen Pfade nie gewankt,

Du ewig Junger sollst uns heut die Lehre
Erneuern, die kein Schicksal dir geraubt:
Den Menschen rettet vor des Lebens Schwere
Der Glaube nur, der an die Menschheit glaubt.

Auf diesem Worte soll sich auferbauen
Das Tagewerk der großen heutgen Pflicht;
Ließ alle Welt vom Glauben und Vertrauen,
Wir deutschen Frauen lassen davon nicht.

Wir traun und glauben, daß, wo Thränen fließen,
Zum Thränenstilln auch Hände sind bereit.
Daß Sorge wach ist, Wunden zuzuschließen
Und Menschenliebe wohnt beim Menschenleid.

Und unser Glaube soll der That gehören:
Wir brechen selbst den Hungernden das Brot,
Mit eignen Händen wollen wir die Zähren
Abwischen von dem Angesicht der Not.

Doch wir sind wenig — Darbender sind viele —
Hier schwache Fraun — und Riese Elend dort —
Daß wir nicht Schiffbruch leiden vor dem Ziele,
Folgt unsern Schritten, hört auf unser Wort!

Wir rufen euch; wie einst vom Glockenmunde
An die Lebendigen der Ruf erscholl,
So rufen wir: verbündet euch dem Bunde,
Der den Hilflosen Hilfe bringen soll!

Bringt Opfer dar! Und wenn vom Werk, dem frommen,
Nach Haus ihr kehrt, dann zu den euren sprecht:
„Ich hab im Herzen Schillers Ruf vernommen,
Ich that danach, und also that ich recht.“

Die Vorsitzenden der Berliner Ortsgruppe, Frau Julius Rodenberg, Margaretenstraße 1, und Frau Ernst von Wildenbruch, Hohenzollernstraße 14, sind zu jeder näheren Auskunft über den Schillerverband deutscher Frauen gern bereit.

T. D.

Neue Transportwege in Deutschostafrika.

Von Hermann von Wissmann.

In einem Land, das noch fast durchweg aus weg- und stegloser Wildnis besteht, ist natürlich für jeden Kulturversuch vielleicht die wichtigste Frage die des Verkehrs. In Deutschostafrika, wo das Klima die Benutzung von Tieren zum Verkehr und Transport fast ausschließt, wo der Mensch noch fast das einzige Lasttier ist, spielt natürlich die Verkehrsfrage eine noch viel brennendere Rolle als in Ländern, wo Kamel, Pferd, Maultier, ja selbst Lama zur Beförderung von Lasten in das Innere und aus ihm nach der Küste zur Verfügung stehen. Es bedarf wohl kaum einer weiteren Ausführung, daß der Mensch als Lastenträger für weite Strecken das teuerste und in vieler Beziehung schwierigste Transportmittel darstellt. War es doch fraglos dieser Umstand, der die Erforschung Afrikas so erschwerte! Wie häufig ist in der letzten Zeit schon dargelegt, daß der erhoffte Fortschritt unserer afrikanischen Kolonien ohne Eisenbahnbauten nicht denkbar ist; aber leider ist das Verständnis für Kolonien bei uns noch nicht so weit gediehen, daß man, nachdem man einmal A gesagt hat durch die Besitznahme von Kolonien, auch einsieht, B sagen zu müssen durch das notwendigste Mittel für die Befruchtung unserer Kolonien, für die Schaffung von Eisenbahnen. Es ist deshalb freudig zu begrüßen, daß sich jetzt Unternehmer finden, wie der bekannte Afrikanerhauptmann Schloifer, die, wenigstens nach Kräften, dem schweren Mangel an Verkehrsstraßen, besonders in Deutschostafrika, abzuhelfen versuchen und zwar, da es für Eisenbahnbauten an nötigen Mitteln fehlt, durch Einrichtung regelmäßiger und gesicherter Transportkarawanen.

Als ich im Jahr 1892 den Dampfer „Hermann von Wissmann" auf dem Nyassasee montierte, hieß es, es sei dies mein einziges Unternehmen, das, wenn auch schnell und prompt gelungen, doch viel zu große Mittel beansprucht hätte. Heute heißt es schon seit 5 Jahren, daß es in Ostafrika kein Unternehmen gebe, das sich so glänzend rentiert habe, als das erwähnte. Wieviel mehr würde man noch Gelegenheit gehabt haben, sich über die Rentabilität zu freuen, wenn man damals die von mir schon fast fertig dargestellte Verkehrslinie mit eigenen Verkehrsmitteln von der Küste bis an das äußerste Ende des Nyassasees aufrechterhalten hätte! Sobald zu sehen war, daß sich der „Hermann von Wissmann" auf dem Nyassa außerordentlich rentierte, wurden bei Gelegenheit meiner Hochzeit die ersten Sammlungen für einen Dampfer, der den Namen meiner Frau tragen und den Tanganikasee befahren sollte, veranstaltet. Alle Kolonialfreunde hofften damals, daß die Verbindung zwischen den beiden Dampferlinien und mit der Küste doch nur eine Frage weniger Jahre sein würde. Ein Offizier, der sich schon früher durch sachgemäße Führung größerer Unternehmungen in Ostafrika bekannt gemacht hatte, Hauptmann Schloifer, nahm die Entwicklung des obengenannten Projekts für den Dampfer „Hedwig von Wissmann" mit Feuereifer auf. Jahrelang mußte er in der Heimat wirken, bis er endlich die nötigen Mittel beisammen hatte. Mit großer Umsicht und unermüdlichem Kampf gegen häufige Schwierigkeiten und Verluste konnte er im vorigen Jahr die erste Fahrt des ersten Dampfschiffs, eines deutschen Bootes, der „Hedwig von Wissmann", auf dem Tanganikasee nach der Heimat melden.


Hauptmann Schloifer.

Man kann Schloifer zweifellos allein das Verdienst dieses bedeutenden Fortschritts in unserer Kolonie zuschreiben, und so ist es verständlich, daß ein Mann, dem eine so schwierige Aufgabe gelungen ist, der sich weiterer Arbeit in den Kolonien noch vollkommen gewachsen fühlt, weiter strebt auf der einmal beschrittenen Bahn, d. h., die beiden nun mit unsern Dampfern besetzten Seen in einen möglichst billigen Verkehr mit der Küste und untereinander zu bringen versucht.

Das Konkurrenzunternehmen, das Schloifer zu bekämpfen hat und das auf dem früher von mir schon besetzten Weg bereits jahrelang gute Geschäfte gemacht hat, führt durch englisches und portugiesisches Gebiet (Sambesi und Schire). Es ist so teuer und hat sich allmählich auch so viel Feinde erworben, daß Schloifer, der bei den Eingeborenen der Länder, die für den Verkehr in Frage kommen, beliebt und einflußreich ist, gewiß Aussichten hat, durch gut kontrollierte, sichere und in ausreichender Zahl vorhandene Träger den Verkehr der Küste mit den großen Seen zum guten Teil der englischen Kompagnie aus der Hand zu nehmen.

Schloifers Projekt, den seit uralten Zeiten betriebenen Salzhandel von Udjiji am Tanganikasee für Aushilfefrachten und zu Zahlungen in Verwendung zu nehmen, ist gewiß ein sehr geschickter Zug, ebenso wie der, den Kleinhandel mit den Negerstämmen in sein Transportprojekt zu verschlingen, wie das schon früher mit Erfolg Inder und Araber gethan haben.

Bis wir also einmal eine Eisenbahn von der Küste aus nach den großen Seen und zur Verbindung der Seen untereinander besitzen, wird Schloifers Projekt fraglos als ein für die Kolonie außerordentlich segensreiches und, wie ich mit Sicherheit annehme, auch rentables angesehen werden müssen. Die Aussicht auf Eisenbahnen ist aber wieder weit hinausgerückt, der Bau anderer Wege ist zu teuer im Verhältnis zu seiner Verwendung, zumal weil Last- und Zugtiere so sehr unter dem Klima leiden, und so müssen wir denn die Seen mit ihren tüchtigen Dampfern wieder durch das alte Transportmittel, durch Träger, mit der Küste in Verbindung bringen. Welcher enorme Vorteil aber in der Organisation verläßlicher und schneller Trägerkarawanen liegt, das kann jeder beurteilen, der einmal in diesen Ländern gereist ist.

So muß also jeder, der irgendwie materiell in Deutschostafrika interessiert ist, wie jeder, dem das Gedeihen unserer Kolonien am Herzen liegt, dem Unternehmen Schloifers Erfolg wünschen. Möge ihm die Fundierung des Unternehmens leichter gelingen, als die zur Montierung des Dampfers „Hedwig von Wissmann" auf dem Tanganika. Es ist ihm, der schon in diesen Tagen wieder Europa verläßt, um das beschriebene Projekt durchzuführen, zum großen Teil durch eigene Mittel gelungen, das Unternehmen in Gang zu bringen, aber er wird fraglos erst durch größere Mittel befähigt werden, dem für die Kolonie segensreichen Unternehmen die erwünschte Ausdehnung zu geben, und ich bin überzeugt, daß es ihm bald möglich sein wird, schon mit

seinen jetzt beschränkten Mitteln zu zeigen, daß sich auch materielle Vorteile für die Teilnehmer an dem Projekt ergeben werden. Was früher schon indischen und arabischen Unternehmern im kleinen Stil gelungen ist, das muß einem Mann wie Schloifer, der rastlose Thätigkeit und Ausdauer mit eingehender Kenntnis der Verhältnisse und große Geschicklichkeit im Verkehr mit den Eingeborenen verbindet, gewiß gut einschlagen, und so können wir dem kühnen Pionier und für sein Projekt befähigten Unternehmer nur wünschen, daß die „Zentralafrikanische Seengesellschaft", die ihren Sitz in Hamburg hat, grünen und blühen möge zum Besten der Kolonie und der Aktionäre.

Verdifestspiele.

Von Kapellmeister Josef Stransky-Prag.

Wie Sonnenschein nach trüben Wolken wirkte die helle Festesfreude der Prager Verdifestspiele im Mai des Vorjahrs nach der Kunde vom Tode Guiseppe Verdis. Es war ein stolzer Rückblick auf die herrlichen Kunstthaten des verewigten Meisters. Keine Gedächtnisrede und kein ragendes Denkmal kann das Andenken eines Künstlers mehr ehren, als die möglichst getreue Umsetzung seiner Ideen in lebensvolle That. Die Prager Festspiele waren eine Ehrung Verdis vornehmster Art, sie führten die Bedeutung des größten italienischen Tonkünstlers in wundervollen und stilgerechten Aufführungen vor Augen.

„Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn."

Wie simpel klingt doch diese oft zitierte Sentenz, und wie unendlich tief erschien sie uns allen, als die Verdischen Werke, von denen uns doch jede Note vertraut war, wie etwas völlig Neues vorüberrauschten, als selbst aus dem alten und — ach so genialen „Trovatore" tönende Wunder emporblühten! Da wurde uns denn auch klar, daß das meiste, was man für italienisch hält, gar nicht italienische Art sei, daß die von den meistenteils schlechten wälschen Operngesellschaften nach Deutschland importierte Sängermanier keineswegs zum Charakteristikum der italienischen Oper gehöre. Fragen wir einmal einen deutschen Opernsänger, der noch keine Gelegenheit hatte, ein erstklassiges italienisches Ensemble zu hören, was er für „italienisch" halte, so dürfte die Antwort etwa lauten: „Schleifende Tonverbindung bis zum Verwischen der Töne, wenig Rhythmus und Taktgefühl, vollständige Nichtbeachtung des gesungenen Wortes, explosives Hervorheben eines jeden effektvollen Tons mit dem leidigen Nachvornstürzen, Vernachlässigung der schauspielerischen Leistung und ganz besonders Vordrängen der eigenen Persönlichkeit auf Kosten des Ensembles." Wie fehlgeschossen! Die auserlesene Künstlerschar, die für die Verdifestspiele aus der Elite der italienischen Sänger ausgewählt wurde, enthielt auch nicht ein einziges mit diesen Unarten behaftetes Mitglied, da gab es kein langweiliges Schmieren und Dahinschmelzen, kein kulissenreißerisches an die Rampe Stürzen, wo es nicht der dramatischen Situation entsprach; der italienische Text wurde mit musterhafter Deutlichkeit behandelt, und vornehmste musikalische Zucht, sowie feinste Rhythmik herrschten auf der ganzen Linie. Ganz besonders waren aber die wohldurchdachten schauspielerischen Leistungen und die prächtige, einwandsfreie Behandlung des Ensembles zu bewundern, welch letztere durch das dynamische Unterordnen und die peinlichste musikalische Genauigkeit eines jeden der Mitwirkenden die Höhepunkte der Aufführungen und damit auch der Wirkung bildeten. Das rhythmische Gefühl des italienischen Sängers ist von seltener Feinheit, und darauf möchte ich speziell hinweisen. Der deutsche Sänger, der seine heimischen Meister bei liebevollster Beachtung der kleinsten Note und jeder angedeuteten Vortragsbezeichnung mit wohlgebildetem Stilgefühl zur Geltung bringt, glaubt oft, die italienische Oper gewähre ihm von dieser strammen Disziplin vollkommenste Absolution, da sei der schöne Ton die Hauptsache, und was ihm „liegt", wird mit einer Fülle von Fermaten verunziert, die die ursprüngliche Vorlage mitunter bis zur Unkenntlichkeit verschleiern.

Das Verdiensemble lehrte uns, daß man auch in Italien vor den Noten eines Meisters die gleiche heilige Ehrfurcht habe, wie wir sie empfinden, und daß sie keineswegs der Willkür der Ausübenden preisgegeben sind. Freilich — Halte und Tempoverrückungen giebt es ja in den Verdischen Werken eine Unmenge, und viele davon sind auch uns Deutschen geläufig. Die Italiener haben allerdings noch mehr der Aenderungen, jedoch nur feststehende bringen sie zu Gehör; es kommt nie vor, daß ein Sänger zu diesen in einer unglaublich kurzen Zeit zur Tradition gewordenen Nuancen neue aus eigener Machtvollkommenheit hinzuthun wollte. Dem italienischen Dirigenten sind die traditionellen Aenderungen in Fleisch und Blut übergegangen, er weiß ohne vorherige Verständigung ganz genau, auf welchem Ton der Sänger stehn bleiben wird und darf; er ist überzeugt, daß kein echter italienischer Künstler einen Ton, mag er auch noch so schön gelungen sein, an ungewohnter Stelle über Gebühr festhalten wird. Darin liegt ein großer Unterschied zwischen unsern und den italienischen Verdiaufführungen.

Aber nicht in bloßen Verschiebungen von Rhythmus und Tempo ist italienische und speziell die Verditradition zu suchen, ihr Wesentliches liegt auf einem ganz andern Gebiet, es gehört zu den Imponderabilien der Musikwiedergabe. Wenn ein deutscher Dirigent mit der Partitur in der Hand aufmerksam eine italienische Aufführung verfolgte, sich z. B. bei dem glutvollen Ensemble des 3. Aktes von „Ernani" jede kleinste Zeitmaßänderung durch den Metronom fixieren ließe, die Nuanzierung getreulich notierte und nun mit einem gleichwertigen deutschen Ensemble die gleiche Wirkung zu erzielen versuchte — ich glaube, er müßte eine arge Enttäuschung erleben. In der Weise, wie die Italiener dergleichen interpretieren, liegt ein undefinierbares Etwas, das wir wohl kopieren, aber keineswegs in der Vollkommenheit des Originals erreichen können. Dieses Etwas ist in Worte nicht zu fassen und macht umgekehrt wiederum begreiflich, daß ein noch so vortreffliches italienisches Ensemble nie imstande sein kann, „Die Meistersinger von Nürnberg" auch nur annähernd so wiederzugeben, wie es selbst ein mittelgutes deutsches Stadttheater vermag.

Höchst fesselnd und lehrreich ist auch die Wichtigkeit, die der italienische Musiker vielem beimißt, was wir für sehr nebensächlich halten. Man denke nur an die zahlreichen, oft nur zweitaktigen Ritornelle, die den Verdischen Arien vorauszugehn pflegen; diese Vorspiele sind nach unsern Begriffen

keine eigentliche Musik, sondern nur tönende Rhythmik und stellen die antizipierte Begleitung des folgenden musikalischen Gedankens vor. Bei den deutschen Aufführungen werden sie meist mit völlig ausdruckslosem Piano oder Forte, wie die lakonische Vorschrift eben lautet, abgespielt und dienen nur zur Fixierung des Tempos für den später einsetzenden Sänger. Anders beim Italiener. Was uns nur ausdruckslose Begleitung in den Arien erscheint, gilt ihm schon als Musik, er hat ein weit intensiveres Durchfühlen des absoluten Tons als wir, er berauscht sich schon am bloßen Klang, und eine tönende leere Saite löst bei ihm schon eine musikalische Empfindung aus; so wünscht er in den obenerwähnten melodielosen Takten bereits Ausdruck, um der im folgenden Gesang festgelegten Empfindung wirksam zu präludieren. Ich weiß mich noch genau daran zu erinnern, welches Lächeln der treffliche Vigna bei unserm Orchester hervorrief, wenn er Nuancen für die Ritornelle drastisch versang, und denke mit Erstaunen an die außerordentlichen Wirkungen, die er durch solche Kleinigkeiten erzielte.

Die große musikalische Bedeutung der Verdifestspiele lag also darin, daß man diese unsterblichen Meisterwerke stilgerecht zu hören bekam, und daß dadurch ein Stück guter Tradition von unschätzbarem Wert in deutsche Lande getragen wurde. Nun wird auch Berlin das wunderbare, um zahlreiche Koryphäen sogar noch vermehrte Ensemble kennen lernen, und es ist kein Zweifel, daß die Verdifestspiele veredelnd auf die Art deutscher Gesangskunst wirken und für die fernere Wiedergabe der Verdischen Werke von wohlthätig fruchtbarem Einfluß sein werden.



Ich bin im Adreßbuch drin, J'suis dans l'Bottin! singt die Guilbert in einem ihrer bekanntesten Liedchen. Wie sie es singt, da wird ein Stückchen des leibhaftigen Pariser Philisteriums lebendig. Ich steh im Adreßbuch, d. h., ich bin wer. Breitbeinig wandle ich über das Pariser Trottoir; selbstsicher und selbstgefällig. Mit dem namenlosen Gesindel habe ich nichts mehr zu schaffen. Und das Gebelfer der unzufriedenen politischen Zänker? Nicht den Daumen dreh ich darum um. Ich steh im Adreßbuch.

Auf jedem großstädtischen Pflaster gedeiht der Typus dieses gerechten Bürgers. Sein Wesen, die stumpfe, dicke Zufriedenheit mit sich selbst, die er ausatmet, bleibt sich gleich; an der Seine, an der Donau, an der Spree. Nur in kleineren Lebensformen merkt man Unterschiede. Der Pariser, der sich als würdiger Zeitgenosse fühlt, wenn er im Adreßbuch verzeichnet ist, verwahrt sich gegen übergroße Beweglichkeit. Er will nicht zu den politisch so leicht erregbaren Elementen gehören, die heute dem, morgen jenem zuschreien. Die bringen ihr Paris in den Verdacht, als sei dort immer etwas Unruhiges los. Er ist dagegen stolz auf sein Gleichgewicht, auf sein phlegmatisches Beharrungsvermögen.

Wir an der Spree haben eine wesentlich andere Vergangenheit hinter uns.

In Kärglichkeit ist Berlin groß geworden: die Berliner von ehedem mußten Sparer und Pfennigdrücker sein. Naturgemäß äußert sich dann die philiströse Selbstvergnüglichkeit am behaglichsten, wenn in der Sparlade Groschen auf Groschen sich häuft. Welcher wohlige Stolz in der echt berlinischen Redensart: „Es ist alles da. Es ist nicht wie bei armen Leuten." Es hatte seinen guten Grund, daß dieser Ausspruch im Nu zum geflügelten Wort werden konnte.

Die alten Zeiten sind vorüber. Das eigentlich dürftige Berlin ist verschwunden, wenn man an den Gesamtcharakter der Stadt denkt. Aus verräucherten Tabagien, engen Weißbierstuben, erfüllt mit säuerlichen Gerüchen, aus kümmerlich ländlichen Lokalen mit Kaffeeküchen und Tanzvergnügen sind hohe, weite, oft prunkende Räume entstanden, Bierpaläste und Tanzsäle; und es ist bekannt, daß nicht wenige Leute bereits über den verstiegenen Luxus und die Genußsucht Neuberlins jammern.

Wie die sogenannten atavistischen Neigungen bei einzelnen Menschengeschlechtern erklärt werden, als ein Rückfall auf großväterliche Erscheinungsformen, so geht es ähnlich in ganzen großstädtischen Gebilden. In diesen Tagen konnten wir es erleben. Man entrüstete sich echt kleinbürgerlich, wie man sich nur zu Großväterzeiten in Altberlin entrüstet hätte. Damals, als man aus der Not buchstäblich eine Haupttugend machte. Die Stadt Berlin hat eine Hilfskommission ernannt, die augenblicklich an der Arbeit ist, die Schäden zu lindern, die durch die furchtbare Gewitterkatastrophe von neulich verursacht wurde. Wie weit überall das Berliner Unglück Teilnahme erregt, beweist recht deutlich die Unterstützungsgabe des Präsidenten Steijn vom Oranjefreistaat.

Allein in gewissen, nicht gar zu engen Kreisen der Berliner Gesellschaft glimmt der Kärglichkeitseifer von früher weiter. Man maulte nicht wenig. Wie, sind die Ueberschwemmten nicht selbst an ihrer Not schuld? Ja, da gewöhnt man sich großstädtische Bedürfnisse an. Kein Sommersonntag ohne Landpartie, vom Mai bis zum Oktober. Womöglich möchte man die Herrschaft spielen und auf Sommerfrische ziehen; und was die sittliche Entrüstung der Selbstgerechten an übertreibenden Merkmalen nur zu ersinnen weiß, wird herausgefunden, um die Lasterhaftigkeit und Verschwendungssucht Neuberlins recht schwarz zu malen.

Ich steh im Adreßbuch! Ich bin wer. Warum brauche ich nicht auf Hilfe zu lauern, wenn mir was widerfährt? Ein bißchen vom allgemeinen Pharisäertum und ein bißchen von der Beschränkung vergangener Tage lebt darin, wenn man so für die Bedürfnislosigkeit in Leidenschaft gerät. An die wirtschaftliche und nicht zum wenigsten auch an die energiefördernde Seite der Frage denkt man nicht dabei; an den regsamen Kräfteumsatz der Großstadt, an die hygienische Weitung des Lebensgenusses, der Freude im menschlichen Haushalt; und bestände selbst diese Freude in nichts anderm, als im Sonntagstanz eines Dienstmädchens draußen in Halensee oder sonst in einem Vorort. Grau in Grau, ewig bedürfnislos, welche Nüchternheit! Ein trüber Nutztag um den andern!

In dem Wiener Drama „Liebelei" von Schnitzler, das jetzt wieder im Deutschen Theater gegeben wird, spielt ein alter Musikant und Philosoph gegen die ewigen Fanatiker der grauen Nutzmoral das Gleichnis aus: jetz is dees wirklich so a großes Glück, wenn a jung's, sauberes, arm's Madel an alten Strumpfwirker heirat?

Sever.



Von der Gutmütigkeit des deutschen Theaterpublikums, von seiner Nachsicht fremden Kunstleistungen gegenüber und seiner Neigung, alles beifallswürdig zu finden, was aus dem Ausland kommt, scheint man jenseits der deutschen Grenze und insbesondere in Paris wohl etwas zuviel gehört und gelesen und sich schließlich einen recht schiefen Begriff von jener vielberufenen und gewiß nicht ganz wegzuleugnenden Eigenschaft unserer Landsleute gemacht zu haben. Anders wenigstens ist das Wagnis zweier französischer Unternehmer nicht recht zu erklären, in der Reichshauptstadt, auf der Königlichen Filialbühne im Tiergarten (Kroll), französische Opernvorstellungen zu veranstalten mit künstlerischen Mitteln, die selbst an kleinen Provinztheatern nicht ausreichen würden, den Ansprüchen eines ernsten, gebildeten Opernpublikums zu genügen. Nur zwei oder drei Solisten der Truppe konnten vor der Kritik bestehn; alles übrige, samt Chor, Regie und

Kapellmeister, erwies sich als unzulänglich. Die Aufführung von Gounods „Faust" mit diesen Kräften war derart, daß die Wiedergabe des Werks durch die mit bescheidenen Mitteln arbeitende Sommeroper in Berlin O als wahre Mustervorstellung dagegen erscheinen mußte. Nun versucht das französische Ensemble mit der Aufführung einiger bei uns unbekannter Opernwerke die Scharte nach Möglichkeit wieder auszuwetzen. Hoffentlich gelingt es ihr.

In der Oper französische, im Konzertsaal italienische Gäste. Pietro Mascagni und ein gemischtes Quartett stimmbegabter italienischer Sänger gaben in der Philharmonie zu wohltätigem Zweck zwei Konzerte. Im ersten wurde das vergnügte Rossinische „Stabat mater" stilgemäß, d. h. in völlig theatralisch-virtuosischer Manier zu Gehör gebracht; im zweiten buhlten die Solisten mit der Entfaltung ihrer prächtigen Stimmmittel erfolgreich um die Gunst des Publikums. Maëstro Mascagni schlug unermüdlich den Takt dazu, ohne jedoch als Dirigent großen Eindruck zu machen. Erst als er die italienische Musik ließ und eine Tschaikowskysche Ouverture unter den Stab bekam, zeigte es sich, daß es ihm wohl gegeben ist, sich unter Umständen über den kapellmeisterlichen Durchschnitt imponierend zu erheben.

Das Quartett der Herren Joachim und Genossen spielte in einem nach Abschluß seiner Abonnementsabende veranstalteten Konzert zwei Manuskriptstreichquartette von Schrattenholz und v. Dohnányi, sowie ein gleichfalls noch ungedrucktes Streichsextett von Heinrich XXIV. Fürst Reuß zum erstenmal. Sind die beiden Quartette auch kaum mehr als achtbare Talentproben, und stellt das geschmackvoll und gewandt gearbeitete Sextett ebenfalls keinen allzu erheblichen Gewinn dar, so bedeutet dieser erste Novitätenabend des Meisterquartetts doch den Rufern im Streit für die zeitgenössische Produktion eine schöne Genugthuung, um so mehr, als die berühmten vier Künstler kundgegeben haben, auch fernerhin neuen, unbekannten Werken einen Platz in ihrem Programm zu gönnen.

Wilhelm Klatte.



Infant Franz von Assisi, Gemahl der Königin Isabella von Spanien, † am 17. April auf dem Schloß Epinay bei Paris. (Porträt S. 740).

Karoline Brahms, die Stiefmutter von Johannes Brahms, † im Alter von 78 Jahren zu Pinneberg.

Oberstabsarzt Dr. Johann Habart, bekannt durch seine Untersuchungen über die Wirkung des kleinkalibrigen Geschosses, † zu Wien am 19. April.

Der regierende Fürst Heinrich XXII. Reuß ältere Linie, † am 19. April zu Greiz. (Portr. S. 736).

N. W. Hinrichsen, früherer Reichstagsabgeordneter und Präsident der Hamburger Handelskammer, † zu Hamburg am 18. April.

Ungarischer Handelsminister Horanszky, † am 19. April zu Budapest.

Prof. Dr. Kius, Lehrer Kaiser Wilhelms in den alten Sprachen am Gymnasium zu Kassel, † am 17. April.

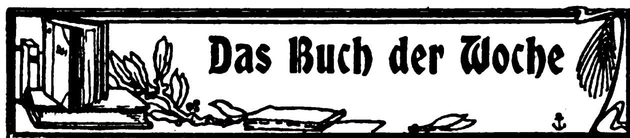
Oberförster Lange, früherer Verwalter der Güter des Fürsten Bismarck, † am 20. April zu Mülheim an der Mosel (Porträt S. 736).

Professor Freiherr von Pechmann, Vorsteher des chemischen Instituts der Universität Tübingen, † am 19. April.

General Graf Andreas Palffy, Kapitän der ungarischen Leibgarde, † zu Wien am 15. April im 64. Lebensjahr.

Aurélien Scholl, bekannter Pariser Journalist, † am 16. April.

Johannes Schmeidler, Pfarrer der Berliner Jerusalemsgemeinde, † am 17. April zu Berlin.



Die neuen Frauen.

„Wir begabten Frauen von heute, wir stehen alle auf einer schwankenden Brücke ohne Geländer; wer nicht schwindelfrei ist, stürzt leicht hinab . . . Die neuen Ideen sind schon lebendig, die alten in uns noch nicht tot . . . Wir haben die Nerven der alten Generation und die Intelligenz und das Wollen der neuen. Und gleich dem Moses werden wir an der Schwelle des gelobten Landes sterben."

In diesem Bekenntnis faßt Hedwig Dohm den Inhalt ihres neuen Romans „Christa Ruland" zusammen (Verlag von S. Fischer, Berlin). Sie schildert die neue Frau, wie sie als Uebergangsgeschöpf auf der Grenzscheide zweier Zeiten steht, wie sie umsonst Vergangenheit und Zukunft in sich zu versöhnen trachtet und an diesem inneren Zwiespalt zu Grunde geht. Ueberall in der Frauenwelt fühlen wir ein sehnsüchtiges, heißes Ringen, aus den stillen Binnenwässern hinaus ins große offene Meer. Aber die Ruhe der Binnenwässer hält fest wie Schlamm — die Sehnsüchtigen, die sich loszureißen vermögen, brechen doch erschöpft am Weg zusammen und hören das große Meer nur in der Ferne rauschen . . .

In mannigfach wechselnden Gestalten stellt Hedwig Dohm die Uebergangsfrau vor uns hin. Da ist Julia König, der losgelassene Blaustrumpf aus der Provinz, der vor lauter Sturm und Drang nicht zum ruhigen Schaffen und Bilden kommt. Da ist Anselma Sartorius, die wild-phantastische Malerin, die auf selbstgeschichtetem Scheiterhaufen mit ihren Gemälden in den läuternden Flammentod geht. Da ist Klarissa Wendler, die mystische Mädchenseele, ein blasses, zerflatterndes Dämmerungswesen, das ziel- und weglos zwischen Abend und Morgen irrt. Da ist schließlich Christa Ruland selbst, die höhere Tochter aus dem Berliner Tiergartenviertel, die mehr Berliner Witz und Fürwitz hat, als sich mit ihrer suchenden Seele verträgt.

Die Verfasserin hat Christa Ruland zur Heldin des Romans gemacht — vielleicht weil sie ihr so hübsche geistreiche Plaudereien über alles mögliche und unmögliche in den Mund legen kann? Denn sonst eignet sich Christa Ruland herzlich schlecht zum Mittelpunkt einer ernsten Zeitschilderung, wie sie Hedwig Dohm doch wohl beabsichtigt. Sie ist die echte rechte Dilettantin: sie vermag nichts tief zu erleben, sie spielt mit allem — selbst mit ihrer Sehnsucht. Ihre Empfindungen sind nur Sensationen, ihre Gedanken von außen angeflogene Ideen, ihr Seelenleben kommt auf ein bißchen Instinkt für Zeitgefühle hinaus. „Sie hat Geist, aber eigentlich mehr Geister, oder eigentlich nur die Schatten von Geistern," wie es im Roman heißt. Man glaubt ihr nichts: nicht ihre suchende, irrende Jugend, nicht ihr Unverstandensein in unglücklicher Ehe, nicht ihr schmerzliches Ringen mit den großen Zeit- und Menschheitsfragen, nicht ihre Entsagung am Schluß und den Willen, fortan ihr Leben selbstloser, sozialer Liebesarbeit, der Pflege und Erziehung armer Kinder, zu widmen. Sie bleibt immer die nervöse kluge Großstädterin, die alles Tiefe, Reine Heilige mit ihrem Verstand zersetzt und befleckt.

Christa Rulands Leben und Leiden kann so im Grunde nur wenig für die Allgemeinheit der Frauen bedeuten. Es bedurfte einer tieferen ernsteren Weibnatur, um in ihr die seelischen Kämpfe und Nöte lebendig zu machen, in denen heute die Uebergangsfrau — die Frau zwischen Abend und Morgen — steht. Die Aufgabe forderte wohl auch eine naivere, echtere Dichterin, als Hedwig Dohm es ist, die zwar klug und geistvoll zu plaudern weiß, aber kein warmes Leben zu schaffen vermag. Ihr bewegliches geistiges Wesen hat viel Aehnlichkeit mit dem Christa Rulands — ein prasselndes Witzfeuer ist ihr Buch, kein lebendiges Kunstwerk, das Licht in dunkle Seelengründe trägt.

Paul Remer.



Unsere Bilder.

Enthüllung des Rosenbergdenkmals in Hannover (Abb. S. 736). Die Erinnerung an den Reitergeneral von Rosenberg wird in der Armee und auf dem Turf fortleben, er war gleich hervorragend als Reiter und als General. Nach seinem Tod bildete sich alsbald ein Komitee mit dem Grafen Waldersee an der Spitze, das eine Aufforderung an die Kavallerieoffiziere ergehen ließ, zu einem Denkmal für den Verewigten beizusteuern. Der Zufall wollte, daß gerade damals in der Schorfheide ein riesiger Granitblock gefunden wurde, den der Kaiser dem Komitee zur Verfügung stellte. Dem Berliner Bildhauer Kruse fiel die Aufgabe zu, den Block zu einem Denkstein umzuwandeln, der am 20. April in Hannover enthüllt worden ist. Der Kaiser ehrte das Andenken des Generals, indem er mit dem Kronprinzen an der Enthüllungsfeier teilnahm und an die versammelten Offiziere eine Ansprache hielt, die in einem Hoch auf den Grafen Waldersee gipfelte.

Das Kaiser-Friedrichdenkmal für Charlottenburg (Abb. S. 739) ist mit Genehmigung des Kaisers dem Bildhauer Professor Joseph Uphues zur Ausführung übertragen worden. Der Künstler stellt den edlen Fürsten als Reiter in der Uniform der Gardeducorps mit dem Adlerhelm auf ruhigem Pferde dar. Verschiedene Embleme und Reliefs erinnern an die Würde des Monarchen und mehrere besonders bedeutungsvolle Momente aus seinem Leben. Das Standbild erhält einen vornehmen architektonischen Aufbau, an dessen Grundzügen Professor Otto Schmalz von der Technischen Hochschule in Charlottenburg mitgearbeitet hat.

Zu einem Seemannsheim in Wilhelmshaven (Abb. S. 738) ist am 15. April unter Beteiligung des Prinzen und der Prinzessin Heinrich der Grundstein gelegt worden. Diese Seemannsheime bilden eine Art Gasthäuser, in denen Seeleute für längere oder kürzere Zeit Unterkunft und zugleich körperliche und geistige Nahrung gegen mäßiges Entgelt finden. Man hofft durch ihre Errichtung die Seeleute von dem Besuch der wenig empfehlenswerten Wirtschaften abzuhalten, in denen ihre Genußsucht nach langen Entbehrungen ausgebeutet wird.

Rekrutenvorstellung in Potsdam (Abb. S. 775). Die in der Garde dienenden Soldaten genießen den Vorzug, daß bei ihrer Vereidigung meistenteils der Kaiser anwesend ist und persönlich die Besichtigungen der Truppenteile vornimmt. So fand auch am 11. April wieder eine Rekrutenvorstellung in Potsdam statt bei der der oberste Kriegsherr selbst die Front abschritt.

Das Burschenschaftsdenkmal in Eisenach (Abb. S. 740). Zur Verherrlichung der burschenschaftlichen Idee und zur Erinnerung an die großen Momente der vaterländischen Geschichte, die die Burschenschaften erlebt haben, ist von dem Eisenacher D. C. ein Denkmal errichtet worden, das am 22. Mai enthüllt werden soll. Ausgeführt hat es der Dresdener Architekt Wilhelm Kreis, einer der begabtesten deutschen Künstler, der schon als Hörer der Technischen Hochschule in Charlottenburg bei der Konkurrenz um das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig mit einem Preis ausgezeichnet wurde und der sich auch als Erbauer von Bismarcksäulen hervorgethan hat.

Die Eröffnung der Düsseldorfer Ausstellung (Abb. S. 735), die programmgemäß am 1. Mai stattfinden wird, wirft bereits ihre Schatten voraus. Man schätzt die Bedeutung dieses Ereignisses allgemein so hoch, daß sogar unsere parlamentarischen Körper ihre Dispositionen danach getroffen haben, damit ihre Präsidien und die Minister an der Feierlichkeit teilnehmen können. Wir bringen heute die Porträts der Persönlichkeiten, die sich um das Zustandekommen der Ausstellung in hervorragender Weise verdient gemacht haben: Vorstand und Arbeitsausschuß mit dem Kronprinzen als Protektor an der Spitze, sowie untenstehend den Plan der Ausstellung.



Uebersichtsplan der Düsseldorfer Ausstellung.

Ein österreichisch-ungarisches Geschwader in Italien (Abb. S. 776). Kaiser Franz Josef hat den Besuch, den ihm König Viktor Emanuel III. nach seinem Regierungsantritt machte, bisher mit Rücksicht auf den Vatikan nicht erwidert. Nun hat ein österreichisch-ungarisches Geschwader unter Führung des Kontreadmirals von Ripper verschiedene italienische Hafenstädte besucht und mannigfache Ehrungen erfahren; die Offiziere sind auch vom König in Rom empfangen worden.

Die Leydenfeier in Berlin (Abb. S. 741). Nachdem bereits der Kongreß für innere Medizin in Wiesbaden Ernst von Leyden seine Huldigungen dargebracht hatte, fand am siebzigsten Geburtstag des großen Klinikers selbst noch eine besondere Feier in der Philharmonie zu Berlin statt. Neben vielen andern Auszeichnungen wurden ihm bei dieser Gelegenheit auch mehrere größere Geldspenden zum Besten von Anstalten zu teil, denen Leyden sein Interesse zuwendet. Die eigentliche Festrede hielt Professor Nothnagel aus Wien, vorzeiten der erste Assistent Leydens.

Eine Büste Wilhelm Griesingers (Abb. S. 738) ist vor der neuen Nervenklinik der Berliner Charité aufgestellt und am 18. April feierlich enthüllt worden. Es wurden dabei mehrere Reden gehalten. Während Generalarzt Schaper, der Leiter der Charité, Griesingers wissenschaftliche Bedeutung im allgemeinen schilderte, pries ihn Geheimrat Jolly, der gegenwärtige Vertreter der Nervenheilkunde an der Anstalt, als den Mann, auf den die Vereinigung von Psychiatrie und Nervenheilkunde zurückzuführen sei.

Ermordung einer Deutschen in Neupommern (Abb. S. 742). Pagaratava auf Neupommern, eine zum deutschen Bismarckarchipel gehörige Insel, ist kürzlich der Schauplatz einer Blutthat gewesen, die die friedliche Entwicklung unseres Kolonialbesitzes in der Südsee grausam unterbrochen hat. Eine Deutsche, Frau Hedwig Wolff, wurde von Eingeborenen überfallen und mit ihrem Säugling durch Axthiebe ermordet. Es mußte daher über den Stamm, dem die Missethäter angehören, ein strenges Strafgericht abgehalten werden. Alle Pflanzungen des Distrikts wurden zerstört und das ganze Pagaratavagelände von den Eingeborenen gesäubert, die dabei 30 Tote und 10 Gefangene verloren, während unsere Polizeitruppe unversehrt blieb.

Aufbahrung der Leiche von Cecil Rhodes in Kapstadt (Abb. S. 742). In den Matoppobergen bei Buluwajo, wo er sein Landhaus hatte, sind die sterblichen Ueberreste des Napoleons von Südafrika in die kühle Erde gebettet worden. In Kapstadt aber hatte man zuvor eine großartige Leichenfeier für den Verewigten veranstaltet.

Max Klingers Beethoven (Abb. S. 737), der in der Wiener Sezession ausgestellt worden ist, übt dort auf das Publikum eine ganz außergewöhnliche Anziehungskraft aus. Der Plan, es für ein Wiener Privatmuseum zu erwerben, ist wegen der Höhe des Preises — Klinger beziffert ihn auf 400 000 Mark — aufgegeben worden. Nun bemüht man sich in Leipzig hauptsächlich darum, das Denkmal in den Besitz der Stadt zu bringen.

Gavarnifest in Paris (Abb. S. 777). Eine eigentümliche Idee haben kürzlich Pariser Schriftsteller ausgeführt. Anläßlich der Errichtung eines Denkmals für Gavarni, der mit seinem Stift die Zeit des Bürgerkönigtums so meisterhaft zu schildern verstand, haben sie ein Fest veranstaltet, zu dem die Teilnehmer alle im Kostüm jener Epoche erschienen.

Von der dramatischen Kunst. Ein interessantes schauspielerisches Experiment ist neulich im Neuen Königlichen Operntheater zu Berlin zu Gunsten des Schillerverbandes deutscher Frauen gemacht worden. Es fand nämlich eine Aufführung der von Schiller übersetzten Scenen aus den Phönizierinnen (Abb. S. 775) des Euripides statt. Man nimmt jetzt häufig seine Zuflucht zur Vergangenheit, wenn dem Publikum Besonderes geboten werden soll. Aber schließlich erweist sich, wenn man von dem bewährten klassischen Bestand absieht, doch das Neue wenigstens vorübergehend als zugkräftiger. Das hat zu seiner Freude in diesen Tagen der Wiener Dichter Schönherr (Porträt S. 740) erfahren, dessen Drama „Sonnwendtag“ bei der Erstaufführung im Burgtheater einen glänzenden Erfolg erzielte.

Personalien. (Porträts S. 736, 740 und 778.) Prinz Heinrich XXII von Reuß ä. L. ist nach längerer Krankheit gestorben. Er hat bis an sein Ende an dem legitimistischen Prinzip festgehalten und sich deshalb mit den Ereignissen des Jahres 1866 niemals ausgesöhnt. — Wenige Tage vor ihm starb ein anderer Fürst, der für die Welt schon lange tot war: Franz von Assisi, der Gemahl der ehemaligen Königin Isabella von Spanien. — Eine Ueberraschung hat die Königinmutter von Serbien der Welt bereitet, indem sie vom griechisch-orthodoxen zum römisch-katholischen Glauben übertrat. Man schöpft daraus die Vermutung, daß sie sich wieder vermählen wolle. — Zum Nachfolger des ermordeten Ministers des Innern Ssipjagin hat der Zar den Senator von Plehwe, bisher Ministerstaatssekretär des Großfürstentums Finnland, ernannt. — Die Neubildung des norwegischen Kabinetts anstelle des zurückgetretenen Ministerpräsidenten Steen hat der bisherige Minister Blehr übernommen und durchgeführt. — In Mülheim ist der Oberförster Lange gestorben, der lange Jahre hindurch die Güter des Fürsten Bismarck verwaltete und manche Deputation durch den Park vor den Fürsten geführt hat. — Durch die Zeitungen ging jüngst die Meldung, daß der älteste deutsche Korpsstudent, Rittergutsbesitzer Zeitschel in Schieben in Thüringen, 92 Jahre alt, gestorben sei. Die Nachricht war nicht ganz zutreffend; es lebt nämlich noch ein älterer Korpsstudent in Freiburg: Medizinalrat Dr. Würth, der am 14. April 1805 in Hüfingen (Schwarzwald) geboren wurde. — In Schwerin ist Fräulein Amalie Buchheim, die Kustodin der Sammlungen mecklenburgischer Altertümer im Großherzoglichen Museum, aus dem Leben geschieden. Die in Gelehrtenkreisen sehr geschätzte Dame hat ein Alter von 83 Jahren erreicht.



Der Frühling, der nun doch mit Macht zu kommen scheint, hat den Rennsport endlich zu voller Blüte gebracht. Wenn auch die Hoppegartener Bahn noch nicht eröffnet ist, so entfaltet sich in Karlshorst um so regeres Leben, namentlich läßt die Beteiligung der Ställe nichts zu wünschen übrig. An allen Renntagen sieht man auserlesene Felder, die schneidigsten Herrenreiter sind fast immer im Sattel, die Anteilnahme des Publikums ist in diesem Jahr eine ganz besonders starke. Aber auch überall, wo der edle Rennsport gedeiht, ist man jetzt in voller Thätigkeit. In Köln wurde das große Kölner Frühjahrshandicap gelaufen, in Kassel, Frankfurt a. M., Wien und Paris-Longchamps fanden bemerkenswerte Rennen statt.

Ein buntbewegtes Bild des Ruder- und Segelsports bilden jetzt die Gewässer des Oberspreegebiets. Das Ansegeln der Oberspreevereine hat bereits stattgefunden, und zwar bei einem Wetter, wie man es sich besser gar nicht wünschen konnte. Die Spree vom Klubhaus des Berliner Jachtklubs bis hinauf zur „Bammelecke“ zeigte bewegtes Leben und Treiben. Ueberall wurden Segelboote, die im schmucken Frühjahrskleid prangten, in allen Größen instandgesetzt, und von Köpenick, sowie von Schmöckwitz kamen flinke Boote daher, die auf dem Langen See kreuzten. R. C.

Bilder vom Tage.



Geh. Kommerzienrat H. Lueg, Erster Vorsitzender. — Der Kronprinz, Protektor der Ausstellung. — Maler Professor Fritz Röber, Vorsitzender der Kunstausstellung.

Oberbürgermeister a. D. F. Haumann, Erster stellvertretender Vorsitzender. — Dr. E. Wilms, Direktor der Ausstellung u. Beigeordneter der Stadt Düsseldorf. — Oberingenieur E. Schrödter, Vorsitzender des Presseausschusses.

Zur Eröffnung der Düsseldorfer Ausstellung am 1. Mai.



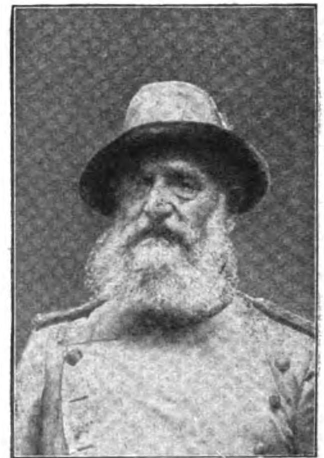
Heinrich XXII.
Fürst Reuß ältere Linie †
in Greiz.



von Plehwe,
der neue russische Minister
des Innern.



Blehr,
der neue norwegische Minister-
präsident.



Wilhelm Lange †
der langjährige Oberförster
des Fürsten Bismarck.

Der Kaiser.
Angehörige der Familie von Rosenberg.

Graf Waldersee.
General von Stünzner.

Die Enthüllung des Rosenbergdenkmals durch den Kaiser in Hannover am 20. April.

Hofphot. W. Höffert, Hannover.



Die Beethovenstatue von Max Klinger auf der Wiener Sezessionsausstellung.

Spezialaufnahme für die „Woche". — Photographieverlag E. A. Seemann, Leipzig.



Die Enthüllung der Büste Wilhelm Griesingers vor der neuen Nervenklinik der Kgl. Charité in Berlin am 18. April.
Spezialaufnahme für die „Woche“.

Prinzessin Heinrich. Prinz Heinrich.

Von der Grundsteinlegung des Seemannshauses in Wilhelmshaven am 15. April: Der Hammerschlag des Prinzen Heinrich.
Phot. Fr. Kloppmann Nachf., Wilhelmshaven.



Das Reiterstandbild des Kaiser Friedrichdenkmals für Charlottenburg
von Professor Joseph Uphues, Berlin.
Photographische Aufnahme von Franz Linkhorst, Halensee bei Berlin.



Franz von Assisi †
Infant von Spanien.



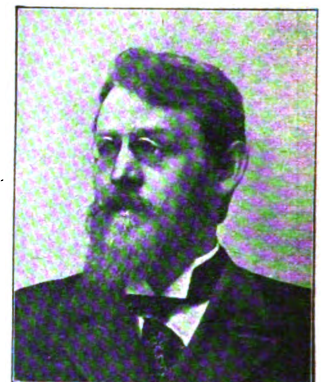


Architekt Wilh. Kreis, Dresden,
Erbauer des Burschenschaftsdenkmals.

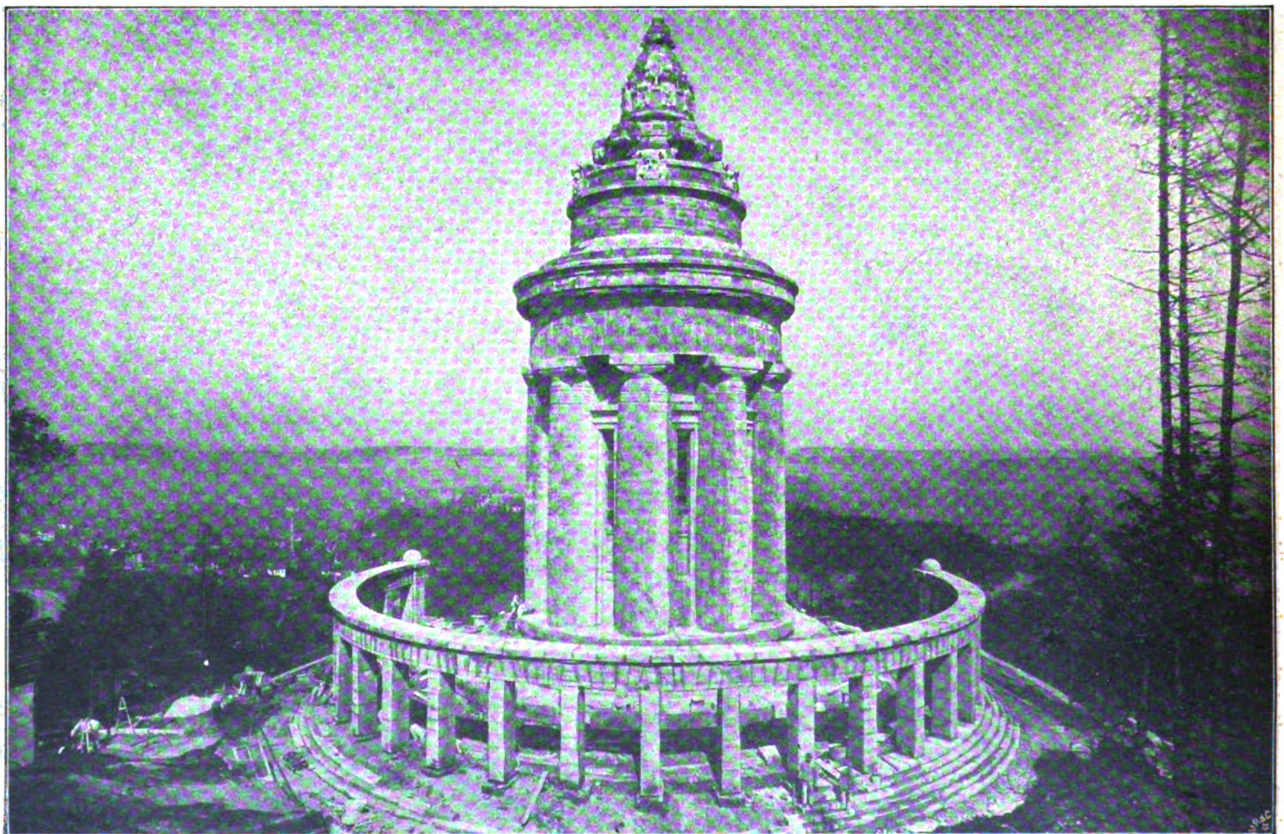


Marie-Madeleine,
Verfasserin des Gedichts „Anonym"
auf Seite 747.

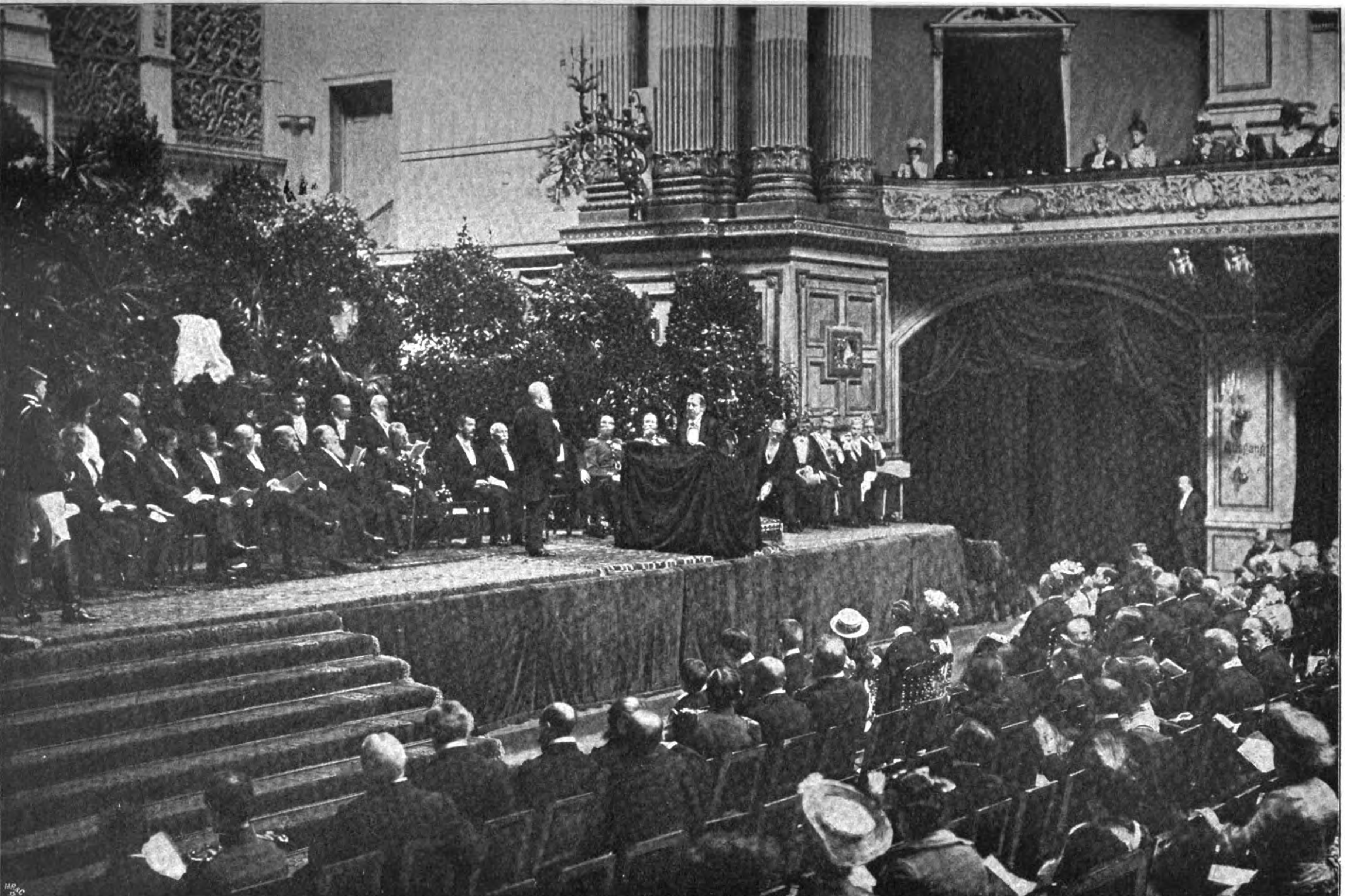
Königin Natalie von Serbien,
ist zur katholischen Religion übergetreten.
Photographische Aufnahme.



Karol Schönherr, Wien,
dessen Drama „Sonnwendtag" im
Burgtheater großen Erfolg hatte.



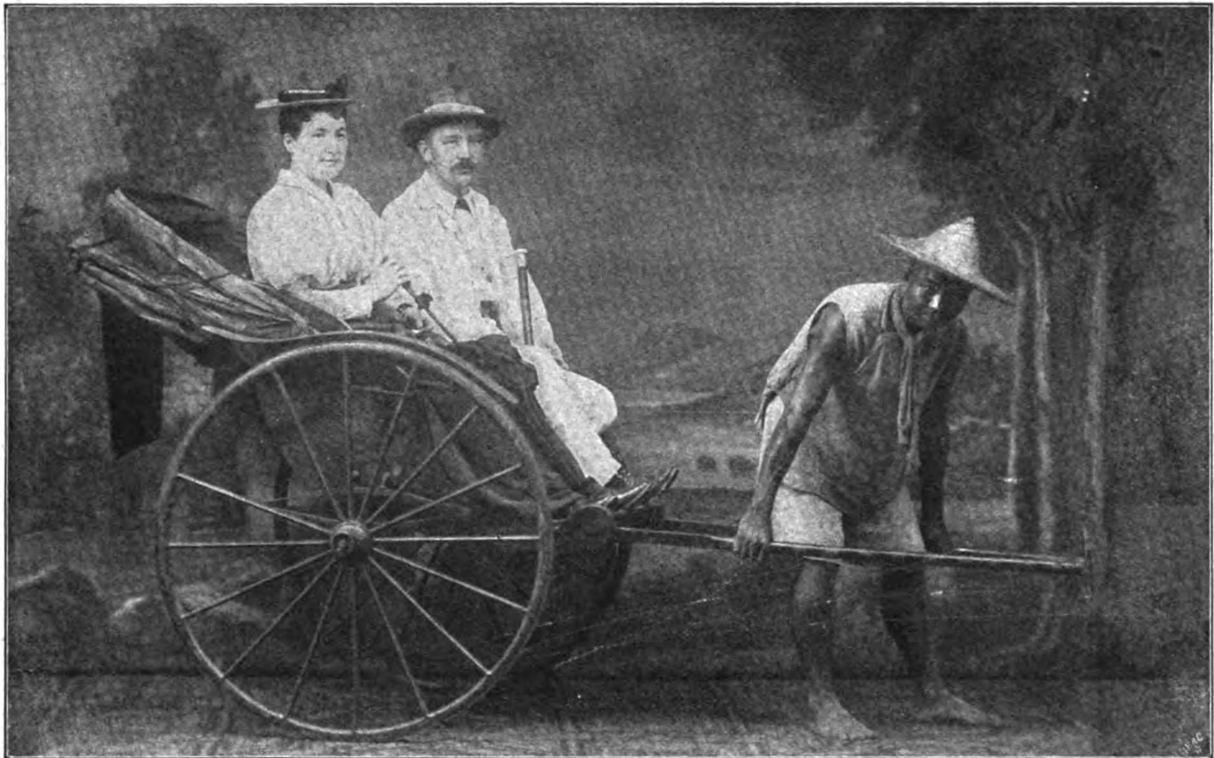
Das Burschenschaftsdenkmal in Eisenach, das am 22. Mai enthüllt werden soll.
Phot. E. A. Schaffer, Leipzig.



In der ersten Sitzreihe Frau von Leyden mit Tochter.

Die Feier zu Ehren des Geheimrats Ernst von Leyden in der Berliner Philharmonie am 20. April: Ansprache des Hofrats Prof. Nothnagel-Wien.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander & Labisch, Berlin.



Zum Ueberfall einer deutschen Ansiedlung auf Neupommern: Die von den Eingeborenen ermordete Frau Wolff mit ihrem Gatten.
Phot. Pun Lun, Singapore.



Von der Trauerfeierlichkeit für Cecil Rhodes in Kapstadt: Die Aufbahrung des Sarges.
Phot. Hubrich, Kapstadt.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

1. Fortsetzung.



err von Pontow befand sich in greulicher Laune, so lange alles in der Schwebe hing. Was war, zum Kuckuck auch, nun zu thun? Jürgen dem Kandidaten aufhalsen? Für die Mädchen einen neuen Seminaristen nehmen? Dies letztere besonders dünkte ihm widerwärtig. Und plötzlich hegte er den lebhaften Wunsch, so recht von Herzen: ach was, nur keine fremden Leute mehr im Hause! Und von dem Gesichtspunkt aus faßte er nun das Ding an.

Natürlich, Erich konnte fort. Was saß ihm der große Junge auch noch zu Hause herum! Dummes Zeug, so ein Bengel muß sich andere Luft um die Ohren blasen lassen. Immer das Gehocke bei den Geschwistern machte ihn ja ganz weichmütig. Raus mit ihm! Ein flotter Leutnant werden, wie sein Vater gewesen war!

Herr von Pontow hatte keine Seelenkunde studiert, aber daß mit diesem Entschluß ein Riß durch die kleine Familie ging, merkte er doch. Doppelt fest hatten sich seine Kinder aneinander geschlossen, weil ihnen die Welt außerhalb ihres engsten Kreises kalt und fremd deuchte.

Im herbstlichen Morgenwind stand der Wagen vor der Thür, der Erich nach der nächsten Stadt, Rambin, bringen sollte. Von dort führte ihn der Zug weit ins Land, bis nach Berlin, in deren benachbarter Kadettenanstalt der junge Pontow angemeldet war.

Erich war blaß, als er Abschied nahm. Es ging dem Jungen tiefer, als er um die Welt hätte merken lassen, besonders dem Vater gegenüber. Aber er konnte das Gefühl nicht loswerden, als sei er verantwortlich für seine Geschwister und handle schlecht an ihnen, indem er sie verließ.

Ruth in ihrer ungebändigten jungen Kraft war die einzige, die lauten Schmerz äußerte. Jürgen stand blasiert, Anna-Beate gefaßt daneben. Aber die Kleine hing sich mit Thränen dem Bruder an den Hals.

Mühsam löste er die Fingerchen von seinem Nacken und küßte hastig das kleine Gesicht. Er hätte ihr noch eine Menge sagen mögen, aber so jung er war, kaum dreizehnjährig, empfand er doch schon in lebendiger Schärfe, daß in Lebenslagen, wie der seinen, zurückgelassene Worte nichts bedeuten. Daß jeder Einfluß durch die Ferne zerschnitten wird, und daß Wünschen und Lieben nicht stark genug sind, um gegen die Alltäglichkeiten und Zufälligkeiten des Lebens, den ganzen Schwarm flatternder und unberechenbarer Geister aufzukommen.

Ein stiller Ort, dort oben neben der Kirche, in dunklem, hallendem Erbbegräbnis hatte ihn, den Knaben, die schlimme Alltagsweisheit gelehrt: nur das Gegenwärtige hat recht!

III.

Jetzt kam alles anders. Die Verhältnisse selbst arbeiteten dabei auch Herrn von Pontow in die Hände: der Philologe nahm seine Entlassung, um ins Examen zu steigen. Herr Möller hatte sich als unmöglich bewiesen, und jeder fragte sich: „Was nun?"

Herr von Pontow nahm Hut und Knotenstock, und wie er stand und ging, in Jagdjoppe und Reitstiefeln, begab er sich ins Dorf hinunter. Im Schatten des Kirchbergs stand das freundliche Pfarrhaus. Entblätterte Weinranken umgaben die Front, eine Pfeifenkrautlaube überschattete die kleine Veranda mit ihren rohgezimmerten Seitenbänken.

Die Pastorin kam dem Patronatsherrn in dem ungeheizten Flur entgegen. Sie war ein stilles Wesen voll vornehmer Schlichtheit. Zwei Kindergräber da oben, auf zugiger Höhe, hatten ihr sonst lebhaftes, frohes Interesse für die Außenwelt mit hinabgezogen. Sie klagte und trauerte nicht mehr um begrabenes Glück, aber sie strengte sich auch nicht mehr an, vom Leben jetzt noch etwas zu erwarten.

„Ich werde meinen Mann rufen, Herr von Pontow," sagte sie. „Er giebt im Konfirmandenzimmer gerade dem kleinen Marius Unterricht."

Der Pastor, ein Fünfziger, war frischer und elastischer als seine Frau. In dem verräucherten Studierzimmer legte ihm Herr von Pontow seine Nöte vor. Durch die halboffene Thür zum Nebenzimmer sah man einen kleinen Schultisch und Bänke. Ein braunlockiger Knabenkopf spähte ab und zu vorsichtig um die Ecke und zuckte immer wieder schnell zurück.

Die Sache war mit Klipp und Klapp erledigt. Der Pastor suchte Trost für den Verlust der eigenen Kinder in dem Unterrichten fremder. Es war seine Liebhaberei, und er hatte es zu schönen Erfolgen gebracht. Philipp Marius, der Sohn des Inspektors, den er ganz ungeschliffen von der Dorfschule übernommen hatte und der jetzt elf Jahre war, wollte er in anderthalb Jahren für die Tertia reif machen.

Anna-Beate und Jürgen zu unterrichten, würde ihm eine Freude sein, erklärte er. Aber von der kleinen Ruth wollte er nichts wissen. Er verstände es nicht, die Elementarkenntnisse beizubringen, meinte er. Das sei eine Lücke bei ihm.

Herr von Pontows naiv vorgebrachte Meinung, Anna-Beate solle dies Amt übernehmen, konnte er nicht ernst nehmen. Er mußte sich Mühe geben, seine Belustigung darüber nicht zu verraten.

„Ach, daß ich daran nicht dachte!" rief er plötzlich aus. „Meine Frau hat ja ihre Lehrerinnenprüfung

abgelegt. Die kann das thun! Es wird auch ihr selbst gut thun! Und für die kleine Ruth ist prächtig gesorgt, Herr von Pontow!"

Er war ganz froh und erstaunte aufs höchste, als Herr von Pontow plötzlich heftig aufstand.

„Unter keiner Bedingung!" sagte er barsch. „Ich will keine Frauenerziehung. Ich danke Ihnen für den gutgemeinten Vorschlag, Herr Pastor, aber er ist nichts für mich."

Der Pastor überwand die Empfindlichkeit über dies rauhe Anfahren. Er kannte ja die Wunderlichkeit seines Patrons, hatte oft die Kinder bedauert, die am schwersten davon betroffen wurden. War nicht heute die Stunde gekommen, ihm ins Gewissen zu reden?

Einen Augenblick rang er mit der Furcht, sich diesem eigenwilligen, unberechenbaren Mann gegenüber Unannehmlichkeiten auszusetzen. Dann siegte sein Pflichtgefühl. Er sprach von Gottes Hand, die in Herrn von Pontows Leben ernst und tief eingegriffen habe. Aber wie es uns nicht zukomme, seine Ratschläge in menschlich trotziger Weise auslegen und sie zum Unheil verdrehen zu wollen. Wie wir um das eine, das uns genommen, nicht alles andere verächtlich und zornig fortstoßen dürften —

So weit war er zur Not gekommen. Ja, nur zur Not, denn Herrn von Pontows sich steigend rötendes Gesicht, der wütende Ausdruck seiner Augen ließ ihm doch das Herz klopfen. Es war auch wohl nur der Klang der altgewohnten Kanzelstimme, die er so lange ertrug. Jetzt ging der Sturm los.

„Ich danke für Ihre Predigt, Herr Pastor! Sparen Sie sie zum Sonntag auf! Wie ich mit Gott und meiner toten Frau fertig werde, sage ich Ihnen doch nicht. Wir brauchen in der protestantischen Kirche keine Vermittler! Das haben Sie uns selbst erzählt. Und was ich mit meiner Tochter anfange, geht Sie den Teufel was an. Sie wollen sie nicht unterrichten. Gut, so unterrichte ich sie selbst. Adieu!"

Als der Pastor zu seinem Schüler zurückkehrte, zitterte ihm das Buch in der Hand. Philipp Marius sah ihn neugierig an.

„Warum schimpfte denn der gnädige Herr?" wagte er zu fragen.

Der Pastor machte eine abwehrende Bewegung. Dann trat er ans Fenster und sah dem Davonstampfenden nach. Er erinnerte ihn plötzlich an die Bulldogge von Inspektor Marius, die einigemal mit Philipp gelaufen war. Die blieb in beständigem Knurren, und bei dem geringsten Anlaß biß sie um sich. Ueber diesen Vergleich, der ihm äußerst treffend erschien, mußte er lächeln, und der Humor in ihm kam wieder oben auf.

Ich will nicht mit ihm maulen, wie ein empfindsames Jüngferchen, dachte er. Mit diesen kantigen Ecken stößt der arme Mensch sich schließlich weit mehr, als er andere je stoßen kann.

Und zu Philipp sagte er in gelassen freundlichem Ton: „Du kriegst es gut, Junge. In einigen Stunden, in denen du noch zurück bist, bekommst du unsern Junker Jürgen zum Mitschüler."

Am ersten Morgen, als Anna-Beate und Jürgen mit ihren Bücherranzen froh und erwartungsvoll davontrotteten, holte Herr von Pontow sich Ruth aus der Kinderstube.

„Armes Rackerchen," brummte er. „Von dir will keiner was wissen. Na, da komm her."

Er klemmte sie zwischen seine Knie, und sie mußte ihm aus der Fibel ihre Lesekünste vortragen. Das machte ihm mehr Spaß, als er gedacht hätte. Als sie das bei Anna-Beate zuletzt Erlernte abgewickelt hatte, fing er etwas Neues mit ihr an.

Herrgott im Himmel, das ging ja! Wie sie begriff, der kleine Racker! In hitzigem Vergnügen wollte er immer weiter gehn, da drehte sie ihr Köpfchen nach ihm um. „Aber doch nicht so viel auf einmal, Papa! Nun dasselbe wiederholen!"

„Ach so, wiederholen!"

Das dünkte ihm erst ein bißchen langweilig, aber dann leuchtete es ihm doch ein. Natürlich, es mußte doch festsitzen, was sie bei ihm gelernt hatte.

Plötzlich ergriff ihn der Ehrgeiz. Ja! Es sollte fester sitzen als bei Herrn Möller und Anna-Beate zusammengenommen! Und mit sanftmütigster Geduld ging er die Sache von vorn mit ihr durch.

Er lachte vor sich hin, so vergnüglich war ihm zu Mut. An seinem niedergebeugten Kinn kitzelte ihr weiches Haar. Mit ihren zierlichen Fingerchen hatte sie seinen dicken Zeigefinger erfaßt und tippte damit auf jedes Wort, das sie las.

Donnerwetter, war das niedlich!

Und solch kluges Balg! Wie es jetzt schon rasch ging! Aber unverzagt fingen die beiden das dritte Mal an. Nun war es wirklich tadellos.

Ruth lachte und klappte mit beiden Händchen die Buchdeckel zusammen. „So, Papa!"

„Ist es nun schon aus?" fragte er ganz verblüfft.

„Nein, jetzt kommt das Schreiben. Soll ich mein Heft holen?"

„Ja, thu's."

Als er allein war, schlug sich Herr von Pontow aus Vergnügen mit einer Faust auf die andere.

Der dumme Pastor! That so groß mit seiner Gelehrsamkeit und konnte das nicht einmal! Es war ihm nicht etwa zu gering, sondern er konnte es nicht! Sein Versuch war ja kläglich gescheitert!

Gottfried von Pontow begann sich ordentlich etwas einzubilden. Nun das Schreiben also! Das war ein bißchen langweiliger. Prinzeßchen Ruth saß auf seinem Ledersessel und baumelte mit den Beinchen. „Die Katzen haben Tatzen mit spitzen Krallen. Moos wächst im Wald. Der Mensch hat eine lebendige Seele."

Herr von Pontow sah ihr über die Schulter. Ihm kam vor, sie schriebe heute weniger gut als das vorige Mal. „Ruth, das s steht schief!" mahnte er.

„Ja, Papa, du mußt immer mitsprechen!"

„Was soll ich denn mitsprechen?"

„Zählen!"

Er dachte angestrengt nach. Zählen? Unsinn. Das war nicht nötig. Bei ihm hatte auch kein Mensch gezählt, das wußte er ganz genau. Er hielt ihr eine



schöne Rede über die Selbständigkeit des Arbeitens. Sie sei jetzt alt und klug genug dafür.

Ruth drehte ihr Köpfchen herum und guckte ihm in die Augen. „Kann es nun genug sein, Papa?"

„Ja!" sagte er erleichtert und schon vollständig autoritativ. „Morgen kommst du wieder zur Stunde, Ruth."

„Ja. Was habe ich denn auf?"

Er dachte nach. Am liebsten hätte er sie gefragt. Aber sich nur keine Blöße geben vor diesen klugen Mädelaugen!

„Dasselbe lesen wie heute," entschied er, „und eine Seite schreiben."

„Eine ganze Seite? Hu! Papa!"

„Eine halbe meinte ich doch," sagte er ganz ärgerlich, als habe sie ihn wirklich nur mißverstanden.

„Na? Und jetzt?"

„Na und jetzt?"

Er sah an ihr herunter. „Balg, kleines, willst du mit mir aufs Pferd? Geh, laß dich anziehn!"

Ein Jubelschrei und hinaus.

Beim Mittag sagte Herr von Pontow zu dem aufwartenden Diener: „Ruth sitzt neben mir. Bring ihr Gedeck herauf. Was steckt ihr das Wurm da immer ans hinterste Ende?"

Diesen unerhört bevorzugten Platz benutzte Ruth sofort, ihr helles Stimmchen ertönen zu lassen: „Du, Jürgen, ich bin heute mit Papa geritten! In den Wald! Auf Alexander!"

Jürgen machte sonst zu Ruths Konversation ein leidlich stumpfes Gesicht. Diesmal aber horchte er auf, ward erst glühend rot, dann blaß.

„Auf — Alexander —" murmelte er stockend nach.

Anna-Beate war die einzige, die ihn verstand. Sie warf ihm einen raschen, mitfühlenden Blick zu, und in ihrer Seele entstand ein heldenhafter Entschluß.

„Wie ging es denn bei dem Pastor?" forschte der Vater. Aus beiden Mündern ein gewohnheitsgemäßes: „Gut, Papa!" Dann brummte Jürgen mürrisch: „Er ist strenger als Herr Möller."

„Das wollte ich mir auch ausbitten, Bengel!" fuhr ihn Herr von Pontow an.

Anna-Beate berichtete schüchtern: „Philipp Marius war auch da, Papa. Er hat einige Stunden mit mir und eine auch mit Jürgen. Er ist sehr nett."

Dies interessierte Herrn von Pontow natürlich sehr wenig und blieb unbeantwortet.

„Und ich hatte die allerfeinsten Stunden," prahlte Ruth. „So feine, wie noch nie. An Papas Schreibtisch."

„Iß jetzt und plappre nicht," befahl der Vater streng. Seine Strenge war aber nicht echt. Er war maßlos stolz auf seine kleine Schülerin.

Nach Tisch, als er eben hinausgehn wollte, zupfte ihn etwas am Rock. Anna-Beate war es, dunkelrot vor Aufregung. Sie konnte kaum sprechen, so ängstigte sie sich.

„Papa, ich habe eine große Bitte. Laß doch Jürgen auch einmal auf Alexander reiten. Ich weiß, das ist schon seit Monaten sein schönster Wunsch. Er würde so furchtbar glücklich sein."

„Was? Unsinn!" Herr von Pontow schüttelte die bittende kleine Hand unwirsch ab. „Den großen Bengel vor mich aufs Pferd nehmen? Dir ist ja wohl nicht gut! Und allein auf dem Vieh möchtest du ihn doch wohl auch nicht gern sehn, was? Er hat ja den grauen Pony, damit kann er zum Teufel reiten. Solch eine verrückte Idee!"

Anna-Beate sank das Herz. Wie hatte sie auch nur um so etwas Ungeheuerliches bitten können! Was mußte Papa von ihr denken! Gewiß, Ruth war ja so klein! Später ging das mit ihr auch nicht mehr.

Aber der alte, graue Pony, ein ausrangiertes Klepperchen der Butterfrau, war freilich ein sehr schlechter Trost.

* * *

Herr von Pontow fing an, sich bei den Stunden zu langweilen. Anna-Beate mußte wieder heran. Es war ja auch eigentlich keine Sache für ihn. Nur ab und zu, wenn er gerade in Laune war, nahm er sich das kleine Ding wieder her, klemmte sie zwischen seine Knie und ließ seinen Zeigefinger als Wegweiser benutzen. Aber sonst, in Haus und Hof und bei seinen Ritten, wollte er das Kind um sich haben. Ihr dummes kleines Geplapper tönte ihm reizend in alle die gewohnten Tagestöne, und er liebte es, wenn er über die Felder oder in seinen Pferdestall ging, sie zu fühlen, wie sie sich mit beiden Händchen an seinen Arm hing und ihr winterkaltes Gesichtchen an seiner Hand wärmte.

Kam er abends noch so spät nach Hause, so mußte Ruth doch da sein und ihm entgegenlaufen, sonst kam er in schlechte Laune. Daß dem Kind das unregelmäßige Aufbleiben schaden könnte, sah er nicht ein. „Sie kann ja morgen bis in den hellen Tag schlafen!"

Ruth that das auch, und es glich sich scheinbar aus. Wie an alles, so gewöhnte sich der Kindeskörper schließlich auch an diese arge Einrichtung, auf die er erst in Unmut und weinerlicher Verdrossenheit reagiert hatte. Anna-Beate blieb natürlich immer getreulich mit auf. Sie konnte das Kind nicht bis in die Nacht hinein den Dienstboten überlassen. Ueberdies hätte der Vater das auch sicherlich nicht gewünscht.

Die Entrüstung über Herrn von Pontow schlug in der Gegend wieder neue Wellen. Auch der Pastor schüttelte unwillig und schmerzlich den Kopf, wenn er Anna-Beate, die nicht in den hellen Tag hineinschlafen konnte, mit überwachten Augen und abgespannten Zügen in der Stunde sitzen sah.

Jürgen ward auch unter Pastor Roths Führung nicht zum wissenschaftlichen Licht. Er war und blieb ein schwerer Lernkopf. Nur seine gröbsten Untugenden wagten sich unter der liebevollen, strengen Hand dieses neuen Lehrers nicht hervor.

Pastor Roth war von Natur eine tief geduldige Seele, Mangel an geistigem Können reizte ihn nicht, und ein Kind wie Jürgen erregte statt Zorn und Heftigkeit nur sein teilnehmendes Interesse.

Armer Bursche, dachte er oft, was soll aus dir noch werden! Dir fehlt die weiche Hand, die dir über deine rauhen Backen gestrichen hätte! Ach dir, du armer Kerl, fehlt die Mutter wohl am meisten!

Jürgen hatte einen neuen Lebensreiz in dem Verkehr mit Philipp Marius entdeckt. Früher, als der Inspektorjunge noch in die Dorfschule ging, lag ein gemeinsames Spielen ganz außer dem Bereich der Möglichkeiten. Auch drückte sich das schüchterne Bürschchen stets von dannen, sowie die Kinder aus dem Herrenhaus in seinen Gesichtskreis traten.

Jetzt fühlte er bebend die Ehre, die ihm geschah. Daß er zwei Jahre älter war als Jürgen und ihm in Kenntnissen, ja an Fassungsgabe voraus, änderte nichts in ihrem Verhältnis. Jürgen war und blieb der „junge Herr", der zu kommandieren hatte, Philipp der Untergebene. Sie paßten auch jeder in seine Rolle. Jürgen besaß neben dem Bewußtsein seines blauen Blutes eine tüchtige Portion jungenhaften Eigenwillens und Rechthaberei. Philipp hatte ein weiches, treues Gemüt, das beste Streben von der Welt, aber eine innere Unselbständigkeit, die ihn sich gern einem stärkeren Willen unterwerfen ließ. Wenn die Leute im Dorf die beiden Jungens zusammen beobachteten, stießen sie sich lachend an.

„Kiek bloß den Junker Jürgen, de is de gnädige Herr, wo hei leiwt und lebt!"

Er sah ihm in solchen Momenten auch in den Gesichtszügen sprechend ähnlich.

Der arme kleine Philipp Marius ward jetzt aber in Konflikte gestoßen, denen sein schwacher Mut nicht gewachsen war.

Sein Vater, der Inspektor, war zwar im Verhältnis zu seinem Herrn ein unschätzbarer Beamter, aber im Haus hielt er sich nur zu gern für die mancherlei kleinen und großen Demütigungen schadlos, die ihm im Verkehr mit einem Herrn, wie Götz von Pontow war, nicht zu gering erwuchsen.

Er gehörte zu jener Sorte von Haustyrannen, die ihre Stärke nur aus der Schwäche ihrer Umgebung ziehn. Einen wirklichen Willen zu brechen, sind sie nicht imstande, aber Wehrlose zu knechten und geduckte Geister noch ein bißchen tiefer zu ducken, ist die Würze ihrer Tage.

Frau Inspektor Marius, ein ängstliches, unselbständiges Gemüt, war vom ersten Tage bei ihm „unten durch". Nicht einmal der oft barbarischen, ungleichmäßigen Erziehungsweise gegenüber, die ihr Söhnchen erfuhr, vermochte ihr unterdrückter Geist sich aufzulehnen, und so wuchs der kleine Philipp in Furcht und Zittern vor seinem Vater auf.

Bis jetzt hatte er sich wenigstens noch vor Uebertretungen direkter Gebote hüten können. Was aber nun, da ein neuer Machtfaktor, da Jürgen von Pontow in seinem Leben auftrat und oft dessen Wille mit dem des Vaters zusammenstieß?

Zum Beispiel hatte Jürgen nicht die geringste Einsicht für die Thatsache, daß mit dem Schlag halbeins im Inspektorhaus die Suppe auf dem Tisch stand und es ein geradezu unerhörtes Verbrechen war, dann nicht, auf den Hausherrn harrend, hinter seinem Stuhl zu stehn. Ebenso scherte er sich den Kuckuck darum, ob in Inspektors Garten die und die Wege verbotenes Territorium waren, ob jene alte Flinte, die er einmal dort in einer Ecke des Wohnzimmers fand, als ein unantastbares Heiligtum oder als willkommenes Instrument zum Spatzenschießen galt.

Philipp, der Aermste, verschüchtert und nervös wie er ohnedies war, hatte nur die lockende Wahl zwischen dem Spott seines Kameraden und dessen rüden jungen Fäusten, die sich jetzt zum erstenmal in den prachtvollsten Rippenstößen versuchen konnten — oder dem Zorn des Vaters, dem nur die rohesten Mittel zur Erhaltung seiner Autorität geläufig waren.

Sieger um Philipps Seele blieb meist der junge Aristokrat. In seinem ganzen Auftreten, seinem Herrenton lag so viel Selbstverständlichkeit, daß der Junge, dem überdies schon der Respekt vor dem Hause Pontow ins Blut übergegangen war, dieser Gewalt wie einem Schicksal verfiel. Daß er dann jedesmal mit seinem eigenen Leib die Kosten bezahlen mußte, ohne Abzug, ohne auch nur zu Worte zu kommen — ja, daß er für Jürgens alleinige Schulden recht oft mitbezahlen mußte, galt als Naturgesetz für ihn und die verängstigte Mutter.

Da erstand ihm unerwartet Rettung.

Anna-Beate hatte kaum den Stand der Dinge durchschaut, als ihr das Herz heiß wurde für den gequälten Jungen. Jürgen zu einer etwas einsichtsvolleren Handlungsweise zu bringen, versuchte sie erst gar nicht. Dazu kannte sie ihre Leute.

Aber als Philipp einmal wieder reif für des Inspektors Hundepeitsche war, nahm sie ihn ohne viel Gerede an der Hand und ging mit hinüber. Marius, der auf das Klingeln der Hausthür schon herausstürzte, prallte zurück.

„Philipp ist schuldlos," sagte sie ganz bestimmt. „Ich muß Ihnen das sagen, damit er nicht etwa ungerecht bestraft wird. Es kann überhaupt noch öfter vorkommen, daß er bei uns, so lange er mit Jürgen unter-

richtet wird, länger ausbleibt, als gewöhnlich. Auch kann er es nicht hindern, wenn sich Jürgen hier Unarten erlaubt. Wenn Ihnen etwas nicht recht ist, müssen Sie sich, bitte, an Papa deswegen wenden. Philipp kann in den Sachen gar nichts thun."

Philipp wagte nicht zu atmen. So hatte er die stille, kleine Anna-Beate noch nie gesehn! Ein kühler Hochmut thronte auf ihrer klaren Stirn.

Das Unerhörte geschah! Der Inspektor ließ die Hundepeitsche hinter sich niedergleiten und murmelte ein paar verlegene Entschuldigungen und Zugeständnisse.

Von dieser Stunde an, da das gnädige Fräulein selbst sich für Philipp verwandt hatte, sah der Inspektor seinen Sohn mit andern Augen an. Er übertrug im tiefsten Innern einen Teil seines knechtischen Respekts vor dem Herrenhaus nun auch auf ihn. Allerdings war er bestrebt, dies zu verbergen, und raffte sich noch hin und wieder zu einer väterlichen Schreckens- und Machtrolle auf. Aber der Junge hätte nicht den Instinkt des Kindes haben müssen, um nicht zu spüren, daß seine böseste Leidenszeit jetzt hinter ihm lag.

Eine überwallende Dankbarkeit für seine junge Retterin füllte sein knabenhaft begeisterungsfähiges Herz. Er versuchte, ihr das auf Schritt und Tritt zu beweisen, sich ihr dienstbar zu zeigen, wo er nur irgend konnte. Und in den Nächten lag er wach und träumte lange Geschichten, wie er ein Mann werden, große Thaten thun und ihr ihre Güte so tausendfach vergelten würde, daß sie und alle Welt, von Staunen übermannt, vor einer unerhörten Dankes- und Heldenthat stehn solle.



Anonym.

Ein Blumenkorb. — Ich weiß nicht woher,
Ich weiß nicht, wer ihn mir wohl gesandt!
Er ist wie ein schneeiges Blütenmeer,
Von zitternden Ranken überspannt.

Er ist eine Sinfonie in Weiß.
Aber es blühn in der weißen Flut,
Sinnberauschend und leuchtend und heiß
Drei rote Rosen, drei Tropfen Blut.

Und ganz versteckt und geheimnisvoll
Lag ein Brief in den blassen Verbenen: — —
„Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll
Und mit so weißen Zähnen!" — —

Sei doch nicht eifersüchtig, mein Lieb!
Wie kann denn das dein Vertrauen mir rauben?
Ich weiß nicht, wer diese Zeilen mir schrieb!
Ich — weiß — es nicht, du kannst es mir glauben!

Ich — weiß — es nicht, wer so unruhvoll
Zitiert in brennendem Sehnen:
„Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll
Und mit so weißen Zähnen! ...."

Marie-Madeleine.

IV.

Herr von Pontow war jetzt sehr mit sich zufrieden, wie er die Dinge eingerichtet hatte: Erich war gut versorgt, Anna-Beate und Jürgen waren auch wohl aufgehoben, und Ruth — seine kleine Ruth, sein lustiger, prächtiger Kamerad — na, ob die gut versorgt war! Zwar, bis zu ihrem zehnten Jahr hatte sie weder einen bestimmten Lehrer, noch regelmäßigen Unterricht. Meist war es Anna-Beate, die sich ihrer annahm, oft auch der stets hilfsbereite Philipp Marius, dann wieder bekam der Papa selbst seine philologischen Anwandlungen. Aber die Ueberzeugung setzte sich in ihm fest, daß dies gerade genug Plage für „das arme, kleine Balg" sei. Sie lernte ja so schnell, sie wußte ja schon so viel! Sie wußte überhaupt alles von selbst.

Einen Blaustrumpf sollten sie ihm doch etwa nicht aus seinem Springinsfeld machen. Was brauchte denn so eine kleine Dirn überhaupt zu lernen! Wenn sie nur ihre hellen Augen im Kopf behielt und ihr keckes, junges Herz in der Brust, dann war es schon gut, dann konnte man jedem Mann gratulieren, der sie einmal erringen dürfte. Der liebe Gott hatte dies Ding schon so nett gebaut, da sollten die Menschen nur ihre vorwitzigen Finger davon lassen, die verdarben ihm sein schönstes Arbeitsstück doch nur.

„Was, Ruth, wir sind Kameraden in Not und Tod?" sagte er oft zu ihr, wenn sie mitsammen über die Felder ritten.

Er hatte sie jetzt nicht mehr vor sich im Sattel. Ein eigenes Pferdchen hatte er ihr angeschafft, englisches Halbblut, ein schlankes, schmalköpfiges, feinnerviges Tier, Rottraut benannt. Sie war mit dem Tier und seinen Eigenschaften wie verwachsen, und niemand hatte Furcht für sie, wenn die kleine Ruth ohne Hut und Handschuhe, das rötliche Haar aufgelöst im Wind flatternd, über das weite Feld dahinsauste.

Kameraden in Not und Tod — ja, das waren sie, Vater und Tochter, davon waren sie fest überzeugt, wenn auch bisher weder Not noch Tod an sie herangetreten waren. Aber in der Einbildung erlebten sie Begebnisse und Gefahren auf ihren Streifzügen, die sie oft tagelang zu Fuß, zu Pferd in die Wälder und in die weiteste Umgebung führten. Ruth in einem kurzen, wetterfesten, grauen Röckchen, eine weiche, knabenhafte Mütze auf dem Haar, das Tesching über der Schulter, das sie sehr gewandt handhabte. Kam die Nacht ihnen über den Weg, so wurde irgendeine entlegene Försterei,

ein Chausseehaus aufgesucht. In hellen Sommernächten gab es sogar Biwak im Freien.

Die beiden hatten untereinander eine Spitzbubensprache, die niemand außer ihnen verstand. Das war Ruths Idee, der sich der Vater anfangs abwehrend und spottend entgegensetzte. Aber nach und nach gefiel ihm die Geschichte immer besser, und schließlich war er derjenige, der sie erweiterte und vervollkommnete und einen unbändigen Spaß daran fand.

In Haus und Dorf Luckmühlen war dies Verhältnis bald sprichwörtlich. Die alten Leute, die schon unter Herrn von Pontows Vater und Großvater gedient hatten, wollten manchmal den Kopf darüber schütteln. „Dat is nicks, wenn ein Vadder sien ein Kind so för die annern vörseit!" Aber die Jüngeren redeten dem das Wort: „Na, lat man, Großvadding, dat is doch nu mal sien Jüngst'! De hett em sien Frau noch so t'rüchloaten."

Im Grunde aber sannen sie darauf, sich dies Verhältnis nutzbar zu machen.

Fortan gingen alle Bittgesuche für den gnädigen Herrn möglichst über Ruth. Wenn es jemand gab, der bei ihm das Unmöglichste erbetteln konnte, dann war sie es. Anfangs lief die Sache auch ziemlich glatt und sicher. Ruth sonnte sich in ihrer Rolle als vermittelnde Heilige. Dann kam ein merkbarer Ruck. Ganz unerwartet wurde sie ablehnend, und dann wieder zeigte sie sich gnädiger. Man mußte einsehen, sie hatte ihre Launen und ihren Eigenwillen so gut wie der Herr Papa selbst. Auch war es jetzt mit Bücken und Mitleiderregen nicht mehr gethan. Es lief schließlich auch darauf hinaus, bei dem Prinzeßchen einen günstigen Moment abzupassen. Immer aber konnte sie den Leuten auch nicht helfen. Einmal stand sie sogar dabei, als der Vater, erzürnt über die Begriffsstutzigkeit eines neuen Reitknechts, der sogar ihr Schützling war, den jungen Menschen an der Gurgel packte und ihn in seinem Jähzorn so hart hintenüber auf die Steinfliesen des Stallgangs schmetterte, daß der Bursche sich einen Arm brach. Sein Vater, ein Rambiner Schuhmacher, holte ihn wehklagend ab und übergab die Sache dem Gericht.

Herr von Pontow wurde von seinem Jagdfreund, dem Amtsrichter, vorgeladen und mußte bezahlen. Aber auf Ruths Bitte nahm er den Geheilten wieder in Dienst und behandelte ihn seitdem etwas sänftiglicher. Nur Ruth zuliebe — sonst hätte keiner auf der Welt ihn vermocht, einen Menschen, der ihn verklagt hatte, wieder bei sich aufzunehmen.

Wenn Erich in den Ferien zu Hause war, mußte ihm die Bevorzugung von Ruth, der nichts das Gleichgewicht hielt, ebensogut auffallen, wie den andern. Aber er sprach sich nicht darüber aus, selbst nicht zu Anna-Beate, mit der er sonst alles teilte.

Anna-Beate suchte das stets in das günstigste Licht zu stellen. „Wie schön ist es, daß Papa zu Uschi so freundlich ist. Sie braucht das auch so sehr, wirklich, Erich!"

Erich widersprach dem nicht. Aber er sah die Schwester seltsam an. Brauchst denn du es nicht? dachte er und zürnte dem Vater.

Jürgen litt auch unter diesem Verhältnis, aber nur in einer Beziehung: in der Pferdeangelegenheit. Auch jetzt mit zwölf Jahren hatte er immer nur irgendeinen ausgedienten, harttrabenden Hofklepper als einziges Reitpferd. Dafür sollte er sich dann auch noch großartig bedanken. Auf seine kleine Schwester und deren Rottraut warf er einen Haß. Gewiß, wenn die Pferdeställe nicht Tag und Nacht in strenger Obhut gestanden hätten, er hätte sich eingeschlichen und Rottraut irgendeinen Schaden angethan. Wer ihn genau kannte, mußte es ihm ansehn: unter den zusammengezogenen, blonden Brauen blitzte ein böser Blick.

Da nahm Anna-Beate sich Ruth vor. Und das noch lenksame junge Herz ward tiefgerührt. Unter Thränen warf Ruth sich um Jürgens Hals. „Jürgen, ich will dir Rottraut leihen, du kannst sie reiten. Eine Stunde, zwei, drei, den ganzen Nachmittag, Jürgen!"

Jürgen sah sie aus aufgerissenen Augen an, er wurde blaß. Einen kurzen Moment regte der Satan sich in ihm. Dann schoß ihm das Blut ins Gesicht, und er fühlte wilde Scham über sich selbst.

„Scher dich weg," murrte er und stieß Ruth mit dem Ellbogen von sich. „Das Pferd ist ja ganz verweibscht, das kann mich ja gar nicht mehr tragen."

Ruth sah dem Davonstürmenden nach, ihre Thränen versiegten. Ach, im Grunde war es doch gut, daß er es nicht that! Was hätte der wilde Junge vielleicht mit ihrem Liebling machen können!

Aber Anna-Beates eindringliches Reden wirkte doch nach. Ruth ging geradeswegs zum Papa und bettelte um ein Reitpferd für Jürgen. Aber damit hatte sie kein Glück.

„Unsinn!" fuhr er sie an. „Dafür soll ich mein gutes Geld wegwerfen? Nachher will Anna-Beate auch noch eins haben, und schließlich kommt mir Erich in den Ferien auch damit an. Uebrigens ist der Junge ja viel zu ungeschickt zum Reiten! Sieh's dir doch mal an, Uschi, was der für eine Figur zu Pferde macht. Der reine Mehlsack! Nee, mein Kind, daraus wird nischt. Ostern kommt er so wie so aufs Gymnasium nach Rambin, das kannst ihm von mir bestellen."

* * *

Jürgen kam auf das Gymnasium nach Rambin, wohin ihm sein Freund Philipp Marius schon vorausgegangen war, und Ruth rückte nun endlich in einen regelrechten Unterricht bei Pastor Roth ein.

„Es muß ja doch wohl sein," sagte der Papa ganz niedergeschlagen, als er mit Roth darüber konferierte. „Aber stopfen Sie ihr nicht so viel unnützen Kram in den kleinen Kopf. Sie soll mir nicht blaß und maulschen werden, wie andere Mädchen."

Pastor Roth schüttelte den Kopf. Mit den „andern Mädchen" meinte er wohl seine älteste Tochter? Ach, Gott helfe diesem verkehrten Menschen! Aber er hütete seine Zunge dem Patronatsherrn gegenüber.

Vor dem Unterricht mit dem grundverzogenen Wildfang hatte er aber allen Respekt.

Er hatte schon seine ehrliche Not mit Jürgen gehabt, aber dies war doch noch ein anderes Stück.

Das ungleichmäßige, lückenhafte Wissen beunruhigte ihn weniger, er kannte ja ihre sprunghafte Vorbereitung und war darauf gefaßt. Das hätte sich ausgleichen lassen. Aber ihr fehlte völlig jenes Moment im Kindesleben, an dem der Erzieher die feste Handhabe findet: das Pflicht-, ja geradezu das Autoritätsgefühl.

Sie wußte kaum, was das war. Vor dem Vater empfand sie Respekt, aber der Respekt hatte keine weiten Grenzen. Und die Pflicht? Warum? Es ging ja auch so, war immer so gegangen. Mit Betteln und Trotzen — so hatte bisher die Erfahrung sie belehrt — war alles auf der Welt zu erreichen. Zufall, Laune, Augenblicksempfinden waren die Wegweiser dieser jungen Seele.

Ernste, strenge Mienen machten ihr gar keinen Eindruck. Sie glaubte nicht daran. In dem Katechismus ihrer Lebenserfahrung stand: „Strenge, was ist das? Antwort: Strenge ist ‚Bösethun‘, sieht sehr schrecklich aus, aber ist durch Bitten und Schmollen, im schlimmsten Fall durch Thränen zu überwinden.“

Wie eine kulturfremde junge Wilde kam sie dem Pastor manchmal vor.

Er baute sich ein wunderschönes Programm: Vorsicht in der Erziehung dieses verschobenen Charakters. Kein harter Eingriff in ihr Gemütsleben! Keine allzu fest gezogenen Zügel, die durch den steten Rückhalt am Vater gar nicht einmal anwendbar waren. Ein allmähliches Hinüberleiten in gesittete Bahnen!

Pastor Roth fing wieder von vorne an — derselbe Erfolg. Und wieder von vorne — derselbe Erfolg. „Ich passe nicht zu dem Amt,“ klagte er verzweifelt seiner Frau. Die riet ihm, es aufzugeben. Nein, nein! Da wehrte er sich. Einmal wollte er seinen Patron nicht unnötig erzürnen, und dann sagte er sich, daß er Ruth dadurch einen sehr schlechten Dienst leisten würde. Dann ließe der Vater sie ganz verwildern, während er, der Pastor, jetzt auf dem schmalen Streifchen, das ihm zur Bebauung überlassen war, doch immer noch edlen Samen ziehen könne.

* * *

Als die Jahre ins Land gingen, wurde Herr von Pontow eines Abends durch seine Bekannten im Rambiner Jagdklub darauf aufmerksam gemacht: eigentlich habe er jetzt erwachsene Töchter im Haus, nun könne bei ihm das Leben wieder ein bißchen menschlicher werden. Bisher war es doch weder Fisch noch Vogel gewesen, weder Junggesellentum noch eine richtige Häuslichkeit. Herr von Pontow wurde nachdenklich. So ganz angenehm war ihm die Sache nicht. Andern Morgens sah er sich seine Töchter an.

Anna-Beate war jetzt beinah achtzehn Jahre. Blaß, braunhaarig, schlicht gekleidet, schlicht gescheitelt, sanften Blicks, dienstbereit, beinah unpersönlich in ihrer ausgeprägten Selbstlosigkeit. Im übrigen: etwas langes, hageres Gesicht, hohe Stirn, lange Nase, langes Kinn.

Ihretwegen trafen etwa alle halbe Jahr oder öfter entrüstete Briefe von Frau Regierungsrat Chlodwig, geborene von Pontow, ein. Die Tante erregte sich jedes Jahr mehreremal, daß ihre älteste Nichte ohne standesgemäße Ausbildung heranwachse. Götz von Pontow blieb seinem Grundsatz getreu, diese schwesterlichen Briefe kaltblütig in den Papierkorb zu werfen und nur mit guten Neujahrs- und Geburtstagswünschen seine brüderliche Existenz zu bekräftigen.

Es war ihm alles „dreidoppelter Unsinn“, was Schwester Wanda schrieb. Was Anna-Beate auch an Fremdsprachen, Kunstgeschichte, Litteratur wissen mußte, hatte alles Pastor Roth sie gelehrt. Musikstunden hatte sie dann schließlich auch noch bei Frau Pastor nehmen dürfen. Was wollte man eigentlich noch?

Heute ward er doch zum erstenmal schwankend. Wandas verachtete Briefklagen tönten ihm plötzlich im Ohr. „Anna-Beate, kannst du tanzen?“ fuhr er sie plötzlich an.

Sie erschrak vor seiner heftigen Frage. „Nein, Papa.“

„Kannst du singen oder malen?“

Sie wurde immer verwirrter: „Nein, Papa.“

„Zum Donnerwetter noch einmal! Was kannst du denn? Bohnensuppe kochen, Gedichte deklamieren, das große Einmaleins rechnen, was?“

Ruth sah spitzbübisch dazwischen. „Was soll sie denn können, Papa? Das hast du doch selbst eingerichtet!“ half sie der geängstigten Schwester.

„Das nimmt jetzt ein Ende, dies Herumtappen an allem!“ polterte Herr von Pontow weiter, als habe Anna-Beate sich unverzeihlicher Versäumnisse schuldig gemacht. „In vierzehn Tagen kommst du zu Tante Wanda und bleibst den Winter über da. Und dann bitte ich mir aus, daß du alle die Dinge nachholst, die du noch nicht kannst!“

„Ja, Papa,“ stotterte Anna-Beate nur. Sie wurde rot und blaß, Schreck und Freude rissen an ihr.

Ruth hing sich an des Vaters Arm, als er in die frische Septembermorgenluft hinausschritt. Sie war jetzt in den unvorteilhaften Backfischjahren. Die runde Kinderschönheit war gewichen, der Jungfrauenzauber noch nicht erblüht. Ihre Bewegungen wie ihre Formen hatten etwas Eckiges. Nur die strahlenden grauen Augen, der kecke, lebensfrische Mund und das rötlich schimmernde Haar war von den Schäden des Uebergangs nicht erreicht worden.

„Papa, und was wird dann aus mir? Komme ich auch zu Tante Wanda?“

Er blieb plötzlich wie gebannt stehn. „Du?!“ Der Gedanke schien wie ein Blitz vor ihm niederzufahren.

„Du mir davonlaufen, dumme Jöre! Und was wird aus mir? Ich kucke in den Mond, was? Nee, mien Döchting, du bliewst bi mi. Und wenn's uns mal langweilig wird, was, Uschi, dann schließen wir hier unsern Kram auf ein paar Wochen ab und reisen nach Berlin. Da wirst du dein kleines Maul aufreißen, mein Junge, da ist's besser als bei Tante Wanda. Und wir lachen die in der Residenz aus. Oder wir kutschieren auch mal in die Berge. Warum denn nicht? Du wirst ja jetzt schon meine erwachsene Tochter.“

Fortsetzung folgt.

Düsseldorf einst und jetzt.

Von **Klara Viebig.**

Hierzu 4 photographische Aufnahmen und eine Karte.

Nie ist der Rhein schöner, als wenn nach dem Winterschlaf der Frühling von den Bergen steigt und sein Gewand voll Blüten übers Uferland ausschüttet. Nirgend kommt der Lenz gabenfreudiger, spendet nirgend mit reicherer, lebensfroherer Hand; alle Obstbäume im Gau stehen in duftigen Schleiern, während an Spree und Havel, an Weichsel und Elbe noch nackte Aeste in Aprilschauern zittern.

Wie grün ist der Fluß, hellflaschengrün seine Wellen, dunkelsmaragdgrün seine Ufer! Die Germania auf dem Niederwald steht in strahlender Aureole, sie schaut rheinauf, rheinab — und winkt: „Ich grüße dich, mein Trauter, du schönster unter den Strömen Deutschlands!"

Da heben die Glocken all der Dome an zu läuten; trotz allen feierlich-dumpfen Getöns schwingt etwas mit und klingt hell hindurch: die Lebenslust. Warum sollen denn auch die Glocken nicht freudig klingen? Läuten sie doch einem Volk, das jung bleibt auch mit grauem Haar, das da schafft und arbeitet nicht in stumpfem, resigniertem Pflichtgefühl, nein, das auch lacht mit rußigem Gesicht.

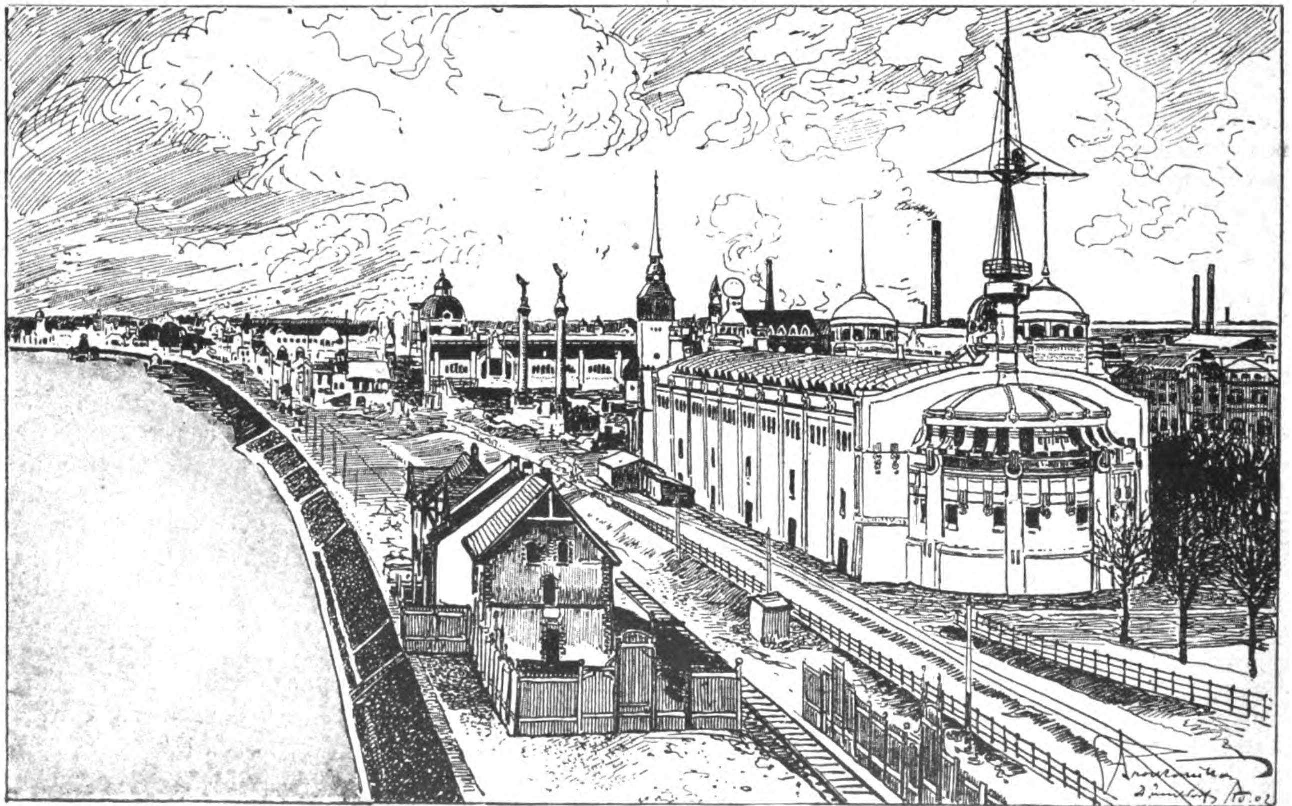
Dampfkessel stöhnen, Maschinen rattern, Räder treiben, Lokomotiven fauchen, Riesenschlote schwärzen den Himmel an, ungezählte Hochöfen spucken Feuer — wie einst der Drache im Drachenloch der „Sieben Berge" — sehnige Männer mit haariger Brust und eisernen Armen stehen daran und schüren die Glut. Rollt im Abenddunkel die Eisenbahn schnell vorbei an diesen Stätten rühriger Industrie, so sieht man sie auftauchen im glühenden Zauberschein, diese Arbeitergestalten, nackt bis zum Gürtel, riesengroß — moderne Cyklopen. Und mitten in den nüchternen Alltag, in das moderne Erwerbsleben fällt ein Strahl Poesie, ein Schimmer jener Romantik, die den Rhein umwebt, wie verklärender Mondschein; die ihm, eben nur ihm allein, eigen, die schon ein Lächeln auf unsere Lippen ruft, hören wir nur seinen Namen nennen.

Eine Stadt am Rhein —! Selbst dem alltäglichsten Sinn drängt sich da die Fülle der Gesichte.

Und Düsseldorf, Düsseldorf vor allen, wer kennt es nicht, als die Geburtsstätte deutscher Kunst, als die Krippe, über der einst der Stern „Peter Cornelius" aufging und leuchtete?!

Nun hat sich die kleine Malerstadt mit den gemütlichen Gassen und den freundlichen Häuschen zu einer großen Industriestadt mit breiten Straßen und eleganten Palästen gewandelt — nein, doch nicht gewandelt, Düsseldorf hat sich seine alteingesessene Malerzunft zu erhalten gewußt. Es bietet uns jetzt Kunst und Industrie, harmonisch geeint, Schönheit und Arbeit in einer selten glücklichen Mischung.

Ueber der Stadt, in der Heinrich Heine geboren, in der er als blasses „Jüngesken" zur Franziskanerklosterschule wanderte und seine junge Seele, noch kindesrein, jenen Hauch unsterblicher Poesie einsog, der mit dem



Blick auf die Düsseldorfer Ausstellung.
Für die „Woche" gezeichnet von Paul Brockmüller.



Der Marktplatz von Düsseldorf mit dem Reiterstandbild des Kurfürsten Johann Wilhelm.
Photographische Aufnahme.

Rheinwind über die roten Dächer der alten Straßen zieht — heute noch wie damals — liegt ein Zauber.

Hier, wie wohl kaum so anschaulich in irgendeiner andern Stadt, findet sich jener schöne rheinische Einklang von rastlosem Erwerbstrieb und behaglichem Lebensgenuß, von künstlerischem Ringen und naiver Fröhlichkeit; darum ist auch kein anderer Ort des Rheinlandes für die kommende große Kunst- und Industrieausstellung so berufen, wie das „Dorf an der Düssel".

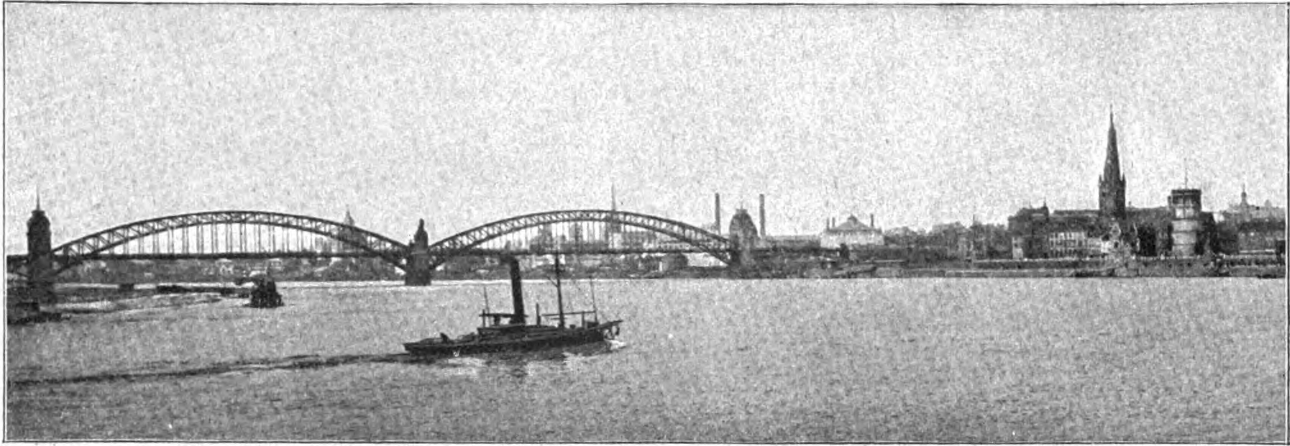
Ja, das hätte sich der fränkische Edelmann, der alte Arnold von Teveren, auch nicht träumen lassen, als er sein klein winziges Dörfchen um ein Biergeld an einen Waffenbruder, den Grafen Engelbert, verschacherte, daß aus den paar Hütten auf Weideland am Bach so etwas werden würde! Hätte er's gewußt, hätte er jedenfalls mehr verlangt, aber ums Jahr 1189 schrieben die Herren Agrarier „verdienen" noch nicht mit 'nem großen V.

Düsseldorf ist durch viele Hände geglitten; es muß doch wohl immer ein Kleinod gewesen sein — die Düsselperle — um das sich's gelohnt hat, zu zanken. Manch Regiment ist über die Stadt hingegangen, im guten wie im schlimmen, und ihr Wappen hat manche Verwandlung durchgemacht. Erst unter erzbischöflicher Gewalt, dann unter Limburgs rotem Löwen im silbernen Feld, hierauf der Grafschaft Berg geeint, deren Herr, ein junger Graf Wilhelm, Herzog wurde und sich das Schloß zu Düsseldorf ums Jahr dreizehnhundert und so und so viel erbaut haben soll.

Schön war's nicht, das alte Schloß, eigentlich ein höchst nüchterner Bau mit geradgestreckter Fassade und langweiligen Fensterreihen; aber eben diese Fenster schauten hinaus auf den breiten, breiten Strom, der noch breiter erscheint durch die grüne Niederung des jenseitigen Ufers, durch den nebelnden Duft, der seinen Lauf überhaucht bis hin zum fernen Horizont, wo Wellen und Wolken sich küssen. Und unter der alten Schloßmauer her kam die kleine Düssel dem Rhein in die Arme gesprungen, und oben hinter den langen Fensterreihen ging die schöne Jacobe von Baden um, die ermordete Gattin des schwachsinnigen Herzogs Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg.

Das waren böse Zeiten dazumal auf dem alten Düsseldorfer Schloß! Luthers Lehren und strenges Papsttum, die Lebenslust einer schönen Frau und die Wahnvorstellungen eines kranken Herrschers rangen miteinander. Wer kann's der Frau Herzogin verargen, daß dero hochseliger Geist, im schleppenden, weißen Gewand, noch nach Jahrhunderten nächtens von Zinne zu Zinne spuken ging und nach dem Buhlen, dem jungen Ritter Diedrich von Hall, jammernd die Hände ausstreckte?!

Schade, heute kann die schöne Jacobe nicht mehr spuken gehn, das alte Schloß ist vom Erdboden verschwunden, ein Brand hat es eingeäschert vor ungefähr dreißig Jahren, und man hat die Ruinen weggeräumt. Die Erinnerung aber ist geblieben, ein angenehmes Gruseln im Gedenken an Schuld und Blut.



Panorama von Düsseldorf
Photographische Aufnahme

Aber auch ein Bürgerstolz auf Glanz und Pracht. Denn das waren andere Zeiten für Düsseldorf, als jener andere Johann Wilhelm gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts im Schloß residierte! Der brachte neues Leben in das von den Franzosen gebrandschatzte Land, der setzte sich die Kurfürstenkrone aufs lockenumwallte Haupt. Er einte die Kurpfalz mit Jülich und Berg. Ein Hofhalten im alten Düsseldorfer Schloß begann in eitel Herrlichkeit; die Sonne kurfürstlicher Huld beglänzte die Residenzstadt, ihre sie eng einschließenden Festungsmauern wurden herausgerückt, Straßen angelegt, ein ganz neuer Stadtteil gebaut, Kunst und Gewerbe zu einer bis dahin noch nicht geahnten Blüte gebracht. An einer italienischen Oper ergötzte sich der Fürst und begründete die weltberühmte Gemäldegalerie; die saft- und kraftstrotzenden Niederländer waren recht Leute nach seinem Herzen, und noch legt die „Himmelfahrt Mariä" des Peter Paul Rubens beredtes Zeugnis ab für den kurfürstlichen Kunstgeschmack.

Ein echt Düsseldorfer Kind, ein froher rheinischer Jung, besuchte der Herrscher auch gern das Schützenfest; verstand einen Spaß, trieb selbst oft einen, wenn auch seine Frau, die Maria Loisia aus dem fremden Land Italia, die den Spaß nicht verstand, gar manchmal, ein weiblicher Harun-al-Raschid, die Straßen verkleidet durchschlich, ihrem Guglielmo nachzuspüren.

Ja, seinen „Jan Willem", den liebte das Volk, den liebt es noch heut! Darum ist auch sein Standbild auf dem Marktplatz geblieben, trotz des Wandels der Zeiten, recht im Herzen der Stadt. Da sitzt er auf dem mächtigen Gaul — der mächtige Mann mit dem markigen Antlitz, seine Rechte hält das Zepter, frei schaut er unter der Kurfürstenkrone: „Was kostet die Welt?!"

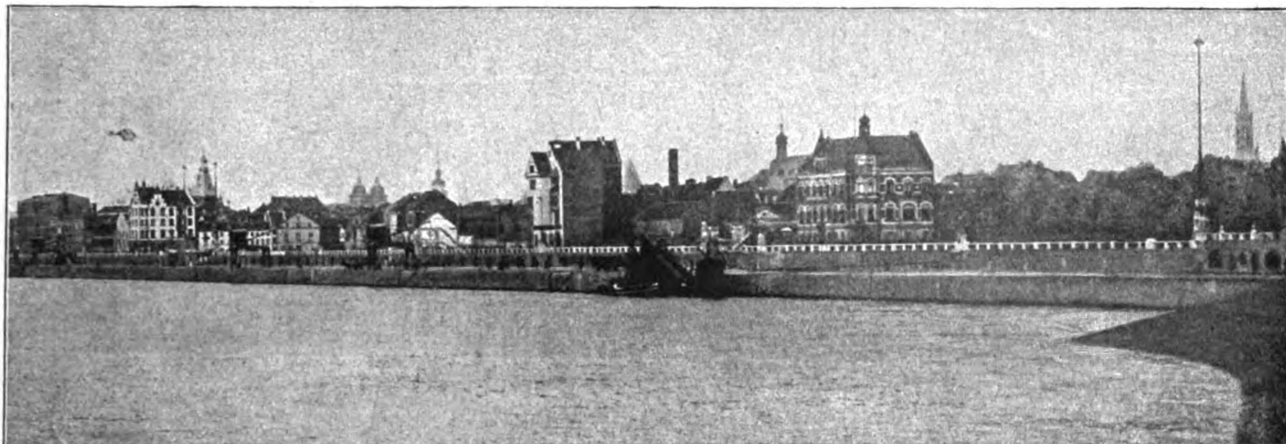
Der alte Jan Willem — vom Rhein umfächeln frische Lüftchen die erzene Herrscherstirn, Spatzen sitzen dreist auf den kurfürstlichen Locken, Marktgetriebe macht sich zu Füßen breit, und am Martinsabend wimmeln Tausende von glückseligen Kindern um ihn herum, schwenken, ihn grüßend, ihre bunten Laternchen und jauchzen hell: „Lustig, lustig, trallala!"

Vom Marktplatz und dem alten Jan Willem ist's nicht allzuweit zum Ratinger Thor und zum Kaiser Napoleon. Rasch die Bolkerstraße hinunter — die uralte Bolchgergasz — an den Häusern „St. Peter", „Morgenstern", „Goldener Engel", „Schwarzes Hündchen", „Anker", „In der Lampet", „Drei Könige", „Rotes Kreuz", und wie sie alle hießen, vorbei. Vorbei an Nummer 53, wo jetzt eine Tafel zeigt, daß hier Heinrich Heine geboren ist — noch steht der Akazienbaum im Gärtchen, und nicht bloß rheinpilgernde Engländer betrachten das Hühnerställchen an der gekalkten Wand des Hinterhauses, in dem einst der Dichter Verstecken im Stroh gespielt — rasch hier vorbei und hin zur Alleestraße, dem einstigen Boulevard Napoleon, bis zum Ratingerthor, durch das der französische Kaiser einzog, noch nicht hundert Jahre nach Jan Willems Tod, in die ihm unterthane rheinische Stadt.



Der neue Brunnen an der Bazarstrasse.
Photographische Aufnahme.

Düsseldorf war französisch gemacht worden. Da böllerten die Böller, da trommelten die Trommeln, da brausten die Rufe „Vive l'Empereur!" über die Rue de l'empereur — die jetzige Kaiserstraße — bis hin zum Hafen.



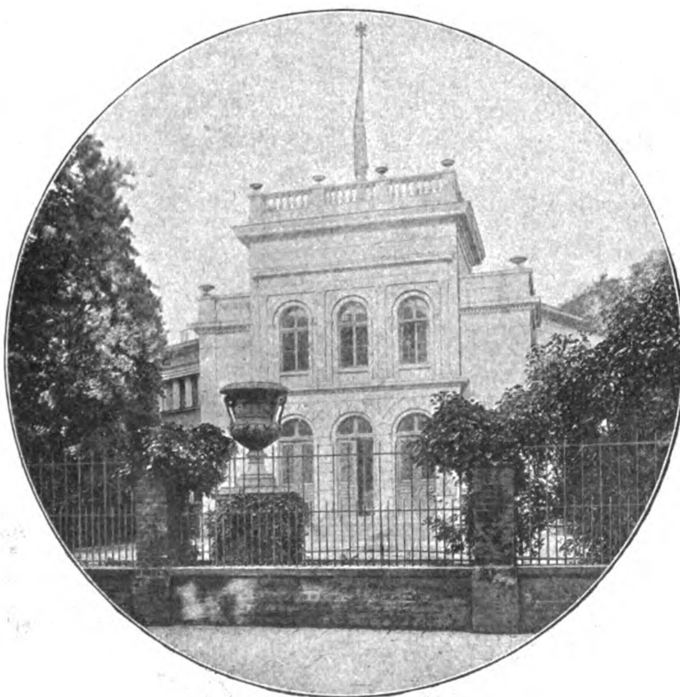
vom Rhein aus gesehen.
von Johannes Lüpke. Berlin.

Die alten Stämme des Hofgartens haben es gehört. Und sie sahen die einmarschierenden Garden, die Grenadiergesichter unter den Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die französischen Adler unter deutschen Bäumen; und sie schauten den Kaiser, den Kaiser. Auf dem Hügel am Rhein, bis heute Napoleonsberg genannt, stand der Eroberer, die Arme verschränkt, und blickte mit seinem marmornen Imperatorgesicht hin über den Hafen zum alten Schloß.

Das alte Schloß ist nicht mehr, und der große Kaiser ist nicht mehr. Aber der Rhein rauscht noch heut wie ehemals, und die Waldriesen des Hofgartens sehen heut noch wie damals am Morgen spielende Kinder, am Abend flüsternde Liebespaare in ihren Schatten.

Drüben über dem Hafen aber, wo der schicksalsschwangere Blick des Korsen geruht, erhebt sich jetzt frei der stolze Bau der Akademie. Künstlerträume und Hoffnungen beleben ihn, und Namen, die keine Zeit aus der Geschichte der Malerei löschen wird, sind darin aufgeschrieben.

Noch gehn die beiden alten Brüder, Andreas und Oswald Achenbach, durch die Straßen der Stadt. Sie haben viele überdauert, diese Veteranen Alt-Düsseldorfer Kunst, fast alle, die ungefähr gleichzeitig mit ihnen begonnen haben: Karl Hübner, den ersten Schilderer der Webernot, Bendemann, den Jeremiasmaler, den genialen Totentanz-Rethel, den Romantiker K. F. Lessing, den Schlachtenschöpfer Camphausen, die Humoristen Schrödter und Hasenklever, den Helgolandschwärmer Jordan und den sonnigen Vautier. Die ruhen nun aus von ihrer Arbeit, aber ihre Werke folgen ihnen nach. Die Düsseldorfer Kunst ist nicht tot. Daß aus dem also befruchteten Malkasten im alten Jakobischen Garten immer wieder junge Blumen hervorblühn, daß auf den flutenden Wellen rheinischen Lebens sich immer wieder neugeborene Kunst sonnenbeglänzt wiegt, das soll, das wird die Ausstellung zeigen, deren Riesenanlagen sich längs des Rheins erstrecken.



Der Düsseldorfer Malkasten.
Phot. Stengel & Markert, Dresden.

Unzählige Fremde werden diese Ausstellung besuchen; die Düsselstadt, die sich besonders reizvoll im Maimonat, in bräutlicher Schöne, im jugendlichen Kranz blühender Gärten offenbart, wird manch bewunderten Blick abbekommen. Ich aber möchte um einen Blick bitten auch für das alte Düsseldorf. Leider ist nicht allzuviel mehr von ihm übriggeblieben, aber jeder Eingeborene wird dem Fremden gern die Wege weisen zum alten Jan Willem, zu den alten Straßen, in denen Erinnerungen wohnen an ewigjunge Geister: an Kornelius, Heine, Immermann, an Robert Reinick, Freiligrath und viele mehr, auch an den jungen Musikdirektor Felix Mendelssohn und an den Meistersänger Heinescher Lieder, an Robert Schumann mit seiner Frau Klara.

Geht zum alten Kalvarienberg an der alten Lambertuskirche, um den die Prozessionen wallen, und vor allem, tretet hinaus zum alten Zollthor und schaut den alten Vater Rhein! Horcht, was der rauscht! Er spricht von Geschlechtern, die jetzt im Grab liegen; aber es waren lebenstüchtige, lebensfreudige Geschlechter. Ohne sie, wo wäre da die prangende Stadt, wo der Glanz ihrer Jetztzeit?! In den dunklen Bürgerhäusern der alten Gassen haben sie gearbeitet, gespart und gehofft.

Am Glücksrad.

Von A. Oskar Klaußmann.

Hierzu 5 photographische Momentaufnahmen.

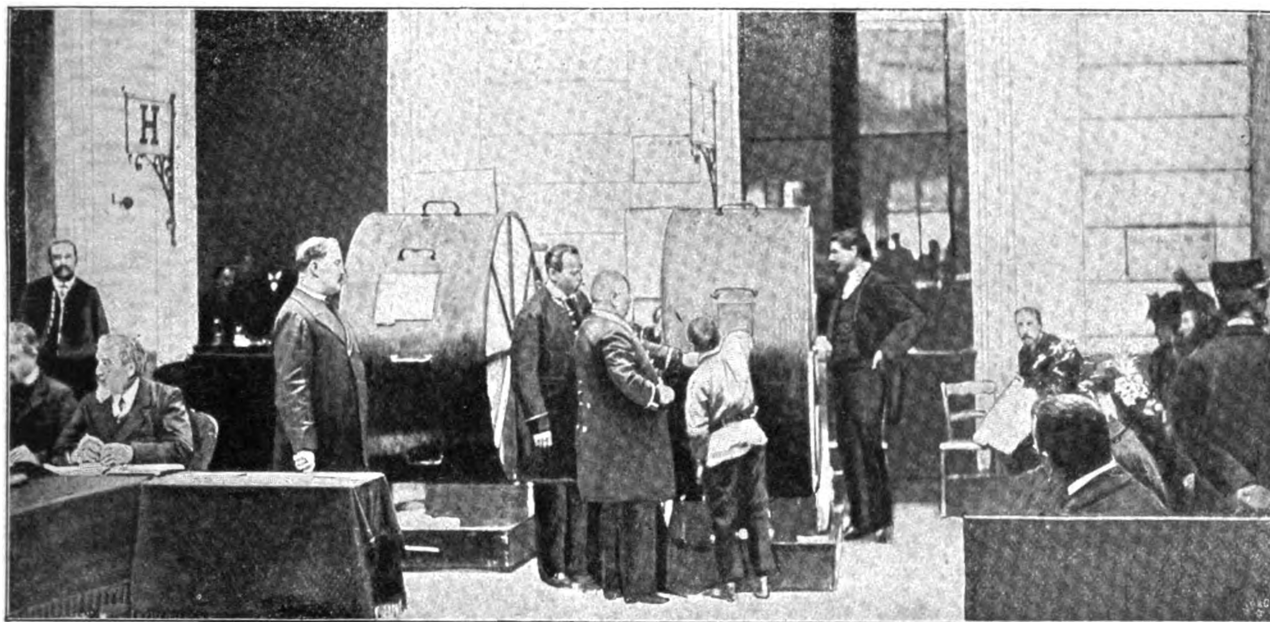


Die Zeit, wo es zum guten Ton gehörte, auf all und jede Lotterie zu schimpfen, wo es für unmoralisch galt, Lotterien einzurichten und in Lotterien zu spielen, ist längst vorüber. Der große italienische Staatsmann Cavour nannte die Lotterie eine Blödsinnssteuer, der Engländer Canning eine Bettlersteuer, und selbst die Kaiserin Katharina von Rußland wurde von den Gegnern der Lotterie als Autorität angeführt, weil sie behauptet hatte, die Lotterie sei eine Spitzbüberei. Trotz dieser allgemeinen Gegnerschaft gegen die Lotterie, die noch vor zwanzig Jahren bestand, hatte eine ganze Anzahl von Staaten Lotterien eingerichtet gehabt, die heute noch in Preußen, Sachsen, Braunschweig, Hamburg und Mecklenburg-Schwerin bestehen. In Bayern hat man die Lotterie, dem Ansturm der öffentlichen Meinung folgend, seiner Zeit abgeschafft. Dafür ist aber in neuerer Zeit die anhaltische Lotterie entstanden, die in den letzten Tagen mit der hessischen Staatslotterie vereinigt worden ist. Heute denkt man, besonders in den Parlamenten, anders über die Lotterie. Man findet sie nicht mehr so sehr unmoralisch, als vielmehr dazu geeignet, auch dem kleinen Mann, auch dem Aermsten das Leben dadurch zu verschönen, daß ihm eine gewisse Hoffnung auf einen Gewinn für billiges Geld vergönnt wird. So hat man unter Miquel die preußische Lotterie dahin reformiert, daß kleinere Anteile wie bisher, nämlich Zehntellose, zur Ausgabe gelangen. Wo Lotterien verboten sind, wie z. B. in ganz Preußen die sächsische, geschieht dies lediglich aus Konkurrenzgründen. In außerdeutschen Staaten giebt es noch Lotterien in Holland, in Dänemark, in Portugal und in Spanien. Auch in Frankreich herrscht ein großes Interesse für Lotteriezichungen. Es giebt aber dort nicht Lotterien in unserm Sinn, sondern der Crédit foncier giebt Bons aus, Anteile an sogenannten Losanleihen, und alljährlich wird ein Teil dieser sogenannten Bons verlost, und während zwölftausend Stück dieser gezogenen Lose al pari zurückgezahlt werden, fallen auf die andern Nummern, die aus dem Rad kommen, Gewinne bis zur Höhe von einer halben Million Frank. Auch Italien hat eine Lotterie, die sehr viel vom Publikum benutzt wird. In den romanischen Ländern sind Lotteriespiel und Aberglauben, wie wir sehen werden, außerordentlich innig verbunden. Italien und Oesterreich haben das Zahlenlotto; Belgien zieht auch Serienlose, ebenso wie Frankreich, Dänemark und Rußland. Die Staaten haben aus den Lotterien Einkünfte, die in die Millionen gehen. Den größten Erfolg hat aber für den Staatssäckel wohl das Lotto, zumal dieses außerordentlich geringe Einsätze gestattet. Man kann in Italien z. B. schon mit zwölf Centesimi eine Zahl im Staatslotto besetzen. Die Summen, die man im Lotto gewinnen kann, sind nicht groß. Trotzdem verdienen die Staaten mit dem Lotto sehr viel Geld. Als z. B. in Bayern das Lotto noch bestand, hatte die Staatskasse nur ein einziges Mal, im Jahr 1853, einen Verlust von siebzigtausend Gulden. Sonst hatte die Staatskasse einen Reingewinn von mehr als einer Million Gulden, 1859 sogar von dreieinhalb Millionen bayrischer Gulden.

Das Lotto ist älter als die Klassenlotterie. Es entstand zuerst in Genua und ist merkwürdigerweise politischen Ursprungs. Bei der Ergänzung des großen Rats



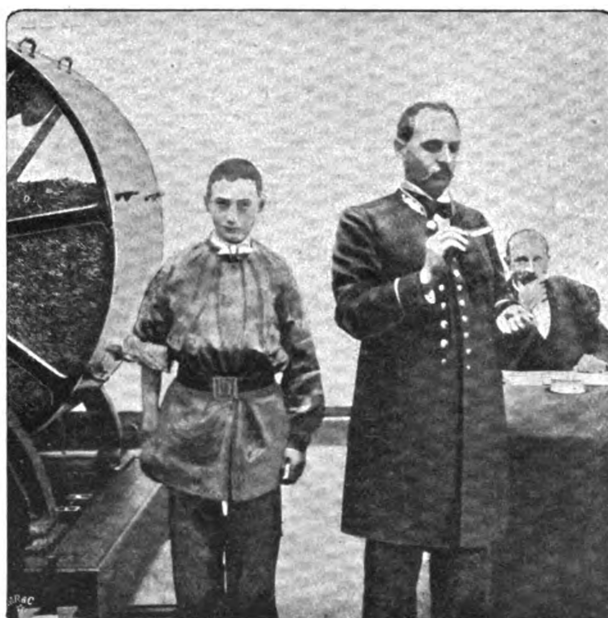
Der letzte Augenblick vor einer Ziehung in Frankreich: Der Junge zeigt, dass seine Hand leer ist.



Von der französischen Lotterie: Wie die Nummern gezogen werden.

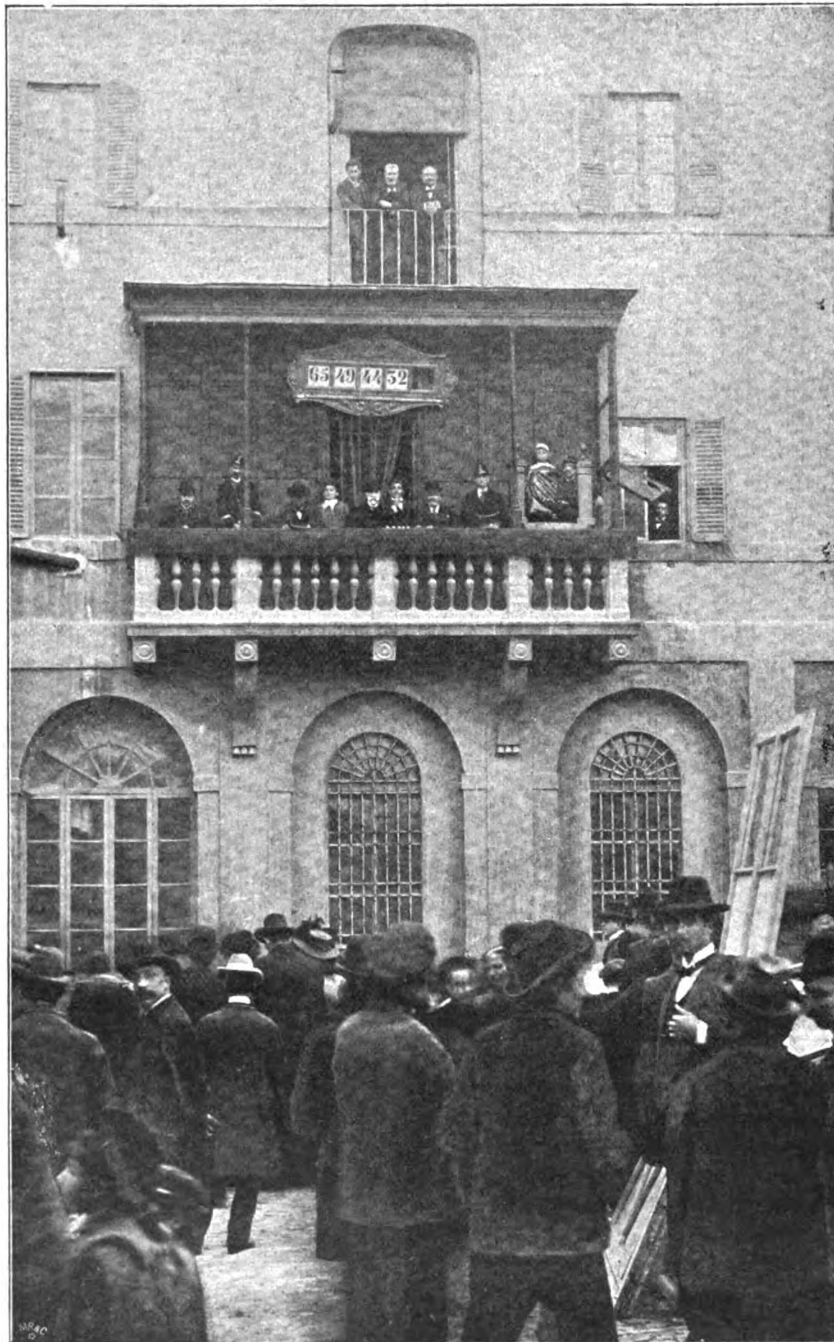
in Genua wurden im sechzehnten Jahrhundert jährlich aus neunzig Namen fünf ausgelost. Man wettete auf die Namen, die aus der Urne kommen würden, und schließlich setzte man anstelle der Namen einfach Zahlen. Das Zahlenlotto hat heut noch neunzig Nummern, und man kann ein bis fünf Zahlen von den neunzig besetzen. Erst im achtzehnten Jahrhundert verbreitete sich das Lottospiel von Genua aus in die andern Staaten Europas, wurde hier zur Klassenlotterie umgewandelt, neben der ja, wie bekannt, heut noch eine große Menge von Lotterien zu Wohlthätigkeits-, Kirchenbau- und Landschaftskorrekturzwecken bestehen.

Ob es sich um die Ziehung von sogenannten Serienlosen oder Staatseffekten handelt, ob eine Ziehung von staatlicher Klassenlotterie oder von behördlich genehmigten Privatlotterien oder Zahlenlottos stattfindet: die Technik der Ziehung ist überall in der Welt die gleiche. In einen größeren, trommelartigen Zylinder von vier bis sieben Fuß Durchmesser und von zwei bis vier Fuß Höhe, genannt das Glücksrad, werden die sämtlichen Nummern, die in einer Lotterie mitspielen, geschüttet. Das Glücksrad ist mit seinen Achsen derartig aufgehängt, daß es durch Kurbeln zu sehr raschen Kreisen gebracht werden kann. Der Mantel des Zylinders besteht aus Messing, der obere und untere Deckel aus starkem Glas. Das Rad ist so aufgehängt, daß den Zuschauern bei der Ziehung die eine Glasplatte zugewendet ist, damit man deutlich sehen kann, was im Innern des Rades geschieht. Im Innern des Rades sind an dem Messingmantel fächerartig Platten aus Messingblech angelötet, die in der verschiedensten Weise ausgeschnitten und durchbrochen sind. Diese Platten verhindern, daß die Lose sich in einem einzigen Haufen ansammeln und sich schwer durcheinander mischen; sie veranlassen die Lose vielmehr, in einem wilden Tanz durcheinander zu wirbeln, wenn die Trommel gedreht wird, und sich sehr rasch vollkommen umzulagern. In einem zweiten, kleineren Rad befinden sich die Gewinnnummern. Um Betrügereien zu vermeiden, werden die Vorarbeiten für die Ziehung jeder Lotterie mit außerordentlicher Sorgfalt betrieben. Gewöhnlich sind die Gewinnlose in rotem, die Losnummern in schwarzem Druck hergestellt. Bei der preußischen Klassenlotterie rollt man die länglichen, schmalen Streifen, die den schwarzen oder roten Aufdruck enthalten, zu einem Röllchen zusammen, auf das man einen kleinen, aus Papier gefertigten Ring aufschiebt, so daß ein solches Los ungefähr im kleinen einer Serviette ähnelt, die man zusammengerollt und durch einen Serviettenring geschoben hat. In andern Staaten, z. B. beim Lotto in Ungarn und in Oesterreich, bei den Serienlosziehungen in Paris, werden die einzelnen Nummern in kupferne Büchsen gesteckt, die aus zwei genau aufeinander passenden Teilen bestehen und im kleinen einer sogenannten Federbüchse, einem Pennal, ähnlich sehen, wie es die Schulkinder benutzen. Eine staatliche Kommission bei der Klassenlotterie und bei dem Staatslotto, sonst das unternehmende Komitee unter der Aufsicht von Notaren und Staatsbeamten überwacht die



Die Gewinnnummern werden laut verlesen.

sogenannte Einschüttung der Nummern in die beiden Räder. Bei der preußischen Lotterie verwendet man, um eine rasche Uebersicht über alle zur Einschüttung gelangenden Lose zu erhalten, Zählbretter rechteckiger Form. Diese Bretter enthalten in zwanzig Reihen übereinander je fünfzig gleichmäßige Vertiefungen, in die je ein Losröllchen hineinpaßt. Das Fehlen eines einzigen Röllchens sieht man mit einem Blick, wenn man ein solches Zählbrett betrachtet. Es ist also sehr leicht festzustellen, ob die vierhunderttausend Lose, die z. B. bei der preußischen Lotterie auf einmal in das große Rad geschüttet werden, auch wirklich vorhanden sind. Durch Stichproben überzeugt sich die Kommission, ob auf jedem Zählbrett an der bestimmten Stelle auch die dort hingehörende Nummer lagert, indem das Röllchen aufgehoben, der Papierring aufgezogen und der Aufdruck des Papierstreifens geprüft wird. Ist die Einschüttung in das Glücksrad vollzogen, sind in das kleine Rad die rotgedruckten Gewinnlose, die die Höhe des Gewinns angeben, geschüttet worden, so werden die Räder versiegelt (vgl. Vignette S. 754.) In Frankreich werden sogar die Klappen, durch die man in die Räder hineinfassen kann, um die einzelnen Röllchen herauszuholen, mit drei verschiedenen Schlüsseln, von denen jeder in Verwahrung eines andern Komiteemitgliedes sich befindet, verschlossen. Am Ziehungstag werden die Glücksräder bei den meisten deutschen Lotterien auf den gewaltigen Eichentisch gestellt, an dem die Ziehungskommission sitzt. Neben den Rädern stellen sich auf dem Tisch die Waisenknaben auf, die die einzelnen Röllchen aus dem Rad herausziehen. Beim Crédit foncier in Paris zum Beispiel stehen die Räder, wie unsere Bilder zeigen, auf der Erde. Auch beim Crédit foncier fungieren Waisenknaben als Loszieher, und unser Bild S. 754 zeigt den Waisenknaben in dem Augenblick, in dem er dem Publikum seinen bis zum Aermel entblößten Arm und die leere Innenseite seiner Hand zeigt, um eine Sicherheit dafür zu geben, daß er nicht etwa ein in der Hand verborgen gehaltenes Los in das Rad hineinschmuggelt oder als soeben ergriffen aus dem Rad herausholt. Beim italienischen Lotto verwendet man in manchen Städten Blinde, entweder Bettler oder Leute aus dem Armenhaus, um die Los- und Gewinnummern zu ziehen. Beamte lesen die Zahlen der Lose, die aus dem großen Rad gezogen sind, vor; ebenso rufen sie laut die Gewinnsumme aus, die auf die betreffende Zahl gefallen ist. Ueber die Ziehungen werden sorgfältige Protokolle aufgenommen.



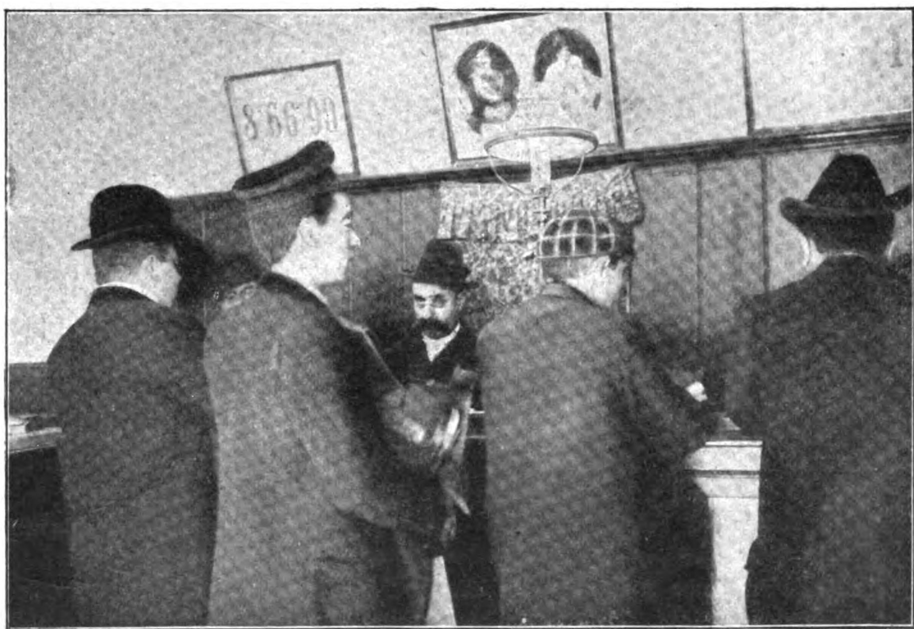
Von der Lotterieziehung in Rom: Die ersten vier Gewinnnummern.
Momentaufnahme von Abéniacar.

Trotzdem man mit aller Vorsicht und Genauigkeit bei den Lotterieziehungen zu Werke geht, sind Betrügereien doch nicht gänzlich ausgeschlossen. Die Leser erinnern sich gewiß noch des berühmten Farkasprozesses, der sich zu Temesvar in Ungarn im Jahr 1889 abspielte. Durch Bestechung einer ganzen Anzahl von Beamten, auch der Waisenknaben, die die Lose aus den Rädern herausholten, war es dem Betrüger Farkas gelungen, großartige Gewinne im Zahlenlotto zu erreichen. Man kann beim Zahlenlotto den Auszug besetzen, das heißt auf eine Nummer einen gewissen Betrag setzen, unter der Voraussetzung, daß, wenn die Nummer wirklich gezogen wird, dem Spieler der Einsatz vierzehnfach zurückgezahlt wird. Man kann aber auch auf den

Ruf setzen; man kann wetten, daß eine bestimmte Nummer, die man besetzt, als erste, zweite, dritte, vierte oder fünfte aus dem Rad kommt. Man kann ferner zwei Nummern besetzen, die sich unter den fünf gezogenen befinden. Man hat dann eine Ambe und bekommt im Gewinnfall das Zweihundertfünfzigfache des Einsatzes. Hat man drei Nummern von den fünf gezogenen erraten und besetzt gehabt, so bekommt man das Fünftausendfache, und hat man sogar vier Nummern, eine sogenannte Quaterne getroffen, so erhält man das Vierundsiechzigtausendfache. In Italien wird das Zahlenlotto jeden Sonnabend gezogen. Unser Bild S. 756 zeigt uns eine aufgeregte Volksmenge vor dem Haus der Lotteriedirektion, und vom Balkon des Hauses aus verkündet ein Beamter die Nummern, die gezogen wurden, während über seinem Kopf die Zahlen auf einem Tableau gleichzeitig erscheinen. Es existieren in Oesterreich und in Italien geheime Lottos, die von Privatleuten gehalten werden und die deshalb sehr viel Zulauf haben, weil diese heimlichen Lotteriearrangeure sich mit noch geringeren Einsätzen als der Staat begnügen. In Oesterreich wird dieses heimliche Lotto das „blaue Lotto“ genannt. In Italien heißt es Lotto clandestino, und natürlich verfolgt der Staat diese Privatkonkurrenz auf das schärfste. Die Unternehmer der heimlichen Lottos verdienen meist viel Geld; auch für ihr Lotto gelten die vom staatlichen Lotto gezogenen Zahlen. Haben sie einmal Pech und fallen größere Gewinne auf die Zahlen, die von Privatleuten bei ihnen besetzt sind, so flüchten gewöhnlich die Unternehmer des heimlichen Lottos, um sich ihren Verpflichtungen zu entziehen.

Es giebt in Italien Leute, die ein Geschäft daraus machen, Zahlen für das Lotto zu verraten, die nach ihrer Angabe unfehlbar gezogen werden müssen. Diese Leute haben nach dem krassen Aberglauben des Volkes übernatürliche Kräfte, und man bezahlt ihnen gern eine Kleinigkeit für das Verraten der Nummern. Es ist allerdings auch schon vorgekommen, daß unternehmende und rabiate Lotteriespieler einen solchen Wahrsager abfingen, irgendwo einsperrten und mit gräßlichen Martern zwangen, Glückszahlen anzugeben. Wurden dann diese Zahlen nicht gezogen, so ermordeten die Betrogenen in grausamer Weise den falschen Propheten. Ein solcher Wundermann hatte im Jahr 1889 z. B. in Neapel, wo die Lottoziehung jeden Sonnabend ungeheuerliche Aufregung verursacht, die Zahl 57 als die Zahl angegeben, die zuerst aus dem Rad kommen würde. Mehr als achthunderttausend Lire wurden in wenigen Tagen in den kleinen Beträgen von zwölf bis dreißig Centesimi auf die Zahl 57 gesetzt, und die Regierung sah sich schließlich veranlaßt, sich auf den Gesetzesparagraphen zu berufen, der ihr gestattet, bei außerordentlich hohen Sätzen auf eine Nummer die Annahme weiterer Einsätze zu verweigern. Natürlich wurde auch bei den heimlichen Lotterieveranstaltern die Zahl 57 über alle Maßen stark besetzt. Sie kam überhaupt nicht aus dem Rad heraus, und der Staat und die heimlichen Lotterieveranstalter verdienten schweres Geld. Als im Jahr 1890 die Deutsche Kaiserin Augusta starb, wurden in Temesvar das Geburtsjahr und das Lebensalter der Dahingeschiedenen, die Zahlen 18, 11 und 78, von vielen Hunderten von kleinen Leuten als Terne besetzt, und merkwürdigerweise wurden diese Nummern auch als Terne gezogen. Im Jahr 1899 gingen in Genua auf einer bergab führenden Straße die Pferde vor dem Wagen eines Bankiers durch, sprangen über eine Mauer, stürzten in einen siebzig Meter tiefer liegenden Garten und spießten sich auf den Orangenbäumen des Gartens zu Tode. In den Lottoländern giebt es Bücher, in denen jedes Ereignis durch eine Zahl dargestellt ist. In Genua wurden Tausende von Amben und Ternen infolge dieses Unglücks auf die Zahlen gesetzt, die für „Pferd“, „Tod“ und „Orangenbäume“ in den Lotteriewahrsagebüchern angesetzt sind. Der Zufall wollte es, daß diese Nummern wirklich herauskamen, und der Staat hatte zwei Millionen Lire an dem betreffenden Sonnabend allein in Genua zu bezahlen. Der höchste Gewinn war einhundertundfünfzigtausend Lire; die meisten Gewinne betrugen viertausenddreihundert Lire und waren mit wenigen Pfennigen Einsatz gewonnen worden.

Ein großartiger Lotterieschwindel ist vor kurzem in Berlin entdeckt worden. Hier befand sich eine Druckerei, die in aller Heimlichkeit Lose von Lotterien herstellte, die niemals in Wirklichkeit existiert haben. Die Komplizen des Druckers verkauften diese Lose in Rußland mit großem Erfolg. Sie gaben gefälschte Lotterielisten heraus und ließen einzelne ihrer Klienten auch kleine Gewinne machen, um das Vertrauen zur Lotterie zu fördern. Als man den Betrug entdeckte, hatten die Gauner ihn bereits seit Jahren betrieben, und sie müssen nach den Ausweisen, die man in ihren Geschäftspapieren fand, Millionen an diesen gar nicht existierenden Lotterien gewonnen haben.



Im Lotteriebureau zu Neapel am Sonnabendmorgen.

Photographische Aufnahme von Abéniacar.

Zwei Fischer.

Skizze von Gustav Renner.

Dierks und Anders waren Freunde, so lange man denken konnte. Wenn Dierks, der lang und hager, aber dabei breitschultrig und knochig war, mit den Händen in den weiten Hosen am Strand entlangschlenderte, so wußte man, daß Anders auch bald sichtbar werden würde.

Ja, sie waren Freunde, wenn sie auch nie davon sprachen und das Wort „Freund" überhaupt nicht in den Mund nahmen. Man wußte es aber, daß sie zusammenhielten, und richtete sich danach in dem kleinen Fischerdorf. Selbst im Wirtshaus hielt man immer etwas an sich, wenn die beiden eintraten.

Aber das ging nicht immer so leicht, denn Anders war hitzig, und wenn ein Streit entstand, so war er sicher der Anfänger. Kurz und untersetzt, mit breitem, rotem Gesicht, heftig und etwas rechthaberisch im sicheren Vertrauen auf Dierks Bundesgenossenschaft, war er nicht leicht zu behandeln.

Darin, wie auch in seiner äußeren Erscheinung, bildete er das gerade Gegenteil zu Dierks. Dieser saß gewöhnlich ganz steif und gerade auf seinem Stuhl, hatte die großen, braunen, schwieligen Hände gleichmäßig breit auf die beiden Knie gelegt und rauchte. Er sagte kein Wort und rauchte. Die kurze Pfeife, ohne die man ihn nie sah, hatte ihm den breiten Mund ganz schief gezogen, auch das linke Augenlid schien davon beeinflußt zu sein, denn es ließ das Auge nur durch einen ganz schmalen Spalt durchblicken.

So saß er ruhig und wartete, auch wenn Anders Händel anfing und ihm dabei mitunter einen Unterstützung suchenden Blick oder ein paar Worte zuwarf. Mit unfehlbarer Sicherheit aber erfaßte er den Höhepunkt der Schlägerei. War dieser gekommen, dann stand er langsam auf, legte die Pfeife weg, spuckte aus, rieb sich die Hände, reckte die langen Arme ein paarmal, daß es knackte, und faßte dann, ohne Rücksicht darauf, wer es war, die beiden Nächsten am Kragen, stieß sie mit den Köpfen zusammen und warf sie zur Thür hinaus. Im Handumdrehen war dann die Stube geleert.

Hatte er dies vollbracht, so setzte er sich, als ob nichts geschehen wäre, wieder auf seinen alten Platz und griff nach der Pfeife.

„No, do is se doch utgangen! — Jan, 'n Tündsticken und 'n Snaps!"

Anders aber stand vor ihm, krebsrot im Gesicht, und fuchtelte wild mit den Armen.

„So, de hewwen't man wedder for veer Weeken, jo. Jan, 'ne Buddel, ick betal't."

* * *

Sie besaßen beide zusammen ein Boot. Schon als Knaben hatten sie auf dieses Ziel hingearbeitet, denn bis ein jeder ein eigenes Fahrzeug erlangte, darüber hätte das halbe Leben hingehen können. Sie waren auf diese Weise doch ihre eigenen Herren. Es wurde Halbpart gemacht in allem, doch war dies eigentlich nur dem Namen nach, denn wenn der eine nichts hatte, zahlte der andere, und das ging so lange, daß niemand auf der Welt, am wenigsten sie selbst, hätte sagen können, wer hier Gläubiger oder Schuldner sei. Sie kümmerten sich auch nicht darum. Keiner dachte daran, daß es je anders sein oder werden könnte, als es war.

Aber es wurde doch anders.

Sie wohnten einander gegenüber. Wenn schlechtes Wetter war, so daß sie nicht auf die See konnten, wenn sie keine Lust oder kein Geld hatten, nach dem Wirtshaus zu gehen, oder wenn sie auch nur zu bequem waren, die Straße zu überschreiten, lehnten sie im Fenster und unterhielten sich von Haus zu Haus. Das Gespräch wurde allerdings fast allein von Anders geführt, denn Dierks beschränkte sich dabei nur auf einsilbige Zustimmung oder Ablehnung.

Jeden Morgen, wenn der Tag graute und das Meer da draußen im Dämmerlicht da lag, wie glattgespannte, hellgraue Seide, die allmählich einen gelblichen, dann einen rötlichen Schimmer annahm, oder wenn die See ihre dunklen Wogen, von denen im Zwielicht nur die weißen Kämme sichtbar waren, an den Strand schob, stand Anders an dem Fenster des jenseitigen Häuschens und klopfte an die Scheiben.

„Dierks, stah up!"

„Bün schon up!" klang es von drinnen her, und bald darauf öffnete sich die Thür, aus deren niederem Rahmen sich mit gebücktem Nacken Dierks' lange Gestalt schob. Dann ging es auf die See hinaus.

Eines Tags aber war Dierks nach der Stadt gegangen, aus irgendeinem Grund, den er niemand sagte. Er ging eben.

Anders hatte, wie fast täglich, seinen Streit mit der Wirtschafterin, die beiden das bißchen Hauswesen besorgte. Sie stand vor ihm, eine nicht ganz gerade gewachsene Person, von der Anders immer behauptete, sie schiele nicht nur mit beiden Augen, sondern auch mit den Nasenlöchern. Sie schielte aber nur mit einem Auge und stand nun vor ihm, den Mund halb offen, ohne etwas zu sagen, und trocknete sich fortwährend, wie in Verlegenheit, die Hände an der Schürze. Diese Angewohnheit, und daß sie sich niemals verteidigte, reizte Anders gewöhnlich noch mehr. Heute hatte er nun nicht einmal jemand, zu dem er hinüberlaufen und dem er seinen Aerger schildern konnte.

„Wiw, ick glöwe, du hest dreidusend Düwel in'n Liw!" schrie er zuletzt im höchsten Zorn, blaurot vor Aerger, und warf seine Thonpfeife an die Wand, daß die Splitter umherflogen.

„Rut, rut ut min Hus!" schrie er noch und setzte sich, als die Alte verschwunden war, ans Fenster. Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, griff er in seine Jacken-

tasche, um die Pfeife herauszuholen, fand sie aber natürlich nicht. Er wollte gerade wieder in Hitze geraten, in der Annahme, daß das „infamte Wiwsbild" dieses höchstwichtige Stück verlegt hätte, als ihm seine Vernichtungsthat von vorhin einfiel.

Ein Fluch entfuhr ihm. Ein paarmal ging er in der Stube auf und ab, wobei er sich über die eine knarrende Diele ärgerte, aus Wut aber immer wieder darauf trat. Eigentlich hatte er keine Lust zum Rauchen, und er würde die Pfeife,. wenn sie ganz gewesen wäre, sicher gleich wieder weggelegt haben. nun sie aber nicht da war, glaubte er, ohne Rauchen nicht leben zu können. Was sollte er aber thun? Es war Sonntag, und die Läden waren geschlossen, ganz abgesehen davon, daß er mit dem einzigen Krämer im Ort nicht gut stand und nie etwas bei ihm kaufte, sondern sich nur über seine Waren lustig machte.

Draußen regnete es in feinen, langen Strichen. Er setzte sich und sah zu, wie die Tropfen leise ans Fenster klopften; aber das war langweilig, und bald stand er wieder auf. Dann setzte er sich wieder, und nie war ihm das Rauchen so verlockend erschienen als heute.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er ja bloß zu Dierks hinüberzugehen brauche, der ja eine ganze Pfeifensammlung, seinen einzigen Stolz, besaß. Anders' breites Gesicht hellte sich auf. Ein paar Augenblicke später stand er auf der Bank vor dem Tellerbord, über dem die Pfeifen, nach der Größe geordnet, hingen. Mit Kennerblicken musterte er die Reihe und entschloß sich endlich, zur Feier des Tages, für einen Meerschaumkopf, den Dierks, als er noch Matrose war, aus Kairo oder von irgendwo da unten her mitgebracht hatte und auf den er sehr viel hielt.

Anders nahm die Pfeife herab, schob sie in den linken, dann in den rechten Mundwinkel, stopfte sie, zündete sie an und stellte sich vor den handgroßen Spiegel an der Thür, um sich selbst zu bewundern. Dann ging er, die Hände in das Wams gesteckt, stolz und behaglich hinüber nach seinem Haus, wo er sich wieder ans Fenster setzte und nun den Regen gar nicht mehr langweilig fand.

Die Freude sollte aber nicht lange dauern. Er klopfte eben die Asche der ersten Pfeife aus, als sich die Thür öffnete und die Alte wiederum erschien. Sie trocknete sich abermals die Hände und erklärte in stotterndem Ton, daß sie künftig nur noch bei Dierks die Wirtschaft führen werde.

„Büst woll doll gewor'n?" fragte Anders.



„Nä," sagte sie, „awer ick wüll's nich wär'n."

Und auf alle Vorhaltungen antwortete sie nur immer: „Ick wüll nich; ick geh!" Sie hätte es lange genug ausgehalten, nun wär's aber gut. Das wurde Anders schließlich zu viel. Man hörte einen Stuhl durch die Stube poltern, dann einen Krach an der Wand — und wieder lag eine Pfeife zerschlagen am Boden. Diesmal aber war es Dierks' Pfeife.

Anders stand davor, sah sich nachdenklich die Trümmer an und schüttelte den Kopf.

„Wat wird he nu seggen?"

* * *

Dierks sagte aber nicht viel, als er am Abend nach Hause gekommen war und Anders, sein Unglück erzählend, vor ihm stand.

„'t wor mine Pip!" entgegnete er bloß, ohne einen Muskel in dem derben Gesicht zu verziehen, als Anders ausgeredet und seiner Wut über das „infamte Wiw" genügend Luft gemacht hatte.

„Kregst 'ne nüge, Dierks," meinte Anders begütigend.

„Awer 't wor doch mine Pip!" beharrte Dierks.

„Jo, wat is dor wedder, Pip is Pip!"

„Pip is nich Pip!"

„Morgen schallst ne nüge hewwen, un ne veel fin're!" sagte Anders.

„Wüll nich."

„Mit Sülwer!"

„Wüll nich!"

„Dierks, du büst awer 'n —"

„Hest du mi gefroagt?"

„Nä."

„Hm, nä, so."

Anders sah, daß mit ihm nichts weiter anzufangen wäre, und ging. Am nächsten Tag brachte er wirklich einen neuen Meerschaumkopf mit Silberbeschlag, denn die Sache ging ihm zu Herzen. Er hatte aber schlechten Erfolg damit, Dierks sah die neue Pfeife gar nicht an.

„Kiek, Dierks, ne nüge Pip!" sagte Anders, so schmeichelnd er vermochte.

„Is't mine Pip?"

„Nä, awer veel finer. Mit Sülwer."

„Is't de sülwige?"

„Nä, awer kiek doch —"

„Wüll nich. Wo is mine Pip?"

Anders hielt den neuen Kopf in die Sonne, daß das Silber blitzte. „Na, kiek bloß, Dierks!" Dann nahm er die Pfeife in den Mund, sog daran und machte: „Ah!"

Aber Dierks sagte nur immer: „Wüll nich," ohne sich auf weitere Verhandlungen einzulassen. Zuletzt fragte er nur noch, wo das neue Dings her sei.

„No, von'n Krämer," entgegnete Anders.

„Wat? Von'n Krämer?" sagte Dierks und kniff auch das rechte Auge noch zu. Dann langte er, ohne etwas zu sagen, weit über den Tisch hinüber, daß sich die Jacke zurückschob und der starkknochige Arm ein ganzes Stück sichtbar wurde. Mit einem Griff hatte er den Pfeifenkopf, und im nächsten Augenblick lag das kostbare Stück zerbrochen auf der Straße. —

Seit dieser Zeit waren die beiden Unzertrennlichen bittere Feinde. Sie sprachen kein Wort miteinander, was immerhin seine Unbequemlichkeiten hatte, da sie doch nach wie vor den Fischfang mit dem gemeinsamen Boot betrieben.

Anfangs machte Anders, der, bei seiner unruhigeren Natur, sich zuerst in dieses Schweigen nicht hineinfinden konnte, schwache Versuche, wieder das alte Verhältnis anzubahnen. Als er aber sah, daß seine Mühe vergebens war, schwieg auch er, und ihre ganze Unterhaltung beschränkte sich jetzt auf ein „back" oder „Luw" oder dergleichen einsilbige Notwendigkeiten.

Das ging wohl so über anderthalb Jahre. Außer der Arbeit sprach keiner ein Wort zu dem andern, zum größten Erstaunen des Dorfes. In das Wirtshaus ging Anders nicht mehr, denn er traute seiner eigenen Kraft nun doch nicht recht und wollte sich keiner Niederlage aussetzen. Es war schauerlich langweilig so, das empfanden beide, aber keiner wollte sich etwas vergeben. Zuerst wollten einige gute Freunde vermitteln; sie hatten aber kein Glück dabei, denn Dierks hatte zwar den ersten ruhig angehört, war aber dann aufgestanden und hatte dem Vermittler stumm ein Paar hinter die Ohren gegeben, daß ihm Hören und Sehen verging. Anders hingegen schlug den Zusprechern die Thür vor der Nase zu, fluchte ganz lästerlich und warf Tisch und Stühle durcheinander. Seitdem ließ man die beiden in Ruhe.

Anders ging wohl noch jeden Morgen an Dierksens Fenster und klopfte, sagte aber nichts mehr dabei, und Dierks trat, wie früher, heraus, sagte aber ebenfalls kein Wort. Das war allerdings unangenehm, aber was der Mensch nicht kann, das kann er nicht. —

Eines frühen Morgens waren sie wieder auf dem Wasser. Die See war die Nacht vorher sehr unruhig gewesen, und noch immer gingen die Wellen ziemlich stark, hoben sich, wie mit einem zornig aufbrausenden Ton, und senkten sich wieder mit einem Seufzer der Erleichterung — unaufhörlich, unaufhörlich! Der Himmel jedoch war zum größten Teil klar, und hell und ruhig glänzten die Sterne in dem matten Blauschwarz, nur gegen Osten zu in der Dämmerung allmählich verschwindend.

Dierks und Anders waren vollauf beschäftigt, die am Abend vorher gelegten Netze aufzunehmen, und bemerkten dabei gar nicht, daß der Wind allmählich stärker wurde. Erst als ein heftiger Windstoß sich plötzlich in die Segel legte und das Boot fast auf die Seite warf, schauten sie zum Himmel auf, und ihre Mienen wurden bedenklich.

Ein zweiter Stoß folgte.

Dierks warf Anders einen Blick zu, der sofort verstanden wurde. Anders trat breitbeinig über die am Boden liegenden Netze und Taue zum Steuer, und im Handumdrehn war das Boot gewendet. Nun ging's dem Land zu. Sie wandten sich um und sahen, wie sich aus dem Dunkel etwas herwälzte, breit, ungeheuer, unwiderstehlich, mit dem noch verhaltenen Gebrüll eines entfernten, hungrigen Raubtiers. Es galt, vorher noch den Strand zu erreichen, und blitzschnell schnitt das Boot durch die Wogen, die auch hier schon unruhig wurden, als ahnten sie, daß ihnen Hilfe käme, um die verhaßten Menschen zu begraben, die sich ohne weiteres zu ihren Herrschern aufwarfen.

Schon war der Strand in Sicht; eine kleine Landzunge galt es noch zu umschneiden, und sie waren in ruhigerem Wasser.

Das Steuer knarrte unter Anders' Händen. Dierks holte ein Segel ein, um zu wenden. Haarscharf schnitt der Bootsrand bei der Wendung am Wasser entlang. Schon atmeten beide auf. Da hob sich plötzlich dicht neben dem Boot eine gewaltige Sturzsee, stieß mit furchtbarem Anprall an die linke Seite des gebrechlichen Fahrzeugs, und im nächsten Augenblick war nichts mehr von ihm zu sehn.

Als die Welle vorbeigegangen war, tauchte das Boot, mit dem Kiel nach oben, noch einmal auf, dann kam an seiner rechten Seite ein Kopf zum Vorschein. Es war Dierks. Er streckte seinen langen Arm nach dem Kiel, daß die Sehnen hervortraten wie gespannte Saiten. Die Finger umkrallten das Holz. Ein Ruck, und der Oberkörper tauchte aus dem Wasser auf. Langsam und vorsichtig schob Dierks das linke Bein an den nassen, glitschrigen Planken hinauf, das Boot schwankte nach seiner Seite — und er saß rittlings auf dem Kiel.

Als er sich eben zurechtsetzen wollte, stieg ein zweiter Kopf auf. Zwei Hände griffen krampfhaft in die Luft.

„Dierks, Dierks!" schrie Anders und versuchte, sich an dem Boot festzuhalten. Sein sonst so rotes Gesicht war ganz bleich, die Haare klebten in Strähnen über der Stirn, und die Augen waren unnatürlich weit geöffnet.

„Anders!" rief Dierks und beugte sich vor, um dem andern die Hand zu reichen. Diesen aber verließen schon die Kräfte. Er warf noch einen Blick voll solch angstvoller Furcht, gepaart mit Hilflosigkeit, auf Dierks, daß es diesen tief durchschauerte.

Dann versank er. —

Zwei Tage darauf wurde Anders begraben.

Sämtliche Fischer des Dorfs standen um das Grab, hatten die Mützen oder Hüte in den Händen und hörten dem alten Pfarrer zu. Als dieser gegangen war, standen sie noch immer, als erwarteten sie noch irgendetwas. Und richtig drängte sich jetzt eine lange Gestalt durch die erste Reihe und stieg auf den Hügel.

Es war Dierks. Er stellte sich breitbeinig und fest hin, daß seine Stiefeln tief in der lockeren Erde versanken, und drehte verlegen und unschlüssig den breiten Hut in den Händen, denn er wollte eine Rede halten. Es war ihm unerträglich, daß sein langjähriger Kamerad

so ohne ein Wort von ihm in die Erde gelegt werden sollte. Er wußte nur nicht, wie und wo er anzufangen hätte, denn reden war seine Sache nicht, und als er so dastand und den Hut immer schneller drehte, wurde er nur noch verlegener.

Plötzlich trat er entschlossen einen Schritt vor.

„He woar min Friend!“ sagte er dann und sah sich herausfordernd um, als ob er jedem, der dagegen protestieren wollte, Trotz böte. „Und nu is he doot!“ schloß er und senkte den Kopf.

Dann warf er drei Handvoll Erde auf den Sarg und ging, ohne sich nach den andern umzusehn.

Als er an dem Kirchhofsthor vorbeiging, fühlte er ein wunderliches Zucken in den Augen. Er biß die Zähne zusammen und sagte vor sich hin: „Kiekst, Anders do heww ick di doch unnerkregen!“

* * *

Kurze Zeit darauf verkaufte Dierks sein Häuschen und das Boot und nahm Heuer auf einem Schiff, das nach Südamerika oder sonstwo da unten ging.

Es wäre ihm zu langweilig so, und bei der Fischerei käme auch nichts heraus, sagte er denen, die ihn nach seinen Gründen fragten.

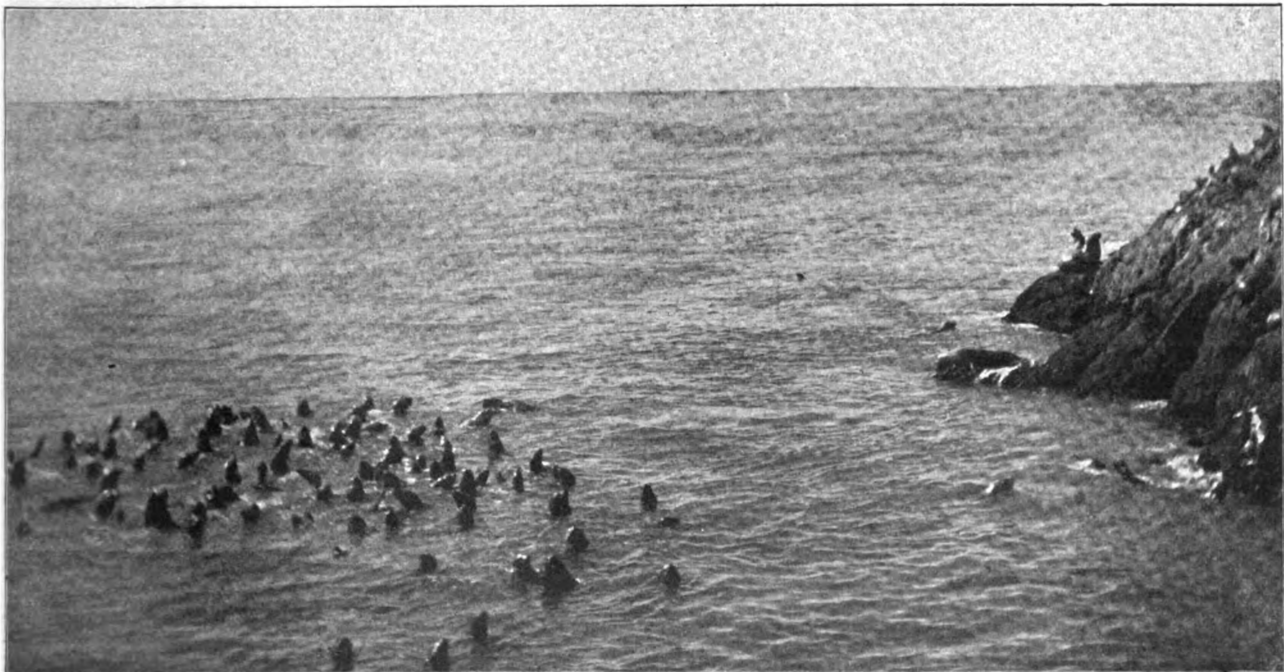
Seitdem hörte man im Dorf nichts mehr von ihm.

Auf dem Robbenfang.

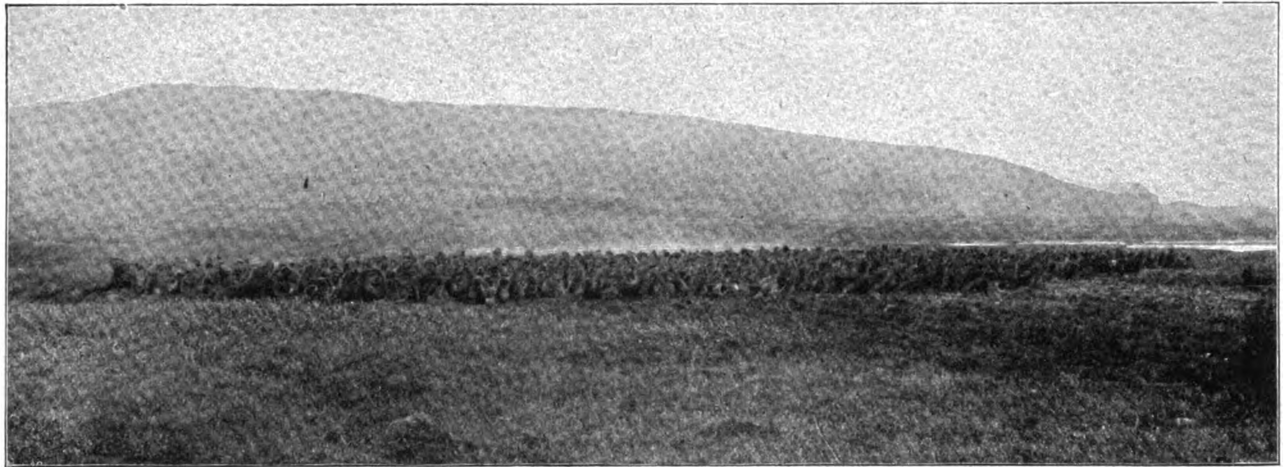
Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Ueber alle Meere der Erde verbreitet sind die Robben, neben den Walen die einzigsten Säugetiere der salzigen Fluten. Im Norden leben die meisten, im Süden die auffallendsten Arten. Gewöhnlich halten sich die Robben in der Nähe der Küsten auf, nur bei besonderen Gelegenheiten, namentlich während der Fortpflanzungszeit, betreten sie das Festland, um bei der geringsten Störung blitzschnell in den Tiefen des Meeres zu verschwinden. Von der Schnelligkeit und Behendigkeit, die sie in ihrem eigentlichen Element bethätigen, bemerkt man am Land nichts; sie erscheinen vielmehr als das vollendetste Bild der Faulheit. Alle Robben sind in hohem Grad gesellig, einzelne sieht man fast nie. Je einsamer die Gegend, um so zahlreichere Herden bilden sich, je weniger der Mensch mit ihnen zusammenkommt, um so behäbiger und gemütlicher zeigen sich die in bewohnten Gegenden überaus scheuen Geschöpfe. Der Mensch ist offenbar der furchtbarste und blutdürstigste Feind der wehrlosen Wasserbewohner, und wenn nicht die beteiligten Staaten ihre schützende Hand mit aller Energie ausstrecken, so wird es den Robben bald so gehen, wie es den Büffeln in den Vereinigten Staaten ging, und wie es den Elefanten in Afrika bevorsteht.

Unsere Bilder zeigen in erster Linie den Fang des Seelöwen und des Seebären. Die Verbreitung der Seelöwen erstreckt sich auf die nördliche Hälfte des Stillen Ozeans. Die sogenannten „Rockeries“, wo sie regelmäßig alljährlich zu Tausenden erscheinen und landen, liegen hauptsächlich zwischen dem 53. und 57. Grad nördlicher Breite, und zwar sowohl auf dem Festland von Amerika und Asien, wie auf den meisten innerhalb dieses Gürtels gelegenen Inseln. Das männliche Tier erreicht sehr oft eine Länge von 4 Metern und mehr bei einem Umfang von annähernd 3 Metern und einem Gewicht bis zu 600 Kilogramm. Im Anfang ihrer alljährlichen Landzeit zeigen sich die zu den



Seelöwen an der kalifornischen Küste bei S. Francisco.



Die Robben werden zum Fang landeinwärts getrieben.

gewohnten Rockeries zurückkehrenden Seelöwen wild und scheu; wenn sich aber die Weibchen am Strand, auf den Klippen und Felsen eingefunden haben, gebärden sie sich anders, denn nunmehr beginnen die Kämpfe der Männchen um die Herrschaft über die Weibchen. Tagelang dauern diese Kämpfe und enden erst mit der völligen Erschöpfung beider Gegner — oder aber, es nimmt ein dritter mit leichter Mühe von der Beute Besitz, und bekümmert schleichen die Gegner nach einem entlegenen Platz. Während der Europäer den Seelöwen seines Fettes und seiner Haut halber erlegt, versorgt sich der Bewohner Alaskas, der Aleuten und der Pribylowinseln, der großartigsten Fangplätze der ganzen Welt, durch die Jagd dieses Seetiers mit Nahrung und den unentbehrlichsten Gegenständen seines Haushalts. Um eine Herde von der See abzuschneiden, schleichen sich die Eingeborenen bei gutem Wind am Rand der Küste entlang und treiben die geängstigten Tiere durch Geschrei, Gewehrschüsse und Feuerwerkskörper landeinwärts. Diejenigen Tiere, die mit dem Kopf seewärts liegen, lassen sich nicht zurückhalten, und einem wütenden Männchen gehen selbst die tollkühnsten Jäger aus dem Weg. Alles, was mit dem Kopf aber landeinwärts liegt, flüchtet in dieser Richtung weiter und wird mit allen Schreckmitteln weiter getrieben bis zum Lagerplatz, wo die Tiere so lange in primitivster Form eingelappt bleiben, bis die Fangzeit vorüber ist. Dann beginnt der letzte Akt. In langem Zug schleppen sich, auf allen Seiten von den Treibern bewacht und durch Schwenken von Fahnen und Auf- und Niederklappen von blauen Regenschirmen erschreckt, die unbehilflichen Tiere ihrem Schlachtplatz entgegen. Selbst kleine Landseen werden von der Herde durchschwommen, Boote halten an beiden Seiten des Zuges Wache — und keins der Tiere wagt auszubrechen. Die Schlachtplätze liegen oft 10—12 englische Meilen von der Küste, und 4—5 Tage, bei warmer, trockener Witterung jedoch 2—3 Wochen dauert es, bis die Tiere diese Entfernung zurückgelegt haben. Die alten gefährlichen Bullen bekommen dann aus nächster Nähe eine Kugel vor den Kopf, die Weibchen und die Jungen werden mit sicherem Lanzenstoß oder mit einem kräftigen Schlag auf den Kopf getötet. An der Küste Sibiriens, Kamschatkas und Sachalins werden die Seelöwen, wenn sie den laichenden Lachsen weit in den Flüssen nachfolgen, in weitmaschigen Netzen, die den Lachsen Durchgang gestatten, gefangen. Neben dem Seelöwen wird besonders dem Seebären nachgestellt. Wenn dieses Tier auch um die Hälfte kleiner ist als sein Vetter, ist es doch seines ausgezeichneten Felles wegen das wertvollste Jagdtier seiner Familie. In sinnlosester Weise ist ihm besonders im Anfang des 19. Jahrhunderts nachgestellt. Im Jahr 1803 wurden auf Unalaschka 800 000 Stück erschlagen, und um den Preis nicht zu drücken, wurden 700 000 Felle verbrannt. 1816 kamen infolge des unvernünftigen Massenmordes auf den Pribylowinseln nur mehr 3000 Stück zur Strecke. Gegenwärtig haben sich die Tiere infolge der Schongesetze wieder stark vermehrt, und der alljährliche Abschuß der meist minderjährigen Männchen beläuft sich auf den Pribylowinseln auf rund 100000 Stück, auf allen Fangplätzen zwischen Alaska und Sibirien, sowie im südlichen Eismeer auf etwa 200 000. Wenn nach sorgfältigster Schätzung die Zahl der alljährlich auf den Pribylowinseln landenden Seebären auf 4—5 Millionen angegeben wird, so kann man sich vorstellen, wie diese Inseln vor 100 Jahren ausgesehen haben!



Wie die Robben abgehäutet und zerlegt werden.



Tausende von Robben an der Küste von Alaska (Nordamerika).

Pariser Frühjahrstoiletten.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Die Fabrikanten haben mit ihren Zeichnern und dem Rüstzeug ihrer Webstühle Stoffe und Farben neu erobert, denn da alles schon einmal dagewesen ist, bleibt eben nichts übrig, als die alten Positionen frisch zu besetzen. Mit andern Worten: das, was vor einem halben Jahrhundert den Damen gefiel, soll nun unserm heutigen Geschmack angepaßt werden. Die Kunst des modernen Handwerks und das gereiftere technische Können bringen das mit Leichtigkeit zuwege. Früher krasse Farben sind gemildert, ehedem starre Gewebe schmiegsam gemacht — Verfeinerungen, die eines gewissen kulturhistorischen Interesses nicht entbehren. Aber der Reihe nach! Was man vor vier Dezennien „schottisch" nannte, das vielstreifige Linienkaro auf einfarbigem Grund, steht unter den Stoffneuheiten von 1902 obenan. Damals war es Rips, jetzt sind es fast durchgehends weiche Himalajagewebe, reinwollene Stoffe mit feinem Haarflaum, für Sommer und Winter gleich angenehm. Das alte schreiende Rot, das harte Blau oder Grün ist verschwunden, unauffällige, ja oft unscheinbare Farben, die für eine vornehme Straßentoilette einzig und allein in Betracht kommen dürfen,



1. Schneiderkleid aus Himalajastoff mit Westeneinsatz.
Phot. J. J. Roche, Paris.



2. Bazartoilette aus Seidengaze und chinesischem Krepp.
Phot. Nadar, Paris.

sind dafür angenommen. Die Musterung liegt weniger in der Farbe des Dessinfadens, als vielmehr in der Art, wie er verwebt wird: schnurartig hervortretend, geknotet, genoppt oder auf- und niedergedreht, und es ist geradezu erstaunlich, wie viel Variationen einem an sich ziemlich dürftigen Thema abgewonnen werden können. Bei einer so hundertfältigen Verschiedenheit läßt sich nur der ursprüngliche Gedanke festhalten: die Stoffe für Promenadentoiletten, das heißt Himalaja, Zibelin, Homespun, sind ausschließlich mit Streifen, Strichvierecken und Zickzacklinien gemustert, und nur Baumwoll- und Waschzeuge — Hochsommerstoffe — behalten noch vielfach Ranken- oder Blumenzeichnung. Auch das Aufzählen der Farben hat seine Schwierigkeit, denn der koloristische Sinn vieler Leserinnen wird wohl an der Phantasie des Färbers scheitern. Gleich zuerst „Cyklop"! Die feurigschwarze Tiefe der Gigantenschmiede taucht vor uns auf. Zweifellos gehört „Cyklop" in die rote Skala. Gefehlt! Es ist ein fahles, schmutziges Braun. Oder wie sieht „Aragon" aus? Kaum einer unter Tausend wird die Farbe des kleinen spanischen Flüßchens kennen, und wir müssen es auf Treu und Glauben hinnehmen, daß es gelbbraun sei. Auch „Porto", ein Braunrot, ist schwer vorzustellen, besser schon „Malaga" (rotbraun);



3. Besuchstoilette aus schwarzem Taffet mit Fracktaille.
Phot. J. J. Roche, Paris.

mit „Faun“, einem braun-grau-weiß-schwarzen Gemisch, wird die Sache schon wieder unsicher. Die vielen Steinfarben gelben wie grauen Tons (Marmor, Schiefer, Basalt, Granit u. s. w.) finden das beste Verständnis, trotz der sezessionistisch-mystischen „Klänge“, die auch hier nicht fehlen: Sphinx, Melaphire, Medusa, lauter wettergraue, glasigblaue und moosiggrüne Nuancen. Für Besuchs- und Gelegenheitstoiletten in Alpaka, Mohair, Seidenpopeline, Voile gelten die gleichen Farben, nur in helleren Schattierungen. An Eleganz ist den letztgenannten Stoffen jedoch der schwarze taffetas glacé weit überlegen, er ist und bleibt der clou der Saison.

Aus dem obenerwähnten schottischen Himalajastoff besteht das Promenadenkleid in Abb. 1. Zu den feinen grauen und weißen Längs- und Querfäden des marmorgrauen Stoffs steht der weißgetupfte schwarze Atlas in scharfem Gegensatz. Als schmaler Paspel der Rocknähte, Aermelpuffen und der schwarzen Atlasblenden der Taille, als enggefältelter Plissee um die offenen Ueberärmel und den Schulterkragen und als kurzer Jackenschoß angebracht, nimmt er dem Kostüm, das als „Schneiderkleid“ gelten soll, eigentlich das charakteristische Merkmal dieses Genres: die absolute Schmucklosigkeit. Die Weste aus weißer Guipüre klappt am Hals mit zwei Zacken über einem Chemisett auf Seidenchiffon auf.

Da die Wohltätigkeitsveranstaltungen nach Ostern nicht mehr mit einem Ball abschließen, unterscheiden sich die betreffenden Toiletten auch wesentlich von den winterlichen, wie z. B. Abb. 2 zeigt. Der lindengrüne Seidenrock ist mit gleichfarbigen Saumpuffen und einer strassierten Goldborte besetzt. Mit dem Ueberkleid aus strohgelber gestickter Seidengaze, mit faltenlosen Seitenteilen und breitem grüngelbem Voileplissee vereint sich ein sehr originell drapiertes Kreppdechinetuch, dessen einer Zipfel die kurze Schleppe bedeckt, während der andere über die linke Schulter geworfen, von der Taille schärpenartig herabfällt. Der aufgeschlagene Hut verbirgt sich unter einer Fülle von rosa choux-choux.

Eine Toilette aus schwarzem Taffet giebt Abb. 3 wieder. Das eigenartige Arrangement der drei breiten Formvolants, ein jeder wiederum mit drei schwarzen Tuchblenden mehrfach durchsteppt, sowie der Blusenspenzer mit langem Frackschoß stempeln das Kostüm zu einer „wirklichen“ Neuheit. Die Machart ist außerordentlich einfach, bis auf den Aermel mit seinem scheinbar extra angeknöpften „Tellerwischer“. Die spitzenbordierten schwarzen Sammetrevers öffnen sich über einer Saumchenweste mit glattem Stehkragen.

Die „Casaque“ soll die allzu zählebige, gürtelfeste Bluse allmählich verdrängen. Der Unterschied zwischen beiden



4. Blusencasaque aus Seidenmusselin und Chantillyspitze.
Phot. J. J. Roche, Paris.

5. Einfaches Gesellschaftskleid aus Foulard mit Sammetverzierung.
Phot. Valla, Paris.

beruht eigentlich nur in der Verlängerung der Form, wie man in Abb. 4 sieht. Der beigefarbene Seidenmusselin ist teils mit schwarzen Sammetbändchen, durch weiße Spitzen entre-deux gezogen, garniert, teils von schwarzer Chantillyspitze verschleiert. Auffallenderweise weicht der Aermel von der sonst üblichen Länge und bauschigen Weite vollständig ab. Der wassergrüne Ton des Pannesammets in der Schleife, den Gürtel- und Halsspangen bildet einen hübschen Farbenkontrast zu dem matten Grundton des Ganzen, zumal auch den Hut gelbliche und weiße Spitzen und blaßrosa Zentifolien schmücken.

Neben all den teuren Modellen und dem noch teureren Material wird vielleicht ein anspruchsloses Kleidchen nicht unwillkommen sein. Praktische Hauskünstlerinnen finden in Abb. 5 eine Form, die sich vortrefflich zum Um- und Aufarbeiten schon älterer Gesellschaftskostüme eignet. Seide oder Wolle ist gleich gut zu verwenden. Unter den sammetbanddurchzogenen Spitzenzwischensätzen und den eng aneinanderstehenden Säumchen lassen sich unfreiwillige Nähte sehr gut verbergen, und der Taille wird das Devant, das zwangsweise vielleicht extra aufzusetzen statt anzuschneiden ist, zu neuem Glanz verhelfen.

Ueberhaupt wird das Umarbeiten von Seidenkleidern der vergangenen Saison jetzt vielfach ein Gegenstand wichtiger Beratungen sein Die neue, vielseitige Form des Rockes stellt sich als fast unüberwindbares Hemmnis allen Sparsamkeitsabsichten entgegen, und es gehört Erfindungsgabe dazu, die zu Hilfe genommenen Stoffe so zu verwenden, daß man die verstimmende Absicht nicht bemerkt. Einsatzzwickel aus Tuch oder Sammet, die im Gürtel spitz anfangen und in breitem Schwibbogen am Rocksaum enden, ermöglichen es, aus einem alten Stoffteil zwei neue zu schneiden und so die nötige Weite zu erzielen.

C. D.



Das Geld im Kunstleben.

Plauderei von J. Landau.

Als die Redaktion der „Woche" mich kürzlich einlud, an dieser Stelle über das Einkommen unserer Bühnenkünstler, über die vielbesprochenen und oft mit Uebertreibung besprochenen glänzenden Theatergagen mich vernehmen zu lassen, da wollte sie sicherlich nicht etwa bloß der kleinlichen Neugier dienen. Für die Klatschsucht der Theaterliebhaber, die sich darüber unterhalten, wieviel Fräulein X verdient und welche Gage Herr Y erhält, hätte sie weder sich noch mich bemüht. Dafür wäre denn doch — auch wenn man zugiebt, daß eine Zeitschrift nicht bloß den höchsten Problemen in Zeit und Raum nachforschen soll — für mich die Zeit und für sie der Raum zu kostbar. Wenn sie aber von dem Gefühl geleitet war, daß in der Welt des schönen Scheins auch der schöne Kassenschein eine größere Rolle spielt, als man gemeinhin annimmt, und daß es heißt, sehr wesentlichen neuen Erkenntnissen nachforschen, wenn man ergründen will, wie vielfach und wie eigen das Gold auf die Bühnenkunst wirkt, dann war sie einer überaus interessanten und ergiebigen Wahrheit auf der Spur.

Auf Schritt und Tritt sehn wir Bühnendichtung und Darstellungskunst beeinflußt von den unedlen Geistern, die im edelsten Metall leben und weben: im Gold.

Wenn wir gelegentlich einmal hören, daß irgendein Tenorist mit den normalen Geistesgaben dieses Faches — überflüssig erst ausdrücklich zu erwähnen, wie viel Tenoristen von Verstand und überlegener Bildung es giebt, nur werden sie nicht für Verstand und Bildung bezahlt — wenn wir also hören, daß irgendein beliebiger Sänger zehnmal so viel einnimmt als der verdienstvollste Gelehrte, werden wir bedenklich. Wenn wir erfahren, daß irgendein Sänger, der vor wenigen Jahren etwa noch Droschkenkutscher oder Schneider gewesen, das Vierfache vom Gehalt eines preußischen Staatsministers vielleicht nicht gerade verdient, aber doch erwirbt, so machen wir uns über den Wert von Leistung und Gegenleistung allerlei Gedanken. Wenn wir zufällig davon Kenntnis bekommen, daß eine rohe englische Zirkusposse, wie „Charleys Tante", allein in Deutschland etwa eine halbe Million Mark an Tantiemen einbrachte, insgesamt aber mehr, als Goethe, Schiller, Lessing und Shakespeare zusammen mit ihrem ganzen Lebenswerk erreichten, ist man leicht geneigt, im Theater eine Art Wasserkopf der Litteratur und Kunst zu sehn.

Das Verhältnis der Künste untereinander, das Verhältnis zwischen Kunstwert und Geldwert insbesondere, ist indes nach derlei zufälligen Eindrücken und oberflächlichen Betrachtungen nicht gut zu erkennen und zu beurteilen.

Sehn wir uns zunächst die Wechselwirkung zwischen Kunst und Geld in ihren auffälligsten Ergebnissen an, ehe wir Ursachen und Folgen dieser Erscheinungen betrachten.

Die Epoche der ungeheuren Tantiemen und der großen Gagen hat bei uns in Deutschland vor noch gar nicht so langer Zeit ihren Anfang genommen. Roderich Benedix war einer der meistgespielten Autoren, zu seiner Zeit nahezu der einzige ständige Lustspiellieferant unserer Bühnen, dennoch hinterließ er kein großes Vermögen, als er vor gerade dreißig Jahren starb. Als vor etwa zwanzig Jahren verlautete, Franz und Paul von Schönthan hätten ihr Lustspiel „Der Raub der Sabinerinnen" an Pollini und Felix Bloch für 60 000 Mark verkauft, da wollte es kein Mensch glauben. Man hielt's für einen Gewaltstreich der Reklame. Hatte doch Adolph L'Arronge Anfang der siebziger Jahre das erfolgreichste und meistgespielte Volksstück, das wir je besessen, „Mein Leopold", an Roeder und Michaelson für 2000, sage zweitausend Thaler verkauft. Und da sollten die Schönthans das Zehnfache erhalten? Heute weiß man nicht nur, daß jene Ziffer richtig gewesen, man weiß auch, daß die Käufer mit dem Stück im Laufe der Jahre mehr als das Dreifache des Ankaufspreises eingenommen haben. Heute weiß man aber ferner, daß in unserer Zeit ein erfolgreiches Stück schon in der ersten Spielzeit sechzigtausend Mark und darüber einbringen kann. „Alt-Heidelberg" von Wilhelm Meyer-Förster wird diese Summe sicherlich noch in diesem Jahr übertreffen, wohl auch Felix Philippis Schauspiel „Das große Licht", Blumenthal und Kadelburg haben sich mit dem „Weißen Rößl" noch höher verstiegen.

Die Aera der hohen Gagen ist noch keine dreißig Jahre alt. Vor etwas über fünfzig Jahren gaben Marggraf und Herloßsohn ein Theaterlexikon heraus, in dem sie unter dem betreffenden Artikel als die höchste etwa vorkommende Gage die Summe von 6000 Thalern nannten. Sie mußten sich damals den Vorwurf arger Uebertreibung gefallen lassen. Als der heimgegangene Pollini im Jahr 1874 das Hamburger Stadttheater übernahm, da ging durch die europäische Presse die als Merkwürdigkeit gegebene und mit Staunen aufgenommene Mitteilung, er habe Franz Nachbaur — den eben verstorbenen Kammersänger — als Gast für acht Monate engagiert und zahle ihm, man denke! 24 000 Mark. 3000 Mark, also 1000 Thaler monatlich! Skeptiker hatten damals ihre Zweifel und murmelten etwas von „Reklame". Heute ist kaum davon die Rede, daß unser Berliner Königliches Opernhaus für das Tenorfach allein jährlich über 200 000 Mark an Gagen zahlt, und daß der kürzlich in den Ruhestand zurückgetretene Sylva auf etwa 60 000 Mark, der eben dahingeschiedene Kammersänger Paul Bulß ebenfalls auf nahezu 60 000 Mark Jahreseinkommen gelangte, von den Einnahmen aus Konzerten und Gastspielen abgesehn. Eine Primadonna vom Rang und der Größe der unvergessenen Frau Voggenhuber war 1865 bei Direktor Ernst in Köln, für ihr erstes Fach natürlich, mit 150 Thalern monatlich engagiert, ihr späterer Mann, unser unvergessener Krolop, erhielt im selben Engagement für erste Bariton- und Buffopartien monatlich 60 Thaler. Heute würde das Zehnfache für eine sehr bescheidene Gage gelten. Felix Weingartner war 1888 bei Pollini mit 350 Mark monatlich als Kapellmeister engagiert.

Im Schauspiel ist die Entwicklung eine ähnliche gewesen. Agnes Sorma, die im Monat Februar an zwanzig Spielabenden im Lessingtheater auf ihren Anteil über 23 000 Mark einnahm, war vor genau zwanzig Jahren, in der Saison 1881—1882, am Stadttheater in Posen mit einer Monatsgage von 90 Thalern,

270 Mark, engagiert, spielte erstes Rollenfach und war überaus beliebt. Heute bekommt sie im selben Posen an einem Abend nahezu das Vierfache einer damaligen Monatsgage, nämlich 1000 Mark. Die Heroine unseres Königlichen Schauspielhauses, Rosa Poppe, war im Jahr 1884 bei Direktor Große in Augsburg mit 180 Mark monatlich engagiert und spielte große Rollen mit großem Erfolg. Ihr Einkommen hat sich seitdem nahezu verzwanzigfacht, denn sie bezieht 14000 Mark Gage, 140 Mark Spielhonorar hundertmal garantiert und kommt oft über die Garantie, dazu kommen die vielfachen Gastspielurlaube. Arthur Vollmer hatte noch zu Ende der siebziger Jahre im Königlichen Schauspielhause 1500 Thaler, 4500 Mark Jahreseinkommen. Emanuel Reicher gehörte Ende der siebziger Jahre dem Hoftheater in Oldenburg mit 300 Mark Monatsgage an, Arthur Kraußneck vom Königlichen Schauspielhaus hatte ebenfalls in Oldenburg 180 Mark monatlich, Georg Engels war Anfang der siebziger Jahre bei Direktor Woltersdorf mit 50, später mit 60 Thalern monatlich engagiert. Alle diese Künstler haben seitdem ihr Einkommen vervielfacht, zum Teil verzehnfacht oder gar verzwanzigfacht — zunächst mit der wachsenden Bedeutung ihres Talents und Namens, dann aber auch mit dem allgemeinen Steigen der Gagenverhältnisse. Rosa Retty, die 1895 von ihren ersten Anfängen am hiesigen Deutschen Theater hinweg an das Wiener Volkstheater mit einer für ihr damaliges Vorstellungsvermögen geradezu horrenden Gage von 5000 Gulden jährlich berufen wurde, hat dort in sieben Jahren ihr Einkommen verdreifacht. Herr Albert Patry, der nunmehrige zweite Präsident der Bühnengenossenschaft, war noch vor etwa neun oder zehn Jahren am Heidelberger Stadttheater mit 120 Mark und dann in Wildbad mit 150 Mark monatlich engagiert, wo damals Fräulein Meta Jäger, jetzt Mitglied des Lessingtheaters, die fürstliche Gage von 120 Mark bezog. Richard Alexander, der jetzt als Komiker und Mitdirektor des Residenztheaters ein so bedeutendes Einkommen erreicht, erachtete es als Glück, als Barnay Anfang der neunziger Jahre ihn mit 6000 Mark engagieren wollte. Der „Eventualvertrag“ konnte nicht in Kraft treten.

Den schlechten früheren Theatergagen hat übrigens auch unsere Litteratur, unsere Publizistik einen Zuwachs zu danken. Wer weiß, ob Richard Schmidt-Cabanis, der 1866 bei Direktor Schoenerstedt in Rostock das stolze Monatseinkommen von 28 Thalern bezog, ob Rudolf Elcho, der bei Nesmüller in Dresden im Jahr 1868 die imponierende Summe von 30 Thalern bekam, ob Robert Misch, der vor einem Dutzend Jahren in Zürich mit einem Einkommen von 200 Frank mimte, wer weiß, ob sie alle sich so bald dem Tintenfaß zugewandt hätten, wenn sich bei den Schminktöpfen besser hätte leben lassen.

Für die Entwicklung des Gastspielwesens ist es charakteristisch, daß Wilhelm Kläger, einer der berühmtesten Wandervirtuosen, im Jahr 1868 für „drei Friedrichsdor“ den Abend gastierte, während jetzt Agnes Sorma für den Abend 1000 Mark fordert und — erhält. Aber vor wenigen Jahren noch gastierte auch Agnes Sorma, zum Beispiel in Nürnberg, für 300 Mark den Abend und war damals sehr stolz auf dieses große Einkommen.

Um in der freilich wohl schon etwas verblassenden Glorienzeit des Variétés das Ueberbrettl nicht ganz zu übergehen, will ich noch erwähnen, daß Frau Gisela Nissen-Schneider, als sie, ein kleiner Backfisch, im Herbst 1888 zuerst im Berliner Theater erschien, 200 Mark, aber auch 1893, im fünften Jahr ihres Engagements, nur 300 Mark monatlich bezog. Das bunte Brettl zahlt ihr wohl das Achtfache in bunten Kassenscheinen. Fräulein Bozena Bradsky war vor elf Jahren bei Direktor Simens in Düsseldorf mit 180 Mark engagiert, jetzt erreicht sie bei täglichem Auftreten etwa 3000 Mark monatlich.

Die Ziffernsprache ist nun sehr beredt, aber man muß sie verstehen. Zahlen beweisen, aber sie beweisen auch alles, was man will. Aus der Steigerung der Zahlen eine gleiche Steigerung der Theaterverhältnisse zu folgern, wäre jedenfalls gewagt. Zunächst hat sich der Durchschnitt keineswegs in demselben Verhältnis gehoben. Dann aber, und das ist das wesentliche, hört man wohl sehr viel von den wenigen Schicksalsgünstlingen, aber nicht viel von den Opfern und Märtyrern. Man erfährt viel von den glücklichen Karrieren und wenig von den Armen, die am Wege wund verbluten. Man sieht die weithin leuchtenden Stars, aber nicht die vielen, die ewig im Dunkel bleiben mit ihrer quälenden Sehnsucht nach einem Platz an der Sonne.

Diese Lücke in der Kenntnis der Theaterzustände hat ihre argen Nachteile. Früher, als es noch galt, über Vorurteile kühn hinwegzusetzen, wenn man sich der Bühne widmen wollte, als man noch wußte, daß man Elend, Mißachtung, Unrecht in den Kauf nehmen müßte, da wandte sich der Bühne nur zu, wen ein unüberwindlicher Drang dazu trieb. Darum waren die charakteristischen Talente häufiger. Jetzt fragt sich der fürsorgliche Vater, was er mit seinem Sohn, wohl auch mit der Tochter anfangen solle, und wenn ihm das Studium zu kostspielig, ein ehrlich Handwerk zu gering erscheint, dann denkt er an die Notizen von den unerhörten Gagen, die es bei der Bühne regnet, und er schickt die Kinder in die Theaterschule. Daher das Vorherrschen einer wohlgeschulten, anständigen Mittelmäßigkeit. Daher aber auch die jährlich sich verstärkende Armee von Kunstjüngern, die alle Thüren der Theateragenturen — wie vielfach vergeblich! — belagert halten.

Diese Theateragenturen, von denen man in der Oeffentlichkeit so viel spricht und so wenig weiß, haben zur Steigerung der Gagenverhältnisse nicht wenig beigetragen. Nicht nur bewußt und absichtlich, weil ihre Provision ja mit dem erhöhten Einkommen ihrer Klienten wächst, sondern auch, weil das in ihren Bureaus sich vollziehende Spiel der Konkurrenz, weil das Gesetz von Nachfrage und Angebot bei dem Mangel an großen Talenten es so verlangte. Es ist hier nicht der Ort, des Eingehenderen zu untersuchen, inwieweit diese günstigen Verhältnisse kürzlich bedroht waren, als eine behördliche Verordnung die Last der Provisionszahlung, in sehr guter und löblicher Absicht, den Bühnenleitern zuweisen wollte. Die Gefahr lag nahe, daß die Direktoren nicht nur in Form von Gagenverminderung diese Last wieder abwälzen, sondern auch, daß sie sich mit den dann allein von ihnen abhängigen Agenturen zum Hinarbeiten auf Gagenreduktion verbinden.

Die neuerdings, oft nicht ohne Grund, einer gewissen Mißgunst begegnende, rein geschäftliche Seite des Theaterlebens hat auch sonst noch ihr ernstliches Interesse. Die Teilnahme der Bevölkerung am Theaterleben ist ein Maßstab für den wirtschaftlichen Wohlstand, aber auch einer für das geistige Leben und das Bildungsbedürfnis,

für die herrschenden Strömungen in unserm Kulturleben. Von diesem Gesichtspunkt aus dürfen wir mit unserm Theaterwesen zufrieden sein und seiner Zukunft mit den besten Erwartungen entgegensehen. Wir leben in der Zeit der Demokratisierung der geistigen Genüsse. Das sehen wir auch beim Theater. Die freien Bühnen, die freien Volksbühnen, Vereine, die billigen Nachmittagsvorstellungen haben trefflich vorgearbeitet. Es ist nicht Zufall, daß sich jetzt das Schillertheater in Berlin verdoppelt und vielleicht bald verdreifacht, nicht Zufall, daß die Gemeinden dem Theater erhöhtes Interesse zuwenden und für Schülervorstellungen sorgen. Die Entwicklung des Theaterwesens hat, in Berlin namentlich, bisher mit dem Wachstum der Bevölkerung nicht Schritt gehalten. Man sieht die wenigen prunkenden, allzu prunkenden Kunstpaläste, die neu erstanden sind, aber man denkt nicht der vielen Theater, die vom Erdboden verschwanden. Das Viktoriatheater in der Münzstraße, das National- und das Vorstädtische Theater am Weinbergsweg, das Stadttheater in der Lindenstraße, das Thaliatheater, an dessen Stelle sich jetzt der Zentralbahnhof Friedrichstraße erhebt, vom Borussiatheater in der Wrangelstraße, vom Variététheater am Johannistisch und von kleineren Bühnen gar nicht zu reden. Dafür haben wir nur Lessingtheater, Neues Theater, Metropoltheater, Theater des Westens eingetauscht. Aber das Bedürfnis nach Schauspielhäusern ist sichtlich im Wachsen. Wir gehen einer Aera der Volksbühne entgegen.

Der Madonnensammler.

Erzählung von Meta Schoepp.

Schluß.

Sie hatten sich nicht scheiden lassen. Wegen Paul Erich nicht. Aber sie lebten getrennt. Völlig getrennt. Und sie hatte darauf bestanden, daß sie zwei Monate im Jahr ihr Kind bei sich sähe. Wie hätte man ihr das verwehren können? Sie hegte eine so zärtliche Liebe für das Kind! Der Justizrat, dem die Sache zu ordnen oblag, war geneigt, die Schuld an dem Zerwürfnis nicht ganz der armen Frau beizumessen. Wie kann man seiner Frau erlauben, zu spielen; einer Frau, die so schön ist! Vielleicht hatte sie mit der Behauptung von dem Geiz ihres Mannes recht. Und einmal sagte er's dem alten Herrn; vorsichtig, daß es ihm nicht weh thäte. Aber der war vorbereitet. Er hatte gewartet auf diese Frage. Und nun beantwortete er sie ganz ruhig und sachlich. So ruhig und sachlich, daß der Justizrat überrascht war.

„Sehen Sie, lieber Freund, das, was Sie da sagen, sagt mir mein Gewissen täglich — stündlich, sobald Ruhe und Stille um mich ist. Und es hätte recht, wenn ich nicht ein Mensch wäre, mit menschlichem Maß zu messen. Das Furchtbarste, was uns treffen kann, ist die Liebesleidenschaft im Alter; sie ist unnatürlich — und darum wird sie nur zu leicht Herrin über uns. Ich liebte meine Frau, als ich sie zum erstenmal hörte und sah — in Dessau, in der Zauberflöte. Sie war neunzehn und ich dreiundfünfzig. Ich war völlig unabhängig, ohne Familienvermögen — und sie besaß eine sehr kluge Mutter. Etwas Illegales war völlig ausgeschlossen, ich konnte nicht von ihr lassen. Da habe ich sie geheiratet — und sie versprach nicht mehr zu spielen. Dann aber wurde das Kind geboren. Eine Macht ist solch ein Kind! Das wußte sie auch und konnte mir meine Einwilligung für einige Gastspiele abschmeicheln. Und als sie sah, welchen Eindruck sie hervorrief, gab es kein Zurück mehr. Es liegt ihr im Blut. Sie kann nicht dafür. Ich werde ihr niemals Vorwürfe machen. Schlimm nur wurde es, als sie sich bestimmen ließ, zur Operette überzugehen. Von jenem Augenblick an war sie wirklich für mich verloren. Das ist unsere Geschichte, lieber Freund. Die braucht nicht ausgeschmückt zu werden, um tragisch zu wirken."

Er fand ihren Wunsch auch sehr erklärlich. Mein Gott, ihr Kind! Ihr einziges Kind! Aber dann war es noch etwas, das ihm diesen Wunsch persönlich angenehm machte. Es war doch ein Band zwischen ihnen. Es war eine Hoffnung vorhanden — und an diese Hoffnung klammerte er sich. Er wußte, daß er sie mit zu Grabe nehmen würde, diese Hoffnung. Aber er wollte sie nicht fahren lassen.

Wenn Paul Erich Abschied von ihm nahm, um die Sommerferien bei ihr zu verleben — sie wohnte auf dem Land — dann sagte er lächelnd: „Wenn du willst, kannst du Mama sagen, daß es mir gut geht." Paul Erich kam nie dazu, es zu sagen. Denn sie vermied es aufs strengste, den Gatten auch nur zu erwähnen. Und kehrte er zurück und sah die ängstlich forschenden Augen des Greises auf sich ruhen, lächelte er und log: „Mama läßt grüßen und freut sich, daß es dir gut geht."

Und gelegentlich fragte sein Vater — wie etwas ganz Nebensächliches natürlich, das ihm eben einfiel: „Daß sie in die Stadt kommt, hat sie wohl nicht gesagt?" — und seine Lider zwinkerten so eigentümlich, und er konnte die Augen gar nicht von der Zigarre wenden, die seit Minuten doch erloschen war.

„Nein," sagte Paul Erich dann gepreßt, „davon hat sie nichts gesagt."

Und weiter sprachen sie nicht von ihr; bis zu den großen Sommerferien im nächsten Jahr.

„Wie sie sich freuen wird," sagte Graf Rankwitz, voller Stolz den Sohn betrachtend; „nun bist du ein Primaner!"

Paul Erich dachte, daß ihre Freude nicht so besonders groß sein würde.

„Wie gut ihr nebeneinander aussehen müßt! Eine so schöne, junge Mutter und ein so prächtiger Sohn!

Wenn ich nicht mehr bin, wirst du ihr eine Stütze sein, nicht wahr, mein Paul Erich?"

Gut, daß er den gequälten Ausdruck in dem jungen Gesicht nicht sah. „Ja, Papa."

„Erzähl ihr auch, wie wir jetzt unser Leben eingerichtet haben; und daß du studieren wirst; und daß wir zusammen im Horaz lesen; und daß im letzten Winter die Abende so lang waren; ja, das sag ihr; und daß ich alt bin," fügte sein Vater hinzu.

Und der Primaner, mit zuckenden Lippen lächelnd und die jungen Augen so fest auf das geliebte Gesicht geheftet: „Ja, Papa."

Der Alte wußte wohl, daß der Junge ihn verstand, wie nur der Freund den Freund versteht. Und seine Hand zitterte, als er die jugendliche Rechte drückte, und auch er sagte mit einem Lächeln: „Nun, dann danke ich dir, mein Paul Erich."

* * *

Sie bewohnte eine allerliebste, kleine Villa, eine Stunde von Hirschberg entfernt. Und während der Sommermonate war da reges, lustiges Leben. Unbegrenzte Gastfreundschaft herrschte. Jeder war willkommen, der über gesunden Humor verfügte, das Leben nur von der angenehmen Seite kannte und das Talent hatte, der schönen Hausfrau die Zeit zu vertreiben.

Paul Erich besaß dieses Talent nicht.

„Morgen kommt Graf Rankwitz," sagte die Breda — so lautete ihr Künstlername — eines Abends mit leisem Seufzer. Seit seiner Einsegnung litt sie unter seinen Besuchen. Es schien, als könnte er's nicht vergessen, daß sie an jenem Tage nicht an seiner Seite gewesen. Sie spielte eben in Petersburg — man vergötterte sie dort ja geradezu — eine Künstlerin kann doch nicht so ohne weiteres über sich bestimmen! Aber noch etwas anderes war's, das sie vor sich selbst nicht gelten lassen wollte, und das doch nicht wich; etwas, was sie nur empfand, wenn er bei ihr war; etwas, wovor ihr graute und was sich ihr in seiner Gegenwart so grausam offenbarte — das war das Bewußtsein, daß ihre Blütezeit hinter ihr läge und das Alter käme. Ihr Sohn sagte ihr's. Sie erschrak fast, als sie ihn im nächsten Jahr wiedersah, wie er zum Mann heranreifte; wie er längst nicht mehr das Kind war, dessen Mitleid sie sich durch ein paar Thränen erkaufte. Sie fürchtete sich vor seinen Augen, die in ihrer Seele zu lesen schienen. Fürchtete seine Fragen —

Und sie wußte, daß sie diesen Sohn nicht liebte, daß er ihr ganz fremd war. Sie sah nichts Verwandtes in ihm; nur den Feind, der sie plötzlich an der Schwelle des Alters bedrohte.

Sie wollte nicht alt sein! Sie wollte nicht!

Kam er, sah sie deutlich die feinen Linien und Striche, die in ihre Haut gegraben waren; sah sie, daß ihre Augen nicht mehr glänzten und strahlten wie früher und die Geschmeidigkeit der Glieder nachgelassen hatte; und das wundervolle Ebenmaß ihres Körpers war dahin trotz aller Vorsicht beim Essen! Das alles sah sie, wenn er kam; sie saß vor dem Spiegel, stundenlang, und zermarterte ihr Hirn, wie sie mit allerlei Kunstmitteln den Verheerungen des Alters entgehen könnte.

Sie war schlechter Laune in den Tagen, da sie ihren Sohn erwartete, und die lustigen Gäste nahmen Urlaub auf einige Zeit. Nur ganz Getreue blieben und wurden dem jungen Grafen gewöhnlich als Freunde, Vettern oder Brüder der Gesellschaftsdame, Frau v. Minkwitz, vorgestellt. Frau v. Minkwitz war ein armes, verbittertes Geschöpf, glücklich, daß es bei der Breda Aufnahme gefunden hatte.

Die Breda ging zu seinem Empfang auf den Bahnhof. Und als er auf sie zukam, erschrak sie. Welche Aehnlichkeit mit dem Vater! Und wie groß er war! Er überragte sie bei weitem. Und trat so sicher und selbstbewußt auf; an dem war nichts Knabenhaftes und Unfertiges mehr. Siebzehn Jahre war er alt — siebzehn Jahre! Sie hatte Angst vor ihm! Ja, wirklich, sie hatte Angst! Und eine Unsicherheit kam über sie, wie sie sie früher noch nie empfunden. Was sollte sie denn mit dem da anfangen? Zwei Monate lang! Jeder Tag war jetzt für sie kostbar. Jeder Tag, den sie genießen konnte. Und der da kam und beanspruchte sie als seine Mutter! Wie eine alte Frau mußte sie ja neben ihm aussehen. Kein Mensch glaubte mehr an ihre Jugend!

Aber sie küßte ihn und sagte ihm wie jedes Jahr, daß sie kaum den Augenblick hätte erwarten können, wo sie ihn in ihre Arme schließen dürfte.

Und Paul Erich that ihr den Gefallen und glaubte es.

„Diesmal ist's schrecklich einsam bei mir," sagte sie unterwegs, „ich bin gesundheitlich recht angegriffen gewesen und bedarf der Erholung. Es ist wirklich zu nett, daß du gekommen bist. Und nun erzähle mir, wie es dir gegangen ist."

Und er erzählte. Aber sehr bald hörte sie nicht mehr. Es war doch zu sonderbar, daß der da ihr Sohn war. Ein ganz erwachsener Mensch. Und einmal war er ganz klein gewesen. Reizend war er, als er so klein war. Ganz blond; und Locken hatte er. Und sie hielt ihn auf dem Schoß, und sein Vater lehnte über ihrem Stuhl — ach, wie war der Mann damals glücklich!

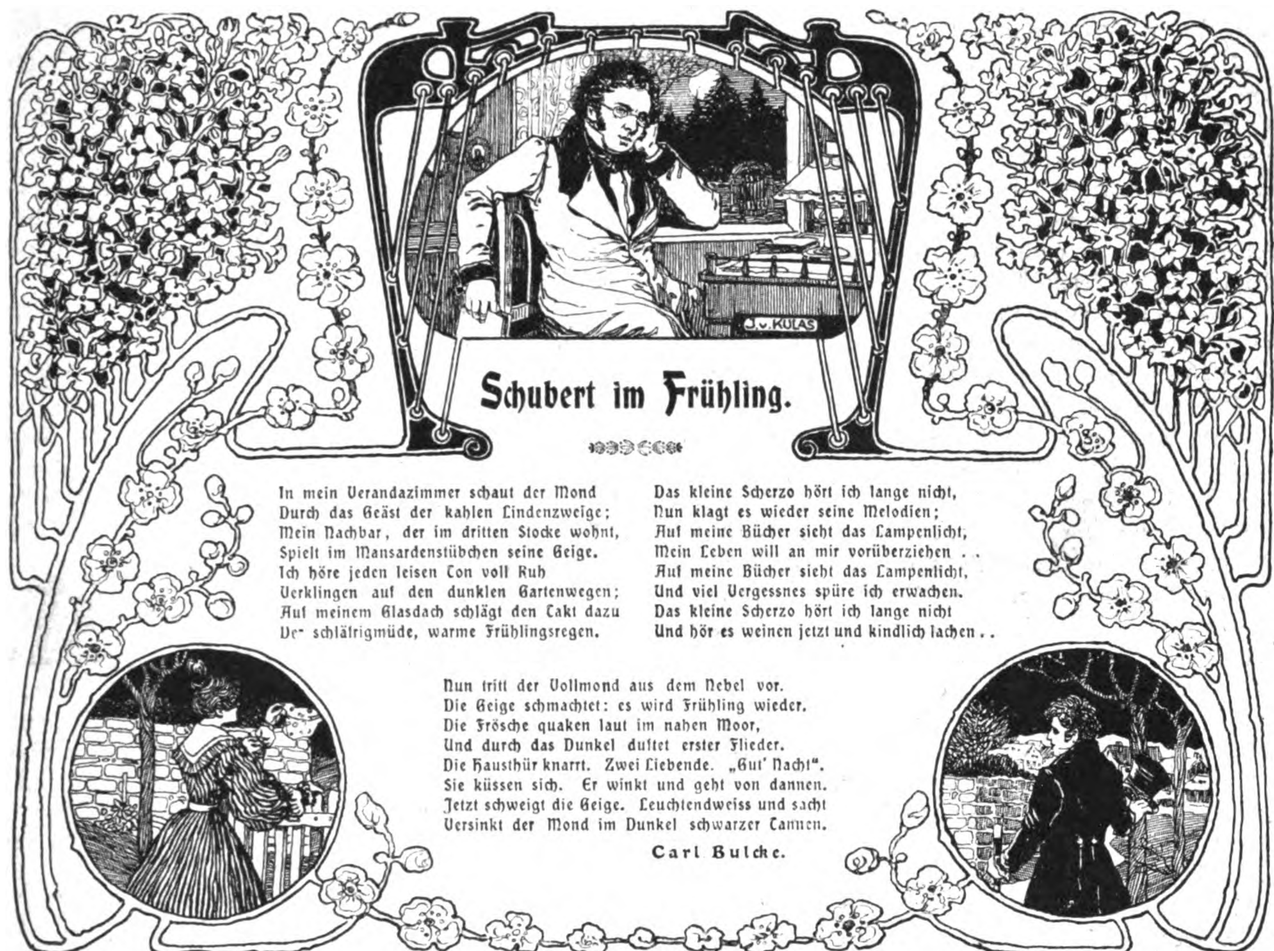
Hatte sie geseufzt? Nein — der Wind war's, der über den Bober herkam.

Und wie süß er damals aussah in dem weißen Flanellröckchen — goldene Knöpfe hatte es und um den Leib eine blaue Schnur — wie deutlich sie sich erinnerte — und er stand vor ihrer Thür und schlug mit den kleinen Fäustchen dagegen: „Laß mich doch rein, Mama! Ich will artig sein! Liebe Mama, laß mich rein!" Aber sie hatte ihn nicht eingelassen, denn sie schmückte sich, um dem schönen Oertzen zu gefallen. Und der Kleine war so lästig bei der Toilette.

Und der da neben ihr saß, war der Kleine, der Einlaß begehrte.

„Friert dich?" fragte Paul Erich; sie war zusammengeschauert. Und nun drückte sie sich fröstelnd in die Wagenecke, etwas von ihm fort.

„Nein — nein — sprich nur weiter." Sie lächelte ihm zu. „Und sieh mal, wie lange diesmal der Schnee auf den Bergen liegt, und wie rosig die Koppe glüht. Du kommst in der schönsten Jahreszeit."



Schubert im Frühling.

In mein Verandazimmer schaut der Mond
Durch das Geäst der kahlen Lindenzweige;
Mein Nachbar, der im dritten Stocke wohnt,
Spielt im Mansardenstübchen seine Geige.
Ich höre jeden leisen Ton voll Ruh
Verklingen auf den dunklen Gartenwegen;
Auf meinem Glasdach schlägt den Takt dazu
Der schläfrigmüde, warme Frühlingsregen.

Das kleine Scherzo hört ich lange nicht,
Nun klagt es wieder seine Melodien;
Auf meine Bücher sieht das Lampenlicht,
Mein Leben will an mir vorüberziehen . .
Auf meine Bücher sieht das Lampenlicht,
Und viel Vergessnes spüre ich erwachen.
Das kleine Scherzo hört ich lange nicht
Und hör es weinen jetzt und kindlich lachen . .

Nun tritt der Vollmond aus dem Nebel vor.
Die Geige schmachtet: es wird Frühling wieder.
Die Frösche quaken laut im nahen Moor,
Und durch das Dunkel duftet erster Flieder.
Die Hausthür knarrt. Zwei Liebende. „Gut' Nacht".
Sie küssen sich. Er winkt und geht von dannen.
Jetzt schweigt die Geige. Leuchtendweiss und sacht
Versinkt der Mond im Dunkel schwarzer Tannen.

Carl Bulcke.

Er konnte sich nicht heimisch fühlen, so ehrlich er's auch versuchte. Und die Angst um Papa ließ ihn auch gar nicht zur Ruhe kommen. Er mußte immer nach Hause denken; wie schlecht er aussah in letzter Zeit, und daß Papa niemand hatte, der ihn liebte, wenn er nicht bei ihm war. Ach wenn er mit Mama darüber hätte sprechen können — aber sie vermied ja sichtlich, mit ihm allein zu sein. Immer war die Minkwitz dabei, oder Besuch aus der Nachbarschaft, oder dieser merkwürdige Schwager der Minkwitz, der nie ein Wort für seine Schwägerin hatte und sich über seine Anwesenheit immer von neuem wunderte.

Er bewohnte dieselben Zimmer wie in den früheren Jahren. Beide zur Schneekoppe hin. Und da sie im zweiten Stock lagen, genoß er den herrlichen Blick über die Buchen und Edeltannen des Gartens hinweg auf das ganze Gebirge. Schade, daß Mama so spät aufstand. Die Morgenstunden waren so köstlich. Er hatte an einem der ersten Tage den Versuch gemacht, sie aus den Federn zu locken. Aber kurz vor der Schlafzimmerthür holte ihn die Minkwitz ein, rot, verlegen und ganz lächerlich erschrocken, und nötigte ihn, von seinem sträflichen Vorhaben abzulassen. Die gnädige Frau liebte das nicht. Nein, durchaus nicht. Sie dürfte nicht gestört werden.

Er bat, daß sie mit ihm zur Kirche ginge. Dann konnte er ihr's sagen, ohne Zeugen. Und er dachte sich's so heilig, einmal mit seiner Mutter zusammen in der Kirche zu sein. Er besaß ein merkwürdig frommes, gläubiges Gemüt, dieser junge Primaner.

Wie ihr das lächerlich vorkam! Wie sie das amüsierte! Es kam ordentlich Leben dadurch in die kleine Tischgesellschaft.

„Haben Sie's gehört, Herr Rittmeister" — das war der Schwager — „haben Sie's gehört? In die Kirche will er mit mir gehn! Mit mir! Die Mama ist ihm zu lustig! Die Mama soll ins Büßerhaus! Deshalb ist er hierhergekommen! Deshalb!" Sie lachte hell auf. Und alle lachten mit. Nur Paul Erich nicht. Der saß ganz blaß auf seinem Stuhl und starrte sie an, da war so ein sonderbarer Ton in ihrer Stimme, etwas Fremdes, Empörtes, Feindliches . . .

„Verzeih, Mama — wenn es dir nicht paßt —"

Ihre Augen funkelten ihn an — ja, das Feindliche lag auch in ihren Augen.

„Nein, es paßt mir nicht! Es paßt mir durchaus nicht! Und wenn man dich deshalb geschickt hat, daß du Bekehrungsversuche machst, paßt es mir erst recht nicht! Zur Magdalena ist's immer noch Zeit, nicht wahr, liebe Minkwitz? Ich bin jung und gesund und schön und beliebt — und ein anderer ist's nicht! Und darum soll ich meine Jugend opfern? Und darum will mein Herr Sohn mit mir beten?"

Immer diese funkelnden Augen! Und zwischen den roten Lippen die weißen, schimmernden Zähne — und

in der reichberingten Hand, in dieser wundervoll geformten, weißen Hand das grünschillernde Weinglas — das war seine Mutter?

„Missionar wollte er auch werden, denkt euch doch! Ein gottgefälliges Werk thun! Und ich hätte vielleicht die Ehre gehabt, mit ihm in die Wüste zu ziehn! He! Sieht er nicht schon aus, wie der heilige Antonius? Zu einem Betbruder haben sie ihn gemacht, damit ich nicht verdammt werde! Sagt doch, ist es wirklich eine Sünde, wenn ich mich am Leben freue? Bin ich geschaffen, um zu beten?"

Und sie stieß ihren Stuhl zurück und sprang auf — die Göttin der Lust und der Liebe, und alle stießen mit den Gläsern an und waren entzückt von ihren Worten.

Das war seine Mutter!

Und dann war sie ihm auf einmal um den Hals gefallen und hatte ihn ganz fest an sich gedrückt — „Ach du Dummchen — leb doch erst! Leb doch erst mal!" Er aber war so verwirrt, daß er nicht antworten konnte, daß er kaum einen Gedanken zu fassen vermochte.

Dem Rittmeister machte es Vergnügen, von nun an mit ihm zusammenzusein. Sie fuhren oder unternahmen Spaziergänge, und Paul Erich entdeckte zu seinem Staunen, daß der spottlustige, lebensfrohe Mann ein reiches Wissen und reichere Erfahrung hatte. Er sprach auch einmal vom alten Rankwitz. Er hatte ihn irgendwo mal kennen gelernt und hegte große Verehrung für ihn. Er nahm den jungen Grafen mit in die Nachbarschaft, sobald irgendwo ein lustiges Gelage stattfand, und wenn Paul Erich anfing, weinselig zu werden, wurde er erst recht lustig. „Sie sind ja wie ein kleines Mädchen aus der Klosterschule," sagte er einmal zu ihm, und sein junger Freund wurde darüber so wütend, daß er ihn fordern wollte. „Mein Gott," warf der Rittmeister leicht hin, „wenn ich denke, was ich für ein Kerl war in Ihrem Alter." Paul Erich kam sich neben dem eleganten Weltmann wirklich wie ein Baby vor.

„Von Ihrer Frau Mutter müssen Sie sich das nicht so zu Herzen nehmen," fuhr der Rittmeister fort; „übrigens eine prächtige Frau, Ihre Mutter. Was soll die in der Kirche! Was sollen wir in der Kirche! Das ist doch nichts für uns aufgeklärte Menschen. Ammenmärchen, um Kinder zu schrecken! Trost für Arme und Kranke, damit sie doch auch 'ne Freude haben. Heute hungern und leiden wir, wir Stiefkinder. Aber einstmals werdet ihr alle, die ihr jetzt tanzt und schwelgt und genießt, im ewigen Feuer brennen und schmoren. Gewissermaßen ist's ein Ausgleich, nicht wahr? Aber Ihnen, lieber Graf, nützt das doch nichts. Sie werden immerhin auch ein Schwelger werden. Grafen mit großem Vermögen sind ähnlich den Kamelen, die nicht durch das bewußte Nadelöhr spazieren können. Aber das wissen Sie ja alles selbst, Sie sind ja ein viel zu moderner Mensch, um anders zu denken. Gewissermaßen mögen Sie ja sogar recht gehabt haben neulich, Frauen müssen Religion haben. Entschieden. Mit uns Männern ist das etwas anderes."

Paul Erich that das Lob wohl. Es war etwas so Neues, daß ein so kluger Mann mit ihm in dieser Art sprach. Ein Mann, der die Welt kannte. — —

„Sie müssen nicht so oft erröten," sagte dieser Mann, der die Welt kannte. „Die Frauen fühlen sich uns sofort überlegen, sobald sie sehen, wie wir vor ihnen erröten. Von vornherein ihnen beweisen, daß wir die Herren sind! Ich hätte wohl Lust, Sie mit einigen Damen bekannt zu machen — — Sie wissen ja eigentlich noch gar nichts vom Leben! Schule und wieder Schule — und ich wette, daß Ihre ganze Gelehrsamkeit einem Frauenlächeln gegenüber nicht standhält. Aber so lange das ist, werden Sie keine Erfolge haben, mein Bester."

Paul Erich begann Vergnügen an solchen Themata zu haben. Er gab sich die größte Mühe, sich auch dieser neuen Freundschaft würdig zu zeigen. Es war ihm nach kurzer Zeit nicht mehr unangenehm, wenn man ihn so staunend betrachtete, ihn, den Sohn der Breda.

„Unser Gänseblümchen scheint nicht länger ein Gänseblümchen zu sein," sagte die Breda zum Rittmeister. „Graf Rankwitz wird Ihnen für die Erziehung seines Sohnes danken."

„Und seine Mutter?"

Sie zuckte die Achseln.

„Er hat ja keine Mutter, der arme Junge. Diesmal habe ich alles gethan, um das vielbesungene Muttergefühl in mir zu entdecken. Aber es scheint nicht vorhanden zu sein. Es giebt wilde Tiere, die ihre Jungen fressen. Es wird Menschen geben, die ihre Kinder nicht lieben. Eine Abnormität — oder ein Wunder. Sehen Sie, er ist zu alt für mich, und ich zu jung für ihn. Auf die Jahre kommt's nicht an. Ich erinnere mich mit Vergnügen des Fürsten Sergei; der war drei Jahre älter als Paul Erich und hat mir einen Heiratsantrag gemacht. Ich sag's Ihnen ganz offen, ich habe mein Kind nie geliebt, nie richtig geliebt. Und ich fühle auch keine Verpflichtung ihm gegenüber. Vor den Zärtlichkeiten meines Mannes habe ich mich gefürchtet — ich habe ihm alles geopfert — Glück, Karriere — meine schönsten Jahre habe ich an seiner Seite vertrauern müssen — glauben Sie, das vergißt man so leicht? Ich weiß von dem Kind nichts, als daß ich es geboren habe."

Der Rittmeister wunderte sich nicht darüber. Es wäre lächerlich gewesen, von diesem prachtvollen Menschentier etwas zu verlangen, was eine Seele verriet. Zudem — sie war auf den Namen ihrer Mutter getauft. Die war Garderobiere am Theater. Und vom Grafen Rankwitz hatte diese bis zu ihrem Tode eine so gute Rente bezogen, daß sie wohl sagen durfte, sie habe mit ihrer Tochter ein gutes Geschäft gemacht.

Paul Erich wurde übrigens mit jedem Tag unbequemer. Seitdem er nicht mehr „Gänseblümchen" war, bekam er einen merkwürdig forschenden Blick, war etwas Unruhiges über ihn gekommen. Er wich dem Rittmeister sichtlich aus, machte allein weite Spaziergänge. Er kniff die Lippen ein, wenn er in die auflodernden Augen seiner Mutter sah — in diese Glut der wundervollen Augen. Es war ihm schrecklich, als er überall mangelnder Ehrerbietung begegnete; und das Staunen der Gäste im Hause über seine Anwesenheit verletzte ihn jetzt aufs höchste.

Und dann — an einem wundervollen Tage war's, wo die Blüten stärker zu duften schienen als gewöhnlich, wo die Vögel leise girrten und der warme Mittagswind durch das Laub rauschte. Seine Mutter, der Rittmeister und er saßen auf der Veranda und träumten; und die Minkwitz hockte bescheiden im Zimmer und stickte für die Breda, um ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen. Ein Buch fiel zur Erde, und Paul Erich bückte sich schnell, es aufzuheben. Und als er sich wieder aufgerichtet, war er leichenblaß und stürzte aus dem Zimmer — und die Breda sprang zornig auf. „Nicht mal bequem hinlegen darf man sich!" — zufällig hatten ihre Füße jene des Rittmeisters berührt. „Nicht mehr auszuhalten ist's! Man fühlt sich fremd in seinem eigenen Hause! Den ganzen Tag wird herumspioniert."

Paul Erich war entschwunden; durch den Park lief er über das Kleefeld zu den düsteren Tannen hin, unter denen er so gerne lag. Und er hatte die Fäuste vor die Augen gedrückt, um den Thränen zu wehren, Thränen der Scham, der Wut. Der Scham, der Wut über sich selbst! Hätte er den Mann, diesen frechen Verächter alles dessen, was heilig ist, nicht morden müssen? Statt dessen lief er davon wie ein dummer Junge.

Im weichen Moose lag er, wild schluchzend; und manchmal erblickte er durch die ruhigen, schweren Aeste der riesigen Edeltannen ein Stückchen blauen Himmels; das sah auf ihn herab, so lieb, so tröstend wie ein Auge. Und er wurde auch ruhig nach und nach. Er hörte auf das Murmeln der Quelle, das Summen der Bienen; er sah das liebliche Thal zu seinen Füßen, diesen Garten, den die Natur selbst geschaffen.

Und da versiegten die Thränen. Ihm war, als höre er plötzlich das Hohelied, das Mutter Erde sang. Und etwas Großes, Niegeahntes erfüllte sein Herz, daß er die Hände falten mußte. Und er sah zu den Bergen auf, deren Gipfel sich so klar vom Firmament abhoben. Und ringsum eine so tiefe, heilige Stille. Und er dachte, daß das Große, das ihn erfüllte, ein Gebet sein müsse. Ein Gebet an Mutter Natur.

Abends packte er seine Sachen. Er konnte nicht länger bleiben. Aber er mußte ihr sagen, was sein Vater ihm aufgetragen hatte. Sein Vater durfte nichts ahnen von dem, was er wußte. Es wurde ihm schrecklich schwer, sie um diese Unterredung zu bitten. Doch wenn er's nicht that, würde er vor dem fragenden Blick des Greises erzittern. Vielleicht kehrte sie doch zurück. Und sein Vater mochte an die Lüge glauben und in seinem Glauben von einem letzten Glück träumen.

Sie kam, nachdem er eine halbe Stunde gewartet. Sie sah ihn kalt und feindlich an, und ihr Gesicht war verunschönt durch den harten, herausfordernden Blick ihrer Augen. Sie reichten sich nicht die Hände.

„Du wolltest mich sprechen. Ich habe schon gehört, daß du fort willst."

„Ja." Es klang ganz tonlos. Und seine Brust arbeitete so heftig, daß er jedes Wort herauspressen mußte. „Ich kann nicht länger bleiben —" was wollte er doch sagen? Alles war ihm entfallen! „Ich kann nicht länger bleiben —" und dann rief er plötzlich qualvoll, verzweifelt: „Mutter!"

Sie verstand ihn nicht. Hörte nicht den Schrei des gemarterten Herzens. Ihr war die ganze Sache schrecklich peinlich; sie schämte sich doch vor diesem Jüngling, der „zufällig" ihr Sohn war. Sie machte eine ungeduldige Bewegung. „Nun?"

Da lächelte er; ein bißchen krampfhaft sah's aus. Und wie er die Hände zusammenpreßte, wie ein großer, verlegener Schuljunge. Die Breda richtete sich keck auf. Der wollte ihr Moralpredigten halten? Vor dem hatte sie vorhin gezittert? Wie dumm, wie schrecklich dumm!

Er sagte ihr's. Leise. Ohne Zusammenhang. Und ohne sie anzusehn. Und er schämte sich, daß er ihr's sagte.

Wie sie lachte! Wie seine Mutter lachte!

„Jetzt will er mich? Jetzt, wo's zu Ende geht, will er mich? Und er denkt, daß ich nun auch komme? Und du denkst es auch? Haha — das wäre ein prachtvoller Abschluß! Einmal hat er mich hinausgejagt — jawohl! Hinausgejagt! Da paßte die Breda nicht zu dem gräflichen Namen, da konnte das Kind vergiftet werden — was will er denn von mir? Und warum sagst du mir's erst? Du wirst ja nun doch erzählen, in welchem Sündenpfuhl die Frau Mama steckt!"

„Mutter!"

„Pah — denkst du, ich weiß es nicht? Oder es macht mir etwas? Das Geld wirst du ja doch bekommen — dafür wirst du schon gesorgt haben! Bist ja nicht umsonst die Zeit bei ihm gewesen."

Wie entgeistert starrte er sie an. Das konnte sie von ihm denken? Von ihrem eigenen Sohn? Er begriff nicht mehr, was sie ihm alles sagte — in wütendem Haß — in wahnsinniger Erregung; verstand nichts mehr von den schrecklichen Anklagen, die sie gegen seinen Vater schleuderte, der ihr noch einmal die Hand reichen wollte. Der sie vielleicht um Verzeihung bitten wollte.

Er sah immer noch aus wie ein großer, verlegener Schuljunge. Doch aus dem Gesicht war alles Leben entwichen; und in den Augen ein Ausdruck, den wir alle kennen: wie bei einem Kind, dem man etwas Liebes, ach, so Liebes fortnahm, und das weinen möchte. —

Und er ging . . .

Und an der Thür nur einen kurzen Augenblick, wie um sich zu besinnen; wie um sich auf das Zauberwort zu besinnen, das ihm die Pforten zu dem verlorenen Paradies öffnen müßte: zum Mutterherzen. —

Honigduft erfüllte die Lüfte, und Schmetterlinge taumelten von Blüte zu Blüte, von Kelch zu Kelch. Es rauschte geheimnisvoll im Tannenwald, und die Bergwässerlein liefen so behende dahin. Und in ewiger, starrer Majestät lagen die Berge . . .

* * *

Dreißig Jahre ist er heute. Sie nennen ihn einen Sonderling. Es heißt, daß ihm nichts heilig sei; daß er alles genossen habe, was die Welt zu bieten vermag. Er hat kalte, durchdringende Augen, die immer mißtrauisch blicken. Wenn er die nicht hätte, so meinen die Frauen, wäre er ein schöner Mann. Aber es sind nicht

nur die Augen. Es ist das Antlitz, dem man in der Kindheit das Lächeln nahm — und das dann erstarrte.

Seine Mutter lebt mit ihm in derselben Stadt, und oft kreuzt sie seinen Weg. Aber er kennt sie nicht. Und wenn sie vor ihm niederfiele — er würde sie nicht aufheben. So sagen die Leute. Sie aber lechzt nach einem freundlichen Blick seiner Augen, die über sie hinwegsehn.

Er verachtet die Welt trotz seiner dreißig Jahre. Wie er sie verachtet! Und läßt nichts gelten. Nicht die Freundschaft und nicht die Liebe. Man fühlt sich beengt in seiner Nähe und meidet seine Gesellschaft.

Er ist ein Sonderling, heißt es, aber eigentlich weiß niemand warum.

Aber er ist wirklich einer, glaube ich. Seine starren, kalten Augen suchen nach dem Weibe, das er auf den Thron setzen möchte, von dem ein anderes, unvergessenes gestoßen wurde. Und wenn man seine Sammlung sieht, muß man den Kopf über ihn schütteln: lauter Madonnen sind's, lauter Madonnen. Aber nicht die triumphierende Königin — nicht die dolorosa — immer nur die Mutter mit dem Kind. Und das Kind sieht jauchzend auf in das gütige, glückverklärte Antlitz, und die Mutter ist so heilig in ihrem Glück.

Nur Weib. Nur Mutter.

Und Paul Erich sitzt stundenlang inmitten seiner Sammlung. . . .



Wer ist Erbe?

Wenn jemand nicht durch Testament über seinen Nachlaß verfügt hat, so bestimmt sich die Erbfolge nach den Regeln des Gesetzes. Wer so auf Grund des Gesetzes zur Erbschaft berufen wird, heißt in der heutigen Rechtssprache „gesetzlicher Erbe“. Die gesetzlichen Erben sind die Verwandten des Erblassers und in Ordnungen (Klassen) eingeteilt, von denen jede frühere die spätere gänzlich ausschließt.

Hinterläßt der Verstorbene Abkömmlinge, so erben diese allein; sie sind die Erben erster Ordnung. Mehrere Kinder erben ohne Unterschied des Geschlechts zu gleichen Teilen. An die Stelle eines vor dem Erblasser verstorbenen Abkömmlings treten dessen Abkömmlinge. Wer lebt, schließt seine eigenen Nachkommen von der Erbfolge aus. Leben z. B. ein Sohn des Erblassers und drei Kinder eines verstorbenen Sohnes, so erhält der Sohn die eine Hälfte, während jenen Kindern von der andern Hälfte je ein Drittel zufällt.

Gesetzliche Erben zweiter Ordnung sind die Eltern des Erblassers und deren Abkömmlinge. Diese alle sind nur berufen, wenn Nachkommen des Erblassers nicht vorhanden sind. Leben die Eltern, so erbt jeder von ihnen die Hälfte. Ist der Vater oder die Mutter verstorben, so treten an die Stelle des Verstorbenen dessen Abkömmlinge, und zwar nach den für die erste Ordnung geltenden Regeln. Wenn also nur der Vater und drei Brüder leben, so erbt der Vater die Hälfte, jeder der Brüder ein Sechstel; waren die drei Brüder verstorben und überlebt von drei oder vier oder fünf Kindern, so erhält jedes Kind des ersten Bruders ein Achtzehntel, jedes des zweiten ein Vierundzwanzigstel, jedes des dritten Bruders ein Dreißigstel des Nachlasses.

In der dritten Ordnung erben die Großeltern und deren Abkömmlinge. Leben die Großeltern, so erben sie allein und zu gleichen Teilen. Anstelle eines verstorbenen Großelternteils treten dessen Abkömmlinge.

Gesetzliche Erben der vierten Ordnung sind die Urgroßeltern und deren Abkömmlinge.

Als die fünfte Ordnung endlich werden jene Verwandten bezeichnet, die dem Erblasser noch ferner stehen, als die vorhergehenden Ordnungen. Von ihnen erben stets jene allein, die sich als seine nächsten Verwandten ausweisen können.

Hinterläßt der Verstorbene außer dem Gatten Abkömmlinge, so erhält der Gatte ein Viertel und die Abkömmlinge zusammen drei Viertel; hinterläßt er keine Abkömmlinge, jedoch Eltern oder Abkömmlinge von solchen oder Großeltern, so erhält der Gatte die eine, die übrigen die andere Hälfte. Ist kein Angehöriger der bezeichneten Kategorien vorhanden, so erbt der Ehegatte alles.

Wenn endlich von all diesen gesetzlichen Erben keiner zu ermitteln ist, so fällt der Nachlaß an denjenigen Bundesstaat, dem der Erblasser zur Zeit seines Todes angehörte.



Soll man nach Tisch schlafen?

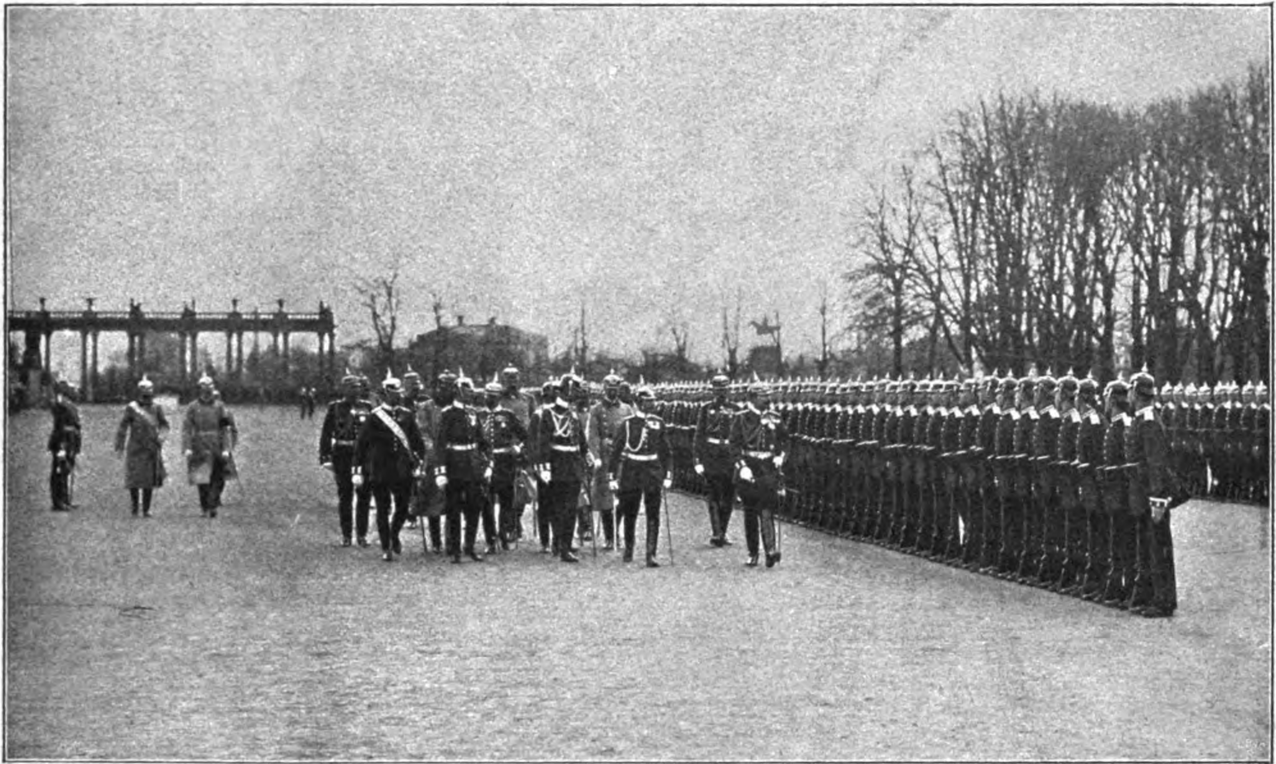
Der berühmte französische Forscher Claude Bernard hat einmal einen interessanten Versuch angestellt. Er fütterte zwei Jagdhunde des Morgens gleichmäßig und nahm den einen auf die Jagd mit, während er den andern einsperrte. Am Abend wurden beide Hunde getötet und ihre Magen untersucht. Dabei zeigte sich, daß der nach dem Fressen eingesperrte Hund sein Futter gänzlich, der andere dagegen das seinige noch gar nicht verdaut hatte. Dieses Experiment würde also für uns Zweifüßler den strikten Hinweis enthalten, nach genossener Mahlzeit der Ruhe zu pflegen. Es bedarf aber, genau genommen, eines solchen Hinweises nicht; denn viele, wenn nicht die meisten Menschen überkommt nach beendeter Mahlzeit ein erschlaffendes Müdigkeitsgefühl, dem sie oft nicht widerstehen können, und kleine Kinder schlafen nach einer befriedigenden Mahlzeit von selbst ein. Bezeichnend sagt ein alter Spruch: Plenus venter non studet libenter — ein voller Bauch studiert nicht gern.

Zweifellos ist die Müdigkeit nach dem Essen oft nur die Folge einer übermäßigen Sättigung. Andrerseits aber stellt sich unter Pulsbeschleunigung nicht selten ein leicht fieberhafter Zustand ein, der indessen durchaus nicht krankhaft zu nennen ist. Namentlich bei Kopfarbeitern sammeln sich leicht bis Mittag schon reichlich schlafmachende Ermüdungsstoffe im Gehirn an, und hier wird ein etwa viertel- bis halbstündiges Schläfchen von Vorteil sein. Ein länger ausgedehnter Nachmittagsschlaf verlangsamt und erschwert gewöhnlich die Verdauung. Allerdings empfiehlt es sich ebensowenig, nach dem Essen anstrengend zu arbeiten. Während der Verdauung strömt das Blut in reicherem Maß zum Magen, jede übermäßige Anstrengung eines andern Organs aber würde den Blutzufluß verringern und die Verdauung beeinträchtigen.

Wie überall, so empfiehlt es sich auch hier, die goldene Mittelstraße zu wandeln. Wer es ermöglichen kann, sollte sich nach dem Essen in einen bequemen Stuhl setzen oder mit erhöhtem Kopf auf eine Ottomane legen und die nächste Zeit mit einer ganz leichten Lektüre ausfüllen. Nur sehr rührige Menschen, die bereits den ganzen Vormittag anstrengende Geistesarbeit geleistet haben, dürfen ein wenig schlafen, sofern sie das Bedürfnis danach empfinden, ebenso altersschwache oder kränkliche Personen und bleichsüchtige Mädchen. Dagegen sollten Personen mit Herzfehlern, Aderverkalkung, Kopfwallungen oder Fettleibigkeit auf den Schlaf nach Tisch überhaupt ganz verzichten; ihnen thut dagegen Ruhe vor dem Essen außerordentlich gut.



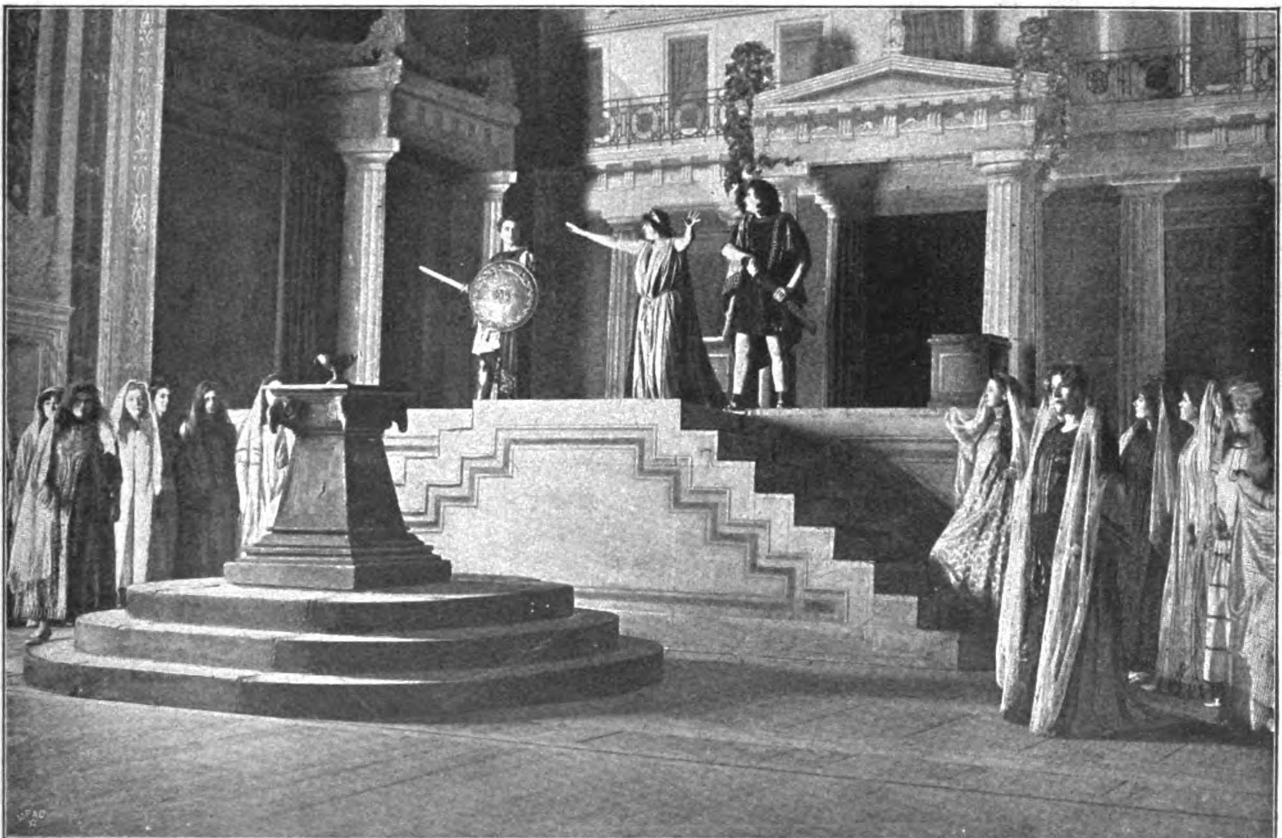
Bilder aus aller Welt.



Der Kronprinz. Der Kaiser.

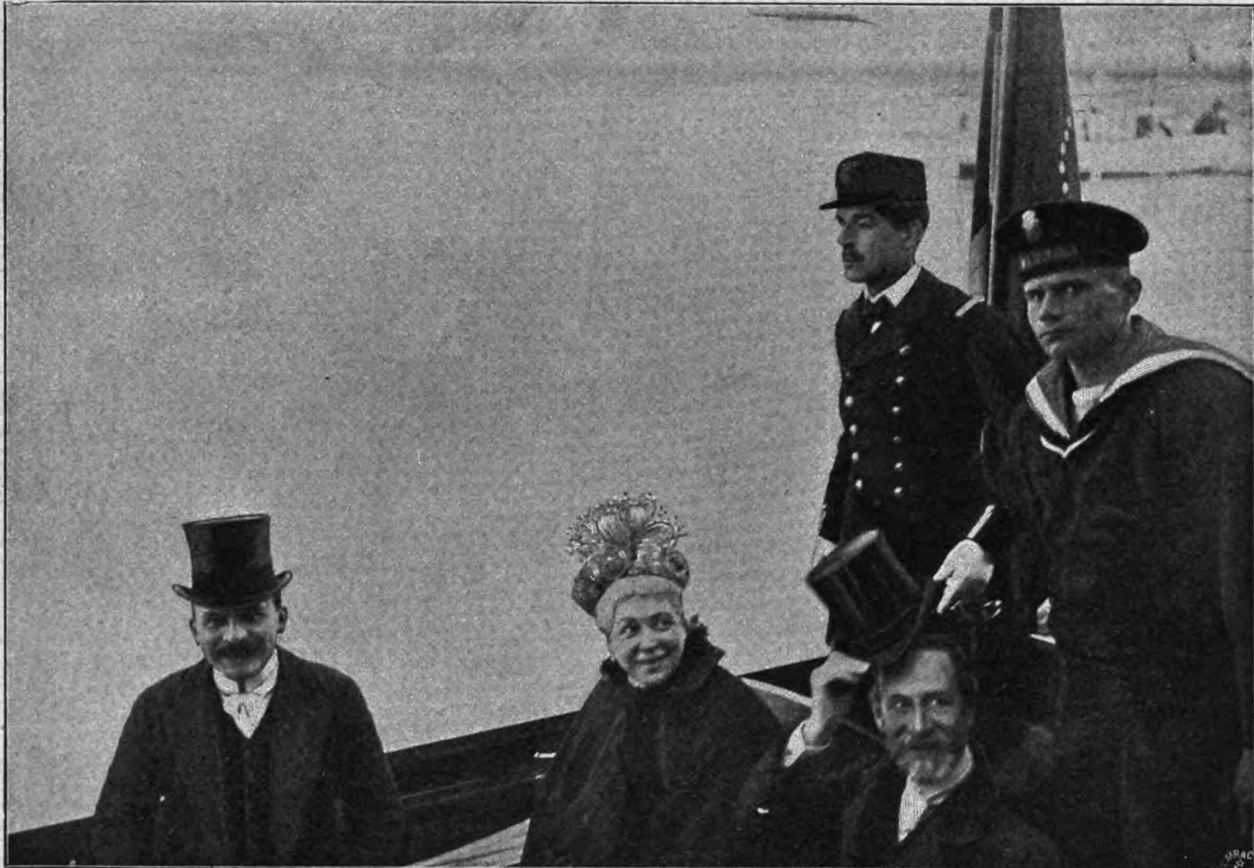
Kompagnievorstellung in Potsdam: Der Kaiser schreitet die Front ab.

Hofphot. Selle und Kuntze, Potsdam.



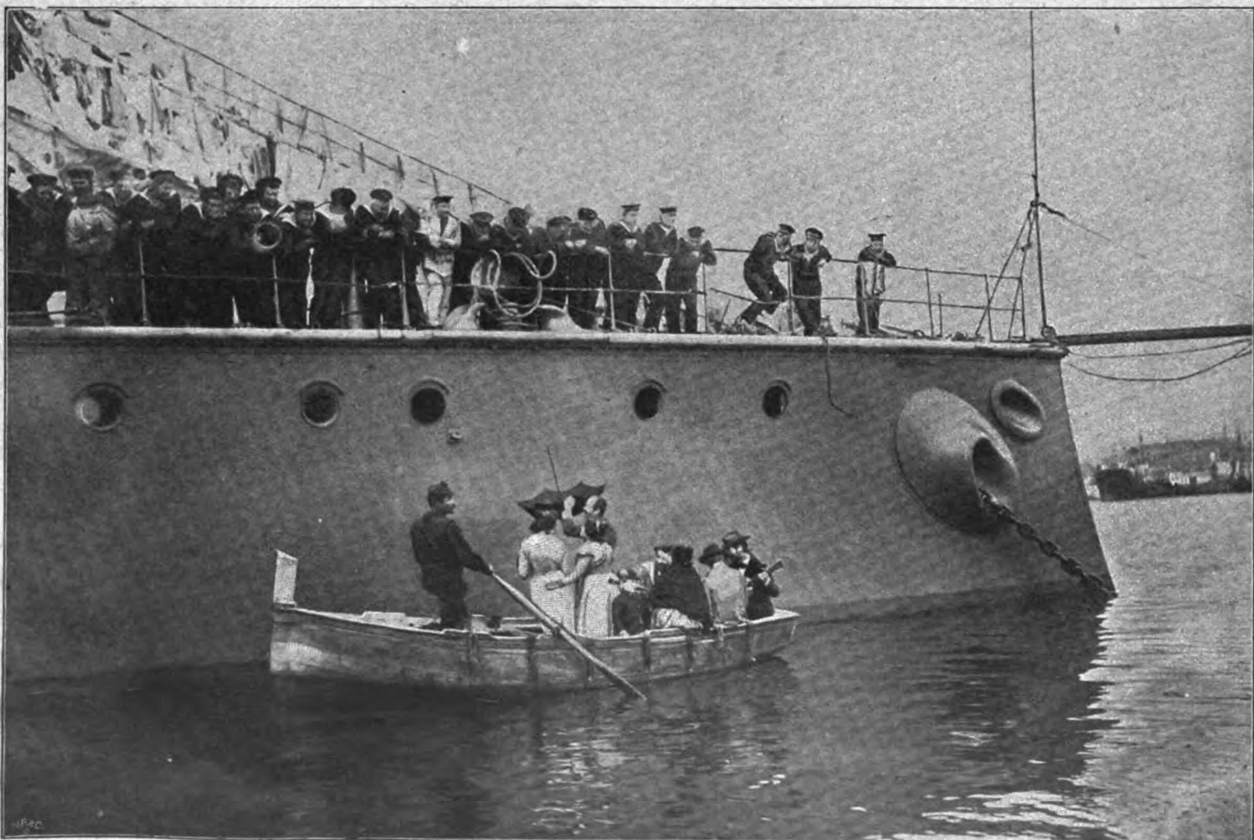
Von der Theateraufführung zu Gunsten des Schillerverbandes deutscher Frauen in Berlin: Scene aus den „Phönizierinnen" des Euripides.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander und Labisch, Berlin.



Baronin Pasetti. Baron Pasetti.

Vom Besuch des österreichischen Geschwaders in Neapel: Ankunft des österreichischen Botschafters Baron Pasetti.



Vom Besuch des österreichischen Geschwaders in Neapel: Ein Ständchen zu Ehren der Gäste.

Momentaufnahmen von Abéniacar.



1. Frau Brisson. 2. Henri Lavedan. 3. Frau Lavedan. 4. Frau Bajchet 5. A. Brisson. 6. C. Bajchet.

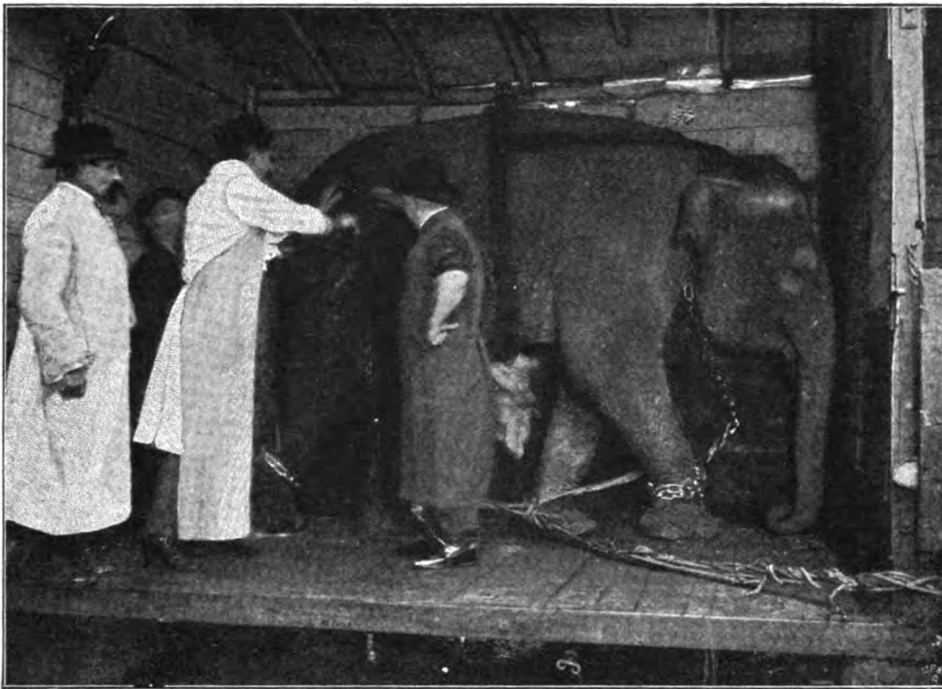
Bilder vom Pariser Gavarnifest am 12. April: Blick in eine Loge.



1. Der Maler Willette als König Louis Philipp. 2. Der Bildhauer und Maler Gérôme im Kostüm von 1850.

Bilder vom Pariser Gavarnifest am 12. April: Bei der Tafel.

Phot. L'Actualité, Paris.



Operation an einem Elefanten durch Professor Drexler, Prag.

Phot. Czapek, Prag.



Med.-Rat Dr. Würth, Freiburg, der älteste deutsche Korpsstudent.



Rittergutsbesitzer Zeitschel, Schieben † einer der ältesten Korpsstudenten.



Amalie Buchheim, Schwerin in M. † Kustodin im großherz. Museum.

Der operierte Elefant. Eine sehr bemerkenswerte Operation an einem Elefantenweibchen ist vor kurzem in Prag ausgeführt worden. Der Elefant lahmte seit einiger Zeit, und keine Heilmethode wollte helfen. Da wandte sich der unglückliche Menageriebesitzer, dem das wertvolle Tier gehörte, an Dr. Drexler, Professor der Tierheilkunde an der deutschen Universität in Prag, der eine vom Hüftknochen ausgehende Fistel feststellte. Professor Drexler entschloß sich zu einen operativen Eingriff, und der vierfüßige Patient wurde mit daumendicken Ketten am Hals und an den Füßen gefesselt. Um dem Elefanten die Schmerzen zu ersparen, wurde ihm eine Einspritzung von 4 Gramm Morphium und ebensoviel Kokaïn gegeben, die das Tier sichtlich beruhigte. Auf unserer Aufnahme ist der Augenblick der Operation festgehalten.

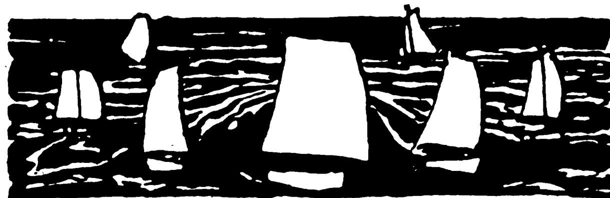
Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

Nummer 18. Berlin, den 3. Mai 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 18.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	779
Umschau	779
Berliner Chronik	780
Hof und Gesellschaft	780
Düsseldorf als Kongreßstadt. Von Dr. Wilhelm Beumer, Mitgl. d. Reichstags	781
Theater	782
Die Kunstwoche	782
Das Buch der Woche	784
Die Toten der Woche	784
Die Börsenwoche	784
Notizbuch	785
Zu unsern Bildern	785
Sport	786
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	787
Am Rhein. Gedicht von J. von Wildenradt. Für die Festnummer der „Düsseldorfer Ausstellungswoche“ komponiert von Engelbert Humperdinck	795
Im Herrenhaus von Luckmühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung)	798
Der englische Krönungsstaat. Von M. Oberberg. (Mit 3 Abbildungen)	803
Im niederdeutschen Moor. Von Hans Ostwald. (Mit 5 Abbildungen)	806
„Fräulein“. Ein Lebensbild von Alice Berend	809
Wunsch. Gedicht von Gustav Falke	811
Feste Luft. Von Dr. L. Reimer. (Mit 3 Abbildungen)	812
Wem gehört das Tier? Juristische Plauderei von A. Elvers	813
Humor in der Plastik. Von Dr. A. Rossig. (Mit 5 Abbildungen)	814
Bohème. Skizze von Viktor von Kohlenegg	817
Schiffsbrände auf offener See. (Mit 1 Abbildung)	818
Vegetarismus und Fleischnahrung. Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Ewald	819
Die Mondsee. Gedicht von Maria Stona	822
Die billige Wohnung. Skizze von Luise Westkirch	823
Aphorismen. Von Peter Sirius	826
Bilder aus aller Welt. (Mit 3 Abbildungen)	827



Die sieben Tage der Woche.

24. April.

Aus Guatemala wird gemeldet, daß daselbst bei einem Erdbeben mehr als 200 Personen ums Leben gekommen sind.

Bei der Reichstagsersatzwahl im 14. hannoverschen Wahlkreis Celle-Gifhorn für den verstorbenen Abgeordneten Freiherrn von Hammerstein kommt es zur Stichwahl zwischen dem welfischen und dem nationalliberalen Kandidaten.

25. April.

Eine Deputation des Bundesrats, bestehend aus dem Reichskanzler Grafen Bülow, dem bayrischen Gesandten Grafen Lerchenfeld-Köfering, dem hessischen Gesandten Dr. von Neidhardt und dem stellvertretenden Weimarer Bevollmächtigten Dr. Paulßen, überbringt dem Großherzog Friedrich von Baden in Karlsruhe Glückwünsche zu seinem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum.

Aus Finnland wird gemeldet, daß in Wiborg und andern Städten des Großfürstentums ähnliche Ruhestörungen wie in Helsingfors aus Anlaß der Rekrutenaushebungen stattfanden.

Bei der Reichstagsersatzwahl im Kreis Saarbrücken wird der nationalliberale Abgeordnete Boltz, dessen Mandat für ungiltig erklärt war, mit bedeutender Majorität wiedergewählt.

26. April.

Der Kaiser trifft in Karlsruhe ein, um dem Großherzog persönlich seine Glückwünsche zum Regierungsjubiläum auszusprechen.

27. April.

Aus Wien wird gemeldet, daß Kaiser Franz Josef den Prinzen Heinrich von Preußen zum Admiral der österreichisch-ungarischen Flotte ernannt hat.

In Frankreich finden die Neuwahlen zur Deputiertenkammer statt. Während in Paris die Nationalisten bedeutende Erfolge erringen, gehört die Mehrheit der in den Provinzen Gewählten den ministeriellen Parteien an. Ihnen fallen von den 401 Mandaten, über die die Entscheidung bereits gefallen ist, 243 zu. In 171 Fällen müssen Stichwahlen vorgenommen werden.

Bei den Kantonsratswahlen in Zürich wurden 27 Sozialdemokraten gewählt. Dadurch wird die Mehrheit im Rat nach links verschoben.

28. April.

In der italienischen Deputiertenkammer teilt der Ministerpräsident mit, daß der König das Entlassungsgesuch des Kriegsministers Generals di San Martino angenommen und den Marineminister Morin mit der einstweiligen Verwaltung des Kriegsministeriums betraut habe.

Der Reichstag überweist die Vorlage über die Diäten für die Mitglieder der Zolltarifkommission zur Vorberatung an die Budgetkommission. In der Debatte sprechen sich die Vertreter einer starken Mehrheit für die Vorlage aus.

29 April.

Im Krosigkprozeß in Gumbinnen wird nach elftägiger Verhandlung die Beweisaufnahme geschlossen.

30. April.

Der Reichskanzler Graf Bülow und die preußischen Minister von Thielen, Dr. Studt, Freiherr von Rheinbaben, Freiherr von Hammerstein und Möller begeben sich zur feierlichen Eröffnung der Ausstellung nach Düsseldorf.



Umschau.

Das Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden hat mit seinen patriotischen Festlichkeiten den schönen Beweis erbracht, daß nicht nur im badischen Land, nicht nur im Reich, sondern auch überall, wo überhaupt Deutsche wohnen, die ehrwürdige Gestalt des Großherzogs als die Verkörperung des deutsch-nationalen Gedankens betrachtet wird. Das deutsche Volk und die deutschen Fürsten, der Kaiser an der Spitze, ehrten den greisen Jubilar, und die Rede die der Kaiser bei dem Festmahl in Karlsruhe hielt, erhob sich weit über die offiziellen Auslassungen bei derartigen Gelegenheiten, sie kam aus einem warmfühlenden und dankbaren Herzen und sprach das aus, was jeder Deutsche in jenem Augenblick empfand.

Die Düsseldorfer Ausstellung, deren Pforten sich am 1. Mai öffneten, giebt Rheinland-Westfalen, dem mächtigsten Eisen- und Kohlengebiet in deutschen Landen, Gelegenheit, selbständig

der Welt seine großartigen Erzeugnisse zu zeigen. Aus sich selbst heraus, ohne offiziellen Antrieb, haben die Industriellen Rheinland-Westfalens mit einem Eifer und einer Aufopferung, die auch durch die inzwischen eingetretene wirtschaftliche Depression nicht beeinträchtigt wurden, die Ausstellung in Scene gesetzt. Um die Wichtigkeit der Ausstellung auch nach außen hin erkennbar zu machen, hat der jugendliche Kronprinz des Deutschen Reiches das Protektorat über die Veranstaltung übernommen. Der Reichskanzler Graf Bülow, der Minister der öffentlichen Arbeiten v. Thielen, der Kultusminister Dr. Studt, der Finanzminister Freiherr v. Rheinbaben der Minister des Innern Freiherr v. Hammerstein und der Handelsminister Möller waren bei dem Eröffnungsakt zugegen. Die Stadt Düsseldorf am Rhein ist schon durch ihre Lage für eine solche Ausstellung außerordentlich begünstigt. Gerade unter den heutigen Verhältnissen ist es von hohem volkswirtschaftlichem Wert, daß die ungebrochene Kraft und der gesunde Boden der deutschen Industrie der Welt gezeigt wird. Wenn Deutschland auch in absehbarer Zeit ein reiner Industriestaat nicht werden wird, ist es doch geboten, unserer Industrie die weitestgehende und höchste Aufmerksamkeit zu widmen. In diesem Sinn ist die Düsseldorfer Ausstellung eine That von weittragender, nationaler Bedeutung.

Die Wahlen zur französischen Kammer haben sich äußerlich sehr ruhig vollzogen. Es stehen allerdings noch 175 Stichwahlen aus, aber heute schon läßt sich erkennen, daß das Kabinett Waldeck-Rousseau in der neuen Zusammensetzung des französischen Parlaments gleichfalls über eine hinreichend starke Majorität verfügen wird, ja daß es im gegebenen Fall sogar zwischen zwei Mehrheiten die Wahl hat. Es ist eine bekannte Erfahrungsthatsache, daß die Bevölkerung jeder Großstadt radikal und oppositionell ist. Wenn das im allgemeinen schon zutreffend ist, so ist es aber ganz besonders in Paris der Fall. Die Pariser grollen gewohnheitsmäßig stets der jeweiligen Regierung, es ist bei den diesmaligen Wahlen aber sehr auffällig gewesen, daß die Sozialisten merkwürdig schlechte Geschäfte gemacht haben. In dieser Beziehung sind zweifellos die Ereignisse im Nachbarland Belgien von bestimmendem Einfluß gewesen. Man scheint auch in Frankreich eingesehen zu haben, daß das Hinabsteigen auf die Straße von keiner Bedeutung für die Aenderung der sozialen Verhältnisse ist, und daß die staatlichen Organisationen immer noch stärker sind als revoltierende Aufständige, und daß die Anwendung von Gewalt nur Gegendruck hervorruft. Namentlich hat die extreme Richtung des Sozialismus, die bei der Hauptwahl überhaupt nur zwei Sitze errang, eine direkte Schlappe erlitten.

Die Unruhen auf der Balkanhalbinsel hatten sich, wie es schien, bereits im Sand verlaufen. Die griechischen Osterfeiertage gingen vorüber, ohne daß die zu diesem Termin angekündigten slawisch-nationalen Erhebungen auf der Balkanhalbinsel sich verwirklicht hätten. In Makedonien herrscht verhältnismäßige Ruhe, Bulgaren und Serben scheinen darauf verzichtet zu haben, die alte Feindschaft und Eifersucht zu erneuern. Diese Ruhe scheint aber dem Fürsten von Montenegro nicht in seine Politik zu passen, es ist bekannt, daß gerade die Montenegriner sich wegen der eigentümlichen Erbfolgeverhältnisse im serbischen Königshaus mit Vergrößerungsplänen tragen. Die außerhalb Montenegros weilende waffenfähige Mannschaft hat Befehl erhalten, in die Heimat zurückzukehren. Diese auffallende Maßregel hängt offenbar mit größeren Rüstungen zusammen, die Montenegro im stillen betreibt. Fürst Nikita war erst kürzlich in Podgoritza, wo sich albanesische Führer zum Zweck langer Beratungen eingefunden hatten. Es wird natürlich ganz auf die Haltung der russischen Regierung ankommen, und ob diese — was zur Zeit ausgeschlossen erscheint — zulassen wird, daß die ehrgeizigen und eroberungssüchtigen Pläne Montenegros sich zu Thaten auswachsen, die immerhin verhängnisvolle Folgen haben könnten.



Der alte Havelzauber lockt aufs neue. Höhen und Obstgehänge leuchtend überstreut. Ein weißlich wallendes Blütenmeer. Zartrote Pfirsichblüten heben in kräftigeren Farbentönen aus der reinlichen Pracht sich hervor; und drunten, vom weiten Gewässer umspült, die „Obstkammer Berlins", das vielgenannte Städtchen Werder bei Potsdam! Sonst ein friedliches Idyll, stillgeschäftig und wie fernab vom Berliner Strom. Um die erste Maienzeit aber wird's zur Pilgerstätte für Berlin; am ruhigen, blütenverhangenen Ort weiden sich frühlingstrunkene Blicke; und wie überall auf Pilgerstätten scheint die gesamte Einwohnerschaft eifrige Fremdenindustrie zu treiben. Unter rauschenden Baumkronen werden Fruchtweinstände aufgeschlagen, in Gasthäusern ein unruhig flutendes Leben, Musik, nicht immer harmonischer Natur, klingt darein; blühende Zweiglein werden als Angedenken feilgeboten; und Berlinische Frühlingsluft schwillt und schwillt.

Im Frühlingstaumel, in der Zeit der ersten Massenausflüge brechen auch rauhere Elemente der Berliner Bevölkerung den feierlichen Frieden jungschaffender Natur. Seit einigen Jahren mehren sich die Klagen über Forstfrevel, Baumbeschädigung und ähnliche Uebergriffe in der Landschaftskultur. Das war früher nicht, als dem Berlinischen Charakter fast eine überzärtliche Empfindsamkeit für „Jejend", für die Landschaft nachgesagt wurde. Ein paar Kiefern auf sandiger Höhe, und für das bedürfnisarme und dankbare Berliner Gemüt von ehedem war die Romantik der „Jejend" geschaffen. Man muß nicht gleich, weil wüste Roheiten und unnützer Frevel vorkommen, auf starke Verwilderung im Verkehr mit der Natur schließen. Unwissenheit, leichtherzigtrunkener Uebermut tragen die größere Schuld an dieser unangenehmen Erscheinung. Der jugendlich großstädtische Nachswuchs insbesondere wächst auf, ohne irgendeine intimere Fühlung mit dem Walten in freier Natur gewinnen zu können. Es fehlt der rechte Begriff für die Pflanzenwerte, oder er bleibt verkümmert. Daher ist mancher Unfug zu erklären, wie bei unwissenden Kindern die grausamen Spiele mit der niederen Tierwelt zu erklären sind. Im übrigen sind durch belehrende Mahnungen, nicht durch die dürren Verbotsplakate Nutzerfolge erzielt worden.

Meldet sich der ungestüme Drang nach dem Land, da nahen zugleich für die Stadt die Tage der künstlerischen Massenausstellungen. Für Berlin hat die Eröffnung solcher Kunstschau weitaus noch nicht jene gesellschaftliche Bedeutung, die die sogenannten Firnistage, Generalproben gleichsam, für Paris längst gewonnen haben. In Berlin hat man es auch hier in gewissem Sinn mit einer Art von „Premièrenpublikum", nicht mit der Gesellschaft im erweiterten Geist zu thun. Dreitausend Equipagen und Mietswagen fuhren in Paris am Tage der Eröffnung des ersten Salons vor. In der Berliner Sezession gab es wohl auch ein Gedränge von Leuten aus Berlin W. Was will das aber für die bescheidenen und so beengten Räume in einem mittleren Landhaus von Charlottenburg bedeuten? Ein paar hundert Besucher, und die Drängelei ist fertig.

Während Gelehrte und Laien die Sommerausstellungen des Jahres — zu Berlin und München kommt diesmal Düsseldorf und Karlsruhe hervorragend hinzu — kritisch prüfen sollen hat sich für Berlin in aller Stille ein ungleich wichtigeres, sozial-künstlerisches Ereignis vorbereitet. Das ist die Abendbeleuchtung unserer Museen.

Die Idee ist nicht neu. Sie tauchte immer wieder auf, wenn man deutlich sah, wie wenig die Museenschätze eigentlich besichtigt und gekannt werden. Vergleichsweise natürlich. Bei einer Stadt von so ausgesprochenem Arbeitscharakter, wie Berlin, mußte ein Hauptgrund hierfür rasch auffallen. Der Arbeitstag gönnt wenig Muße; und nach mehr als einer Richtung hin dient der Berliner Fremdenverkehr ebenfalls

vornehmlich der Arbeit, dem Geschäft. Der behaglich verweilende, flanierende Fremde ist in Berlin immerhin ein seltener Gast. Es war also klar, daß mannigfach keimende Bedürfnisse, sich in den Museen umzuthun, brachliegen mußten. Das gilt nicht bloß für den Arbeiter, so weit er Bildungsdrang besitzt, sondern für umfassende Berliner Bevölkerungskreise. Stets aufs neue tauchte in den Zeitungen der Plan auf, die Abendbeleuchtung einzuführen, um so den Vielbeschäftigten in den Feierstunden eine Anschauung von ungleich höherem Wert zu verschaffen, als flüchtige Saisonausstellungen gewähren können. Aber mit bureaukratischer Zähigkeit wurden derartige Anregungen stets abgelehnt. Ein kaiserliches Machtwort hat alle Bedenken überwunden, und nun werden die ersten Versuche mit der Abendbeleuchtung gemacht. Mit einem Schlag wird die neue Maßregel selbstverständlich nicht Wunder wirken. Auch hier wird sie sich erst in Ausdauer bewähren können. Dann aber kann sie wirklich zum ernsten Kulturverdienst gedeihen. Sever.



Eine Verlobung, die unmittelbar vor der Eheschließung rückgängig gemacht wurde, erregt nicht nur in Prag, sondern in den Kreisen der österreichischen und deutschen Aristokratie, der die beiden Verlobten angehören, außerordentliches Aufsehen. Ueber die Gründe der Lösung dieses projektierten Bündnisses zwischen der Gräfin Henriette Chotek, jüngsten Schwester der Fürstin Sophie von Hohenberg, der Gemahlin des österreichischen Thronfolgers, und dem Prinzen Stanislaus Radziwill kursieren eine Anzahl Gerüchte, von denen jenes, nach dem die Vermählung rückgängig gemacht worden sei weil der Bräutigam, der als Leutnant dem 1. hannoverschen Königsulanenregiment angehört, eine Million Mark Schulden besitze, die die Familie der Braut nicht übernehmen wolle, von beiden Familien als unzutreffend bezeichnet wird. Die Absage der Vermählung erregte in Prag um so größere Sensation, als sich dort unter den zur Hochzeitsfeier eingetroffenen Gästen auch der österreichische Thronfolger mit Fürstin Hohenberg befand. Prinz Stanislaus, dessen Schwestern an die Grafen Joseph und Roman Potocki vermählt sind, von denen der erstere kürzlich durch die im Wiener Jockeyklub an den ungarischen Sportsman, Herrn von Szémere, im Spiel verlorenen zwei Millionen Kronen viel von sich reden machte, ist der jüngste Sohn des Generaladjutanten Fürsten Anton Radziwill.

Ein Mitglied der deutschen Gesandtschaft im Haag, Legationssekretär Freiherr Paul von Lüttwitz, vermählt sich in diesen Tagen mit Prinzessin Urussow, einer Verwandten des russischen Botschafters in Paris. Freiherr von Lüttwitz, dessen Familie dem schlesischen Uradel entstammt, ist der einzige Sohn des vor mehreren Jahren verstorbenen Kammerherrn Freiherrn Rudolf von Lüttwitz aus dessen erster Ehe mit einer Amerikanerin, Miß Campbell-Simson. Von den drei Schwestern des Bräutigams vermählte sich die älteste an den Rittmeister von Alten auf Groß-Goltern, die zweite an dessen Bruder, den preußischen Regierungsrat Maximilian von Alten in Hannover, während die jüngste die Gemahlin des früheren Rittmeisters Grafen Eduard von Oriola wurde.

Düsseldorf als Kongressstadt.

Von Dr. Wilhelm Beumer, Mitglied des Reichstags.

Die durch die kraftvolle Initiative des Geheimen Kommerzienrats H. Lueg unter Mitwirkung der großen drei, in Düsseldorf domizilierenden wirtschaftlich-technischen Vereine ins Leben gerufene Industrie- und Gewerbeausstellung, mit der auch eine deutsch-nationale Kunstausstellung verbunden sein wird, hat Veranlassung dazu gegeben, daß Düsseldorf im Lauf dieses Sommers zu ihrem jetzt schon dreifachen Titel der Garten-, Industrie- und Kunststadt den vierten der Kongreßstadt hinzuzufügen, das volle Recht hat. Die Zahl der angemeldeten Kongresse hat bereits hundert überstiegen, und die Thätigkeit der Sonderausschüsse, die hier zum Zweck der Vorberatung des Empfangs so vieler und so verschiedenartiger Körperschaften zur Zeit entfaltet wird, ist geradezu staunenswert. Es giebt kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens, dessen Vertreter sich im Sommer 1902 nicht in Düsseldorf versammeln werden, und zwar nationale sowohl als internationale Vertreter, da eine größere Anzahl der in Aussicht stehenden Kongresse den Charakter der Internationalität tragen wird. So vor allem der Internationale Arbeiter-Versicherungskongreß (Congrès international des accidents et des assurances sociales), auf dessen früheren Tagungen zu Paris, Bern, Mailand und Brüssel vornehmlich auf die deutschen Einrichtungen in freundlicher Weise Bezug genommen wurde, so daß es nunmehr zweckentsprechend erschien, dem Kongreß diese Einrichtungen in ihrer Wirksamkeit vorzuführen. Auch der internationale Kongreß zur Erörterung der Arbeiterwohnungsfrage tagt zum erstenmal auf deutschem Boden. Der internationale Schiffahrtskongreß (früher Binnenschiffahrtskongreß) hat schon einmal auf deutschem Boden getagt und zwar in Frankfurt a. M. Ursprünglich eine private Veranstaltung, hat er dadurch, daß sich seit längeren Jahren auch die Regierungen der schiffahrttreibenden Länder der Erde in offizieller Weise an seinen Verhandlungen beteiligen, eine stets wachsende Bedeutung für die Entwicklung des Schiffahrtsverkehrs gewonnen und ist in den letzten Tagungen von durchschnittlich 1500 Teilnehmern besucht worden, unter denen sich die angesehendsten Staats- und Privatingenieure, Vertreter von Handelskammern, wirtschaftlichen Körperschaften, Ingenieur- und Schiffahrtsvereinen, Staatsmänner und Gelehrte, sowie Privatleute, die für die Entwicklung des Verkehrs ein besonderes Interesse haben, aus fast allen Staaten Europas und vielen Staaten Amerikas und Asiens befanden. Auch die Schiffbautechnische Gesellschaft wird ihre Sommerversammlung in Düsseldorf abhalten und ihr insofern einen internationalen Charakter geben, als die verwandten Institute in England, Schweden, Norwegen, Italien, Spanien, Rußland, Amerika u. s. w. zu ihr eine Einladung erhalten haben, auf die schon jetzt zustimmende Antworten in reicher Zahl vorliegen. Bekanntlich ist auch der Deutsche Kaiser Mitglied dieser Gesellschaft, in deren Verhandlungen er im vorigen Jahr aktiv eingriff, als er sich eingehend an der Erörterung der Vorträge beteiligte und bei dieser Gelegenheit die wunderschöne Geschichte vom Metazentrum unter lebhafter Heiterkeit der Zuhörer erzählte. Internationale Gäste wird es in Düsseldorf auch dadurch in größerer Menge geben, daß auswärtige Institute ihre Tagung hier abhalten.

Die große Zahl der Kongresse, die deutsche Gesellschaften im Sommer 1902 nach Düsseldorf verlegen, hier aufzuführen, würde zu weit führen. Es sei deshalb auch kein Name genannt; ihre Bedeutung haben alle diese Körperschaften in größerem oder geringerem Grade. Es haben einzelne Körperschaften 100, andere 1200 und mehr Teilnehmer in Aussicht gestellt.

Auch über die Programme dieser vielen Körperschaften für die Düsseldorfer Tagung muß ich mir aus Raumrücksichten Mitteilungen versagen. Nur so viel sei hervorgehoben, daß in jedem auch den frohen Festen nach den sauren

Wochen, in diesem Fall Tagen, der Beratung ein breiter und freundlicher Raum gewährt worden ist. Wir Rheinländer verstehen ja im allgemeinen auch die Kunst, Feste zu feiern, vielleicht gerade deshalb, weil die Arbeit im Rheinland und in seiner Schwesterprovinz Westfalen eine so große Rolle spielt. Und den Kongreßfesten wendet die Stadt Düsseldorf eine besondere Aufmerksamkeit zu, weil sie den Namen einer gastfreien Stadt bereits besitzt und ihn nicht allein nicht verlieren, sondern die Berechtigung, ihn zu tragen, erst recht im Ausstellungsjahr beweisen möchte. So sind denn für die verschiedenen Kongresse geplant: Empfänge und Gartenfeste, Ausflüge in die Umgegend, vor allem auch Fahrten auf dem Rhein, in der Stromstrecke Bingen bis Düsseldorf, bei denen Inländer und Ausländer an der Schönheit der Gegend ihre helle Freude haben werden.

„Einhundert Kongresse! Armer Oberbürgermeister von Düsseldorf!" hörte ich neulich aus wirklich teilnahmsvollem Mund. Aber auch dieses Mitleid ist nicht in ganzem Umfang berechtigt; einmal, weil wir eine starke Arbeitsteilung auch in Bezug auf die Kongresse ins Werk gesetzt haben, und andrerseits, weil unser Oberbürgermeister an so etwas gewöhnt ist. Unser Düsseldorfer Oberhaupt hat starke Nerven, einen guten Magen und ein fröhliches Herz, und diesen Vorzug teilt er mit vielen, vielen Herren, die ihm von der Ausstellungsleitung, vom Arbeitsausschuß der Ausstellung und aus andern Kreisen beim Empfang der Kongressisten mutig und hilfreich zur Seite stehen werden. Und die Kongressisten nicht allein, sondern auch die Kongressistinnen dürfen getrost nach Düsseldorf kommen; wir haben für die verschiedensten Kongresse Damenausschüsse gebildet, die ihren Mitschwestern nach jeder Richtung hin zu Diensten sein werden und es für eine besonders angenehme Pflicht rheinischer Gastfreundschaft halten. Darum nur nicht wegbleiben aus falschem Mitleid! — Das Klima der Düsselstadt ist milde; wir liegen in $+ 51^0$ 12 M 25 S nördlicher Breite, 27 M 5 S östlich von Greenwich, 39 Meter über dem Meeresspiegel, haben einen mittleren Barometerstand von 28,003 Pariser Zoll und eine mittlere Temperatur von $+ 8^0,822$ Réaumur. Was will man mehr?



Auf Wien entfällt für die diesjährige Nachsaison der Preis; und viel mehr obendrein, wenn nicht lokalpatriotisches Gefühl in Freude über einen Gewinn den neuen Mann überschätzt. Karl Schönherr, dessen Porträt in der vorigen Nummer der „Woche" bereits gebracht wurde, hat mit seinem „Sonnwendtag", einem Bauerndrama aus Tirol, einen unleugbar starken Erfolg im Burgtheater erstritten, der bei den Wiederholungen des Schauspiels noch andauert. Oesterreichische Zeitkämpfe, Parteienzwist, um dessentwillen es zu einem Brudermord kommt, spielen in die Dorftragödie bestimmend hinein: auf deutscher Bühne werden spezifisch österreichische Beziehungen an Schärfe verlieren, und deutlicher wird dann der reine Menschlichkeitsgehalt reden müssen. Es wird sich lebhafter zeigen, ob das stolze Wort: „uns ist ein neuer Anzengruber erstanden", in der ersten Ueberraschung geprägt wurde, oder ob der Tiroler Dichter, ein Mann in den dreißigern, ein wirklich prinzliches Anrecht hat.

❖

Die Berliner Woche hat nichts sonderlich Günstiges gezeitigt. Am Lessingtheater wurde Wolzogens Münchner Komödie „Die hohe Schule" zum erstenmal gegeben. Sie war schon vor längerer Zeit in Hamburg aufgeführt worden, gefiel aber in Berlin einigermaßen besser, ohne indessen recht zu erwärmen. Dazu ist die Arbeit trotz ursprünglich guter Anlage zu lose und flüchtig durchgeführt. Eine Ueberbrettelei in fünf Akten. Ein flottes Münchner Mädel, ein modisches Kind, nicht auf den Kopf gefallen und streberhaft, macht Karriere. Sie heiratet zum abenteuerlichen Schluß einen Grafen und präsentiert sich als hoffähig. Das alles mit einem netten Gesichtchen und mit einer Unverfrorenheit, die nicht mehr nett ist. Das Geschichtchen hätte in tollerem Tempo gespielt werden müssen, als im Lessingtheater geschah. Dazu fehlten der norddeutschen Darstellerin der herrschenden Rolle der Münchner Ton und die Weise, mit scheinnaiver Zutraulichkeit zu verblüffen.

❖

Während die deutschen Meisterspiele uns im Mai so reich beschäftigen sollen, scheint die Flut fremder Gastspiele wieder abzudämmen. Man kommt leicht in den Verdacht, ein Quengler zu sein, wenn man seine Bedenken gegen diesen übergroßen fremd-nationalen Strom ausspricht. Allein in der schauspielerischen Kunst gerade kann der internationale Wettbewerb nicht viel Gewinn bringen. Der Schauspieler und seine Ausdrucksmittel sind ganz besonders an Sprache und nationales Temperament gebunden. Dinge, die nicht übertragbar sind und, wenn sie willkürlich übertragen werden, geradezu verwirren und schädigen. So gab es eine Zeitlang eine Manie auf deutscher Bühne, die Duse zu kopieren. Man kam bis zum Zerrbild der gelasseneren deutschen Ausdrucksweise. Viel Snobismus, der mitunter vor dem fremden Virtuosen in lächerlicher Weise verzückt thut, als wäre mindestens ein Himmelsstern niedergegangen, und viel Bildungsheuchelei haben außer der Ratlosigkeit mancher Theaterdirektoren den Ueberschuß fremder Dauergastspiele verschuldet, denn daß derartiges im heutigen nationalen Staatengebilde anormal ist, liegt auf der Hand. Die übergroße Willfährigkeit auf unserer Seite hat bei den andern die Meinung aufkommen lassen: hier lasse sich leicht gewinnen und erobern. Das war ein Irrtum, und manche reisende Gesellschaft mußte ihn büßen.

Loti.



Berliner Sezession 1902.

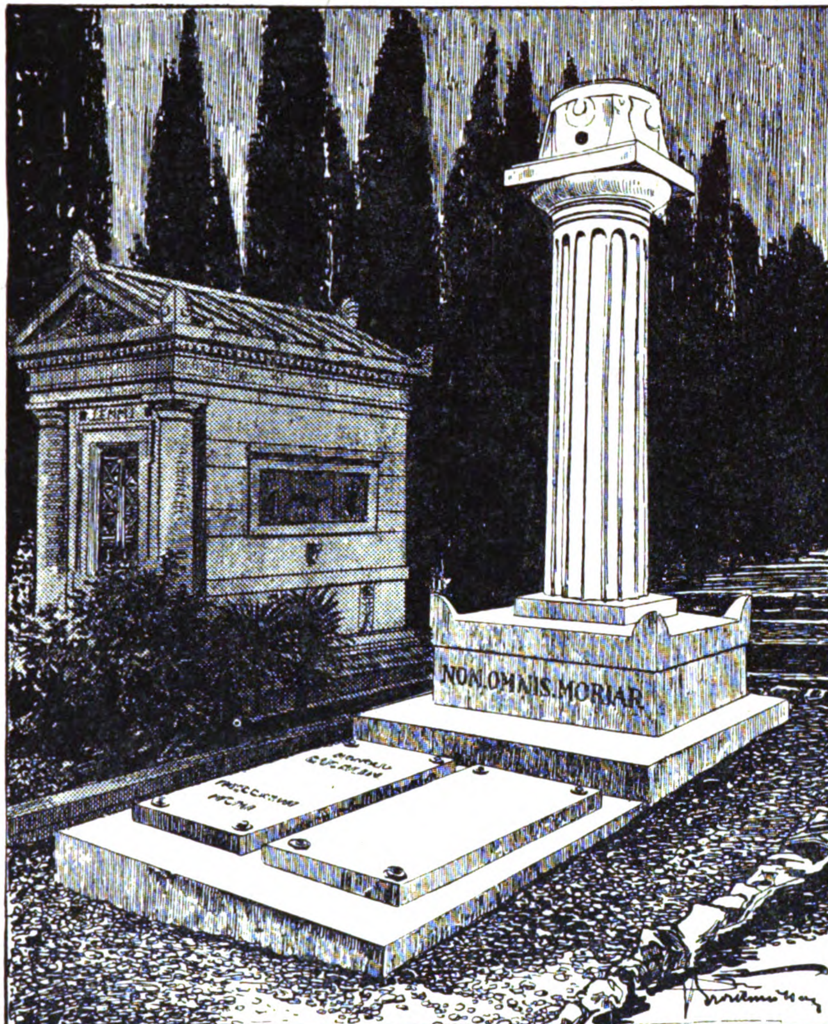
Das Publikum steht mit jedem Jahr weniger beunruhigt vor den Bildern im Pavillon der Sezession. Mancher von den Künstlern ist wohl reifer, innerlicher, kurz ein anderer geworden, aber uns scheint es, daß mehr der kleine Kreis der Aussteller in jenem Sinn wirkt: man begegnet in jedem Jahr in den kleinen Räumen denselben Künstlern wieder, gewöhnt sich also an sie und versöhnt sich mit ihrer Art, und das ist ohne Zweifel ein Vorzug dieser Enge; aber muß sie nicht schließlich, wenn man so dezidiert unter sich bleibt, zum Nachteil werden — gerade der modernen Kunst gegenüber?

Im alten Sinn sezessionistisch wirkt eigentlich nur noch der Norweger Munch; er kommt in letzter Zeit nicht mehr häufig zu uns und ist in der That ein krasser Sonderling; aber schlechthin lachen sollte man nicht über ihn, er hat starke, harmonisch gestimmte Farben, große Linien, die Stimmung schaffen, und oft einen Blick für feinste Seelenregungen. Man sehe sich einmal mit gutem Willen in die norwegische Sommernacht oder in die Sterbebilder hinein, da wird einem das Echte überraschend aus dem Karikaturenhaften entgegentreten. Ein anderer Clou ist Liebermanns Delilabild; es frappiert durch die scharf gesehene Bewegung, aber die Phantasie des Beschauers verlangt hungernd nach mehr, das ist nur eine geistreiche Linienstudie; unbefriedigt steht man auch vor Corinths König Saul, es ist keine Tiefe, überhaupt kein Raum in dem malerisch starken Bild, die Figuren ersticken einander; gut ist sein Peter Hille und das Selbstbildnis; auf dem Grazienbild bleibt sein derber Pinsel allzu konsequent jenseits von Anmut und Frauenschöne. Slevogt hat einen vorzüglichen Don Juan d'Andrade da, mit Verve gemalt, nervös in Strich und Stimmung; Trübner unter anderm ein wundervoll tieftoniges Herrenporträt aus den siebziger Jahren, dessen Modell durch Leibl bekannt ist, von Leibl selbst sehen wir sein letztes, unvollendetes Werk, ein Bauermädchen, mit dem berühmten warmen, vibrierenden Fleischton des Meisters, vielleicht das

beste Porträt; Uhde hat eins seiner bekannten breit und saftig gemalten Interieurs der letzten Jahre ausgestellt, Klinger einen Homer; Hans Thoma, Zügel, den verstorbenen Phantasten Viktor Müller brauchen wir nur zu erwähnen. Leistikow giebt fünf Landschaften, die weniger stilisiert sind als früher, dafür aber um so innerlicher wirken (Wolkenschatten, Pechsee), ähnlich so steht es um L. v. Hofmann, auch hier ein Abgehen von der dekorativen Linie, ein Hinneigen zu Einfachheit und ruhiger, starker Stimmung; Brandenburgs „Hoch oben" hat koloristische Werte, Baluschek zeigt seine Art am besten in „Bahnwärterglück". Th. Th. Heine verblüfft durch eine groteske Vestalin. Von guten, zum Teil ausgezeichneten Arbeiten nennen wir noch: Ph. Franks Landschaften, ein Porträt von R. Breyer, Hummels Selbstbildnis, Blocks „Träumer", Arbeiten von Hagen-Weimar, Hans am Ende und Overbeck-Worpswede, Neveu-Dumont, Schramm-Zittau, A. Stremel, E. Hancke, Linde-Walther, N. Hübner u. a. Auch diesmal hat das Ausland wieder reichlich beigesteuert: da ist Manet, da sind von Lebenden: Monet mit seinem kostbaren älteren „Frühstück", der kraftvolle Breitner-Amsterdam, Isaac Israëls, der elegante Lavery, sein Landsmann Sargent; da ist Zuloaga mit einem kühlen Riesenbild, auf dem virtuos acht und mehr verschiedene rote Nuancen zusammengestimmt sind, Anders Zorn mit drei allzusicher hingestrichenen Porträts, Abel Truchet, der Russe Somoff, Whistler mit einem delikaten Seestück, der ausgezeichnete Grosvenor Thomas. — Unter den Plastikern erregt natürlich Klingers „Beethoven" das meiste Aufsehen und enttäuscht zugleich bei allem Respekt vor dem Künstler, vor dem Radierer; das farbige Hilfsmodell aus Gips wirkt kleinlich und schmucküberladen, und die Figur scheint ohne Knochenbau, Mängel, die man ohne Kenntnis der ausgeführten Arbeit in Wien schwerlich richtig bewerten kann. Gaul hat einen vortrefflichen schreitenden Strauß da. Th. v. Gosen eine pikante Heinestatuette, der sensible Belgier Minne, der als Individualität zwischen Meunier und Rodin steht, interessiert; Taschners famoser Wanderer (Holz) ist zu groß im Format; auf die schönen Arbeiten von A. Hildebrandt, A. Krauß, Ilse Konrat, Fritz Klimsch, Nikolaus Friedrich, M. Streicher u. s. w. können wir nur hinweisen. Tuaillons großer Rosselenker zeigt bei ausgesprochenem Stil lebhafte Bewegung. Bleibt noch Rodin zu nennen. — Also alles in allem viel Gutes, eine interessante Ausstellung, interessant auch da, wo sie Verfehltes oder Gequältes bietet.

Roy.

Am 3. Mai eröffnet die Berliner Große Kunstausstellung in gewohnter Weise ihre Pforten. Der jeweilige Inhalt dieses „Jahrmarkts der Kunst" untersteht bekanntlich seit Jahren der scharfen Kritik der die Alleinherrschaft der Berliner alten Schule bekämpfenden neuen Richtung, die in der Sezession ihr Heil erblickt. Allmählich aber hat auch der Charakter der „Großen" sich gewandelt, und es ist die Möglichkeit gegeben, dem Inhalt durch geschickte Heranziehung tüchtiger deutscher und ausländischer Künstler, durch strenge Sichtung des allzu reichlich eingelieferten heimischen Bildermaterials und durch eine rein künstlerische Wirkungen erstrebende Thätigkeit der Hängekommission so weit charakteristische Färbung zu geben, daß der Beschauer zugleich Genuß und Belehrung empfindet. Nach diesen Grundsätzen ist die diesjährige Ausstellungsleitung verfahren, an deren Spitze Professor A. Kampf stand. So sehen wir, in bekannter und erprobter Weise durch Zusammenhängen in je einem Saal einheitliche Wirkung hervorrufend, neben den stets trefflichen Düsseldorfern die Dresdner, mit Kuehl und Bradt an der Spitze, und die Münchner Luitpoldgruppe vertreten; und der Berliner „Sezession aus der Sezession" wurde ein eigener Saal eingeräumt. Das Ausland zeigt geschlossen eine dänische Abteilung, eine kleine Sonderausstellung des Italieners E. Gelli, ferner sind Niederländer, Ungarn und Spanier gut vertreten. — Wir veröffentlichen, weiteres Eingehen auf Ausstellung, Bilder und Statuen uns vorbehaltend, in dem vorliegenden Heft einige hervorragende Werke aus der Ausstellung.



Böcklins Grabmal.

Böcklins Grabmal. Auf dem Friedhof der Fremden zwischen Florenz und der Certosa di Val d'Ema, wo die irdischen Reste des großen Meisters ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, erhebt sich seit kurzem in schlichter Monumentalität ein Grabmal, geschaffen von der Hand des ältesten Sohnes des Verstorbenen, Carlo Böcklin. Das Grab wird von einer mächtigen Platte gedeckt, darüber erhebt sich ein altarartiger Unterbau, den eine dorische Säule mit einer Aschenurne von einfacher Form krönt. Die Inschrift der Grabplatte verkündet Namen und Lebensdaten des Meisters, und auf dem Unterbau steht das Horazische Wort: Non omnis moriar.



Ein nordischer Eheroman.

Unsere Ehegeschichten handeln fast ausnahmslos von Ehen, die keine mehr sind. Die eheliche Gemeinschaft beginnt erst dann für die Dichter und ihr Publikum Bedeutung zu gewinnen, wenn ein Dritter, Liebhaber oder Geliebter, störend sich eindrängt. Von Ehen, die in Fäulnis und Zerrüttung übergegangen sind, erzählen die Bücher, selten von der Innigkeit und Heiligkeit des Zusammenlebens zweier Menschen. Die glückliche Ehe ist noch so gut wie ein unentdecktes Land für die neue Kunst.

Man hat ein Vorurteil gegen das Glück. Man hält es für langweilig und künstlerisch reizlos, für einen faulen Frieden, in dem sich keine tiefere Menschlichkeit entfalten kann. Wer solchen Glauben hat, dem ist nimmermehr echtes Glück begegnet, den hat es nicht einmal mit dem Saum seines Gewandes gestreift. „Die Liebe steht niemals stille.“ Nicht träge Ruhe ist das Glück, sondern ein unaufhörliches Wachsen und Reifen, eine ewige Erneuerung und Läuterung zu immer reinerer Harmonie. Es ist ein tiefer und schmerzlicher Kampf zwischen zwei Seelen, die einander ganz gehören, die bis ins letzte miteinander eins sein wollen. So viel Heimliches, Rätselhaftes, Grauenvolles, Ewiges, Seliges wogt zwischen zwei Menschenherzen hin und her, daß es wohl eine Dichterkraft locken sollte, in diese Tiefen hinabzutauchen und ihre funkelnden Schätze ans Licht zu heben.

Ein Dichter aus dem Norden wagt jetzt den Versuch, eine glückliche Ehe zu schildern: Gustaf af Geijerstam in seinem „Buch vom Brüderchen“ (deutsche Uebertragung von Francis Maro in S. Fischers Verlag, Berlin.) Es ist ein Ich-Roman, und Geijerstam erzählt uns von seinem eigenen Eheglück. Er selbst tritt als ein wahrhaft Liebender in den Hintergrund, und der Mittelpunkt seines Buches ist die Frau, das geliebte Wesen, um die er in unaufhörlichem Kampf ringen muß. Schleichende Mächte bedrohen das Glück; Alter, Alltag, Gewohnheit kommen und wollen seinen Glanz trüben. Da giebt es keinen Stillstand und keinen Frieden, selbst nicht in der höchsten Seligkeit. Das ist kein Glück, das nicht an jedem Morgen und jedem Abend neu erkämpft wird. Die Liebe muß wachsen im Fortgang des Lebens — oder sie muß abnehmen und versumpfen. „Ich verstehe nicht,“ sagt Geijerstam, „daß Leute davon sprechen können, daß man in der Jugend am meisten liebt und am glücklichsten ist. Das müssen Menschen sein, die nicht lieben können.“

Es ist ein reines und großes Eheglück, das die beiden Menschen im „Buch vom Brüderchen“ zusammenleben. Sie kämpfen ehrlich um ihre Gemeinsamkeit und wollen einander ganz gehören. Aber immer wieder thun sich neue Abgründe zwischen ihnen auf, über die sie verlangend die Arme nacheinander ausstrecken. Die Frau ist der tiefere Mensch; sie ist der Natur, dem Unbewußten, Gott näher als der lebensfreudige Mann. Sie schaut in all ihrem Glück nach der dunklen Seite der Erdendinge aus, wo das Leben in den Tod hinüberfließt. Sie empfindet das Glück so tief, daß sie an ihm vergehn muß; ihr Leben und Lieben ist ein Sterben. Das ist ihre heimliche unsagbare Trauer, die sich oft trennend zwischen sie und ihren Mann drängt. Dann aber kommt der kleine Iwan, das nachgeborene Brüderchen, ganz Wesen von ihrem Wesen. Von ihm erhofft sie, daß er sie wieder heiter ans Leben ketten wird, das ihr schon zu entgleiten drohte. Aber der kleine Iwan lebt nur, um zu sterben — auch er ist ein Todgeweihter. Und da er geht, zieht er die Mutter langsam in sein Sterben mit hinein . . .

Nach Wochen voll Qual und Hoffnung muß der Mann schließlich die furchtbare Gewißheit auf sich nehmen, daß sein Weib ihn verlassen wird, ihn verlassen will. Da finden sie sich endlich im Angesicht des unabwendbaren Schicksals ganz zu einander — und nun kann er sie fast mit einem lächelnden Frieden dem Tod hingeben. Er verliert sie nicht, sondern wird sie jetzt erst in Wahrheit sein Eigen nennen. „Ewig besitzen wir nur das Verlorene,“ sagt Henrik Ibsen, ein anderer großer Seelendeuter aus dem Norden.

Paul Remer.



Kommodore Albers, Kapitän der „Deutschland“, † an Bord sienes Schiffes.


Kapitän Albers.

Hans Beringer, Gründer des Berliner Tierschutzvereins, † in Berlin am 23. April (Porträt S. 790).

Professor Immanuel Lazarus Fuchs, bekannter Mathematiker, † am 27. April in Berlin im 69. Lebensjahr.

General der Infanterie William v. Goeben, † am 20. April zu Lauenstein in Hannover im 84. Lebensjahr.

Vizeadmiral Ménard, bedeutender französischer Offizier, † am 20. April in Paris.

Professor Franz Reiff, Historienmaler, † in Aachen im Alter von 67 Jahren.

Baron von Stuart, Direktor des russischen Staatsarchivs, † in Petersburg.



Die finanzielle Seite des amerikanischen Imperialismus macht Europa zunächst weit mehr Kopfschmerzen als die politische. Dieser wirtschaftliche Ueberwältigungstrieb, der in Pierpont Morgan seine Verkörperung erhalten hat, muß ja, wenn nicht alle wirtschaftlichen Gesetze trügen, über kurz oder lang an dem Punkt anlangen, wo die Umkehr zu erfolgen hat. Was aber dann geschehen wird und welchen schweren Erschütterungen das Wirtschaftsleben nicht nur jenseits des atlantischen Ozeans durch einen Zusammenbruch der gigantischen Trust- und Kapitalisierungswirtschaft unterworfen werden könnte, läßt sich heute hier schwerlich ausmalen. Die gewaltige amerikanische Geldverdienungsmaschine hat die Verkehrs- und Geschäftskanäle der großen Republik derart angefüllt, daß sie überschäumen und einen Abfluß nach unserm alten Kontinent suchen. Es scheint drüben nachgerade an großen lukrativen Geschäften zu mangeln, und Amerika beginnt, den europäischen Markt mit phantastischen Riesenprojekten zu bearbeiten. So lange man bei uns die amerikanische Geschäftspraxis unbeteiligt von weitem betrachtete, war sie lediglich der Gegenstand des Erstaunens und Kopfschüttelns. Seitdem sie in unsere geschäftlichen Kreise gewaltsam eingreift, ist sie ein Gegenstand der Besorgnis und nervöser Aengstlichkeit geworden.

❦

Ganz besonders gilt dies zunächst von den englischen Geschäftskreisen; denn die neuste Riesenorganisation der Morgangruppe hat bekanntlich nichts weniger als die Amalgamierung sämtlicher großer, internationaler, transozeanischer Schiffahrtslinien auf ihr Programm geschrieben und auch bereits

nahezu durchgeführt. England sieht in jener Operation eine Bedrohung seiner bisherigen Welthandelsstellung und auch ein wenig Anlaß zu politischen Befürchtungen. Die dortigen Stimmen mehren sich, die lauten Protest erheben gegen den Uebergang der großen englischen Schiffahrtslinien an den amerikanischen Trust, und ein Gefühl der Bitterkeit tritt in Großbritannien um so mehr an den Tag, als man dort die Beobachtung gemacht hat, daß die großen deutschen Schiffahrtslinien es besser verstanden haben, ihre Selbständigkeit und ihr Selbstbestimmungsrecht jenem Trust gegenüber zu wahren. Auf amerikanischer Seite sucht man natürlich angesichts der sich recht verspätet geltend machenden englischen Abwehrversuche die ganze Sache in möglichst harmlose Beleuchtung zu rücken.

In den deutschen Geschäftskreisen ist man auch heute noch nicht geneigt, die sogenannte amerikanische Gefahr allzu ernst zu nehmen. Wenn die deutschen Börsen noch so wie früher das Spiegelbild der wirtschaftlichen Bewegung darstellen würden, so könnte man sich auch jetzt auf unsere Märkte berufen, um nachzuweisen, daß Deutschland das Gruseln vor den amerikanischen Uebermenschen noch nicht gelernt hat. Aber unser Markt zeigt ein derartig niedergebrochenes Aussehen, daß man am besten gar nicht von ihm redet. Weder die verschiedenen Phasen der Transvaalfriedensverhandlungen noch die wechselnden Berichte aus den Industriebezirken und noch weniger der Erfolg der an den Markt gebrachten Emissionen haben die öde Interesselosigkeit unserer Börse zu bannen vermocht. Man verharrt in mißtrauischer Teilnahmlosigkeit und glaubt weder so recht an einen baldigen Friedensschluß in Südafrika, noch an eine angeblich eingetretene, irgend ins Gewicht fallende Besserung in den maßgebenden heimischen Industrien. Beweis: das außenstehende Publikum, auf das es ja bei seriösen Börsenbewegungen allein ankommt, will sich nicht zum Kaufen entschließen. Man wartet noch immer auf eine Aenderung der Börsengesetzgebung. Aber wann wird sie kommen? Verus.



In Berlin ist eine Persönlichkeit gestorben, die zeitweise ziemliches Aufsehen zu machen verstand und deren Name in den Sprachschatz des Berlinertums überging. „Schirp macht alles“, so lautete früher ein Plakat an den Anschlagsäulen, auf dem Freiherr von Schirp — das ist der Name des Verstorbenen — der reichshauptstädtischen Bevölkerung seine Dienste anbot. Er war in gewissem Sinn ein Universalgenie, eine echte Großstadtpflanze, wie sie nur in unserer schnellebigen Zeit, die die vielseitigsten Anforderungen an den Einzelnen stellt, gedeihen kann. Ursprünglich Offizier, litt es den mit einem urwüchsigen Geschäftssinn Ausgestatteten nicht lange in den Reihen der Armee, er wandte sich in Berlin zunächst der lokalen Berichterstattung als Journalist zu, um dann später zu dem lukrativeren Reklame- und Annoncenwesen überzugehen. Er hatte eine Art von amerikanischem Erfolg, weil er es verstand, von sich reden zu machen. Keine exotische Völkerschaft besuchte Berlin, ohne daß Schirp sie „gemanagert“ hätte, er vermittelte die Bekanntschaft wilder Tiere mit den Bewohnern der Metropole der Intelligenz, er veranstaltete in der Hasenhaide die ersten Ringkämpfe größeren Stils, stand mit Löwenländigern und Schlangenbeschwörern auf dem vertrautesten Fuß, bei Paraden und öffentlichen Aufzügen baute er Tribünen und verkaufte Billets — kurzum, er machte eben alles wenn es einträglich war. Zuletzt richtete er eine der in letzter Zeit so schnell in Aufnahme gekommenen Bars ein, die allerdings von Temperenzlern strengerer Observanz nicht aufgesucht wurde. Nun ist er am Ende seiner Thaten angekommen als ein Mann, der gezeigt hat, daß man auch in Berlin eine schnelle und vielseitige Karriere machen kann. R. C.



Das Jubiläum des Großherzogs Friedrich (Abb. S. 787, 788 789) wird durch allerhand festliche Zusammenkünfte, Kongresse u. s. w. noch einige Wochen hindurch weiter gefeiert werden, während sich die offiziellen Festlichkeiten über drei Tage erstreckt haben, vom 25. bis zum 27. April. Es ist sehr bezeichnend für den Großherzog, daß sie nicht am 24., dem Tage seines Regierungsantritts selbst, ihren Anfang nahmen; der Jubilar wollte ihn nicht der Freude weihen, weil er zugleich der Todestag seines Vaters ist. Und nicht minder bezeichnend ist, daß in das Programm auch der Besuch der Internationalen Kunstausstellung, deren Eröffnung auf den 23. festgesetzt worden war, durch die großherzogliche Familie aufgenommen wurde. Der Großherzog hat sich eben, wie die Sicherheit seines Landes, auch dessen materielle und ideelle Hebung allezeit angelegen sein lassen. Er traf seine Maßregeln zum Wohl der Allgemeinheit auf Grund selbständiger Beobachtung und reicher Erfahrung, aber als streng konstitutioneller Fürst, wie er in der Ansprache an seine gegenwärtigen Minister hervorhob, stets in Uebereinstimmung mit seinen berufenen Ratgebern. So hat sich Baden unter seiner Regierung zu schöner Blüte entwickelt, und wenn man den Jubilar in ganz Deutschland als Vorkämpfer der nationalen Einigung verehrt, so dankt man im Großherzogtum dem Landesfürsten noch besonders für seine auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens bethätigte wohlwollende Fürsorge. Und wenn die Monarchen ihm in großer Zahl ihre Glückwünsche übersandten, und wenn der Kaiser persönlich sich zu ihm begab, so wurde sein Jubiläum auf der andern Seite doch ein wahres Volksfest; ganz Baden nahm innigen Anteil an dem Ehrentag seines Großherzogtums, und in Karlsruhe strömte eine ungeheure Volksmenge zusammen, um bei jeder sich bietenden Gelegenheit für ihre treue Gesinnung in festlichem Jubel Zeugnis abzulegen.

Verfassungsjubiläum in Koburg-Gotha (Porträt S. 790). Heute am 3. Mai wird im Herzogtum Sachsen-Koburg und Gotha das fünfzigjährige Bestehen der Verfassung festlich begangen. Herzog Ernst II., der von 1844 bis 1893 regierte, war den liberalen Ideen nicht abhold, durch frühzeitiges Entgegenkommen gegen die damals im Volk herrschenden Ideen bewirkte er, daß sein Land von den Stürmen des Jahres 1848 verschont blieb. Nachdem durch den Minister von Seebach zunächst eine organische Vereinigung der beiden Großherzogtümer Koburg und Gotha ins Werk gesetzt worden war, wurde am 3. Mai 1852 das Staatsgrundgesetz erlassen, unter dessen Schutz sich die konstitutionellen Verhältnisse des Landes ruhig entwickeln konnten. Herzog Ernst hinterließ bekanntlich keine direkten Nachfolger, der Thron ging, als er aus dem Leben schied, an den Herzog Alfred von Edinburg, und als dieser starb, an den minderjährigen Herzog Karl Leopold von Albany über. Für diesen, der am 12. Juli 1884 geboren wurde, der also auch jetzt noch nicht mündig ist, führt der Erbprinz Ernst von Hohenlohe-Langenburg, aufs beste unterstützt von dem Staatsminister Dr. Otto Hentig, die Regentschaft.

Kaisertage in Primkenau (Abb. S. 788). Die kaiserliche Familie hat einige Tage in Primkenau bei dem Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, dem Bruder der Kaiserin, zu Gaste geweilt. Der Aufenthalt des Kaisers war nur kurz, da er am Abend nach der Ankunft bereits wieder abreiste, um sich nach Karlsruhe zur Teilnahme an dem Jubiläum des Großherzogtums zu begeben. Die Kaiserin aber blieb mehrere Tage und mit ihr der Kronprinz und Prinz Eitel Friedrich, die eifrig der Birkhahnjagd oblagen.

Das Georgiritterfest in München (Abb. S. 790) wurde am 24. April, wie alljährlich, unter Teilnahme des

Prinzregenten Luitpold und anderer Mitglieder des königlichen Hauses gefeiert. Die ganze Ordensritterschaft versammelte sich in den Gemächern des Prinzregenten, um von dort aus den Kirchgang nach der alten Hofkapelle anzutreten, wo ein Traueramt für den letzten Großmeister des Ordens, König Ludwig II., abgehalten wurde. Bei dem diesjährigen Fest wurde auch Prinz Georg, der kürzlich großjährig geworden und in die Kammer der Reichsräte eingetreten ist, zum Ritter geschlagen.

Der König von Siam (Abb. S. 791) hat der österreichischen Hauptstadt einen Besuch abgestattet. Der junge asiatische Thronfolger, der seine Erziehung in England genossen hat, ist beflissen, europäische Zustände genau kennen zu lernen, um dereinst das Lebenswerk seines Vaters, des Königs Chulalongkorn fortsetzen zu können, der sich zur Aufgabe gesetzt hat, abendländische Kultur nach Siam zu verpflanzen. In Erkenntnis dieser Thatsachen hat man dem Kronprinzen in Wien offiziell dieselbe ehrenvolle Aufnahme bereitet, die regelmäßig den Mitgliedern europäischer Fürstenhäuser zu teil wird.

Meisterspiele (Porträts S. 794), will sagen Vorstellungen klassischer Dramen, in denen die hervorragendsten deutschen Schauspieler mitwirken werden, finden demnächst in Berlin teilweise bei Kroll, teilweise im Königlichen Schauspielhaus statt. Neben manchen Künstlern, die auch in der Gunst des Berliner Publikums längst festen Fuß gefaßt haben, werden auch einige mitwirken, die in der Hauptsache noch nicht oder, weil sie ihr zu lange fernblieben, nicht mehr bekannt sind. Es seien von ihnen genannt: Johanna Buska aus Prag, Klara Salbach aus Dresden, Mathieu Lützenkirchen aus München und last not least Bernhard Baumeister vom Wiener Hofburgtheater, der Senior der deutschen Schauspieler, der dieser Tage sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum begeht.

Die deutsche Shakespearegesellschaft (Abb. S. 793) hat, wie sie es seit mehr als 30 Jahren gewohnt ist, am 23. April in Weimar ihre Generalversammlung unter dem Vorsitz des Geheimen Kommerzienrats Dr. Oechelhaeuser abgehalten, der in seiner Begrüßungsansprache den Stand der Gesellschaft und ihre Entwicklung während der letzten Jahre als sehr erfreulich bezeichnen konnte. Den Festvortrag hielt Professor Dr. Schick aus München über die „Entstehung des Hamlet von Shakespeare".

Die Berliner Rettungsgesellschaft (Abb. S. 794) veranstaltete am 27. April mittags ein Frühjahrsfest im Wintergarten des Zentralhotels. Wie alle ihre früheren Festlichkeiten nahm auch dieses einen glänzenden Verlauf. Die im Wintergarten beschäftigten Artisten, sowie eine Anzahl hervorragender Sänger stellten sich bereitwillig in den Dienst der Wohlthätigkeit, so daß den Festteilnehmern ein reichhaltiges Programm von Variété- und Konzertaufführungen geboten werden konnte, denen sich eine Vorstellung der Offenbachschen Operette „Der Ehemann vor der Thür" anschloß.

Ein neues Kavallerieflußübersetzungsmittel (Abb. S. 791) haben zwei österreichische Offiziere, Rittmeister Baron de Vaux und Pionierhauptmann de Vall erfunden, das hauptsächlich bestimmt ist, mit besonderen Aufgaben betraute Kavallerieabteilungen den selbständigen Uebergang über Flußläufe zu ermöglichen. Um eine Vermehrung des Trains und eine Beeinträchtigung der Beweglichkeit der Kavallerie zu vermeiden, mußte natürlich auf leichtes Gewicht gesehen werden, eine Erwägung, die zur Benutzung des Aluminiums führte. Das neue Flußübersetzungsmittel hat außer dem Vorzug der Leichtigkeit auch den der vielseitigen Verwendbarkeit, indem es jede Art der Flußüberschreitung gestattet. Es kann sowohl zum einfachen Uebersetzen und zum Uebersetzen an Seilen, wie zur Herstellung von Stegen und Brücken benutzt werden. Wie weit sich die Erfindung in der Praxis bewähren wird, muß freilich noch abgewartet werden; den Vorteilen die sie offensichtlich bietet, steht vor allem der Nachteil gegenüber, daß die Kavallerie in der Handhabung des Mittels erst besonders ausgebildet werden müßte.

Personalien (Porträts S. 790). Für das Fürstentum Reuß ä. L. ist nach dem Tod des Fürsten Heinrich XXII. eine Regentschaft notwendig geworden, da dessen Sohn, Heinrich XXIV., unheilbar geisteskrank ist. Der gegebene Regierungsverweser war Fürst Heinrich XIV. von Reuß j. L., dem der Thron später zufällt. Der Fürst, der am 28. Mai 1832 geboren wurde, hat die Regentschaft angetreten, so daß thatsächlich heute bereits die Vereinigung der beiden Fürstentümer Reuß besteht, die rechtlich nach dem Tod des geisteskranken Fürsten Heinrich XXIV. eintritt. — Auf der Düsseldorfer Ausstellung zeichnet sich durch große Reichhaltigkeit besonders auch die Maschinengruppe aus, deren Leitung in den Händen des Herrn E. Dücker liegt. — Das 90. Lebensjahr vollendete Professor Dr. Emmert in Bern, der seit Jahrzehnten an der dortigen Universität als Lehrer der gerichtlichen Medizin wirkt. — Den 70. Geburtstag feierte der bekannte Gesanglehrer Julius Hey in Berlin, der durch sein großes, vierbändiges Werk „Deutscher Gesangsunterricht" eine neue theoretische Grundlage für nur speziell deutsche Gesangskunst geschaffen hat. Hey wirkte von 1867 bis 1887 an der von Richard Wagner begründeten Münchner Musikschule und siedelte dann nach Berlin über. — In Berlin ist der ehemalige königlich bayrische Telegrapheninspektor Hans Beringer nach langem Leiden gestorben. In Nürnberg und München bildete früher sein Haus einen Sammelpunkt für nationale Politiker. Mitte der achtziger Jahre übersiedelte er, nachdem er den Abschied genommen hatte, nach Berlin, wo er seine Kräfte den Tierschutzbestrebungen widmete. Er war der Begründer, Vorsitzende und Geschäftsführer der Berliner und des deutschen Lehrer-Tierschutzvereins.



Auch die Hamburger Bahn ist jetzt eröffnet worden ein Zeichen dafür, daß wir uns immer mehr der Höhe der Saison nähern. Im Frühjahrshandikap siegte das Hamburger Pferd „Pfiffikus". Ebenso kam das Godeffroyrennen zur Entscheidung. Das Rennen brachte dem Württembergischen Privatgestüt Weil einen schönen Erfolg, der „Kronenthaler", von Jones gesteuert, „Cadeau" und drei andere Pferde schlug. In England wurden auf dem klassischen Boden von Newmarket die 2000 Guineen gelaufen. Es ist dies eins der berühmtesten Rennen der Welt, eine wahrhaft vornehme Konkurrenz, die zu gewinnen für Züchter, Besitzer, Trainer und Jockey eine hohe Ehre bedeutet. 2000 Guineen, Derby und St. Leger sind die großen Ziele der englischen Sportsmen, und da die Zweitausend zeitlich zuerst fallen, das erste Glied der vielbeneideten „dreizackigen Krone" sind, ist es ein ganz besonderer Vorzug, hier zu siegen.

Der Frühjahrsgautag des Gau 20 (Berlin) des Deutschen Radfahrbundes, der in Berlin stattfand, war von 142 Delegierten besucht. Es wurde das diesjährige sportliche Programm des Gaues beraten. Es wurden in Aussicht genommen: am 1. Juni eine Gaufahrt nach Zossen, am 6. Juli eine Gaufahrt nach Liebenwalde-Zehdenick, am 3. August eine Gaufahrt nach Neu-Ruppin. Es wurde ferner im Prinzip beschlossen, daß der Gau 20 seine 5000 Mitglieder gegen Haftpflicht versichert. Der Termin für den Eintritt dieser Versicherung soll aber noch hinausgeschoben werden, weil es nicht ausgeschlossen ist, daß der Deutsche Radfahrerbund auf dem diesjährigen Bundestag in Kassel die Versicherung seiner rund 50000 Mitglieder selbst übernimmt. R. C.

Bilder vom Tage.

Zur Jubiläumsfeier in Karlsruhe.



1. Großherzog Friedrich. 2. Großherzogin Luise. 3. Erbgroßherzog Friedrich. 4 Fürstin Lippe. 5. Prof. Dill. 6. Prof. Thoma.

Die Grossherzogliche Familie verlässt die am 25. April eröffnete Internationale Kunstausstellung in Karlsruhe.

Momentaufnahme von Gebrüder Hirsch, Karlsruhe.

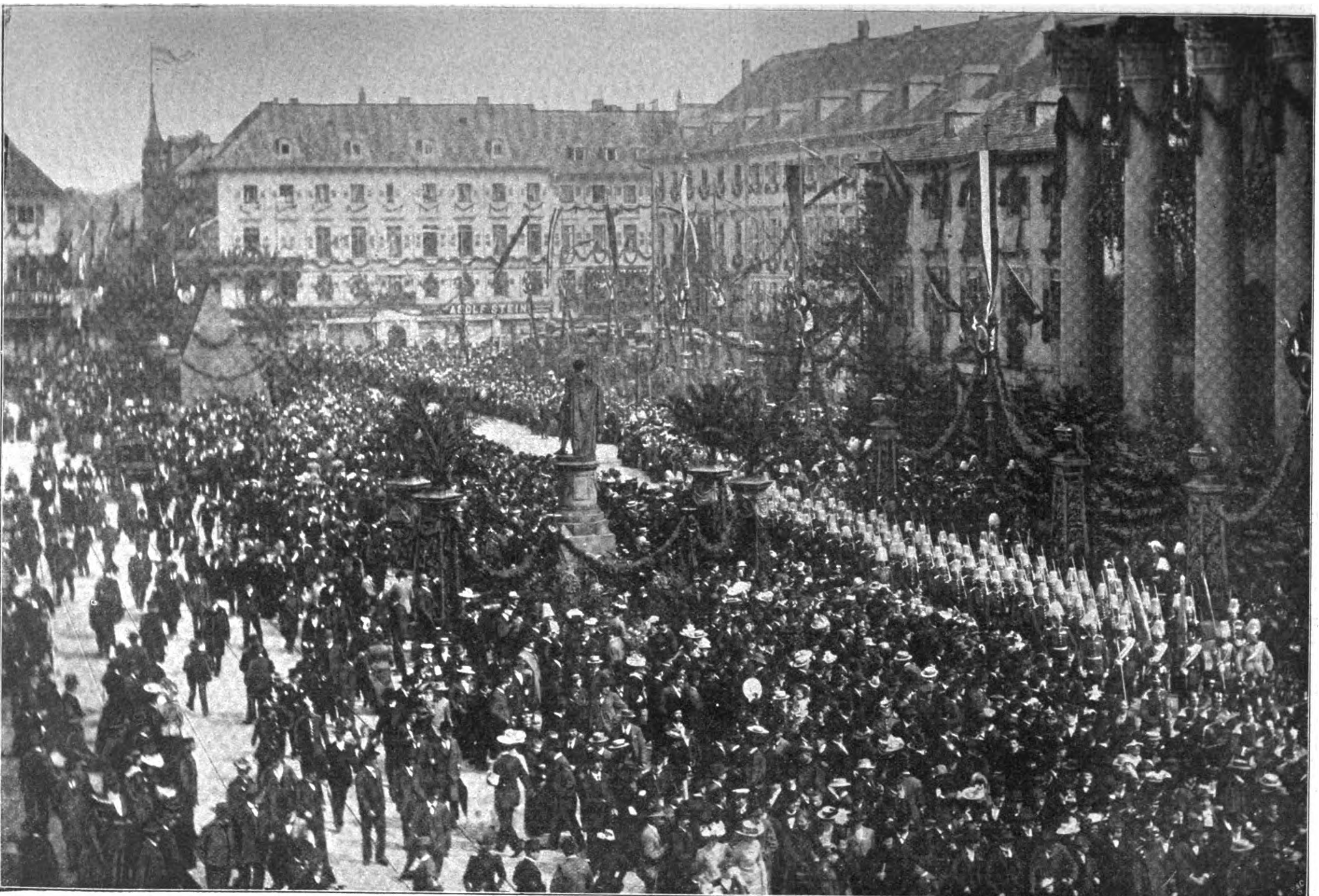


Die Jubelfeier in Karlsruhe: Der Grossherzog auf dem Schlossbalkon beim Morgenständchen.
Phot. Gebrüder Hirsch, Karlsruhe.



1. Der Kronprinz. 2. Prinz Eitel Friedrich. 3. Herzogin Dora zu Schleswig-Holstein. 4 Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein. 5 Graf Mülinen. 6. Frl. von Gersdorff. 7. Frl. von Gröben. 8. Herzogl. Hofchef von Uhlefeld.

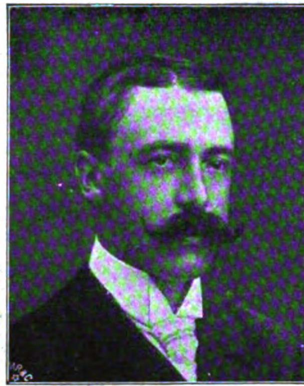
Von den Kaisertagen in Primkenau: Abreise der Kaiserin am 26. April.
Phot. Konrad Hänich, Sprottau.



Von der Jubelfeier in Karlsruhe (24. bis 27. April): Festtreiben auf dem Marktplatz.

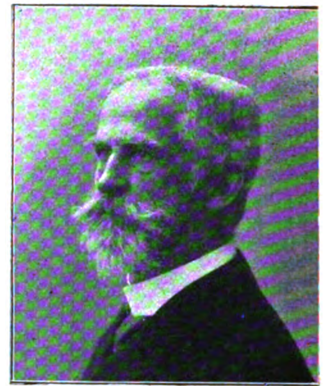
Momentaufnahme von K. Bauer, Karlsruhe.


Herzog Karl Eduard.

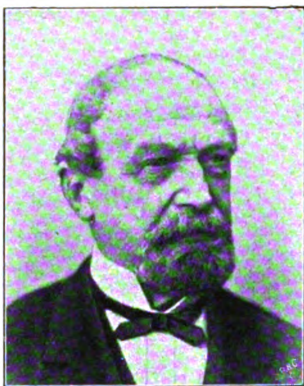

Regent Ernst Erbprinz zu Hohenlohe.


Staatsminister Dr. Otto Hentig.

Zum 50jährigen Verfassungsjubiläum des Herzogtums Sachsen-Koburg und Gotha am 3. Mai.


Heinrich XIV. Fürst Reuß j. L. hat die Regentschaft über Reuß ä. L. angenommen.


E. Dücker, Leiter der Maschinengruppe auf der Düsseldorfer Ausstellung.


Prof. Dr. Emmert, Bern, Lehrer der gerichtlichen Medizin, feierte seinen 90. Geburtstag.

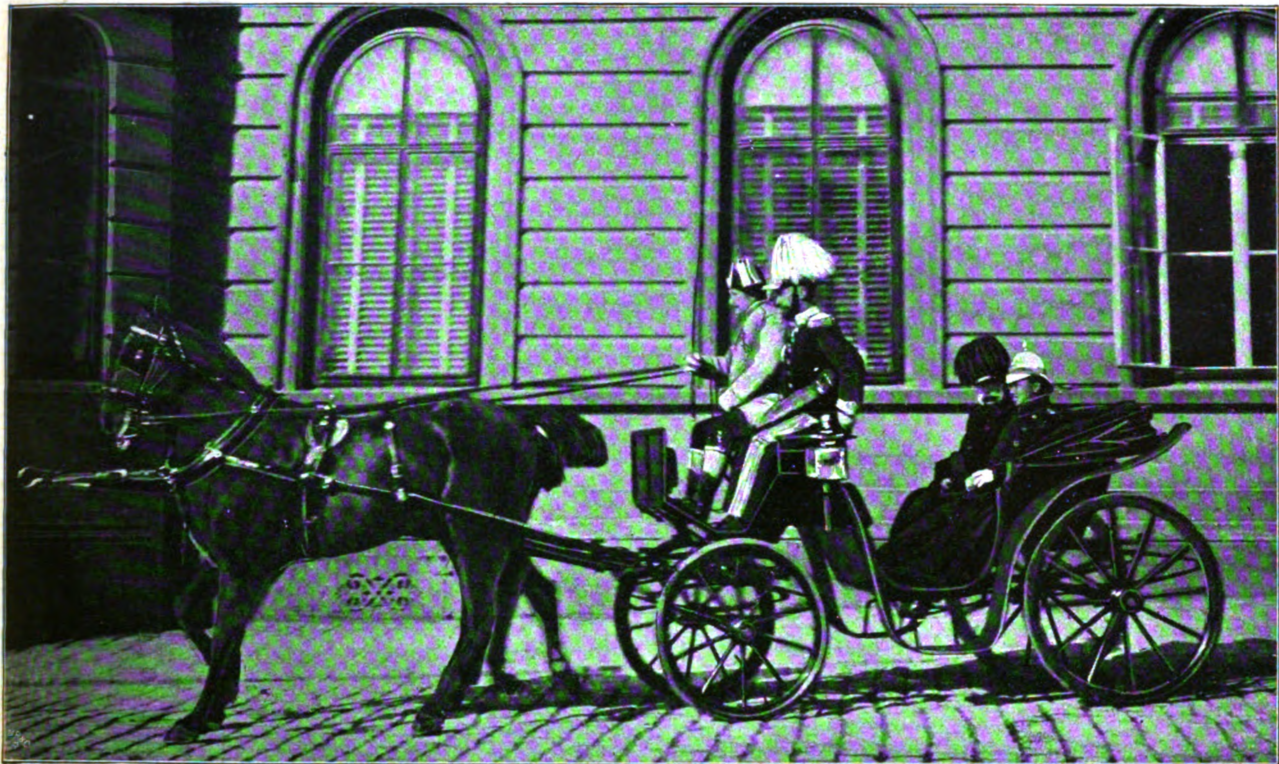

Prof. Julius Hey, Berlin, bekannter Musiklehrer, feierte seinen 70. Geburtstag.


Hans Beringer, Berlin † Gründer und Leiter des Berliner Tierschutzvereins.


Prinz Georg.

Vom Georgiritterfest in München am 24. April: Rückkehr der Ritter aus der Kirche.

Hofphot. Michael Dietrich, München.



Besuch des Kronprinzen von Siam in Wien: Der Kaiser von Oesterreich mit seinem Gast.
Phot. Albert Jellinek, Wien.

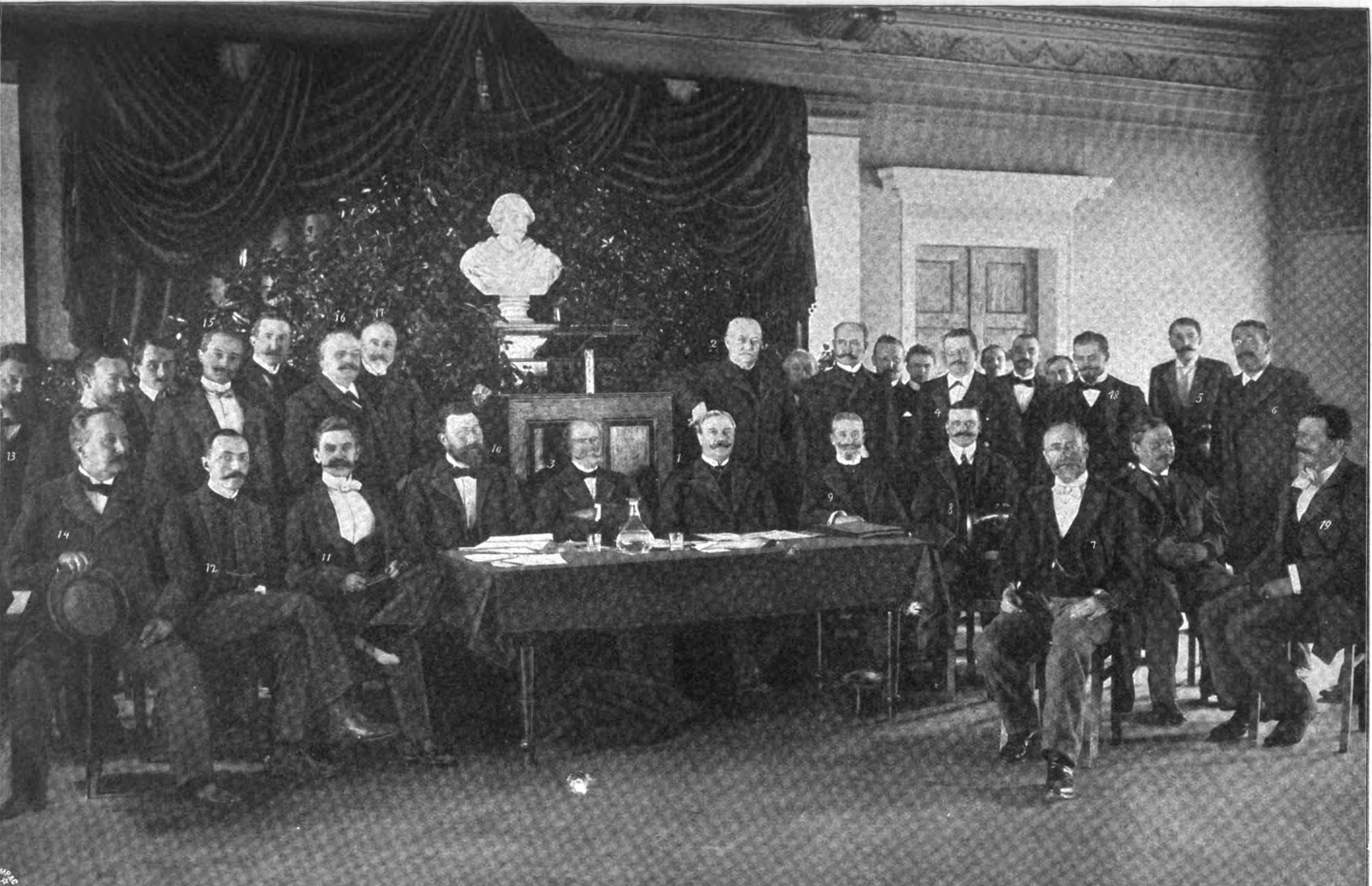


1. Erzherzogin Maria Theresia. 2. Graf Caviani. 3. Rittmeister Baron de Vaux. 4. Hauptmann de Vall.
Ein neues Flussübersetzungsmittel für die österreichische Kavallerie: Probefahrt auf der Donau.
Hofphot. J. Jahudka, Wien.



Bildnis der Frau Stutz. Von K. Ziegler. Bildnis des Staatsministers a. D. v. Maybach. Von H. Vogel. Bildnis der Frau Bellincioni. Von E. Gelli.
Ungarische Bäuerinnen. Von C. Paczka. Männliche Büste. Von J. Lagae. Zeichnung. Von A. Kampf.

Aus der am 3. Mai eröffneten Internationalen Kunstausstellung in Berlin.



1. Generalintendant von Vignau. 2. Geh. Hofrat Dr. Ruland. 3. Geh. Kommerzienrat Dr. Oechelhaeuser-Dessau, Präsident. 4. Geh. Regierungsrat von Boineburg. 5. Dr. Wachler. 6. Prof. Hagen. 7. Prof. Dr. Eidam-Nürnberg. 8. Amerikanischer Botschaftssekretär Jackson. 9. Kommerzienrat Dr. Moritz. 10. Prof. Dr. Brandl-Berlin. 11. Prof. Dr. Schick-München. 12. Prof. Dr. Keller-Jena. 13. Prof. Dr. Fischer-Innsbruck. 14. Prof. Dr. von Oechelhaeuser-Karlsruhe. 15. Dr. Dibelius-Berlin. 16. Prof. Dr. Francke. 17. Geh. Hofrat von Bojanowski, Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses. 18. Verlagsbuchhändler Langenscheidt-Berlin. 19. Dr. de Gruyter-Berlin.

Gruppenbild von der Generalversammlung der Deutschen Shakespearegesellschaft in Weimar am 23. April.

Hofphot. Louis Held, Weimar.



Johanna Buska-Prag.



1. Marie Dietrich. 2. Robert Philipp. 3. Paul Knüpfer. 4 Therese Rothauser.
Vom Frühlingsfest der Berliner Rettungsgesellschaft am 27. April:
Aus Offenbachs Operette „Ein Ehemann vor der Thür".



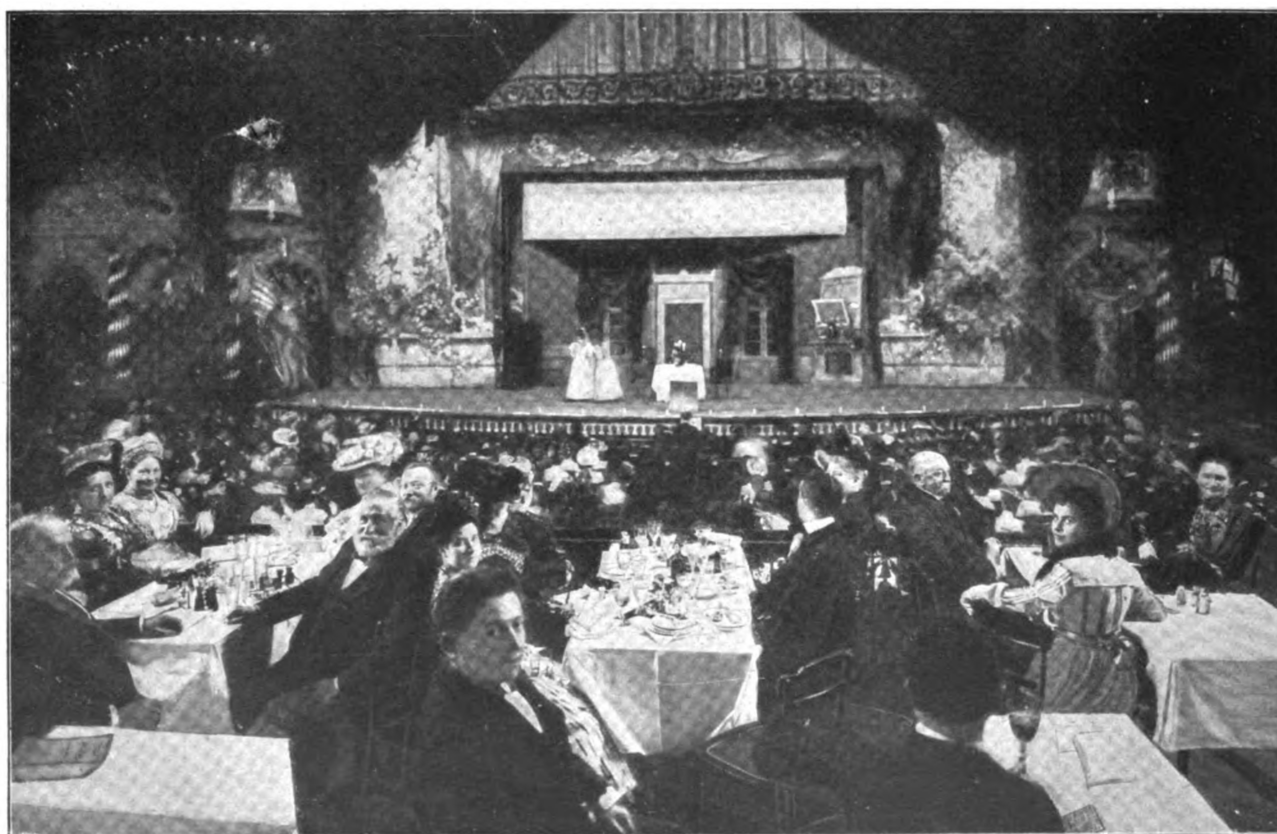
Klara Salbach-Dresden.



Bernhard Baumeister-Wien.
Mitwirkende in den Berliner Meisterspielen.



Mathieu Lützenkirchen-München.
Mitwirkende in den Berliner Meisterspielen.



Minister Studt. v. Bergmann. Minister von Thielen. Frau von Thielen.

Vom Frühlingsfest der Berliner Rettungsgesellschaft im „Wintergarten" am 27. April: Mitglieder und Gäste bei der Tafel.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander und Labisch, Berlin.



Am Rhein.

Für die Festnummer der „Düsseldorfer Ausstellungs-Woche"*)

Komponirt von **Engelbert Humperdinck.**

Mässig bewegt. J. von Wildenradt

Gesang.

Klavier.

f *dim.* *p*

1. Wenn im son - - ni - gen Herbste die
2. Und im Lenz, wenn die Er - de in
3. Wenn der - einst mir Freund Heinmit der
4. Doch so lang uns die Ju - gend die

*) Anläßlich der Düsseldorfer Industrie- und Gewerbe-Ausstellung erscheint in unserm Verlage eine **Spezial-Ausgabe** der „Woche" unter dem Titel: „Die Woche auf der Düsseldorfer Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung 1902."

CHARLY EWERBECK.

B.S.&C°.

Tran - be schwillt am sa - - gen-um-wo-be-nen Rhein, wie so
Blü - then steht am sa - - gen-um-wo-be-nen Rhein, wenn der
Sen - se winkt am sa - - gen-um-wo-be-nen Rhein, gieb mir
Lo - cken kränzt am sa - - gen-um-wo-be-nen Rhein, sei von

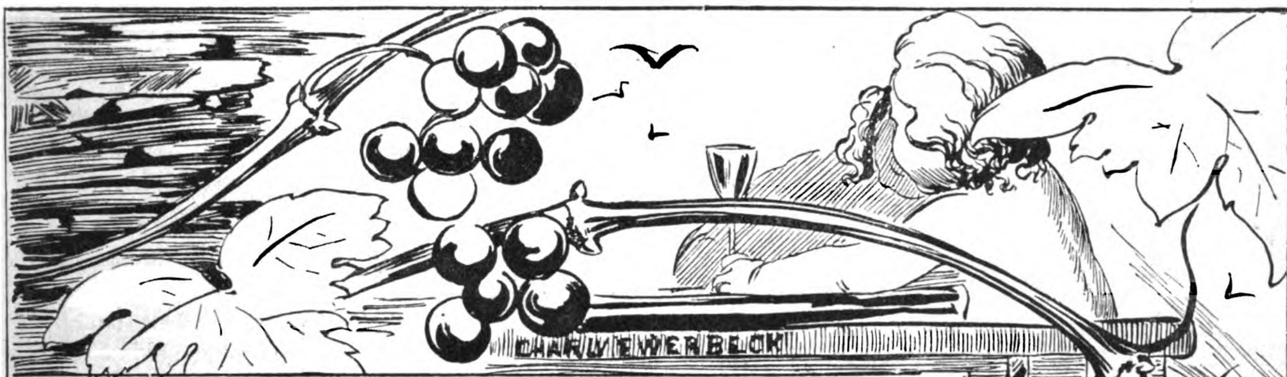
freu - - dig der Sang aus der See - le quillt beim fun - - keln-den, köst-li-chen
O - - dem der Lie - be die Brust durch-weht, Herz - liebs-te, ge-denk ich
her - - den Po - kal, eh das Haupt mir sinkt, und füll ihn mit la-ben-dem
lie - - ben-der Hand mir das Glas kre - denzt, mit fun - - kelndem, köst-li-chen

Wein! O du herr - - li-cher, won-ni-ger Wan - der - tag am
Dein! O du fröh - - li-che, se - li - ge Min - ne - zeit am
Wein! O du fried - - lich ver-glim-men-des A - bend-roth am
Wein! Sei ge - schaut in der leuch-tend-sten Au - gen Pracht am

Rhein, am sonni-gen Rhein, o du fröh - - li-cher, la-chen-der
Rhein, am sonni-gen Rhein, wo der Him - - mel so blau und das
Rhein, am sonni-gen Rhein, o du leich - - ter, ver-söh-nen-der
Rhein, am sonni-gen Rhein, sei ge - herzt und ge-küsst in der

f *p*

cre - - scen - -



Men - schen-schlag __ am Rhein, ___ am son-ni-gen Rhein, ___ am __
Herz' so weit __ am Rhein, ___ am son-ni-gen Rhein, ___ am __
Ze - cher-tod __ am Rhein, ___ am son-ni-gen Rhein, ___ am __
Mai - en - nacht __ am Rhein, ___ am son-ni-gen Rhein, ___ am __

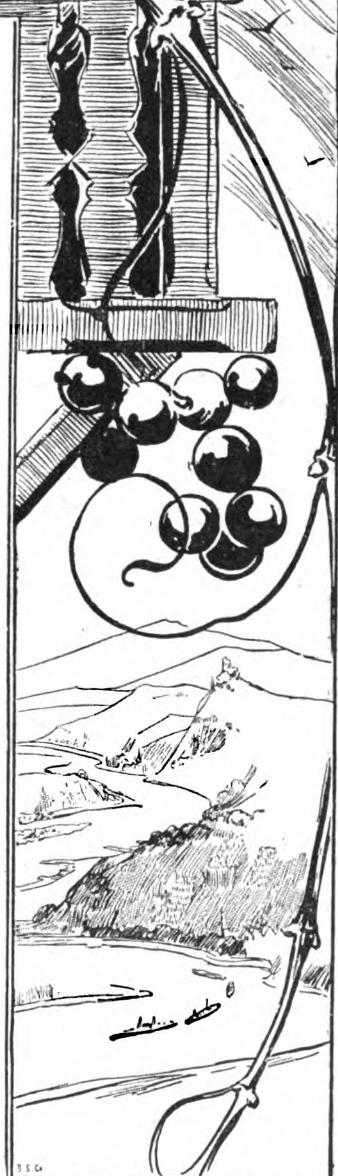
-do *f* *mf*

Rhein, _ am _ son-ni-gen Rhein! ___
Rhein, _ am _ son-ni-gen Rhein! ___
Rhein, _ am _ son-ni-gen Rhein! ___
Rhein, _ am _ son-ni-gen Rhein! ___

f

dim.

Wiederholt vom Zeichen 𝄋







Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

2. Fortsetzung.



Daß Ruth erwachsen war — freilich, das bekam Herr von Pontow eher zu spüren, als ihm lieb war. Schon etwa drei Wochen später, in den Herbstferien.

Jürgen hatte einen Pensionsgenossen mitgebracht. Das war einer dieser Taugenichtse, die aus der großen Stadt kommen, von wo die Eltern sie in eine kleine stecken, um dort Vernunft zu lernen. Die viel mehr hinter sich haben, als ein neunzehnjähriger Junge von Rechts wegen hinter sich haben sollte. Ihr Unglück ist gewöhnlich ihr Reichtum, der ihr Willensleben erschlafft und ihren Sinn auf die Aeußerlichkeiten des Daseins gestellt hat.

Wenn man Jürgen fragte: „Wie kommst du denn zu solchem Freunde wie diesem Viktor Hagenreuter?“ so wußte er einfach keine Antwort. Ja, eigentlich wunderte er sich selbst darüber.

Die Sache war einfach die: er hatte nicht Viktor zu seinem Freund gemacht, sondern Viktor hatte dies selbst gethan, und Jürgen, in passiver Gutmütigkeit, hatte es geschehn lassen.

Viktor Hagenreuter, der reiche Kaufmannssohn aus Hamburg, fand eben einen Reiz darin, der Freund des jungen Adligen zu sein und die Ferien, statt in dem langweiligen Rambin, auf dem Familiensitz derer von Pontow zu verbringen.

In den ersten Tagen der vierzehntägigen Ferien ging alles wunderschön. Der hübsche, elegante und geschmeidige Jüngling hatte eine Art, sich in jedermanns Denkweise einzufügen, die ihm allzu leicht Beliebtheit verschaffte.

„Ein heller Junge!“ sagte Herr von Pontow anerkennend. „Könntest ihm etwas abgucken, Jürgen!“

Nach ein paar Tagen sagte er aber das nicht mehr.

Viktor Hagenreuters Verhängnis war das weibliche Geschlecht. Wo er auch seinen Fuß hinsetzte, richtete er Unheil an, verfing sich selbst in allerlei Verwicklungen. Aber er hatte weder Lust noch Energie, diesem Verhängnis entgegenzuarbeiten.

„Pflücke die Rose, so lang sie noch blüht!“

Ein paar Verschen voller Klang und Schwung, die sich eines Abends in Ruths Thürritze schoben — denn es gab Thürritzen in diesem alten Hause — war der Anfang.

Ruth las sie beim Stearinlicht in ihrem Stübchen und errötete vor Entzücken. Ein Gedicht an sie!

In den Traum hinein klangen die schmeichelnden Weisen.

Am andern Morgen, beim Kaffeetisch — anfängliche Verschämtheit auf ihrer Seite — glühende, lange Blicke unter den Wimpern hervor auf der seinen, dann, beim Aufstehn, als der Papa sich gerade abwandte, ein blitzschnelles Haschen nach ihrer Hand, ein Kuß darauf —

Jetzt war es mit Ruths Befangenheit vorbei. Die Verse hatten ihr einigermaßen imponiert, diese Huldigungen imponierten ihr gar nicht, belustigten sie aber um so mehr.

Es fiel ihr nicht ein, die spröde Heilige zu spielen. In ihrem sechzehnjährigen Herzen sang und klang der erste, junge Triumph.

Sie fühlte sich ganz als Viktors Gottheit. Mit pikanten Launen quälte und entzückte sie ihn. Sie war im Grunde das Weib, das für ihn paßte: ein bißchen herzlos, ein bißchen sorglos, ein bißchen grausam und ein ganz klein bißchen mitverliebt.

Ein Blinder hätte es sehen müssen, daß mit den beiden etwas nicht in Richtigkeit war. Und Herr von Pontow war noch lange kein Blinder. Mit Staunen erst und dann mit wachsender Unruhe sah er dieses Getändel mit an, das in seinen Augen sich ins Riesengroße verzerrte.

Ein oder zwei Tage ging er herum wie ein wutschnaubender Stier, sagte aber nichts. Nur Jürgen kriegte er einmal bei zufälliger Begegnung an der Hausecke zu fassen.

„Hast ja eine noble Freundschaft, mein Sohn!“ Und dann mit einem Ausdruck, als wolle er ihm am liebsten den Kopf abreißen, brüllte er den Verblüfften an: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen — wer du bist!“

Das war die vorläufige Entladung. Die eigentliche ließ aber auch nicht auf sich warten.

Die beiden in ihren rosigen Wolken merkten nicht viel davon, was sich über ihren Häuptern zusammenzog. Dem jungen Mann wurde es zwar ungemütlich, wenn der Hausherr in der Stube war. Der war keiner von den bequemen Papas, so viel hatte er doch auch schon heraus. Aber diese Wahrnehmung war immerhin nicht stark genug, um ihn zu warnen.

Es war die Zeit des Vollmonds. Diese klaren, lauen Herbstnächte thaten auch noch das ihre, um das Unglück zu beschleunigen.

Viktor besaß alle Eigenschaften eines Troubadours. Er sang und schlug zur Not auch ein bißchen die Zither. Dies letztere hätte schöner sein können, aber Mond und Stimmung thaten ein übriges, um die Zitherklänge zu ergänzen.

Gestern abend hatte er es unter Ruths Fenster versucht. Da war ihr Kopf herausgefahren, und sie hatte ihm mit allen Zeichen der Angst abgewinkt. Freilich, etwas seitwärts darunter lag Papas Schlafzimmer. Das hatte er nicht bedacht. Er setzte schnell ab. Nein — das wollte er doch lieber nicht riskieren!

Heute fing er es klüger an. Auf dem oberen Korridor, dicht vor Ruths Thür, da hörte ihn niemand, als sie selbst. Und den Mond hatte er hier auch. Durch ein ganz schmales Giebelfensterchen fiel der Schein. Sonst war es dunkel.

Da tappte er ein paar leise Akkorde und begann:

„O gieb vom weichen Pfühle
Träumend ein halb Gehör —
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe — was willst du mehr?"

Drinnen blieb es still. Es fiel auch kein Lichtschein durch die bekannte Thürritze. Wie sie wohl lag, das süße Mädel, und lauschend in den Mond schaute, der auch zu ihr ins Stübchen schlüpfte!

Mondschein und Liebesklänge — was willst du mehr —?

„Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle —
Schlafe — — —"

„Ja!! Ich will euch schlafen lehren! Euch verrückte Bagage!"

Jäh brachen die süßen Töne ab. Ein halber Ausruf —

Auf Filzbambuschen war er herangeschlichen, und jetzt sprühte es eitel Blitz und Donner.

„Alberner Bengel! Läßt du mir das Mädel in Ruhe! Wart, mein Kleiner! Wart, mein Kleiner!"

Er brachte die Worte vor Wut nur in Stößen heraus. Jetzt nahm er den Geängstigten am Kragen und schleppte ihn bis an die Treppe, von wo herauf das Lampenlicht drang.

„Laß dich doch einmal beschaun, mein Lieber! Hä? Kinder seid ihr alle zwei, gottserbärmlich dumme Kinder, und nun pfeifst du mir hier solche Töne? Ist wohl dein Dank für das Gastrecht, ja? Da! Den Weg will ich dir zeigen! Den Weg! Den Weg!

Sinnlos machte ihn der Zorn. Der Anblick des bleichen, schlotternden Missethäters nahm ihm die letzte Fassung. Er schüttelte ihn ein paarmal hin und her, und mit einem einzigen Ruck stieß er ihn dann die Treppe hinunter —

Ein Krachen — ein Aufschrei — ein wildes Gepolter —

Da oben stand er und war plötzlich ernüchtert.

Kreuzdonner! Was hatte er da angerichtet! Wenn der Mensch sich nun den Hals brach —

Um die Biegung der Treppe herum polterte es weiter. Dann still. —

Ein paar schreckliche Augenblicke. Er stand oben und wagte nicht, nachzugehn —

Doch nur eine Minute. Dann krabbelte es unten wieder. Gott sei Dank! dachte Götz. Es stöhnte leise, aber er hörte doch deutlich Schritte. Also nichts gebrochen.

Nun stieg er hinterher. Unten in dem hellerleuchteten Vestibül stand der Liebhaber als Jammergestalt, ein bißchen schief in den Hüften, und paßte mechanisch die zerbrochenen Teile seiner Zither aneinander.

Da kam Götz von Pontow das Lachen. Aber er nahm sich zusammen.

„Entschuldigen Sie," sagte er mit sehr sanftem Lächeln. „Und das Musikdings da — wieviel hat es gekostet?"

Der Jüngling wandte sich in unerträglicher Verlegenheit ab und schüttelte nur abwehrend den Kopf.

„Vielleicht suchen Sie gleich in Rambin den Arzt auf," fuhr Herr von Pontow in derselben heuchlerischen Sanftmut fort. „Dürfte ich Sie an unsern Hausarzt weisen, Doktor Rüdiger? Er möchte mir die Liquidation zuschicken."

Dem Verhöhnten kam der Trotz der Verzweiflung. „Danke," sagte er. „Damit ist es nicht gethan. Ich weiß nicht, ob nicht innere Schäden — jedenfalls wird die Sache ihr gerichtliches Nachspiel finden."

„Jedenfalls!" sagte Herr von Pontow freundlich.

„Was wollt ihr denn da?" donnerte er ein paar Dienstboten an, die auf den Lärm erschreckt in die Kleider gefahren waren und sich jetzt vorsichtig in der Thürspalte zeigten. „Oder ja! Halt!" rief er sie zurück. „Anspannen bestellen! Der junge Herr hier hat eilig heute abend noch in Rambin zu thun."

Damit drehte er sich, so elegant sich das auf Filzbambuschen thun läßt, auf dem Absatz um und ließ den jungen Viktor stehn.

Oben aber, an der dunklen Treppenbiegung lauschte Ruth herab. Sie war erst namenlos erschreckt und empört durch des Vaters wildes Dreinfahren, und alle ihre Sympathien galten dem Ritter.

Aber man muß seinen Ritter nicht sehn, wie er mit schiefen Hüften und den Trümmern seiner Zither dasteht, sich die Knie reibt und just so aussieht, wie einer — der eben die Treppe hinuntergefallen ist.

So ein Anblick wirkt für die süßesten Gefühle direkt tödlich. Auch in Ruth stieg plötzlich ein Lachen auf, ein Lachen, das sie schüttelte.

Und am andern Morgen, als Herr von Pontow ihr teils grimmschnaubend, teils aber auch ein bißchen verlegen entgegentrat, flog sie ihm um den Hals und zauste seinen Schnurrbart.

„Du schrecklicher, alter Papa! Meinen ersten Liebestraum! Und was hast du jetzt? Ein gerichtliches Nachspiel!"

„Liebestraum!" brummte er, aber er war doch schon versöhnt. „Weißt du was, Uschi, an das gerichtliche Nachspiel glaube ich nicht sehr."

Ach nein, Viktor Hagenreuter zog auch vor, an seine Eltern zu schreiben, daß sie ihn von Rambin wegnehmen möchten, die dortige Ernährungsweise bekäme ihm nicht.

* * *

Als Anna-Beate im nächsten Frühling aus der Residenz zurückkehrte, gab ihr Tante Wanda einen Brief an Papa mit:

„Du hast mir deine älteste Tochter so überaus ungeübt in allen gesellschaftlichen Formen und Kenntnissen übergeben, daß du dich nicht wundern darfst, wenn sie zur Zeit noch nicht so gewandt und sicher ist, wie ich

es wohl wünschte. Doch hoffe ich, lieber Götz, daß du mir im nächsten Winter das Kind wieder schickst, damit es mir gelingt, ein richtiges Fräulein von Pontow aus diesem kleinen Landfräulein zu machen. Auch möchte ich dir empfehlen, zeitiger, als du es bei Anna-Beate gethan hast, bei Ruth an deren standesgemäße Ausbildung zu denken."

Herr von Pontow sah sich wieder seine älteste Tochter an. Sie war noch etwas gewachsen, mit ihrer Haarfrisur war irgendeine Veränderung vor sich gegangen. Wenigstens nicht mehr so glattgescheitelt und hinter die Ohren gestrichen sah sie aus. Neue Kleider hatte er ihr auch anschaffen müssen, und sie saßen ein bißchen anders als die schablonenhaften Gewänder, die die einzige Herrschaftsschneiderin in Rambin anzufertigen pflegte. Ueberhaupt um eine kleine Schattierung war ihr Wesen verändert, er wußte nicht recht, wo und wie. Im großen und ganzen aber war sie die Anna-Beate geblieben, als die sie weggegangen war.

„Also es hat noch nicht gefleckt mit dir?" sagte er ärgerlich. „Nächsten Winter willst du wieder fort?"

Er gab es vor sich selbst nicht recht zu, daß er sie den ganzen Winter über vermißt hätte. An allen Ecken und Enden hatte ihr geräuschloses, freundliches Walten gefehlt.

„Ach nein, Papa!" rief sie lebhafter als sonst. „Laß mich lieber hier! So wie Tante Wanda will, werde ich doch nicht! Und ich habe die ganze Zeit über so viel nach Hause gedacht!"

Er lachte unter seinem Schnurrbart. „Dummes Zeug! Willst mir hier wohl zur alten Jungfer werden? Na, wie du magst, Mädel. Ich werde dich nicht fortjagen."

Damit war die Sache erledigt und Anna-Beates Zukunft als Hausgeistchen besiegelt. So! An dieser Nuß hat sich Wanda ihre Erziehungszähne ausgebissen! dachte Herr von Pontow bei sich. Hoffentlich ist sie nun von ihrem Theoriefieber geheilt. Er empfand teils schadenfrohes Vergnügen darüber, teils doch geheimen Aerger, daß mit seiner ältesten Tochter allen Ernstes so wenig Staat zu machen sei.

Noch weniger Staat aber war mit Jürgen, dem Schlingel, zu machen. Jahr für Jahr stand ihm die liebevolle Sorgfalt der Lehrer zur Seite, und Jahr für Jahr ging, trotz aller hingebenden Bemühungen, die Karre schiefer. Unter zwei Jahren machte er kaum je eine Klasse ab.

Er war überhaupt ein ganz unmöglicher Junge. Es war nicht, als sei er in einem Herrenhaus, sondern bei Bauern aufgewachsen. Er wollte oder konnte keine Manieren lernen. Befand er sich in den Ferien zu Hause, und es kam Besuch, so war es eine altgewohnte Hausregel, daß Herr von Pontow ihn hinausschickte, selbst wenn Altersgenossen dabei waren. Es verdachte ihm dies auch keiner, selbst Erich und Anna-Beate mußten es in der Ordnung finden, und Jürgen selbst war nur erfreut dadurch. Der Pferdestall, nach dem er auch beständig roch, war ein weit angenehmerer Aufenthalt für ihn als die väterlichen Gemächer.

Keiner wußte auch recht, wie dieser Junge anzufassen sei. Er hatte nicht das geringste Bedürfnis nach irgendeinem Familienanschluß, einer inneren Zusammengehörigkeit, einem Aussprechen. Dabei konnte man ihn nicht geradezu für dumm halten, in praktischen Dingen hatte er oft einen überraschend schnellen Blick und eine gute Fassungsgabe.

Dies hätte ihm auch auf dem Gymnasium gute Dienste leisten können, aber da stand ihm seine unendliche Trägheit im Weg. Er empfand weder Schmerz noch Aerger über die klägliche Rolle, die er als Schüler spielte. Aber wenn der stämmige, breitschultrige junge Mensch in träger Gleichmütigkeit auf seinem Platz saß, dann fällte einer seiner Lehrer wieder und wieder das Urteil über ihn: „Es kommt mir vor, als ob der ganze innere Mensch schliefe, und als ob da doch noch etwas aufzuwecken wäre."

In den diesjährigen großen Ferien brachte Erich im Einverständnis mit dem Vater einen Freund mit, der sich erboten hatte, Jürgen während der Hundstage in seinen Wissenschaften ein bißchen nachzuhelfen.

Erich bewies große Achtung und ein echtes Freundschaftsempfinden für den gleichaltrigen Jüngling. Sie waren Genossen in der Kadettenanstalt gewesen, bis ein trauriges Geschick die Pläne des Freundes kreuzte und ihn in andere Bahnen warf.

Hans Wilhelm von Hacke hatte eine heitere, glänzende Jugend genossen. Allzu glänzend nur, wie es sich jetzt herausstellte. Sein Vater, der lebensfrohe, leichtherzige Major Albrecht von Hacke, hatte nach dem Tod seiner Frau und zweier Töchter den ihm einzig noch Gebliebenen mit vergötternder Liebe umhegt und alle Erdenschätze, die Glücksverlangen und Schönheitssinn zu heben wissen, um ihn gehäuft.

Bei einem Manöver im vorigen Jahr stürzte sein Pferd, und er, ein angehender Fünfziger, in blühender Gesundheit, wurde sterbend vom Platz getragen. Seit diesem unglückseligen Tag zeigte das Leben für Hans Wilhelm ein verwandeltes Gesicht. Der Vater hatte, fest auf seine Gesundheit und sein gutes Glück bauend, in sehr geringem Maß für seine Zukunft gesorgt. Nahe Verwandte, um hilfreich einzuspringen, waren nicht vorhanden, und von Entfernteren Wohlthaten anzunehmen, litt Hans Wilhelms Familienstolz nicht.

Die Offizierskarriere war mit einem Schlag versperrt. Ein angeheirateter, weitläufiger Verwandter, ein Oberlehrer, übernahm die Vormundschaft über den kaum Neunzehnjährigen und bewog ihn, das Studium der Philologie zu ergreifen.

„Es ist zwar überfüllt, wie alles jetzt," setzte er hinzu. „Aber irgendein Lehrerposten in einem Provinznestchen wird sich schon für dich finden. Das heißt natürlich nur, wenn du dich eisern ins Joch legst, mein Lieber, und deiner bummligen Vorbildung ein bißchen auf die Füße hilfst!"

Der Oberlehrer hatte, da ihm die ganze Lebensführung derer von Hacke wenig gefiel, eine mißmutige Abneigung gegen den Major empfunden und konnte sich nun einer leisen Genugthuung nicht erwehren.

Jetzt aber kam alles hervor, was in Hans Wilhelm schlummerte und sonst in dem sorglosen, glanzvollen Leben vielleicht nie erwacht wäre. Aus dem flotten

Offiziersaspirant wurde ein armer Student, der die Nächte bei schwelender Petroleumlampe, oft in schlecht geheiztem Zimmer über seinen Büchern saß und am Tage mit bohrendem Eifer die Kollegs besuchte und sich über manches Mittag mit einer Stulle und einem Schluck Bier hinweglog.

Dann that er sich um Privatstunden um, und damit machte er Glück. „Was ich euch sagte, in dem Bengel steckt doch ein Philologe!“ triumphierte der Oberlehrer. „Und unter uns gesagt: es war für ihn vielleicht noch nicht das Schlechteste, daß sein Vater sterben mußte, ehe er ganz verbummelt und verflacht wäre!“

Von seinen ehemaligen Freunden hielten trotz des Glückswechsels die meisten treu bei ihm aus. Ja, er hatte sich nur zu wehren, daß ihm nicht immer wieder Pumpgelder aufgedrängt wurden, deren Annahme er nicht verantworten konnte.

Am treusten und festesten aber saß sein Verhältnis zu Erich von Pontow. Ehemals war Erich der Ernstere gewesen, den eine mutterlose Kindheit früh gereift hatte. Jetzt war Hans Wilhelm der, dem das Leben die Faust zeigte, und der sich zu entscheiden hatte: stehn oder kriechen.

Und er stand, wenn ihm auch manchmal die Wasser bis an die Seele gingen und er die Zähne zusammenbeißen mußte, um sich nicht umreißen zu lassen.

Als er in das Haus Pontow trat, war ein Jahr seit dem bösen Manövertag vergangen. Der erste Sturm über der jungen Seele war verbraust: er hatte sich mit dem Leben, wie es jetzt war, zurechtgefunden. Ja, er sagte manchmal lächelnd zu Erich: „Vielleicht hat der Onkel Oberlehrer doch recht. Vielleicht bin ich wirklich zum Philologen geboren.“

Er war mittelgroß und sah jetzt durch das schlechte Leben, das er führte, etwas graufarbig und elend aus. Seine Züge waren markierter als die sanfteren von Erich. Die steile, hoch ausgebuchtete Stirn begrenzte das braune Haar, das er, unkleidsamerweise, völlig kurzgeschoren trug. Auf der kurzen Oberlippe des ausgeprägt trotzigen Mundes saß schon der erste junge Bartflaum, den Erich noch vergebens ersehnte.

Er hatte als „hübscher Kerl“ bei seinen Kameraden gegolten. Jetzt konnte man ihn kaum mehr dafür halten. Aber die Tönung des geborenen Aristokraten lag auf seiner Persönlichkeit. Die konnte keine durcharbeitete Nacht, kein durchhungerter Tag je verleugnen noch verwischen.



Gleich am nächsten Tag nahm er sich ohne viel schöne Worte Jürgen vor. Der Schlingel war wohl einen halben Kopf größer als sein Lehrer, und ohne sein unerschütterliches Phlegma hätte er doch vielleicht gegen solche Art des Unterrichts eine kleine Rebellion versucht. So aber ließ er es gehn, wie es ging, gab träge seine Antworten, oder gab sie auch nicht, sah an Hans Wilhelm vorbei durchs Fenster, und in seinen hellblauen Augen wachte langsam eine Sehnsucht auf und wurde immer größer: hinaus! An die Luft! In die Ställe!

„Na, dann laufen Sie nur für heute, Jürgen,“ sagte Hans Wilhelm und schlug das Buch zu. Den aufblitzenden, dankbaren Blick des Jungen konnte er lange nicht vergessen. Als Erich ihn nach dem Resultat fragte, blieb er ein Weilchen stumm.

„Dem hilft kein Schulmeister,“ sagte er dann. „Dem hilft nur das Leben.“

Und als er Erichs etwas betroffenen Blick sah, setzte er rasch hinzu: „Du weißt doch, Schnürchen“ — so hieß Erich bei den Kameraden wegen seiner unwandelbaren Korrektheit — „daß ich mich gerade gern an verschobenen Charakteren versuche. Und ein Bengel wie euer Jürgen reizt mich besonders. Der arme Junge wird mich nicht alle Tage so leicht los wie heute. Dem setze ich mich in den Nacken, bis er aus lauter Verzweiflung den Weg läuft, den ich will. Aber es ist alles Scheinwesen und Tierquälerei dazu. Das sehe ich so klar, wie ich sehe, daß du noch einmal das Entzücken eures Regiments und der Schrecken deiner Rekruten wirst.“

„Du meinst, Hans Wilhelm, daß nie etwas Ordentliches aus Jürgen wird?“ fragte Erich beklommen.

„Zum Donnerwetter, das frage den lieben Gott und nicht mich. Ich sage nur: ein Schulmeister macht's nicht aus ihm. Vielleicht irgendeine große Passion, die auch unnobel sein kann: ein Pferd, ein Frauenzimmer, der Wein. Oder auch nichts, was weiß ich. Zum Propheten hat mich dein Papa doch nicht engagiert, sondern zum Leuteschinder und Tierquäler. Uebrigens ist es ein nettes Haus bei euch, und eure kleine Ruth heirate ich vielleicht noch mal. Das Ding hat ja Rasse, mein Lieber!“

Erich sah erstaunt drein. Seit wann scherte sich Hans Wilhelm denn um Mädels?

Ach Unsinn, Ruth war ja noch ein Kind!

O nein, Ruth war kein Kind mehr, wenn auch alle in Haus und Hof sie noch dafür hielten, auch der Papa, trotz seiner Proklamationen von der „erwachsenen Tochter“, ja, sie selbst. Das hatte Hans Wilhelm von allen zuerst entdeckt.

Er war zwanzig Jahre alt und sie siebzehn. Und er fand: in ganz Berlin und Umgegend gab es nicht ein so prachtvolles Menschenkind, wie diese kleine Ruth von Pontow, in ihrer unverstellten Ursprünglichkeit, ihrem wilden Naturreiz.

Er wußte dem Vater Dank, daß er sie so in Freiheit dressiert hatte. Unzugeritten kam sie ihm vor, wie ein junges Steppenpferd, kraftvoll und doch nervös wie ein Berberrößlein. Und ihn durchglühte der wilde Mut und die jagende Lust, als Erster diesem feurigen Geschöpf den Lasso überzuwerfen — mit ihm über Stock und Stein zu jagen, bis es ermattet stille hielt und sich zum erstenmal dem Willensdruck seiner Hand fügte. — —

Junge, jauchzende Träume stürmten durch sein Gehirn. Die Fülle ungebrochener Jugendkraft ließ ihm sein Fühlen ungebändigt, sein Wollen allmächtig erscheinen. Denn die schwarzverhangenen Tage seines letzten stürmischen Jahres hatten ihn gelehrt, daß der Wille allmächtig ist.

Er war viel mit Ruth zusammen. Ein Verstellen, ein Verschleiern giebt es noch nicht im März des Liebeslebens. Da ist noch die Seele offen wie der blaue Frühlingshimmel. Aber wenn die Sonne höher steigt, dann kommt die Furcht und das Verstummen.

Auch gab es keine Tante bei Pontows, die, wohlbeflissen den Anstand zu wahren, ein Männlein und ein Mägdlein beileibe nicht allein in der Stube läßt. Sie könnten sich ja in die Augen gucken!

Ach Gott, und das Schrecknis, wenn sie sich, ehe sie die Ringlein wechseln, einmal gründlich in die Augen geguckt hätten!

Nein, bei Pontows gab es diese Etikette nicht. Anna-Beate hatte zwar von Tante Wanda eine Ahnung mitgebracht, daß es so etwas gebe und daß das heilsam und notwendig sei. Aber sie traute sich doch noch nicht recht, so ein Ding eigenmächtig zu handhaben. Sie hätte damit auch zwischen den Geistern dieses Hauses kein Glück gehabt.

So guckten sich denn die beiden in den heißen, langen Sommertagen ungestört in die Augen. Ruth mußte ihm Rede stehn von ihrem Thun nnd Treiben, ihren Stunden beim Pastor, ihrem Denken und Fühlen.

Erst gab sie auf alles Antwort, lachend, wie ein frohgelauntes Kind. Er gefiel ihr auch ganz gut, es war „doch mal ein anderes Gesicht“. Dann verstimmte sie dies oder das. Sie wußte selbst nicht recht, was. Sie bekam ihre Launen, so schien es.

Aber es waren wunderliche Launen. Nicht spielerisch und lenkbar, wie ihre sonstigen waren. Sie saßen ihr gleichsam im Nacken, umschlossen wie mit eisernen Klammern ihr Wesen und Wollen.

Sie konnte plötzlich dem jungen Fremden nicht mehr gerade in die Augen sehn, lief fort, wenn er kam, oder wenn das nicht ging, reizte sie jedes Wort bei ihm, machte sie verschlossen und trotzig.

„Papa, ich möchte mit dir ausreiten, recht, recht weit! Nach den Gollnitzer Höhen hinüber. Wir sind so lange beide nicht die Nächte über weggewesen! Kann ich dir den Mantelsack packen?“

„Nanu! Gerade jetzt?“ Herr von Pontow war doch ein bißchen verblüfft. In den Ferien von allen Geschwistern weg? Da verstehe der Kuckuck so ein Mädel!

„Habt ihr euch etwa gezankt, Dirning?“

„Ach, kein Gedanke daran! Ich möchte nur mal mit dir wieder reiten. Mit dir allein, Papa!“

Der Papa fiel auch in diese Schlinge. Er blähte sich ordentlich vor Stolz, daß seine kleine Ruth ihn den Brüdern, dem Gast, dem ganzen Ferientrubel vorzog.

Dahin sprengten sie beide vom Hof hinab, quer über die Chaussee und über die Felder weg. Schon ging's im Sturmgalopp, und die andern hatten das Nachsehn.

Hans Wilhelm von Hacke stand unter einer großen Linde etwas seitwärts neben den Stallgebäuden. Er bekam ordentlich große Augen vor Erstaunen und Enttäuschung, als er die beiden, so reisefertig ausgerüstet, ohne vorbereitende Erklärung dahinsprengen sah. Immer kleiner und kleiner wurden ihre Gestalten.

Dem leidenschaftlichen Burschen wich das Blut aus dem Gesicht. Er dachte an seinen Lasso, an die tobende Jagd mit dem jungen Steppenpferd.

„Und ich fange dich doch!“ murmelte er wild.

Als er sich umwandte, stand Philipp Marius, der Oberprimaner und angehende Abiturient, neben ihm. Der sah rot aus und hatte leuchtende Augen.

Hans Wilhelm nahm von seinem Ausdruck weiter keine Notiz. Er hatte für den schüchternen jungen Menschen bisher noch nicht viel Beachtung übrig gehabt. Auch jetzt kam er ihm nur gerade recht als Auskunftgeber.

„Macht der Herr von Pontow öfter solche plötzlichen Exkursionen?“ fragte er leichthin. „Bleibt wohl länger fort, was?“

„Ja, Herr von Hacke,“ beeilte sich Philipp zu entgegnen. „Oft tagelang. Man erfährt nachher auch nie, wo sie gewesen sind. — Fräulein von Pontow sitzt herrlich zu Pferde, nicht wahr?“

Der letzte Satz klang begeistert. Die braunen Augen des jungen Marius leuchteten von innen heraus.

Hans Wilhelm stutzte und sah den Sprecher schärfer an. Er machte plötzlich hochmütige Augen.

„Verstehn Sie sich denn darauf, um das kritisieren zu können?“ fragte er, und ohne die Antwort abzuwarten, drehte er kurz um und ging dem Hause zu.

Philipp Marius stand wie angedonnert da. Hatte er diese bittere Lektion verdient?

Hatte er wirklich die Augen höher erhoben, als ihm zukam? Aber was wollte er denn? Stand es nicht jedem frei, zu bewundern, wo sich so viel Schönheit bot?

Aber freilich, er hätte es nicht sagen dürfen! Was dachte nur der herrische Fremde von ihm?

Glühende Scham brannte auf seinen Wangen, als er, halbblind vor Erregung, nach den hinteren Gemüsegärten ging, wo er, einer Weisung seines Vaters gemäß, die jätenden Frauen überwachen sollte.

V.

„Zum Abiturium können wir Ihren Sohn beim besten Willen nicht bringen, Herr von Pontow," sagte der Gymnasialdirektor beklommenen Tons. Es war keine angenehme Notwendigkeit, dem cholerischen Vater diese Eröffnung zu machen. „Aber wenn ich Ihnen raten darf, so belassen Sie ihn noch bis nächste Ostern in unserer Anstalt, wo er dann, wenn nur irgend angängig, sein Einjährigenzeugnis erhalten wird. Ich sollte denken, daß er für die Landwirtschaft recht tauglich sein würde, und Sie doch später das Bewußtsein haben könnten, Ihr schönes Gut ihm unbedenklich überlassen zu dürfen."

Als Herr von Pontow in denkbar schlechtester Laune wieder auf die Straße trat, stand dort Jürgen im hellen Herbstsonnenschein und wartete auf ihn.

Er sah ihn aus der Entfernung kritisch und mit möglichst objektiven Augen an.

Was das nur mit diesem Jungen war! Eigentlich war er doch ein ganz ansehnlicher, hübscher Bursche! Diese breite Brust, dieser Wald von Haaren auf dem Kopf, alles an ihm Muskeln und kerniges Fleisch. Und dabei hatte der Bengel eine gewisse Treuherzigkeit und Gutmütigkeit, daß man im Ernst ihm gar nicht recht böse sein konnte. Jetzt wieder, als er den Vater sah, strahlte er ordentlich und kam mit seinen langen Beinen herangestolpert, als habe er ihm Wunder was mitzuteilen. Und im Grunde wußte er nicht fünf Worte mit ihm zu reden.

Ja, diese schauderhaften, bäurischen Manieren! Und dazu dies Phlegma, das einen schon nervös machen konnte, wenn man es nur ansah! Herr von Pontow war kirschrot, als der Junge bei ihm war.

„Du Esel!" herrschte er ihn an, daß das lächelnde Gesicht des Aermsten mitten im Lächeln erstarrte und die weißen Zähne ordentlich mit einem hörbaren Ruck aufeinanderklappten. „Wenn ich könnte, wie ich möchte, nähme ich dich jetzt beim Kragen und prügelte dich, so wahr mir Gott helfe, auf offener Straße kurz und klein, daß du alle deine Knochen einzeln aus dem Rinnstein zusammensuchen kannst!"

Fortsetzung folgt.

Der englische Krönungsstaat.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen von Robert und Schield, London.



Der Zeitpunkt rückt immer näher heran, da in London ein Schauspiel sich entrollen wird, wie man es seit nahezu sieben Jahrzehnten dort nicht mehr erlebt hat. Die Vorbereitungen zu den Krönungsfeierlichkeiten sind bereits in vollem Gang. In den Ateliers der großen Modefirmen im Westend, bei den Juwelieren in Piccadilly und Regentstreet, bei den Spitalfieldswebern im Nordosten — kurz überall in der Millionenstadt an der Themse herrscht seit Wochen fieberhafte Thätigkeit.

Eine ungemein wichtige Frage, die viel Kopfzerbrechen verursacht hat und noch immer nicht vollständig erledigt werden konnte, ist die des — Schleppentragens in des Wortes zweifacher Bedeutung. Von einer greisen Aristokratin, die bei der Krönung der verstorbenen Königin Viktoria zugegen war, wird sehr davor gewarnt, die imponierende, aber höchst lästige Courschleppe zuzulassen. „Unsere nur bescheidenen Schleppen," so erzählt die Dame, „bereiteten uns schreckliche Verlegenheit. Bei dem Gedränge in der Abtei war das Treten auf die eigene Rockverlängerung, wie auf die der andern gar nicht zu vermeiden, und dies wieder gab die Veranlassung, daß wir die Schleppe der Königin sehr unbeholfen trugen und unwillkürlich beständig hin und herzerrten. Aus tiefstem Herzen bedauerten wir die Königin und bewunderten nur, wie sie es trotz unserer Ungeschicklichkeit bewerkstelligte, mit so viel Grazie und Würde dahinzuschreiten." In den letzten Jahren hat bei fürstlichen Hochzeiten in England die Schleppe gefehlt, und auch im Hinblick auf die feierliche Parlamentseröffnung durch König Eduard lautete die Parole: „Ohne Schleppen!" Bei einer Krönung ist es nicht notwendig, durch die Länge der Schleppe den Rang der Trägerin zu kennzeichnen, da dieser schon an der Form der Adelskrone und an der Reihenzahl der schwarzen Tupfen auf dem Hermelinkragen zu erkennen ist. Uebrigens werden die königlichen Prinzessinnen von den Pairsfrauen auch sofort dadurch zu unterscheiden sein, daß sie purpurfarbenen Sammet tragen, während die letzteren eine bestimmte Nuance Karmesin wählen müssen. Es ist nun entschieden worden, die Krönungsroben mit mäßig langen Schleppen zu versehen, doch weiß man noch nicht die genaue Länge. Jedenfalls können sich die Teilnehmerinnen an der Krönungszeremonie für den Verzicht auf die majestätische Courschleppe schadlos halten, indem sie ihre Frisur mit einem Brillantdiadem schmücken, was ihnen Königin Alexandra gestattet. Eine solche Tiara wird den prunkvollen Anzug der Ladies erst vervollständigen, ohne im geringsten beim Aufsetzen der Krone, die doch nur für wenige Minuten getragen werden soll, hinderlich zu sein. Allerlei sinnreiche Vorrichtungen sind bereits vorgeschlagen, um die Pairs und ihre Gattinnen davor zu bewahren, durch das Abrutschen,

Schieffitzen oder Wackeln des ungewohnten Kopfornaments der Lächerlichkeit preisgegeben zu sein.

In den Schaufenstern der fashionablen Juweliergeschäfte kann man außer den verschiedenartigsten mehr oder minder kostspieligen Schmuckgegenständen, die auf den ersten Blick erkennen lassen, daß sie „Coronation-Souvenirs" vorstellen sollen, eine ganze Sammlung von Adelskronen bewundern. Alle diese „Coronets" ruhen auf karmesinfarbenen, mit weißem Atlas abgefütterten Sammetmützen, die mit einem Hermelinrand und in der oberen Mitte mit einer Goldquaste versehen sind. Den gleichen Vorschriften entsprechen die für die Gemahlinnen der Pairs bestimmten kleineren Kronen. Während bei der Krönung der schmückt und soll einen Wert von weit über 7 Millionen Mark darstellen. Den Reichsapfel, der auf dem Scheitelpunkt von vier goldenen, an den Rändern mit dichten Perlenreihen besetzten Bügeln ruht, überragt ein Malteserkreuz, in dessen Mitte ein großer Rubin funkelt. Dies ist jener historisch berühmte Stein, den der seiner dunklen Rüstung wegen der „Schwarze Prinz" genannte Sohn Eduards III. von dem kastilischen König Peter dem Grausamen zum Geschenk erhielt, als er dem aus seinem Land vertriebenen Herrscher durch den Sieg bei Navarrete 1367 wieder zu seinem Thron verhalf.

Königin Alexandra, für die eine ganz neue Krone angefertigt werden soll, hat unter den ihr vorgelegten 30 bis 40 verschiedenen Entwürfen in gotischem Stil



Von der Herstellung der Krönungsgewänder: Die Schneider bei der Arbeit.

Königin Viktoria an dem Kopfschmuck ihrer Kronvasallen die schönsten Edelsteine und Perlen prangten, ist diesmal der spezielle Erlaß ergangen, daß keine der Adelskronen mit Juwelen geschmückt sein darf. Selbst die Silberbälle auf dem Stirnreif sollen in keinem Fall, wie es früher geschah, durch Perlen ersetzt werden. Begreiflicherweise sind besonders die Damen nicht sehr erbaut von dieser königlichen Verfügung. Gar manche Vertreterin der hohen Aristokratie ist im Besitz unschätzbarer Kleinodien, und man kann es ihr kaum verdenken, wenn sie Bedauern darüber empfindet, eine so prächtige Gelegenheit, ihre Schätze zur Schau zu tragen, ungenutzt vorübergehen lassen zu müssen.

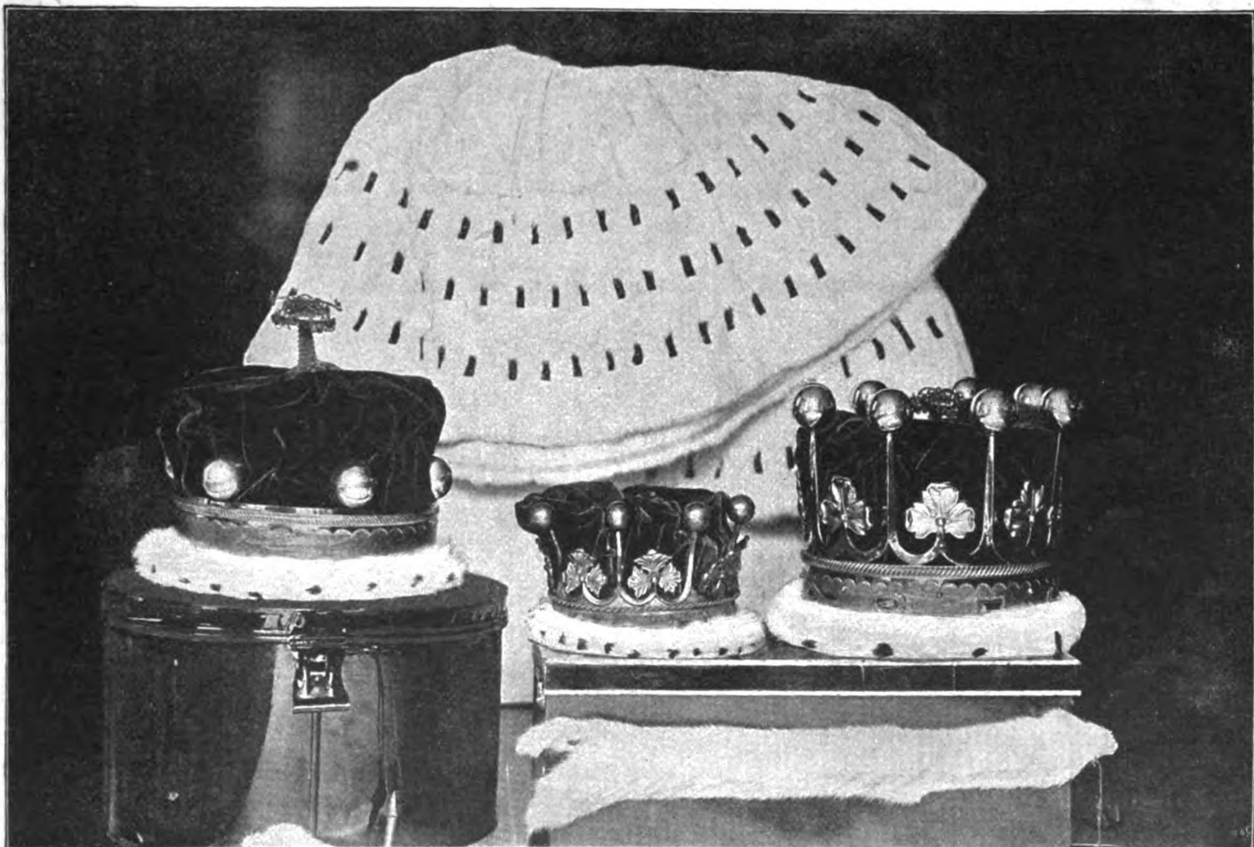
Von den schmucklosen goldenen Kopfbedeckungen des Adels werden sich die Kronen des Königs und der Königin desto prunkvoller abheben. Das Symbol der Herrscherwürde, mit dem der Erzbischof von Canterbury am 26. Juni Eduard VII. krönen wird, ist mit der bescheidenen Anzahl von 3190 Brillanten, Smaragden, Saphiren, Rubinen und Perlen genoch keine Wahl treffen können. Die Krone soll acht reich verzierte Bügel haben und als kostbarstes Kleinod den vielgerühmten Kohinoor aufweisen, der einst aus einem indischen Götzenbild geraubt wurde und seit 1850 dem englischen Kronschatz angehört. Jedenfalls dürfte der herrliche Stein als Kronornament sicherer aufgehoben sein, denn als lose Brosche, wie ihn Königin Viktoria bei besonderen Gelegenheiten zu tragen pflegte. Da Queen Alexandra „nur" die Gattin des Regenten ist, wird sie keine im eigentlichen Sinn des Wortes königliche Tracht anlegen. Das Material ihrer Krönungsrobe, unter der sie eine dekolletierte, spitzenbesetzte Toilette aus weißer Seide zu tragen gedenkt, wird zwar echt königlicher Purpursammet sein, doch dürfte man vergebens nach irgendeinem in ihre Kleidung gestickten Abzeichen der Königswürde suchen.

Desto verschwenderischer werden diese in kunstvoller Gold- und Silberbroderie ausgeführten Abzeichen die Gewänder bedecken, in denen König Eduard selbst an seinem Ehrentag erscheinen muß. Hier ist in der That



Ausstattung der Adelskronen mit Sammet und Hermelin.

von einem Zwang die Rede, denn als ein Vergnügen läßt es sich kaum bezeichnen, an einem womöglich recht heißen Junivormittag sich in einen schweren, hermelingefütterten Sammetmantel und verschiedene andere Extraumhänge zu hüllen. Der Krönungsmantel wird mit silbernen Adlern, Lilien, Rosen und ähnlichen Emblemen bestickt. Das Wams aus Goldbrokat darunter soll ebenso wie die Stola mit dem St. Georgskreuz der britischen Königskrone und mit den frischen, schottischen und englischen Nationalzeichen — dem Kleeblatt, der Distel und der Rose — in Goldstickerei dekoriert werden. Da nur wenige Bewohner der Themsestadt jemals in ihrem Leben Krönungsstaat zu Gesicht bekommen haben, ist es nicht ausgeschlossen, daß man die königlichen Gewänder, an denen wahre Meisterwerke englischer Stickereikunst zu bewundern sind, kurz vor dem wichtigen Tag gegen mäßiges Eintrittsgeld zu wohltätigem Zweck öffentlich ausstellen wird. M. Oberberg.



Baronetskrone. Grafenkrone. Earlskrone.

Englischer Krönungsstaat: Hermelinkragen der gräflichen Tracht und Adelskronen.



Das Moorbrennen.

Im niederdeutschen Moor.

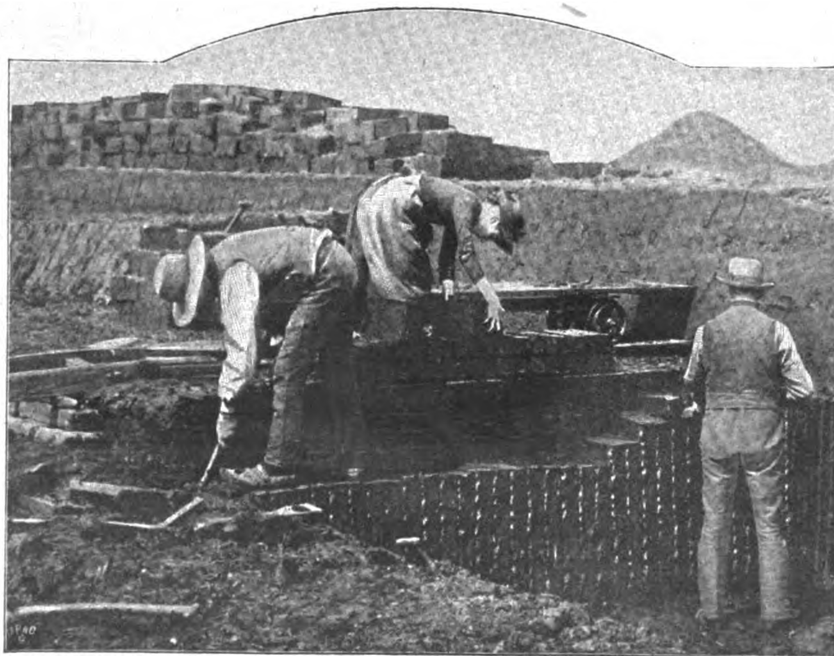
Von Hans Ostwald.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Im Frühjahr, wenn die Sonne wieder Kraft und Wirkungsfähigkeit gewinnt, wenn sie die Winterfeuchte aus dem Boden trocknet, dann zieht „Jan vom Moor“ hinaus auf seinen Acker. Im Herbst hat er schon das Heidekraut abgestochen vom Boden und ihn zerhackt. Nun kniet er nieder auf die schwarzbraune, wurzelige Erde und zündet ein Bund Stroh an, das er über sein Feld zerstreut. Langsam fängt der Boden Feuer. Oft muß es noch hier und da mühsam angefacht werden. Meist aber bläst es der Frühjahrswind an. Damit der Wind nicht die Flamme zu weit trage und das wohlthätige Feuer in blinder Raserei Haus und Hof, Baum und Zaun zerstöre, wird an der dem Wind entgegengesetzten Seite ein breiter Schutzgraben ausgehoben. Wenn das Feld am Rand des Grabens brennt, werfen die Bauern die torfigen Schollen mit langen, zweizinkigen Forken über das Moor. Die brennenden Schollen entzünden so nach und nach das ganze Feld. Der Wind jagt den Bauern, die einige Meter hinter dem Feuer hergehen, den Rauch ins Gesicht. Von Qualm und Funken umsprüht stehen sie in ihren geschwärzten Kleidern wie leibhaftige Teufel da, die nur warten, um irgendeinen armen Sünder mit ihren langen Feuergabeln aufzuspießen.

Ist das Moorbrennen beendigt, so hat der Moorbauer seine Frühjahrsbestellung hinter sich. Pflügen und Eggen ist ihm erspart. Er braucht nur den Buchweizen in die Asche zu säen — und dann im Spätsommer zu ernten.

Diese leichtfertige Beackerung zieht natürlich nur das aus dem Boden, was der Torfbauer gerade notwendig braucht. Es ist ein Leben in Dürftigkeit und übermäßiger Bescheidenheit, das ihm durch das Moorbrennen gestattet wird. Da aber schließlich alle Menschen nach größeren Genüssen streben, begnügt sich auch der Moorbauer nicht mehr allein mit dem Ertrag der gebrannten Felder. Auch er führt nach und nach eine angebrachte bäuerliche Bearbeitung des Bodens ein. Die hat natürlich ihre dem Boden entsprechenden Beson-



Wie Heiztorf losgestochen wird.

derheiten. Vor allen Dingen müssen Gräben durch das Gelände gezogen werden, damit der ausgehobene Torf, der den ertragfähigen Ackerboden oft in einer Mächtigkeit von mehreren Metern bedeckt, fortgeschafft werden kann nach den Städten, die am Rand des Moors liegen: Bremen ist eine Hauptabnehmerin der Torfbauern.

Im Frühjahr beginnt das Torfgraben. Es kostet ehrlichen Schweiß. Im sommerlichen Sonnenbrand steht der Bauer in den Torfgruben. Mit einem langen, messerähnlichen Spaten schneidet er in die schwarze, brennstoffhaltige Erde, zerteilt sie in regelmäßige Würfel und hebt sie mit kunstgerechten Stichen heraus. Vorher mußte er aber erst die zähe Grasnarbe, die Bunkerde, der nur von der Mutter Erde zu lösen ist. Mancher arme Teufel muß mühsam den leichten, helleren und gehaltloseren Torf seiner Stiche mit Spaten und Hacke loshauen. Und will er nur einigermaßen einen Gewinn dafür erzielen, so muß er diesen „Backtorf" auf flachem Feld anfeuchten und gehörig „petten", das heißt: mit den Füßen kneten, daß er dichter und gehaltvoller und somit auch wertvoller wird. Sonst kann dieser Torf nur zur schlecht bezahlten Streu und zu jenen Industrieerzeugnissen gebraucht werden, die, wie Bieruntersätze, Verbandstoffe, Zündsteine, Tapeten und Aehnliches, heute erst ein verhältnismäßig beschränktes Absatzgebiet haben.

Nicht immer sind die Torfstiche von gleicher Mächtig-



Altes Kolonistenhaus in Wörpedorf (Teufelsmoor).

abheben und an einer freien Stelle aufschichten. Diese Bunkerde wird später wieder über den Acker zerstreut. Ein Mann, der zur Seite des den Torf Abstechenden steht, hebt die Torfstücke mit einem Spatenstich heraus. Eine Bauersfrau fährt den Torf auf Karren oder auf kleinen primitiven Feldbahnwagen, deren Räder auf Holzschienen laufen, nach dem Stapelplatz. Dort wird der Torf in kleinen Haufen aufgeschichtet und von der auf die Heide niederbrennenden Sonne getrocknet. Die über dem Moor brütende Hitze dörrt ihn wie in einem Ofen. Wenn er öfter umgesetzt und zuletzt in größeren Stapeln aufgeschichtet worden ist, bekommt der Torf bester Güte fast die Härte des Holzes.

Aber nicht immer ist mit dem Stechen und Aufschichten die Arbeit des Torfbauern gethan. Nicht jeder Torfbauer hat den besten dunklen Torf zum Eigentum, keit und Tiefe. Manche haben eine Ausschachtungsfähigkeit von acht Metern, viele aber nur von drei und zwei Metern. Die Torfstiche erscheinen mit ihren steilen, dunklen Wänden, mit ihrem brachen Boden und mit den überall aufgeschichteten Torfhaufen, die so hoch wie die Hütten im Moor aufgestapelt sind, fast wie ein offen zu Tage liegendes Bergwerksfeld. In manchen Teilen des Moors reiht sich Torfstich an Torfstich. Eine schwarze Grube gähnt hinter der andern. Der flache Horizont wird nur von wenigen Bäumen und dürftigem Gestrüpp unterbrochen.

In den am Rand des großen Teufelsmoors, das zwischen der unteren Elbe und Weser seine schwammige Pflanzenerde lagert, liegenden wohlhabenderen Dörfern sieht es anders aus. Da steigen in den Torfstichen Terrasse über Terrasse an. Und alle sind bepflanzt, und Pferde ziehen Pflüge über die gut gedüngte Erde.



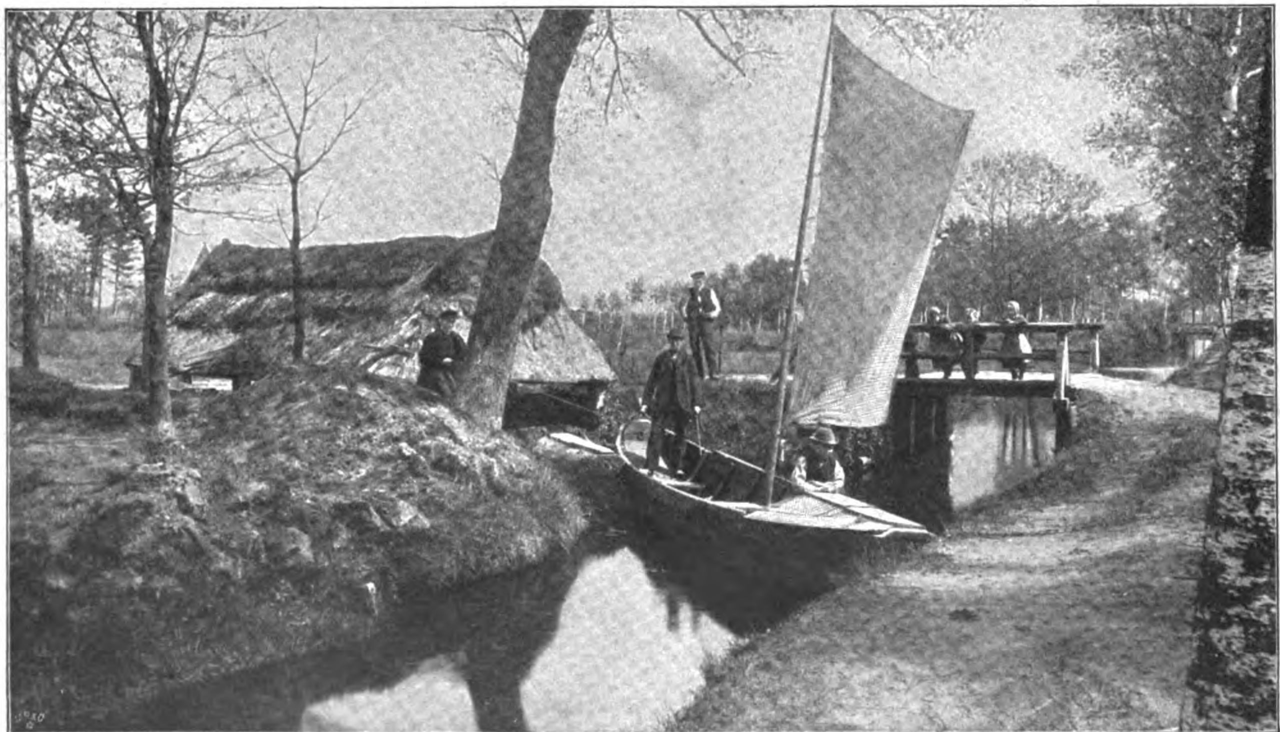
Die Bereitung von „Backtorf".

Aber nicht überall trägt der nachgiebige Boden das Pferd. Wohl hat der Torfbauer bereits einen Ausweg gefunden. Ebenso, wie er selbst auf breiten Holzschuhen über das Moor geht, bindet er auch seinem Pferd Holzschuhe unter die Hufe.

Aber das sind nur dürftige Notbehelfe. Die ganze Arbeit im Moor hat noch etwas Urwüchsiges an sich. Besonders der im Herbst vor sich gehende Transport des Torfs. Schmale, schwarze Kähne, die etwa eine Länge von sieben bis acht Metern haben, ziehen die Kanäle entlang. Die geradlinig gestochenen Wasserwege sind meist gerade so breit, daß zwei einander begegnende Kähne drauf fahren können. In den Gräben muß der mit ungefähr 8000 Kilogramm Torf beladene Kahn geschoben werden. Der Bauer setzt ein Ruder hinter eins der Holzbänder des Kahns; das Griffende stemmt er in Hüfthöhe an den Körper und bringt so den Kahn vorwärts — selbst in dem kühlen, feuchten Herbstregen schwitzend. Erst auf der Hamme, einem Moorfluß, der einem Bronzestrom gleicht, kann der Bauer sein braunrotes Segel aufsetzen.

Wenn eine Reihe solcher Torfkähne durch die saftgrünen, meilenweiten Hammewiesen fährt, mit dem Segel in der Luft gegen den tiefblauen Himmel, so ist das von einem kräftigen, reinen und klaren Farbenreiz.

Ueberhaupt: die Farbe hat ein Heim im Moor gefunden. Den Malern in Worpswede springen die ursprünglichsten und klarsten, kraftstrotzenden Farben nur



Torfschiff und Winterschuppen.

so entgegen. Wenn im Sommer die Hammewiesen von vielen Hunderttausend blühender Nelken überwuchert sind, so ist das ein Glühen und Leuchten voller Pracht.

Und der Herbst im Moor! Die bei jeder Hütte, bei jedem Haus stehenden Bäume schillern so bunt wie Riesensträuße. Das Fachwerk der Bauten leuchtet mit hellgrünen Balken und roten Ziegeln heraus. Die Wiese steht tiefgrün, und an den Rändern der Wege, die durch das mit ersterbendem violettem Heidekraut bestandene Moor führen, glüht das Rot der Brombeeren, Hagebutten und Ebereschen aus dem Buschwerk. Die hellen Birken, die längs der schwarzen, moosberandeten und von kleinen Brücken überschnittenen Kanäle stehen, streuen mattgoldene Blätter auf das grüne Ufer und über das dunkle Wasser. Das trägt die Blätter langsam davon, vorüber an den aus Reisern geflochtenen, von graugrünem Moos umsponnenen Scheunen und Schutzdächern der Torfkähne, vorüber an den weichen, mit Föhren bestandenen Sandhügeln mit den kupfern leuchtenden Stämmen und schwarzgrünen Wipfeln.

Noch ist fast das ganze, viele Meilen breite und lange Moor in seiner Urwüchsigkeit vorhanden. Der Bauer lebt noch mit seinem Vieh unter einem gemeinsamen Dach. Dieses breite Giebeldach beschirmt Wohn- und Schlafraum, Herd, Stall, Scheuer und Vorratskammer. Es ist gewissermaßen ein Symbol für das Leben im Moor. Es zeigt, wie wenig die so schnell fortschreitende und umwälzende Kultur hier im Grunde zu wirken vermochte. Noch lebt jeder abgeschlossen für sich unter seinem einzigen Dach, selbstherrlich wie in einer ummauerten Burg. Noch gedeiht die Farbe, das malerische Bild im Moor in Unerschöpflichkeit, in Urkraft.

Jede Jahreszeit, jede Stunde mit ihrem Licht- und Sonnenwechsel, mit Dämmerung und Mittagsklarheit bietet neue Reize. Jeder Schritt ein anderes Bild. Es ist noch ein unerschlossenes Paradies für Touristen und wanderfrohe Menschen. Dort finden sie noch keusche Unberührtheit des Landes und der Menschen; die köstlichste Einfachheit erwartet sie im niederdeutschen Moor. Aber auch eine reiche Ausbeute.

„Fräulein“.

Ein Lebensbild von Alice Berend.

Als Käthchen Schellbach auf die Welt kam, empfingen sie seidene Bettchen, und ängstlich wurden ihre ersten Schrittchen gehütet. Als sie zu plappern anfing und „Täthchen“ heute Puppe und morgen „Tokolade“ haben wollte, wurde ihr selten und nur schweren Herzens ein Wunsch abgeschlagen. Sorgfältig ward sie erzogen und sorgsam gehütet, so ängstlich bewahrt vor allen traurigen Schattenseiten des Lebens. Im warmen Sonnenglanze elterlicher Liebe lag ihre Jugend, und weich und gut wurde Käthchen, der niemand etwas Böses gethan. Sie war von seltenem Liebreiz, und alles, was sie that und sagte, war anmutig. „Sie ist wie zum Glück geboren,“ meinten die Bekannten von ihr. Hauptsächlich, um den glückstrahlenden Eltern zu schmeicheln, aber zum Teil auch, weil sie wirklich Aehnliches empfanden.

Doch als es mit den Kinderschuhchen und -Schrittchen vorbei war, als Käthe den ersten Schritt ins Leben gehen mußte, da stand sie allein, da war weder Vater- noch Mutterhand, nach der sie fassen konnte. Wie gerade die stärksten Gewitter sich in wenigen Minuten am heitersten Himmel zusammenziehen und, Schlag auf Schlag treffend, herniedergehen, so war in wenigen Stunden Käthes blumiger, sonniger Weg in eine trostlose Einöde verwandelt.

An ihrem 18. Geburtstag starb plötzlich der Vater, tags darauf erfuhren die Mutter und sie, daß sie mittellos dastanden, und eine Woche später begleitete sie auch die zarte Mutter, die all diesem Entsetzlichen nicht gewachsen war, zum Kirchhof.

Sie blieb allein auf der Welt, bis auf einen Bruder ihres Vaters, einen alten Junggesellen. Zu diesem kam sie nun zuerst. Willenlos und apathisch war sie mit dem Onkel in die kleine Stadt gefahren, wo er als Arzt praktizierte. Sie wußte noch gar nicht, was mit ihr geschehen war. Die furchtbare Sehnsucht nach den geliebten Eltern und ihrer Liebe überwog alles andere in ihr. Nur ihrem Schmerz nachhängend, lebte sie still und gleichgiltig bei dem alten Onkel dahin. Doch als das Trauerjahr vorüber war, da erklärte ihr der Onkel, daß er sie beim besten Willen nicht länger bei sich behalten könne. Er hatte nur eine wenig einträgliche Praxis und bis jetzt zum größten Teil von den Unterstützungen seines Bruders, Käthes Vater, gelebt. Käthe mußte versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen.

Von den vielen Bekannten, die in Käthes Elternhaus manche frohe Stunde verlebt hatten, die das „wie zum Glück geborene“ Kind mit Zärtlichkeiten überhäuft hatten, kümmerte sich keiner um sie. Man zuckte wohl bedauernd die Achseln, man seufzte, wenn der Zufall die Rede auf sie brachte, man sagte wohl: „Das arme Mädel, wer hätte ihr das vorausgesagt,“ aber damit begnügte man sich auch. Man hatte nicht Zeit, sich länger mit dieser „wirklich traurigen“ Sache zu beschäftigen. Man spürte nicht Lust, sich darum Unannehmlichkeiten aufzuerlegen, sich dadurch verstimmen zu lassen. Viele hatten auch durch den Zusammenbruch des Bankhauses, das dem Vater Käthes gehörte, Geldverluste erlitten und, wenn man es auch nicht gerade Käthchen nachtrug — man wollte nicht wieder an all dies Unangenehme durch sie erinnert werden. So war es begreiflich, daß der Onkel, der an einige von ihnen um Rat oder Vorschläge für Käthes Zukunft schrieb, sehr liebenswürdige, aber ablehnende Briefe erhielt. Briefe, die mit „Leider“ oder „Zu meinem innigsten Bedauern“ anfingen und „Ihnen sonst jederzeit ge-

fällige" oder „gefälliger" endeten. Jedoch durch die Empfehlung eines der wenigen Patienten des Onkels bekam Käthe schließlich eine Stellung als Fräulein in einem vornehmen Hause in Berlin.

Zu Ostern sollte sie dort sein, und am Karfreitag reiste Käthe wieder der Stadt entgegen, in der sie aufgewachsen war. Die Wälder und Wiesen, durch die sie fuhr, zeigten schon die ersten Zeichen des jungen Frühlings. Eine weiche, lockende Luft schlug zum Kupeefenster herein und brachte hin und wieder den schwermütigen Klang einer Karfreitagsglocke mit. Käthe saß anfangs ganz verträumt da. Doch das Abwechslungsreiche der Fahrt schüttelte ihre Gedanken bunt durcheinander. Die Jugendfreude wachte allmählich auf, und mit immer helleren Augen sah sie zum Fenster hinaus. Schließlich hatte sie fast vergessen, wohin sie fuhr, und all das Schreckliche der letzten Zeit dämmerte nur in ihr, wie ein böser Traum, der vorbei. Mit Schrecken fand sie sich erst in die Wirklichkeit zurück, als der Zug, langsamer und immer langsamer fahrend, in den Anhalter Bahnhof dampfte. —

Nun war Käthe schon ein paar Wochen „Fräulein" bei Rechtsanwalt Scholze, und Friedchen und Lottchen im Alter von fünf und sechs Jahren waren ihrer Obhut anvertraut. Käthe war sehr kinderlieb, und die Kinder hingen auch bald zärtlich an dem neuen Fräulein. Aber schwer wurde es Käthe doch, sich in diese dienende Stellung hineinzufinden. Bitter schwer. Immer springen zu müssen, wenn die Dame des Hauses rief. Immer schweigend gehorchen zu müssen. Wenn Besuch kam, sie die Kinder niedlich angezogen präsentieren mußte und in den Salon trat, hörte sie oft den Besuch sagen: „Sie haben ja ein so nettes Fräulein." „Ja," antwortete ihre Dame dann, „durch Empfehlung, sie ist aus sehr guter Familie, hat erste Erziehung genossen, das ist sehr angenehm." Und man antwortete dann: „Ja, das ist sehr angenehm, und durch Empfehlung haben Sie sie? Das ist wirklich ein Glücksfall. Frau Doktor sucht schon so lange jemand Passendes für ihre Kinder. Man hört immer, es giebt so viel solcher Mädchen, aber es giebt lange nicht genug." Doch das hörte Käthchen nicht mehr, sie war schon längst wieder in der Kinderstube und spielte eifrig mit den Kindern. Wer sie so zärtlich und lebhaft mit den Kleinen spielen sah, der mußte unwillkürlich denken, welch eine wunderliebliche Mutter sie sein würde. — Ja, mit den Kindern ward sie selbst wieder Kind, und ihre Jugend ließ sie oftmals das Trübe ihrer Lage vergessen. Aber die Kleinen waren eben Kinder, und niemand hatte sie sonst, mit dem sie einmal sprechen konnte, der ihr ein herzliches Wort gab. Die Dienstmädchen nannten sie, nachdem sie herausgefunden, daß sie für keinerlei Klatsch zugänglich wäre, Prinzessin Habenichts, und schikanierten sie, wo sie konnten. Die Hausfrau war nicht gut und nicht böse zu ihr. Sie war zufrieden mit Käthe und dachte nicht weiter über sie nach. Bei den vielen gesellschaftlichen Pflichten, die sie in Anspruch nahmen, konnte sie doch unmöglich noch beachten, welcher Stimmung und von welchem Befinden ihr Fräulein war.

Manche, manche heiße Thräne bekam Käthes Kopfkissen zu schlucken. —

Aber zu den großen Ferien verreisten sie. Die ganze Familie reiste an die Ostsee, und Käthe jubelte innerlich ebenso herzlich, wie die Kinder es laut thaten, als der Zug abfuhr.

Hier am rauschenden Meer, das von Kommen und Gehn, von Schönheit und Ewigkeit sprach, flutete auch die Liebe in Käthes Herz. Sie hatte einen Jugendfreund hier getroffen, und viele Stunden, während derer die Kinder im Sand spielten, verplauderte sie fröhlich mit ihm. Nach und nach hatte sich Käthchen alles vom Herzen heruntergeredet, was in dieser bitteren Zeit angesammelt war. Ihre Augen strahlten und blitzten, als wenn sie niemals geweint hätten. Frau Rechtsanwalt Scholze bemerkte wohl den jungen Mann, der bei ihrem Fräulein und den Kindern saß, aber als sie hörte, daß es ein alter Bekannter sei, sagte sie nichts weiter darüber. Sie war selbst so animiert und amüsierte sich so gut, sie war so froh, sich auf Käthe verlassen und ihr ohne Sorge die Kinder anvertrauen zu können, daß sie ihr vieles nachsah.

Der Sommer und die Ferien gingen vorüber, die Koffer wurden zur Heimreise gepackt. Aber am Tage der Abreise war Käthe Braut, und ein breiter, goldener Ring glänzte an ihrer linken Hand. Zwar mußte ihre Verlobung noch geheim bleiben, denn ihr Verlobter sollte erst mit seinem Vater sprechen. „Vorsichtig lavieren", wie er lachend sagte, denn der Vater war sehr hochmütig, und Käthe war doch nichts als „Fräulein". Trotzdem war sie über alle Maßen glücklich, und sie fühlte nichts mehr von dem Traurigen ihrer Stellung. Sie freute sich fast darüber, es war ihr, als müsse sie sonst der Götter Neid heraufbeschwören durch ihr unendliches Glück.

Als sie ein paar Tage wieder in Berlin waren, bemerkte Frau Rechtsanwalt den Ring an Käthes Finger.

„Sind Sie verlobt, Fräulein?"

„Ja," sagte Käthe errötend.

„Ach, da wollen Sie wohl bald gehn?" fragte die Dame schnell.

„Ach nein," war die Antwort. „Wir werden wohl noch einige Zeit warten müssen, gnädige Frau."

„So," sagte die gnädige Frau lächelnd, „nun, da gratuliere ich Ihnen auch, was ist denn Ihr Bräutigam?"

Aber ehe Käthe noch antwortete, war sie schon aus dem Zimmer. Es hatte geklingelt, und sie erwartete Kaffeebesuch. Sie erzählte diesem auch unter anderm, daß sich ihr Fräulein verlobt habe. „Mir, offengestanden, gar nicht angenehm," sagte sie. „Erstens wird sie nicht mehr lange bleiben, und dann wird sie schlechter auf die Kinder aufpassen, wenn sie Liebesgedanken im Kopfe hat."

Hin und her flogen die Briefe zwischen den Verlobten, bis einer kam, in dem stand, daß der Vater nicht seine Einwilligung gäbe. Aber es folgten darauf nicht wie sonst neue Liebesschwüre, sondern man sprach von „vielleicht

doch etwas übereiltem Handeln", von „Jugendeselei", von „nicht den Mut haben, dem Vater zu trotzen". Am andern Tag trug Käthe nicht mehr den Ring. Die Dame des Hauses bemerkte es sofort, und Käthes verweinte Augen sagten ihr das übrige. Sie war so taktvoll, nichts zu fragen, aber diesmal sagte sie zu ihrer Freundin: „Die Verlobung von meinem Fräulein scheint aus zu sein. Das arme Ding, aber ich bin recht froh, daß ich sie behalten kann." Und sie behielt sie dennoch nicht.

Als Käthe an einem dunklen Wintertage die Beherrschung vergaß und ihren Thränen, die sie des Abends in den freien Stunden vergießen konnte, so viel sie wollte, gar am Tage freien Lauf ließ und herzbrechend zu schluchzen anfing, kam es zur Kündigung. Als nämlich die Kinder ihr geliebtes Fräulein so schluchzen sahen, hatten sie auch zu weinen begonnen, immer lauter wurde das Jammern, bis die Mutter ganz bleich vor Schreck in die Kinderstube gestürzt kam. Als sie erfahren, um was es sich handelte, war sie außer sich, und aufgeregt und ungerecht durch den unnützen Schreck sagte sie: „Sie können gehn. Ich will, daß meine Kinder Frohes um sich sehn. Die Kinder so aufzuregen!"

Käthe war alles so gleichgiltig jetzt, daß sie nichts erwiderte. Sie kümmerte sich auch gar nicht mehr um eine neue Stelle. Jedoch eine Bekannte des Hauses schrieb an sie und bat sie, sich ihr vorzustellen. Sie ging hin; eine freundliche Dame, die gelähmt im Sessel saß, empfing sie.

„Hätten Sie Lust zu mir zu kommen, mein Kind?" fragte die Dame.

Käthe nickte.

„Wie alt sind Sie denn, Fräulein?"

„Zwanzig Jahre," sagte Käthe leise.



„Ach, das ist noch so jung. Bei mir geht es sehr still zu, wenn Sie also zu lebensfroh und vergnügungssüchtig sind, so — —"

„Nein, das bin ich nicht," sagte Käthe, „wenn gnädige Frau es versuchen wollten."

So zog denn Käthe zu jener alten Dame, die sie sehr freundlich behandelte und sie doch in der egoistischen Art kränklicher Menschen tyrannisierte. Niemals dachte sie darüber nach, daß sie ein junges, blühendes Geschöpf, das alle Ansprüche auf das Leben hatte, an ihren Krankenstuhl fesselte. Sie schenkte ihr hier und da ein Theater-, ein Konzertbillet, aber sie erwartete dann ihr Fräulein schon mit größter Ungeduld und mehrfachen Anliegen. Die Angehörigen, die die leidende Dame besuchten, waren gewöhnt, so wie man ein Möbel, wie man einen Schatten sieht, das Fräulein bei ihrer Verwandten vorzufinden. Sie begrüßten sie freundlich, gleichmütig, fast immer dieselben Redensarten mit ihr wechselnd. —

Kaum merkbar verging Käthes Jugend und Leben, wie ja in gleichmäßiger Einförmigkeit die Tage viel unbemerkbarer dahinschwinden, als im Strudel des Lebens, wo jede Stunde etwas Neues bringt. Als die Dame starb, da hatte Käthe sie fast dreißig Jahre gepflegt. Als sie es nachrechnete, wollte sie es selbst nicht glauben, wie die Zeit verflogen war. War sie wirklich bald fünfzig Jahre? Es kam ihr wie ein Traum vor. Es schien unmöglich, daß alles so lange, jahrzehntelang her sein sollte, was ihr wie gestern vorkam.

Die alte Dame hatte ihr eine kleine Rente ausgesetzt, von der sie nun bescheiden lebte. Käthe hatte gegen diese Kupfermünzen für das Alter ihr ganzes Leben eintauschen müssen. — —

Und hätte ich meine Geschichte hier begonnen und sie in umgekehrter Reihenfolge berichtet, man hätte mich ausgelacht, daß ich von der „alten Jungfer" etwas erzählen wollte.

Feste Luft.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Vor wenigen Wochen haben wir uns mit der „Flüssigen Luft" beschäftigt und neben der großen, wissenschaftlichen Bedeutung dieses modernsten Zweiges der Physik, der Physik der niederen Temperaturen, auch die praktischen Hoffnungen, die die Technik an die flüssige Luft knüpft, besprochen.

Die Bedeutung der flüssigen Gase liegt einerseits in ihrer enorm tiefen Temperatur von etwa —200 Grad; sie gewinnen dadurch den Wert von Konservierungsmitteln ersten Ranges, weil es mit ihrer Anwendung eine Kleinigkeit ist, Räume dauernd auf Temperaturen von etwa 0 Grad zu erhalten, bei denen keine Fäulnis eintritt. Ferner ermöglichen sie der chemischen Industrie, Stoffe durch Ausfrierenlassen in reinen Krystallen zu erhalten, die, wie das zu medizinischen Zwecken benutzte Chloroform, früher nur schwer absolut rein darzustellen waren u. s. w.

Ihre zweite Bedeutung gewinnen sie als Sprengstoffe. Die flüssigen Gase sind auf ein sehr kleines Volumen zusammengepreßt, und wenn sie bei schneller Erwärmung plötzlich wieder vergasen, so entfalten sie bei der rapiden Ausdehnung Sprengwirkungen von gewaltiger Kraft. Man hat auch thatsächlich in der letzten Zeit vielfach Versuche mit Sprengstoffen gemacht, die flüssige Luft enthalten. So versucht man neuerdings ein Gemisch von loser Watte, Kohlenpulver und flüssiger Luft, das der Schießbaumwolle ähnlich wirkt.

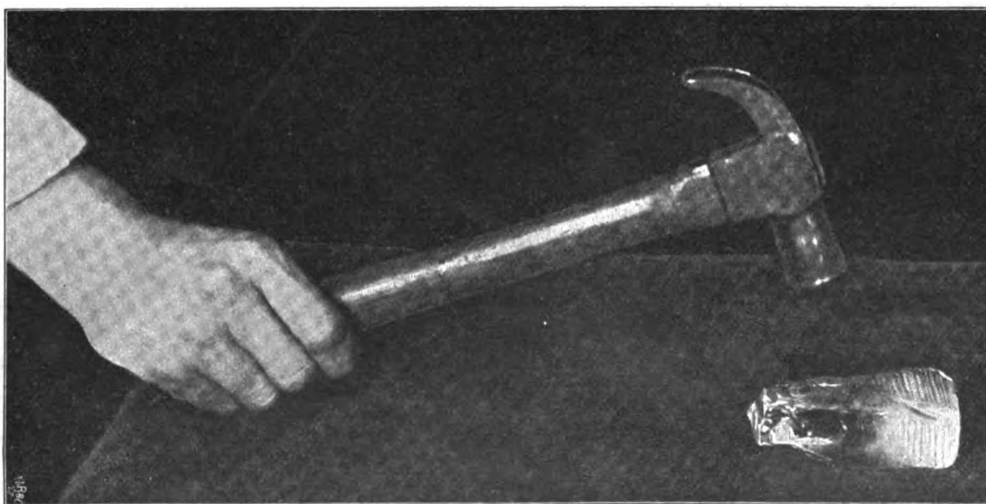
Jetzt kommt nun aus Amerika die Kunde von interessanten Versuchen, die Professor Metz vom Tulane College in Louisiana mit fester Luft angestellt hat.

Feste Luft ist uns nichts Unbekanntes mehr. Wenn man die flüssigen Gase schnell verdunsten läßt, so verbrauchen sie dabei so enorme Wärmemengen, daß sie einem Teil ihrer eigenen Flüssigkeit noch mehr Wärme entziehen, so daß dieser fest wird. So hat man denn kleine Körnchen fester Luft schon früher beobachtet. Der amerikanische Professor Metz hat sie nun unseres Wissens zum erstenmal in größeren, soliden Stücken hergestellt.



Verdichtung atmosphärischer Luft an dem Reagensrohr mit fester Luft.

Er füllte flüssige Luft in ein Reagensglas bis zu etwa dreiviertel der Höhe, setzte auf dieses Glas einen durch eine Glasröhre durchbohrten Kork und verband dieses Glasrohr mit einer sehr gut arbeitenden Vakuumpumpe. Dabei mußte nun die Luft äußerst schnell verdunsten, die Abkühlung war eine ungemein schnelle, und so erhielt er in dem Glas ein Stück fester Luft von etwa 4 Zentimeter Höhe, das er nun herausschütteln konnte. Wie alle festen Gase verdunstet auch dieser Stoff, der eine Temperatur von etwa —220 Grad haben mag, sehr langsam, weil die Luft ein schlechter Wärmeleiter ist, und so konnte man mit ihm Versuche anstellen. Ein Wunder ist freilich, daß dem kühnen Professor bei dem so schnellen Absaugen der flüssigen Luft nicht die Pumpe mitsamt ihrem Zubehör um die Ohren geflogen ist. Indessen: der Versuch ist gelungen, und somit hat der Forscher recht.



Ein Hammer prallt von einem Stück fester Luft zurück.

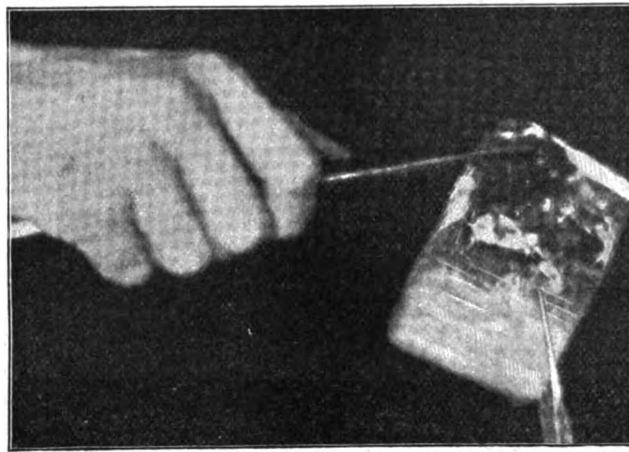
Die feste Luft ist ein durchsichtiger Stoff, wie klares Eis; aber merkwürdigerweise nicht spröde, sondern elastisch wie Kautschuk. Wenn man mit dem Hammer daraufschlägt, prallt dieser zurück. Eine Zange, mit der man hineingreift, wird von der zähen Masse festgehalten.

Bei der Destillation der flüssigen Luft im

Vakuum kühlte sich das Reagensglas so ab, daß sich auf seiner Außenseite ein feiner Tau von flüssiger Luft niedergeschlagen haben soll.

Danach ist es sehr möglich, daß der Verwendung von fester Luft Vorteile zur Seite stehen werden, die man mit andern Stoffen nicht würde erreichen können. Man darf heute niemals einer Sache jeden Wert abstreiten. Das warnende Beispiel des weiland Kgl. Bayrischen Obermedizinalkollegiums sollte uns stets vor vorschnellem Urteil abhalten. Die weisen Herren, die ihr „wissenschaftlich begründetes" Verdikt dahin abgaben, daß die Geschwindigkeit der Eisenbahnfahrt von Fürth nach Nürnberg (höchstens 25 Kilometer in der Stunde!) die Passagiere aufs schwerste gefährden müsse, daß also die Eisenbahn durchaus zu verwerfen sei, werden wohl die schnelle Desavouierung ihres weisen Urteils sehr bald miterlebt haben.

Dr. L. Reimer.



Eine Pincette bleibt in fester Luft haften.

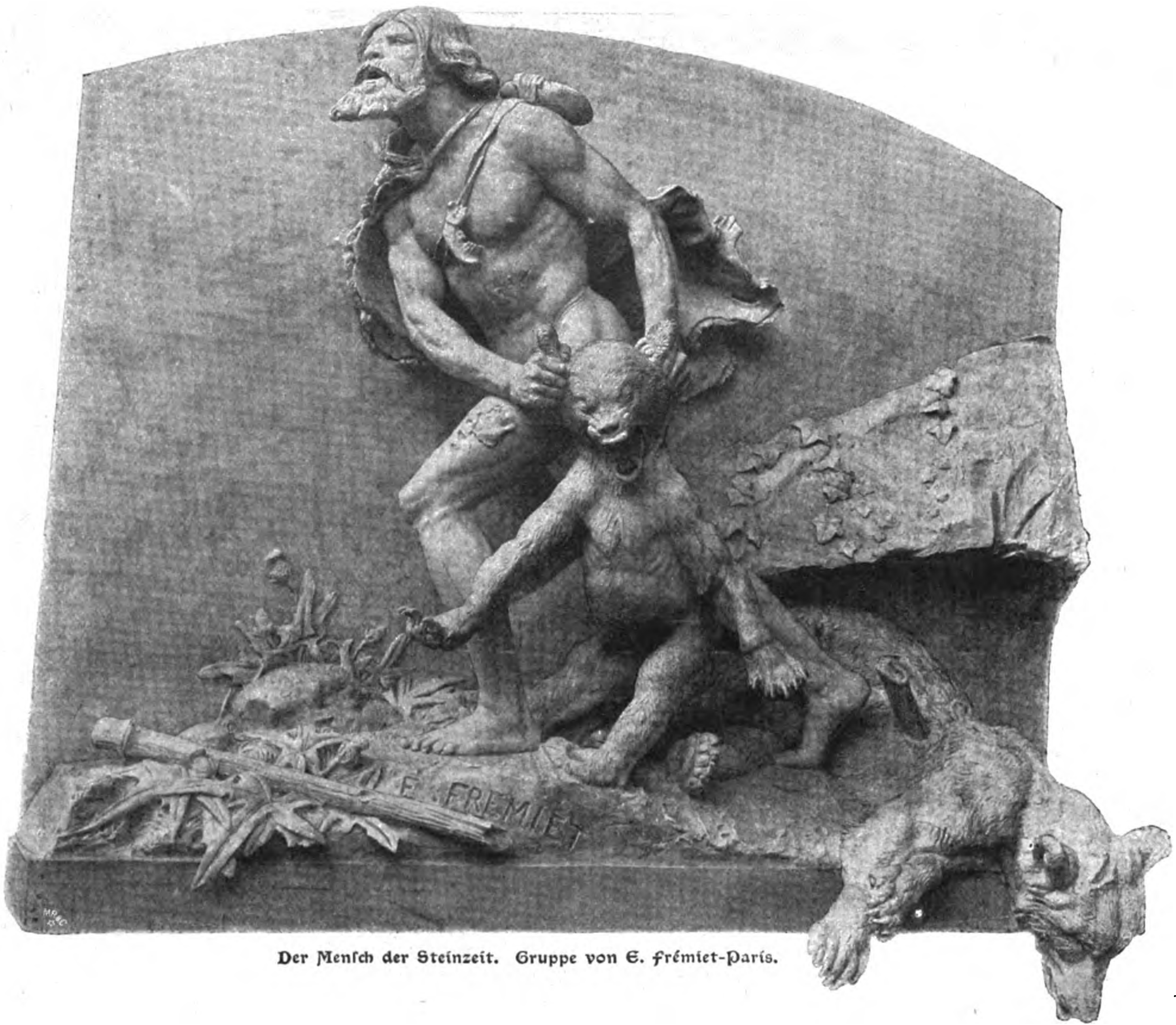
Wem gehört das Tier?

Juristische Plauderei von A. Elvers.

Ebenso wie der Zoologe, so macht auch der Jurist zwischen dem vielen Getier, so da auf Erden kreucht und fleucht, Unterschiede. Ihm kommt es aber nicht auf die Gestalt und das Aussehen der Geschöpfe an, sondern auf die Art und Möglichkeit, wie sich die beiden hauptsächlichsten Herrschaftsverhältnisse, das thatsächliche und rechtliche, Besitz und Eigentum, an den Tieren verwirklichen lassen. Da muß nun einem jeden die Verschiedenheit auffallen, wie man einen Hund beherrscht und wie man zu den Hasen, den Fasanen auf seiner Jagd steht. Gehört mir noch der Kanarienvogel, der meinem Bauer entflogen ist? — Das Bürgerliche Gesetzbuch regelt diese Fragen so: zunächst sind die Haustiere zu sondern, das Pferd, die Kuh, der Hund, die Hauskatze, die Ziege, Ente, die Hühner, Gänse, die durch jahrhundertelange Ueberlieferung an das Zusammenleben mit den Menschen gewöhnt sind: diese Tiere werden wie andere Sachen behandelt. Wenn mein Pferd entläuft und ich thatsächlich die Herrschaft darüber verliere, so gehört es mir doch noch, es ist nicht anders, als hätte ich meine Uhr oder beim Ballspielen den Ball verloren. Erst wenn ich gar nichts mehr zur Wiedererlangung thue, so würde darin der Wille zu sehen sein, die Herrschaft aufzugeben, und der Flüchtling wäre herrenlos.

Ganz anders verhält es sich mit den Tieren, die als gezähmte bezeichnet werden. Dazu können auch Hunde gehören. Vor allem sind hierhin aber die Tauben zu rechnen, auch wohl anderes Geflügel, das nicht gerade als Haustier gilt, ferner Schwäne, vielleicht auch Wild, das zum gewohnten Futterplatz kommt. Diese Tiere dürfen sich aber nicht in Käfigen oder auf abgegitterten Plätzen befinden. Es muß sich um die geistige Herrschaft des Menschen über das Tier handeln. Solange die überlegene geistige Macht des Menschen besteht, die das Tier festhält, so lange kann er Eigentum und Besitz an ihnen haben. Wenn die Tiere aber „die Gewohnheit ablegen, an den ihnen bestimmten Ort zurückzukehren", dann werden sie herrenlos. Im Gegensatz zu der geistigen Herrschaft stellt das Gesetz die thatsächliche. Wilde Tiere, die in physischer Gefangenschaft leben, in Menageriekäfigen, in umgitterten Gärten, Tiergärten, in Fischteichen oder andern völlig abgeschlossenen Gewässern, der Pfau auf dem eingefriedigten Bauernhof, der Kanarienvogel im Bauer, der Karpfen im Teich und andere Tiere sind natürlich Besitz und Eigentum dessen, der sie gefangen hält oder für den sie gefangen gehalten werden. Erlangt das Tier aber seine Freiheit wieder, so wird es herrenlos, d. h., wenn man es nicht verfolgt. Um das Eigentumsrecht an dem Tier auch ferner beanspruchen zu können, muß man es unverzüglich verfolgen und darf die Verfolgung nicht aufgeben. Es ist sehr fraglich, ob darin eine hinlängliche Verfolgung zu sehen ist, wenn man in die Zeitung setzt: „Kanarienvogel entflogen, der Wiederbringer wird belohnt." Der Wiederbringer ist hier offenbar bereits Eigentümer und kann den ganzen Wert des Vogels als Kaufpreis verlangen.

Herrenlos sind einmal alle die Tiere, die die Freiheit erlangt haben, ferner sind jene Tiere herrenlos, die noch nie unter menschlicher Herrschaft gestanden haben. Die ersteren kann sich ein jeder einfach dadurch aneignen, daß er sie in Besitz nimmt. Bei den Tieren, die von jeher wild und frei gewesen sind, muß man zwischen jagdbaren und andern Tieren unterscheiden. Welche Tiere jagdbar sind, das steht in den einzelnen Landesgesetzen. Wild, das sich auf meiner Jagd befindet, kann ich und nur ich mir aneignen. Ich allein kann Eigentumsrecht daran erwerben, entweder dadurch, daß ich es selbst erlege oder fange oder das durch einen meiner Angestellten oder Bekannten in meinem Namen thun lasse. Der Wilderer erwirbt nicht das Fleisch des Wildes, das er geschossen, das Tier bleibt herrenlos, bis der Jagdberechtigte es in Besitz bekommt. Sämtliche übrigen freien Tiere, die nicht jagdbar sind, erwirbt ohne Rücksicht auf Jagdberechtigung der, der sie erbeutet.



Der Mensch der Steinzeit. Gruppe von E. Frémiet-Paris.

Humor in der Plastik.

Von Dr. A. Nossig.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Seitdem der Mensch den Thon zu kneten begann, um zuerst mit unbehilflichen Fingern, hierauf mit stets wachsendem Geschick die Gestalten der wirklichen Welt oder die Träume seiner Phantasie nachzubilden, brachte er, neben Schöpfungen von religiösem Ernst, auch humoristische Werke hervor. Für uns Spätgeborene, die wir auf dem Schutt unzähliger Kulturen einer eklektischen, raffinierten Kunst nachhängen, verwischen sich freilich die Grenzen jener zwei Arten, wenn wir die Erzeugnisse primitiver Epochen betrachten. Das afrikanische oder mexikanische Götzenbild wirkt mit seinem unfreiwilligen Humor auf unsere Lachmuskeln oft noch stärker als die humoristisch angehauchten Felsreliefs der exotischen Plastiker; und ebenso fällt es uns schwer, zu entscheiden, was karikaturaler ist: der Kürbiskopf, den ein Dorfbursche aus Ulk in einen Menschenkopf verwandelt, oder die naiv gehaltene Statue, die ein braver Provinzsteinmetz gemeißelt hat.

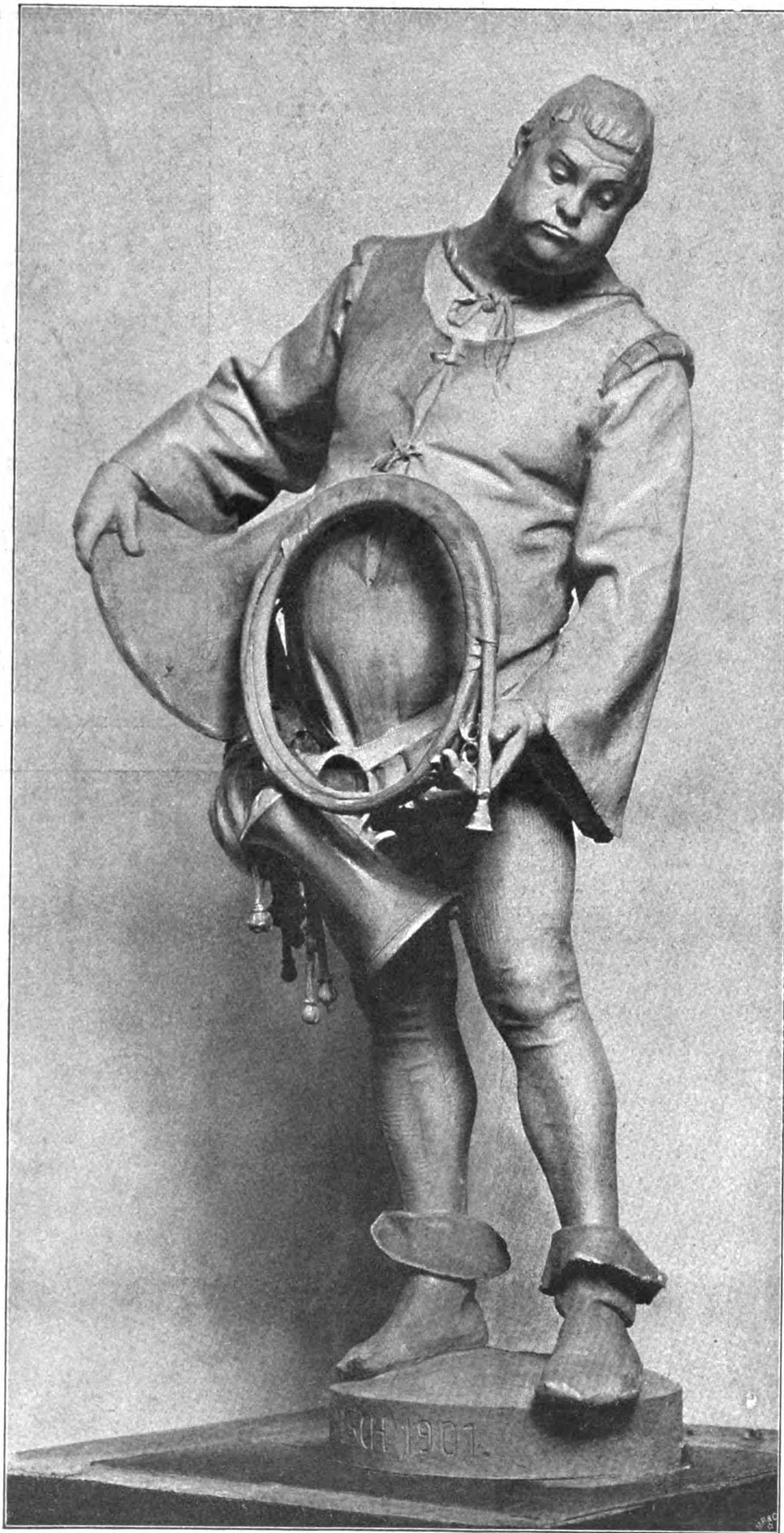
In dem Augenblick aber, wo eine Kunst eine gewisse Reife zu gewinnen beginnt, tritt das bewußt humoristische Genre in ausgeprägten, unverkennbaren Formen auf. Seit etwa dreißig Jahren, d. i., seitdem die plastische Schatzgrube von Tanagra eröffnet wurde, wissen wir, daß auch die vollkommensten Idealplastiker der Welt, die Hellenen, neben hehren Götterbildern Figürchen voll köstlichen Humors modellierten, ähnlich wie die griechischen Tragiker neben ihren Schicksalsdramen burleske Satyrspiele dichteten.

Es gab eine Epoche, in der die Idealplastik mit der humoristischen Kleinplastik zu einem organischen Ganzen sich verband; und es gab eine Kunst, die diese Vereinigung herstellte: dies auf den ersten Blick paradoxal erscheinende Werk vollbrachte die gotische Architektur im Mittelalter. Niemals war wohl die religiöse Empfindung in der Plastik reiner und tiefer gewesen als zur Zeit, da die gotischen Kirchen entstanden; niemals aber sprudelte auch die Quelle des plastischen Humors lebendiger als zu jener Zeit. Diese gotischen Steinmetze, deren Namen uns unbekannt sind und die wir nur nach ihrem Handwerkerzeichen unterscheiden, waren vielleicht die größten Humoristen der Skulptur, die je gelebt haben; und die Cyklen von gähnenden Drachen, gries-

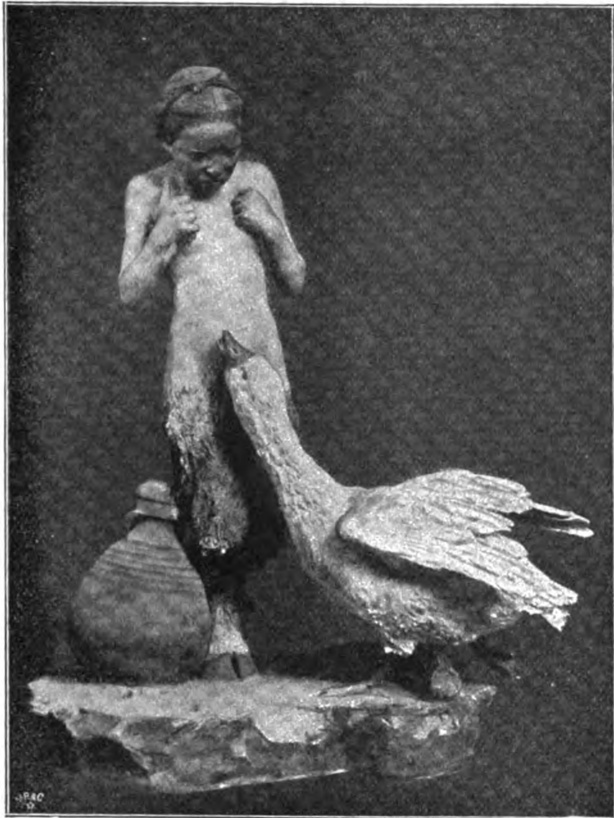
grämigen Teufelchen und ulkigem Zwergvolk aller Art, die, aus einem schier unerschöpflichen Erfindungsreichtum hervorgegangen, die Riesenkörper der Notre Dame oder des Stephansdoms umhüpfen, sind humoristische Epen in Stein, die dem „Froschmäusekrieg", den Werken eines Rabelais oder Swift an die Seite gestellt werden können.

Nur die japanischen Plastiker können sich an Reichtum humoristischer Ideen mit diesen lachenden Philosophen des Meißels vergleichen. Die moderne europäische Plastik hat das humoristische Genre im großen und ganzen dem Kunstgewerbe überlassen. Von den zahllosen Figürchen dieser Art, die die Schaufenster der Großstädte füllen, sind nur wenige von einem bekannten Bildhauer signiert. Will aber ein Plastiker unserer Zeit einen humoristischen Stoff behandeln, so thut er es zumeist in der Form eines größer ausgeführten Werkes, das mit den flüchtigen Skizzen der Fabriksplastik nichts gemein hat.

So hat der jüngst verstorbene Dalou eine Monumentalgruppe in Bronze hinterlassen, die von vielen als sein bestes Werk geschätzt wird und einen auf einem Bock reitenden, betrunkenen Silen darstellt. Frémiet, der berühmte Thonplastiker, der so viele ergreifende Scenen aus den Kämpfen zwischen Mensch und Tier geschaffen, hat es nicht verschmäht, auch den Humor des Jardin d'acclimatisation auszunutzen: so in dem Seite 814 abgebildeten Hochrelief, das den drolligen Widerstand eines fortgeschleppten jungen Raubtiers zur Anschauung bringt. Auch der „Bläser" des deutschen Bildhauers Professor Janensch, den nicht nur der gelungene Falstaffhabitus, sondern auch der am Gürtel aufgehängte Humpen als einen Freund edlen Nasses kennzeichnet, ist eine nach allen Regeln der Kunst komponierte und durchgeführte Figur. Wir schätzen sie um so höher, weil in ihr die humoristische Wirkung bloß durch charakteristische Ausprägung eines menschlichen Typus erreicht ist, während der plastische Humor sonst nur selten possierlicher



Der Bläser des Buchholzbrunnens in Dortmund.
Modelliert von Prof. Gerhard Janensch, Berlin.



Gänseliesel. Von Prof. Maison-München.



Das Recht des Stärkeren. Von J. Chéret-Paris.

Tiere entraten kann. So macht Professor Maison aus seinem „Gänseliesel", um den Humor des Werks zu verstärken, ein Faunmädchen und läßt in einer andern sehr bekannten und populären Gruppe einen lachenden Neger auf einem widerspenstigen Bock reiten. Einen sehr feinen Geschmack verraten geisterfüllte Statuetten, wie St. Marceaux' „Harlekin", der unter seiner Halbmaske mit souveränem Humor lächelt, und namentlich Chérets „Recht des Stärkeren", die entzückende Rokokobrunnengruppe, in der die vollendete Grazie und Anmut der Versailler Künstler auferstanden zu sein scheint.

Neuerdings hat man sich in der Kunstwelt mit der Frage beschäftigt, warum das moderne Kunsthandwerk, trotz der hohen Entwicklung der Bildhauertechnik, doch nicht so lebensvolle, humoristische Nippessachen hervorbringt, wie sie das Altertum z. B. in der bekannten Haarschneidegruppe von Tanagra geschaffen. Man fand die



Harlekin. Von R. de Saint-Marceaux-Paris.

Ursache zunächst darin, daß unsere kunstgewerblichen Figürchen rein fabrikmäßig vervielfältigt werden, während die Tanagrastatuetten aus Modellierthon in Hohlformen gepreßt und dann, bevor sie gebrannt wurden, noch eine Ueberarbeitung von der Hand des Bildhauers erfuhren. Die zweite Ursache haben wir früher schon gestreift: es ist der Umstand, daß die berufensten Meister mit diesen Massenartikeln nichts zu thun haben wollen. Um nun das Kunstgewerbe auf ein höheres künstlerisches Niveau zu heben, wurde jüngst in Paris eine Spielzeugkonkurrenz eröffnet, an der sich erste Künstler, wie Gérôme, Detaille, Barrias, Frémiet, beteiligten. Ihr hat man es zu verdanken, daß in der allerneusten Zeit auch in der populären Kleinplastik humorvolle und dabei künstlerisch bemerkenswerte Werke auftauchten, so vor allem Frémiets „Affe im Suppentopf". Hoffentlich greift diese Bewegung auch erfolgreich nach Deutschland hinüber.

Bohême.

Skizze von Viktor von Kohlenegg.

Manchem ist nicht zu helfen. Wir redeten von der künftigen Kunstausstellung, vom Firnistag und kamen auf die Bohême. Die ist jetzt sozusagen hochaktuell, entfaltet ihre üppigsten Blüten, man ist verzweifelt oder unsäglich befriedigt, man kämpft mit Rahmenfabrikanten, unternimmt die kühnsten Pumpe . . . die Ausstellung! Man wird auffallen, man wird verkaufen, man wird diesem Publikum die Faust zeigen — hoho! Man ist so aufgeregt, daß man sehr viel trinken und sehr wenig schlafen muß! Aber einer von uns behauptete, daß es gar keine Bohême mehr gäbe, wenigstens nicht die echte, rechte. Ich fragte nur: „Sie kennen Murger, den alten Kunstzigeunerpoeten?" — „Ja, ja . . . reizend!" Aha! Der gute Papa Murger, der im Grunde ein kleiner, satter Philister war, nicht gerade mit Glasaugen sah, aber doch jenen Idealisierungsblick hatte, der der Gesundheit so zuträglich ist, Murger war hier Quelle.

Ach, was hat der alte, liebe Herr mit seinem Buch angerichtet! Wie vielen Romanschreibern hat er intime „Milieustudien" geliefert, jene Zigeunergloriole, die alles poetisch umstrahlt, daß der Leser entzückt lächelt . . . nein, diese Künstler! Sie spüren keinen Hunger, sie machen sich keine Sorgen, wo werden sie! Sie wünschen sich keine Ordnung und Sauberkeit, sie laufen mit ausgefransten Hosen und verschlissenen Mänteln umher, sie pfeifen auf Geld und Ruhm und sind sentimental wie verliebte Zuckerbäcker — und dann die kleinen Mädchen, die Modelle, alle so reizend flott, so empfindsam, so aufopferungsvoll . . . da möchte man weiß Gott auch Künstler sein.

Nein, ganz so nett ist die Sache nicht, das war sie nie, auch zu Papa Murgers Zeiten nicht! Diese Leutchen sind gewiß Virtuosen im Hoffen und Leichtnehmen, aber auch im Verzweifeln, sie sehen weiß oder schwarz, leben in Superlativen und kommen zuletzt doch immer mit einem Achselzucken über den Berg: sein wir lustig! Das liegt am Temperament, an der Aussicht auf Ruhm, Erfolg, am raschen Verdienen, raschen Verthun, an dem famosen Größenwahn; das schafft jener Leichtsinn, der dem Zuschauer alles verklärt, der aber doch nicht vor tiefstem Leid, verzehrender Sehnsucht, bitterstem Hunger und Schlimmerem schützt — sein wir lustig!

Das sagten wir und mehr; wir saßen in einem Maleratelier, hoch oben, in der Nähe des Himmels, in der leicht erschlaffenden Terpentinluft, in die wir blaue Tabakswolken bliesen. Aber unser Skeptiker wiegte den Kopf und lächelte: „Ja ja . . . aber früher . . .!" Er glaubte uns nicht. Er ging dann weg, er war nur zufällig zwischen uns geraten mit seinem zufriedenen Lächeln Aber er hätte noch ein wenig warten sollen. Dann hätte er ein bißchen echteste Bohême miterlebt.

Unser Freund Horneffer, klein, pechschwarz, mit wüstem Schopf und Vollbart, kam in Hemdsärmeln und Filzschuhen, die kurze Pfeife im Mund, aus dem Nachbaratelier hereingestürmt; er schwang eine Visitenkarte: „Kinder, Kinder —!" „Ja, was?" — Wir wußten, daß er mit dem Rahmentischler in Urfehde lebte: er wollte ein Riesenbild ausstellen, und da brauchte er einen kostbaren Rahmen, aber der brutale Handwerker wollte erst Geld sehen, Geld!! Der Schwarze raste vor Wut — sollte sein Bild in einer Ecke verschimmeln, von keiner Wand leuchten, keinen Kritiker ärgern? Und er hatte doch gehungert, um Farben kaufen zu können; ohne Rahmen — das war nicht auszudenken! — Er schwang die Karte. Er hatte sie oben an seiner Thür gefunden: „Frau Kosebach, Bellevuestraße, bittet um baldigsten Besuch." Und im Adreßbuch hatte er nachgeschlagen: Kosebach, Kommerzienrat!

Der Schwarze war leichenblaß vor Aufregung und sprang umher. Er traute den Leuten nicht, sie waren Kommerzienrat, folglich sollte er ein Bild malen. Zweifellos! Ein Porträt, einen Fries im Vestibül, in die Badestube . . . Horneffer war nicht zu besänftigen. „Ich gehe sofort hin! Mein Rahmen, wißt ihr . . . Dann kann ich ja den Kerl, den elenden, bezahlen!"

Das leuchtete uns ein. Aber so schnell ging das nicht, Horneffer war mit seinem Dreß etwas rückständig, und er wollte dort Eindruck machen. Da mußten wir aushelfen. Ein paar Lackschuhe wurden hervorgesucht, sie waren etwas weit — rein mit den Füßen! Einer von uns band sich den modischen Scarf los, ein zweiter stellte seinen Sacküberzieher mit Handschuhen zur Verfügung, auch ein Chapeau claque war da . . . Horneffer sah wundervoll aus, die Lackschuhe zu groß, der Mantel zu klein, der Claque zu klein, die Handschuhe zu groß, und der Haarschopf quoll struppig über den Kragen und der Bart über die schöne Krawatte; der ganze Kerl wurde noch von allen Seiten parfümiert, bekam eine Zigarre und ging zitternd vor Aufregung davon.

Ach, er kam bald wieder, schon nach einer halben Stunde. Ja was? . . . Nichts . . gar nichts. Horneffer? Den kannte man bei Kommerzienrats nicht. Oho . . . und diese Karte, gnädige Frau? Horneffer schwitzte wieder in dem engen Mantel und vor Angst und holte, wie vorhin in der Bellevuestraße, mehr bieder als elegant die Karte heraus: Na? Wie? „Ach die Karte . . . verzeihen Sie . . . ich wollte eine Dame besuchen, Malerin; ich war nie in dem Haus, und weil nun ‚Atelier' an der Thür stand, und ich fand nicht . . . und ich dachte . . . und es machte niemand auf . . ."

Horneffer erzählte uns, den Claque im Genick, Mantel, Rock, Weste offen. Er war sehr traurig. „So eine Niedertracht!" Er meinte die Enttäuschung. „Und sie wollten sich partout nicht malen lassen. Sie hätten sich erst vorige Woche photographieren lassen . . .!" Er schimpfte. Wir nahmen ihm vorläufig unser Eigentum wieder ab. Aber als er so nackt und bloß und geschlagen vor uns stand, kam uns eine Erleuchtung. Das ging nicht. „Kinder, wir müssen das Ereignis feiern. Es war immerhin ein Glückslächeln". Horneffer überlegte . . . Feiern? Hm. Eigentlich war es jetzt so, wie es vorher war; als wäre überhaupt nichts passiert. Und wenn sie nun eine Bowle oder Aehnliches machten, so wäre das doch ein Lebensgewinn, ein Extrazufallsgenuß, also etwas, das man immer mitnehmen soll, besonders als Gratiserscheinung. „Feiern? . . . Feiern wir!"

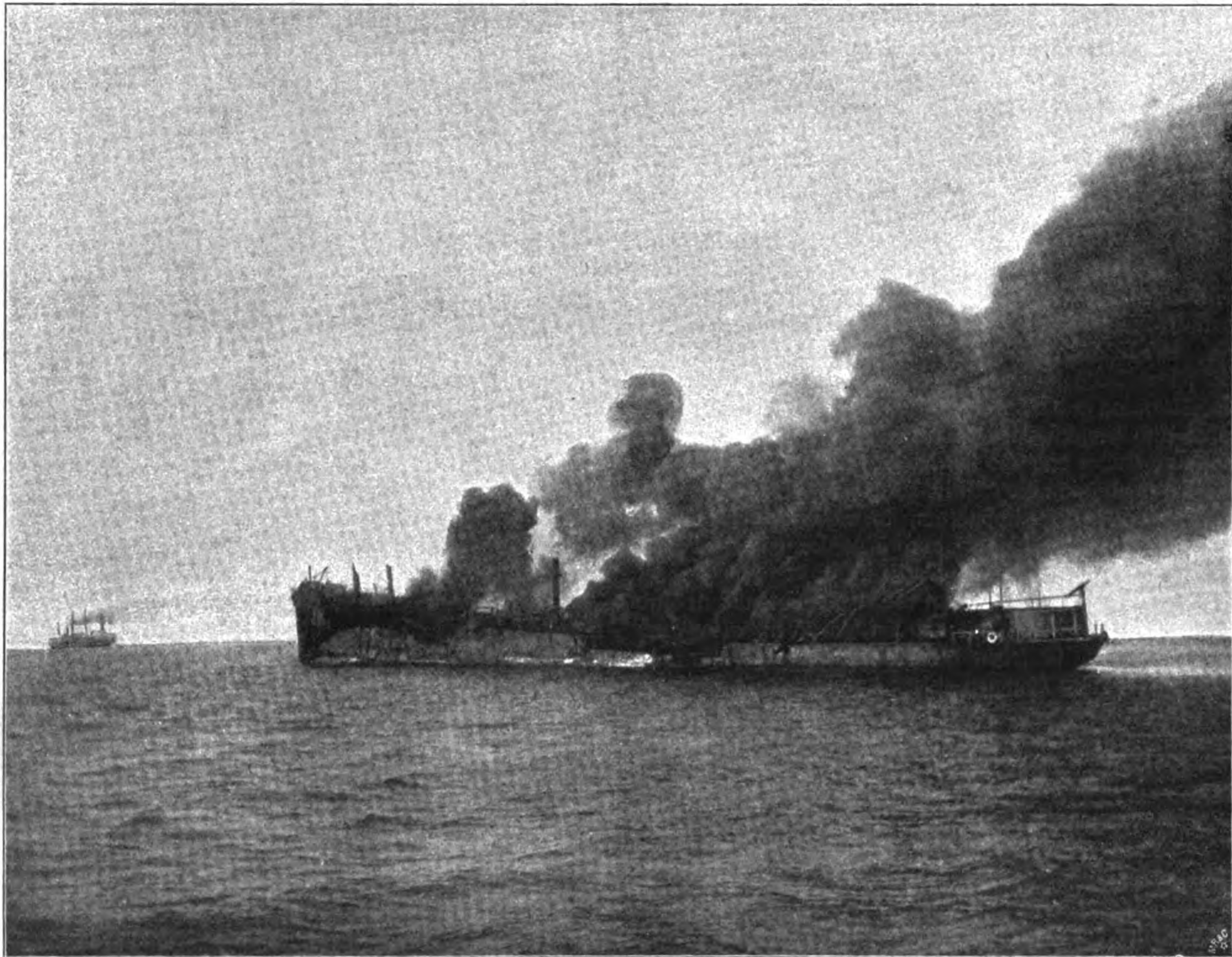
Bohême hin, Bohême her! Horneffer braucht einen Rahmen! Wollen Sie sich nicht malen lassen?

Schiffsbrände auf offener See.

Hierzu 1 photographische Aufnahme.

Von allen Zufällen und Fährnissen, an denen das Seemannsleben so überreich ist, fürchtet der Schiffer nichts so sehr wie den Brand des Fahrzeuges, auf dem er sich befindet. Dem wütendsten Sturm kann er entgehn; hat er erst das offene Meer erreicht, so blickt er wohlgemut und unverzagt in die brandende See, aber der Ruf „Feuer im Schiff“ hat etwas Furchtbares für ihn. Glimmt in der Ladung irgendwo ein Funke, so hat er — wachsend ohne Widerstand — bei seiner Entdeckung häufig schon so gewaltige Dimensionen angenommen, daß nur in den seltensten Fällen Rettung möglich ist; Schiff und Ladung sind meistens verloren, und wehe der Mannschaft, die vielleicht in dunkler Nacht, bei Sturmgebraus in schwankenden Booten den sicheren Boden verlassen muß und dann jedem Spiel von Wind und Wellen schutzlos preisgegeben ist. Deshalb sind auf jedem Schiff für die Brandgefahr die äußersten Vorsichtsmaßregeln getroffen. Schon bei Beginn der Fahrt wird die Mannschaft für einen solchen Fall eingeteilt, jedem ist sein Posten und seine Thätigkeit zugeteilt, und auf längeren Reisen wird fast immer ein- oder mehreremal Feuerlärm geübt. Der wenig erfahrene Passagier erschrickt dann meistens sehr, wenn er auf das Signal der Schiffsglocke von überall her Matrosen und Maschinenpersonal herbeistürzen sieht, die alle Vorkehrungen treffen, um ein Unglück abzuwenden.

Natürlich hängt die Feuersgefahr meist von der Art der Ladung ab. Aber es ist auch schon vorgekommen, daß durch Unvorsichtigkeit oder Fahrlässigkeit beim Verstauen der Ladung Schiffe in Brand geraten und verloren gegangen sind, bei denen niemand eine derartige Katastrophe vermutete. Bei feuergefährlicher Ladung ist allerdings, namentlich auf Dampfern, wo ein Brand ja selbstverständlich viel eher zu befürchten ist als auf Segelschiffen, die größtmögliche Sorgsamkeit und Behutsamkeit geboten.



Der brennende Petroleumdampfer „Nerite“ im Suezkanal.
Photographische Momentaufnahme.

Wir sehn auf unserm Bild eine furchtbare Schiffskatastrophe. Der Petroleumdampfer „Nerite“ von der Shell Transport and Trading Company, ein dreimastiges Schiff von 4893 Tons, lief von Batum mit einer Ladung Petroleum nach Osten. Die Fahrt ging außergewöhnlich gut von statten, bis das Schiff den Suez-

kanal erreichte. Hier lief der Dampfer im Großen Bittersee auf Grund, und die überaus feuergefährliche Ladung geriet in Brand. Alle Bemühungen, die Flammen zu löschen, blieben erfolglos, das Schiff mußte aufgegeben und verlassen werden. Das brennende Oel ergoß sich völlig über die weite Wasserfläche und brachte natürlich den ganzen, gerade in jener Gegend bedeutenden Schiffsverkehr zum Stehen. Die Rauchentwicklung des brennenden Oels und des in Flammen stehenden Schiffs war so stark, daß sie von beiden Mündungen des Suezkanals gesehen werden konnte. Glücklicherweise war nur ein Materialschaden zu beklagen, der allerdings 100 000 Pfund Sterling betrug, denn die gesamte Mannschaft konnte gerettet werden.

Vegetarismus und Fleischnahrung.

Von

Geh. Medizinalrat Professor Dr. A. Ewald

Goethe hat einmal die Wahrheit mit einem Schiff verglichen, dessen Kiel vorn die Wasser des Irrtums durchschneidet und trennt, aber nicht verhindern kann, daß sie hinter ihm sofort wieder zusammenlaufen. So, fürchte ich, wird es mir teilweise auch mit den folgenden Ausführungen ergehen. Ueber das Verhältnis der tierischen zur pflanzlichen Kost ist schon so viel geschrieben und gesprochen worden und der Wert der verschiedenen Nahrungsweise so vielfach erörtert, ohne daß es gelungen wäre, die Anhänger einer einseitig vegetabilischen Kost von der Zwecklosigkeit, ja unter Umständen von ihrer Schädlichkeit zu überzeugen, daß ich nicht zu hoffen wage, daran etwas Erhebliches zu ändern. Immerhin will ich versuchen, den Standpunkt der Wissenschaft in diesen Fragen auseinanderzusetzen.

Der tierische Körper bedarf zur Ausübung seiner Leistungen bekanntlich einer Nahrung, die sich aus drei verschiedenen Gruppen von Nährstoffen: dem Eiweiß, dem Stärkemehl und den Fetten zusammensetzt. Aus dem Eiweiß baut sich der tierische Körper zum wesentlichen auf, Stärke und der daraus sich bildende Zucker, sowie Fett dienen zur Erzeugung der tierischen Wärme und der daraus erwachsenden Kraftleistung des Organismus. Alle unsere Nahrungsmittel lassen sich in diese drei Grundstoffe zerlegen, zu denen dann noch ein gewisser Anteil an Mineralstoffen hinzukommt. Diese letzteren dienen wesentlich zum Aufbau der Knochen und des Blutes, treten aber auch in die Zusammensetzung anderer Körpergewebe ein. Nun ist es ein höchst merkwürdiges, aber in der ganzen Tierreihe, von dem Menschen bis zu den niedrigsten Lebewesen giltiges und unumstößliches Gesetz, daß das Leben ohne eine gewisse, in den einzelnen Fällen wechselnde, niemals aber vollkommen entbehrliche Menge Eiweiß nicht bestehen kann. Ueber die Größe dieser Eiweißmenge haben die Ansichten der Gelehrten im Lauf der Zeit geschwankt, daß aber ein gewisses Maß davon ein eiserner Bestand, in der Nahrung vorhanden sein muß, darüber besteht kein Zweifel — es fragt sich nur, woher dieses Eiweiß genommen werden soll. Nun kommt das Eiweiß in der Natur hauptsächlich in folgenden Formen vor: 1. Als reines Eiweiß in den Eiern der Tiere, als tierisches Albumin. 2. Als Bluteiweiß, Faserstoff des Blutes. 3. Als Fleisch, wozu auch die drüsigen Gebilde, Gehirnsubstanz, Lungen u. s. w. zu rechnen sind. 4. Als Käsestoff in der Milch und den aus der Milch bereiteten Molkereiprodukten. 5. Als Bestandteil der Vegetabilien, das heißt der Cerealien, Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse, Früchte u. s. w.

Theoretisch sollte es nun völlig gleich sein, welche von den genannten Quellen des Eiweißes der Mensch zu seiner Ernährung benützt, in Wahrheit liegen die Dinge aber anders. Angenommen, ein Mann von 70 Kilogramm Gewicht bedarf zu seinem Unterhalt einer täglichen Menge von etwa 90 Gramm Eiweiß, so würde er zunächst sehr verschiedene Mengen von den genannten Stoffen zu sich nehmen müssen, um die gewünschte Quantität Eiweiß darin zu finden. Da das Hühnereiweiß etwa 18 Prozent Eiweiß hat, so müßte man demgemäß 500 Gramm (= 16,5 Eier) davon den Tag essen, um auf die besagten 90 Gramm zu kommen. Vom Reis mit 8 Prozent brauchte man dagegen schon 1100 Gramm, von Kartoffeln mit 1,5 Prozent sogar 6000 Gramm. Das gebratene oder gekochte Rindfleisch hat ungefähr 34 Prozent Eiweiß, würde also mit 260 Gramm in Rechnung zu setzen sein. Ihm kommen von den Cerealien am nächsten die Bohnen mit 24,5 Prozent, von denen man demgemäß 350 bis 400 Gramm zu vertilgen hätte. Alle andern pflanzlichen Nährstoffe stehen an Eiweißgehalt hinter den ebengenannten zurück, zum Teil sogar sehr erheblich zurück, so daß man von ihnen viel größerer Quantitäten benötigen würde. Auch die Milch mit ihren 3,5 bis 4 Prozent Eiweiß würde so große Mengen nötig machen, nämlich 3 bis 3,5 Liter, daß sie ein Erwachsener auf die Dauer nicht als tägliches Quantum zu sich nehmen kann. Wenn also für die Mehrzahl der Vegetabilien täglich ein sehr viel größeres Volumen in die Verdauungswege eingeführt werden müßte, als von den tierischen Nahrungsprodukten, so wollen wir doch einmal zu Gunsten der ersteren die Bohnen oder die ihnen nahestehenden Hülsenfrüchte herausgreifen, deren Eiweißgehalt dem des Fleisches sehr nahekommt. Angenommen wir wollten täglich statt Fleisch einen schönen Brei aus Grütze oder ein gehöriges Gericht Bohnen essen. Damit hätten wir einen offenbaren Vorteil erreicht. Der Marktpreis des Fleisches ist so viel höher als der des Gemüses, daß wir uns unvergleichlich viel billiger ernähren würden. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre also gegen eine ausschließlich vegetabilische Nahrung nicht nur nichts einzuwenden, vielmehr würde man dabei bedeutend billiger wie sonst fortkommen. Leider sprechen eine Reihe anderweitiger Bedenken gegen eine einseitig aus Pflanzenkost bestehende Ernährungsweise. Da sind zuerst anatomische Gründe, das heißt solche, die sich aus der Beschaffenheit des menschlichen Magen- und Darmkanals herleiten. Bekanntlich giebt es drei große Gruppen oder Arten der Ernährung: die Fleischfresser (Carnivoren), die Pflanzenfresser (Frugivoren oder Herbivoren) und die von gemischter Nahrung lebenden Tiere, die Allesesser (Omnivoren). Zu den letzteren gehört im allgemeinen auch der Mensch. Nun ist es aber keineswegs nur durch den blinden Zufall bedingt, daß sich die Geschöpfe Gottes in diese drei Abteilungen sondern, vielmehr hat dies seinen äußerst triftigen Grund in den anatomischen Verhältnissen der den betreffenden Gruppen angehörigen Tiere.

Wenn wir nämlich die Verhältnisse der Länge des Tieres zu der Länge seines Darms einschließlich Magens betrachten, so zeigt sich, daß hierin außerordentliche Differenzen stattfinden. So ist zum Beispiel beim Menschen, wenn wir seine gesamte Länge gleich 1 setzen, die Länge des Verdauungsschlauchs 5, beim Ochsen 20, beim Schaf sogar 27. Der Ochse hat also einen 4mal längeren Darmkanal als der Mensch, das Schaf einen beinah 6mal so langen. Dagegen beträgt beim Katzengeschlecht das Verhältnis nur 1 : 4. Nun sind die Tiere mit den kurzen Därmen alle reine Fleischfresser, die mit den langen Därmen reine Pflanzenfresser, während die mitten innestehenden Tiere von gemischter Nahrung leben.

Auch ist der Magen bei den Pflanzenfressern teilweise mit einer eigentümlichen Vorrichtung versehen, nämlich einer Scheidung in eine Anzahl Unterabteilungen, den Vormagen, den Psalter, den Labmagen u. s. f., die eine besonders sorgfältige Zerteilung und Erweichung der Ingesta vorsorgen. Es kann darüber kein Zweifel bestehen, daß in einem langen Darmkanal die eingebrachten Nahrungsmittel mehr zerkleinert und besser ausgelaugt werden als in einem kurzen.

Etwas Aehnliches scheint nun auch von den Zähnen zu gelten. Bekanntlich haben die Raubtiere und Fleischfresser die Schneidezähne besonders ausgebildet, während die Pflanzenfresser mit besonders starken Mahlzähnen versehen sind. Die ersteren haben das Fleisch auseinanderzureißen, die andern die körnige und faserige Pflanzenkost zu verarbeiten. Auch hier würde der Mensch mit seinem Gebiß in der Mitte stehen. Indessen sind die Rückschlüsse von der Art des Gebisses auf die Art der Ernährung trügerisch und nicht immer zutreffend. So sagt man z. B. von den Affen, obgleich sie eine dem Menschen sehr ähnliche Anordnung der Zähne haben, daß sie Frugivoren seien, und will daraus auch für den Menschen herleiten, daß er eigentlich als Pflanzenfresser geboren sei. Diese Annahme von den Affen ist aber ein Irrtum, viele Affen sind auch in der Freiheit omnivor, und alle werden es mit Leichtigkeit in der Gefangenschaft. Noch schlagender ist aber das Verhalten des Murmeltieres und des Ziesels. Beide haben das gleiche Gebiß, aber das Murmeltier ist Herbivore und das Ziesel ist Omnivore. Würde man also nur das Gebiß eines Ziesels finden, ohne sonst etwas von dem Tier zu wissen, während man das Murmeltier als Pflanzenfresser kennt, so würde man auch von dem Ziesel das Gleiche annehmen und damit einen großen Irrtum begehen. Schließlich muß man sagen, daß der Mensch seinem Gebiß nach ebensogut Pflanzenfresser wie Fleischfresser sein könnte.

Wenden wir uns nun von diesen anatomischen Betrachtungen zu den Erfahrungen, die wir über die Verarbeitung der Speisen im Magen besitzen, d. h. zu der Einwirkung der Verdauungssäfte auf sie, so tritt uns zunächst folgende eindeutige und nicht zu bestreitende Thatsache entgegen.

Die schon oft genannten Nährstoffe: Eiweiß, Kohlehydrate und Fett nehmen wir zumeist nicht als solche, sondern in eine Hülle eingeschlossen zu uns. Diese Hülle, die Zellmembran, besteht aus verhältnismäßig dünnen und zarten Häuten bei dem Fleisch, aus festen und derben Fasern, Schalen und Hülsen bei den Cerealien und Gemüsen. Durch das Putzen und Kochen, durch Schlagen und Schaben suchen wir diese Hüllen so viel wie möglich zu erweichen. Aber auch dies gelingt viel besser bei dem Fleisch, als bei den meisten pflanzlichen Nährstoffen. Je leichter aber die Verdauungssäfte Zutritt zu den im Innern der Zellen eingeschlossenen Nährstoffen finden, desto leichter wird auch die Verdauung von statten gehen, desto besser wird auch das betreffende Nahrungsmittel ausgenutzt werden. Es ist aber eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die Vegetabilien das Eiweiß in Zellhüllen halten, die äußerst schwer für die Verdauungssäfte durchdringlich sind. Auf diesem Verhalten beruht das Bestreben der Industrie, die Stärkemehle, Getreide u. s. w., wie man sich ausdrückt, aufzuschließen, d. h., diese Hülsen durch eine geeignete Präparation noch mehr zu zerkleinern und zu zersprengen, als dies bei der gewöhnlichen Zubereitung stattfindet.

Vergleicht man die zur Aufnahme aus dem Darm in die Säfte des menschlichen Körpers gelangten Mengen von den verschiedenen Nährstoffen, d. h. ihre Ausnützung für die Animalien und Vegetabilien, so findet man folgende, aus der Berechnung von je 25 verschiedenen Nahrungsmitteln der betreffenden Gattung gewonnenen Zahlen:

	Eiweiß	Fett	Kohlehyd.
Animalien	92,5 Proz.	87,2 Proz.	4,0 Proz.
Vegetabilien	86,3 „	72,0 „	71,8 „

Das Gleiche gilt infolgedessen auch von den für den Organismus verwertbaren Wärmewerten, von denen auf 100 Gramm Substanz zur Aufnahme kommen: von Animalien 284 Kalorien, von Vegetabilien 208 Kalorien*).

Es stehen also in jeder Hinsicht die Vegetabilien hinter den Animalien zurück.

Nun kommt aber noch etwas anderes hinzu, worauf ich schon vorher hingewiesen habe. Das ist der Umstand, daß wir die gleiche Menge Eiweiß in den Vegetabilien in einer sehr viel größeren Gesamtmasse, ich möchte sagen, in einer viel umfänglicheren Verpackung aufzunehmen haben, wie in den Animalien. So bedürfen wir, um unsere 90 Gramm Eiweiß aufzunehmen, nicht weniger als 1334 Gramm Brot, dagegen nur 366 Gramm Braten und nur 334 Gramm Schinken, so daß also der Verdauungsapparat mit einer viel größeren Menge im ersteren Fall arbeiten muß, wie in den zuletzt angeführten Fällen. Die Folgen davon sind eine zu starke Belastung des Magens, seine Ueberdehnung und die daraus hervorgehenden Beschwerden der Verdauung. Dazu kommt, daß das Uebermaß der Kohlehydrate leicht zu ihrer abnormen Gärung im Darm Veranlassung giebt und Blähsucht nebst andern Unbequemlichkeiten zur Folge hat.

Wir sehen also, wie wir die Sache auch drehen und wenden, die vegetabilische Ernährung steht immer im Hintertreffen. Es ist nicht gesagt, daß sich der Mensch nicht auch zur Not sein Nahrungsbedürfnis aus einer rein vegetabilischen Kost entnehmen könnte, aber er thut es auf die Gefahr hin, seinen Verdauungswerkzeugen eine übermäßige Arbeit aufzubürden und trotzdem nicht die notwendige Summe von Eiweiß in seiner Nahrung zu sich oder vielmehr in sein Blut aufzunehmen.

Es ist gar keine Frage und durch genaue Untersuchungen von wissenschaftlich dazu qualifizierten Forschern festgestellt, daß es Personen giebt, die bei einer rein vegetabilischen Diät ihr Leben erhalten können. Ja, die Anzahl derartiger Personen mehrt sich, wenn der Vegetarianismus nicht im strengen Sinn des Wortes durchgeführt, also wenn nur von Pflanzenkost gelebt wird, sondern die Vertreter der sogenannten gemäßigten Richtung in Frage kommen, die auch die vom lebenden Tier stammenden Produkte, also Milch und die Molkereiprodukte, sowie Eier in ihr Menü aufnehmen.

Aber selbst wenn eine rein vegetabilische Nahrung eine Reihe von Jahren ohne offenkundige Schädigung des Organismus vertragen wird, wozu immer ein besonders leistungsfähiger Magendarmkanal gehört, so zeigt sich doch eine gewisse

*) Man versteht unter 1 Kalorie die Wärmemenge, um die 1 Gramm einer verbrennbaren Substanz bei ihrer Verbrennung die Temperatur von 1000 Gramm (1 Liter) Wasser erhöht. So z. B. hat das Eiweiß 4,1 Kalorien, d. h. 1 Gramm Eiweiß kann durch seine Verbrennung 1 Liter Wasser um 4,1 Grad Celsius erwärmen. Das Fett hat 9,3 Kalorien, der Alkohol 7,3 Kalorien u. s. f.

Schwächung des Körpers, sobald ein solcher Mensch eine wirklich schwere Krankheit durchzumachen hat, indem entweder ihr Verlauf oder die Rekonvalescenz schwerer bezw. langsamer verläuft als bei Menschen, die sich in vernünftiger Weise mit gemischter Nahrung genährt hatten.

Die meisten Vegetarianer fühlen übrigens, der eine nach kürzerer, der andere nach längerer Zeit, dieses Schwächegefühl an sich selbst und lassen demgemäß mit der strengen Befolgung der reinpflanzlichen Lebensweise nach — ich habe doch nur selten einmal jemand gefunden, der sich von seinem blinden Eifer so weit führen ließ, bis er schließlich nicht mehr weiter konnte und, wie ich es einmal erlebt habe, als Opfer seiner Ueberzeugung zu Grunde ging. Ja ich behaupte, daß sich solche Leute noch wesentlich weniger widerstandsfähig erweisen würden, wenn sie nicht den Schaden der einseitigen Ernährung durch ein Gegenmittel auszugleichen wüßten, und das ist die Enthaltung vom Alkohol, die ja bei den meisten Vegetarianern mit der vegetarischen Lebensweise zusammengeht.

Wenn die Vegetarianer trotzdem behaupten, daß ihre Lebensführung zu besonderen Kraftleistungen befähigt, so beruht dies, soweit man derartige Behauptungen kontrollieren kann, auf einer Täuschung. Das angebliche sportliche Uebergewicht, das einzelnen Leistungen von Vegetarianern nachgesagt wird, besteht in Wahrheit gar nicht. Besonders gerühmt wurde, daß ein Vegetarianer über seine Gegner in einem Dauerlauf Berlin—Wien gesiegt hatte, indem er 578 Kilometer in 108 Stunden mit 46 Stunden 26 Minuten Ruhezeit zurücklegte. Wenn auch nicht direkt vergleichbar, so beweist doch die Thatsache, daß der schlechteste amerikanische Dauerläufer in einem Dauerlauf in Neuyork für 845 Kilometer nur 109 Stunden, mit 30 Stunden 20 Minuten Ruhezeit, brauchte, daß sich bei gemischter Nahrung ganz andere Leistungen erreichen lassen. Auch in dem genannten und ähnlichen Fällen dürfte bei den Vegetarianern wesentlich die Abstinenz vom Alkohol ins Gewicht fallen.

Der Vegetarier gleicht einem Mann, der seine Dampfmaschine mit Stroh statt mit Holz oder Steinkohlen heizt. Es geht auch so, ja es muß gehen, wenn kein anderes Heizmaterial vorhanden ist, aber jeder würde den für thöricht, oder sagen wir milder, für schlecht beraten erklären, der dies ohne zwingenden Grund thun wollte.

Allerdings sollen solche Gründe auf ethischem Gebiet vorliegen. In früheren Jahren herrschte der naive Glaube, daß das Fleischessen die Menschen grausamer und leidenschaftlicher mache. Ja man ging so weit, die einzelnen Fleischsorten in dieser Hinsicht zu unterscheiden, so daß von dem berühmten englischen Schauspieler Garrik behauptet wurde, daß er, wenn er die Rolle König Richards III. spielen sollte, vorher ein Roastbeef aß, wenn er aber einen betrogenen Ehemann darstellte, sein Mittagbrot aus Schaffleisch bestand. Das ist ungefähr ebenso, wie wenn der Rotwein als besonders gut für Blutarme angesehen wird, ein Ruf, den er offenbar nur seiner roten, dem Blut ähnlichen Farbe zu verdanken hat. In der Wirklichkeit ist von solchen Unterschieden zwischen Animalien und Vegetabilien nichts bekannt. Gerade wilde Völkerschaften, die sich ausschließlich von Vegetabilien nähren, sind besonders grausam, wie z. B. die Dajaks auf den Sundainseln. Die chinesischen Piraten, die von Reis leben, lassen an Grausamkeit bekanntlich auch nichts zu wünschen übrig.

Allerdings unterscheidet sich die Fleischnahrung dadurch von den Vegetabilien, daß sie gewisse Stoffe neben dem Eiweiß enthält, die wir als Extraktivstoffe bezeichnen, deren Wirkung eine erregende auf das Herz und das Nervensystem ist. Darin ist aber kein Schade, sondern im Gegenteil ein Vorteil gelegen. Denn eine einseitige fleischlose Kost wird auf die Dauer den meisten Menschen vollkommen unerträglich und giebt sogar zu Erkrankungen Veranlassung. Diese Erfahrung hat man mit aller nur wünschenswerten Schärfe in den Gefängnissen gemacht. Es ist bekannt, daß die Gefangenen ihren letzten Pfennig hergeben, um sich ein Stück Wurst, einen Hering und dergleichen zu verschaffen. Was aber die Qualität des in den verschiedenen Nahrungsmitteln enthaltenen Eiweißes betrifft, so ist sie überall die gleiche, gleichgiltig, ob es in den Zellen der Pflanzen, in der Milch oder im Fleisch enthalten ist. Von dem Nuklein, das neben dem Eiweiß im Fleisch als Bestandteil seiner Zellen vorkommt, hat man behauptet, daß es schädlich sei und besonders zur Gicht disponiere. Das ist aber bis jetzt nichts als eine unbewiesene Vermutung, die keineswegs sicher ist. Dagegen ist sicher, daß wir mit dem Fleisch gelegentlich Bandwürmer, Finnen und Trichinen aufnehmen und dann als Wirte solcher schädlichen Gäste dienen. Das ist freilich schlimm, obgleich diese Gefahr durch eine verständige Zubereitung und eine ausgiebige Beaufsichtigung des Fleischverkehrs, also durch eine energische Handhabung des Fleischschaugesetzes sehr erheblich verringert werden, ja fast gänzlich beseitigt werden kann. Wir wollen aber auch andrerseits nicht verschweigen, daß in dem Getreide das Mutterkorn, in den Pflanzen das Solanin und das Ricin, eins der stärksten überhaupt bekannten Gifte, vorkommt, und daß gewisse schwere Krankheiten, wie die Pellagra in der Poebene, ausschließlich durch den Genuß von Mais hervorgerufen werden.

Nun, nachdem ich den Bekennern der vegetarischen Lebensweise so viel Unerfreuliches habe sagen müssen, will ich doch auch mit dem Geständnis nicht zurückhalten, daß meines Erachtens die größte Mehrzahl der Menschen viel zu viel Fleisch zu sich nimmt. Denn das ist sicher, so wenig rationell es erscheint, sich ausschließlich von Pflanzenkost zu ernähren, so falsch ist es auch, Tag für Tag und jahraus, jahrein seinem Organismus ein Uebermaß von Fleischnahrung zuzuführen; nicht nur, weil mit dem übermäßigen Genuß von Fleisch — ich betone das Wort **übermäßig** — gewisse Störungen der Gesundheit verbunden sind, wie z. B. die Gicht, die Verkalkung der Gefäße u. s. f., sondern ganz besonders deshalb, weil die übermäßige Fleischnahrung unzweifelhaft die Neigung zum Konsum alkoholischer Getränke mit sich bringt. Das halte ich aber für die größte Gefahr, die um so schwerer wiegt, als sie nicht eine gelegentliche und zufällige, sondern eine allgemeine und in ihren Wirkungen verheerende ist. Im großen und ganzen trinken die Südländer wenig alkoholische Getränke und essen viel weniger Fleisch als die Nordländer, daher findet auch der Vegetarianismus keinen Eingang bei ihnen. Ich halte den Alkohol für eine der größten Geißeln des Menschengeschlechts und weiß mich in dieser Anschauung eins mit den Vegetariern. Ja, ich würde so weit gehn, daß ich, wenn es nicht anders möglich wäre, die Nachteile einer gemäßigt vegetarischen Lebensweise in den Kauf nehmen würde, den Vorteilen der Abstinenz gegenüber. Indessen ist das eine keineswegs unumgänglich an das andere gebunden, vielmehr giebt es eine sehr große Zahl abstinent lebender Menschen, die keineswegs Vegetarianer sind, sondern von gemischter Kost leben. Nun will ich nicht verlangen oder es für ein erstrebenswertes Ideal erklären, daß alle Menschen Abstinenzler werden sollen. Wir alle verlangen als unabweisbares Postulat unserer Natur neben den Nahrungsmitteln nach sogenannten Genußmitteln, d. h. gewissen Natur- oder Kunstprodukten, die, ohne einen eigentlichen Nährwert zu besitzen, eine anregende Wirkung auf das Nervensystem und damit auf die Verdauung ausüben. Kein Volk auf der Erde, mag es unter der brennenden Sonne des Aequators oder zwischen den Eisfeldern der Polarregion wohnen, kann ihrer entbehren, wenn sie auch je nach dem Geschmack

und der Gewohnheit der Völker und der einzelnen Individuen sehr verschiedenartig sind. Sie treten uns als alkoholhaltige Getränke, als Thee und Kaffee, als Tabak, als Bethelnuß oder gar als Opium entgegen, von den Gewürzen und den verschiedenen aromatischen Pflanzen- u. s. w. Extrakten ganz abgesehn.

Auf irgendeine Weise, und das ist offenbar auch ein ehernes Naturgesetz, muß der Mensch seinen Nerven einen gewissen Reiz zuführen. Er soll sich nur hüten, ihn so weit zu steigern, daß anstelle der physiologischen Erregung eine vorübergehende oder dauernde Erschlaffung und Schädigung eintritt. Dies gilt für uns Bewohner der mittleren Breiten ganz besonders für den Alkohol, den Teufel des Menschengeschlechts, „weil wir ihn meist nicht merken, und wenn er uns am Kragen hätte". Kleine Mengen Alkohol sind unter die unschädlichen Genußmittel zu zählen. Das Unglück ist nur, daß der Begriff „klein" individuell außerordentlich verschieden ist und nur zu leicht die Grenze überschritten wird, wo der harmlose Freund zum bösen Dämon wird. Diese Schwelle liegt aber bei vielen Menschen bereits bei der 0, und solche Naturen können nichts Besseres thun, als vollkommen abstinent zu leben.

Wenn ich nun schon unter gewöhnlichen Verhältnissen für einen mäßigen Fleischverbrauch plädiere, d. h. für etwa 150 bis 200 Gramm Fleisch auf den Tag, so empfehle ich geradezu eine vegetabilische oder laktovegetabilische Nahrung bei gewissen Krankheitszuständen. Hierher gehören die Nierenkrankheiten, die Fettsucht, gewisse Lebererkrankungen, Herzerkrankungen, die Rheumatismen, die Gicht u. a. m., die ins einzelne aufzuzählen und zu besprechen mich viel zu weit führen würde. Hier kann man aber durch eine derartige Diät, die dann freilich den Körper nicht erhält, sondern eine sogenannte Unterernährung darstellt, ausgezeichnete Erfolge erzielen. Hier dient also die Kost nicht sowohl oder doch nicht ausschließlich als Nährmittel, sondern gleichzeitig als Medizin, ja der letztere Anteil dürfte in den meisten Fällen im Vordergrund stehen. Nun wird man vielleicht den naheliegenden Einwand machen, warum man denn nicht von vornherein, das heißt immer, diese Kost anwendet und so die Entstehung derartiger Krankheiten überhaupt verhindert? Das wäre aber gerade so, als wollte man einem Menschen sein Lebelang Salicylsäure geben, damit er keinen Gelenkrheumatismus, oder Digitalis, damit er keine Herzkrankheit bekäme.

Wenn es sich nur darum bei uns handelte, zu vegetieren, sagt Hüppe mit Recht, und ein mehr oder weniger bedürfnisloses Leben zu führen, dann wäre uns leicht gedient. Wir wollen aber nicht bloß vegetieren. Wir wollen wirklich leben und kämpfen und an den Aufgaben unserer Zeit lebendigen Anteil nehmen. Unsere Zeit stellt uns vor so wichtige Kulturaufgaben und verlangt von uns eine so rege Mitarbeit, daß wir uns zum Kampf nach Mitteln umsehen müssen, die für den Gesunden in allen Lagen passen und uns den ungeschmälerten Vollgenuß unserer Gaben und Kräfte ermöglichen. Dahin gehört vor allen Dingen eine vernunftgemäße Ernährung, die auf dem zweckdienlichsten und angenehmsten Weg die größtmöglichste Kraftleistung mit sich bringt. Wir wollen keine Asketen, keine Mönche sein, die sich der unschuldigen Freuden des Lebens, und dazu gehört auch der Wohlgeschmack und die Abwechslung unserer Speisen, berauben; aber wir wollen andrerseits auch uns vor Uebertreibungen hüten. Folgen wir der goldenen Mittelstraße, so werden wir uns auch in der Frage der Ernährung sicherlich am besten befinden.



Die billige Wohnung.

Skizze von Luise Westkirch.

Havelbocks zogen aus. Es war Zwang, unangenehmer Zwang. Das Haus, in dem sie wohnten, wurde abgerissen. Aber Frau Annie Havelbock, von ihrem Walten im Haushalt und am Flickkorb her gewohnt, alle Dinge so lange zu wenden und zu drehen, bis sie die beste Seite nach oben kehrten, hoffte auch dieser Unannehmlichkeit eine gute abzugewinnen. Regierungsrat Havelbocks wohnten zur Zeit für 1600 Mark. Es gab Wohnungen mit ebensovielen Räumen schon zu 1000. Warum sollten sie nicht auch mal billiger wohnen? Eine lange Perspektive von hübschen Sommerkleidchen für die Kinder, von eleganten Hüten für sie selbst erstand bei der Aussicht auf solch jährliche Ersparnis vor Frau Annies Blick. Vielleicht fiel gar eine Erholungsreise für den Hausherrn ab. Der war ein abgearbeiteter, müder Mann, von der Sorge für Unterhalt und standesgemäße Erziehung seiner fünf Rangen und von den Mühen und Lasten der Geschäfte niedergedrückt. In seinen Privatangelegenheiten ließ er die Frau schalten.

Frau Annie begab sich also auf die Suche. Sie fuhr von morgens neun bis mittags zwei in der Stadt herum, und es war eine hübsche Summe, die sie allabendlich für Omnibusse und elektrische Bahnen in ihr Ausgabebuch eintrug. Derweil verdarb das vielbeschäftigte Mädchen für alles daheim das Mittagessen.

Endlich, eines Mittags, als die Familie wieder melancholisch um die wässrige und verspätete Bouillon saß — Heinz und Erna maulend, weil sie die Schulzeit versäumten — stürzte Frau Havelbock atemlos und strahlend herein.

„Erich, ich hab die Wohnung!"

„Wirklich?"

„Ja, und rat mal, was sie kostet!"

Der Regierungsrat wurde bedenklich. „Du weißt, liebe Annie, über 1600 Mark —"

„Sechzehnhundert! — Sechzehnhundert! — Was redest du von sechzehnhundert? — Neunhundert kostet sie! Neunhundert Mark, nicht einen Pfennig mehr! Wassergeld eingerechnet!"

Sie sagte das mit solchem Nachdruck, solchem Triumph, daß sogar die Kinder verstummten und mit aufgerissenen Augen die Mama anstarrten in der Ahnung von etwas Großartigem. Der Regierungsrat sagte nur: „Aber Annie —!"

Sie war gekränkt. „Du freust dich nicht? Du freust dich nicht mal? Siebenhundert Mark im Jahr erspar ich, und du freust dich nicht?!"

„Doch, liebe Annie, gewiß! Die Ersparnis würde mich außerordentlich erfreuen. Nur, hm — jedes Ding pflegt einen seiner Güte entsprechenden Preis zu haben. Unsere Wohnung für 1600 Mark bot uns gerade, was wir brauchten. Glaubst du wirklich, daß eine im Preis von neunhundert Mark unsern Ansprüchen genügen könnte? Mir scheint es zweifelhaft."

Frau Annie tauchte mit sieghafter Bewegung ihren Löffel in die kaltgewordene Suppe. „Sieh du meine Wohnung nur erst!"

Am nächsten Tag sah der Regierungsrat sie. Sie war wirklich nicht übel. Ein bißchen abgelegen von seinem Bureau, aber Bewegung ist gesund. Das Haus, ein protziger Bau mit Stuckverzierungen bis zum fünften Stockwerk hinauf, war ein Doppelhaus, fünfzehn Parteien wohnten darin. Zu ebener Erde befanden sich Läden, auf der einen Seite ein Bäcker, auf der andern ein Schlächter, im Zwischengeschoß Bureaux, Warenlager. Regierungsrats Wohnung lag im dritten Stock — Salon mit Schiebethüren und Parkett und ein kleines Boudoir für die Hausfrau, zwar nicht heizbar, aber sehr hübsch ausgestattet, nach der Straße zu. Das „Berliner Zimmer" sehr dunkel, aber seinen Mund würde man ja wohl finden können. Schlimmstenfalls mußte man die Lampe anstecken. Die seitwärts liegenden Schlafzimmer auch dunkel. Nun, zum Schlafen brauchte man erst recht kein Licht. Das Kinderzimmer und die Stube des Regierungsrats gingen auf den Hof, der von hohen Hinterhäusern eingeschlossen war und ausgefüllt von einigen kleinen, unscheinbaren Baulichkeiten, auf deren Dächer man sah. Die halbdunkle Küche war nicht übel, der ganz lichtlose Vorplatz wenigstens geräumig und bequem zum Aufstellen von Schränken. Auch ein Badezimmer fehlte nicht. Alles in allem, für ihren Preis war die Wohnung überraschend.

„Das kommt daher, weil das Haus ein Doppelhaus ist," sagte der freundliche Wirt. „Die Läden unten bringen gute Miete. Da brauch ich den Herrschaften hier oben keine teuren Preise zu machen. Als Schlächtermeister muß ich ja auf ein eigenes Haus sehn. Aber Wucher treib ich damit nicht. Ich freue mich, wenn ich gute und sichere Mieter wie die Herrschaften bekomme und die nicht gleich wieder wechseln. Daraufhin hab ich schon den Mietpreis berechnet."

Das klang verständig. Vater Havelbock bewunderte aufrichtig seiner Frau richtigen Blick und glücklichen Griff und sicherte sich gern die preiswürdige Wohnung durch Kontrakt auf fünf Jahre.

Mit den augenblicklichen Inhabern hatte er keine Rücksprache genommen. Sie trugen sämtlich einen so verbissen wütenden Ausdruck auf ihren Gesichtern, daß dem Regierungsrat das Fragen verging.

Schon im März konnten Havelbocks einziehn. Der Umzugstag war ein Festtag für alle, obgleich es an kleinen Enttäuschungen und unerwarteten Hindernissen nicht fehlte. Bei näherer Besichtigung zeigten sich verschiedene Fensterrahmen gequollen; in den Thüren fehlten Schlüssel, die Badeeinrichtung wollte nicht funktionieren. Auf kleine Reparaturen, erklärte der Wirt, sich nicht einzulassen. Also zahlten Havelbocks aus ihrer Tasche. Warum nicht, wenn man fünf Jahre lang wohnen bleiben will? Und für den Preis!

Schlimmer war's, daß die schön gedrehten Gardinenstangen, noch von Frau Annies Ausstattung, sämtlich um einen halben Meter kürzer gesägt werden mußten. Die vorige Wohnung hatte bedeutend breitere Fenster gehabt. Dafür lagen hier die Shawls der Portieren in langen Schleppen auf den Fußböden als sinnige Menschenfallen, und die Kronleuchter hingen so tief herunter, daß alle am Umzug Beteiligten sich Beulen daran stießen. Frau Annie ließ dann Tische darunter rücken. Ihre Laune verdarb es nicht. Für den Preis durften Zimmerdecken schon etwas niedrig sein. Die kunstvollen Fensterdraperien im Salon senkten sich denn auch in höchst origineller Weise vor die Scheiben, ein so vornehmes Helldunkel erzeugend, daß Frau Annie endlich einmal ihr künstlerisches Feingefühl für befriedigt erklärte und der Regierungsrat sich gleich am ersten Tag auf eine Servante mit Nippes setzte, weil er sie für einen Sessel hielt.

In ihr hübsches Boudoir war Frau Annie ganz vernarrt. Zu schade, daß der Ofen darin fehlte. Nachdem sie sich einen ausgiebigen Schnupfen geholt hatte, wagte sie eine schüchterne Bitte an den Wirt zu richten. Der Mann zuckte die Achseln. Bei dem Preis! — Er hatte recht. Bei dem Preis konnten, durften die Mieter sich wohl selbst einen Ofen leisten. Havelbocks kauften einen sehr hübschen, vernickelt, mit einer Unzahl Schrauben und Klappen. Preis 120 Mark. Bei notwendigen Dingen ist teuer immer das Billigste. Und was wäre im norddeutschen Klima notwendiger als ein Ofen?

Am Sonntag wurden die Intimsten eingeladen zum Bewundern. Sie verhielten sich anfangs zurückhaltend und unsicher, weil ihre Augen die gepriesene Zusammenstellung von Farben und Formen beim redlichsten Willen in der Finsternis nicht erfassen konnten. Als indessen Havelbocks anfingen, empfindlich zu werden, lobten sie mit Begeisterung.

Am nächsten Tag suchte der Regierungsrat vom Morgen bis zum Abend seine Brille, nicht ohne durch ebenso heftige, wie ungerechte Beschuldigungen gegen seine Angehörigen deren Empfindlichkeit bis zu Thränenausbrüchen zu reizen. Als die Lampe gebracht wurde, lag die Brille dann ganz richtig auf seinem Schreibtisch neben dem Tintenfaß. Es war die Schuld des grauen Regenhimmels. Bei Sonnenschein würde alles besser werden. Die Erwachsenen blieben stillvergnügt. Die Kinder, rücksichtslos und unverständig, wie Kinder sind, rebellierten. Heinz und Meta behaupteten mit nervös machender Hartnäckigkeit, daß sie an ihren hübsch dekorierten Arbeitstischchen zu ihren Schularbeiten nicht sehen könnten, und verlangten um Mittag ihre Lampen. Liese, die schon sechs Jahre bei Geheimrats diente, wollte sie aber nicht hergeben.

„Bei hellem Tach zwei Lampen auf dem Flur, eine in der Küche, eine beim Herrn Regierungsrat! Und nu wollen die Jöhren auch noch zwei haben! — Ja, dem Petroleum, dem das kostet, ist ja kein Mensch reich jenug zu bezahlen!"

Frau Annie bezahlte es doch. Die Kinder sollten keinen Vorwand haben, ihre Schularbeiten schlecht zu machen. Und bei dem Mietpreis durften sie schon Tag und Nacht Lampen brennen.

Acht friedliche Tage folgten. Dann geschah etwas Schreckliches. Frau Annie schraubte gerade an ihrem Patentofen herum, der eine seiner Kaufsumme entsprechende Menge Rauch entwickelte, weil der Schornstein auf seine Feinheiten nicht eingerichtet war, da stürzte der Regierungsrat herein, einen Zeigefinger in jedem Ohr, und schrie unaufhörlich, während er sich wie ein Kreisel um sich selbst drehte: „Ich werd verrückt! Ich werd verrückt!"

Mit bebenden Knien tappte sich Frau Annie durch den Rauch zu ihrem Ehegemahl und versuchte ihn mit sanfter Gewalt in sein Zimmer zu führen. Er aber widersetzte sich aufheulend. Und keuchend und erschöpft ließ er sich zuletzt im Salon auf einen Diwan fallen. Er hatte durch die Gewohnheit endlich herausbekommen, was Tische und was Sitze waren, wenn er sie auch nicht sehen konnte.

„Was ist dir?" forschte Frau Annie, schluchzend vor Angst. „Liebster Mann, was ist dir?"

Der Regierungsrat nahm einen Zeigefinger aus dem Ohr und deutete mit tragischer Gebärde in der Richtung seiner Stube.

Frau Annie ging hin. Da brannte die Lampe, da lag der halb beschriebene Bogen — die Feder allerdings nicht auf dem Tisch, sondern in einer Tintenlache auf dem Teppich. Und der ganze Raum war durchzittert, erfüllt von seltsamen Tönen, einem Knarren, Schaben, Krächzen, vermengt mit ohrzerreißendem Quietschen. Die Regierungsrätin, die ihres Mannes Nerven kannte, die Nerven aller überbürdeten, geistigen Arbeiter, warf ein Tuch um und stürmte hinunter in den Schlächterladen.

„Um Himmels willen, Herr Hantelmeier, was ist das für ein seltsames Geräusch unter meines Mannes Stube? Es muß im Hof sein. Mein Mann ist leider sehr nervös. Es ist ein Quietschen, ein Knarren —"

„Ja, in der Werkstatt auf dem Hof ist heut der Tischler eingezogen. Die werden wohl Bretter sägen."

„Bretter — sägen? — Bitte, könnte das — öfters vorkommen?"

„Ja, freilich, alle Tage. Dafür ist der Mann Tischler."

Frau Annie ging hinauf.

„Mein armes Herz," sagte sie zu ihrem Mann. „Wir müssen dein Zimmer verlegen. Wer konnte auch ahnen, daß gerade drunter eine Tischlerwerkstatt wäre? Du nimmst unser Schlafzimmer, wir ziehen ins Fremdenzimmer, und die Kinder können hier schlafen. Es ist ein bißchen unbequem — aber es wird schon gehen. Für den Preis, nicht wahr?"

Am nächsten Tag war bei Havelbocks abermals Umzug. Der Tapezierer kam wieder, der Tischler, vier Dienstleute zum Möbelrücken, zwei Elektrotechniker, um die Klingeln zu verlegen, ein Lampenverständiger, um die Lampen umzuhängen, eine Scheuerfrau, um den Schmutz wegzuwischen, den sie alle machten. Es ist wahr, Havelbocks sparten den Möbelwagen. Dafür stimmte es mit den Vorhängen nicht. Das eine Zimmer hatte drei Fenster, das andere zwei, das dritte eins.



Im Kinderzimmer waren die Draperien grün, im Schlafzimmer der Eltern blau. Man mußte einige Shawls neu zukaufen und ein paar vorhandene als überflüssig in die Kiste legen. Wirklich ein Glück, daß die Wohnnng so billig war!

Todmüde, doch befriedigt gingen Regierungsrats gegen elf Uhr in dem neuen Schlafgemach zu Bett. Und bis kurz nach Mitternacht schliefen sie köstlich. Da fuhr der Regierungsrat in die Höhe. Das Aufklirren von Eisen auf Stein hatte seine Gehörnerven getroffen. Und wieder das Klirren, und nochmals, immer wieder! Rasseln, Scharren, laute Stimmen, ein Höllengetöse.

„Was ist das? Horch doch! Was ist das?"

Frau Annie saß auch schon aufrecht. Im Licht der roten Ampel starrten sie einander mit vor Entsetzen aufgerissenen Augen an. „Was kann das sein?"

Es dauerte fort.

In dieser Nacht schliefen sie nicht mehr. Diesmal stürzte der Regierungsrat selbst zum Hauswirt, im ersten Morgengrauen.

„Was für ein Lärm war das heut unter unserer Schlafstube, Herr Hantelmeier? Wir haben kein Auge geschlossen."

„Unter Ihrer Schlafstube? Der Eckstube rechts? Aha. Ja, das wird wohl der Bäcker sein. Die backen nachts. Und wenn die Gesellen die heißen Backbleche auf die Steinplatten vor dem Backofen werfen, das macht Spektakel. Ja freilich, ein bißchen Spektakel macht's schon."

„Annie," sagte der Regierungsrat, als er wieder heraufkam, „es bleibt nichts übrig, wir müssen noch mal umändern."

„Freilich, Männchen. Ich hab mir's schon überlegt. Wir ziehen in deine frühere Stube — nachts ist der Tischler ruhig. Du bekommst dann die Stube der Kinder — bei Tag stört dich der Bäcker nicht. Und die Kinder können hier einquartiert werden. Die schlafen über den Lärm weg."

Wieder kamen der Tapezierer, der Tischler, vier Dienstleute zum Möbeltragen, zwei Elektrotechniker, um die Klingeln zu verlegen, der Lampenaufhänger. Und hinter ihnen kam die Scheuerfrau, um ihre Spuren zu vertilgen. Es mußten auch abermals einige Shawls als unverwendbar gegen die Motten verpackt werden. Aber danach waren Regierungsrats wirklich sehr zufrieden mit ihrer Wohnung. Zwar war das Schlafzimmer des Ehepaars so eng, daß der Regierungsrat nicht in sein Bett gelangen konnte, ohne über die Diwanlehne zu klettern, und Frau Annie jedesmal den Tisch wegrücken mußte, wenn sie ihren Schrank aufschließen wollte. Die Kinderstube lag auch am andern Ende des Ganges. Aber für den Preis!

Und um die gute Laune der Familie zu erhöhen, durchbrach jetzt endlich nach langen Regenwochen die Sonne in voller Frühlingskraft die tief hängenden Wolken, einen Lichtschimmer sogar bis in die Tiefe des stockdunklen Flurs gießend, so daß Liese eine der Lampen löschen konnte. Ueberall draußen ein Knospen und Wachsen, ein Regen und Lebendigwerden. Maikäfer und Schmetterlinge nicht bloß auf den Redaktionsstuben, sondern vereinzelt schon im Freien, Hälmchen und Keimchen in üppiger Fülle aus dem Erdschoß drängend, Räupchen und Käferchen. Ein Krabbeln und Zappeln, ein strotzendes Leben überall.

Da wurde es auch in Regierungsrats Havelbocks Wohnung lebendig.

Ganz plötzlich kam's. Eines Mittags bei Tisch wurde es offenbar. Erna, die wohlerzogene Erna kratzte sich.

Frau Annie war empört. „Erna, das ist unanständig. Ein so großes Mädchen! Schäm dich!"

Da kratzte sich Heinz.

Der Papa schlug ihn auf die Finger. Aber als das Elternpaar sich nun umsah in der Tafelrunde, siehe, da kratzten sich Hans und Lotte und der kleine Fränze, und Erna und Heinz fingen wieder an.

Die Mittagstafel wurde aufgehoben, ohne Dessert, zur Strafe.

Beim Nachmittagskaffee begann der Regierungsrat sehr eigentümliche Drehungen und Windungen des Körpers auszuführen, und beim Abendbrot fuhr Frau Annie sich mit spitzen Fingern graziös in den Halsausschnitt und tupfte verstohlen auf Ellbogen und Knie.

„Siehst du, Mama, jetzt kratzest du dich selbst," sagte Erna.

Sie bekam eine Ohrfeige. Die Kinder wurden alle vor der Zeit zu Bett geschickt. Sie waren unausstehlich, nervös, zänkisch, weinerlich.

Aber auch das Ehepaar fühlte sich in gereizter Stimmung. Der Regierungsrat warf ganz plötzlich die Zeitung hin und lief auf sein Zimmer. Und sogleich sprang Frau Annie auf, ging in das Boudoir, in dem der Ofen aufgehört hatte zu rauchen, seit er nicht mehr geheizt wurde, drehte den Schlüssel in der Thür um und ließ das Rouleau herunter.

Nach fünf Minuten klingelte sie stürmisch. Liese kam, eine Gewitterwolke zwischen den Brauen.

„Liese! Liese!" Frau Regierungsrat Havelbock

stammelte vor Entsetzen. „Wissen Sie denn? — Es ist entsetzlich! — Wir haben in der Wohnung — Flöhe!"

„Wenn Sie das jetzt erst merken, gnädige Frau! — Ich bin nun sechs Jahre in Ihrem Haus; aber wenn das so bleibt — so leid es mir thut, dann zieh ich."

„Das bleibt ja nicht, Liese! Das kann ja nicht bleiben!" Frau Annie weinte beinahe. „Mein Mann muß mit dem Hauswirt reden."

Am nächsten Morgen redete der Regierungsrat mit dem Wirt, diesmal sehr ernst, sehr nachdrücklich. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen.

„Regen Sie sich doch nicht auf," sagte der behäbige Mann, „um solch einen kleinen Mißstand bei dem billigen Mietspreis! Ich weiß von der Sache zwar gar nichts, und eigentlich geht sie mich also nichts an. Aber ich bin ein entgegenkommender Hauswirt. Ich schicke Ihnen einen Kammerjäger. Basta."

Der Mann kam. Frau Annie ließ ihn verstohlen ein. Ihr Kaffeekränzchen hatte sie abbestellt. Sie schämte sich, einem Menschen in die Augen zu sehen. Der Mann ging durch die ganze Wohnung und bestrich jede Ritze mit einer geheimnisvollen Flüssigkeit. Der Erfolg war, daß in der Nacht alle Havelbocks mit Erstickungsanfällen rangen. Frau Annie mußte Fränzchen, der schon blau im Gesicht wurde, um zwei Uhr morgens auf den Balkon retten. Am nächsten Tag waren alle Menschen in der Wohnung krank. Bei den Insekten konnte man eine Abnahme an Lebensfreudigkeit vorläufig nicht konstatieren, im Gegenteil, sie zeigten sich lebendiger als zuvor.

Der Regierungsrat sah seine Frau an und stutzte.

„Es ist merkwürdig, liebe Annie, du hast jetzt genau denselben Ausdruck im Gesicht wie unsere Vorgänger hier. Leib und Seele verdirbt die vermaledeite Wohnung. Ich habe genug. Ich ziehe."

Frau Annie brach in Schluchzen aus. „Wir haben ja auf fünf Jahre Kontrakt!"

Aber Regierungsrat Havelbock war entschlossen. Er mietete die erstbeste Wohnung und zog. Dem Wirt zahlte er das angebrochene Quartal.

„Das stimmt nicht," sagte der gemütliche Mann. „Ich bekomme zwanzig Quartale. Unser Kontrakt läuft noch vierunddreiviertel Jahre, und Sie haben gar kein Recht, ihn zu brechen. Der Herr Regierungsrat sind ein viel zu erfahrener und gewitzigter Mann, als daß Sie sich nicht hätten sagen müssen, daß eine Wohnung für solchen Preis irgendeinen kleinen Fehler haben müßte. Es sollte mir leid thun, wenn ich mir mein Recht erzwingen müßte."

„Erzwingen Sie, was Sie können," antwortete der Regierungsrat wild. „Ich ziehe."

Und man zog wieder. Abermals, jedoch zum letztenmal in dieser Tragikomödie, rollte der Möbelwagen vors Haus, stampfte eine Horde starker Männer umher und packte mit rauhen Fäusten Möbel und Hausrat zusammen, abermals kamen alle Handwerker der Reihe nach anmarschiert, der Tapezierer waltete wiederum seines Amtes und fand, zum lebhaften Bedauern Aller, daß die verstümmelten Gardinenstangen für die neue Ersatzwohnung durchaus unzulänglich wären.

Havelbocks wohnen jetzt für 1650 Mark. Sie können in ihren Kammern schlafen und im Eßzimmer ihre Teller sehen, und weder der Lärm nützlicher Handwerker, noch die zu üppige Lebensfülle der Natur stört ihre Ruhe. Dennoch sind sie nicht ganz vergnügt. Frau Annie macht angstvoll einen Bogen um jedes Geschäft, in dem Frühlingskleider und Hüte in Versuchung führen.

Der Regierungsrat grübelt öfter über einem unscheinbaren Büchelchen und liest darin mit gemischten Gefühlen:

12. März: Umzug: Möbelwagen, Packer, Handwerker	300,—	Mk.
13. März: Kleine Reparaturen in der Wohnung	30,—	„
16. März: Ein Ofen	120,—	„
2. April: Veränderungen innerhalb der Wohnung, Dienstleute, Handwerker u. s. w. .	100,—	„
8 Shawls, Uebergardinen à Stück 10 Mk.	80,—	„
4. April: Abermalige Veränderung in der Wohnung, Dienstleute, Handwerker u. s. w. .	80,—	„
25. April: Miete für ein Quartal	225,—	„
25. April: Abermaliger Umzug, Möbelwagen, Handwerker, Packer u. s. w.	300,—	„
28. April: Für Gardinenstangen, da die alten sämtlich zu kurz geschnitten waren . . .	126,—	„
5. Mai: Insertionskosten für den Verkauf des überflüssig gewordenen Ofens	2,50	„
30. Mai: Rechtsanwalt Scharf an vorläufigen Gebühren	40,—	„
	1405,50	Mk.
Entschädigung für Hauswirt Hantelmeier . .	?	
Prozeßkosten	?	

Und er schüttelt den Kopf und seufzt und wundert sich, was eine billige Wohnung kosten kann.



Aphorismen

von

Peter Sirius.

Manche Menschen sieht man bloß sich stellen,
Weil, statt wahr zu sein, sie bloß sich stellen.

Nicht nur Früchte, auch Menschen giebt es, bei denen nur der Kern oder nur die Schale genießbar ist.

Es giebt Fälle, wo man schweigen muß, um seine Ansicht recht laut werden zu lassen.

Es muß einer schon sehr klein sein, wenn er nicht zu Großen aufzuschauen vermag.

Mancher Schriftsteller glaubt, das Recht der Feder sei — sie andern auszurupfen.

Mit den Weibern ist mancher fertig geworden, aber nicht mit seinem Weib.

Wenn ein Gescheiter einmal eine Dummheit macht, ist es gewöhnlich eine ganz große.

Wenn Freunde mit einander rechnen, geht die Freundschaft oft in die Brüche.



Bilder aus aller Welt.

Wohlthätigkeitsvorstellungen in Schönbrunn. Das Schloßtheater in Schönbrunn lud in diesen Tagen zu Wohlthätigkeitsvorstellungen ein und rief aus modernem Fühlen und Denken in alte, vergangene Pracht und Herrlichkeit. Das kokette kleine Theater aus der Zeit Maria Theresias weckte die Grazie und Feinheit jener Tage, und mit vollendeter Zeitempfindung und Anmut spielte der alte Adel Oesterreichs vor einem Parkett von Fürsten. Zur Aufführung kam ein noch unbekanntes Lustspiel von Adolf Wilbrandt „Von Angesicht zu Angesicht“, ein kleines Nachspiel aus dem Französischen „Die Georginen“, das vom Wiener Regisseur und Sänger August Stoll komponiert war, und eine Folge von Bildern „Aus einem alten Märchen“, die in berückender Schönheit das alte Aschenbrödelmotiv in neuen Prunkbildern und strahlenden Ausstattungsscenen darboten. Der elegante Zauber des Schönbrunner Schloßtheaters, das anheimelnde Gepräge seiner Vergangenheit, sein einschmeichelndes Rokokointerieur ließ Schauspieler und Publikum nicht aus seinem Bann. Das Aschenbrödel verkörperte in den Bildern „Aus einem alten Märchen“ die Prinzessin Effi Fürstenberg. Ein glänzender Hofstaat des Märchenherzogs, den Fürst Schönburg-Hartenstein darstellte, gab ein ungemein wirkungsvolles Schlußbild, in dem die Aufzüge der roten, blauen, gelben und weißen Garden, die Tänze und das große Schlußtableau, die Apotheose Aschenbrödels und der guten Fee, wiederholt gezeigt werden mußten. Es waren glänzende Schönbrunner Tage, die Tage der Proben und Aufführungen.

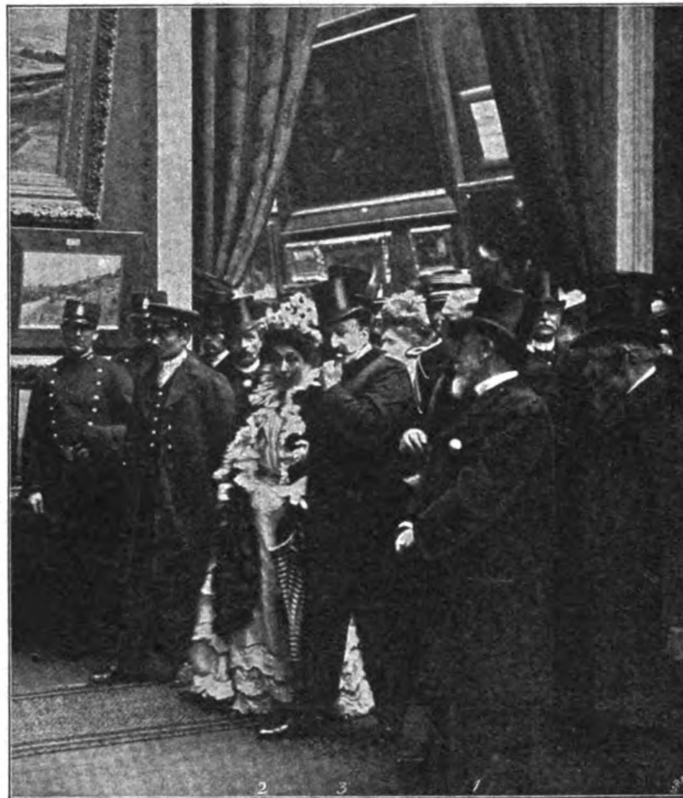


1. Prinzessin Effi Fürstenberg. 2. Prinzessin Marina Wrede. 3. Prinz Alex. Taxis.
Lebende Bilder „Aus einem alten Märchen“: Apotheose.



Obere Reihe (von links nach rechts): 1. Markgraf Alfons Pallavicini. 2. Graf Karl Revertera. 3. Graf Alex. Esterházy. 4. Fürst Fürstenberg. 5. Gräfin Czernin-Kinsky. 6. Prinzessin Fanny Hohenlohe. 7. Gräfin Alexander Esterházy. 8. Gräfin Sztáray-Hadik.
Untere Reihe: 1. Madame Le Ghait. 2. Gräfin Tinette Wydenbruck. 3. Fürst Schönburg-Hartenstein. 4. Fürstin Fürstenberg. 5. Prinz Alexander Taxis.
Gruppenbild „Aus einem alten Märchen“.
Von den Wohlthätigkeitsvorstellungen der österreichischen Hofgesellschaft im Schlosstheater zu Schönbrunn.
Photographische Aufnahmen.

Die Eröffnung des Pariser Salons. Die Eröffnung des Pariser Salons, le Vernissage, der Firnistag war früher ein großes Ereignis für Paris. Die Künstler luden zu sich ein, an einem schönen, strahlenden Frühlingstag kam ganz Paris, das geistige, künstlerische, lebensprühende und lebengebende Paris in den „salon", in die große Ausstellung. Und die Künstler waren hier und da noch nicht ganz fertig — oder sie hatten gerade ihr Werk beendet, am Standort und Hängeplatz des Bildes hatten sie ihr Werk noch einmal gefirnißt, leuchtend glänzten die Farben, scharf duftete das Terpentin — und daher die Bezeichnung „Firnistag". Heute ist der Name nur noch historisch begründet, vielleicht riecht es noch ein klein wenig, aber die Wolken von Duft und Parfüm, die jeder der unzähligen Besucherinnen entströmen, verdrängen den herben, strengen Geruch des Firnis. Und die Künstler laden auch nicht mehr ein. Jeder, der sein Billet bezahlt, hat zur Eröffnung Zutritt. So wird das geistige Paris verdrängt vom offiziellen und vom zahlenden Paris. Schließlich kam es zu einer gesunden Teilung. Zuerst wird der „Salon" vom Präsidenten Loubet offiziell eröffnet, am nächsten Tag ist der eigentliche Firnistag für die Intimen, und erst am dritten Tag steht die Ausstellung dem Publikum offen. Eins aber ist diese in drei Tage zerfallende Eröffnung immer noch: ein unbestritten wichtiges gesellschaftliches Ereignis. Sie ist die erste planvolle Frühjahrsmodenausstellung des weiblichen Geschlechts in der Seinestadt. Die schlanke Linie ist noch immer Symbol und Sehnsucht unserer Frauenmode. Die Figur wird beinahe gewaltsam unterdrückt, die Verjüngung wird übertrieben, die Schleppe — trotz des Vereins zur Verbesserung der Frauenkleidung, trotz der Lungen und der Bazillen — wird immer länger! Das ist die Ausbeute des wichtigen Tages. Die Damen der Welt, in der man sich nicht langweilt, und nach ihnen die Damen der offiziellen Gesellschaftswelt kamen, ließen sich sehen, sahen und beneideten, bewunderten und verläumdeten und gaben an einem Frühlingsvormittag die Mode an für — ganz Europa. Und die Bilder? Sie sind heute fast Nebensache. Ob es ein kleines Mädchenbild von Lavery oder Raffaelli, ob ein Damenporträt von Largent, ob es ein Cottet oder Besnard, ein Whistler oder Kroyer ist, heute ist die Gesellschaft in ihrem Recht, sie ist da, sie siegt. Morgen vielleicht siegt die Kunst.



1. Präsident Loubet. 2. Frau Loubet. 3. Minister Leygues.
Von der Eröffnung des Pariser Salons:
Besichtigung der Ausstellung durch den Präsidenten Loubet.
Momentaufnahme von Gribayedoff, Paris.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

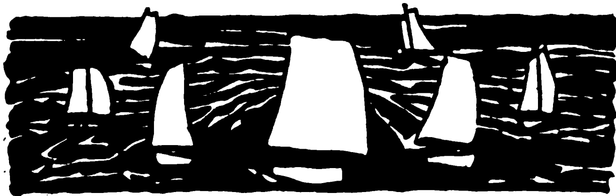
Nummer 19. Berlin, den 10. Mai 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 19.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	829
Umschau	829
Berliner Chronik	830
Prinz Georg von Preußen †	831
Theater und Musik	832
Aus unserer Skizzenmappe	833
Zu unsern Bildern	834
Das Buch der Woche	835
Die Toten der Woche	835
Die Düsseldorfer Ausstellung	836
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	837
Der geizige Bauer. Erzählung von Philipp Langmann	845
Weihe. Gedicht von Hugo Salus	847
Jugendspiel und Jahreszeit. Von Eduard Bertz	848
Einiges über Pilze. Von Dr. L. Reimer	851
Rund um den Reichstag. Von Paul Roland. (Mit 12 Abbildungen)	852
Was die deutsche Stahlindustrie leistet. (Mit 3 Abbildungen)	856
Sonntag früh. Skizze von Hans Bethge	858
Indische Fakire. Von Kurt Toeppen. (Mit 7 Abbildungen)	860
Die Storchlegende. Von Fritz Skowronnek. (Mit 5 Abbildungen)	862
Schweizer Volksfeste. (Mit 1 Abbildung)	864
Aus dem Bismarckarchipel. Von Dr. A. Sokolowsky. (Mit 7 Abbildungen)	866
Im Herrenhaus von Luckmühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung)	869
Berliner Mädels. Gedicht von Richard Zoozmann	873
Sie helfen einem. Von Paul von Schönthan	875
Eine Sehenswürdigkeit auf der Düsseldorfer Ausstellung. Scenen aus dem Panorama „Blüchers Uebergang über den Rhein". (Abbildung)	877
Jugendliche Spielzeugfabrikanten. Von M. Oberberg. (Mit 4 Abbildungen)	878

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Alte Promenade 8; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestr. 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfische Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstr. 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstr. 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstr. 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstr. 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.



Die sieben Tage der Woche.

30. April.

Der Krosigkprozeß in Gumbinnen endet mit der Freisprechung der beiden Angeklagten Marten und Hickel.

1. Mai.

In Düsseldorf wird die Industrie- und Kunstausstellung vom Kronprinzen als Protektor feierlich eröffnet. Im Anschluß hieran findet ein Festmahl statt, bei dem der Kronprinz und Reichskanzler Graf Bülow Reden halten.

Wie über London berichtet wird, suchte ein heftiger Wirbelwind die Stadt Decca in Indien heim. Ueber 400 Personen kamen ums Leben. Die Ernte ist in der ganzen Gegend völlig vernichtet.

2. Mai.

Bei der Reichstagsstichwahl im 14. hannoverschen Wahlkreis, Celle-Gifhorn, wird der nationalliberale Kandidat Wehl gegen den Welfen v. d. Decken gewählt.

In Berlin stirbt Prinz Georg von Preußen, das älteste Mitglied des preußischen Königshauses.

3. Mai.

In Sachsen-Koburg und Gotha wird das fünfzigjährige Bestehen der Verfassung festlich begangen.

In Lissabon und Coimbra finden bedenkliche Studentenunruhen statt, bei denen Hochrufe auf die Republik ausgebracht werden. Die Truppen weigern sich gegen die Unruhestifter einzuschreiten.

4. Mai.

Der Großherzog von Baden veröffentlicht für die Sympathiekundgebungen aus Anlaß seines Regierungsjubiläums eine Danksagung, die mit den Worten schließt, er wolle die letzten Kräfte seines alten Lebens einsetzen, auf daß Treue mit Treue und Liebe mit Liebe vergolten werde.

Aus Yokohama wird gemeldet, daß an der Westküste von Hokkaido eine Flotte von Heringsfischern von einem Sturm überrascht wurde und dabei 250 Menschen ums Leben kamen.

Im Befinden der Königin Wilhelmina von Holland tritt eine so starke Verschlimmerung ein, daß die Aerzte sich genötigt sehen, eine künstliche Entbindung herbeizuführen. Die Königin übersteht glücklich die schwierige Operation.

5. Mai.

Der München-Berliner D-Zug entgleist bei Zschortau, der letzten Station vor Delitzsch. Zwei Personen werden getötet, darunter der Reichstagsabgeordnete Johann Friedel-Bayreuth.

Die belgische Repräsentantenkammer erteilt der Brüsseler Zuckerkonvention ihre Zustimmung.

6. Mai.

Nach einer Meldung aus Peking giebt die chinesische Regierung in einem Edikt ihrem Bedauern über die neuerdings vorgekommene Ermordung von Missionaren Ausdruck und ordnet an, daß Entschädigungsgelder gezahlt und die schuldigen Beamten bestraft werden.

Aus Portugal wird gemeldet, daß in verschiedenen Städten des Landes Studentenunruhen stattgefunden haben, gegen die die Polizei einschreiten mußte, daß hingegen eine angekündigte Demonstration von Offizieren des Heeres und der Marine unterblieben ist. Die Unruhen sind zurückzuführen auf die von der Regierung mit den auswärtigen Gläubigern getroffene Vereinbarung.



Umschau.

Die Frauenfrage ist in unserm ganzen politischen und wirtschaftlichen Leben ein Faktor geworden, der bis zu seiner endgiltigen Lösung gewiß nicht aus der öffentlichen Diskussion verschwinden wird. Kein Gegenstand ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten heißer umstritten worden, und so ist es denn kein Wunder, daß die Erörterung dieser Frage nun auch in unsern Parlamenten Platz ergriffen hat. In rein wirtschaftlicher Beziehung hat sich die Frau fast auf allen Gebieten, die ihr erstrebenswert erschienen, die ihr zukommende Stellung erobert, die Industrie kann heut die Frauenarbeit überhaupt nicht mehr entbehren, im gewerblichen Leben finden wir die Frau überall in ehrlichem Wettkampf mit der männlichen Arbeitskraft. Es handelt sich aber außerdem um die politischen Rechte der Frau, und im preußischen Abgeordnetenhaus wurde die Zulassung von Frauen zu politischen Versammlungen und damit eine bedeutende Aenderung der herrschenden Praxis sowie der Interpretation des Vereinsgesetzes statuiert, welch letzteres bestimmt, daß Frauen den

Versammlungen und Sitzungen politischer Vereine nicht beiwohnen dürfen. Der preußische Minister des Innern, Freiherr von Hammerstein, führte im Gegensatz hierzu aus, das klinge apodiktisch, sei aber doch anders gedacht. Die Anwesenheit von Frauen solle nicht direkt unter Strafe gesetzt, es soll nur Gelegenheit gegeben werden, auf die Entfernung dieser Frauen hinzuwirken. Der Schluß des Paragraphen lautet: „Werden die Frauen auf die Aufforderung des anwesenden Abgeordneten der Obrigkeit hin nicht entfernt, so ist Grund zur Auflösung der Versammlung oder Sitzung vorhanden.“ Der Minister präzisierte dann seinen Standpunkt weiter dahin, daß er durch eine allgemeine Verfügung angeordnet habe, daß Frauen zu den Verhandlungen politischer Vereine aller politischen Richtungen so weit zuzulassen seien, als äußerlich kenntlich gemacht sei, daß sie an den Verhandlungen nicht teilnehmen. Sich rednerisch zu bethätigen, müsse ihnen aber nach wie vor versagt werden. Es ist kaum anzunehmen, daß sich die Frauen mit dieser rein dekorativen Rolle zufrieden geben werden. Stumme Teilnahme als „Zuhörerinnen oder Zuschauerinnen“ ist angesichts dessen, was die betreffende politisch-soziale Frauenbewegung eigentlich will, für die Frauen nur eine sehr problematische Teilnahme.

In Rußland hat sich bekanntlich ein Wechsel im Ministerium für Volksaufklärung vollzogen. Anstelle des Generals Wannowski ist sein bisheriger Gehilfe Geheimrat Gregor Senger, getreten. Die Veränderung in der leitenden Stelle des Ministeriums hängt mit den Reformbestrebungen im russischen Unterrichtswesen zusammen, denen der frühere Minister bekanntlich sehr freundlich gegenüberstand. Von dem jetzigen Minister ist diese Meinung nicht verbreitet, er steht im Gegenteil in dem Ruf, durchaus ein Anhänger der alten Anschauungen zu sein. Senger war, bevor er in das Ministerium berufen wurde, Professor der römischen Geschichte und Litteratur an der Universität Kiew. Er ist Deutschrusse aus den Ostseeprovinzen, ein Schüler von Mommsen und Curtius, und hat die klassische Philologie mit wertvollen Arbeiten bereichert, seine lateinischen Uebersetzungen von Schiller, Byron und Viktor Hugo sind in der russischen Gelehrtenwelt überall bekannt. So viel steht fest, daß er mit Wannowski in der Frage der Mittelschulreform wenig einverstanden gewesen ist, und es muß nun abgewartet werden, wie er in den gegenwärtig viel wichtigeren Bemühungen, die Studenten mit den bestehenden Verhältnissen zu versöhnen, vorgehen wird.


Staatsrat Senger,
der neue russische Unterrichtsminister.

Das tragische Schicksal der jugendlichen Königin Wilhelmina von Holland erregt nicht nur in Holland selbst, sondern in der ganzen Welt das tiefste Mitleid. Wenn je eine Herrscherin von der begeisterten Liebe einer ganzen Nation getragen wurde, so war es Hollands Königin, selten aber hat eine größere Dulderin auf dem Thron gesessen. Mit freudiger Spannung sah das niederländische Volk dem frohen Ereignis entgegen, das im September dem Haus Oranien den so heiß ersehnten Erben schenken sollte. Da erkrankte die Königin an einem typhösen Fieber, und die Folge hiervon war, daß die Hoffnungen, die die königliche Familie und die Nation an den gesegneten Zustand der Königin geknüpft hatte, abermals nicht in Erfüllung gehen konnten. Die Königin befand sich bereits auf dem Weg der Besserung, Volk und Herrscherhaus jubelten auf — ein verhängnisvolles Schicksal aber wollte es anders. Hoffentlich gehen auch diese schweren Prüfungen glücklich wieder an ihr vorüber.



Berliner Chronik

Man kennt die großen und weniger großen Sensationsmalereien, die von Zeit zu Zeit ein richtiges Wanderdasein führen. Der Ausdruck „Rundreisegemälde“ wurde für sie geprägt. Es müssen nicht gerade rein künstlerische Eigenschaften sein, die dem Rundreisegemälde Zulauf verschaffen. Bald ist das Aufsehen zerflattert, und die Eindrücke verfliegen, als hätte man ein Weilchen vor einem flüchtig vorüberziehenden Wandelpanorama gestanden.

Rundreisegemälde, Wandelpanorama bleiben vielerlei im umfassendsten Sinn, was in der bewegten Ortsgeschichte Berlins vorüberrauscht. Oft kann man in friedlicheren kleinen Städten die Bemerkung hören: wie besteht ihr nur in dem Wirrwarr von Eindrücken, die notwendig auf euch losstürmen? Gewöhnlich kommt ein irrtümlicher Schluß heraus. Einmal überschätzt man den Umfang der Kreise, die der Sensation willig nachgeben. Hat doch Berlin kraft seiner Zuwanderung noch immer sehr viel weniger nervös erregbare, ja rustikale Elemente in sich; und das sind ganz außergewöhnliche Augenblicke, wenn die Gesamtbevölkerung wie von einer einzigen Empfindung beseelt zu sein scheint. Solch ein Höhenmoment war's, als man durch abendliche Extrablätter den Ausgang des großen Gumbinner Prozesses erfuhr. Dann wird der Bewohner der kleineren Stadt gern die Kraft seiner Eindrücke auch auf den Großstädter übertragen. Wäre das richtig, dann allerdings wäre die Nervenstärke und Elastizität des Berliners erstaunlich. Aber das Prinzip des rasch vorübergleitenden Wandelpanoramas: hier faßt man ein Schnitzelchen auf, dort verweilt man ein wenig; man nippt und nascht, und will man bestehen, man könnte sich sogar nicht alles „an die Nerven gehen lassen“. Indem man Eindrücke geflissentlich fallen läßt, schützt man sich instinktiv. Das übt die Lebewelt, das üben alle, die über die Ueberfülle von winterlichen Gesellschaftspflichten zu klagen haben; und das üben endlich jene Elemente, die ihre Aufmerksamkeit auf Berlin als Theater-, Kunst- und Vergnügungsstadt richten. Wie wäre es möglich, dies Kunterbunt geistig voll zu verdauen, seit Berlin durch erhöhte Kaufkraft ein Mittleramt von erster Bedeutung übernahm? Was giebt nicht alles in Berlin seine Visitenkarte zu ferneren Besuchen ab? Wie rechnet man noch immer auf eine deutsche universelle Eigenschaft, das Fremde begreifen zu wollen. Eine Sache muß schon sehr flach und von oben herab angefaßt werden, wenn sie hier völliger Unduldsamkeit begegnen soll.

Wir stehen vor Pfingsten. Man sollte meinen, nun regte sich die Sehnsucht; hinaus aus dem Häuserwall und Steinmeer. Es müßte sein, als summte es in der Seele der Menschen wie von heimlichen Wanderliedern.

Aber da ist das Kunstgetriebe und das Theaterwesen in einem flutenden Drang, wie kaum je in der Winterszeit. In Berlin entstand die Redensart: „Einen Schnitt Kunst genießen.“ Sie erklärt, wie solches Massenaufgebot, solcher Kunstsport möglich sei. Denn nicht wenige Züge fallen hier mit dem des Sports und der eigentümlichen Lust am Sport zusammen.

Das Publikum ist nämlich für all diese künstlerischen Erlebnisse, Ausstellungen, Meisterspiele nicht allzureich an Zahl; auch nicht allzureich an wechselndem Charakter. Dies Publikum hat auch in der Genußempfänglichkeit sich eine gewisse Gymnastik zu eigen gemacht. Naiv, wie jemand, der selten zum künstlerischen Genuß kommt, ihn aber dafür durstig und nachhaltig einsaugt, ist es nicht. Ihm wird nicht alles zum Ereignis. Es genießt hier und dort eben seinen „Schnitt Kunst“. Es gleitet über vieles leicht hinweg, horcht auf, wenn ihm irgendein „Favorit“ begegnet oder eine besonders virtuose Bravour oder etwa ein ganz feines Raffinement.

Diese Art der Empfänglichkeit rührt nicht an das Innerste. Man ist am Montag nicht so voll der Eindrücke, daß man am Dienstag keine neuen vertrüge. Rundreisegemälde! Sever.

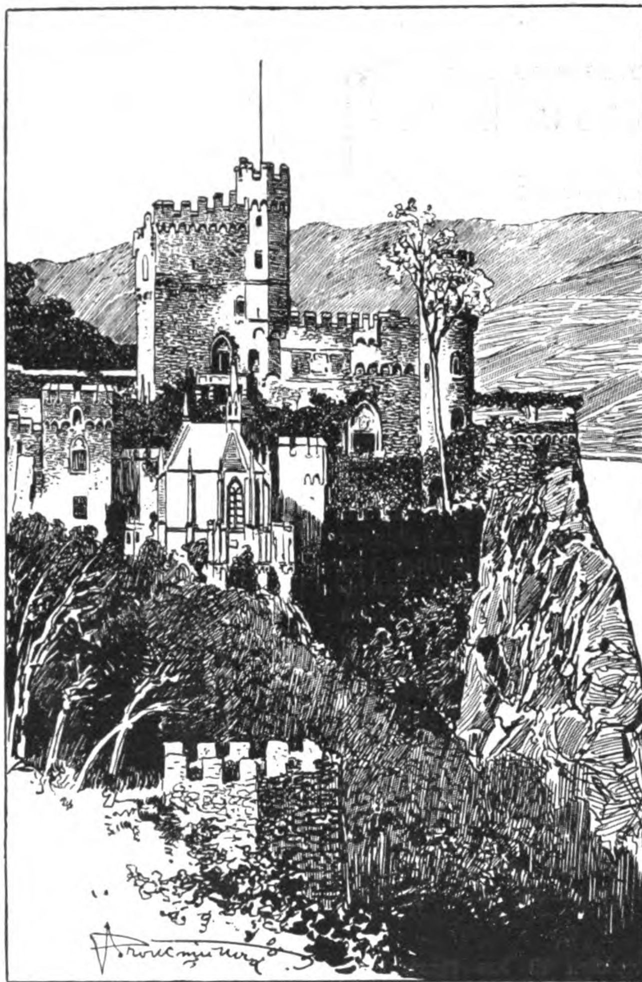
Prinz Georg von Preußen †

Der jüngst verstorbene Prinz unseres kaiserlichen Hauses war diesem von doppelter Seite verwandt. Sein Großvater, der Prinz Louis, der jung an Halsentzündung starb, war ein Bruder König Friedrich Wilhelms III., des Urgroßvaters unseres Kaisers; des Prinzen Großmutter aber war die ebenfalls durch Schönheit ausgezeichnete Schwester der Königin Luise, Prinzeß Friederike von Mecklenburg-Strelitz, die nur ein Jahr mit dem Prinzen Louis von Preußen verheiratet war, sich später mit einem Prinzen von Solms-Braunfels vermählte, schließlich den König Ernst August von Hannover ehelichte und die Mutter des letzten Königs von Hannover, Georgs V., wurde.

Der Vater des Prinzen, der einst durch seine Eleganz und Leutseligkeit berühmte Prinz Friedrich von Preußen, war der einzige Sohn aus jener kurzen Ehe und Zeitgenosse und Spielgefährte des ersten Deutschen Kaisers. Des Prinzen Georg Mutter war die Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg, eine zartbesaitete hochbegabte Fürstin, die jedoch leider aus einem unglücklichen Geschlecht stammte, in dem der Wahnsinn seit Generationen heimisch war. Auch sie erlag leider mit zunehmenden Jahren diesem traurigen Geschick.

Der Prinz war in Düsseldorf geboren, im Jägerhof. Mit Stolz nannte er sich, besonders wenn er guter Laune war, „einen Düsseldorfer“. Sein Vater bekleidete damals dort eine Statthalterstelle und hielt im Verein mit seiner Gattin einen geistig und künstlerisch belebten Hof, an dem auch namentlich Karl Immermann glänzte. Diese ersten Eindrücke haben sehr auf die beiden Kinder des hohen Paares gewirkt, denn auch der älteste Bruder des Prinzen Georg, Prinz Alexander, war stets lebhaft der Kunst und Wissenschaft zugeneigt. Als Prinz Georg sehr jung bei den Gardes-ducorps eintrat, schadete er sich leider durch zu anstrengend genossenen Reitunterricht. Seine Brust hatte gelitten, er mußte nach Italien. Aktiver Soldat konnte er danach nicht mehr werden, darum widmete er sich mit doppeltem Eifer seinen Studien, den modernen Sprachen, der Poesie und der Musik. Herr Chériot, der auch kurze Zeit der Lehrer der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff in Münster war, wurde sein französischer Lektor, bei Johanna Kinkel, die damals noch Johanna Mockel hieß, nahm er Klavierunterricht. Der Prinz spielte wundervoll und war vom Scheitel bis zur Sohle musikalisch. Es war dies eigentlich sein schönstes Talent, von dem er auch nur Freude und Genuß hatte, während seine dichterische und schriftstellerische Begabung ihn mit den Wehen der Produktion, mit den Schwierigkeiten des Ringens um Erfolg bekannt gemacht hat.

Unter vielem andern hat besonders das Jahr 1848 mit seinen Wirren einen tiefen Eindruck auf den Prinzen ausgeübt, ebenso seine Bekanntschaft mit der großen Tragödin Felix Rachel, die in Ems stattfand und die wohl hauptsächlich den Anstoß zu seiner dramatisch-litterarischen Thätigkeit gegeben hat. Er selbst wollte die Ermutigung, den Musen zu huldigen, allerdings mehr im von Treskowschen Haus gefunden haben, woselbst neben dem Familienoberhaupt eine sehr geistreiche Frau nebst Tochter walteten. Die letztere schreibt noch heute Romane und Skizzen, die erstere wurde von Bettina „kleines Generale“ genannt, denn sie war zuerst in Frankfurt a. O. eine Generalin von Ziglinska, danach in Berlin eine Frau Leutnant von Treskow, der Gatte erhielt jedoch bald den Titel Legationsrat und wurde im Hofstaat des Prinzen Friedrich angestellt.



Schloss Rheinstein bei Bingen,
in dessen Fürstengruft Prinz Georg von Preußen beigesetzt wurde.

Der Prinz besuchte überhaupt früher viele Familien. Er verkehrte im von Olferschen Haus in der Kantianstraße, bei Fräulein Solmar, bei Frau von Schack-Gröditsberg, bei Hermine Stilke, der Blumenmalerin, bei Frau von Hohenhausen, bei Gustav von Putlitz, der Gräfin Oriolla, Bettinas Tochter, und bei Frau Rosalie Strikker, Gräfin Saurma-Jülzendorf, Gräfin Bredow u. s. w. Aber dann zog er sich doch leider mehr zurück, besonders nach dem Krieg von 1870/71; die guten Bekannten durften ihn nur noch zu ganz kleinen Kreisen einladen, deren Personenzahl und sonstigen Zuschnitt man ihm immer erst vorher genau unterbreiten mußte. Zuletzt ging der Prinz gar nicht mehr aus, sondern gab nur noch im eigenen Palais hin und wieder kleine Herrendiners.

Von seinen Stücken ist zuerst „Phädra“ in Schwerin durch Herrn von Putlitz aufgeführt worden, dann glänzten Johanna Wagner und Klara Ziegler zu Berlin in der Hauptrolle. „Elektra“ ließ der Kronprinz im Muschelsaal des Neuen Palais zu Potsdam durch kunstgebildete Dilettanten der Hofgesellschaft darstellen. Im Nationaltheater, das der Prinz sehr beschützte, gefielen „Adonia“ und das Stück „Königin Christine von Schweden“, das ein Vorspiel „Umsonst“ besitzt. Eine kunstsinnige Dame sagte damals zum Prinzen: „Königliche Hoheit, Sie haben zwar ‚umsonst‘, aber nicht vergebens geschrieben!“ „Katharina Voisin“ machte dann leider absolutes Fiasko. Dem Prinzen selbst waren von seinen Werken am meisten „Die vergelbten Blätter“ und das Lustspiel „Revenu de tout“ ans Herz gewachsen. Er beherrschte das Französische wie ein geborener Franzose. Sein Schwanengesang war „Praxedes“, ein Einakter voll hoher Poesie, Kraft und Schönheit, der in Düsseldorf aufgeführt wurde.

Der Tod seines einzigen Bruders Prinz Alexander, der am 4. Januar 1896 erfolgte, erschütterte den Prinzen derartig, daß er von dieser Zeit an ein anderer wurde.

Nun ist er ihm nach kaum sechs Jahren im Tod gefolgt. Ein Herzschlag hat den eigentlich noch sehr kräftigen Mann

sanft ausgelöscht. Im Tod hoben sich die merkwürdige Schönheit und die feinen Linien seiner Züge glorreich hervor, ein wunderbar vornehmes, stolzes Fürstenantlitz! Man mußte an ein Scherzwort denken, das einst in glücklichen Stunden aus des Prinzen Munde kam. Jemand sagte nämlich, daß er doch wohl einst sehr gut ausgesehen, um nicht zu sagen, schön gewesen sein müßte. „I was," antwortete der Prinz, „in meiner Jugend waren Lehndorff und Perponcher an der Tagesordnung, da konnte überhaupt keiner mehr mit." Er meinte den Grafen Heinrich Lehndorff, späteren Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms I., und dessen langjährigen Hofmarschall, Graf Fritz von Perponcher, die allerdings ganz wunderbare imposante Erscheinungen waren.

Mit Prinz Georg ist ein edler, hoher Geist, ein reich begabter Mensch heimgegangen. Das Beste in seiner schönen und reinen Seele war aber doch sein gutes und kluges Herz.

Arthur von Loy.



So haben denn in diesem nicht recht lenz-, aber theaterfrohen Mai die Meisterspiele im Neuen Königl. Opernhaus begonnen. Mit Grillparzers weicher, fein-psychologischer Estherstudie und mit Schillers gigantischem Demetriusbruchstück. Esther ist eine Sondervorstellung des Berliner Hoftheaters, und im Demetrius sollte der Wettbewerb von Einzelschauspielern aus verschiedenen Theatern beginnen. Denn nach zweierlei Absichten unterscheiden sich die sogenannten Meisterspiele. Die Sondervorstellungen mehrerer Hoftheater sollen eine Anschauung von der Ensemblekunst dieser Theater geben. Von außerhöfischen Theatern, wie dem deutschen Theater in Berlin und den großstädtischen Bühnen Hamburg, Frankfurt, Köln u. s. w., wurde abgesehn. Die gemischten Vorstellungen sollen Gelegenheit bieten, die „stars", die Lieblinge verschiedener Bühnen, auch außerhalb der Hoftheater miteinander zu vergleichen. Eine gründlichere Kenntnis vom Wesen dessen, was die Einzelbühnen schaffen können, wird natürlich durch derlei Vorführungen nicht erworben. Dazu gehört mehr als eine und die andere Vorstellung, die vielleicht von Zufälligkeiten abhängt. Vor allem läßt sich der Ortsgeist nicht übertragen, nicht der von München und nicht der von Wien oder Stuttgart; und durch die Berührung mit ihm, durch seine Ueberlieferungen erst gewinnt die Schauspielkunst selbst eine besondere Stütze, eine besondere Färbung, ein besonderes Leben. In gewissem Sinn können darum in den Meisterspielen nur Kostproben gleichsam geboten werden; und alle Urteile werden nur eine bedingungsweise Geltung beanspruchen dürfen.

Mit den Verdi- und Meisterspielen ist das theatralische Interesse für Berlin durchaus nicht erschöpft. Premièren und Neuaufführungen hören nicht auf, und die Umwandlung der Ueberbrettl in kleinere, reguläre Theater, das charakteristische Ereignis des Theaterjahrs vor seinem Ende, hat begonnen. Pserhofer, der neue Direktor des Sezessionstheaters, wo Wolzogen mit seiner Truppe die Ueberbrettlmode begann, kündigt eine Reihe von Einaktern für die kommende Spielzeit an, und im „Schall und Rauch" gab es eine regelrechte Erstaufführung von einem Strindbergschen Schauspiel „Der Friedlose", mit Reicher in der Hauptrolle eines trüben heidnischen Helden auf Island, der vor der nahenden Gewalt sieghaften Christentums weicht. Starke, volle Wirkung kam nicht auf. — Ein junger deutscher Autor, Felix Schneider, folgte hierauf mit einer lyrisch gestimmten, zärtlichen Kleinigkeit, der Lenz- und Liebesdichtung „Maiennacht". Eine alte Geschichte. Ein Referendar soll einen letzten Anlauf zur Arbeit vor dem Examen nehmen. Aber Liebchen am Fenster und die Maiennacht locken, und die guten Vorsätze verfliegen. Der nicht allzuschwere Einakter fand ermutigenden Beifall.

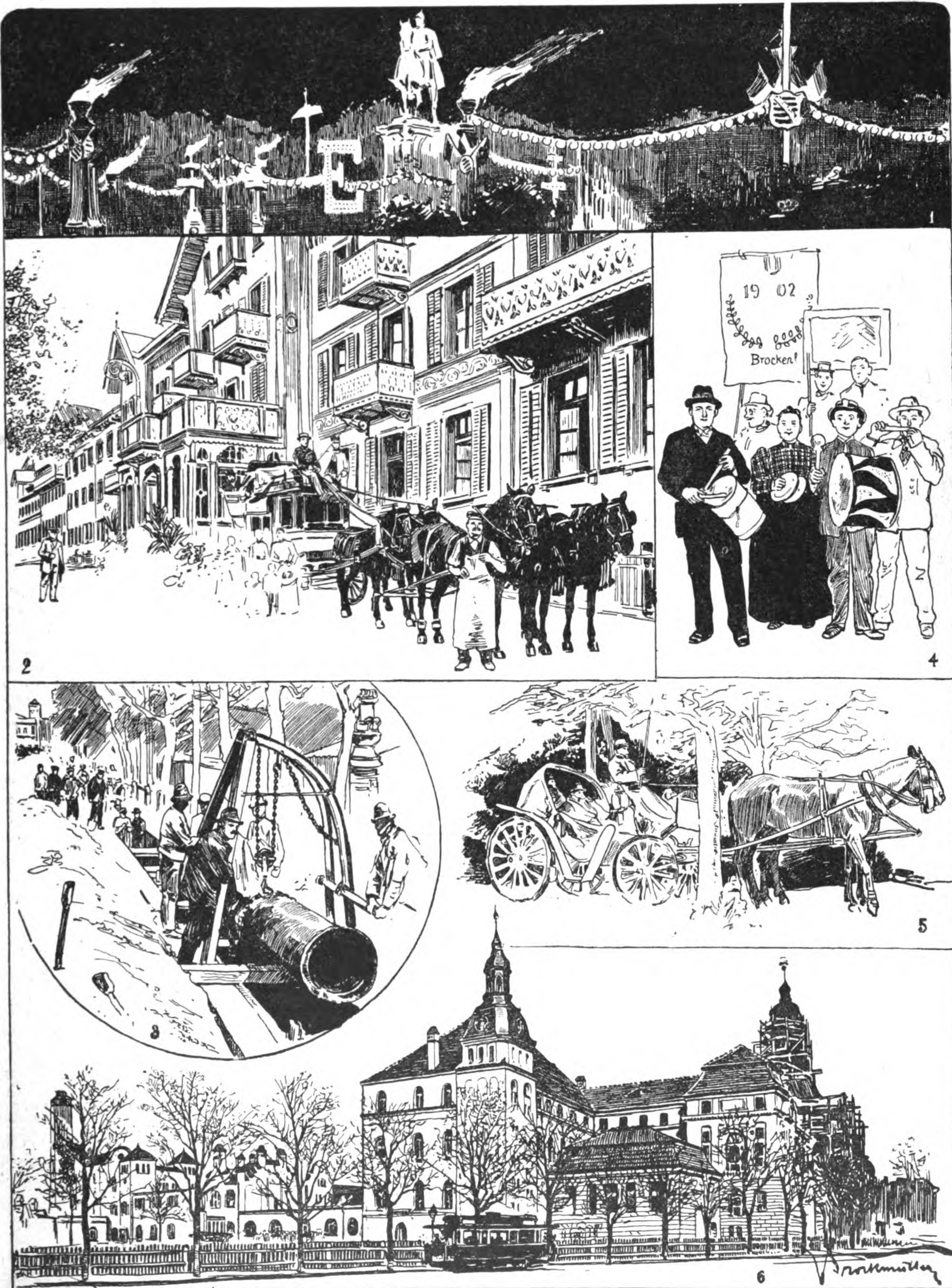
Loti.

Im Berliner Neuen Königlichen Operntheater (Kroll) haben die in Verbindung mit den Meisterspielen arrangierten Verdifestspiele mit der Aufführung von „Un ballo in maschera" einen, man darf wohl sagen, verheißungsvollen Anfang genommen. Es ist Herrn Angelo Neumann, dem Leiter dieser Opernvorstellungen, gleich am ersten Abend gelungen, die Gespenster des peinlichen Mißerfolgs, die unlängst in beängstigender Weise „bei Kroll" umgingen, zu bannen. Von einem so erfahrenen Theaterpraktiker, wie Angelo Neumann, war das nicht anders zu erwarten. Er hat die Sache planmäßig vorbereitet, jedoch ohne Anwendung eines besonderen Tricks. Die Aufführungen gruppieren sich weder um einen berühmten „star", noch um eine mehr oder minder sensationelle Novität. Das Spielverzeichnis enthält nichts weiter als sieben bei uns wohlbekannte Verdische Opern; das eine oder das andere der in Italien gern gehörten, bei uns aber nicht durchgedrungenen Werke des berühmten Meisters vermißt man ebenso, wie etwa die chronologische Anordnung der dargebotenen Stücke, wodurch mit den Aufführungen eine anschauliche Illustration des Verdischen Entwicklungsganges geschaffen worden wäre. Daß solche oder ähnliche „höhere Gesichtspunkte" bei Aufstellung des Spielplans nicht vorgelegen haben, ergiebt sich schon daraus, daß der „Falstaff" überhaupt im Repertoire fehlt, das Werk also, das uns Deutschen erst die Augen geöffnet hat über die Bedeutung und Größe des „Troubadour"-Komponisten, ja, das uns ihn erst in Wahrheit lieben gelehrt hat. Es ist der Nur-Theatermann, der den ganzen Plan entworfen hat.

Und doch werden uns, das war schon nach der „Maskenball"-aufführung unverkennbar, die Verdifestspiele zu denken aufgeben. Das Solipersonal, das Herr Neumann zusammengestellt hat, ragt über den Durchschnitt keineswegs erheblich empor, wenn man etwa von dem prächtigen Bassisten Arimondi und der auch schauspielerisch sehr begabten Sopranistin Maria de Macchi absieht. Gleich gute Einzelleistungen (und bessere!) trifft man auch auf deutschen Bühnen. Was wir aber nie und nimmer zu stande bringen werden, das ist erstlich die hier gebotene besondere Art des Ensemblespiels und -gesangs und zweitens die verblüffende Verlebendigung der Orchesterbegleitung. Nicht in dem bei uns vorhandenen Mangel an technischer Leistungsfähigkeit liegt hierfür der Grund, sondern darin, daß es deutschen Künstlern naturnotwendig versagt bleiben muß, den Intentionen des italienischen Tondichters bis ins letzte nachzugehen. Es ist eine Frage des Bluts. Und je italienischer Verdi sich giebt, je weiter er noch vom Durchbruch des universellen Geistes (Falstaff) entfernt ist, um so mehr wird seine national-italienische Musik auch für ihre vollendete Darstellung des waschechten Italieners bedürfen. Daß wir ganz hervorragende Kapellmeister besitzen, wird uns kein Nachbarvolk rechts oder links bestreiten. Und doch: wird irgendeiner von ihnen den Orchesterpart des „Maskenball" in ähnlicher Weise herausbringen, wie der junge, bisher bei uns kaum dem Namen nach bekannte Maëstro Vigna? Wie er jede kleinste Note lebendig zu machen, wie er auch das (nach unsern Begriffen!) Unwichtigste zu beseelen wußte: das war nicht nur überraschend, sondern auch ganz danach angethan, auf den Kern der Frage, wie Verdi aufzuführen sei, bedeutsam und instruktiv hinzulenken. Und daß wir Gelegenheit haben, dieser Frage auf den Grund zu kommen, darin ist schließlich wohl die vornehmste künstlerische Bedeutung der Verdifestspiele zu suchen.


Maëstro Arturo Vigna.

Wilhelm Klatte.



1 Von der Verfassungsfeier in Gotha: Illumination am Denkmal des Herzogs Ernst II. am 3. Mai. 2. Das am 1. Mai abgebrannte Gurnigelbad bei Bern. 3. Von den Arbeiten zur Umgestaltung der Straße „Unter den Linden" in Berlin. 4. und 5. Walpurgisfeier auf dem Brocken: Die Radaukapelle — Auffahrt. 6. Die neuen Akademiegebäude in Berlin-Charlottenburg.

Aus unserer Skizzenmappe.



Die Verdifestspiele (Porträts S. 844), die Herr Angelo Neumann in Verbindung mit den Meisterspielen im Neuen Königlichen Operntheater zu Berlin veranstaltet, haben mit einer Aufführung des „Maskenball" verheißungsvoll begonnen. Neben dem ausgezeichneten Bassisten Vittorio Arimondi, der sich schon seit längerer Zeit der höchsten Gunst unseres Publikums erfreut, trat der Tenorist Emilio de Marchi am bedeutsamsten hervor. Nächst ihm bewährten sich der Baritonist Mario Sanmarco und die Altistin Aurelia Arimondi, die Gemahlin des Bassisten, als tüchtige Künstler. Die Seele der ganzen Aufführung war Arturo Vigna, in dem man einen genialen Kapellmeister kennen lernte. Er herrscht souverän über Solisten, Chor und Orchester und seine Herrschaft ist glänzend.

Der akademische Tag in Zürich (Abb. S. 844). Der Tag der Gründung der Universität in Zürich wird dort alljährlich als dies academicus festlich begangen. Die Wissenschaft kommt durch eine Rede in der Aula der Hochschule, die Geselligkeit durch einen großen Kommers zu ihrem Recht, die gesamte Einwohnerschaft aber kann sich an dem farbenreichen Anblick des Festzuges erfreuen, den die Studenten in vollem Wichs mit großem Pomp veranstalten.

Der Gesamtvorstand des Reichstags (Abb. S. 843) zählt mehr Köpfe, als man im allgemeinen annimmt. Vom Präsidenten und den beiden Vizepräsidenten hört man oft, weil sie bei der Leitung der Verhandlungen selbst häufig das Wort ergreifen müssen. Von den Schriftführern, acht an der Zahl, weiß man wenigstens, daß sie existieren; wer einmal eine Reichstagssitzung besucht, sieht immer ein paar von ihnen neben dem Präsidenten ihres Amtes walten. Gar nichts hingegen spürt man in der Oeffentlichkeit von der Thätigkeit der beiden Quästoren, die das Rechnungs- und Kassenwesen zu überwachen haben. Schließlich gehören dem Gesamtvorstand noch die Vorsitzenden der Abteilungen an, die zwar immer noch, wie es die Geschäftsordnung vorschreibt, gebildet werden, die aber im allgemeinen wohl leicht entbehrt werden könnten. Sie haben die Legitimation der Abgeordneten zu prüfen und nominell auch die Mitglieder für die Kommissionen zu wählen. In Wahrheit werden diese jedoch regelmäßig von den Fraktionen des Hauses bestimmt.

Das Verfassungsjubiläum in Sachsen-Koburg und Gotha (Abb. S. 833) ist in feierlicher Weise begangen worden. Im Thronsaal des Schlosses Friedenstein zu

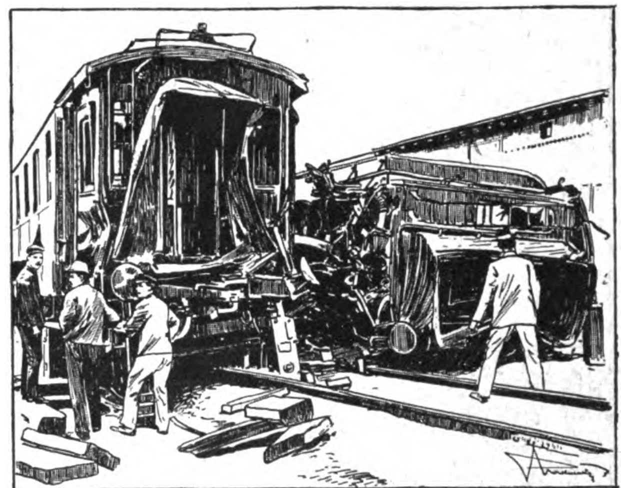


Von der Automobilfahrt Paris-Petersburg:
Im hinteren Wagen M. de Cuverville, M. de Chasseau-Flavien und der Weltreisende Gaston Stiegler.

Gotha fand ein Festakt statt, bei dem der Regent, Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, in Gegenwart des Herzogs Karl Eduard eine Rede hielt. Er gab einen Ueberblick über die staatsrechtliche Entwicklung der beiden Herzogtümer seit ihrer Vereinigung und versprach, daß auch der junge Herzog, der sich mit Ernst und Eifer für seinen fürstlichen Beruf vorbereite, dereinst dem Geist der Verfassung entsprechend regieren werde. Es fanden aus Anlaß des Jubiläums viele Ordensverleihungen statt; mehr noch als diese aber trugen die vielen Begnadigungen, die vorgenommen wurden, dazu bei, die Stimmung im Volk zu heben, für die unter anderm die glänzende Illumination der Hauptstadt Gotha leuchtendes Zeugnis ablegte.

Politische Demonstrationen in Schweden (Abb. S. 842). Aehnlich wie in Belgien macht sich neuerdings auch im Königreich Schweden eine auf Einführung des allgemeinen Wahlrechts gerichtete Bewegung geltend. Solchen Umfang freilich wie die belgischen haben die schwedischen Kundgebungen nicht gewonnen, und zu solchen Ausschreitungen wie in Brüssel ist es in Stockholm nicht gekommen. Immerhin waren die Demonstrationen bedeutend genug, um nicht achtlos an ihnen vorüberzugehen.

Eine Eisenbahnkatastrophe (Abb. oben) hat sich am frühen Morgen des 5. Mai bei der Station Zschortau in der Nähe von Delitzsch ereignet. Der von München nach



Nach der Entgleisung des D-Zuges München-Berlin bei Zschortau
am 5. Mai morgens 4 Uhr.

Berlin fahrende D-Zug kam hier infolge eines Achsenbruches am Tender zur Entgleisung. Lokomotive, Tender und Packwagen rissen sich von dem übrigen Zug los, und zwei Personenwagen fielen aus den Geleisen. Leider ging es dabei nicht ohne Verlust von Menschenleben ab. Mehrere Personen wurden schwer verletzt und zwei getötet, unter ihnen der nationalliberale Reichstagsabgeordnete für Bayreuth, Johann Friedel, der nach Berlin reiste, um sich an den parlamentarischen Arbeiten zu beteiligen.

Walpurgisnacht auf dem Brocken (Abb. S. 833). Wie im vorigen Jahr ist auch diesmal die Walpurgisnacht auf dem Brocken unter Beteiligung zahlreicher Fremden gefeiert worden. Die meisten unternahmen den Aufstieg von dem Kurort Schierke, und das schlechte Wetter — es lag um das Brockenhotel tiefer Schnee — vermochte die gute Stimmung keineswegs zu zerstören. Es herrschte vielmehr die für die Walpurgisnacht geziemende Ausgelassenheit.

Das Kurhaus Gurnigelbad (Abb. S. 833) in der Schweiz, das eben wieder instandgesetzt wurde, um Erholung oder Genesung suchenden Sommergästen Obdach zu gewähren, ist in der Nacht zum 1. Mai ein Raub der Flammen geworden. Das Hotel ist total niedergebrannt. Man wird bei uns mit Bedauern von dem Brand, über dessen Entstehungsursache noch nichts bekannt ist, Kenntnis erhalten, da das Gurnigelbad auch von vielen Deutschen aufgesucht wurde.

Berliner Straßenbilder (Abb. S. 833). Die Reichshauptstadt steht einmal wieder im Zeichen der Buddelei. Hier wird, um Telephondrähte, dort um Gasröhren zu legen, dort um die Unterleitung für die elektrische Bahn herzustellen, der Erdboden aufgerissen. Und ähnlich wie in Berlin geht es in seiner Umgebung zu, die, mögen auch die Vororte rechtlich abgesonderte Gemeinden bleiben, allmählich von der Metropole aufgesogen wird. Die thatsächliche Verschmelzung bekundet sich auch darin, daß viele Berliner Institute nach den Vororten verlegt werden. So hat man in Charlottenburg erst die Technische Hochschule erbaut, und eben jetzt geht dort die Akademie der bildenden Künste und die Hochschule für Musik ihrer Vollendung entgegen. Es sind Bauten von eigenartigem Reiz.

Eine Automobilfahrt von Paris nach Petersburg (Abb S. 833) hat der französische Journalist Gaston Stiegler angetreten, der durch seine in 63 Tagen vollbrachte Reise um die Welt bekannt geworden ist. Sein Begleiter ist der Redakteur Cuverville. Die Herren haben Paris am 1. Mai verlassen und wollen Petersburg am 16. erreichen.

Personalien (Porträts S. 844). Zur Königin der Kölner Blumenfeste hat der preisgekrönte Liebesdichter die Prinzessin Friedrich von Meiningen erwählt. Diese hat die Wahl angenommen, aber Fräulein Klara Becker, die Tochter des Oberbürgermeisters von Köln, mit ihrer Vertretung beauftragt. — Der Präsident der dominikanischen Republik Jimenez sieht sich durch eine Revolution in seiner Stellung bedroht. Vielleicht gelingt es ihm, sich mit Hilfe der Regierung von Haiti zu halten; wenn nicht, kann er wiederum seinen Nachfolger durch Revolution bedrohen, das ist südlich von Nordamerika so Sitte. — Von der berühmten Forstakademie in Tharandt ist neuerdings viel die Rede gewesen, da es hieß, sie solle an die Universität Leipzig angegliedert werden. Dem energischen Eintreten des verdienten Direktors der Akademie, Geheimen Oberforstrats Dr. Neumeister, ist es indessen zu danken, daß die Anstalt in ihrer bisherigen Form bestehn bleibt.



Zwei Kunstfreunde.

Mit dem Mai hat auch der alljährliche Kunstfrühling wieder seinen Einzug in die deutschen Gaue gehalten. In Berlin und München, in Düsseldorf und Karlsruhe sind wertvolle Kunstausstellungen eröffnet worden. Es ist nun die Aufgabe des Kunstlaien, mit selbstloser Hingabe, mit dankbarem Gewissen nachzuschaffen, was in der Stille der Ateliers aus glühenden Künstlerherzen an Farbe und Freude emporgetaucht ist. Da dürfte es wohl an der Zeit sein, auf zwei Männer aufmerksam zu machen, die an der Erneuerung unseres Kunstlebens hervorragenden Anteil haben, die noch immer unermüdlich am Werk sind, Verständnis und Begeisterung für das Kunstschaffen in die große Masse der Trägen und Gleichgiltigen zu tragen. Ich meine den Münchner Georg Hirth und den Hamburger Alfred Lichtwark.

Georg Hirth, der Begründer und Herausgeber der „Jugend", giebt jetzt seine zahlreichen Aufsätze über künstlerische Fragen und Angelegenheiten in einem Sammelband „Wege zur Kunst" heraus (Verlag der Jugend, München). Eine selten kraftvolle Persönlichkeit tritt uns in ihm entgegen, eine frische, sinnenfrohe Natur, deren Freude am Leben sich zu reiner Freude an der Kunst vertieft hat. Georg Hirth weiß von keinem Unterschied zwischen Kunst und Leben; für ihn ist die Kunst ein höheres, seiner Flüchtigkeit entkleidetes, zu unvergänglicher Schönheit geläutertes Leben. Er erblickt in ihr einen „unerläßlichen Vorhof der Unsterblichkeit, den mit Würde und ernsthaftem Bemühen, mit offenen Augen zu durchschreiten ein Gott wohlgefälliges Werk, eine heilige Pflicht ist". Die Kunstförderung ist ihm etwas Erhabenes, in gewissem Sinn Religiöses: „Wer seinen Mitmenschen Kunstgenuß gönnt und bietet, der streut Saaten des Wohlwollens aus und macht sich verdient um den Glauben an Höheres, Ewiges, Unverwelkliches; er hilft der Menschheit das Joch der Gemeinheit abschütteln."

Wer die Kunst so auffaßt, dem ist sie eine heilige, eine Herzensangelegenheit, die er sich von keinem Unberufenen verunglimpfen läßt. Ohne Ermüden steht Georg Hirth auf der Wacht, immer bereit, jeden offenen oder heimlichen Angriff auf die reine Schönheit abzuwehren. Ein teutonischer Zorn kann ihn da manchmal übermannen, dem er in derbbajuvarischen Kraftausdrücken Luft macht. „Alles verstehn, aber nicht alles gehn lassen, wie es mag!" ist sein Wahlspruch. So ist er gleichsam das künstlerische Gewissen für München und den deutschen Süden geworden, das unfehlbar bei Unverstand, Kleinlichkeit, Trägheit in Kunstdingen aufwallt und mit lauter, vernehmlicher Stimme spricht. Und was er derart der Kunst gegeben hat, ein heißes, begeistertes Herz, das hat er doppelt und dreifach von ihr zurückempfangen. Sie ist für ihn der Jungbrunnen geworden, der seine Sinne frisch, sein Herz jung erhalten hat — und der gereifte Mann durfte es noch wagen, die künstlerische Jugend Deutschlands um seine Fahne zu scharen!

Der gleiche fröhliche Glaube an die Kunst erfüllt Alfred Lichtwark, der soeben einen neuen Band seiner „Grundlagen der künstlerischen Bildung" unter dem Titel „Aus der Praxis" veröffentlicht (Verlag von Bruno Cassirer, Berlin). Er ist kühler und nüchterner als der leicht aufflammende Georg Hirth; die praktische Sinnesart des Hamburgers lebt in ihm. Bedächtig wägt er alle Möglichkeiten des Gelingens gegeneinander ab, um dann ziel- und wegsicher zur That zu schreiten. Sein Ziel ist nichts Geringeres, als das Hamburgische Kunsttreiben wieder neu zu beleben, die alte Metropole der Niedersachsen zu einer führenden Kunststadt zu erheben. Daran arbeitet er seit Jahren, mit einer ungewöhnlichen Thatkraft, mit einer seltenen praktischen Tüchtigkeit, welche die nicht leicht beweglichen Hamburger schon zu bezwingen vermocht hat. „Schlechte und niedrige Kunst kann nur gedeihen, wo sie von einer verwandten Gesinnung breiter Schichten des Volkes getragen wird." Von dieser Ueberzeugung geht Alfred Lichtwark aus und sucht vor allen Dingen das „Publikum" zu reformieren, diesen zähen Boden von neuem aufnahmefähig zu machen.

Jedes Volk hat die Kunst, die es verdient — und wenn erst wieder unser Volk wahrhaft künstlerisch empfinden gelernt hat, dann wird ganz von selbst die große Kunst kommen, die seiner Kulturhöhe entspricht.

Paul Remer.



Johann Friedel, bayrischer Reichstagsabgeordneter, † am 5. Mai anläßlich des Eisenbahnunglücks bei Zschortau im Alter von 46 Jahren.

Prinz Georg von Preußen, † am 2. Mai in Berlin im 77. Lebensjahr (Porträt S. 841).

Dr. Friedrich Leopold Goltz, Professor der Physiologie, † am 4. Mai in Straßburg im Alter von 68 Jahren.

Seminardirektor G. Humperdinck, Vater des bekannten Komponisten, † am 28. April in Poppelsdorf bei Bonn.

Landrat v. Klitzing, † am 2. Mai in Striegau.

Xavier de Montépin, fruchtbarer Romanschriftsteller, † am 1. Mai in Paris im Alter von 78 Jahren.

Potter Palmer, bekannter amerikanischer Finanzmann, † am 4. Mai in Chicago.

Dompropst Dr. Krüger, † am 1. Mai in Frauenburg Ostpr.

Professor L. F. Trautmann, Geh. Medizinalrat und Generalarzt a. D., † am 4. Mai in Berlin.



Die Düsseldorfer Ausstellung.

Ausstellungszauber! Hell blinkt die lichte Maiensonne hernieder auf die Märchenstadt, die sich am rechten Rheinufer angesiedelt hat und uns die modernen Wunder der Technik offenbaren soll. Die Maschine ist Trumpf in diesem Spiel unsichtbarer Kräfte; Eisen und Kohle, Gas und Elektrizität geben sich hier ein Stelldichein, ziehen sich an und stoßen sich ab, ganz wie es der Regisseur des mechanischen Theaters, der logarithmenkundige, Zirkel und Maßstab schwingende Techniker, von ihnen heischt. Und doch keine Heimat des schwarzen Rauches, des Gifte aushauchenden Dampfes — saftiges Grün umgiebt die Burgen des Fabrikadels, Jugendstil kräuselt die starren Linien des Nützlichkeitsbaus, und die schlanken Silhouetten lieblicher Mädchengestalten heben sich zierlich ab von den Kolossalmassen der Motoren, Dynamos und anderer Ungetüme. Rheinland und Westfalen — sonniges Rebengelände und rote Erde, Becherklang und Eisenhämmern, in dieser Ausstellung ist es eins geworden, haben seine Laute sich zu einem Akkord verschmolzen, der das Hohelied der Arbeit weit hinausträgt in alle deutschen Gaue und über die Grenzen hinaus.

Und noch ein dritter Gast ist der, der mit liebenswürdigem Lächeln die ihm gebührende Stellung heischt: die Kunst, die Verkörperung alles Idealen in dieser Welt des Realen. Aelter als die Industriestadt Düsseldorf ist das westdeutsche Kunstzentrum, und als ein Symbol muß es gelten, daß die Ausstellung sich zu Füßen der Kunstakademie angesiedelt hat. Aber noch älter als das, was wir die Düsseldorfer Kunst nennen, sind die Kunstschätze des Landes, umhegt von den köstlichen Bauten der Dome, Kirchen, Kapellen, Schlösser und Burgen, und es ist nur ein Gebot der Gerechtigkeit, auch diese Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit aus ihren Ruhestätten an das Tageslicht des zwanzigsten Jahrhunderts zu stellen. Endlich — wie das Ueberbrettl den Schlußpunkt im Theaterprogramm der Weltstadt macht — ist auch hier eine lustige Note, der fröhliche Klingklang des Vergnügungsparks, vermischt mit dem Rauschen und Funkeln der Feuerfontänen! Almhütte und Kairo, Rüdesheimer und Holländer half and half, Fesselballon und Rutschbahn — wer möchte euch missen, wer eure Schätze unausgekostet lassen! Rheinische Fröhlichkeit, Karnevalsstimmung in wonniger Sommernacht — mondbeschienen taucht die Loreley vor uns auf, mit ihrem unvergänglichen Zauber des Lebens Sorge und der Arbeit Mühe leise von uns abstreifend.

Zwei Thore führen von der Stadt in die Ausstellung; aus dem romantischen Hofgarten oder vom Strom her können wir in das mit rund 160 Ausstellungsbauten besetzte, 60 Hektar umfassende Ausstellungsterrain gelangen, das eine breite, von vier Baumreihen eingezäunte Allee nach Norden durchzieht. Am Ende der Allee erhebt sich die Hauptindustriehalle, eine der größten Hallen, die je gebaut wurde; sie bedeckt eine Fläche von 30 000 Quadratmeter Inhalt, hat eine Länge von 400 Meter und eine Breite von 75 Meter, ihre Kuppel, ein architektonisches Meisterwerk, ragt 60 Meter hoch. Hier befinden sich die Ausstellungen des Bergbaus und des Salinenwesens, ferner die Erzeugnisse des Hüttenwesens, die den ganz erstaunlichen Höhepunkt der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie kennzeichnen, sowie der Metall- und Kleineisenindustrie. Daran schließt sich die Gruppe der wissenschaftlichen und musikalischen Instrumente an. Die Kuppelhalle ist mit dem riesigen, 600 Quadratmeter großen Roeberschen Fries geschmückt, der die Entwicklung von Handel und Verkehr darstellt. Es folgen dann die Ausstellungen des Kunstgewerbes, der Holz-, Thon-, Porzellan- und Glaswarenindustrie, der Textil-, Galanterie- und Kurzwarenbranche sowie der Nahrungs- und Genußmittel.

Auf der linken Seite wird die Hauptallee von den Pavillons der Industrie flankiert; da ist das gewaltige Kruppsche Bauwerk (Abb. S. 840), halb Festung, halb Panzerschiff — fehlt doch selbst der Gefechtsmast nicht! — Dann folgen die Wasseranlage des deutschen Betonvereins, die Bauten des Hoerder Bergwerks- und Hüttenvereins, des Bochumer Vereins, der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik, bis die hell und freundlich dreinschauende Festhalle (Abb. 840) vor dem Industriepalast auftaucht u. a. m. Rechts grüßt der unsern Lesern bereits bekannte monumentale Kunstpalast herüber, ihm benachbart erhebt sich der eigenartig-schöne Eisen- und Glaspalast der Gute-Hoffnungshütte (Abb. S. 840), einstimmig als der eleganteste Bau der Ausstellung gepriesen. Die Maschinenhalle zeigt ihre schmale Querfassade, die über die gewaltige Ausdehnung des Baus täuscht, in dem sich drei elektrisch betriebene Laufkräne von je 30 000 Kilo Tragfähigkeit munter bewegen, indessen der 20 000 Quadratmeter umfassende Raum mit einer überwältigenden Fülle von Erzeugnissen der Maschinenindustrie angefüllt ist.

Jenseits der Hauptindustriehalle haben hauptsächlich Verkehrseinrichtungen, Transportmittel und dergl. Aufstellung genommen; ferner findet sich dort der Vergnügungspark vor; das Ende dieses nördlichen Teils wird von dem neuen Staatsbahnhof mit großen Perrons und zahlreichen Geleisen abgeschlossen.

Noch ist nicht alles „fertig", aber die Eröffnung am 1. Mai bot doch bereits ein anderes Bild dar als das sonst übliche Provisorium. Binnen kurzem werden die letzten Spuren der vorbereitenden Thätigkeit beseitigt sein, und als stolze, aber nicht spröde Schöne ladet die Ausstellung zur Bewunderung ein. Auch dem österreichischen Bundesvolk ist ein Willkommen geboten; die Kunstausstellung enthält eine eigene österreichische Abteilung, die treffliche Gaben bietet.

Unserm deutschen Nationalgefühl wird aber die Ausstellung vor allem die beruhigende Gewißheit geben, daß es nicht Furcht war, was die rheinisch-westfälische Industrie abhielt, die Pariser Ausstellung 1900 zu beschicken. Die moderne Technik gebraucht gewaltige Raummasse, um sich in gebührender Weise in Scene zu setzen, und diese konnte Paris nicht geben. Im eigenen Land unter den kritischen Blicken der ganzen Welt einen vollen Triumph zu feiern, ist mindestens ebenso wertvoll, als eine kleine Paradeausstellung auf internationalem Gebiet und jedenfalls nützlicher und zukunftsreicher!

Die Eröffnung der Ausstellung fand am 1. Mai durch den Schutzherrn des Unternehmens, den Deutschen Kronprinzen, statt. Nach Ansprachen der beiden Vorsitzenden der Ausstellung, Kommerzienrat Lueg (Abb. S. 839) und Professor Roeber, begann der Rundgang durch die Ausstellung (Abb. S. 838), dem ein Festmahl in der Festhalle folgte.

Nach dem ersten Gang hielt der Reichskanzler eine Ansprache (Abb. S. 837), die einige höchst interessante Streiflichter auf die innere Politik warf. Dann brachte Geheimrat Lueg einen Trinkspruch auf den Kronprinzen aus, und schließlich hielt der Kronprinz eine bedeutungsvolle Rede, die in den Worten gipfelte, daß das deutsche Volk trotz energischem Wettbewerb nicht daran denke, seine idealen Aufgaben zu vernachlässigen.

Der Eröffnungsakt verlief in der würdigsten Weise und gab dem großen nationalen Werk die echte Weihe.

Ausstellungszeitschrift. Während der Dauer der Düsseldorfer Ausstellung erscheint dort an jedem Sonnabend in 24 textlich und illustrativ reich ausgestatteten Nummern eine Sonderausgabe der „Woche", an der die vorzüglichsten Federn unserer fachmännischen und litterarischen Welt mitarbeiten und die in ihrer Fülle von interessantem Stoff ein umfassendes, getreues Spiegelbild der Ausstellung und des Ausstellungslebens bieten, sowie nach ihrem Abschluß ein Erinnerungsalbum von bleibendem Wert darstellen wird. Das zweite Heft der „Ausstellungswoche" gelangt gleichzeitig mit diesem Heft zur Ausgabe.

Bilder vom Tage.

Die Eröffnung der Düsseldorfer Ausstellung am 1. Mai.



1. Der Kronprinz. 2. Kommerzienrat Lueg. 3. Professor Röber. 4. Graf Bülow.

Das Festmahl in der Festhalle: Die Ansprache des Reichskanzlers.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Der Kronprinz.

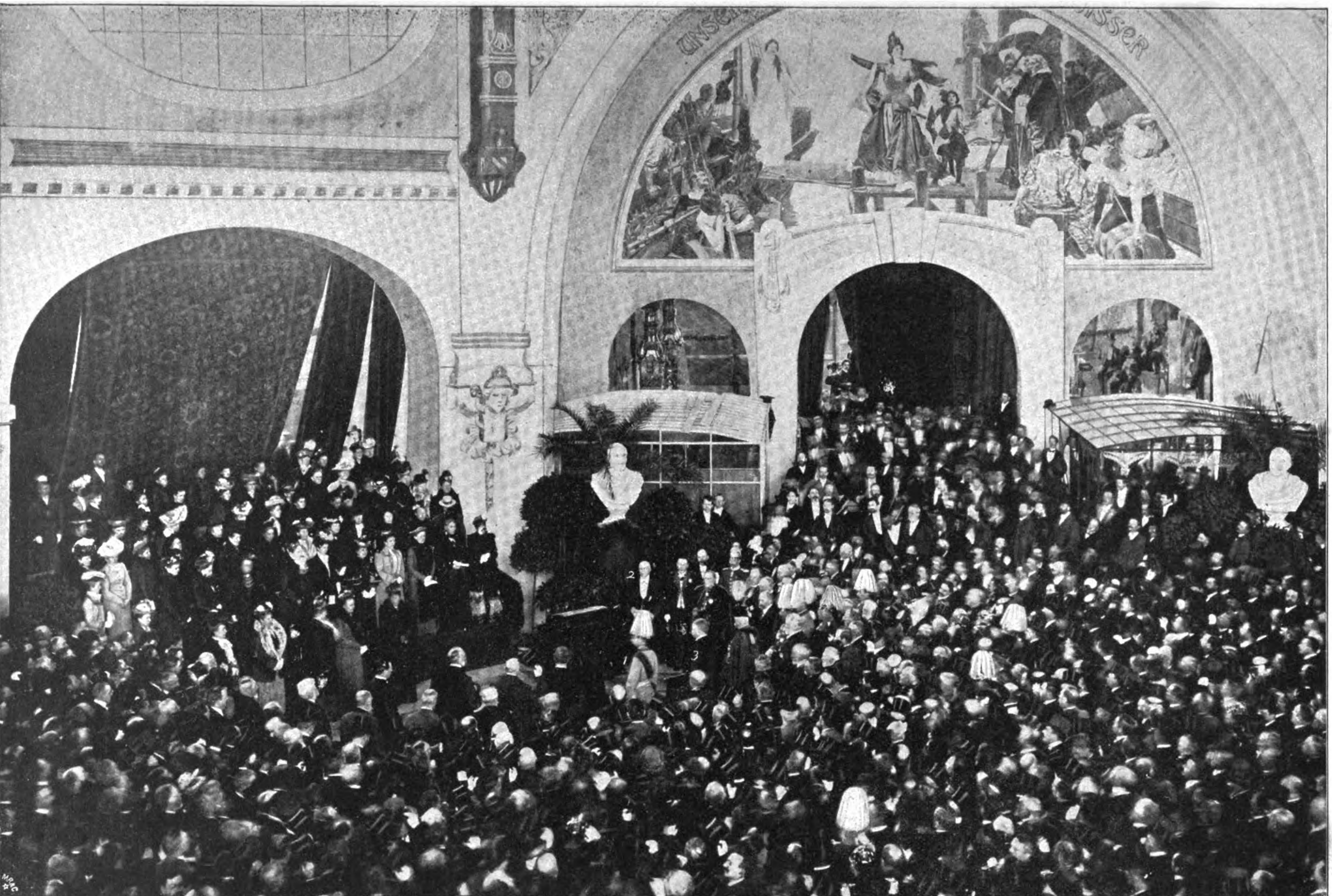
Die Eröffnung der Düsseldorfer Ausstellung: Ankunft des Kronprinzen vor dem Hauptausstellungsgebäude.



Der Kronprinz. Kommerzienrat Lueg.

Die Eröffnung der Düsseldorfer Ausstellung: Der Rundgang des Kronprinzen durch die Ausstellung.

Spezialaufnahmen für die „Woche“



1. Der Kronprinz. 2. Kommerzienrat Lueg. 3. Graf Bülow.

Die Eröffnungsfeier der Düsseldorfer Ausstellung in der Kuppelhalle des Hauptindustriegebäudes.

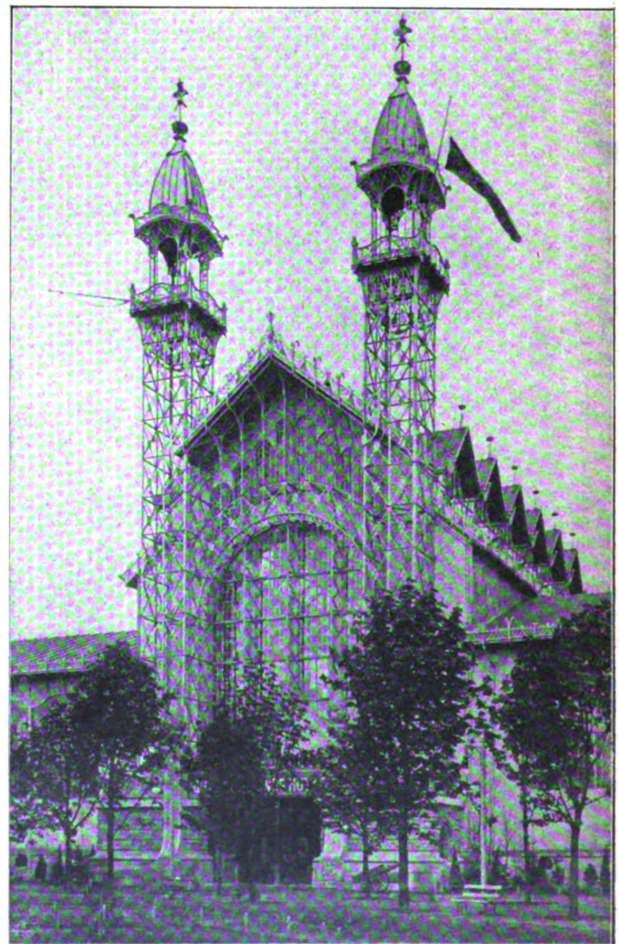
Spezialaufnahme für die „Woche“.



Der Kruppsche Pavillon.



Die große Festhalle.



Die Gute Hoffnungshütte.

Ansichten aus der Düsseldorfer Ausstellung.
Spezialaufnahmen für die „Woche".



Prinz Georg von Preußen †

der Senior des preußischen Königshauses,

geboren am 12. Februar 1826 in Düsseldorf, gestorben am 2. Mai 1902 in Berlin.



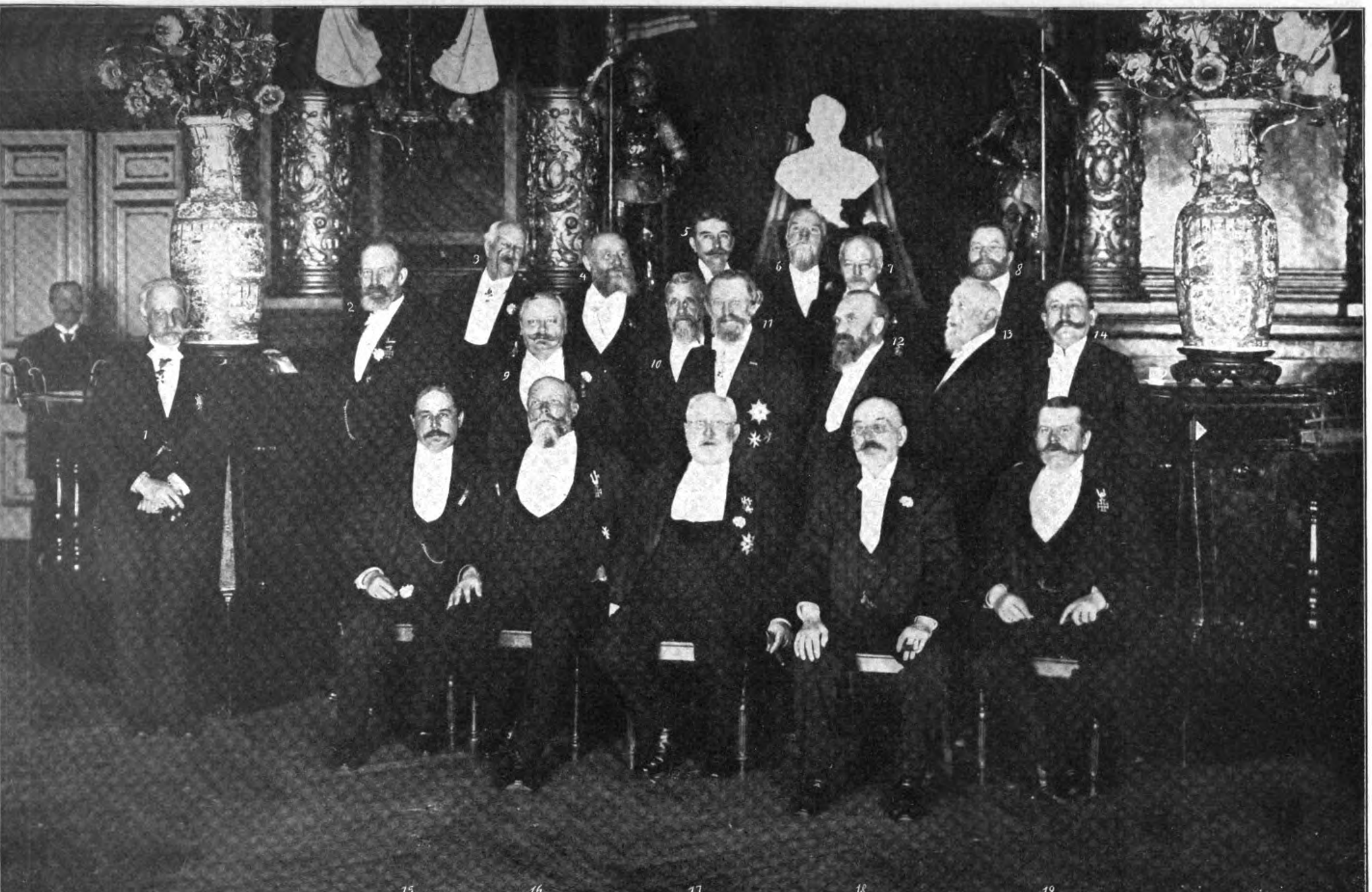
Die Spitze des Zuges.



Der Sammelplatz Ladugardsgarde.

Augenblicksbilder von den Kundgebungen zu Gunsten des allgemeinen Wahlrechts in Stockholm am 1. Mai.

Momentaufnahmen des Hofphotographen A. Blomberg, Stockholm.



1. Graf von Galen. 2. Graf von Kanitz, Vorsitzender der I. Abteilung. 3. Fürst zu Inn- und Knyphausen, Vorsitzender der III. Abteilung. 4. Dr. Hasse, Vorsitzender der II. Abteilung. 5. Münch-Ferber, Quästor. 6. Geheimrat Knack, Direktor am Reichstag. 7 Freiherr von Hertling. 8. Dr. Pachnicke, Schriftführer. 9. Cegielski, Schriftführer. 10. Braun, Schriftführer. 11. von Levetzow. 12. Dr. Hermes, Schriftführer. 13. Dr. Rintelen, Quästor. 14. Krebs, Schriftführer. 15. Dr. Paasche, Schriftführer. 16. Dr. Udo Graf zu Stolberg-Wernigerode, Erster Vizepräsident. 17. Graf von Ballestrem, Präsident. 18. Büsing, Zweiter Vizepräsident. 19. von Normann, Schriftführer.

Der Vorstand des Reichstags und Vorsitzende der Abteilungen.

Phot. Julius Braatz (Inh. G. Michelis), Berlin.


Vittorio Arimondi.


Emilio de Macchi.


Mario Sanmarco.


Aurelia Arimondi.

Die italienischen Künstler, die an den Verdifestspielen in Berlin mitwirken.


Klara Becker,
Festkönigin der Kölner Blumenspiele.


Geh. Oberforstrat Dr. Neumeister,
Akademiedirektor von Tharandt.


Don Juan Jimenez,
Präsident von Haiti.


Philipp Langmann,
Verfasser der Erzählung S. 845.


Vom Jahrestag der Gründung der Züricher Universität am 29. April: Der Umzug der Studenten.
Phot. Linf. Zürich.



Der geizige Bauer.

Erzählung von Philipp Langmann.

Der Bauer Matthäus fuhr zufriedenen Gemüts vom Wochenmarkt heim. Er hatte ein jähriges Kalb und einige Sack Hafer gut verkauft und freute sich der paar Gulden, die er heimbrachte. Der dicke Pelz, das Heu, darein er sich wohl zurechtgesetzt hatte, hielten ihn warm, der gute Tabak aus seiner neuen Pfeife schmeckte ihm, er hatte gut gegessen und getrunken und sah mit tiefem Behagen in die schneebedeckte Landschaft, auf den festgefrorenen Weg, auf die schwarzen kahlen Bäume längs der Straße und auf den weißen Winterhimmel.

Sein Haus war frisch gedeckt und schuldenfrei, das Feld ernährte ihn bei schwerer Arbeit, und über manche magere Zeit half er sich langsam durchs Leben. Sein Weib war gesund, arbeitete und sparte, der Bube, sein einziges Kind, wuchs heran, vor zwei Jahren hatte er seiner Schwester ihren Anteil ausgezahlt, dreißig Gulden hatte er im Kasten, damit und mit dem heutigen kam er bis zum Sommer, bis zum Herbst aus, und wenn alles gelang, konnte er im nächsten Jahr wiederum einige Hunderter in die Sparkasse tragen.

Seine Zufriedenheit wurde wesentlich erhöht, wenn er des Nachbarn gedachte, der ein Stück Grund um das andere verkaufen mußte, des Bürgermeisters, dem die Tochter gestorben war, und an all das viele Unzukömmliche, das sich jahraus, jahrein in seinem engen Weltwinkel ereignete und die Menschen dort ins Elend brachte. Doch blieb es bei der Betrachtung, kein Eigennutz, keine habgierige Berechnung, keine Schadenfreude erwachte in ihm, und seine Seele blieb rein.

Noch sah er im Unglück des andern nicht seinen eigenen Vorteil, den hart und rücksichtslos auszubeuten Vergnügen macht. Heute mir, morgen dir, war der Grundbaß seiner Gedanken.

Was brauchte es viel, auch ihn in die Klemme zu bringen? Zwei Jahre Mißwachs, oder zweimal hintereinander gute Ernten in der Welt, oder das Vieh stellt um, oder das und jenes, und er kann sich umsehen, wie er sich wieder aufrappelt. Jetzt geht es noch soso. Also gut, nichts reden, nicht viel vornehmen, lieber wenig hoffen, damit hernach die Hoffnung übertroffen wird.

Die stillste und tiefste Freude war sein Kind, und das Herz lachte ihm, wenn er seines lieben Gesichts, seiner dunkelblauen Augen, seiner Freuden, Spiele und Schmerzen gedachte.

Indem er so hindämmerte, das Roß gehen ließ, wie es wollte, hörte er plötzlich hinter sich Pferdegetrappel, Geschrei und Zuruf, und ehe er noch recht zu sich kam, sauste eine Reisekalesche an ihm vorüber, von den scheugewordenen Pferden im rasenden Galopp hin- und hergeschleudert. Er fuhr rasch nach, aber er kam zu spät; das Gefährt war bereits an dem Steingeländer eines Wasserdurchlasses in Trümmer gegangen und umgeworfen, die Pferde lagen in den Strängen verwickelt auf einem Haufen und der Kutscher wie tot auf der andern Seite der Straße. Mit Mühe gelang es ihm, einem älteren Herrn aus dem Wagen zu helfen und ein zartes, halbwüchsiges Mädchen, das vor Schreck ohnmächtig geworden war, mit seinem Beistand herauszuheben. Er bettete sie, so gut es ging, in seinen Leiterwagen, den Knecht auch, damit er nicht erfriere, und brachte alle ins Dorf, in sein Haus, unter die Obhut seines Weibes. Der Knecht war tot, die Pferde hatten die Füße gebrochen; der alte Herr war mit einer kleinen Nervenerschütterung davongekommen und beteiligte sich an der Pflege seines Kindes, dem ein Arm ausgerenkt war.

Vier Wochen blieben sie bei Matthäus in Kleinhuben, und als sie gingen, sagte der Herr: „Hier gebe ich euch für die Mühe, die ihr mit uns hattet, und als Entschädigung der Kosten dreihundert Gulden. Sorgfalt und Liebe, die ihr uns fremden Leuten bezeigt habt, kann ich nicht lohnen, aber als Andenken nehmt hier diesen Becher. Er ist von Gold, schwer, und wenn ihr an Festtagen daraus trinkt, gedenket meiner in Frieden."

So kam Matthäus zu einem Stück Gold, und mit dem Gold zu einer andern Seele. Es war seine wirkliche Seele. Denn mit dem Gold geht es wie mit dem Wein, die Wahrheit liegt in ihm; der Rausch lügt nicht, er zerstört alles, was sich wie eine Schale um den Kern legt, und zeigt ihn bloß. Frei von allen Hemmungen und Schranken reckt sich die Seele, erhebt sich und zeigt ihr wahres Gesicht. Der wird zänkisch, der sonst friedlich war, denn wirklich zänkisch und unduldsam ist sein eigentliches Wesen, jener froh und der andere rührselig, denn heiter und weich sind ihre Seelen; einer küßt, und der zweite greift zum Messer. Mangel und Kümmernisse, Befürchtungen, Sorgen, Aengste sind es, die unsere Seelen drücken; nur wer frei von dem Druck der Notdurft ist, wer von seinem Nachbar nichts erhofft, wer gar kein Gold hat, nichts als sein Leben und nichts fürchtet, oder es verachtet, oder wer genug davon hat, einen gesicherten Schatz, einen Ueberfluß, der ist frei und zeigt sein wahres Ich.

Nicht das Gold macht hart, sondern wer als Reicher hart wird, der ist es wirklich, nicht der Arme ist mildthätig, er fühlt, wie die Armut drückt; laßt ihn zu Geld kommen und seht zu, ob sein Haus, sein Herz und seine

Hand offen bleiben. Der eine beginnt zu verschwenden, der andere wird habgierig und unersättlich, einer froh, der andere düster, der fromm, jener übermütig und hoffärtig, und so zeigt jeder echt und furchtlos, was er wirklich ist.

Als Matthäus ein Stück Gold in der Truhe wußte, da war es ihm, als sei jemand an seiner Seite, der ihm immer zuraunte: es kann dir nichts geschehn! Brennt das Haus zusammen, das Gold verbrennt nicht, fällt die Kuh, kaufst eine andere, kommt Hagelschlag und Dürre, hei, mit Gold flickt man alles. Er wurde immer sparsamer, immer fleißiger, immer klüger.

Im Laufe der Jahre stieg er zum wohlhabenden Mann auf. Wenn die andern im Wirtshaus saßen, tanzten, tranken, spielten und rauften, saß er daheim in der finsteren Stube, um das Oel zu sparen, drehte die Daumenmühle und dachte ans Geld; wo einer einen Knecht genommen hätte, da schund er lieber selbst Tag und Nacht und trieb sein Weib grimmig an, daß Gott erbarm! Nie gönnte er sich einen ordentlichen Bissen, sein schweres, schwarzes Brot mit Salz genügte ihm, und beträglich strich er die Bröslein vom Tisch in die flache Hand, schüttete sie in den Mund und schmatzte dazu, als wär es ein fettes Huhn.

Sein Weib ließ ihm seinen Weg; war doch alles für ihren einzigen Sohn. Um den rackerte und knauserte sie mit, für ihn half sie die Thaler zu Berge scharren, ihm gedachte sie ein frohes Leben zu bereiten.

Der Sohn bemühte sich, den Vater von der übergroßen Sparsamkeit abzubringen. Er stellte ihm vor, was die Leute dazu sagen werden, daß er es doch nicht nötig habe, den Kreuzer dreimal zu wenden, daß die Mutter auch schon krank und abgearbeitet sei und eine Ruhe nötig habe. Und er, sei er denn wirklich ein Bauernsohn, lebe er denn nicht wie ein armer Knecht, zeige er sich denn unter den Burschen, wie es seinem Alter und seiner Wohlhabenheit gezieme? Alle seine Worte fielen von dem harten Gemüt des Alten ab wie Erbsen von der Wand. Er antwortete gar nicht, er sah zur Seite unter seinen buschigen Brauen und fing ein tiefes Mißtrauen gegen die Menschen, die ihm am nächsten standen. Selbst sein Weib wurde ihm verdächtig, als er bemerkte, daß sie dem Jungen in allen Stücken beistimmte und ihm die Stange hielt.

Der Sohn aber hatte was mit einer Häuslerstochter, und die Mutter wußte darum. Als es nun zur Heirat kommen sollte, da gedachte Matthäus den Seinigen einen rechten Aerger anzuthun.

„Nein," sagte er, „der Sohn vom reichen Matthäus darf mit keiner Bettelmagd hochzeiten, er muß eine Reiche nehmen." Da war denn Feuer am Dach, und des Zankes und Unfriedens war kein Ende. Der Junge hielt fest an dem Mädchen und die Mutter an dem Jungen, und die Bauern sprachen kein Wort drein, denn kein einziger war des geizigen Matthäus Freund.

Als es aber nicht aufhörte und keine Ruhe kommen wollte, da sagte einmal der Mann recht giftig zu seinem Weib: „Bäuerin, was denkst du, thut es unserm Sohn gut, da auf dem Dorf zu sitzen? Er ißt manchen guten Ranken Brot umsonst weg. Das ganze Jahr ist nicht Arbeit für ihn, so geht er, die Hände in den Hosentaschen, wie die andern Tagediebe und denkt an allerlei, wozu er nicht bestellt ist. Ich will ihn in die Welt schicken."

Die Bäuerin weinte, aber es half nichts, und der Sohn mußte hinaus in die Welt, ohne mehr zu haben, als das, was er gerade auf dem Leib trug; denn Matthäus hätte sich lieber ein Ohr abschneiden lassen, als einen Silbergulden aus dem Beutel gezogen. Er ging fürbaß nach Rußland, sein Mädchen mit, und schlug sich durch schlecht und recht.

Der Vater hatte nun den Esser vom Hals, aber die Mutter besaß ihren Sohn nicht mehr. Wozu hatte sie sich die Finger steif gearbeitet, den Rücken krumm, die Füße gichtisch? Für wen hatte sie gespart und gedarbt? Darüber dachte sie nach, nahm sich's zu Herzen, bald fing sie an zu kränkeln, legte sich hin und gab ihren Geist auf.

Nun hauste Matthäus allein auf seinem Hof, ohne Weib und Kind. Die Leidenschaften wurden stark in ihm, sein Sinn verstockt, seine Geldgier der allmächtige Herr. Da begann er Geld auf Zinsen zu leihen. Er machte ein großes Wuchergewerbe, lieh aus, hier und da, dem und jenem, und allmählich war der ganze Kreis ihm unterthänig. Es ist mit dem Wuchern so, daß die Habsucht wächst, wenn der Zins sich mehrt, die Gier steigt wie das Geld im Sack, und bald nichts anderes Freude macht, als ein recht gewaltiger Haufen Dukaten. So ging es dem Matthäus. Er wurde ein rechter schmutziger Hals, ein unerbittlicher Leuteschinder, der jeden hart von Haus und Hof trieb, der ihm seinen Räuberzins nicht zahlen konnte.

Keinem räudigen Hund reichte er einen Bissen Brot, keinem Armen ein Hemd, der Kirche keinen gelochten Heller. Den Sohn ließ er nicht nach Haus, er ließ ihm gar durch den Advokaten drohen; die Felder hatte er verpachtet, wozu hatte er ihn nötig? Sehnsucht spürte er keine nach ihm, sein liebstes Geschäft war das Zinseintreiben und das Neinsagen und Pfänden seine einzige Freude. Er lebte von Brot, Käse und Milchbrei, und ob er auch im Lauf der Jahre wie an Seele so auch am Leib eintrocknete und immer gelber und dürrer wurde, blieb er doch gesund dabei und überlebte das ganze Dorf. Eins aber hatte er sich ausbedungen: wenn einer seiner Schuldner starb, mußte ihm die Witwe oder das Kind, oder wer immer hinterblieb, auf einem großen Bogen Papier einen Partezettel schreiben. Das wollte er so haben.

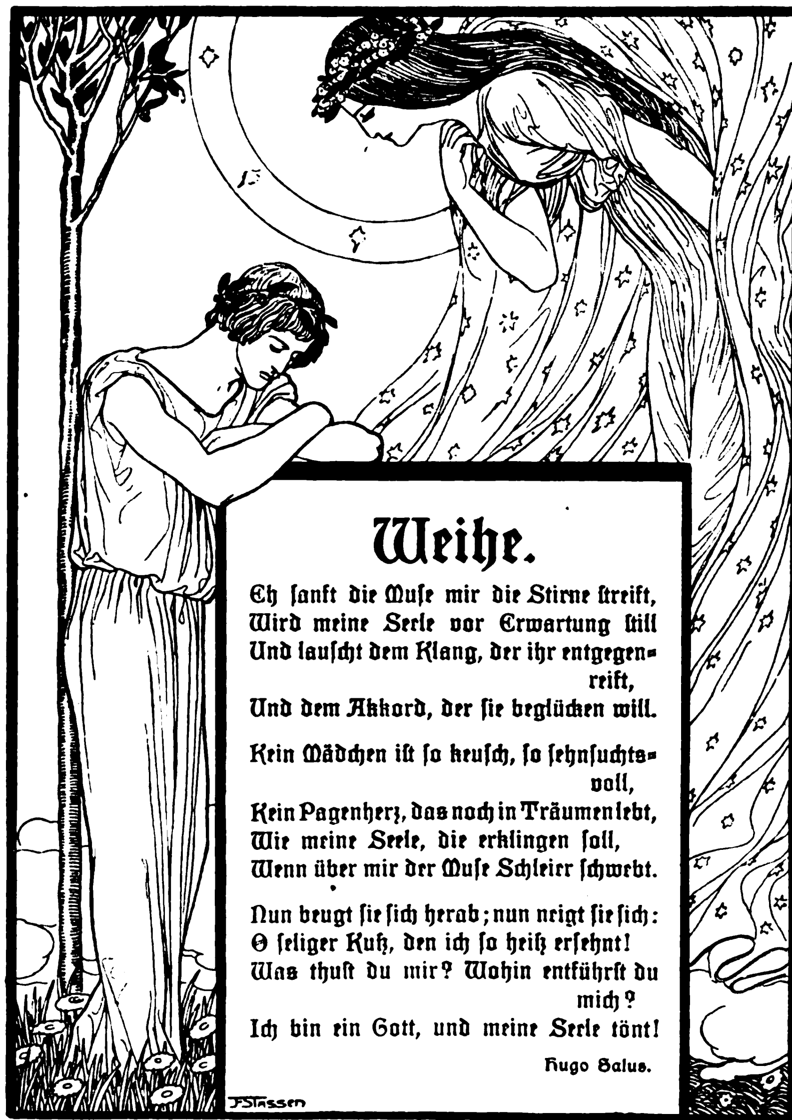
Mit der Zeit kam er dahin, daß er in seiner Stube eine ganze Reihe solcher Totenzettel aufgenagelt hatte. Das war sein Schuldbuch. Davor spazierte er auf und ab, machte seine Eintragungen, je nachdem die Erben des einen oder andern der Toten den fälligen Pacht bezahlten. Blieb der Pacht aus, dann stellte er sich vor den Zettel, kicherte, klatschte in die Hände und freute sich greulich.

Da stand: Michael Holzner, geboren dort und dort, gestorben an dem und dem, schuldig so viel, gezahlt so viel, gepfändet dann und dann. Willibald Schluckser hat sich aufgehängt; die Kinder haben am 1. Mai den

letzten Rest gezahlt. Und so einer neben dem andern, die Wand durch, Zettel bei Zettel, die andere Wand, ringsherum.

Wie es zu geschehen pflegt auf dieser Welt, daß manches doch seinen Richter findet, der nach strengem Gesetz straft, daß einer glaube, in eine Goldgrube einzusteigen, was aber manchmal eine ganz andere Grube ist, so langte auch eine Hand dem Matthäus an den Kragen. Und das war jene Hand, die nicht mehr losläßt. Verlasse sich nur ja keiner darauf, er handle nach dem geschriebenen Gesetz und gehorche der Obrigkeit in allen Dingen und zahle pünktlich seine Steuern und Gaben, und keine Polizei und kein Richter könne ihm ankommen. Und wenn es der Advokat hundertmal sage, es sei alles nach dem Recht, und wenn er alle Prozesse gewinnt, einen Richter giebt es, der führt den Prozeß nach einer Vorschrift, die nirgends geschrieben steht, die aber doch jeder kennt, der spricht frei, Menschen, die immer gefehlt haben, und spricht schuldig, die pfiffig zwischen schlecht und gerecht durchschlüpfen, die stolz auf ihre Ehrbarkeit weisen, und da giebt es keinen andern Fürsprecher wie den einen, der heißt: der gute Wille, und da giebt es keine andere Strafe wie die Verdammnis, die man über sich selbst spricht.

Der Schenkwirt hatte sich zur Ruhe gesetzt und sein Haus einem neuen verkauft, dem es gar schlecht ging, weil die Bauern mit dem Brauer im Kampf lagen und mit Handschlag feierlich beschlossen hatten, kein Bier mehr zu trinken und auch anderes nicht, so lange das trotzige, stierschädelige Pechfaß nicht nachgebe. Wenn aber drei in Feindschaft sind, wie geht es da? Der Schwächste bekommt seine Haue weg. Das ist sicher. Der Wirt in seiner Not nahm zu Matthäus seine Zuflucht; das war so, als bäte die Maus die Eule um ein Quartier.



Matthäus schlug ihm auch richtig die Fänge ordentlich ins Fleisch, daß er nicht mehr loskonnte und bald kläglich zu Grunde ging. Aber so elend, daß Matthäus selbst um sein Geld gekommen wäre, wenn er nicht bei der Feilbietung mitgeboten hätte. Da erwarb er denn einige Faß Wein, Schnäpse in Flaschen von allen Sorten, Speck und Wurst, und was eben da war.

So kam zu Matthäus ein anderer Geist, jener, der bislang gut verkorkt und verspundet war, jetzt aber mit aller Macht auskam und manchen Schaden that. Die Kassen in der Stadt waren fest, von Eisen und dazu gut eingemauert, sein Geld konnte ihm keiner nehmen; aber die Kellerthür schloß nicht gut. Nämlich da konnte leicht einer mitnaschen, wenn er selbst nicht rasch machte und ordentlich hinterher war.

Ja, mit dem Hinterhersein! — Es geht nicht so ganz, wie man glaubt. Schlampampen will gelernt sein, sonst kriegt der Sack ein Loch.

Matthäus lag den ganzen Tag im Rausch, viele Wochen lang. Grimmig und unverdrossen kämpfte er gegen Fässer und Flaschen, ob er den Wein nicht doch alle kriege. Am Abend saß er immer vor seiner Buchhaltung und schaute stier um sich, bald lachte er laut, drohte, fluchte und schrie, bald gab er sich dem besoffenen Elend hin und greinte wie ein Kind.

Einmal hatte er sich wieder übermannen lassen und bis in die Nacht hinein schwer gezecht. Da packte ihn der Uebermut, er holte den goldenen Becher aus der Truhe, füllte ihn an und trank dem ersten Partezettel zu, der an der Wand hing, und dann dem zweiten, die Reihe durch rief er alle beim Namen und hieß sie willkommen und lud sie zu Gast.

Holzner, rief er, komm an, trink mit! Zopf, Hegenbart, alter, dummer Florentin, her da zu mir, Kropf, Lang, Schluckser, mach dich frei, Speck genug und

Schinken frisch und Kornschnaps mit Wein ist da! Wagenseil, Staufest, Michel Immerberger, alter Saufaus, heut zahl ich, Kirmes ist! Heidirodoh hollala, holladiadia rullala, hopp dullia, hopp dullio, dulli dullio! Bei diesen Worten trank er den Becher leer.

Als er sich aber im Stuhl wieder zurechtsetzte — was war?

Ja . . . . was . . . . . !

Da stand der tote Holzner wirklich, da hing der Schluckser am Wandnagel und der Hegenbart, blau wie sie ihn aus dem Wasser gezogen hatten, und der Staufest, der Lang, der Zopf, sie alle, alle, stumm, still, und der eine faltete die Hände, der verbarg sein Gesicht, ein dritter sah ihn wild an, und keiner fehlte in der Reihe.

Zopf aber öffnete den verwesten Mund und sagte: „Du Blutsauger, deinetwegen mußte ich weg von Haus und Hof, du Schinder! — —"

Schluckser lupfte seine Halsbinde, krächzte und schrie: „Er hat mich ums Leben gebracht und meine Kinder in die Schand! — —"

Mich hat er ausgeraubt und verlacht! Mir mit boshaftem Hohn das Leid vergiftet! Mich hat er verlockt zum Trunk und Schuldenmachen und mich dann verlassen! Da schauten alle auf den Sünder, und es war ihm, als wollten sie ihn mit ihren Augen umbringen, und der Klagen wollte kein Ende nehmen.

Matthäus, so wie es ihm war, als liefe ihm ein Heer von Ratten über den Rücken, faßte den Becher grimmig zwischen seine knochigen Krallen, hieb mit ihm auf den Tisch, sprang mit beiden Füßen auf und schrie aus seiner Gurgel, die von der Angst gepreßt war: „Saufaus, Spieler, faule Hund, Prozeßmacher, Lotterbuben alle miteinander! — Hab ich gesoffen oder ihr, die Nacht durch? — Hab ich gezwickt und in einer Nacht meinen Wald verspielt? — Hast mich nicht kniefällig gebeten? — Bist du nicht am Bettelstab gewesen, wie du bist erst zu mir gekommen? — Und du Schandbub, hast du nicht dreimal geerbt? — Hei, Bagagi, marsch naus!" — — — — — — — — — — — — —

Sie rissen Laden und Fenster auf und stoben hinaus, und ihre Laken zogen sie wie lange Schleier hinter sich.

Der irre Alte aber sah durch das Fenster hinaus auf ein weites, tiefverschneites Feld.

Ein kleines Dorf senkte seine Strohdächer bis tief hinab, als wollte es sich vor der Hungersnot zusammenkauern, die wild, groß und wolfsäugig über das endlose Land einherschritt. Die grimmige Kälte lief mit weißgefrorenem Gesicht nebenher, und hinter dem Paar wanderte gleichmütig, geschäftsmäßig, von der vielen Arbeit abgespannt, der baumlange Tod.

Zwei arme Menschen schleppten sich durch das Dorf von Thür zu Thür, klopften an, winselten, weinten, flehten, nirgends ward ihnen aufgethan. Und als sie bei der letzten Hütte vergebens warteten, als der verschneite Feldweg vor ihnen dalag und keine Aussicht, das nächste Dorf zu erreichen, und ohne Hoffnung auf Obdach und Brot, da hob der eine der beiden Menschen seine Arme zu dem trunkenen, wahnsinnigen Matthäus, der ihn fernher durch das Fenster seines Hauses anstarrte, er hob die Arme und verfluchte seinen Vater, der ihn ins Elend gestoßen und vertrieben hatte. Matthäus wollte ihm winken, ihn rufen, kein Wort brachte er hervor, er wollte ihm den Wein hinüberreichen, Fleisch und Brot, vergebens, er konnte die Arme nicht heben, eine Blutwelle schoß ihm zu Kopf, es sauste ihm in den Ohren, mit einem Aufschrei fiel er hin. Er hat sich nicht wieder erhoben.

Es ist eine eigene Sache mit dem Geldzusammenraffen: frage doch, was er damit macht, wozu er es braucht, ob es ihm wohl dabei ist — er weiß es nicht. Und rafft immerzu.

Jugendspiel und Jahreszeit.

Von Eduard Bertz.

Hoher Sinn liegt nicht nur im kindischen, sondern in allem Spiel, sobald wir es in seinem innersten Wesen betrachten. Wenn Schiller sagt, der Mensch sei nur da ganz Mensch, wo er spielt, so heißt das: er steht am höchsten, wo er nicht aus Zwang und Not, sondern in Freiheit und Freude wirkt. Spiel ist das eigentliche Geschäft der Kinder, aber auch das Recht der Erwachsenen. Es bedeutet Lust, also den Gegensatz zur Arbeit, zum ernsten Kampf ums Dasein. Ihm gehört die überschüssige Kraft, die Kraftbethätigung um ihrer selbst willen.

Nun ist aber die Lust, ebenso wie der Schmerz, eins der wichtigsten Mittel der Natur, um die willensbegabten Geschöpfe zum Gehorsam gegen das natürliche Gesetz zu überreden; sie sind die beiden stärksten Motive des Selbsterhaltungstriebs. Der Schmerz dient als Warnung vor allem Schädlichen, Lebensfeindlichen, die Lust als Anreiz zu allem Nützlichen, Lebenerhaltenden. Und so ist auch der auf Lust gerichtete Spieltrieb eine Veranstaltung der Natur, um uns ihren Absichten willfährig zu machen. Wir werden dies um so weniger bezweifeln, wenn wir eine universelle Erscheinung in ihm erkennen.

Schon bei allen höher organisierten Tieren finden wir ihn ausgebildet. Bei den Menschenrassen aber, den niedrigsten wie den höchsten, hat er in allen Zonen und in allen Zeitaltern gewaltet. Selbst von den Spielzeugen, die unsere heutigen Kinder erfreuen, findet man viele bei den Naturvölkern, und sie waren schon dem frühesten Altertum bekannt. Kinderklappern, wie sie noch jetzt bei den Zauberwerken afrikanischer Medizinmänner die musikalische Begleitung abgeben, hat man in den Gräbern aus der vorgermanischen Urzeit entdeckt, und auch die Hellenen besaßen sie. Mit geschnitzten Tierbildern, Pferdchen, Schweinen, Hunden spielten die Kinder der alten Germanen. Kugelspiele,

wie unsere Murmeln, giebt es in Polynesien, und ihnen verwandt sind die Knochenspiele der Orientalen, die Astragali der Griechen und Römer. Das beliebteste Spiel des klassischen Altertums bei jung und alt war das Ballspiel. Mit Kinderwindmühlen belustigen sich die kleinen Japanesen, und man sieht sie auf unsern mittelalterlichen Bildern dargestellt. Puppen, die die Weiber der Betschuanen mit sich herumtragen, bis sie wirkliche Kinder haben, waren schon auf dem griechischen Markt ein stehender Artikel. Und auch Lieder von allerlei Art, wie sie zum Spiel von unsern Kleinen gesungen werden, haben uns die hellenischen Schriftsteller überliefert. Aus dem unmittelbarsten Lebensdrang aber sind zweifellos zu allen Zeiten die einfachsten Bewegungsspiele entsprossen.

Wenn wir also erkennen, daß der Spieltrieb etwas Allgemeines, Naturgewolltes ist, so werden wir uns fragen, welchem Nutzen, welchem Zweck er in der Oekonomie der Natur zu dienen bestimmt ist, und wir werden ihn als die erste Schule der Natur und als das wichtigste Mittel zur Selbsterziehung des Kindes würdigen. Er äußert sich zunächst als Bewegungstrieb, und als solcher übt und entwickelt er die Kräfte des Körpers. Dann tritt er als Bildungstrieb auf, dessen früheste Form ein scheinbarer Zerstörungstrieb ist, und hier wirkt er bereits auf das Wachstum der höheren Anlagen. Und besonders stark ist er als Nachahmungstrieb, wodurch er zur Vorbereitung für die ernsten Geschäfte des späteren Lebens wird. Ueberhaupt weckt schon das früheste Spiel die Beobachtungsgabe und führt dem jungen Kopf immer neue Erfahrungen zu. Wenn die Eskimokinder kleine Schneehütten bauen, die sie mit einem Stückchen Lampendocht erleuchten, so lernen sie schon ebenso instinktiv den Beruf des Mannes wie unsere deutschen Jungen bei ihrem Soldatenspiel und wie einst der Knabe Cyrus, als er die persischen Hirtenkinder exerzierte.

Da nun der Spieltrieb ein natürlicher Instinkt ist, so befindet er sich auch mit dem Leben der Natur in enger Wechselbeziehung, zumal bei dem Kinde. Denn jedes Kind ist noch ein Naturkind, weil erst die Jahre den Menschen durch Verbildung und Verkünstelung der Natur entfremden. Und wo immer ein Volk noch wesentlich von der umgebenden Natur abhängig ist, da wird alles kindliche Leben auch wieder auf die Natur zurückgeführt werden. Darum wurde in Asien wie in Griechenland und bei den alten Mexikanern das künftige Schicksal des neugeborenen Kindes aus den Sternen gedeutet.

So kann uns denn der große Einfluß des Wechsels der Jahreszeiten auf das Kinderspiel nicht wundernehmen. Und hier ist zunächst bemerkenswert, daß wir in ihm die lebendigste Verbindung mit einer Vergangenheit besitzen, in der unsere Väter selbst der Natur noch näherstanden. Wenn die Bedeutung alter Volkssitten und Bräuche längst verblaßt ist, so lebt ihr letzter Nachglanz noch im Kinderspiel fort. Es eröffnet uns mythologische Rückblicke und ist von größter kulturhistorischer Wichtigkeit. Das Naturleben im Kreislauf des Jahres war der ursprüngliche Sinn aller unserer Mythen und aller unserer Feste, und weil mit ihm die Kindheit noch immer die innigste Fühlung hat, so war sie auch am besten berufen, uns von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben, was naturselige Herzen in uralten Zeiten bewegt und beglückt hat. Wie bei uns an manchen Orten die Jugend zu Ostern mit Bettelliedern ihre Umzüge hält, so zogen auch die hellenischen Kinder beim Lenzbeginn mit dem eingefangenen ersten Frühlingsvogel von Haus zu Haus und sangen, um Geschenke bittend, ihre Schwalben-, Krähen- und Käferlieder. Aber es sind unsere eigenen Stammeserinnerungen, die unsern Jugendbräuchen den besonderen Charakter verleihen, und der heidnisch-germanische Fest- und Opfertanz lebt in ihnen wieder auf. Unser Osterfest ist das Fest der Frühlingsgöttin Ostara, und ihr heiliges Tier, der Hase, als das Sinnbild der Fruchtbarkeit, legt die Eier, mit denen die Jugend in manchen Landschaften fröhliche Kampfspiele treibt. Am Sonntag Lätare besiegt ein jugendlicher Darsteller des Sommers den Winter, der dann in Gestalt einer Strohpuppe ins Wasser oder Feuer geworfen wird. Wir haben auch noch hier und da das Lenzwecken und die Sommerverkündigung, wir haben im Sommer den Ringeltanz der Mädchen, der ganz auf heidnische Spiele zurückweist, wir haben das Gregoriusfest der Kinder, das Ploß für eine Nachahmung der Panathenäen und des römischen Minervafestes erklärt. Und endlich unser Weihnachtsfest, dessen strahlender Lichterbaum sicher aus altheidnischer Natursymbolik hervorgegangen ist. Das alles sind Feste der Jahreszeiten, und in jedem Sinn sind es Kinderspielfeste.

Aber es ist eigentümlich, wie viel andere Spiele, denen keinerlei symbolische Bedeutung innewohnt, mit derselben Regelmäßigkeit im Kreislauf des Jahres wiederkehren und blühen und verschwinden wie jene Feste, deren Tag der Kalender bestimmt, ja wie die Blumen, die jede ihre eigene Jahreszeit haben. So schon im März, wenn noch kaum der Schnee hinweggetaut ist, das Kreiselschlagen und das Murmelspiel, dann die vielen Ballspiele des Sommers. Dann, sobald der Herbstwind über die Stoppeln weht, das Drachensteigen. Und endlich kommt der Winter mit seinem Eislauf, mit seinen Schneeballschlachten und Schlittenfahrten und dem Schneemann mit den schwarzen Kohlenaugen, dem stolzen Werk jugendlicher Bildhauerkunst. Mit seinen kurzen Tagen ist er natürlich auch in besonderem Maße die Zeit der Stubenspiele. Leider sind viele von den teuren Spielsachen, die unsere Industrie heutzutage hervorbringt, von geringem pädagogischem Nutzen, weil sie die Entwicklung des Erfindungstriebes hemmen. Man sollte den Kindern nur einfache Dinge geben, an denen sie bauen und bessern können, Spiele, die ihren Arbeitstrieb wecken und ihren Geist wie ihre Hände durch Selbstthätigkeit üben. Sehr nützlich ist darum das sommerliche Strandleben, wenn die kleinen Baumeister aus dem feuchten Sand Schlösser und Burgen errichten können. Um so besser, wenn die Flut diese schnell wieder zerstört und zu täglichem Wiederaufbau nötigt. Aus eben diesem Grunde sollte man die Jugend auch im Sommer draußen im Freien zum Pflanzen und Blumenpflegen anhalten. Es dürfte kein Kind ohne sein Gartenfleckchen aufwachsen, das es liebevoll besorgt. Da würde vieles Edle in der Kindesseele gedeihen, das so oft aus Mangel an Nahrung verkümmern muß. Gemütsbildend ist es auch, wenn den Kindern früh die Wartung und Pflege von Haustieren anvertraut wird.

Den höchsten Wert müssen wir heutzutage neben den Beschäftigungsspielen auf solche Spiele legen, die nach ihrem Charakter zu den Leibesübungen gehören. In dem natürlichen Trieb zu ihnen vollzieht sich, wie Johannes Ranke es nennt, „die Selbstheilung der Kinder von den Schulschädlichkeiten". Auf diesem Gebiet bleibt die Gymnastik der Hellenen das unerreichte Vor-

bild. Hier hat jede Uebung ihre eigene Jahreszeit. In der Sommerglut lockt das Wasser, die heißen Glieder zu kühlen, und das Schwimmen, Tauchen, Springen nebst den damit verbundenen Sonnenbädern geben das junge Menschenkind mehr als irgend ein anderes Spiel der Natur zurück. Im kalten Winter umgekehrt wird der Körper durch das Schlittschuhlaufen erwärmt. Und beide Uebungen weiten die Lungen, machen die Muskeln fest, die Glieder stark. Dazwischen aber liegt die bunte Mannigfaltigkeit all der Turn- und Tanz-, all der Hüpf- und Laufspiele, die der erfinderische Kindergeist in allen Landen aus dem eingeborenen Bewegungstrieb der Jugend geschaffen hat.

In den wärmeren Ländern ist natürlich die Abhängigkeit von der Jahreszeit geringer, daher auch der Wechsel der Spiele weniger mannigfaltig als bei uns. Aber nicht einmal in Griechenland konnte man, wie Hüppe hervorhebt, alle Körperübungen im Freien treiben. Daher war bereits in Olympia eine gedeckte Uebungsbahn vorhanden. In noch höherem Maße weiß man sich durch die Erfindungen der Neuzeit von dem Einfluß der Jahreszeiten unabhängig zu machen. So hat man die Rollschlittschuhe erfunden, die auch im Sommer benutzt werden können; mit ihnen beleben in der City von London in der Abenddämmerung, wenn der Geschäftsverkehr sich gelegt hat, fröhliche Knabenscharen die asphaltierten Straßen.

Allein, wenn wir uns auch freuen dürfen, daß Leben und Gesundheit der Jugend, der Rasse sich durch den spontanen Spieltrieb immer wieder erneuern, ja, wenn wir uns sagen müssen, daß es ohne das beständige Walten dieses Naturinstinkts übel um uns bestellt sein würde, so dürfen wir doch nicht glauben, daß es daran genügt. In der Entwicklung unserer Kultur liegt die Gefahr, daß wir den heilsamen Instinkt körperlicher Bewegung vernachlässigen, ja ihn unterdrücken und der Jugend dadurch schweren Schaden zufügen. In unserer Zeit ist für den Kampf ums Dasein die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten von entscheidender Bedeutung. Darum müssen die Kinder von früh auf sitzen und lernen, und mit der Ueberbürdung ihres Kopfes steht die Beschränkung ihrer Spielzeit in gleichem Verhältnis. Während im Jahnschen Turnen das Spiel in freier Luft den wichtigsten Platz einnahm, waren wir um 1870 dahin gelangt, die schönen sonnigen Turnplätze fast ganz außer Gebrauch zu setzen und das innerlich verödete, häufig mit Unlust betriebene Turnen in dumpfe Räume zu verbannen, damit der Schularbeit so wenig Zeit wie möglich verloren ginge. Ja, es wurde für roh gehalten, wenn die Knaben in den Pausen zwischen den Lehrstunden sich auf den Schulhöfen wild herumjagten; fein sittsam mußten sie zu zweien wie peripatetische Philosophen auf- und niederwandeln. Seitdem aber sind wir zu der Erkenntnis gelangt, daß wir mit solchen Beschränkungen einen falschen Weg beschritten hatten; denn weit entfernt, die jungen Köpfe leistungsfähiger zu machen, schädigte man mit dem Leib auch das Gehirn, das doch ein physisches Organ ist, und überhaupt züchtete man ein nervöses, bleichsüchtiges, altkluges Geschlecht heran, das weder Aussicht hatte, für sich selbst die edelsten Preise des Lebens zu gewinnen, noch auch geeignet war, dem Wohl seines Volkes mit der Kraft eines wohlgebildeten Körpers und eines klaren, unverbrauchten Geistes zu dienen. Und so begriffen wir, daß neben dem Turnen das Jugendspiel, in dem uns ein herrliches, immer wirksames Verjüngungsmittel unserer Rasse gegeben ist, als gleichberechtigte Erziehungsmaßregel wieder eingesetzt werden muß. Wir haben es nicht nur wieder achten gelernt, sondern wir wissen nun auch, daß es unsere Pflicht ist, seine Bethätigung nach jeder Richtung zu fördern und zu organisieren. Und das um so mehr, als unser Volk in der langen Entwöhnung von kräftiger Leibesübung das Verständnis für ihren Wert verloren hatte. Es muß zu ihrer Würdigung erst wieder erzogen werden.

Jeder Verständige wird es billigen, daß wir, um wieder auf die rechte Bahn zu gelangen, bei Nationen in die Schule gehn, denen die richtige Erkenntnis schon früher aufgegangen war. Wie wir es nicht verschmäht haben, von der Gymnastik der Griechen zu lernen, so dürfen wir auch für die Anregungen dankbar sein, die wir aus England empfangen. Besonders eins der von dort übernommenen Spiele ist es, das uns eine wirkliche Lücke ausgefüllt und deswegen auch schnell zahlreiche Freunde bei uns gefunden hat: das Fußballspiel, das an den trockenen Wintertagen gepflegt wird, wenn kein Eis auf Seen und Flüssen den Schlittschuhlauf ermöglicht. Aber auch das Cricketspiel, das sich am besten für die warme Sommerzeit eignet, hat alle Aussicht, sich weit zu verbreiten, wenn wir auch vielleicht niemals so ganz darin aufgehen werden, wie die Engländer, die ja überhaupt das Leibesspiel allzuhoch über die geistige Ausbildung stellen, anstatt ein harmonisches Gleichmaß der Kräfte zu erstreben. Daß wir ferner das sommerliche Lawntennis und das wanderfrohe Fahrrad durch Englands Beispiel schätzen gelernt haben, ist Grund zu weiterem Dank. Wenn sich neuerdings, unter dem Einfluß der wachsenden Erkenntnis von der Heilkraft der Sonne, eine junge Richtung noch enger an das Vorbild der Hellenen anschließt und eine wirkliche Gymnastik, d. h. das Nackturnen mit Diskuswurf und Ringkampf, wieder einführt, so verdient auch das als ein Mittel im Kampf gegen unsere Verweichlichung ungeteilten Beifall.

Es ist aber dahin zu trachten, daß wir für das heilkräftige Bewegungsspiel nicht nur die Schuljugend, sondern auch die der Schule entwachsenen jungen Leute im Stande der Lehrlinge und Gesellen gewinnen. Auch sie leiden unter dem Druck der Arbeit in Werkstätten, Fabriken und Schreibstuben, und zudem ist bei ihnen unter den heutigen Verhältnissen die Gefahr besonders groß, daß sie die zügellose Freiheit ihrer Mußestunden mit rohen Genüssen vergeuden und so auch sittlich verdorben werden. Freilich würde es sich nicht empfehlen, sie zum Spiel zu zwingen; aber sie könnten durch einsichtige Ratgeber dazu angeleitet werden, und hier bietet sich eine große Aufgabe für alle Meister und Lehrherren, denen das Wohl der ihnen anvertrauten Jugend und das Wohl des Volksganzen am Herzen liegt. Wir müssen uns klar werden, daß es sich hier um eine Frage der Sozialhygiene, um Glück und Zukunft des Volkes und um unsere edelsten Güter handelt.

Die deutsche Spielbewegung steht erst in ihren Anfängen, und sie muß noch bedeutend wachsen, ehe sie ihrem Ziel gerecht werden kann. Aber das wird sie ganz gewiß thun, weil sie so verheißungsvoll, ja weil sie so dringend notwendig ist, daß bald kein Vernünftiger sie mehr unterschätzen wird. Und wenn wir erst einmal bei jeder Stadt große öffentliche, allen gemeinsame Spielplätze besitzen, auf denen der Gymnasiast mit dem Handwerkslehrling und der Student mit dem jungen

Fabrikarbeiter sich ebenso im fröhlichen Spiel verbindet, wie das Heer sie später alle zum nämlichen Dienst in Reih und Glied einordnet, so wird sich auch ganz unmerklich ein großer Schritt zur Ausgleichung der sozialen Gegensätze, zur Versöhnung vollziehen. Das wäre dann noch eine andere Art der Gesundung und der Rückkehr zur Natur. Dann werden vielleicht auch die Ersten und Edelsten, die geistig Hervorragendsten in unserm Volk es nicht mehr unter ihrer Würde erachten, sich mit Rat und Zuspruch und dem lebendigen Einfluß ihrer Persönlichkeit in das jugendfrohe Treiben zu mischen, gerade wie einstmals Heraklit, der Philosoph, am Dianentempel zu Ephesus die Knabenspiele ordnete und leitete.

Unsere Jugend aber wird wieder einfacher und gesünder und damit freier werden und tüchtiger zu allem würdigen Thun, wenn sie im Einklang mit dem Wechsel der Jahreszeiten ihre starken, mannhaften Freuden sich im heißen Kampfspiel erringt. Und sie wird dann die Natur in all ihren Erscheinungen wieder liebgewinnen und dem Winter entgegenjauchzen wie dem Sommer, dem Herbst wie dem Frühling, deren jeder seine Gaben beisteuert zur Erhöhung des Lebens, für den einzelnen sowohl wie und für das ganze Vaterland

Einiges über Pilze.

Von Dr. L. Reimer.

Wenn der Winterschnee vergangen ist, wenn ein linder, warmer Regen herniederrauscht, dann heben auch bald die putzigen Gesellen ihre Köpfchen in die Höhe, das vielgestaltige Geschlecht der Hutpilze, die so nett anzusehn sind und so trefflich schmecken — und so häufig Vergiftungen erzeugen.

Wegen dieses alten Widerstreites zwischen dem Wohlgeschmack und der Gefährlichkeit der Pilze schwankt im Publikum das Urteil über ihren Wert zwischen den größten Extremen. Während die einen sie, besonders Steinpilz und Pfifferling, geradezu als das „Brot der Armen" bezeichnen und ihren Nährwert und ihre physiologische Bedeutung über den grünen Klee loben, sprechen andere ein unbedingtes Anathema über die „Giftpilze" aus und verbannen sie alle, samt und sonders, von ihrem Tisch.

Beide Ansichten schießen weit übers Ziel hinaus. Die eßbaren Pilze sind ein sehr wohlschmeckendes, gesundes Gericht — weiter nichts. Es ist absolut nicht angängig, ihnen einen besonders hohen Nährwert zuzuschreiben. Wie alle jungen Pflanzenteile, bestehen auch sie zu einem sehr großen Teil aus Wasser. Daneben enthalten sie eine Menge von Cellulose, die für den menschlichen Organismus völlig wertlos ist. Ihr Gehalt an wirklichen Nährstoffen, d. h. Eiweißsubstanzen und Stärke, ist recht geringfügig. Die Vergleichung eines Pilzgerichtes also mit einer reichlichen Fleischmahlzeit, wie sie häufig gemacht wird, ist durchaus nicht berechtigt. Ihr physiologischer Wert beruht vielmehr in den gleichen Bestandteilen, wie der der andern jungen Pflanzen, in dem Gehalt an Eisen und Kalk, die für die Blutbereitung und den Knochenbau so wichtig sind, und vor allem in dem reichen Kaliumgehalt, das sich im Fleisch sehr spärlich findet und doch für die roten Blutkörperchen unentbehrlich ist.

Außerdem tragen sie ihre Berechtigung als Nahrungsmittel einfach darin, daß sie wohlschmeckend sind, und so wäre vom Standpunkt des Gelehrten wie des Volkswirts gegen ihren Genuß nicht das mindeste einzuwenden, wenn die fatale Giftigkeit nicht wäre.

Es verlohnt sich wohl, auf dieses alte Vorurteil näher einzugehen und zu untersuchen, ob denn die Gefahr wirklich so groß ist, daß sich unsern gewohnten Speisepilzen Giftpilze beimengen. Da ist zunächst unser Liebling und ein wirkliches Volksnahrungsmittel, der Pfifferling oder Eierschwamm (Cantharellus cibarius). Auch er steckt vielfach im Verruf, weil er einen giftigen Doppelgänger haben soll. Dieser Bösewicht soll der ihm nahe verwandte Cantharellus aurantiacus sein, der etwas rötlicher, aber sonst sehr ähnlich ist. Er verdankt seinen schlechten Ruf dem bekannten Berliner Botaniker Gleditsch. Es scheint aber eine falsche Anschuldigung zu sein; wenigstens behaupten die Pilzsammler, daß sie diese Art ebenso gefahrlos genössen wie den gewöhnlichen Pfifferling, und daß die Marktware oft den einen oder den andern enthielte, ohne daß irgendwie Schädigungen eintreten. In der That kommen Vergiftungen nach Genuß von Pfifferlingen wohl nie zur Kenntnis, wenn sie frisch waren. Daß Pilze verderben können, wie andere Speisen, und dann beim Genuß Vergiftungserscheinungen auftreten, ist einleuchtend und recht häufig die Ursache von Erkrankungen. Der Pfifferling ist also von dem Verdacht, einen giftigen Doppelgänger zu haben, freizusprechen. Er kann in frischem Zustand ohne Sorgen genossen werden.

Das Gleiche gilt von den Steinpilzen in ihren verschiedenen Abarten. Es giebt darunter einige minder wohlschmeckende, aber sicher giftig ist keiner. Es giebt eine ganze Menge ähnlicher Arten, wie Seidenschwamm, Stockschwamm, Nagelschwamm, Kaiserling u. s. w. Die giftigen, wie der Fliegenschwamm, sind leicht zu unterscheiden; wir werden darauf zurückkommen. Geübte Pilzsammler werden von diesen Pilzen stets nur die guten Arten herausfinden. Ebenso ungefährlich ist der delikate Mufferon (Marasmius). Die Täublinge (Russula) werden mit Recht selten gegessen; es ist hier schon schwerer, die nichtgiftigen herauszufinden, namentlich Russula emetica, der Speiteufel, ist giftig. Unter den Reizkern (Lactasius) befinden sich der sehr wohlschmeckende echte Reizker und der Giftreizker (L. torminosus), dessen Giftigkeit übrigens nicht sicher feststeht.

Eine wirklich große Gefahr bietet eigentlich nur der Genuß von wilden Champignons. Gerade dieser delikate Pilz hat einen sehr bösartigen Doppelgänger, den Knollenblätterschwamm (Amanita phalloides). Er sieht dem Champignon außerordentlich ähnlich. Besonders junge Pilze, die noch nicht die für den Champignon charakteristische rötlich-violette Färbung der Lamellen auf der Unterseite des Hutes aufweisen, sind deswegen gefährlich. Der Knollenblätterschwamm hat schon häufig tödliche Vergiftungen hervorgerufen. Er ist höchst giftig; in einem Fall starb ein zwölfjähriger Knabe nach dem Genuß eines Drittels von dem Hut eines mittelgroßen Pilzes. Die Sterblichkeit beträgt etwa 75 Prozent. Welche Gefahr dieser Pilz hervorrufen kann, zeigt ein in München 1884 beobachteter Fall, wo nach der tödlichen Erkrankung zweier Kinder bei der Marktfrau noch ein ganzer Vorrat der Giftpilze konfisziert wurde, die sie als echte Champignons

feilbot. Glücklicherweise hatte sie noch nicht mehr davon verkauft; sonst wäre das Unheil unabsehbar geworden.

Das Gift des Knollenblätterschwamms ist noch nicht sicher bekannt: zwar fand in ihm Kobert einen giftigen Eiweißstoff, das Phallin, das jedoch anders wirkt, vor allem auf das Blut. Außerdem aber wird Phallin beim Kochen unwirksam; es kann also nicht mehr in gekochten Knollenblätterschwämmen wirksam sein, wie es stets der Fall ist. Das Gift muß also noch außer dem Phallin vorhanden sein. Sehr wichtig ist die Thatsache, daß es augenscheinlich durch Kochen mit Essig zerstört wird. Schon 1851 verspeiste Gérard öffentlich 70 Gramm (!) in Essig behandelter Knollenblätterschwämme ohne Schaden. Auch die Italiener kennen diese günstige Eigenschaft des Essigs, wie Husemann berichtet. Das Weggießen der Brühe vor dem Genuß soll ebenfalls das Gift beseitigen. Dies ist ja sehr leicht möglich, wenn das Gift in Wasser löslich ist, und eine sehr einfache Vorsichtsmaßregel. Am besten aber ist es, wenn man auf wilde Champignons überhaupt verzichtet und ausschließlich künstlich gezüchtete genießt, bei denen natürlich Vergiftungen nicht vorkommen können, wenn mit einiger Gewissenhaftigkeit gearbeitet wird.

Vergiftungen kommen ferner bei den Morcheln vor. Unter diesem Namen faßt man eine Reihe von Pilzarten zusammen, die den beiden Gattungen Morchella (echte Morchel) und Helvella (Lorchel) angehören. Erstere sind absolut unschädlich; die Lorchel dagegen enthält in frischem Zustand ein sehr heftiges Blutgift, die Helvellasäure. Indessen ist die Sache nicht so schlimm, wie sie aussieht. Denn die Morcheln sind in getrocknetem Zustand stets völlig ungiftig. In anderer Form werden sie aber kaum genossen.

Ein sonderbarer Geselle ist der buntgescheckte Fliegenschwamm (Amanita muscaria). Mit seinem scharlachroten Hut und den weißen Tupfen darauf ist er der bekannteste Pilz, und für den Laien so recht der Giftpilz an sich. Als Fliegenmittel genießt er eines uralten Ansehens. Er ist thatsächlich sehr giftig, denn er enthält das Muscarin, ein schweres Herzgift, das eigentümlicherweise der direkte Gegensatz zu dem Gift der Tollkirsche, dem Atropin, ist. Man kann buchstäblich eins als das Gegengift gegen das andere benutzen. Seltsam ist die Verwendung des Fliegenschwamms als Genußmittel trotz seiner Giftigkeit.

Die Nomaden Ostasiens brauen sich aus diesem Teufelspilz einen fürchterlichen Schnaps, den sie fanatisch lieben und für den sie sogar ihre Renntiere hingeben. Er soll wunderbare Wirkungen haben; nach seinem Genuß soll man hellgeistig, lebhaft und zu den riesigsten Anstrengungen fähig werden. Sonderbar ist aber auch, daß in Rußland und auch in Ostpreußen u. s. w. Fliegenschwämme noch heute gegessen werden. Die naheliegende Annahme, daß es eine ungiftige Abart geben könnte, ist nicht stichhaltig, da man sie nie hat finden können. Und doch essen die Leute die Pilze. Sie haben eine eigentümliche Zubereitung dieses angenehmen Gerichts, und bisweilen auftretende Vergiftungsfälle wurden von den Landbewohnern darauf zurückgeführt, daß die Pilze nicht „richtig" zubereitet gewesen wären. Wie sie aber „richtig" zubereitet werden, hat man noch nicht recht herausbekommen.

Damit sind die wichtigsten Giftpilze erwähnt; eine Reihe anderer gilt für giftig, aber wohl hauptsächlich deshalb, weil es keinem Menschen einfällt, sie zu essen; untersucht sind sie auf ihre Giftigkeit wissenschaftlich nicht. Man sieht also, daß der einzige wirklich gefährliche Patron der Knollenblätterschwamm ist. Die Angst vor der Pilzvergiftung ist demnach recht übertrieben. Hüten soll man sich nur vor den wilden Champignons; sonst kann man die andern Speisepilze sorglos genießen.

Freilich sollten trotzdem unsere Hausfrauen es sich zur Gewohnheit machen, alle Pilze erst zu kochen und die Brühe fortzugießen; es ist das eine Kleinigkeit, und sie kann doch manches Unheil verhüten. Alle andern Proben, wie der gelbe Milchsaft, das Blauwerden an der Luft, verdächtiger Geruch u. s. w., sind durchaus ungeeignet, einen Giftpilz von einem harmlosen zu unterscheiden.

Rund um den Reichstag.

Von Paul Roland.

Hierzu 12 Momentaufnahmen für die „Woche" von Benninghoven.

Draußen vor dem Reichstagsgebäude, im leuchtenden Frühlingsgrün des Tiergartens ist es jetzt wirklich schöner als drinnen, und den Fremden, die sich Meister Wallots Werk von innen besehen, werden von dem Führer zuweilen als Merkwürdigkeit einige wenige Herren im großen Beratungssaal gezeigt: Reichstagsabgeordnete. „Sind das die Knaben alle?" fragt mit Samuel der Besucher und hört noch, wie der Präsident auf die Unterstützung irgendeines Antrages durch die vorgeschriebene Anzahl von Mitgliedern verzichtet. Mit gutem Grund, es sind ja nicht dreißig anwesend.

Also fassen wir lieber draußen Posto, wo sich, wie der Augenschein lehrt die Mehrzahl der Volksvertreter befinden muß. Mit uns verläßt der preußische Landwirtschaftsminister Herr von Podbielski das Haus. Er hat in der Zolltarifkommission gewirkt, wo ihm die nicht gerade dankbare Aufgabe zugefallen ist, die Vorschläge des Bundesrats gegen seine früheren Parteigenossen von der Rechten zu verteidigen. Aber seine gute Laune läßt er sich augenscheinlich nicht so leicht verderben, und so zieht er vergnügt lächelnd nach gethaner Arbeit seines Weges, als wenn es keine Berliner Milchhändler und Schlächtermeister gäbe, mit denen ein gewöhnlicher Sterblicher sich nicht verfeinden darf. Der ehemalige Generalpostmeister ist eben kein gewöhnlicher Sterblicher, sondern selbst Landwirt und Produzent, kein sogenannter Papieragrarier der seine Kenntnisse nicht aus der Praxis, sondern nur aus Büchern geschöpft hat. Das ist sonst ein beliebter Vorwurf gegen unbequeme Gegner der Landwirtschaft und wird einem Dr. Oertel, dem Chefredakteur des Bundesorgans, wohl auch gelegentlich zurückgegeben. Er, wie der Freiherr v. Wangenheim sind eifrige Anhänger des Bundes der Landwirte, dieser ist sogar dessen Präsident, und er hat sich einmal selbst einen Sandwirt — nicht Landwirt — genannt, um die Bonität seines Gutes Klein-Spiegel drastisch zu bezeichnen. Wie große Leute meistens zu thun pflegen, geht Freiherr von Wangenheim ein wenig gebückt, während



Landwirtschaftsminister von Podbielski.



Wermuth (Direktor im Reichsamt des Innern).

Dr. Oertel mehr in die Breite strebt, was wohl hin und wieder zu einer parlamentarischen Neckerei Anlaß giebt und von dem mit Sinn für Humor begabten, übrigens auch als gewandter Redner bekannten Herrn nicht übel aufgenommen wird. Ziemlich regelmäßig um 9 Uhr herum erscheint auch der Direktor des Reichsamts des Innern Herr Wermuth, ein Zeichen dafür, daß die Zollkommission tagt, und dann läßt auch Herr Rettich, der Vorsitzende, nicht lange auf sich warten. Man könnte diesen Großherzoglich Mecklenburgischen Domänenrat für einen Obersten a. D. halten, während sein Begleiter, Herr Rintelen, der Vertreter des Stadt- und Landkreises Trier, ebenso wie der erste Vizepräsident des Reichstags, Herr Spahn, unschwer in ihren durchgearbeiteten Zügen den alten Juristen erkennen lassen. Der Zufall hat es gefügt, daß der Reichsgerichtsrat Dr. Spahn in dem Augenblick auf die Platte des Photographen geraten ist, als er in der Richtung nach dem Reichstag den Platz vor dem Brandenburgerthor in Begleitung seines Sohnes, des bekannten Straßburger Professors, überschritt, und aus diesem Umstand, der auf Universitätsferien hindeutet, könnte nötigenfalls von einem Historiker der Zeitpunkt der Aufnahme berechnet werden, wenn dabei die erst spärliche Belaubung der Bäume und die Schatten mit in Ansatz gebracht werden. Schwieriger wäre schon eine derartige Feststellung bei dem Mitglied der Reichspartei, dem Abgeordneten Gamp. Aber ich kann eins verraten: er kommt gerade aus einer Zollkommissionssitzung, und das Schriftstück, das er liest, mag es enthalten, was es will, eine Freundschaftsbeteuerung Bebels für den Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat a. D. enthält es gewiß nicht.

Wie sein Parteigenosse Herr v. Tiedemann ist Herr Gamp früher im Staatsdienst beschäftigt gewesen, während sein dunkler Teint ihn eigentlich als



Dr. Oertel (konservativ).



Freiherr von Wangenheim (konservativ).



Vizepräsident Spahn mit seinem Sohn, Professor Dr. Martin Spahn.



von Tiedemann (Reichspartei).

einen Landbewohner kennzeichnet. Jedenfalls ist er auch Rittergutsbesitzer und vertritt einen ostpreußischen Wahlkreis, woran niemand zweifeln wird, der ihn reden hört. Herr von Tiedemann hat durch die seiner Zeit von ihm publizierten Erinnerungen an den Fürsten Bismarck seine eigene Thätigkeit als Chef der Reichskanzlei der jüngeren Generation ins Gedächtnis zurückgerufen und war parlamentarisch bis dahin nur im preußischen Abgeordnetenhaus als freikonservatives Mitglied aufgetreten, während er diesem Reichstag zum erstenmal angehört.



Dr. Kintelen (Zentrum). Rettich (konservativ).



Geheimrat Gamp (Reichspartei).

Er ist also Doppelmandatar, d. h. einer von denen, auf die der Reichstagspräsident mit ziemlicher Sicherheit zählen kann, so lange eben der Landtag seine Pforten nicht geschlossen hat. Tritt dieser Fall ein, dann werden freilich in der Umgebung des Reichstags nur noch sehr wenige Abgeordnete ihren Wechsel innehalten, auf dem ihnen der Photograph nachstellen kann, und lediglich Mitglieder der Zollkommission — ihr Einkommen hat sich, wie die Steuerbehörde sich für die nächste Einschätzung vorgemerkt hat, um 2400 Mark erhöht — schleichen durch die Sommerglut in die kühlen Räume, und auch die eifrigsten von ihnen, zu denen wohl der Vertreter der Großindustrie, der Nationalliberale Herr Beumer, gehört, werden wohl zeitweise sich vertreten lassen und so der Steuerbehörde eine Enttäuschung bereiten. Ob gerade Herr Rickert sich Herrn Richter zu seinem Stellvertreter erbitten wird, erscheint mir fraglich, wenn schon sie in den Zollfragen im großen und ganzen diesmal einig sein werden, ein seltenes Ereignis, denn es scheint ein Naturgesetz zu sein, daß sich die politisch am nächsten stehenden Parteien am allerheftigsten befehden. Für die nicht in Berlin Wohnenden sei bemerkt, daß der Abgeordnete Rickert nicht etwa aufgenommen ist, wie er einen Barrikadenbau leitet: die Pflastersteine rühren vielmehr von der Kabellegung her, die in der nächsten Umgebung des Reichshauses vorgenommen wurde, und auch der Abgeordnete Heim, der bekannte Führer des bayrischen Bauernbundes, geht auf dem Bild einer der provisorischen Brücken entgegen, die über die Sommerstraße mit ihren tiefen Gräben geschlagen sind. Ob das symbolisch aufzufassen ist? Schwerlich. Der Bauernbund will die Brücke der Verständigung nicht betreten, und wenn sich Dr. Heim auch, um eine seiner Redeblüten zu benutzen, „Schwielen an das Trommelfell sitzen" sollte, und darum schaut er so nachdenklich drein.


Eugen Richter (Freisinnige Volkspartei).


Beumer (Nationalliberal).


Dr. Heim (Zentrum).


Rickert (Freisinnige Vereinigung).

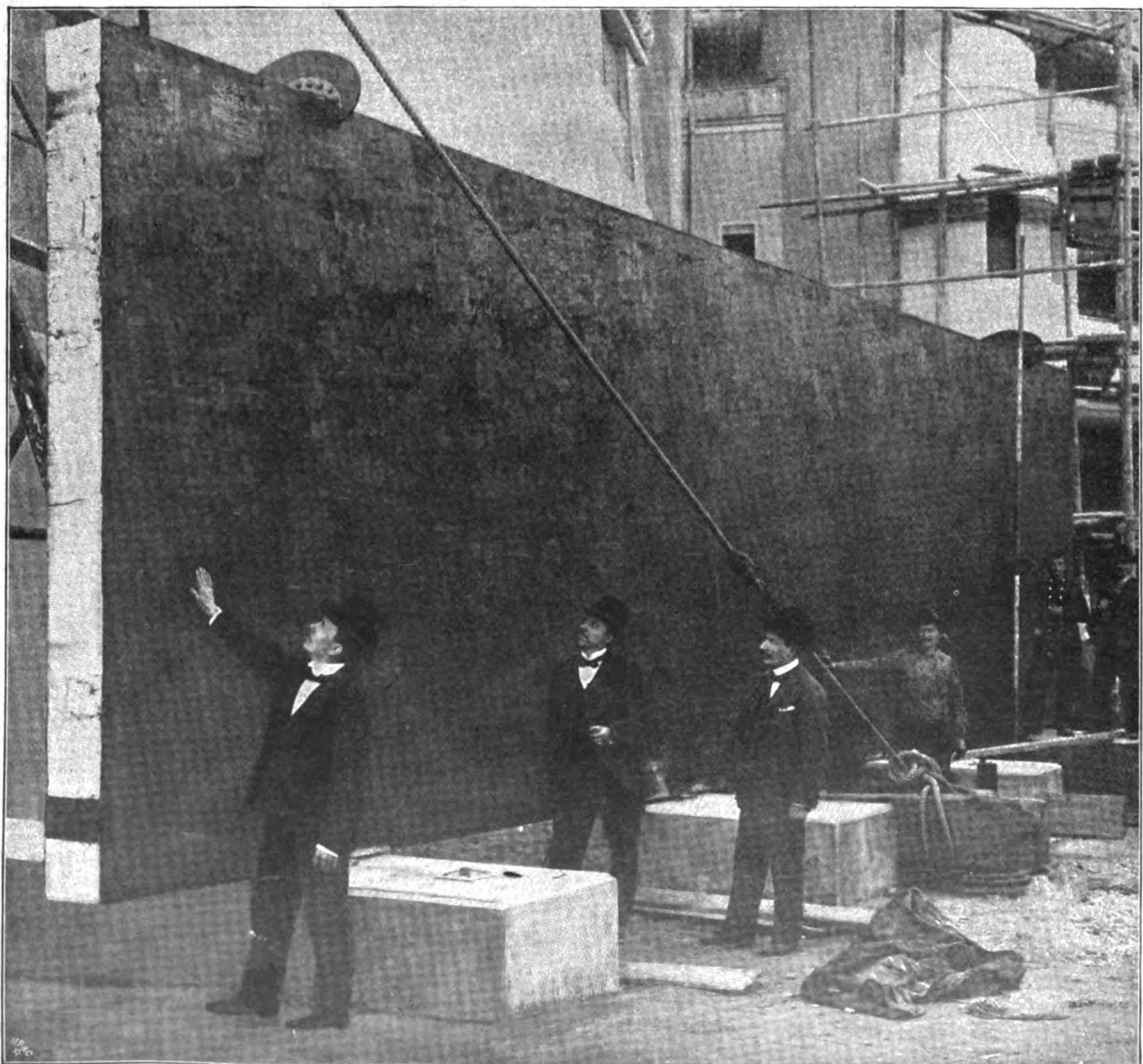
Was die deutsche Stahlindustrie leistet.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

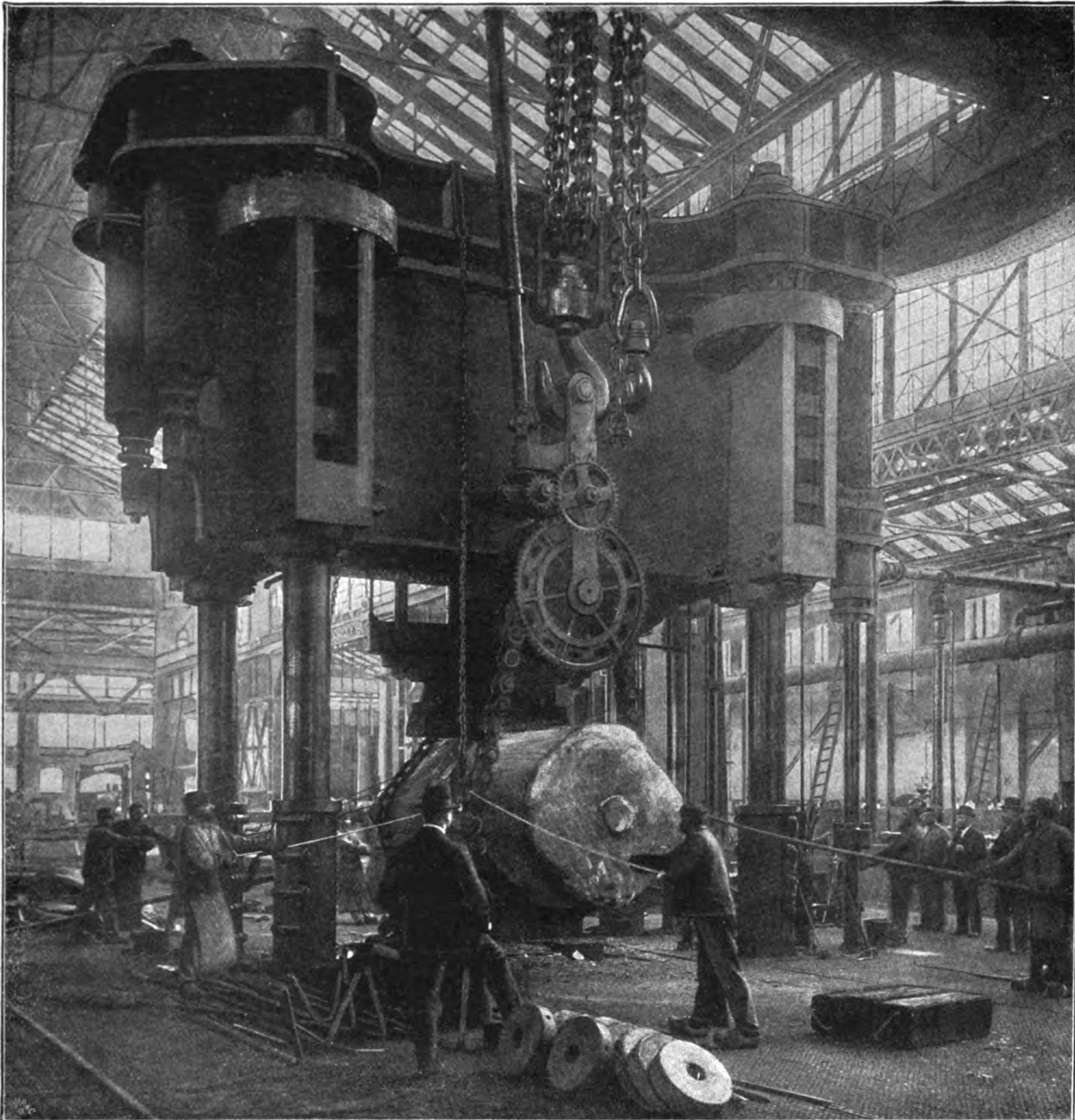
Zum Schutz der Besatzungen und aller Lebensteile der Schiffe gegen die verheerende Wirkung feindlicher Geschosse sind bei allen großen Mächten, die über eine Kriegsflotte verfügen, nicht nur die Linienschiffe, sondern auch eine Anzahl großer Kreuzer mit Panzerschutz versehen. Das Zweckmäßige und das Notwendige einer solchen Anordnung haben in jüngster Zeit sowohl der japanisch-chinesische wie auch der amerikanisch-spanische Krieg gelehrt, und mehr als je zuvor herrscht heut bei allen großen Marinen das Bestreben, in Bezug auf Panzerung den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen.

Neben einigen wenigen Staaten ist Deutschland in der glücklichen Lage, nicht nur alle seine eigenen Schiffe mit den Erzeugnissen heimischer Werke panzern und armieren zu können, sondern überdies noch an andere Mächte das für ihre Kriegsschiffe erforderliche Panzerungsmaterial abzugeben. Deshalb ist es wichtig und wertvoll, daß im Ausland genaue Kenntnis darüber verbreitet wird, wie unübertroffen das deutsche Material in seiner Güte ist und welch hohe Stufe von Leistungsfähigkeit die deutsche Stahlindustrie erreicht hat.

Beredtes Zeugnis haben ja hiervon schon längst die zahlreichen Resultate der Schießübungen der Schiffsartillerie gegen Panzerplatten abgelegt, die entweder in der Kruppschen Gußstahlfabrik in Essen selbst hergestellt oder nach Kruppschem Verfahren bearbeitet worden sind. Einen weiteren Beweis von nicht minderer Bedeutung bringt die diesjährige Düsseldorfer Ausstellung, zu der von weit und breit alle Nationen zusammenströmen werden, um deutschen Fleiß, deutsches Wirken und Schaffen, deutsche Erfolge zu bewundern und in ihrer Heimat weiterzuverbreiten. Auf dieser Ausstellung findet sich im Krupppavillon unter andern auch eine Panzerplatte, die zwar ihrer Uebergröße



Die grösste Nickelstahlplatte, die bisher gewalzt wurde (Gewicht 106 000 kg).

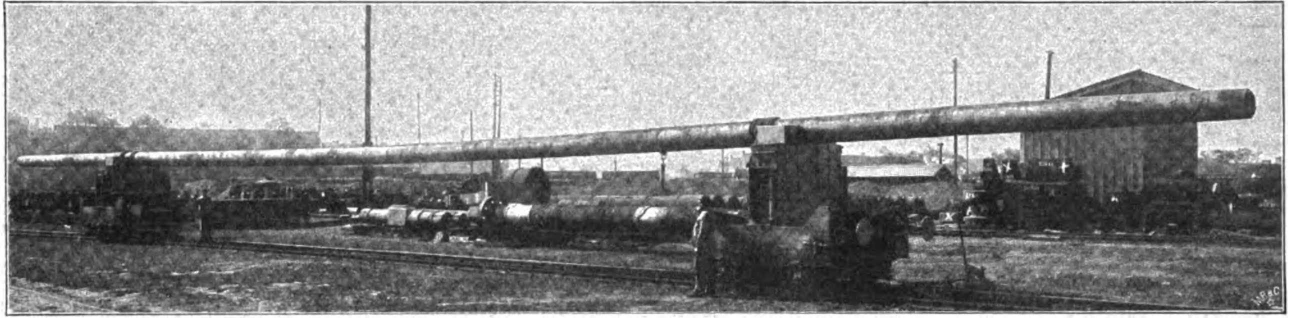


Der Tiegelstahlblock, aus dem die Schiffswelle (S. 858) geschmiedet wurde, unter der hydraulischen Presse.

wegen zur Panzerung von Schiffen keine Verwendung finden kann, aber ein glänzendes Zeugnis dafür ablegt, welch erstaunliche Leistungen auf diesem Gebiet die Kruppsche Panzerwerkstatt zu vollbringen vermag. Die S. 856 abgebildete Nickelstahlplatte, die die größte ist, die bisher je gewalzt wurde, hat bei einer Länge von 13,6 Meter, einer Breite von 3,4 Meter und einer Dicke von 30 Zentimeter ein Gewicht von 106 000 Kilogramm (106 Tonnen) und ist aus einem Stahlblock von 130 000 Kilogramm ausgewalzt worden, der bei 4,36 Meter Höhe, 3,78 Meter Breite eine Dicke von 1,02 Meter hatte. Zum Anheben und Niederlegen dieser Platte auf einen Eisenbahnwagen von Essen nach Düsseldorf dienten zwei elektrisch betriebene Laufkräne von je 75000 Kilogramm Tragfähigkeit, während zur Beförderung selbst ein auf 32 Rädern ruhender Waggon der Kruppschen Fabrik benutzt wurde. Das zweite der imposanten Meisterstücke der modernen deutschen Stahlindustrie findet sich gleichfalls im Krupppavillon in Gestalt der S. 858 abgebildeten Schiffswelle.

Einer der für die Fortbewegung des Schiffes und namentlich für seine Sicherheit auf hoher See wichtigsten Faktoren ist die Festigkeit und Zuverlässigkeit der Schiffswellen, die bekanntlich dazu dienen, die von der Hauptmaschine erzeugte Kraft auf die das Schiff treibenden Propellerschrauben zu übertragen. Ein Bruch der Welle beraubt das Schiff seiner fortbewegenden Kraft und macht es zu einem willenlosen Spiel von Wind und Wogen, da es in einem solchen Fall dem Steuer nicht mehr zu gehorchen vermag.

Mit den wachsenden Dimensionen der modernen Schiffe und namentlich der Schnelldampfer wuchsen



Die grösste bisher geschmiedete Schiffswelle (45 Meter lang).

natürlich auch die Abmessungen der Schiffswellen. Die von Krupp ausgestellte Welle dürfte den neusten Anforderungen des Schiffsbaus nicht nur entsprechen, sondern sie sogar weit übertreffen. Die Welle ist nicht mit Rücksicht auf eine unmittelbare praktische Verwendung hergestellt worden, sondern soll lediglich dazu dienen, die Leistungsfähigkeit der Werkstätten der Kruppschen Gußstahlfabrik darzuthun.

Der Tiegelstahlblock, aus dem die Welle von 45 Meter Länge und 52 000 Kilogramm Gewicht geschmiedet wurde, hatte eine Länge von 3,90 Meter, einen Durchmesser von 1,85 Meter und ein Gewicht von annähernd 80 Tonnen (Abb. S. 857). Sein Guß erfolgte aus 1768 Tiegeln, die von 490 Mann bedient wurden, und nahm ungefähr 30 Minuten in Anspruch. Blöcke von diesem Gewicht stellen noch nicht die größtmögliche Leistung des Essener Werks dar, es können vielmehr Tiegelstahlblöcke bis zu einem Gewicht von 85 000 Kilogramm und Martinstahlblöcke bis zu einem Gewicht von 120 000 Kilogramm gegossen werden.

Vorerwähnte Welle stellt das größte bisher ausgeführte Schmiedestück dar. Der Block wurde unter einer 5000tonnigen hydraulischen Presse (vgl. Abb. S. 857) zu einer Länge von annähernd 46 Meter ausgeschmiedet, wozu 22 Hitzen und 62 Schmiedestunden erforderlich waren. Die Hohlbohrung der Welle geschah um ein Kernstück herum, das nach der Bohrung in einem Stück aus der hohlen Welle herausgeholt wurde und in Düsseldorf mit ausgestellt ist.

Sonntag früh.

Skizze von Hans Bethge.

Sie saß am offenen Fenster im Lehnstuhl, von blendenden Kissen umgeben, und sah auf ihre schmalen Hände, die ihr verschränkt im Schoß lagen. Es waren gläserne, kranke Mädchenhände, auf denen sich die blauen Adern deutlich abzeichneten, Hände, die den Anschein erweckten, als ob sie schon nicht mehr einer Lebenden angehörten. Sie waren ganz weiß. Nur die Nägel zeigten noch eine schwache Röte, und dort, wo die Knöchelchen lagen, schimmerte es rosa.

Sie regte die dünnen Finger, hob die eine Hand und hielt sie gegen das Licht, um das Blut schimmern zu sehen. Es leuchtete sehr blaß, blasser als vor einigen Tagen noch, und es fiel ihr jetzt auch viel schwerer, die Hand zu erheben. Es ging schnell abwärts.

Sie legte die Hand in den Schoß zurück, lächelte und sah zum Fenster hinaus. Draußen war der Frühling. Er war schöner als sonst, wärmer, blütenreicher. Dicht vor dem Fenster schwankten blaue Fliedertrauben und verschwendeten einen süßen Duft, der wie lichte Wolken ins Zimmer zog. Goldregenbäume standen dahinter und leuchtende Schneeballen und all die bunten Sträucher, die unser Auge im jungen Frühlingsglanz immer von neuem zu entzücken pflegen. Auch Jasmin war in Menge da; aber der blühte noch nicht. Und aus der Ferne schlug eine Nachtigall.

Sie sah mit ihren großen, blauen Augen in all den Glanz und ließ die strahlende Sonne ungehindert in ihr Gesichtchen fallen. Einmal hustete sie, leise und heiser. Dabei neigte sie sich sanft vornüber. Dann schmiegte sie den Kopf in die Kissen und träumte.

Von der Vergangenheit. An die Zukunft dachte sie nicht gern; o, die war so grausam — so grausam ...

Sie war von Kind auf zart gewesen, immer schwächlich und blaß. Aber daß es schon in so jungen Jahren so weit kommen könnte, das hatte sie doch nicht geglaubt.

Sie artete ganz nach der Mutter; die war lange, lange tot. Sie hatte ein schönes Grab draußen auf dem St. Lukaskirchhof, ein Grab in lauter Rosen und Immergrün und mit einem weißen, goldbeschriebenen Marmorkreuz darauf. Sie hatte ihre Mutter nie gekannt, aber sie hing mit schrankenloser Liebe an ihr. Sie pflegte ihr Grab, jedes Andenken an die Tote war ihr ein Heiligtum, und was ihr der Vater von ihr erzählte, vergaß sie nie.

„Sie war ganz wie du, Annalisa," pflegte der Vater zu sagen, „so zart und so schlank. Du hast alles von ihr: deine blauen Märchenaugen, dies reiche Haar und diese feinen, zerbrechlichen Hände. Und auch die Stimme. Nur daß sie weniger sprach als du und auch leiser. Sie war allezeit kränklich, Lisa. Siehst du, das wenigstens hat sie dir nicht vermacht: du bist mein gesundes, kerngesundes Mädel, nicht wahr?"

Da nickte sie denn. Sie war ja auch ganz gesund. Nur daß sie das Herumtollen nicht so aushielt wie die andern Mädchen. Sie bekam so leicht Stiche auf der Brust, und sie tollte doch so gern.

Der Vater hätte es ihr auch sagen sollen, daß es für ein Mädchen, wie sie, gefährlich sei, mit den andern umherzujagen. Aber er war zu schwach und zwang sich, zu denken, daß es wohl auch gar nicht so schlimm sei, wie er in trüben Stunden fürchtete. Es war nicht recht von ihm. Er scheute sich, ihr die junge Lust zu verbieten. Sie hätte dann vielleicht gemerkt, weshalb man es ihr verbot. Denn sie war ein kluges Mädchen.

Aber sie merkte es bald auch so. Die Stiche sagten es zu deutlich. Doch verriet sie keinem etwas davon, daß sie es wußte. Sie wollte ihren Vater nicht betrüben und vor allem: sie wollte nicht als siech bedauert werden: das wäre ihr das Furchtbarste gewesen. Sobald man von jemand weiß, daß eine Krankheit an ihm nagt, ist seine Schönheit, und sei sie noch so blendend, in den Augen der Menschen dahin. Nur Gesundheit ist schön. Man sieht sie mit lachenden Augen und nähert sich ihr, so viel man kann. Für Krankheit hat man Mitleid und Scheu. Man wird befangen ihr gegenüber, das goldene Lachen in den Augen erstirbt, und man wendet sich ab, schnell ab.

Dies alles wußte Lisa. Und sie wollte durchaus kein Mitleid haben und denen, die um sie waren, keine Scheu einflößen, nur das nicht! Aber sie begann mehr und mehr zu ahnen, was ihr bevorstand. Nur glaubte sie immer noch nicht, daß es so bald kommen würde. Sie hoffte immer noch, wenigstens so alt zu werden, wie ihre tote Mutter geworden war. Sie bat ihren Gott so viel darum, ihr diesen einzigen Wunsch zu erfüllen, denn gar so jung von dieser verheißenden Erde — das ist zu grausam. Aber Gott that es nicht.

Lisa trug ein großes, heimliches Verlangen in sich, über das sie sich selbst nicht klar wurde. Da sie ein nachdenkliches Geschöpf war, wie alle Leidenden, so dachte sie unablässig darüber nach, wohin eigentlich ihr Verlangen ging. Besonders nachts, wenn der Vater glaubte, sie schliefe, und sie mit wachen Augen, die Arme unter dem Kopf verschränkt, in die Finsternis sah.

War es die Mutter, nach der sie verlangte? Erst glaubte sie's. Aber wenn sie dann neben ihrem Grab stand und ganz versöhnlich, still und ohne Klage an die Tote dachte und leise den Sprühregen der kleinen Gießkanne über den Epheu rieseln ließ, ohne daß das Herz ihr zuckte, dann schüttelte sie den Kopf: nein, das war es nicht.

Auch der Frühling, auch der Sommer war es nicht. Denn diese Zeiten schläferten ihre Sehnsucht nicht ein. Sie brannte rastlos weiter.

Oder war es die Gesundheit?

Aber nein. Es kamen Tage, es kamen Wochen, in denen eine wundervolle Hoffnung durch ihr Inneres zog. Hoffnung auf Genesung. Sie fühlte sich dann leicht und frisch, der Schleier vor den Augen war gewichen, ihre Brust atmete frei, ihre Farben lachten, sie glaubte wirklich, daß sie genesen werde — o, sie mußte ja — sie war ja jetzt ganz gesund — alle Leiden vergangen . . .

Aber das Verlangen blieb. Also auch das war's nicht.

Und sie kam nicht dahinter. Ihr Wunsch nach dem Unbestimmten blieb, und sie grübelte weiter darüber nach. Und ihre Hoffnungstage wurden kürzer und kürzer.

Lisa weinte oft. Sie fühlte nun doch deutlich, daß es bald zu Ende ging. Daß alle Hoffnung Thorheit war. Daß nichts, nichts helfen konnte.

Sie weinte über ihre Jugend, über all das Glück, das sie nicht kosten durfte, wie die andern Mädchen, über . . .

Es war an einem Frühlingsabend. Sie war zeitig zu Bett gegangen, denn sie fühlte sich kränker als sonst — und mitten im Weinen hörte sie auf. Ihre Augen leuchteten. Es war ganz stille. Nur das Nachtlicht auf dem Oelglas knisterte leise, leise.

Ueber . . .

Sollte es das etwa sein, was die Menschen die Liebe nannten? Wie? Wer liebte sie denn? Die Mutter war tot. Der Vater? Der hatte gar keine Zeit für sie. Er mühte sich den ganzen Tag im Geschäft. Er küßte sie zwar oft auf die Stirn — sehr oft sogar — aber er sah sie immer so an dabei, so tief und wie mit verhaltenen Thränen, daß ihr unter seinem Kuß gar nicht wohl und warm werden konnte. Im Gegenteil: sie wurde noch trostloser dadurch. Es schien, als ob sich der einsame Mann selbst nach mehr Sonne sehnte.

Und die andere, die große Liebe, die sie nur ahnen konnte? Sie kannte sie nicht. Sollte es das etwa sein?

Sie sann die ganze Nacht. Und am andern Morgen war sie so blaß, daß alle erschraken.

Sie kam nun nicht mehr aus dem Zimmer. Der Husten wurde immer ärger und wich nicht mehr. Sie konnte nur noch schlecht gehen. Und die Stiche, die gräßlichen Stiche.

Man führte sie immer an das Fenster, in den Kissenstuhl, damit sie den Frühling genösse. Da saß sie denn, sah hinaus in die blühende, verheißungsvolle Welt, mit der sie nichts, aber auch gar nichts mehr gemeinsam hatte, hörte die Vögel singen und in der Ferne den Mühlbach gehen — und wartete ab. Sie weinte schon längst nicht mehr. Aber wenn es bisweilen ganz besonders schön war, der Duft der Blüten betäubend, der Himmel weit und blau und die Kirchenglocken klangen, deren Ruf sie nicht mehr folgen konnte, dann wurde die Sehnsucht wieder mit doppelten Schmerzen in ihr wach. Dann schloß sie die Augen, dann kam ein Zug wie tiefe Wehmut, etwas Madonnenhaftes in ihre blassen Mienen — sie sehnte sich — und dann stahl sich wohl auch eine Thräne aus ihren langen Wimpern hervor.

So war es auch heute. Warme, weiche, duftsüße Luft, recht für kranke Seelen und Leiber, ein Rauschen aus weitem Blau, der träumende Sang einer Nachtigall und sanftes, sanftes Glockenschwingen. Das griff ihr ans Herz. Sie lehnte sich zurück, die Augen, um die zwei dunkle Ränder liefen, geschlossen. Sie fühlte sich heute unglücklicher als je. Die Brust war ihr so wund. Es arbeitete darin und stieg als heiserer Husten auf, der sich nicht hemmen ließ, auch wenn sie sich noch so sehr sträubte.

Ihr Atem ging hörbar. Es war ein leises Röcheln. Sie lag regungslos, süß wie ein Engelsbild, und langsam schwanden ihr die Gedanken. Ihr Mündchen öffnete sich in frohem Lächeln. Die Frühlingsluft hatte sie überwältigt. Sie war eingeschlafen.

Draußen gingen die sonntäglichen Glocken immer noch. Die Nachtigall hatte zwar aufgehört, aber andere Vögel erfüllten jetzt die Luft mit ihren Liedern. Der Himmel und die Sonne lachten weiter, und der Flieder nickte mit seinen reichen, blauen Trauben wie sonst ins Fenster hinein.

Sie merkte nichts mehr von alledem. Sie war glücklich . . . war glücklich . . .

Indische Fakire.



1



2



3



4

Die Fakire, ursprünglich eine religiöse Sekte von Asketikern, die in Indien vor dem englischen Regiment noch viel mehr Anhänger hatte als jetzt, sind sozusagen Heilige, in der Art, wie die arabischen Derwische, und leben von Almosen, die ihnen namentlich auf dem Lande häufig und willig gespendet werden. Aber auch solche Leute, die sich nicht durch Betteln, sondern durch Zauberkunststücke, Wahrsagen, Schlangenbeschwören u. s. w. ihr Brot verdienen, nennt man gewöhnlich Fakire.

Auf unsern Bildern ist das Bravourstück, der sogenannte Korbtrick dargestellt. Auf Abb. 1 sieht man, wie Prinz Ishmael — so nennt sich der Hindukünstler, bei uns zu Land würde er sich wahrscheinlich Professor nennen — seine Schwester bezaubert, was natürlich nur als eine Introduktion zu betrachten ist. Nachdem der Fakir der Dame mit einem Band die Hände vor das Gesicht gebunden hat, schließt er sie in ein starkes Knotennetz ein (Abb. 2 u. 3). So stellt sie der Fakir auf den Rand eines Korbes (Abb. 4) und läßt sie in dieser Lage mit dem Korbdeckel auf ihr liegend (Abbildung 5). Dann verschwindet auf einen Schuß oder ein anderes Signal hin die Gestalt, manchmal noch mit einem Tuch bedeckt, im Korb. Ist dies geschehen, so stellt der Zauberer den Korb aufrecht mit der Oeffnung nach dem Publikum, damit es sich überzeugen kann, daß nichts im Korb enthalten ist. Ja, um alle Zweifel zu benehmen, sticht er mit einem spitzen Degen, wie auf Abb. 6 dargestellt ist, nach allen Richtungen in den Korb hinein. Muß man nicht denken, daß im nächsten Augenblick Blut fließen wird? Nun läßt der Fakir das Schwert ruhen und wendet sich gewöhnlich mit einer kleinen Ansprache an die Zuschauer, klagt, daß seine Schwester, sein Sohn, oder wen er gerade zu dem Trick benutzt hat, verschwunden ist u. s. w., dann spricht er Beschwörungen, klopft wohl auch

mit seinem Stab auf den Korb oder klatscht in die Hände, und plötzlich steht die verschwundene Gestalt, aller Banden ledig, im Korb, wie auf Abb. 7 zu sehen ist. Ein genauer Beobachter wird sich wohl eine Vorstellung machen können, wie die Sache vor sich geht. Wenn man auf den bauchigen Rand des Korbes aufmerksam macht, dann wird gewiß manchem ein Schlüssel zu dem Rätsel gegeben sein.

Bei uns zu Lande ist man gewöhnt, Zaubervorstellungen auf einer Bühne zu sehen, wo dem „Professor" Versenkungen, Schnüre, Kulissen und zahlreiche unsichtbare Hände zur Verfügung stehen; nicht so in Indien. Der Fakir eröffnet seine Vorstellung auf der Straße, in einem Garten, auf Deck eines Schiffes, irgendwo, ohne irgendwelche Vorbereitungen. Die paar Sachen, die er braucht, trägt er mit seinen Angehörigen in Körben an Stangen über der Schulter.

In Bombay treiben sich kleinere und größere derartige Künstlergesellschaften zu Dutzenden auf den Straßen herum; der bekannte Klang einer kleinen Trommel lockt Neugierige, namentlich Fremde, an die Fenster; der Fakir thut durch Gebärden kund, daß er eine Vorstellung geben möchte, lüftet wohl auch den Deckel eines der Körbe, aus dem sich die Köpfe von ein paar Brillenschlangen erheben, und sucht so die Schaulust zu erregen. Das „Honorar", das man den Fakiren verabfolgt, ist gewöhnlich nicht sehr hoch, und wenn ein Fremder eine ganze Rupie (etwa 1,35 Mark) spendiert, so kann er sicher sein, von den Künstlern für einen Bara sahib (großen Herrn) gehalten und als solcher angeredet zu werden.


5


6


7

So wie alle Inder, sind auch die Fakire gute Geschäftsleute und haben Unternehmungsgeist. In allen Ländern, die der weite Indische Ozean bespült, und noch weiter fort findet man indische Kaufleute, und überall, wo ständige Kolonien von Indern sich gebildet haben, da kommen auch Fakire hin. Sie reisen natürlich bescheiden als Deckpassagiere, und wenn die See es irgend erlaubt, fangen sie sofort an, ihre Passage abzuarbeiten. Sobald alle Mitreisenden zur Ruhe gekommen sind, hört man den bekannten Ton der kleinen Trommel, die Künstler geben eine Vorstellung, der auch dieser oder jener von den vornehmeren Kajütenpassagieren beiwohnt. In Bagamoyo an der deutsch-ostafrikanischen Küste traf ich einmal eine aus fünf Personen bestehende Truppe von Fakiren, die aus der Gegend von Lahore stammten. Das Haupt der Gesellschaft erzählte mir, daß er mit seinen Angehörigen zu Hause mit vier Rupies für Kost und Wohnung für den Monat reichlich auskäme. „Hier in Bagamoyo ist die kleinste Münze der Pesa" (Pesa = 2 Pfennig), sagte er, „bei uns wechselt man den Pesa in Kaurimuscheln um, und damit kauft man dann ein." Für einen Pesa bekommt man je nach dem Kurs 60 bis 100 Muscheln, die einen Ausfuhrartikel von Ostafrika bilden und auch in verschiedenen Ländern des Innern von Afrika als Scheidemünze dienen.

Außer dem Korbtrick machen die Leute noch andere verblüffende Kunststücke: das Wachsen des Mangobaumes vor den Augen der Zuschauer, Tanzen auf scharfen Schwertern mit bloßen Füßen u. s. w.

Kurt Toeppen.

HANNS ANKER

Die Storchlegende.

Von Fritz Skowronnek.

Hierzu 5 Momentaufnahmen von Ottomar Anschütz, Berlin.

Es sind nur wenige Vögel, die mit dem Menschen zusammen siedeln: der Spatz, die Schwalbe und der Storch. Sie bauen ihr Nest in oder auf dem Anwesen des Menschen, ohne jedoch in nähere Beziehungen zu ihm zu treten. Sie verlangen eben nichts weiter, als daß man sie ungestört brüten und ihre Jungen erziehen läßt. Der Mensch dagegen spinnt allerlei geistige Fäden, die ihn mit dem Gast verbinden. Das geringste Wohlwollen genießt der Spatz. Oft genug wird sein Nest zerstört, um die allzu starke Vermehrung des Kirschenräubers zu hindern.

Viel ruhiger und sicherer siedeln die Schwalben unter dem Schutz des Menschen, der sie nicht nur als eifrige Insektenjäger schätzt, sondern sich auch an ihren Flugkünsten und an ihrem innigen Familienleben erfreut. Nur die Imker haben eine starke Abneigung gegen die Schwalben, die ihre Honigträger wegfangen.

Am wenigsten Anfechtung hat der Storch zu erdulden. Wenn er am Marientag — 25. März — von seiner Winterreise zurückkehrt, jubeln die Kinder ihm zu:

„Storch, Storch, du Guter,
Bring mir einen Bruder,
Storch, Storch, du Bester,
Bring mir eine Schwester.“

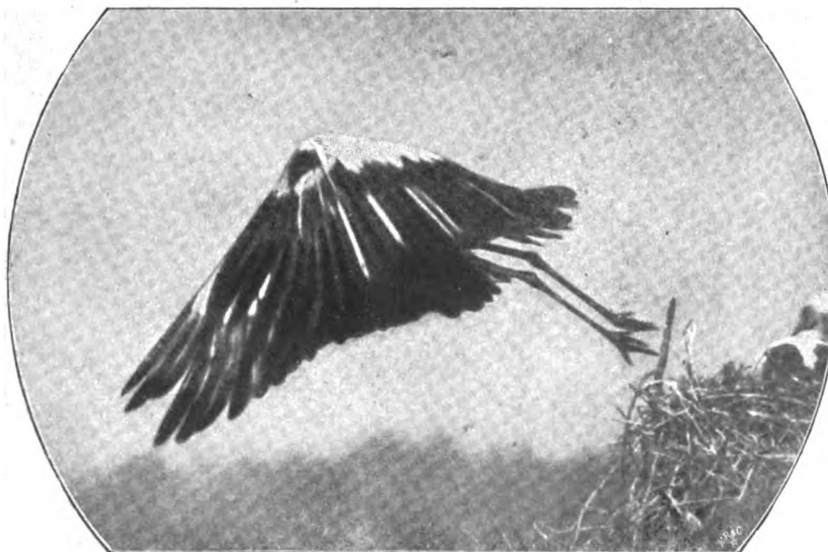
Die Erwachsenen greifen, sobald sie ihn zum erstenmal im Jahr erblicken, eiligst in die Tasche und lassen das Geld darin klimpern, weil sie glauben, daß nun ihr Beutel nie ganz leer werden wird. Der Bauer läßt vorsorglich ein Rad oder eine alte Egge auf das Scheunendach legen und wartet sehnsüchtig, daß ein Storchenpaar dieser Einladung Folge leistet und auf seinem Anwesen mit dem Nestbau beginnt. Denn im Volksglauben ist jedes Gehöft, das der Storch bewohnt, gegen Blitzschlag und Feuersgefahr gefeit. Außer diesem Aberglauben steht dem Herrn Adebar noch das Ansehen zur Seite, das er als liebevoller Ehemann und sorgsamer Familienvater genießt. Das muß man ihm ja lassen: wenn Frau Adebar brütet, ist er von früh



Auf Wache.

bis spät auf den Beinen, um die Gattin mit allen Delikatessen zu erquicken, die Feld und Wiese bieten. Und wenn gar schon Junge im Nest sind, dann wetteifern die beiden Alten im Heranschleppen der Atzung.

Weshalb aber rechnet man dem Storch als ein besonderes Verdienst an, was jedes Tier an seinen Jungen thut, das sanfte Reh ebensogut wie der raubgierige Marder? Und wenn man das Eheleben des Adebars rühmt, dann soll man die Vorgänge nicht vergessen, die sich sehr oft vorher abspielen. Da sieht man ein Paar emsig an seinem Nest bauen. Eines Tags erscheint ein Nebenbuhler auf dem Plan. Sofort beginnt ein heftiger Kampf zwischen den beiden Männchen. Dem Sieger gehört stets das Weibchen, das ohne Widerstreben mit dem Eindringling, der ihren Gatten getötet, das glücklichste Familienleben beginnt. Im Urzustand wird's bei den Zweihändern auch nicht anders gewesen sein, aber wenn wir unser jetziges Empfinden zum Maßstab nehmen, müßte unsere Hochachtung vor dem Eheleben des Storchs doch wesentlich eingeschränkt werden!



Der Absturz.

Was sagt man aber zu der Thatsache, daß sehr viele Störche ein ganz eheloses Dasein führen? In der großen Oeffentlichkeit ist es noch nicht bekannt, aber die Grünröcke, deren Revier an Bruch- und Wiesenflächen grenzt, wissen es schon lange, daß zahlreiche Störche überhaupt nicht nisten. Tagsüber spazieren sie auf dem Feld umher, und abends ziehen sie nach dem Wald, um auf einzelstehenden Kiefern und Eichen ihr Nachtquartier aufzuschlagen. Aus manchen Gegenden liegen Beobachtungen vor, daß auf einem Gebiet, in dem etwa acht oder zehn Paare nisten, mehr als hundert ledige Störche leben. Noch

weiß man nicht, ob die Natur ihnen die Fähigkeit der Fortpflanzung schuldig geblieben, oder ob sie aus freiem Antrieb das bequeme Dasein eines Einspänners dem mühevollen Eheleben vorziehen. Man weiß auch nicht, ob man es mit einem Ueberschuß von Männchen oder Weibchen zu thun hat, die beim besten Willen keine Lebensgefährtin haben finden können. Aber an der Thatsache, daß es recht viele ledige Störche giebt, ist nicht zu rütteln.

Die Legende, die Herrn Adebar umgiebt, beruht nicht zum geringsten Teil auf der Annahme, daß er ein nützliches Tier sei. Wer genauer beobachtet, wird zu der entgegengesetzten Ansicht gelangen. Und die Jäger haben schon seit geraumer Zeit begonnen, dem ehrwürdigen Vogel, der so gravitätisch durch das Feld spaziert, auf den Dienst zu passen; daß er Frösche, Schlangen und Mäuse vertilgt, ist nicht zu bestreiten.

Aber liegt denn das Wegfangen der Frösche im Interesse der Menschen? Durchaus nicht! Denn



Heimkehr.



Ein sorglicher Hausvater.

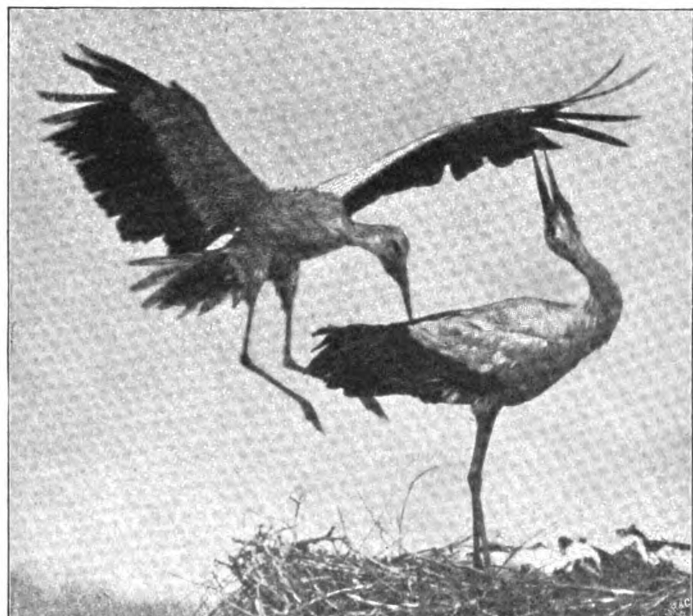
das Geschlecht der Frösche richtet nicht nur keinen Schaden an, sondern nützt durch eifrige Vertilgung von Mücken und Fliegen aller Art. Und gering ist das Verdienst des Herrn Adebar, wenn er ab und zu eine ungiftige Ringelnatter, die auch den Mäusen nachstellt, erwischt. Vollends falsch ist es, ihn als Mäusefeind zu loben. Gewiß: er wird ein fettes Mäuslein, das ihm über den Weg läuft, nicht verschmähen. Aber wenn er nur von dieser Jagd leben sollte, dann würde er samt seinen Jungen elendiglich verhungern.

Er findet eben viel leichter zu erhaschende Beute und — nimmt sie! Er verschmäht es sogar, die Wiese abzusuchen, auf der es von Fröschen wimmelt, und wandert lieber in der jungen Saat umher, weil er dort die Nester der Lerchen und der andern an der Erde brütenden Singvögel findet. Es ist ihm gleich, ob er angebrütete Eier oder nackte Junge im Nest findet. Mit einem Griff seines Schnabels packt er das ganze Nest und trägt es heim. Das ist nicht etwa eine unerwiesene Behauptung, sondern

eine Thatsache, an der kein Freund des Herrn Adebar vorbei kann. Und ebenso unbestreitbar ist es, daß der Storch jeden Junghasen nimmt, den er findet.

Leider findet er so ziemlich alle, die in seinem Jagdrevier das Licht der Welt erblicken. Auf jeden Fuchs rechnet der Jäger im Jahr sechzig Hasen, die dem schlauen Räuber zum Opfer fallen. Mindestens ebensoviel kann er dem Storch auf sein Schuldkonto schreiben. Hat er erst einen gefunden, dann holt er sich die andern mit leichter Mühe, denn die Junghasen eines Wurfs entfernen sich in den ersten Wochen ihres Daseins nicht weit von der Stelle, wo sie gesetzt worden sind.

Es ist hohe Zeit, diese Thatsachen vor der breitesten Oeffentlichkeit zu besprechen und die Storchlegende, die den Kindern schon in der Schule erzählt wird, zu zerstören. Mag es dem Volksgemüt, das dem Adebar so viel Sympathie entgegenbringt, eine schmerzliche Wunde



Eine Familienscene.

schlagen — es muß ausgesprochen werden, daß wir unsere Liebe einem Unwürdigen zugewandt haben, der trotz seines ehrbaren Benehmens nichts weiter ist als ein schlimmer Räuber. Den Hausfrauen auf dem Land, die sich oft das Verschwinden eines Kükens oder jungen Entleins nicht zu erklären wissen, sei schließlich noch der Rat gegeben, Herrn Adebar genau zu beobachten. Sie werden bald dahinterkommen, daß sie ihre Sympathie einem scheinheiligen Bösewicht zugewendet haben! Aber auf dieser Welt des schönen Scheins, wo so viele Wölfe im Schafsgewand umherspazieren und Verschlagenheit sich gern hinter biedermännischer Maske verbirgt, kann man dem stelzbeinigen Sünder schließlich nicht grollen und wird ihm um mancher drolligen Eigenschaft willen Absolution erteilen.

Schweizer Volksfeste.

Hierzu die photographische Momentaufnahme S. 865.



Ein recht festfreudiges Volk sind die Schweizer Eidgenossen. Wohl nirgends häufen sich — will man von den Kirchenfesten der katholischen Länder absehn — die Anlässe zu festlichem Leben und Treiben in gleichem Maß wie in dem kleinen, aber dichtbevölkerten und wohlhabenden Land, dessen einzelne Kantone jeder für sich die Ruhmestage aus der Väter Zeit jährlich oder in Lustren begehn, nicht zu gedenken der zahllosen kantonalen und eidgenössischen Feste der Turn- Schützen- und Sängervereine, die stets einen politischen Beigeschmack haben und eine Kategorie von Festen für sich bilden. Treibt die Festlust der Schweizer auch manche eigene Blüten — Gottfried Keller hat sie in seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten", im „Grünen Heinrich" und dem „Verlorenen Lachen" unübertrefflich gezeichnet — so möchte man sie als lebendigen Ausdruck kraftvollen, selbstbewußten Bürgersinns doch nicht missen, um so weniger, da diese Feste den häufig in kantonalen und interkantonalen Eifersüchteleien zerfallenen Landesteilen den eidgenössischen Gedanken von neuem wecken und das Gefühl der Einheit wiederherstellen. Die scharf getrennte Eigenart der einzelnen Kantone, die dem Landesfremden vom ersten Augenblick an auffällt, giebt auch den Festen, die jeder Kanton für sich selbst feiert, ihr Sondergepräge und verleiht ihnen dadurch kulturhistorischen Reiz. Sechseläuten — das Frühlingsfest der Zürcher, zu dem programmgemäß die Sonne scheinen muß — zeigt in dem glänzend kostümierten Aufzug der Zünfte, die nicht mehr sozialpolitische Gruppen, sondern einzig noch gesellschaftliche Vereinigungen darstellen, den Reichtum und den Stolz der Bürger in blendendem Licht. Eine Grundidee, die in freier Weise ausgestaltet wird, bestimmt den Charakter des ganzen Zuges, der eine große Zahl geschmückter Festwagen, begleitet von Reitergruppen und Fußgängern, zeigt. Und des Abends flammt am Ufer des Sees der mächtige Scheiterhaufen zum Himmel, der den „Bögg", das Symbol des Winters, zu Asche verzehrt. Mit Jubel verfolgt das zuschauende Volk im weiten Ring den malerischen Vorgang, der für den echten Zürcher noch tiefere symbolische Bedeutung hat. Jagt der Wind die Flammen zur Seite, so daß sich die mächtigen Rauchwolken nach der Tiefe ziehen, über dem See lagern und die Wergpuppe erst spät oder nicht völlig dem Feuer zum Opfer fällt, so wird dies als übles Vorzeichen für den Sommer und dessen Ernte gedeutet. War das in den vergangenen Jahren der Fall, so erwies sich diesmal der Himmel günstiger; kerzengerade, wie der Rauch von Abels bibelgeschichtlichem Opferfeuer, stieg der Qualm des gewaltigen Holzstoßes zum Himmel.

Des günstigen Vorzeichens froh, eilten nachts die Männer auf die Zunftstuben, um sich den am Sechseläuten üblichen, durch Reden und Scherz gewürzten Zechgelagen hinzugeben.

Andern Charakter trägt das Jahresfest der Glarner, die Näfelser Fahrt, eine feierliche Prozession der Bevölkerung zur Erinnerung an die Schlacht bei Näfels, in der das kleine Bergvolk das Ritterheer der Habsburger schlug und sich damit vor Unterjochung rettete. Der paritätische Charakter der Bevölkerung von Glarus wird auch bei dieser Feier, bei der die Geistlichkeit eine wesentliche Rolle spielt, streng gewahrt. In der Näfelser Kirche hält erst der katholische Geistliche die Festpredigt, der nach altgeheiligtem Brauch die Verlesung der Namen jener Tapfern folgt, die beim Kampf für die Freiheit der Heimat fielen. Dann besteigt der evangelische Pfarrer die Kanzel und verliest, nachdem er seine Rede gehalten, die Namen der Gefallenen nochmals. Die eigentliche Festrede jedoch hält der Landmann des Kantons im Freien auf dem Schlachtfeld. Basel und Luzern haben ihre Sonderfeste zur Fastnachtszeit; die Basler Fastnacht ist namentlich berühmt ihrer Maskenbälle wegen, bei denen sich der sonst sehr reservierte Basler gehen läßt, daß es eine Art hat. Originell ist ferner die „Groppenfastnacht" in Ermatingen, das Volksfest des Bodensees, das seinen Namen von einem Fisch des schwäbischen Meeres, der „Groppe", trägt und ebenfalls als Frühlingsfest gefeiert wird.

Die Feste der welschen Kantone sind weniger derb, mehr von sinnigem Reiz, so das berühmte Winzerfest zu Vevey in der weinfrohen Waadt und das Narzissenfest in Montreux am Genfersee, Feste, in denen französischer Geschmack und Anmut voll zur Geltung kommen. Genfs Jahresfeier, die „Escalade", gilt dem Gedächtnis des Tages, an dem die Bürger der Rhonestadt im Jahr 1602 den nächtlichen Angriff der Savoyer glücklich abschlugen und damit ihre Unabhängigkeit dauernd vor den Eroberungsgelüsten der landgierigen Nachbarn sicherten. Das Fest giebt den Bürgern Anlaß zur Entfaltung ausgelassener Fröhlichkeit und kennzeichnet auf diese Weise am besten den leichtlebigen Volkscharakter der Welschschweizer gegenüber dem der Deutschschweizer.



Schweizer Volksfeste: Das „Sechseläuten“ in Zürich.

Das Symbol des Winters (der Bögg) wird abends auf dem Tonhalleplatz verbrannt.

Momentaufnahme von A. Krenn, Zürich.

Aus dem Bismarckarchipel.



Eingeborene Arbeiter vom Jabimstamm.

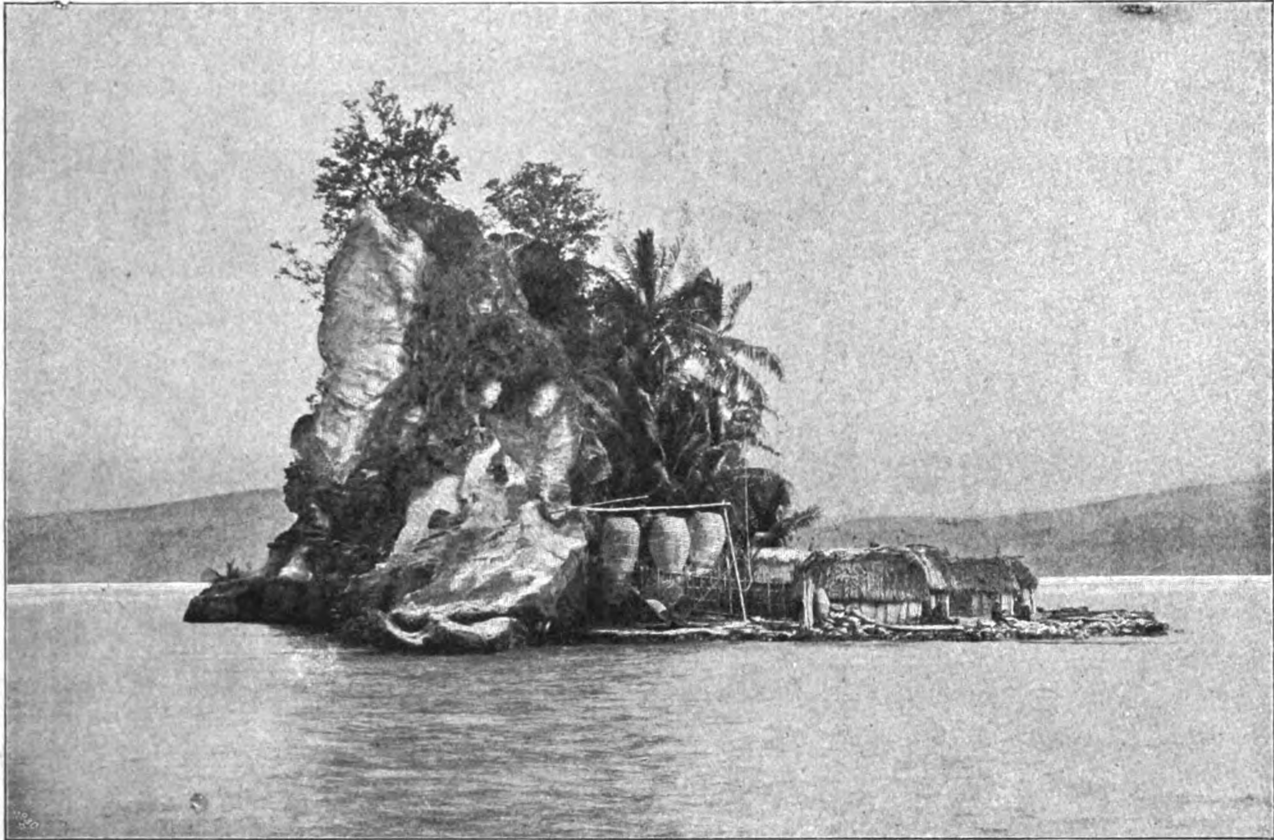
Kaum ist die Schreckensnachricht von dem Ueberfall der ersten Deutschen Südseeexpedition, die mit der Ermordung ihres Leiters, des Herrn Mencke endete, verklungen, da berichtet der Draht schon wieder von einem tragischen Ereignis aus der deutschen Südsee, das um so ergreifender ist, als es sich um die Niedermetzlung einer wehrlosen Plantagenbesitzersfrau und ihrer beiden Kinder handelt. Es dürfte daher den Leser interessieren, die Eingeborenen dieser Südseegebiete in Bild und Schrift etwas näher kennen zu lernen.

Die Eingeborenen Deutschneuguineas, wie des Bismarckarchipels sind Melanesier. Sie unterscheiden sich in körperlicher Hinsicht sehr von den Polynesiern, zu denen unter andern die Samoaner gerechnet werden. Ihre Hautfarbe ist als ein dunkles und schmutziges Kupferbraun zu bezeichnen, das bei den einzelnen Stämmen nach der helleren oder dunkleren Tonart hin variiert. Ihr Haar ist tiefschwarz und kraus. In der Gesichtsbildung fallen die flache Stirn, die hervortretenden Augenbrauen, sowie namentlich die große, gebogene Nase besonders auf. In ihren Charaktereigenschaften zeigen die Melanesier hauptsächlich leichte Erregbarkeit und Rachsucht. Wahrscheinlich ist auf die in ihrer Charakteranlage begründete Rachsucht die scheußliche Sitte der Menschenfresserei zurückzuführen, die früher auf Neupommern allgemein verbreitet war. Dank dem thatkräftigen Einschreiten der Verwaltungsbehörden, sowie dem Einfluß der Missionare und dort ansässiger Europäer sind derartige traurige Vorkommnisse heute als eine Seltenheit zu betrachten. In wenigen Jahren wird man sie gewiß zu den vergangenen Thatsachen rechnen können. Früher wurden Jagden auf Bewohner der Nachbardörfer, ja auf Stammesgenossen veranstaltet. Die unglücklichen Opfer werden im Wald hinterlistig überfallen, getötet, geschlachtet, gebraten und verspeist!

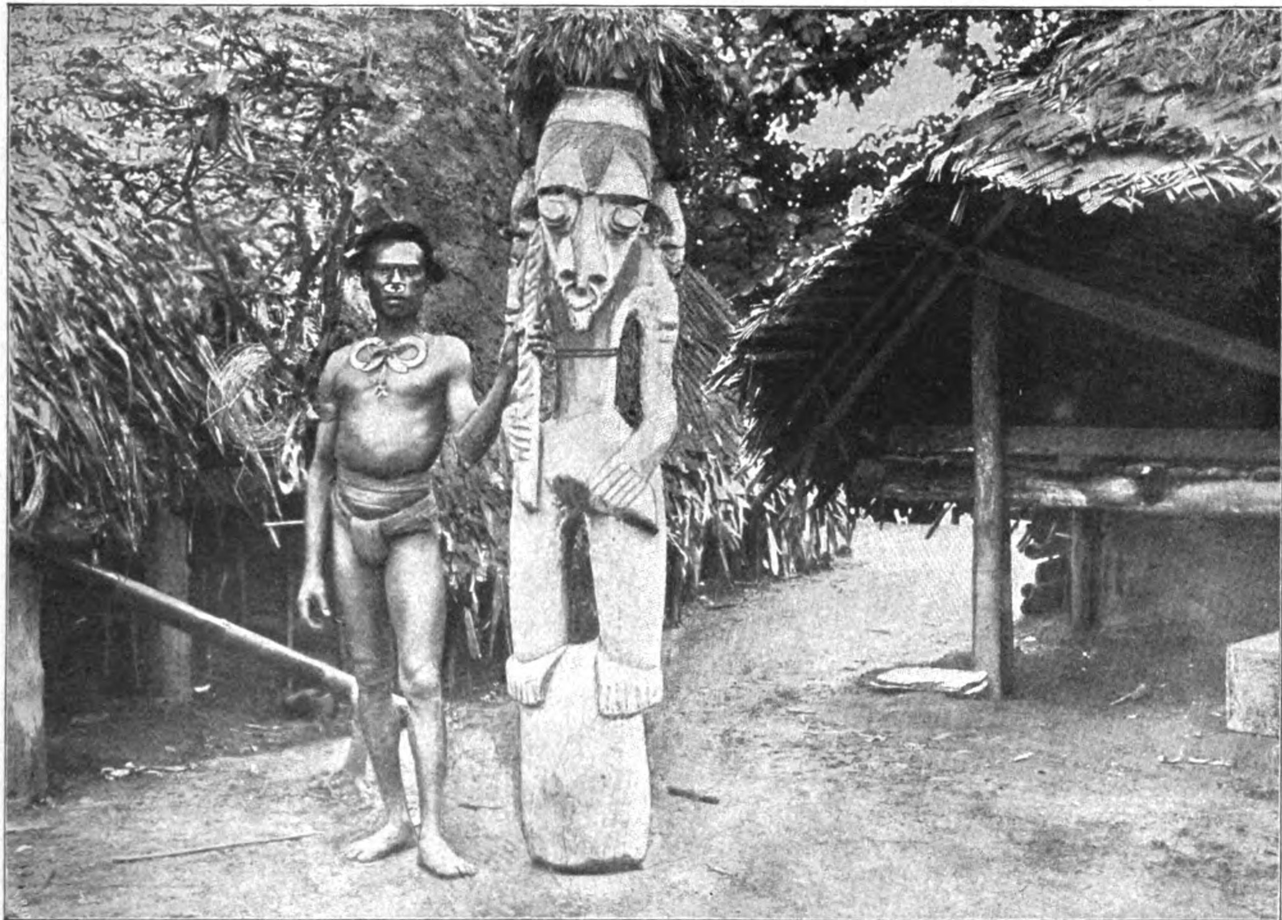


Eingeborener aus Neupommern mit einem Muschelgeldkragen.

Ihrer Körpergestalt nach gehören die Melanesier zu den mittelgroßen Menschen, sie sind aber sehnig und muskulös gebaut. Von einer Bekleidung kann eigentlich nicht die Rede sein. Im Norden und Nordwesten Neuguineas gehen die Eingeborenen bis auf einen aus Baumbast gefertigten handbreiten Lederschurz völlig nackt, und auch im Bismarckarchipel bilden Hüftschurze aus Baumrinde, Gras und Blätterwerk die einzige Kleidung. Im Gegensatz hierzu ist der Sinn für Schmuck bei diesen Naturmenschen außerordentlich ausgeprägt. Man schmückt sich Ohren, Nase, Hals und Arme. Nasen- und Ohrknorpel werden durchbohrt, und in diese Oeffnungen werden Tierknochen, Bambusstäbchen oder sogar nur Vogelfedern hineingesteckt. Die Ohrlappen werden bei einzelnen Individuen durch diese Prozedur so erweitert, daß sie als dünne Spangen bis zu den Schultern herabhängen. Auch wird die Nase mit Eberhauern,



Der kleine Bienenkorb in der Blanchebai.



Eingeborener von der Insel Siar mit einer Ahnenfigur.

deren Spitzen nach oben gerichtet sind, verziert. Besonderer Verbreitung erfreut sich die Narbenzeichnung, die im Gegensatz zu der Punktiertätowierung der Polynesier, wie sie die Samoaner zum Beispiel ausüben, durch Aufreißen beigebrachter Narben hervorgerufen wird. Neben Eberzähnen werden als Schmuckgegenstände namentlich Hundezähne und Muscheln verwandt. Was sich die melanesischen Damen in dieser Beziehung an Schmuck leisten, beweist uns am besten das nebenstehende Bild der jugendlichen Schönen von der Astrolabebai auf Kaiser Wilhelmsland. Ihrem Haar widmen die Eingeborenen besondere Sorgfalt; man erblickt bei ihnen die auf verschiedenste Weise geschnittenen und gekämmten Frisuren. Auch schmücken sie es mit Bambuskämmen, Knochenstücken und Vogelfedern. Viele bearbeiten es während des Bades mit Korallenkalk. Schließlich hängt den Wilden das Haar in Form von dünnen Strähnen vom Kopf herunter. Manche lieben es auch, das Haar hellgelb, rot, blau u. s. w. zu färben; bei Todesfall wird es aus Trauer oft glänzend pechschwarz gefärbt.

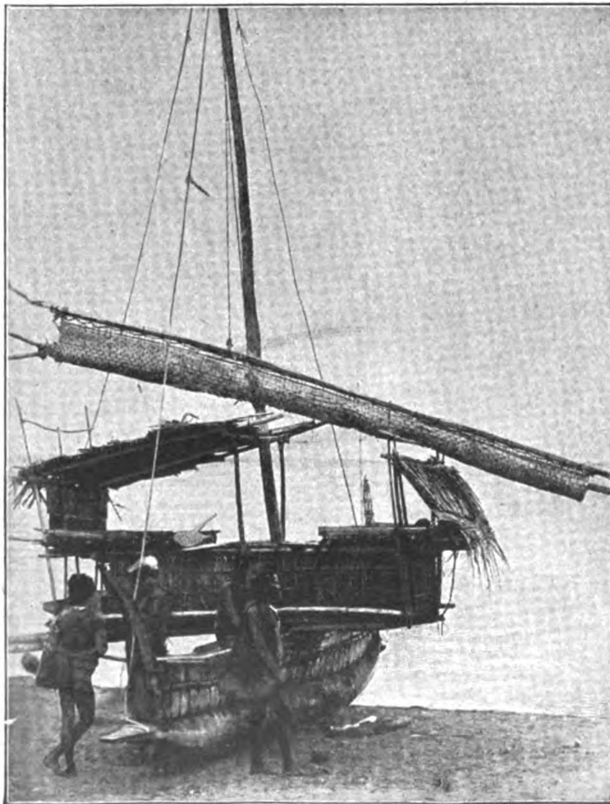


Mädchen aus Kaiser Wilhelmsland mit Hals- und Ohrschmuck.

Die Hütten der Wilden ruhen auf niedrigen Pfeilern, sie sind langgestreckt und viereckig und werden mit Palmblättern belegt. Auf Neuguinea legt man auch Baumhäuser an, zu denen Strickleitern hinaufführen. Trotz ihrer kriegerischen Sinnesart ist der Ackerbau bei ihnen sehr verbreitet, namentlich werden Kokos-, Areka- und Sagopalmen, sowie Bananen, Taroo und Zuckerrohr gebaut. Ein wichtiges Handelsprodukt der deutschen Südsee ist das als Kopra in den Handel kommende ausgelöste Fleisch der Kokosnuß, das ein außerordentlich wertvolles Nahrungsmittel für die Eingeborenen abgiebt. Ihre Viehzucht beschränkt sich auf Hammel, Schwein und Huhn. Besonderer Erwähnung verdienen noch die mit Auslegern versehenen Schiffe der Eingeborenen, die sie, auf den Auslegern stehend, während der Fahrt auf See mit ihrem eigenen Körpergewicht belasten, um sie vor dem Kentern zu bewahren.

Als Geld funktionieren im Bismarckarchipel kleine, auf Stäbchen aufgereihte, zu dem Zweck präparierte Kaurischnecken. Diese werden häufig zu einem Halskragen zusammengefügt, wie die Abbildung des Eingeborenen aus Neupommern (S. 866) zeigt. Das so bereitete Geld wird Diwarra genannt. Die Leute tragen demnach in diesem Fall ihr Portemonnaie um den Hals mit sich herum. Ihre Kunstfertigkeit zeigt sich namentlich in Herstellung von Thongefäßen, sowie Muschelarbeiten, auch verstehen sie Matten und Körbe zu flechten. Im ornamentalen Holzschnitzwerk entwickeln sie große Phantasie, was die Herstellung der Tanzmasken und Ahnenfiguren (vergl. S. 867 die Abbildung des Eingeborenen von der Insel Siar) beweisen. In ihren religiösen Anschauungen, die auf niederer Stufe stehen, mischen sich Geisterglaube und Ahnenkultus. Hiermit stehen die phantastisch gestalteten Geisterhäuser und aus Bambus aufgerichteten Totenhäuser in Berührung.

Dr. A. Sokolowsky.



Auslegerboot im Prinz Heinrichhafen (Insel Siar).



Geisterhaus in Lemieng an der Brandenburgküste.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

8. Fortsetzung.



Herr von Pontow hatte seinen Sohn in hellem Zorn angeschrien. Dieser Ausbruch, wenn auch nur in Worten, erleichterte ihn schon um ein Beträchtliches. Beinah so, als habe er sich alle Wut in der That herausgeprügelt. Er setzte sich jetzt in Bewegung und schritt mit wuchtigen Tritten seinem Gasthaus zu, während Jürgen mit gesenkten Ohren wie ein abgestrafter Jagdhund neben ihm hertrabte.

Was der Vater nun aber noch weitersprach, war ihm eitel Leckerbissen. Sein Gesicht erhellte sich mit jeder Minute. Was! Nur noch diesen Winter durch brauchte er die fatalen Schulbänke zu drücken? Dann konnte er alle Bücher in den Winkel schleudern und durfte bei Marius die Landwirtschaft lernen? War das nicht nur ein Traum, der ihn foppte?

Hurra! hätte er beinah laut gerufen, als jetzt der Vater vor der Thür des Gasthauses stehen blieb. Aber zum Glück besann er sich noch. Zum Hurraschrein lud das väterliche Gesicht gerade noch nicht ein. Hui je! Das hätte eine Maulschelle gesetzt, die nicht von schlechten Eltern war! Er kannte leider Papas Maulschellen, die hatten es in sich.

Aber daß seine hellblauen Augen wieder lachten, war nicht zu ändern bei einem Schlingel wie Jürgen, der im Leben schon manche Prügel gekriegt hatte, aber noch keine wegen Lügens. „Er ist zu dumm zum Lügen," sagten seine Mitschüler. Gewiß, man konnte es auch so auffassen.

„Laffe!" schnauzte ihn Gottfried von Pontow an. „Lachst wohl noch gar, daß du solch ein Esel bist!"

Aber weiter ereiferte er sich nicht mehr um den Sünder, kehrte sich um, stampfte die Steintreppe empor und überließ das schwarze Schaf sich selbst und seinen etwaigen Gewissensbissen.

* * *

Im Hause Pontow war es jetzt wirklich lebendig geworden. Wie in alten Zeiten fuhren Wagen aus der Nachbarschaft vor, tönten Lachen und Stimmengewirr durch die weiten Räume. Trotzdem es jetzt zum Herbst ging, mußte der alte Gärtner, der es sich schon recht bequem gemacht hatte, aus seiner schönen Gemütsruhe heraus. Der parkartige Garten, der sich hinter dem Hause bis zum See herunterstreckte, war in der That sehr verwildert. Zum Tummel- und Spielplatz war er herrlich gewesen, jetzt, wo es sich darum handelte, mit ihm vor den verwöhnten Gästen etwas „herzumachen", mußte er von Grund aus gesäubert, in den dichteren Beständen etwas durchforstet und in seinen Aussichtspunkten vervollkommnet werden.

Wie war das so schnell gekommen? Lediglich Ruths Werk. Seit den großen Ferien hatte sich eine Unruhe ihrer bemächtigt. Papa und Rottraut genügten nicht mehr. Menschen sehn! Immer Abwechslung! Alle Tage etwas Neues!

Ihre Vergnügungssucht, die sich so plötzlich und laut äußerte, hatte einen nervösen Zug. Sie war nicht mehr das reine Naturkind, ein Tropfen Dekadenz floß mit hinein. Der Märzsturm hatte seine Fittiche über sie geschüttelt. Aber sie war nicht das junge Eichbäumlein, das sich erschauernd unter ihm beugt, sich dann wieder gerade emporreckt und das neue drängende Leben in seinen Adern fühlt.

Sie war aufgesprungen und hatte jauchzend mitgetollt. Hatte sich wahllos umwirbeln lassen und stand dann und wußte nicht, wo sie stand.

Jetzt wollte sie weiter tollen, obwohl kein Sturm ihr half. Es war Windstille, aber sie machte den Sturm. An Hans Wilhelm von Hacke dachte sie gar nicht mehr, wenigstens nicht mit dem kleinsten guten Gedanken. Auch sonst nicht in klaren Begriffen. Nur auf dem Grund ihrer Seele wohnte eine dunkle Feindschaft gegen ihn, die sie nicht zu benennen wußte, deren Ziel und Wurzel sie nicht kannte.

Er hatte sich nach ihrem Reitausflug gar nicht mehr um sie gekümmert, war trotzig seiner Wege gegangen. Aber ob er dies that, oder das Gegenteil: sich ihr näherte, alles empfand sie von ihm als eine Beleidigung, und von seinem Hiersein blieb ihr ein Stachel zurück.

„Er soll nicht wiederkommen!" dachte sie erbittert.

Aber was ging Hans Wilhelm von Hacke sie jetzt noch an! Des Lebens bunte Wellen umströmten sie. Wo sie hinkam, fiel sie auf. Die Damen zeigten ihr zum Teil spinöse Mienen, aber von den jungen Männern wurde sie verzogen und gefeiert.

So sah also das Leben aus! So war es! Ach, und wie war sie noch dumm gewesen vor einem halben Jahr! Da hatte sie das alles noch nicht gewußt.

Leben heißt: sich an seinem eigenen Machtgefühl berauschen und nur als Mensch, als Mann gelten lassen den, der davon trunken wird. Königin im Reich der Laune! Die Blumen, die am Wegrand sehnsüchtig blühn, mit Lachen pflücken und gelangweilt wieder fortwerfen.

Ruth war siebzehn Jahre und eben noch ein Kind gewesen. Aber diese Weisheit der Mondaine hatte sie doch schon gelernt.

Gottfried von Pontow sah, daß sein kleiner Kamerad Furore machte. Das dünkte ihm ganz in der Ordnung so. Aber gegen Weihnachten hin schien ihm die Sache ein anderes Gesicht zu bekommen.

An einem frostklaren Dezembermorgen tauchte ein junger Mann in seinem Zimmer auf, den er erst nicht recht unterzubringen wußte. „Grosse, Rechtsanwalt"

stand auf der Karte, die ihm Hermann, des Hauses langjähriger Hüter, überbrachte. Das Gesicht hatte er auch schon öfter gesehn. Kahle Platte, ein bißchen verdächtig gefärbte Nase, Ansatz zum Bierbauch. Im übrigen: tadellose Handschuhe, sehr flotter Schnurrbart, respektables Rederwerk.

Herr von Pontow mußte erst in seinem Hirnkasten ein bißchen aufräumen, ehe er merkte, wo das hinauswollte. Jetzt besann er sich auch. Der Herr Rechtsanwalt war ein unverwüstlicher Bestandteil der Ballsäle. Er selbst hatte sich noch vor kurzem mit dem alten Rittmeister von Brühl über diesen hingebenden Eifer belustigt.

Ach so! Jetzt verstand er endlich. Es handelte sich um Ruth und glich einem Heiratsantrag ganz bedenklich.

Erst kam ihm das Lachen. „Herr! Wo denken Sie hin?“ Aber je länger der Mensch schnabelwerkte, je ungemütlicher wurde ihm das Ding.

Eben war der Rechtsanwalt, den Herrn von Pontows Wesen in Hoffnungen wiegte, bis zur Aufzählung von Ruths Vorzügen gelangt. Er schwärmte von ihrem „märchenhaften“ Haar, das es ihm schon in erster Stunde angethan habe.

Da stieg dem Vater das Blut zu Kopf.

Dürfte man nur immer das sagen, was man möchte! „Herr! Ihnen ist wohl nicht gut? Rechtsum kehrt, marsch! Da ist die Thürklinke!“ Das wäre eine Lust gewesen, sich so zu äußern.

Aber Gottfried von Pontow war schließlich doch auch von der Kultur beleckt und hatte seinen „Knigge“ im Kopf. Daher stieß er alle diese schönen Naturlaute wieder in die Kehle hinunter und äußerte sich ganz gesittet folgendermaßen: „Herr Rechtsanwalt, Ihr Antrag ehrt mich, aber ich bin leider nicht in der Lage, ihm Folge zu geben. Meine Tochter Ruth ist zum Heiraten noch viel zu jung. Ich weiß noch nicht einmal, wie sie selbst über diese Sache denkt — aber wüßte ich es auch,“ fuhr er mit einer abwehrenden Handbewegung fort, um jedes etwaige Siegesgeschrei abzuschneiden — „so würde ihr Für und Wider an meinen Prinzipien nicht das geringste ändern.“

„Ich kann warten, Herr von Pontow,“ sagte der mit der Platte.

Nun blieb doch Götz von Pontow der Mund offen stehn. Hatte er sich Wunder was auf seine wohlgeformte, improvisierte Rede eingebildet, und da that dieser Dickhäuter, als habe eine Kuh gebrummt. Nun warf er aber doch sein Komplimentierbuch in den Winkel.

„Schockschwerenot, Herr — wie kommen Sie mir vor?“ fuhr er drauf los. „Können Sie nicht verstehn, wenn man durch die Blume spricht? Ob Sie warten können oder nicht, oder was Sie sonst noch können oder nicht, frage ich den Teufel. Ihr Antrag ehrt mich, aber ich danke höflichst. Ich gebe Ihnen meine Tochter nicht! Ich danke Ihnen! Potz Element, ich werde doch wohl noch ein bißchen Vater spielen dürfen!“

„Dann ist die Sache ja erledigt,“ sagte der Rechtsanwalt. Er war nun doch blaß und ein bißchen kurzatmig geworden. Herr von Pontow hatte wirklich frappante Aehnlichkeit mit einem Bullenbeißer. Die Geschichte hier wurde brenzlig. „Ich konnte ja nicht erwarten, auf solche feindliche Gesinnung zu stoßen,“ murmelte er, „da doch Fräulein Ruth —“

Das Folgende hielt er für geraten, zu verschlucken, und mit einer Seitwärtsbewegung, die eine schneidige, aber kühle Verbeugung vor dem Bullenbeißer markieren sollte, konzentrierte er sich der Thür entgegen, die nach Herr von Pontows Ansicht schon sehnsüchtig auf ihn wartete.

„So ein verfluchter Brei!“ murrte Herr von Pontow ihm nach. Damit meinte er eine etwaige Uebereinstimmung zwischen den Absichten des soeben Entschwundenen und seiner Tochter.

Na, diese Sache wollte er bald haben!

Er stapfte durch das Haus und lugte in alle Zimmer. Ruth nicht da. Schon wollte er stutzig werden und sich in eine niederdrückende Besorgnis hineinphantasieren, da kam ihm durch ein Dienstmädchen die Kunde, daß Ruth in ihrem Schlafzimmer sei.

Ohne Zögern ging er in den ersten Stock hinan und stieß die Thür auf.

Ruth stand vor dem Spiegel mit aufgelöstem Haar. Zum Zweck ihrer Morgentoilette geschah dies nicht, denn sie war schon vor Stunden unten am Kaffeetisch gewesen. Und unglücklicherweise fiel dem Vater auch sogleich das „märchenhafte Haar“ aus der Freierrede ein.

„Was treibst du da für Verrücktheiten!“ donnerte er sie an.

Ruth fühlte sich in der That ertappt und schuldbewußt. Sie raffte die Haarwellen hastig zusammen und schlang sie zu einem Knoten. Dabei murmelte sie etwas von „in Unordnung geraten“.

„Ja, dein ganzer innerer Mensch scheint in Unordnung geraten zu sein! Was hast du denn mit dem Bierbruder, dem Rechtsanwalt aus Rambin, vorgehabt?“

Ruth errötete, dann aber lachte sie auf. „Ach Papa, ist der wirklich bei dir gewesen? Der ist ja mein getreuer Eckart, seit ich den ersten Fuß in den Ballsaal gesetzt habe. Und nun hast du ihn gewiß schrecklich behandelt, und der ganze Spaß ist vorbei!“ Sie zog einen Schmollmund.

Aber ihr Wesen übte heute keine Macht über den Vater. Seine Augen wurden stählern.

„Du wolltest wohl lieber, ich sollte seinen beglückenden Antrag mit Kratzfuß annehmen?“ fragte er, jeder Zoll an ihm hohnvolle Strenge.

Ruth war es beklommen, so kannte sie ihn ja gar nicht!

„Ach, ich meine ja nur, Papa, du hättest zu dem armen Menschen nicht so hart sein sollen. Ist es denn ein Verbrechen, daß er mich so gern hat?“

„Nein —“ sagte Herr von Pontow und trat näher. Seine Worte fielen wie Eisen. „Es ist kein Verbrechen, wenn du — ihm vielleicht Hoffnungen gemacht haben solltest — —“

„Ach!“ sagte Ruth achselzuckend, aber sie fühlte ihr Herz klopfen. „Wie du das gewichtig nimmst, Papa! Ich habe mich mit ihm amüsiert, wie mit andern auch.“

„Mit andern auch. — So. — Und diese ‚andern‘ werden, wie ich voraussetze, nun auch bei mir erscheinen und sich gemüßigt sehen, meine Tochter, mir ins Gesicht hinein, für sich zu begehren!“

Er war ganz nahe an Ruth herangetreten, so nahe, daß er sie berührte. Da warf sie sich in plötzlicher Eingebung an seinen Hals und küßte seinen bärtigen Mund.

„Papa, du bist ja ein unausstehlicher Brummbaß heute! Mach doch andere Augen! Zum Todfürchten bist du ja! Du mußt dich nun mal daran gewöhnen, du lieber Papa, daß auch andere Menschen mich gern haben. Das machen doch alle Väter durch. Und andere sind noch stolz darauf — —“

Das waren schlimme Worte!

Im ersten Moment, das Kind im Arm, das er vergötterte, hatte er etwas anderes zu hören erwartet: was gehen mich alle die Laffen an! Meinetwegen können sie laufen! Du bist ja doch mein Bester, und wir zwei gehören zusammen, wir zwei allein!

So hätte sie sagen müssen, und alles wäre gut gewesen. Aber sie sagte anders.

Was? So drehte sich jetzt der Wind? Alle ihre herzige Kameradschaft hatte ein Ende? Er galt nichts mehr, Rottraut galt nichts mehr, ihre Spitzbubensprache galt nun auch wohl nichts mehr?

Alles abgerissen und für immer dahin, um irgendeinen grünen Jungen, der des Wegs daherkam? Und wenn es dieser nicht, so war es jener. Auf das Gesicht kam es nun dabei ja auch nicht mehr so sehr an. Die Thatsache hatte das Wort.

Seine Arme, die eben Ruth noch instinktiv umfaßten, sanken schlaff nieder. Aber der Traurigkeit, die ihn lähmen wollte, riß der alte, echte Pontowsche Jähzorn das Steuer aus der Hand.

Oho! So schnell schießen die Preußen nicht! Ruth, das dumme Ding, war noch keine achtzehn Jahre. Mit sechsundzwanzig, siebenundzwanzig heiratet man in der Neuzeit. Weiß denn vorher so ein Kindskopf, was er will!

Dem grünen Jungen wollte er das Wiederkommen, dem albernen Kind das Kokettieren versalzen!

„Papa!“ flehte Ruth. Zum erstenmal empfand sie eine wilde Angst vor ihm. Würde er sie schlagen —?

„Die Sache nimmt einen andern Kurs —“ sagte er, noch mit beherrschter Stimme. Jene gefährliche Gedämpftheit war darin, die bei ihm stets dem Sturm voranging.



„Was willst du thun, Papa?“ fragte Ruth geängstigt. In der alten Gewohnheit, ihn durch ihre Persönlichkeit zu bezwingen, näherte sie sich ihm. Sein Gesicht verstellte sich plötzlich — ihr Atem setzte aus.

Da — jählings, mit einem einzigen Griff war seine Faust in ihrem Haar.

„Das also sind deine Nixenfäden, Fräulein Loreley? Warte! Den Zauber werd ich dir brechen —“

Und ehe ihr Hirn noch den Gedanken faßte, war die rasende That vollbracht. Im Nu — sie wußte nicht von wo und wie — blitzte sein scharfgeschliffenes Taschenmesser in seiner Rechten — mit einigen wilden Handgriffen war ihr Haar gelöst — ein knirschender Schnitt — und noch einer — und als sie aufschreiend zur Seite taumelte, lagen schon die dicken, rotbraunen Strähnen auf dem Teppich zu ihren Füßen.

„Papa! Papa! Bist du wahnsinnig? Halt auf.“

Er ließ von ihr ab. Noch tanzten blutrote Funken vor seinen Augen. Aber schon kam er daher, der kalte Wasserstrahl nach der heißen That —

Die abgeschnittenen Haare auf dem Boden — Ruths wunderlich entstelltes Aussehen —

Es überkroch ihn plötzlich, daß er zusammenschauerte.

Er klappte das Messer zusammen und steckte es ein. „Es möchte alles nur geträumt sein —“ ging es durch seinen Kopf.

Ruth brach in ein lautes Weinen aus. Es gellte ihm in den Ohren wie die Posaune des Gerichts.

„Ruth — sei doch nur still — ich — Ruth, weine doch nicht —“

Aber er wußte selbst nicht, was er sagte. Seine Worte waren ein hilfloses Stammeln.

„Ich werde dir Anna-Beate schicken —“ sagte er endlich. Er wandte sich herum, es saß ihm wie ein Nebel vor den Blicken, er mußte tappen, ehe er die Klinke fand.

Ruths jämmerliches Weinen, ihre verzweifelten Ausrufe hallten ihm nach.

* * *

Anna-Beate kam soeben vom Inspektorhaus herüber. Ihre Wangen waren heiß, und ihr Herz klopfte.

Dies dünkte ihr heute einer der glücklichsten Tage ihres Lebens. Denn sie, und sie allein, hatte heute das Geschick ihres Freundes Philipp zum guten entschieden. Ja, er war ihr Freund, ihr sehr geliebter Freund geworden. Nicht nur, weil er hübsch von Gestalt und Gesicht war, mit Intelligenz in den Augen und einem lauteren Gemüt, sondern weil sie ihm hatte helfen dürfen, wieder und wieder.

Seit sie den Knaben zum erstenmal vor der rohen Faust seines Vaters geschützt hatte bis zu dem heutigen Tag, an dem sie ihm die heißersehnte Laufbahn von dem zähen Alten abgerungen hatte, war ihr Verhältnis zu ihm ein stetes Helfen, Schützen, Beraten gewesen — sein Verhältnis zu ihr ein Danken, Verehren, ein wohliges Sichbeschütztfühlen.

Der alte Marius hatte seinen Jungen Landwirt werden lassen wollen, ein abhängiger Landwirt, wie er selbst war. Aber in Philipps Seele lebten andere Wünsche. Das Studium lockte ihn, und sein Herz zog ihn zu der Theologie. Doch er hätte seinen Wunsch nie dem Alten gegenüber durchgetrieben, wenn nicht seine mächtige Helferin ihm zur Seite gestanden hätte.

Vertrat Anna-Beate irgendeine Sache eines andern, so wuchs gleichsam ihre Gestalt. Ihre Augen bekamen etwas Zwingendes, ihre Stimme erhielt Ueberlegenheit und herrschgewohnte Hoheit.

Hier, wo sie wußte, daß Marius nach einem langen, förmlich knauserigen Dienstleben mit guten Einkünften keineswegs vor der materiellen Unmöglichkeit stand, seinem einzigen Sohn die ersehnte Ausbildung zu gewähren, wo sie sicheren Boden unter den Füßen und als einziges Bollwerk den Eigensinn des Alten vor sich hatte, war ihr Kampf mit ihm ein einziger Siegeslauf. Der Alte hatte längst gelernt, ihre kühl und klar blickenden Augen mächtig zu respektieren. Er, der Bramarbas in seinem Haus, wurde ihr gegenüber kleinlaut und unbeholfen.

„Dat gnä'j Fräulein hett den Ollen in' Sack!" wußten auch schon die Gutsleute.

Nach kaum einer Viertelstunde ungleichen Wortgefechts wandte Anna-Beate sich mit leuchtenden Augen zu Philipp um: sie hatte ihm die Palme erkämpft.

Draußen in dem steingepflasterten Flur ergriff Philipp des Mädchens Hände und küßte sie. Er vermochte kein Wort zu sagen, Glück und Begeisterung machten ihn stumm.

Anna-Beate sah auf den braunen Lockenkopf nieder, der sich auf ihre Hände neigte. Durch ihr Inneres ging eine starke, große Bewegung. „Du liebster Mensch —" flüsterten lautlos ihre Lippen.

Als sie den Hof überschritt, glühte ihr Herz. Das erste süße Zukunftsahnen umspann dies Menschenkind, das in ihrem jungen Leben noch kein einziges Mal ein eigenes Glück erträumt hatte.

Jäh aus ihren Sinnen wurde sie geschreckt. In der Eingangshalle kam ihr der Vater entgegen, mit fleckig gerötetem Gesicht, die Stirn voller Schweiß, keuchend vor Aufregung.

„Du — Anna-Beate — geh hinauf — zu Ruth — sie hat — ich — du mußt nach ihr sehn —"

„Papa! Was ist passiert?" stieß sie erbleichend hervor.

„Nichts, ach nichts. Dummes Zeug. Was hat das dumme Ding auch zu kokettieren und mir ihre Anbeter auf den Hals zu hetzen!" Jetzt arbeitete er sich in einen wohlthätigen Zorn hinein. „Da habe ich sie ein bißchen gezeichnet, daß ihr und andern die Lust vergeht!"

„Gezeichnet —" wiederholte Anna-Beate, von Entsetzen gelähmt.

„Nun ja! Was guckst du? Ich bin kein Mörder, alberne Jöre! Blut ist nicht geflossen. Nur ein paar Haare habe ich ihr abgeschnitten. Da hast du das ganze Malheur! Nun geh und bringe sie zur Vernunft!"

Anna-Beate wankten die Knie, kaum konnte sie die Treppe hinaufgelangen. Aber sobald sie dem Unheil gegenüberstand, kam ihre gewohnte Ruhe zurück.

Ruth hatte sich mit ihrem entstellten Kopf über ihr Bett geworfen und weinte in lauten jämmerlichen Tönen wie eine Verzweifelte. Die abgeschnittenen Strähnen lagen noch, wo sie hingefallen waren.

In der ersten Aufregung hatte Anna-Beate etwas weit Schrecklicheres geglaubt. Die wirkliche Thatsache erleichterte sie ordentlich. Das war ja noch kein Unglück, das geschehn war.

„Liebling, so fasse dich doch! Richte dich auf, daß ich sehn kann. Vielleicht ist alles noch nicht so schlimm. Ruth, Kleine, laß mich doch sehn!"

Nirgends kam Anna-Beatens sanfte Stimme mehr zu ihrem Recht, als wenn irgendetwas Schlimmeres geschehn, Schmerz und Angst über die Gemüter gekommen war. Ihre ganze Art war eine einzige Tröstung.

Ruths Gemüt hatte wirklich in allerfinsterster Nacht gesessen. Das ganze Leben schien ihr plötzlich wertlos, alles zerstört, zerfetzt, alle möglichen Schreckbilder, ja Selbstmordgedanken jagten durch ihren fiebernden Geist. Da klang Anna-Beatens Stimme in den wilden Tumult. Sie richtete sich taumelnd empor.

Anna-Beatens Mienen blieben ganz ruhig. Sie spiegelten in keinem Zug den Schreck, den sie nun doch empfand.

In dem schönen Haar, dem Stolz dieses Kopfes, war eine wilde Verwüstung angerichtet. Hinter dem linken Ohr fehlte eine dicke Strähne, borstig standen die abgeschnittenen Stümpfe da. Dann am Hinterkopf, von oben herunter, war nochmals ein breites Stück abgesäbelt. Nur die besinnungslose Faust eines blind Jähzornigen hatte solchen Schnitt geführt.

Da war kein Ausgleich, kein Verbergen möglich.

Aus dem geschwollenen Gesicht starrten Anna-Beate zwei angstvolle Augen an.

O ja, solcher Lage war sie gewachsen!

„Ruth," sagte sie heiter. „Weißt du, Kleines, du hast ja ganz schönes Haar, aber ein bißchen unordentlich saß es dir immer. Besonders beim Reiten und nun auch auf den Tanzfesten ist mir das aufgefallen. Ich habe dir damals schon immer vorschlagen wollen und wagte es nur nicht recht: laß dir einen Tituskopf schneiden. Kind, warum eigentlich nicht? Du hast keine Arbeit und keinen Aerger mehr davon, und es wird dir süß stehn. Wollen wir es mal gleich versuchen? Der Friseur führt es dann noch regelrecht aus. Findest du darin solch schreckliches Unglück? Ich gar nicht. Denk doch mal, Hertha Brühl hat ihr ganzes herrliches Haar durchs Nervenfieber verloren. Und ist die etwa ins Kloster gegangen? Denk, wie die noch auf den Bällen gefeiert wird! Ach, dumm bist du ja, um solcher lächerlichen Sache willen dich halbtot zu heulen!"



Fängt irgendwo ein Leiermann
Einen flotten Tanz zu spielen an,
So zeigt sich gleich der Mädel Schar
Und munter dreht sich Paar um Paar.
Czardas, Menuettwalzer und Galopp,
Washington-Post — ei das geht hophopp;
Sie tanzen das Neuste — nichts ist zu
schwer,
Als ob's ihnen angeboren wär —
Wo haben das bloß die Mädels her?

Wenn erst die Mädels Fräuleins sind,
Findet man drunter manch hübsches Kind.
Und tragen sie auch nur ein ärmliches Kleid,
So tragen sie's doch mit Schick und Schneid.
Ein Bändchen, ein Schleifchen — so haben
sie's gern,
Von Kopf bis Füßen möglichst modern;
Sich nett zu kleiden, wird ihnen nicht schwer,
Als ob's ihnen angeboren wär —
Wo haben das bloß die Mädels her?

Und sind die Fräuleins erst junge Frau,
Treiben sie's weiter so ganz genau.
Sie schweben durchs Leben im fröhlichen Tanz,
Sie schwärmen für Mode und Eleganz.
Der rauheste Mann wird weich und zart,
Sie schmeicheln und streicheln ihm Kinn und Bart,
Und das Küssen — das Küssen wird ihnen nicht schwer,
Als ob's ihnen angeboren wär —
Wo haben das bloß die Mädels her?

Richard Zoozmann.

Sie hatte Ruth auf einen Stuhl niedergedrückt, wohlweislich so, daß sie sich nicht im Spiegel sehn konnte. Und ehe diese noch recht zur Besinnung gekommen war, ergriff Anna-Beate schon eine Schere vom Nähtisch, ohne eine Minute zu zögern, als müsse das nur so sein, fuhr sie in die dichten Wellen, und die Strähnen rauschten nieder.

Da schrie Ruth von neuem auf und griff sich an den Kopf. Doch Anna-Beate wehrte sie ab, und ihr heiteres, gleichmütiges Wesen wirkte mit suggestiver Macht auf das verstörte junge Herz.

Aber während sie unverdrossen weiterplauderte und der Sache sogar eine komische Seite abzugewinnen trachtete, krampfte sich ihr die Seele im Leib zusammen. Mit jedem Schnitt in diesem herrlichen Reichtum schnitt sie sich ins eigene Fleisch.

Doch nicht das war es, worunter sie am meisten litt. In dieser Stunde erkannte sie es zum erstenmal unter tiefem Erbeben, daß ihres Vaters Liebe für Ruth ein Verhängnis war. Und daß ein Tag kommen konnte, in der er ihr noch etwas anderes zerstörte als die Pracht ihres Haares.

VI.

Seit Ruth Herrn von Pontow mit ihrem kurzgeschorenen Köpfchen wieder unter die Augen getreten war, behandelte er sie mit Sanftmut und Rücksicht wie ein krankes Kind, ja er trat ordentlich leise auf in ihrer Gegenwart. Ihr tagelanges Grollen ertrug er geduldig, wie eine selbstverständliche, traurige Konsequenz. Als sie dann aber mit der Elastizität ihrer siebzehn Jahre allmählich den bösen Wechsel überwand, sich an ihren Tituskopf gewöhnte, ja ihn schließlich für „ganz niedlich“ erklärte, lebte er auf wie ein verdurstender Baum im Regen.

Diese Stadien des reuigen Sündertums waren von jeher Etappen seines Lebens gewesen. Als junger, hitzköpfiger Leutnant, dessen Dasein eigentlich nur von dummen Streichen und Katzenjammer über diese Streiche ausgefüllt war, hatte ihn dies gar nicht so übel gekleidet. Es hatte ihm etwas Jungenhaftes, Herziges gegeben, etwas von dem enfant gâté, über das man in beständiger Spannung und Unruhe schweben, dem man aber nie wirklich böse werden kann.

Frau von Pontow hatte hier den Ausgleich vollzogen. Sie hatte den impulsiven Stürmer vor sich selbst geschützt. Nie wäre geschehen, was geschehen war, wenn sie noch lebte.

Herr von Pontow ward sich dessen zwar noch nicht bewußt, aber Anna-Beate sah es mit ihren klaren, bekümmerten Kindesaugen. Seit jener stürmischen Stunde bangte ihr unsäglich um Ruth, um den Vater selbst. Es war ihr nicht gegeben, sich zu irgendjemand, und sei es selbst Erich, auszusprechen. Ihren Vater anzuklagen, vermochte sie nicht einmal vor sich selbst.

In ihrer gewohnten mildernden Weise bereitete sie schriftlich die Brüder darauf vor, Ruth verändert zu

finden. Sie wußte, daß dies bei Erich genügen würde, um ihn kein Erstaunen, das verletzen konnte, äußern zu lassen. Und sollte Jürgen in seiner phlegmatischen, derben Art ein paar faule Späße reißen, so war das noch zu ertragen. Den Jungen nahm doch niemand ernst.

Zu Weihnachten kam Erich nicht allein, Hans Wilhelm von Hacke begleitete ihn.

Niemand hatte gegen Erichs Bitte eine Einwendung gehabt. Da hatte auch Ruth geschwiegen.

Ihr ganzes Fühlen bis zu seiner Ankunft war ein planloses Fürchten. Aber sie durfte sein Kommen nicht vereiteln, es hätte die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt.

Unter tanzenden Schneeflocken zogen die Weihnachtsgäste ins Haus.

Ruth harrte in dem großen, düsteren Eßzimmer mit den gedunkelten Möbeln. Graue Dezembernachmittagsdämmerung füllte das Gemach, nur ein flackerndes Feuer im Kamin gab einen helleren Ton in diese matten Farben.

Ihr Herz that ein paar nervöse, kurze Schläge. Sie hätte vorne sein müssen, gewiß! Aber sie wollte Erich nicht gleich mit ihrem Tituskopf unter die Augen laufen, er sollte sie zuerst hier im Halbdunkel sehn.

Laute Stimmen und Tritte näherten sich. Da erfaßte Ruth eine wilde Auflehnung. Warum fürchtete sie sich? Wovor?

Sie trat trotzig den Angekommenen entgegen.

Fanden sie sie häßlich, so wie sie jetzt war, so mochten sie es doch thun. Es war ja Papas Verrücktheit gewesen, nicht ihre eigene. Und fanden sie sie nicht häßlich, so war es auch einerlei. Hing sie etwa von ihrem Urteil ab!

Erich war in seiner neuen Leutnantsuniform. Er bot die prächtige Erscheinung eines jungen Menschen, der das bunte Tuch nicht nur zum Putz, zum Daseinszweck des Imponierens trägt, sondern als einen Ehrenrock, den rein zu halten der Einsatz der ganzen Persönlichkeit nicht zuviel ist.

Er war nicht der übliche „blutjunge Leutnant“, mit den glückseligen Strahlaugen und den runden, bartlosen Bäckchen, der seine Achselstreifen voll göttlichen Stolzes trägt und das Zivil nur bedauern kann.

Er sah aus wie ein Mann, dem das Standesbewußtsein den Blick nicht umnebelt, sondern schärft.

Neben seiner glänzenden Erscheinung fiel Hans Wilhelm in dem schlichtgrauen Reiseanzug etwas ab, und Jürgen nun gar, der mit demselben Wagen gekommen war, tölpelte hinterdrein, als wenn er der Reitbursche der beiden gewesen wäre.

Erich, der Mensch des Taktes, machte nur gerade so viel Wesens von Ruths Tituskopf, als er machen mußte, um nicht beeinflußt zu erscheinen.

Hans Wilhelm dagegen beachtete es in Wahrheit kaum. Solche Einzelheiten zählten für ihn noch nicht. Er nahm diese Menschenerscheinung im ganzen. Nicht Augen und Mund, nicht Hand oder Haar war es, was hier sein Gefühl beeinflußte.

Er hatte sich wild nach ihr gesehnt, aber nicht an ihr holdes Lächeln hatte er dabei gedacht, nicht an die Berührung ihrer Hände, den Blitz ihrer Augen. Seine Liebe war kein leichtes Spiel.

Ein wildes Verlangen war sie nach dem Kampf der Kräfte, nach dem Lasso, nach dem Steppenritt!

Das machte sein Auge so kalt, sein Wesen gegen sie so stark und stolz. Kein Betteln war darin, kein Tändeln und Versuchen.

Noch ist nicht Zeit! sagten seine Mienen zu ihr. Nicht hier am Eßtisch, im Familienkreis. Aber wenn es Zeit ist — dann spielen wir miteinander um Leib und Seele. Willst du mitmachen? Du sollst es — du mußt es. —

Mit siebzehn Jahren versteht man diese Sprache noch nicht. Aber es kommt heran wie ein dunkler Riese. Vor dem fürchtet sich die spielverwöhnte junge Seele und flüchtet schauernd in den letzten Winkel.

Er sah es, daß ihre Seele sich flüchtete. Er sah nur das im Tanz der Tage. Der Geruch von Tannennadeln, von Kuchen und Wachskerzen zog an ihm vorüber, die ganze alte, deutsche Weihnachtsherrlichkeit warf ihren Glanz über seinen Aufenthalt in dem Luckmühler Herrenhaus.

Es ging, Nebelbildern gleich, an ihm vorüber. Leidenschaftlich war seine Ausschließlichkeit, tyrannisch sein Empfinden.

Er wollte, sie sollte sich nicht flüchten. Ja! Jene Flucht vor dem Lasso, jenes naturwilde Spiel der Kräfte: fange mich doch, wenn du kannst! Wenn du kannst! Hier bin ich ja! Und dann in den Sturm hinein — selbst der Sturm! Ein Ritt um Tod und Leben —! Das wollte er!

Aber was sie that, war ein Verstecken. Fürchtete sie sich vor diesem Kampf? Sie sah ihn so wild und scheu aus ihren jungen Augen an.

Ja, auch sie hatte keinen Blick für das Licht des Christbaums. Ihre erschrockene Seele kauerte im dunkelsten Winkel, und Wache davor hielt der Trotz.

Sie hatte schon Männerliebe gesehn und mit Männerherzen gespielt. Aber nie hatte ihr Empfinden so in Wehr und Waffen gestanden wie jetzt.

Sie gab ihm kaum Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Selbst die Hausbewohner merkten es, wie voller Stacheln ihr Wesen war.

Einmal mußte sie ihm aber doch standhalten.

Es war Besuch dagewesen und bis in den späten Abend geblieben. Herr von Pontow hatte einen guten Weinkeller, und die schweren Sorten hatten heiße Köpfe gemacht. In lebhaftem Durcheinander trennte man sich.

Der letzte Wagen war vom Hof. Ueber der Einfahrt und auf Zweigen und Dächern lag Schnee im ungewissen Mondlicht. Gespenstisch schwarz standen hüben und drüben die hohen Baumstämme.

Herr von Pontow ging zu den Pferdeställen hinüber. Das eine Wagenpferd war seit gestern an Kolik erkrankt. Er trug eine Stallaterne, deren flackernder Schein über den Schnee haschte, über die schwarzen Geleise, die soeben die Räder in die weiße Decke gefurcht hatten. Jürgen schloß sich ihm wie selbstverständlich an, auch Erich folgte aus Höflichkeit.

„Kommst du mit, Hans Wilhelm?“ fragte er seinen Freund beim Hinausgehn.

Der verneinte, er wußte kaum, um was er gefragt war. Wie ein Träumender sah er die drei Gestalten über den Hof gehn und verschwinden. Ein kalter Wind blies ihm um den erhitzten Kopf. Er wandte sich und ging ins Haus zurück.

Was ihn am stärksten beschäftigt hatte, den ganzen Abend über und bis zur letzten Minute, war: Ruth freundlich, ausgelassen lustig zu sehn mit andern. Mit jungen Leuten, die ihr huldigten, und deren Huldigungen sie wie Rosen willig über sich ausschütten ließ.

Er hätte gelacht, hätte jemand dies Eifersucht genannt. Es war auch keine Eifersucht der Art, die sich mit Neid deckt. Für die Liebenswürdigkeiten, die sie hier erwies, hätte er überhaupt gedankt. So wollte er sie nicht für sich, bei Gott! Ein Salondämchen hätte er auch anderswo haben können.

Aber daß sie so aussehn konnte — und nicht für ihn, daß sie Lachen und Leichtigkeit hatte — und nicht für ihn, das trieb ihm die Sporen ins Fleisch. Seine Hand zuckte, nach den Schleiern zu greifen, in die ihre Seele sich wickelte: herunter damit! Laß mich sehn, wer du bist!

Im Wohnzimmer, wo noch Stühle und Sessel in regelloser Unordnung umherstanden, Weingläser auf Tischen und Tischchen, Zigarrenreste in Aschbechern lagen, traf er sie an. Sie saß auf einem der Sessel müßig und starrte ins Licht. Zwei Zimmer weiter, durch offene Thüren, sah man Anna-Beate am Eßtisch das Silbergeschirr sortieren, um es einzuschließen. Das breite Licht der Petroleumhängelampe war durch einen gelblichen Schirm abgedämpft. Ruths Gesicht hatte im vollen Licht gelegen, als er eintrat. Jetzt stand sie auf, als wolle sie gehn.

Das Blut schoß ihm zu Kopf.

„Glauben Sie, daß das Fortlaufen Ihnen etwas nützt?“ fragte er brüsk.

Sie sah ihn mit großen, kalten Augen an. „Nützt —? Das Fortlaufen —? Beide Worte sind an sich ein Unsinn. Ueberlegen Sie erst, ehe Sie reden, Herr von Hacke!“

Er gab ihr keine Antwort. Er blieb stehn, wo er stand, und sah sie mit zusammengebissenen Zähnen an.

Einige lange Sekunden. Da fing ihm das Herz im Leib zu brennen an. Er sah, daß ihre Augen nicht mehr kalt blickten, nicht mehr voll jener Scheu und Abwehr, die nicht und nirgends zu packen war. Eine Feindschaft erwachte darin lebendig, voll sprühender Glut.

„Lassen Sie mich in Ruhe!“ rief sie plötzlich. Ihre Lippen wurden blaß. „Sie sind mir verhaßt! Verhaßt sind Sie mir!“

Sie wandte sich um und stürzte hinaus.

Er stand noch immer, wo er gestanden hatte. Unbeweglich, wie ein Steinbild. Da sah ihn Anna-Beate von drüben und rief ihn an. Er ging hinüber, den Kopf im Rausch.

Vor seinen Ohren wirbelte es wie jauchzende Schlachtmusik: „Der Steppenritt! Der Steppenritt!“

Fortsetzung folgt.

Sie helfen einem.

Von Paul von Schönthan.

Es giebt viele, liebe, gute, nette, unbefangene, talentlose Menschen, die uns unaufgefordert mit „Stoffen“ beispringen. Jeder Schriftsteller hat es hundertmal erlebt, ob er nun das Gebiet des Dramas, des Romans, der Novelle oder des Feuilletons beackere, immer tragen einem dienstwillige Freunde Ideen zu, die von ihnen regelmäßig durch das Prädikat „großartig“ empfohlen werden. Ueberdies sind diese Ideen ausnahmlos „ganz originell!“

Nicht selten versucht der glückliche Finder einem die Zähne lang zu machen durch die versteckte Drohung: „Meiner Seel! Wenn ich Zeit hätte, möchte ich es selbst schreiben.“ — Bekanntlich ist fast jeder Gebildete ein durch glücklichere Lebensumstände und Ueberbürdung mit andern, wohl auch lukrativeren Geschäften „verhinderter“ Dichter. — Seltener hört man die zaghaftere Einschränkung: „Wenn ich's könnte, möchte ich das selbst schreiben.“

Es ist fast immer ein Segen, daß der Gute nicht „schreiben“ kann, nicht nur deshalb, weil nach einer statistischen Schätzung ohnedies schon auf je 16 geneigte Leser ein Schriftsteller und 25 Schriftstellerinnen kommen, sondern auch aus dem Grunde, weil der Allerweltsgedanke, den der beglückte Entdecker gefunden hat, in zehn Fällen 9 bis 24 mal — nichts taugt.

Obwohl ich — vielleicht darf ich sagen „bekanntlich“ — kein Dramatiker bin, bemerke ich, daß mich wohlwollende Freunde doch am liebsten auf dieser erträgnisreichen Bahn sehen möchten, und man muß sich, wohl oder übel, ihre freiwilligen Lotsendienste anbieten lassen.

Wie oft wird der Gleichmut des professionellen Tintenarbeiters durch den Zuruf: „Sie, das wäre ein Lustspiel!“ auf die Probe gestellt.

Ein Regenschirm fällt um, zwei Leute bücken sich danach und stoßen mit den Köpfen zusammen — „ein fertiges Lustspiel“! — Ein Zerstreuter besteigt einen Wagen und giebt dem Kutscher Straße und Hausnummer eines Freundes an, statt der eigenen; der Freund ist aber — um die Verwechslung zur ausgelassensten Karnevalstollheit zu steigern — vor einem Jahr ausgezogen; „das fertige Lustspiel!“ — Der als kurzsichtig bekannte Rechtsanwalt K. hat neulich einen schlafenden Dackel für seine Aktentasche gehalten und wurde den Irrtum erst gewahr, als die vermeintliche Tasche zu bellen anfing. Wieder ein „fertiges Lustspiel!“

Manchmal werden diese kostbaren Stoffe auch noch durch den Hinweis auf die Aktualität verführerischer gemacht: „Sie, was mir kürzlich passiert ist, das wäre was fürs Theater!“ und ohne erst eine Frage ab-

zuwarten, sprudelt's heraus, schlecht erzählt auch noch: „Denken Sie sich, ich war bei Bauseweins eingeladen, das heißt, ich war nicht eingeladen, aber ich dachte, ich sei eingeladen. Was soll ich Ihnen erzählen: ich komme im Frack pünktlich um 1/29 Uhr an, das Ehepaar sitzt bei Tisch, an nichts Arges denkend, bei kaltem Abendbrot, allein natürlich, denn die Einladung galt — erst für den nächsten Tag. Ich hatte mich in dem Datum geirrt. Na das Erstaunen, wie ich plötzlich, ganz unerwartet in Frack und weißer Krawatte ankomme! Dann natürlich allgemeines Hallo! Wir haben alle drei gleich gesagt: das müssen wir Ihnen erzählen, das wär was fürs Theater!"

Die Erzählung ermutigt einen andern Zuhörer sofort einzufallen: „Aber noch gelungener war das: unlängst war ich beim Geheimrat X. geladen, ich verfehle das Stockwerk, klingle zwei Treppen hoch, anstatt drei Treppen. Da war aber auch Gesellschaft. Ich merk's nicht gleich, erst als ich mich nach der Hausfrau erkundige, sehe ich, daß ich einer wildfremden Dame gegenüberstehe. Ich habe so lachen müssen. — Das wäre etwas für eine Posse!"

Es ist ein Erfahrungsgrundsatz, daß Erlebnisse, über die der Erzähler selbst „so lachen mußte", in der Regel nicht geeignet sind, jemand andern ein Lächeln abzugewinnen. Aus Höflichkeit löst sich wohl ein mattes konventionelles Schmunzeln aus, besonders wenn der Erzähler andere versöhnende Eigenschaften seines Wesens besitzt. Nur ein rücksichtsloser Patron wird dem Mann die Wahrheit an den Kopf werfen und ihm sagen, daß die Geschichte keine Pointe, oder doch nur eine seiner harmlosen Seele erkennbare hat. Freilich, manchmal findet ein Laie nach dem Vorbild der blinden Henne einen Keim für dramatische Vorgänge, und dann nimmt der Autor wohl auch einen milderen Ton an und wirft in das Glück des Entdeckers höchstens den Schatten der unvorhergesehenen Frage: „Nun ja, und was geschieht weiter?" — Es entsteht eine kleine Verlegenheit, dann wehrt sich der befremdete Stoffspender mit der einen Schimmer von Gereiztheit verratenden Antwort: „Na — also — natürlich — nu ja — also — das übrige müßten Sie erfinden! — Heißen müßte es": nun kommt der Vorschlag für einen Titel, der aber wahrscheinlich unmöglich wäre. Und so hat der stolze Vater des Lustspielgedankens eigentlich nicht viel mehr geliefert, als die — Zwischenakte. Die Herrschaften verwechseln den „Stoff" mit dem „Ausgangspunkt". Das ist zweierlei. Es giebt verlockende Ausgangspunkte, die aber doch nur in oft betretene Irrgärten oder in unfruchtbare Wüsteneien führen, und anscheinend hoffnungsreiche Keime, die durchaus nicht triebkräftig sind.

Den Trumpf spielen die Nothelfer gewöhnlich mit dem Schlußsatz aus: „Das ist thatsächlich passirt!" Sie begreifen nicht, daß ein heiteres Spiel der Phantasie wertvoll genug ist, und daß eine Nichtigkeit kaum saftiger wird, weil sie sich „thatsächlich" zugetragen hat.

Sie helfen einem nicht nur mit „Stoffen", sondern auch mit Figuren. Sehr viele Mitmenschen haben einen Schwager, der ein Original ist, „eine richtige Lustspielfigur", ihr drolliger Schneider gehört unbedingt aufs Theater, und der schwerhörige Dienstmann an der Ecke müßte „in einem Stück verwendet werden".

Das ist das Lustspiel — nun kommt der Roman.

„Ah gut, daß ich Sie treffe, Sie Herr X., ich hätt was für Sie, einen großartigen Romanstoff, und buchstäblich wahr!" redet uns einer der Stoffvermittler an. „Denken Sie sich: eine Kousine von mir war als Mädchen zwei Jahre so zu sagen verlobt mit einem höheren Bankbeamten, die Geschichte ist auseinandergegangen, sie hat dann nach Budapest geheiratet, vor einem Vierteljahr hat sie sich scheiden lassen, und was glauben Sie, nächstens heiratet sie nun doch ihren Bankbeamten! Unglaublich, was? Wenn man das noch ausschmückt . . . ."

Ah, freilich! Wenn man's ausschmückt!

Unsere Lebensretter schütteln die Romanideen nur so aus dem Aermel: „Sie, das ist ein ganzer Roman: die Else Z. hat sich verlobt, und wissen Sie, wie sie ihren Bräutigam kennen gelernt hat, das ist originell. Der Badeofen hat fortwährend geraucht, die ganze Anlage war nicht in Ordnung. Der alte Herr läßt einen Ingenieur kommen, der sieht nach, kommt ein zweites, ein drittes Mal, lernt dabei Else kennen, verliebt sich und hält um sie an. Unglaublich, was?"

Gewiß, es ist ein ganzer Roman, ein sehr amüsanter noch dazu, besonders für die Beteiligten. Titel: „Im Banne des Badeofens."

Oder: eine Gouvernante (nicht die „Waise von Lowood", sondern eine Berlinerin), die für den verwitweten Vater ihrer Zöglinge eine stille Liebe im Hause herumträgt („Sie kennen das betreffende Haus sogar!"); dazu hat der Stoffentdecker noch den Konflikt hinzugedichtet, daß sie erst im dritten Band durch ein liegengebliebenes Taschentuch erfahren dürfte, daß sie die natürliche Tochter des heimlich Verehrten ist. U. s. w.

Lauter herrliche, blühende, originelle Romanideen, besonders wenn man sie noch „entsprechend ausschmückt".

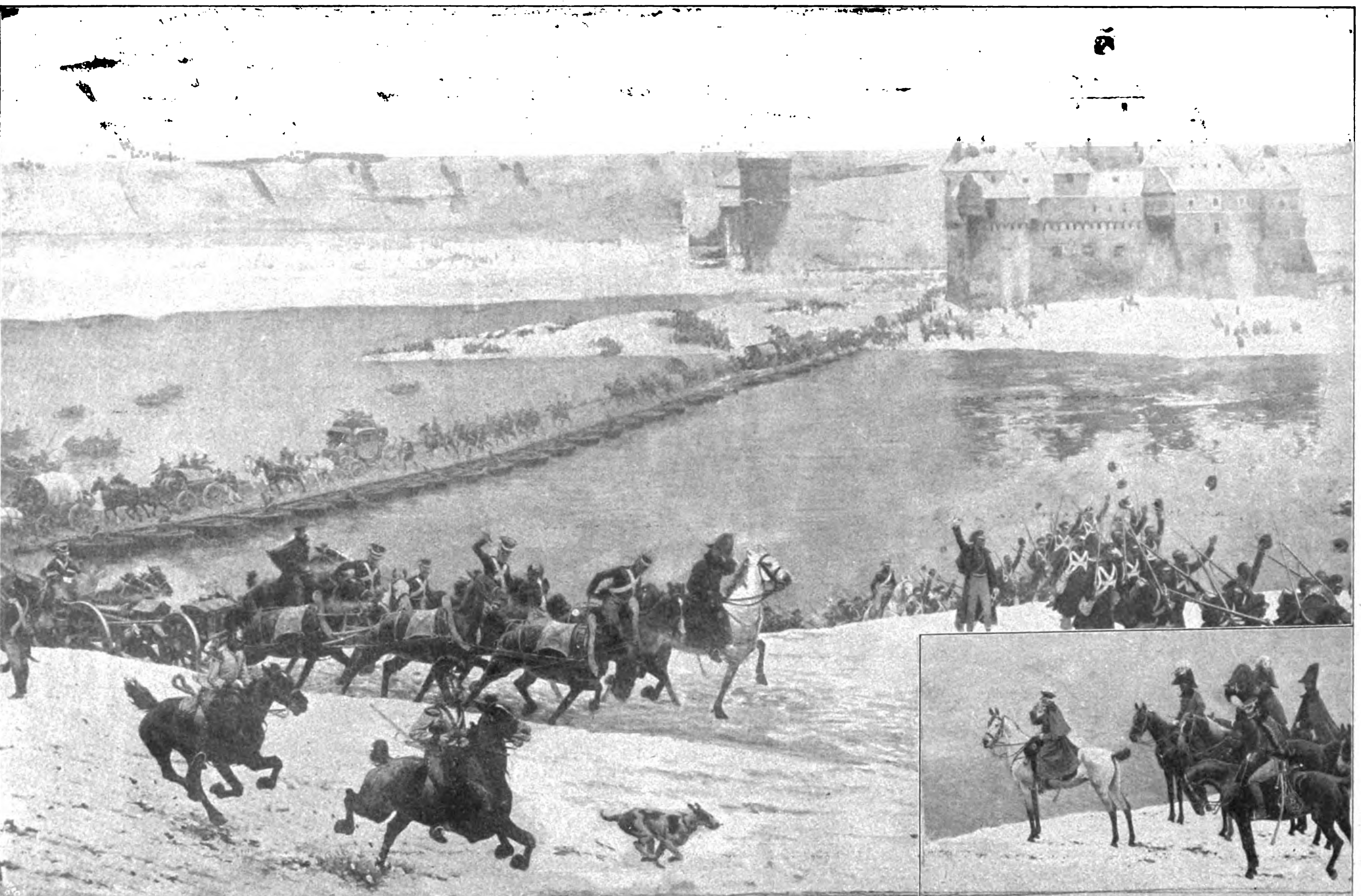
Auch der Feuilletonist kommt nicht zu kurz bei der Gratisverteilung von glänzenden Stoffen.

„Das könnten Sie schreiben, das gäbe ein großartiges Feuilleton!"

Ueberflüssig, zu sagen, daß sich in fünfundneunzig Fällen unter hundert der „Stoff" am allerwenigsten für ein „Feuilleton" eignet, so daß man gewöhnlich durch die bloße Zumutung schon in Schrecken versetzt und zu rücksichtslosem Widerspruch verleitet wird. Oder es wird einem gleich die Pistole auf die Brust gesetzt: „Darüber müßten Sie einmal etwas schreiben!" Zum Beispiel darüber, daß unsere lieben Frauen mit ihren Schleppen die Luft verderben, daß im Theater viele Leute gewohnheitsmäßig zu spät kommen, daß es auf der Welt manierliche und unmanierliche Menschen giebt, u. s. w.

Die Herrschaften wissen nicht, daß man während einer vieljährigen feuilletonistischen Thätigkeit ohnedies schon über alles geschrieben hat und wahrscheinlich auch über das, was ihnen erst jetzt als eine menschliche Schwäche, als ein gesellschaftlicher Uebelstand, als eine öffentliche Unsitte auffällt. Sie halten auch dafür, daß dem „darüber schreiben" die Abschaffung der entdeckten Mängel auf dem Fuße folgt.

Latente Talente möchte ich, ein zufällig harmonisches Wortbild gebrauchend, diese Ideen- und Stoffentdecker nennen. Und es ist gut so. Wohin würde es erst führen, wenn sie wirklich selbst schrieben? Wir grollen ihnen auch nicht ernstlich und verkennen die Wohlmeinung ihrer harmlosen Passion nicht. Aber „man müßte einmal darüber schreiben!" — Geschieht hiermit!



Eine Sehenswürdigkeit auf der Düsseldorfer Ausstellung: Scenen aus dem Panorama „Blüchers Uebergang über den Rhein"
von den Malern Ungewitter und Wendling.

Jugendliche Spielzeugfabrikanten.

Hierzu 4 Momentaufnahmen von Valla, Paris.

Bei Herstellung einfacher Spielwaren werden häufiger, als man annimmt, Kinder beschäftigt. In den Spielzeugindustrieschulen in Seiffen, Olbernhau und Grünhainichen im sächsischen Erzgebirge nimmt man Kinder vom elften Lebensjahr an auf, doch müssen sie sich mit der Ausbildung begnügen, die sie in der sogenannten Vorschule erhalten. Den zweijährigen Kursus der eigentlichen Fachschule können sie erst später durchmachen. Diese drei Institute, von denen das eine in Olbernhau von einem Verein, die beiden andern vom Staat unterhalten werden, erheben kein Schulgeld.

Welchen Reiz, selbst auf jüngere Kinder, das Anfertigen von allerlei Spielkram ausübt, beweist zur Genüge der Eifer, mit dem die in den Fröbelschen Handarbeiten unterwiesenen Kleinen sich der hübschen Beschäftigung widmen. In den Kindergärten wird mit so viel Begeisterung, Ausdauer und Geschick geflochten, gefaltet, ausgeschnitten, bemalt und geklebt, daß es eine wahre Freude ist, den fleißigen Händchen zuzuschauen. Dann betrachte man sich einmal die Hampelmänner, die „Waldteufel" und die mancherlei andern Scherzartikel, die zur Weihnachtszeit von den in keiner Großstadt fehlenden kleinen Straßenhändlern feilgeboten werden.

Nirgends blüht der Straßenhandel, namentlich der Spielzeughandel auf offener Straße, wohl üppiger als in Paris. Zu Hunderten wandern die kleinen wie die großen Kamelots von früh bis spät auf den Boulevards umher und preisen ihre Verkaufsobjekte an. Unter den Kindern, die auf diese Weise zum kargen Verdienst der Eltern beizutragen suchen, bemerkt man besonders viele Spielsachenhändler. Keine geringe Anzahl dieser jungen Spielzeugfabrikanten verdankt ihre Geschicklichkeit in der Herstellung so niedlicher Sachen dem menschenfreundlichen Bestreben eines einfachen Mannes aus dem Volk, der bis vor wenigen Jahren noch völlig unbekannt war, dessen Ruhm jetzt aber schon über die Grenzen seines Landes hinausdringt.

Im Weichbild des vor der südlichen Pariser Wallmauer gelegenen Städtchens Montrouge befindet sich eine kleine Ansiedelung (Abb. S. 879), deren niedrige, helle Häuschen einen ungemein freundlichen Anblick gewähren. Auf Anregung eines früheren Kaminfegers, der vor sechs Jahren durch einen Sturz vom Dach an beiden Armen so schwere Verletzungen erlitt, daß er sein Metier nicht weiter ausüben konnte, zogen sich zugleich mit ihm mehrere Handwerkerfamilien hierher zurück. Man pachtete das Land, und jeder baute sich seine Hütte, wie es ihm gefiel. Diese kleine Republik in der großen nennt sich die „Cité des Hautes Bornes". Auch jedes Häuschen führt seinen besonderen Namen. Die auf unserer Abb. S. 879 im Vordergrund sichtbare „Villa des Philosophes" bewohnt Meister Vitcoq, das Haupt der bescheidenen Kolonie. Der Mann, den sein eigenes Unglück zum Wohlthäter vieler Menschen werden ließ, widmete sich, nachdem er sein gefährliches Handwerk aufgeben mußte, der Fabrikation von Spielwaren, in der er bald große Fertigkeit erlangte. Da der Erlös aus dem Verkauf der von ihm hergestellten Sachen genügt, um seine und seiner Familie geringe Ansprüche zu befriedigen, läßt er auch andere aus seinem Talent Nutzen ziehen. Sein Haus steht jedem offen, der kommen will, um



Vitcoq.

In der Werkstätte der Spielwaren: Meister Vitcoq mit seinen Schülern



Die Handwerkerkolonie in Montrouge bei Paris.

die Anfertigung von allerlei Spielzeug zu erlernen. Hauptsächlich sind es Kinder, die sich mit Entzücken um den uneigennützigen Lehrmeister scharen und unermüdlich die kleinen Hände regen. Man sieht es den jugendlichen Lehrlingen, die uns Bild S. 878 vor Augen führt, an ihren Mienen an, mit welchem Ernst und welchem Vergnügen sie sich ihrer Beschäftigung hingeben.

Bestimmte Stunden sind für die Anleitung in der Herstellung der Spielsachen nicht angesetzt. Die Kinder wie die erwachsenen Lernbegierigen kommen und gehen, wann sie wollen. Sobald Schüler oder Schülerinnen sich einfinden, giebt man ihnen eine Arbeit, und alles, was sie zu wissen wünschen, wird gezeigt. Dabei steht jedem frei, das bei Vitcoq Gelernte zu verwerten, wie es ihm beliebt. Die heranwachsenden Knaben richten sich meist im elterlichen Heim eine kleine Werkstatt ein und verkaufen die fertigen Sachen auf der Straße. Einige arbeiten auch in den Fabriken weiter.

M. Oberberg.



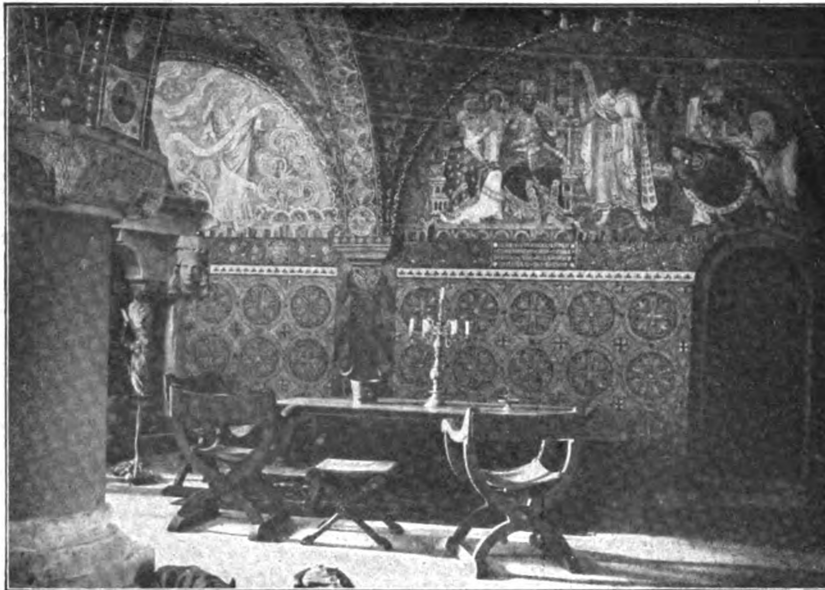


Die jüngste Blumenarbeiterin der Welt.



Ein sechsjähriger Spielzeugfabrikant.

Die Elisabeth-Kemenate auf der Wartburg. Am 27. April besuchte der Kaiser die Wartburg, um die Ausschmückungsarbeiten der Kemenate in Augenschein zu nehmen, die dereinst die Landgräfin Elisabeth bewohnt hat. Die Arbeiten sind bekanntlich im Auftrag des Kaisers vorgenommen, der von der Absicht geleitet war, das Andenken seines Großoheims, des verstorbenen Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar, des Bruders der Kaiserin Augusta, zu ehren.



Die Elisabeth-Kemenate auf der Wartburg,
die der Kaiser mit Mosaik ausschmücken ließ und am 27. April besichtigte.
Photographische Aufnahme.

„Hier, in der Wartburg, auf historischem und sagenumwobenem Boden, den alljährlich zahllose Ausländer betreten, wollen wir zeigen, was deutsche Kunst zu leisten vermag," äußerte der Kaiser, als er die Ausschmückung der Kemenate ins Auge faßte. So wurde dem Historienmaler Oetken, der u. a. den vom Kaiser dem Sultan für Konstantinopel geschenkten Brunnen entworfen hat und an der inneren Ausschmückung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin regen Anteil nahm, der Auftrag gegeben, das alte Frauengemach mit Gemälden zu schmücken, deren Ausführung in Mosaik bestimmt wurde. Die Wölbungen des geräumigen, in seiner Mitte von einer mächtigen Säule getragenen Gemaches, das heute als Versammlungsraum für die Gäste des Kaisers oder Großherzogs dient, wenn sie sich nach der Tafel im benachbarten Speisesaal hierher zurückziehen, glänzen heute bereits in aller Farbenpracht. Die acht Lünetten, die sich über dem ringsum laufenden Paneel in halbkreisförmigen Nischen befinden und für die der Maler Oetken ebenfalls die Entwürfe gezeichnet hat, stellen verschiedene Episoden aus dem Leben und Wirken der Landgräfin Elisabeth dar. Die vorgelegten Skizzen haben auch den ungeteilten Beifall des Kaisers gefunden, so daß die Ausführung in Mosaik bereits in Angriff genommen worden ist.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

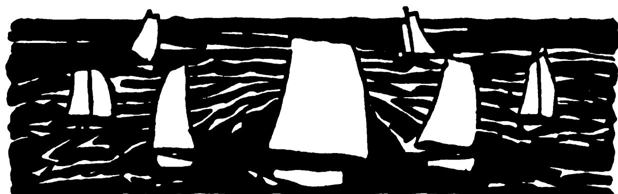
Nummer 20. Berlin, den 17. Mai 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 20.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	881
Umschau	881
Berliner Chronik	882
Ein bedrohtes Paradies. Von Dr. G. Dierck's	883
Theater und Musik	885
Das Buch der Woche	886
Die Toten der Woche	886
Zu unsern Bildern	887
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	889
Duvenhof. Pfingstgeschichte von Marianne Mewis	897
Mailied. Volkslied, komponiert von Hans Hermann	900
Die kostbarsten Metalle. Plauderei von Siegm. Saubermann	902
Ferienkolonien. Von Dorothee Goebeler	904
Die Königskrönung in Madrid. (Mit 5 Abbildungen)	905
Seltsame Hausgenossen. (Mit 7 Abbildungen)	908
„Besorgt." Skizze aus dem Seemannsleben von John Wilmers	912
Eine Lenz-Tageweis. Gedicht von Elsa Laura von Wolzogen	913
Klettertouren in der sächsischen Schweiz. Von Dr. Franz Oppenheimer. (Mit 5 Abbildungen)	915
Bei den Zigeunern. Von A. Oskar Klaußmann. (Mit 4 Abbildungen)	918
Die Kunst, eine Bowle zu brauen. Plauderei von Dr. Fritz Bernhard	921
Im Herrenhaus von Luckmühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung)	922
Pfingstglaube. Gedicht von Franz Evers	925
Was die Richter sagen	928
Was die Aerzte sagen	928
Bilder aus aller Welt	929

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Alte Promenade 8; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestr. 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfische Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstr. 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstr. 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstr. 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstr. 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.



Die sieben Tage der Woche.

7. Mai.

Der Kaiser trifft in Straßburg i. E. ein.

In Budapest hält der österreichisch-ungarische Minister Graf Goluchowski im Budgetausschuß des Reichsrats eine Rede über die internationale politische Lage; er stellt darin unter anderm offiziell fest, daß die Erneuerung des Dreibundes vom Jahr 1903 ab bereits gesichert ist.

8. Mai.

In San Domingo bildet sich eine provisorische Regierung unter dem Vorsitz von Vasquez.

9. Mai.

Ueber Paris kommen erschütternde Nachrichten über eine vulkanische Katastrophe auf der Insel Martinique. Durch einen Ausbruch des Monte Pelée ist die ganze Stadt Saint Pierre mit ihren Kolonialanlagen völlig zerstört worden.

Die Berliner Stadtsynode nimmt einstimmig einen Antrag an, der den Wunsch ausspricht, die Schankwirtschaften möchten während des Vormittagsgottesdienstes an Sonn- und Feiertagen zwei Stunden geschlossen werden.

Der Kaiser erklärt von der Hohkönigsburg aus in einem Erlaß an den Statthalter von Elsaß-Lothringen sein Einverständnis mit der Aufhebung des Diktaturparagraphen.

10. Mai.

Aus Port au Prince wird gemeldet, daß Präsident Sam die Präsidentschaft der Republik Haiti niedergelegt hat.

Der Kaiser trifft von Straßburg in Wiesbaden ein.

Das Kriegsgericht in St. Petersburg verurteilt den Mörder des Ministers Ssipjagin, Balmaschoff, zum Tode.

Von der Insel St. Vincent wird der Ausbruch des Vulkans Soufrière gemeldet.

11. Mai.

Der Kaiser sendet an den Präsidenten Loubet ein Beileidstelegramm aus Anlaß der Katastrophe auf Martinique. Präsident Loubet antwortet mit einem Danktelegramm.

Die Stichwahlen für die Deputiertenkammer in Frankreich fallen für die Regierung günstig aus. Die Regierung verfügt danach über eine Mehrheit von rund 200 Stimmen.

In Fürth hält der bayrische Kanalverein seine zwölfte Hauptversammlung ab, bei der Prinz Ludwig, der Protektor des Vereins, eine bedeutsame Ansprache hält.

12. Mai.

Der brasilianische Deputierte Severo wird bei einem Aufstieg mit seinem lenkbaren Luftschiff „Pax" infolge einer Explosion des Ballons getötet.

In Berlin findet ein von etwa 700 Vertretern besuchter Städtetag statt, der eine Resolution gegen jede Erhöhung der Zölle auf Lebensmittel annimmt.

In Spanien beginnen die Festlichkeiten aus Anlaß des Regierungsantritts des Königs Alfons XIII.

13. Mai.

In Madrid findet der letzte Ministerrat unter dem Vorsitz der Königinregentin Marie Christine statt.

Der Petersburger Regierungsbote veröffentlicht zwei Telegramme, die Kaiser Wilhelm den Narwaschen Dragonern als Chef des Regiments zu ihrem Jubiläum gesendet hat.

Das serbische Kabinett Wuitsch reicht seine Entlassung ein.

14. Mai.

Auf Haiti finden, wie aus Port au Prince gemeldet wird, andauernd Straßenkämpfe statt.



Umschau.

Der letzte Besuch des Kaisers in Elsaß-Lothringen hat einen Nachgeschmack hinterlassen, der den Bewohnern der Reichslande gewiß höchst angenehm auf der Zunge liegt. In Würdigung ihrer ruhigen und loyalen Haltung hat der Kaiser die Aufhebung des sogenannten Diktaturparagraphen in die Wege geleitet. Wer da weiß, wie drückend die Elsaß-Lothringer diese Ausnahmebestimmung empfanden, wird sich von dem kaiserlichen Entschluß gewiß eine tiefgehende, nachhaltige Wirkung versprechen. In Wirklichkeit hatte der Paragraph, der für den Fall der Gefahr den Statthalter mit diktatorischen Vollmachten ausstattet, nur noch theoretische Bedeutung; zur Anwendung ist er überhaupt nur ganz selten gelangt, und schon der frühere Staatssekretär von Puttkamer hat wie der gegenwärtige, von Köller, auf Grund genauer Kenntnisse der reichsländischen Verhältnisse ihn für entbehrlich

erklärt. Dies stimmt auch ganz mit der Auffassung des Statthalters, Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, überein. In der That haben die Elsaß-Lothringer seit der Entscheidung, die sie mit dem alten Vaterland wieder vereinigte, im großen und ganzen stets eine ruhige und besonnene Haltung bewahrt. Man kann dem kaiserlichen Entschluß, der eine nur immer wieder an den gewaltsamen Wechsel der Verhältnisse erinnernde Einrichtung beseitigt, nur Beifall zollen.

Eine sehr günstige Prognose hat der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, Graf Goluchowski, zu Budapest im Budgetausschuß der österreichischen Delegation dem europäischen Frieden gestellt. Die Erneuerung des Dreibunds erklärt er für gesichert, und zu Rußland seien die Beziehungen der habsburgischen Monarchie in so günstiger Entwicklung noch über das Balkanabkommen hinaus begriffen, daß zu Besorgnissen nach dieser Seite jeder Anlaß fehle. Selbst der Zweibund erscheint in dieser Beleuchtung als ein Stützpfeiler des Weltfriedens.

Die französischen Stichwahlen am Sonntag haben dem Kabinett Waldeck-Rousseau eine noch größere Mehrheit, als man erwartet hatte, verschafft. Die Oppositionellen werden zusammen über etwa 208 Stimmen verfügen, so daß für die Regierungsmehrheit deren 383 bleiben, was eine Mehrheit von 175 ergeben würde. Allerdings wird diese Rechnung nur stimmen, wenn das Kabinett sein bisheriges Verhältnis zu den radikalen Sozialisten und den Sozialisten aufrecht erhält. Das wird es aber, nachdem Millerand in der Stichwahl gesiegt hat, zweifellos thun, da es Thorheit wäre, 99 unsichere Kantonisten, wie die Melinisten, gegen die 90 radikalen Sozialisten und die 43 meist traitabeln Sozialisten einzutauschen.

Der Humbertskandal in Frankreich zieht immer weitere Kreise und scheint zu einer unsauberen Staatsaffaire anzuschwellen, die sich ihren großen Vorbildern des Panama- und Dreyfusskandals würdig anreiht. Seit 18 Jahren führte das Ehepaar Humbert unter Aufbietung aller juristischen Schikanen Prozeß mit einem fingierten Gegner Crawford über ein fingiertes Streitobjekt, eine Hundertmillionenerbschaft. Die Gerichte hatten nur die Aktenlage zu prüfen, keineswegs aber zu erforschen, ob denn das riesige Streitobjekt wirklich existiere. Auf Grund günstiger Entscheidungen gelang es den ehelichen Finanzgenies im Laufe der Jahre eine Summe von 56 Millionen Frank auf Konto der Erbschaft zu erschwindeln, freilich ohne nachhaltigen Segen, denn alles Geld zerrann in waghalsigen Spekulationen und in Bestechungen einflußreicher Personen, für die die Kulissen dieses Bombenbetrugs keine Geheimnisse hatten. Als am 9. Mai auf Drängen der Humbertschen Gläubiger endlich das Vorhandensein der legendären Erbschaft festgestellt werden sollte, fand man keinen Centime und konnte nur von der rechtzeitigen Flucht des Schwindlerpaars Kenntnis nehmen. Der Skandal konnte wirklich in keinem „günstigeren" Augenblick losbrechen, als jetzt nach den Wahlen. Nationalisten und Ministerielle spielen die Affaire gegeneinander aus, und es läßt sich in dem Chaos vorläufig noch nicht absehen, in welchem Lager die Kompromittierten zu suchen sind. Das Hauptinteresse richtet sich auf die Person des Vaters Humbert (Porträt oben), der jahrelang eine tonangebende politische Rolle gespielt hat und unter anderm Generalprokurator des Kassationshofs und Justizminister im Kabinett Freycinet war. Man behauptet, daß in seinen einflußreichen Händen die Fäden der famosen Streitsache „Humbert kontra Crawford" lagen.



Humbert senior.



Ein stattliches Bürgerparlament! Vielfach noch Männer in mittleren Jahren. Mehr als siebenhundert Vertreter deutscher Städte. Der große Saal des Hotels Kaiserhof erschien gefüllt, belebt. Belebt nicht im Sinn einer unruhigen, aufgeregten Menge; auch fern von jeder Grandezza, von feierlicher oder steifer Würde, wie man sie in Witzblättern noch immer gern den gestrengen städtischen Würdenträgern beilegt. Die moderne Zeit hat hier in allen Aeußerlichkeiten ihre nivellierende Arbeit gethan. Von Nord und Süd war man zusammengekommen, um einem wirtschaftlichen Entschluß im Interesse der deutschen Städte Nachdruck zu geben. Die politische Seite der Angelegenheit soll den Chronisten nicht kümmern. Als gesellschaftliches Ereignis gesehen, überrascht das Bürgerparlament durch seine Einfachheit.

Ein stolzer Städtekongreß immerhin. Die verschiedensten Temperamente aus deutschen Gauen mußten da zusammentreffen; Vertreter von gewaltigen und bescheidenen Stadtkörperschaften. Von Thorn bis Stuttgart giebt es eine Menge von eigentümlichen landsmannschaftlichen Abstufungen. Das alles trat in der Reichshauptstadt zurück. Man posierte nicht; man war auf ein Gefühl gestimmt. Man hatte das Bewußtsein, Fürsprecher einer starken Interessengruppe, der deutschen Stadtbürgerschaft und ihrer Bedürfnisse zu sein. Kein Pathos aber und keine Deklamation wurde laut; selbst nicht, als ein Wort vom keimenden Haß gegen die Städte fiel. Nicht allzu häufig wird eine Demonstration so gelassen verlaufen, wie die des Bürgerparlaments, wenn es sich um so hochgespannte Interessen handelt, wie sie diesmal zwischen Stadtbürgerschaft und Agrariern schweben. Ohne parteiische Voreingenommenheit wird man gestehen dürfen: ein tüchtiger Zug von ruhiger, selbstsicherer Kraft waltete auf dem Kongreß.

Allerdings ist Berlin als Kongreßstadt nicht recht geeignet, zu übergroßem Pathos, zu theatralischem Prunk oder zu Aufregungen zu verführen. Wie der Dichter Fontane von sich sagt, er habe den Zug zur Feierlichkeit nicht in sich, so kann das in der Regel auch für sein Berlin gelten. Es ist im Grunde doch nichts Gewöhnliches, wenn solch Bürgerparlament aus allen Kreisen des Reiches in Berlin, als dem Mittelpunkt, tagt. Gleichgiltig, um was es sich politisch, wirtschaftlich handle: die Stammesbesonderheiten schwinden, es kommt zum Bekenntnis einer großen Einheitlichkeit. Aber nach außen hin merkt man in der öffentlichen Erscheinung Berlins kaum etwas von den Vorgängen. Keine Feierlichkeit und keine heftig bewegte Aufregung, wie sie bei dem Naturell unserer Pariser Nachbarn so leicht wieder während der jüngsten Kammerwahlen hervorbrach; und wer weiß, was uns erst die neuste Affaire Humbert, die Gaukelei und Gaunerei von märchenhafter Einfachheit und märchenhafter Größe, bringen soll.

Berlin wird ja als Kongreßstadt immer häufiger aufgesucht. Aber die festliche Gebärde zeigt es darum doch nur in den seltensten Fällen. Auf ernstere Fachkreise bleiben die Zusammenkünfte beschränkt. Es gelingt schwer, darüber hinaus allgemeinere Teilnahme zu wecken.

Gleich aufs neue geben die vielberufenen Meistervorführungen ein Beispiel hierfür. Diese Theatervorstellungen haben wohl mit einem deutschen Schauspielerkongreß Aehnlichkeit; und das Theater hat gewiß nichts von der Strenge, die mit politischen oder Gelehrtenkongressen verbunden ist. Aber es fehlt der Hauch von Festlichkeit inmitten des emsigen, komplizierten Arbeitsgetriebes von Berlin; und so drängt sich vielen, wie von selbst, die Frage auf: wird es nicht besser sein, solche Meister- und Festspiele ein andermal in einer friedlicheren, kleineren deutschen Stadt zu veranstalten? Ausübende wie Genießende würden an Sammlung wie an Empfänglichkeit gewinnen.

Sever.

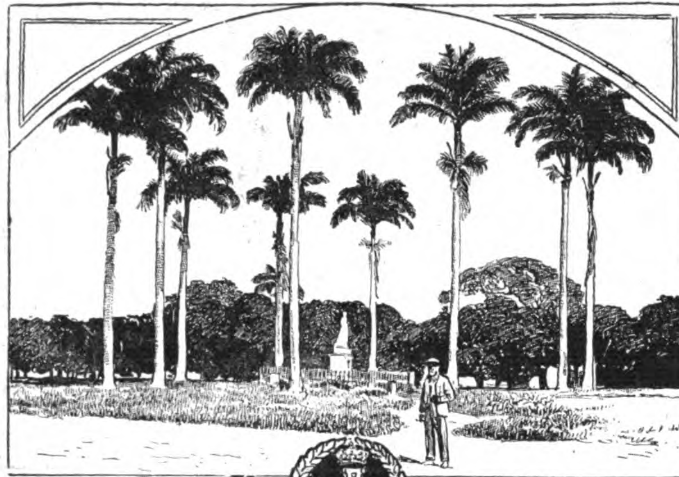


Ein bedrohtes Paradies.

Die Schreckensbotschaft von der Zerstörung der blühenden Handelsstadt Saint Pierre auf der Insel Martinique erfüllt die ganze Kulturwelt mit Entsetzen. Die Katastrophe, die sie meldet, wird, selbst wenn der Verlust an Menschenleben sich schließlich nicht als so groß erweisen sollte, wie die letzten Berichte ihn beziffern, in den Annalen der Geschichte als eine der furchtbarsten verzeichnet werden, von denen die Menschheit Kunde hat. Die elementaren Naturgewalten haben zwar oft, auch in neuerer Zeit, ihre verheerende Kraft in ihrer ganzen Größe gezeigt, aber die Vernichtung, die sie angerichtet, die Opfer, die sie verlangt haben, sind mit wenigen Ausnahmen doch immer verhältnismäßig gering gewesen im Vergleich zu denen, die der Ausbruch des scheinbar erloschenen Vulkans der Insel Martinique dort gefordert hat.

Es erscheint im ersten Augenblick schwer verständlich, wie das Unheil so schnell über die große, an der See gelegene Ortschaft hat hereinbrechen können, daß sich nur wenige Einwohner durch die Flucht dem Untergang zu entziehen vermocht haben, man begreift dies jedoch leichter, wenn man bedenkt, daß die Stadt Saint Pierre unmittelbar am Fuß des Mont Pelée lag, von seinem Krater kaum sechs bis sieben Kilometer entfernt war.

Wer die Stadt mit eigenen Augen gesehen hat, der weiß, daß der mindestens 1350 Meter hohe Berg, das mächtige Wahrzeichen der durchweg gebirgigen Insel, dem an seinen Ausläufern sich hinziehenden Ort gerade einen besonderen landschaftlichen Reiz verlieh und den Hintergrund bildete, von dem sich die freundliche Stadt mit ihren überwiegend in hellen leuchtenden Farben gemalten Häusern kräftig abhob. Der Mont Pelée schützte Saint Pierre gegen alle rauhen Winde aus Norden und Osten und beherrschte die Stadt so vollständig, daß man seinen mächtigen Gipfel von allen Straßen und Plätzen aus immer vor Augen hatte. Dieser Anblick war erfreulich, denn die Montagne Pelée war ihrem Namen längst untreu geworden, der „kahle“ Berg hatte sich bis zu seiner Spitze hinauf in das prachtvollste Grün der tropischen Vegetation gekleidet, die auf keiner andern westindischen Insel so üppig wuchert, wie auf Martinique. Der vulkanische Ursprung der letzteren ist in allen ihren Teilen deutlich erkennbar, und die sehr häufigen Erderschütterungen haben zu allen Zeiten angedeutet, daß die Feuerherde in ihrem Innern keineswegs vollständig erloschen sind, wenngleich der Hauptkrater der Insel seit dem letzten größeren Ausbruch des Jahres 1851 keine wahrnehmbaren Zeichen von Thätigkeit gegeben hat und mit seinem schönen, von Pflanzen aller Art umrahmten kleinen See ein beliebtes Ausflugsziel der Einheimischen wie der fremden Touristen war. Diese mehr oder minder starken Erdbeben waren auch die Veranlassung gewesen, daß man die Häuser so weit als möglich recht massiv und meist nur einstöckig oder aber aus den leichtesten Hölzern herstellte um den Erschütterungen des Bodens Widerstand leisten zu können. Fensterglas wurde in Saint Pierre wenig verwandt, weil dies bei der geringsten Bodenbewegung zerbricht. Bei dem gleichmäßigen Klima, das dort zu allen Zeiten des Jahres herrscht, weil die See in den überwiegend an ihren Ufern gelegenen Ortschaften die Tropenhitze mildert, können Glasfenster auch entbehrt werden, und jalousieartige Holzläden vertreten sie.





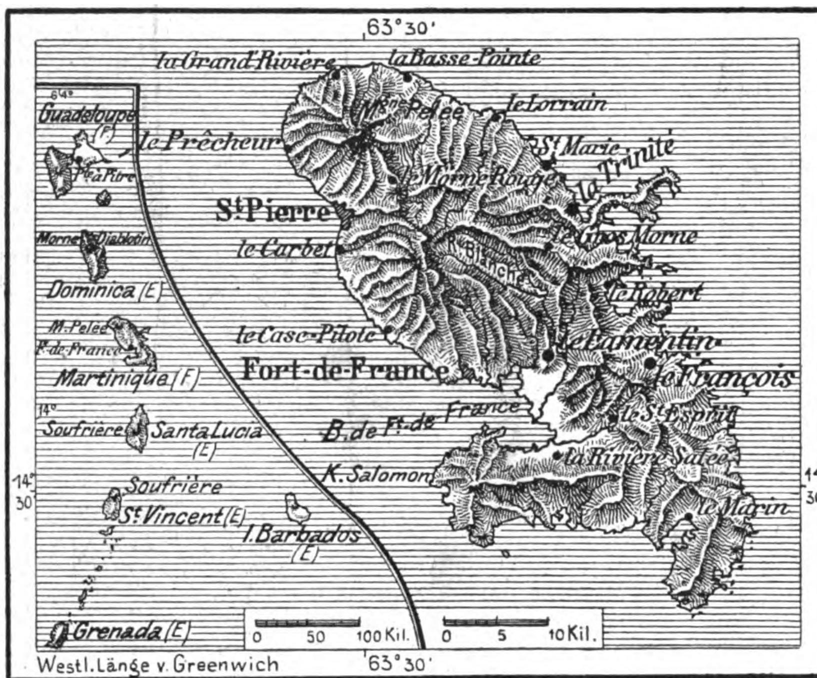
Geburtshaus und Denkmal der Kaiserin Josefine auf Martinique.

Die hohe natürliche Wärme des Bodens erhöht seine Fruchtbarkeit, bringt die Vegetation zu prachtvollster Entfaltung und trägt dazu bei, daß die unter 14° 24′ bis 14° 53′ nördlicher Breite gelegene Insel einen üppigeren Pflanzenwuchs aufzuweisen hat, als viele andere südlicher gelegene kontinentale Tropenländer. Diese Ursache der unvergleichlichen Schönheit Martiniques ist aber auch die vieler unangenehmer Eigenschaften der Tropenwelt und der Ungesundheit des Klimas. Malaria, Gelbes Fieber und andere Infektionskrankheiten schlimmster Art treten häufig auf, und sie würden es dem Europäer sehr schwer machen, dort zu leben, wenn nicht die ganze Insel ein Bergland und außerdem überaus wasserreich wäre. Erschwerte der bergige, steinige Charakter des Bodens seine Bebauung in hohem Maß, so wurde diese durch den Quellenreichtum erleichtert, und die zahllosen Gebirgsbäche und kleinen Flüsse verhindern die Ansammlung von Stoffen, die Infektionskeimen Nahrung gewähren können. Bringt der Boden neben den farbenprächtigsten Blüten und nützlichsten Pflanzen auch die schädlichsten und giftigsten hervor, so auch neben den schönsten Insekten, Schmetterlingen, Kolibris und andern Vögeln die widerwärtigsten und gefährlichsten Tiere niederer Gattungen, wie die großen haarigen Spinnen, Skorpione, giftige Krabben, Tausendfüße und zahllose Insekten, die den Menschen und Haustieren das Leben erschweren, vor allem aber Schlangen in so großer Menge, wie sie kaum anderswo auf so beschränktem Raum zu finden sind. Unter letzteren ist die verhältnismäßig kleine Lanzenschlange die furchtbarste, denn ihr Biß ist fast immer tödlich oder zieht, wenn man beizeiten Gegengifte anwenden kann, krebsartige Krankheiten, Elefantiasis und andere schlimme Folgen nach sich. Alle Versuche, diese Feinde der Menschen zu vernichten, haben sich als fruchtlos erwiesen, da der poröse, schluchten-, höhlen- und grottenreiche Boden der Insel gerade diesen Tieren Brut-

stätten in größter Masse bietet und das feuchte, warme Klima ihre Fruchtbarkeit erhöht.

Dieser Schlangenreichtum war es, der die ersten fremden Besucher der Insel schon nach kurzem Aufenthalt — die Ueberlieferung spricht von wenigen Stunden — bewog, sie wieder zu verlassen. Die Insel war schon von Kolumbus entdeckt worden, der erste Versuch einer Ansiedlung auf ihr soll jedoch erst am 25. Juni 1635 von den französischen Reisenden Olive und Duplessis gemacht worden sein. Thatsächlich wurde sie von d'Esnambuc 1665 für Frankreich in Besitz genommen, blieb zunächst in den Händen verschiedener Kolonialgesellschaften, bis sie 1675 der französischen Kolonialverwaltung unterstellt wurde. Die karaibische Bevölkerung war wohl schon von den ersten Ansiedlern zum Teil ausgerottet worden, nur ein kleiner Teil von ihr blieb im Innern, da aber die Europäer in dem Tropenklima nicht imstande waren, den Boden zu bebauen, so wurden schwarze Sklaven eingeführt, die denn auch bis auf den heutigen Tag den Haupt- und Grundbestandteil der ungefähr 180000 Seelen starken Bevölkerung der Insel bilden. Die farbige Bevölkerung beziffert sich auf etwa 140000 Individuen. 1794 ging Martinique in englischen Besitz über, wurde jedoch 1816 wieder an Frankreich abgetreten, unter dessen Verwaltung sich die Bodenkultur sehr glänzend entwickelt und einen großen Wohlstand erzeugt hat. Nach der Aufhebung der Sklaverei und der Befreiung der Neger, die als Kolonisten auf der Insel blieben, wurde die Beschaffung neuer Arbeitskräfte erforderlich, und wie auf Trinidad und andern westindischen Inseln wurden seit 1853 ostindische Kulis eingeführt, die sich bei ihrer außerordentlichen Mäßigkeit und ihrem Ursprung aus tropischen Ländern als widerstandsfähig gegen die Ungunst des Klimas und daneben als fleißige, zuverlässige Landarbeiter bewährt haben. Ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr 25000, während die eingeborene weiße Kreolenbevölkerung etwa 12000 Individuen zählt. Da von den 988 Quadratkilometer Flächenraum der Insel kaum viel mehr als die Hälfte, höchstens aber drei Fünftel in Kultur genommen ist, so ergiebt sich daraus eine ungewöhnlich dichte Bevölkerung der Ortschaften und des kulturfähigen Bodens, der in erster Linie mit Zuckerrohr bestellt ist. Daneben bilden Kakaobohnen, Kaffee und alle andern tropischen Bodenerzeugnisse sehr ergiebige Ausfuhrerzeugnisse und Einnahmequellen.

Was Martinique zu erzeugen vermag, davon bot der herrliche botanische Garten von Saint Pierre den besten Ueberblick. Im Norden der Stadt, am Fuß des mit vielen kleinen Kapellen besetzten und gewissermaßen eine Art Kalvarienberg bildenden Morne Rouge gelegen, über den man zum Mont Pelée hinaufstieg, bildete der botanische Garten einen ungemein reizvollen, angenehmen Aufenthalt und diente auch der vornehmen Gesellschaft Saint Pierres während gewisser Tagesstunden als beliebte Promenade. Eine tiefe, sich nach der Stadt hin erweiternde Schlucht und das davorliegende Gelände war in geschickter Weise zu schönen Parkanlagen benutzt worden, in denen alle, auch die seltensten Pflanzen der Tropenwelt ihre geeigneten Plätze gefunden hatten und in denen Wasserfälle, Springbrunnen und rauschende Bäche eine angenehme, erfrischende Kühle verbreiteten. Viele, durch ihre Schönheit berühmte Kreolenkinder belebten diesen von den phantastischen Gebilden der Natur erfüllten Garten, in dem die im allgemeinen ebenfalls recht hübschen vornehmen Damen der Stadt ihre farbenprächtigen neusten Kostüme und ihre wertvollen Schmucksachen in den Abendstunden zur Schau trugen. An diesen Garten schloß sich ein botanisches Museum, das viele Raritäten enthielt.



Karte der Insel Martinique und Uebersichtskarte der benachbarten Inseln.

Die Stadt selbst bot außer einigen größeren Kirchen keine namhaften Sehenswürdigkeiten. In der Hauptstraße, der Avenue Victor Hugo, lagen die größten Geschäfte, in denen die gewerblichen Erzeugnisse Frankreichs überwogen, unter dessen Kultureinfluß das ganze Leben der Bevölkerung Martiniques steht. Ueberall hörte man das Rauschen des Wassers, da zahlreiche Bäche durch die Stadt flossen, deren Wasser zum Teil in größere Kanäle abgelenkt und in Reservoirs geleitet war und für gewerbliche Zwecke in den Fabriken benutzt wurde.

Auf den Marktplätzen, besonders der großen Place Bertin, herrschte in den frühen Morgenstunden immer ein starkes Gedränge; die öffentlichen Waschhäuser boten ein sehr bewegtes und interessantes Bild und gaben auf weite Entfernung hin eine Vorstellung von der Zungenfertigkeit der Frauen der niederen Klassen. Des Abends hörte man überall die schwermütigen Klänge der sehr eigenartigen Volkslieder, die in ihrem musikalischen Charakter stark von dem der Negerlieder beeinflußt sind.

Im Hafen herrschte ein starker Schiffsverkehr, da Saint Pierre den Stapelplatz für alle Erzeugnisse der Insel wie für die importierten Waren bildete.

Im allgemeinen herrschte ein heiteres Leben in Saint Pierre, und über seiner landschaftlichen Umgebung, wie über der ganzen Insel schwebte ein Zauber, der den Namen rechtfertigte, der ihr gegeben ist: Doux pays des revenants. In dieser Bezeichnung faßte man das „revenant“ zuerst in seiner wörtlichen Bedeutung „Zurückkehrender“ auf und wollte damit andeuten, daß, wer einmal dort gewesen, immer von Sehnsucht erfüllt ist, dorthin zurückzukehren, und daß auch die Eingeborenen stets dorthin zurückzukehren wünschen, wenn sie, wie die meisten jungen Leute es thun, in Nordamerika oder in Frankreich ihre Ausbildung genossen haben. Das Wort nahm aber auch die zweite Bedeutung „Geist, Gespenst“ an, denn der häufig von Wolken eingehüllte Mont Pelée, die ganze zauberhaft schöne Insel mit ihren 400 Bergen, mit ihren tiefen, geheimnisvollen Schluchten, ihrer tropischen, phantastischen Vegetation und ihrer eigenartigen Fauna haben zur Schöpfung vieler lokaler Sagen und Märchen Veranlassung gegeben, die die Heimat der Frau von Maintenon und der Kaiserin Josephine — der in Fort de France ein

sehr schönes Standbild errichtet ist — mit einem romantischen Zauber umgeben.

Saint Pierre, die Stätte des fröhlichsten Lebens und geschäftigsten Treibens ist zerstört — wird es ein zweites Pompeii werden, oder wird es aus seinen Trümmern neu erstehen?

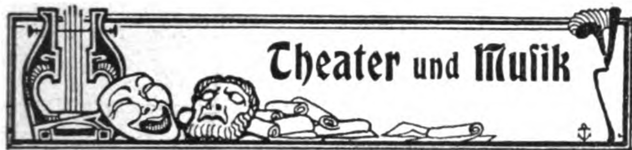
Dr. G. Dierks.

* * *

Während diese Zeilen geschrieben werden, lauten die Nachrichten von den kleinen Antillen immer bedrohlicher, so daß die Hoffnung, daß die ersten Mitteilungen auf starker Uebertreibung beruhten, als vollständig vereitelt gelten muß. Nicht nur auf Martinique halten die vulkanischen Ausbrüche an, in ihrer vernichtenden Wirkung noch assistiert von Ueberschwemmungen der Flüsse, sondern auch von den benachbarten Inseln St. Vincent und Dominika wie auch von Jamaika treffen Hiobsposten ein, die ein beständiges Anwachsen und Ausbreiten der gewaltigen unterirdischen Revolution melden.

Auf St. Vincent sollen bereits 1600 Personen ums Leben gekommen sein, seitdem der Vulkan Soufrière begonnen hat, Lava auszuspeien. Mehrere tausend Flüchtlinge wurden nach Fort de France auf Martinique gebracht. Von der Insel Dominika wird das Verschwinden des „Kochenden Sees“ gemeldet, des Kraters eines erloschenen Vulkans, den ein Gewässer von beträchtlicher Tiefe ausfüllte. Die Oberfläche dieses Sees war in beständiger Bewegung und warf vermöge einer unterirdischen Kraft Wellen, die sich zwei Meter hoch erhoben. Das Verschwinden des Sees wird natürlich als höchst bedenkliches Zeichen aufgefaßt.

Um die Not der Ueberlebenden einigermaßen zu lindern, haben die Regierungen von Frankreich und den Vereinigten Staaten schleunigst Rettungsexpeditionen entsandt.



Im Vordergrund des theatralischen Interesses stehn immer noch die „Meisterspiele“, wenngleich sich ihr Ergebnis jetzt schon annähernd übersehn läßt.

In großen, wesentlichen Zügen betrachtet, dürfte es zu einem negativen Ergebnis kommen, das heißt, die Meisterspiele in ihrer bisherigen Form geben keine zureichende Anschauung vom augenblicklichen Stand der deutschen Schauspielkunst und können sie nicht geben. Das liegt an äußeren, wie an inneren Gründen. Ein Hauptmoment ist die unglückliche Wahl des Neuen Königl. Opernhauses für die Schauspiele mit „gemischtem“ Ensemble. Das frühere „Krollsche Etablissement“ ist einfach kein Schauspielhaus. Es kann eine echte schauspielerische Persönlichkeit nicht voll unterkriegen, den Schauspielern aber von mittlerem Wuchs nimmt es die Kraft. Eine frische, wie unmittelbar instinktiv treffende Natur behauptet sich; das that Frl. Medelsky vom Wiener Burgtheater (Gretchen im Faust). Die Ueberraschung für Berlin! Das thaten ebenso die reifen, echten Könner, wie etwa Vollmer-Berlin (Wagner) im Faust oder Rosa Bertens (Marfa) im Demetrius. Sonst aber käme man zu ungerechten Schlüssen über Schauspieler, die gerade für die mittlere Höhe unserer Schauspielkunst wichtig wären.

Ein innerlicher Mißstand bleibt ebenso die ungenügende Vorbereitung der wetteifernden Schauspieler. Sie sind nicht ineinander eingeübt. Ganz unzweideutig und klar ist das Ergebnis: ohne gut gestimmtes Ensemblespiel geht es nun einmal nicht. Viel eher ohne die genialische Einzelpersönlichkeit. Als Gesamtkunstwerk gedieh bisher die Sondervorstellung des Münchner Hoftheaters („Erbförster“) vergleichsweise am besten, wiewohl sie — Häußer etwa ausgenommen — nicht durch schauspielerische Eigenpersönlichkeiten glänzte. Aber das Ensemblespiel hatte echte Harmonie in sich, eine einheitliche Seele, und für die Ensemblespiele der Hoftheater steht das Königliche Schauspielhaus mit ungleich günstigeren äußeren Bedingungen als Kroll bereit. Relativ am schlimmsten stand es um die Aufführung des Meisterwerks der Deutschen, des Faust. Matkowsky-Berlin wurde krank, und unvermittelt sprang Gregori vom Wiener Burgtheater ein, ohne recht geprobt zu haben. Auch sonst gab es Fährlichkeiten aller Art, bis Frl. Medelsky die Hörer zwang.

Kainz und Frau Sorma beteiligen sich an den Meisterspielen nicht. Ebenso fehlt die Ensemblekunst des „Deutschen Theaters“, die eben in Wien durch die Gastaufführung von Heijermans „Hoffnung“ einen glanzvollen Sieg erfocht. Das moderne Sprechschauspiel wird während der Meisterspiele nur durch das Dresdner Ensemble dargestellt.

Es ist begreiflich, daß in den kapitalkräftigsten und volksreichsten Großstädten, also in Berlin und Wien, mit ihrer reicheren Gliederung und Arbeitsteilung im Theater, die schauspielerische Einzelbegabung den kräftigsten Nährboden hat. Das haben die Meisterspiele ebenfalls dargethan.

Loti.

Am Schillertheater zu Kiel erlebte Karl Bleibtreus „Zorndorf“, ein Schlachtendrama, seine erste Aufführung in Deutschland und fand nach Kieler Nachrichten vielen Beifall.

Am zweiten und dritten Abend der Verdifestspiele kamen „Aïda“ und „Rigoletto“ zur Darstellung. Den „Rigoletto“ haben wir durch italienische Gastspieler schon ganz ausgezeichnet zu hören bekommen, und bei den sich unwillkürlich aufdrängenden Vergleichen mit jenen früheren Aufführungen schnitten die Festspieler nicht eben günstig ab. Ihre starke Seite, das Ensemble, konnten sie hier weniger eindrucksvoll zur Geltung bringen, da die Oper fast ganz auf Einzelleistungen gestellt ist; was aber im einzelnen von den Italienern geboten wurde, war durchaus nicht so, wie man es wohl hätte wünschen mögen. Ja, eine für unsere Anschauungen gar böse Schattenseite der italienischen Opernkunst trat darin kraß genug zu Tage: der technisch virtuose, aber inhaltleere, seelenlose Gesang. Die Vertreterin dieses „bel canto“ im übelsten, kunstfeindlichsten Sinn war Luisa Tetrazzini, die die Gilda gab. Wer Ohren hatte, zu hören, und wessen Trommelfell durch das beispiellose Getobe eines Teiles der Theaterbesucher nicht schon vorher gar zu sehr mitgenommen war, konnte am Ende des dritten Akts deutlich vernehmen, welch verderbliche Macht eine solch rein äußerliche Kunstfertigkeit — gerade infolge ihrer Aeußerlichkeit — unter Umständen auf ein echtblütiges künstlerisches Bemühen auszuüben vermag: das große Finalduett zwischen Gilda und Rigoletto wurde um seine beste Wirkung gebracht. Herr Sanmarco, der für den Rigoletto stimmlich wie darstellerisch entschieden sehr begabt ist (mag er gleich kein d'Andrade sein), setzte alle Kraft daran, dem Rachegesang die rechte Färbung zu geben; aber vergeblich: die ausdruckslosen Töne, die der Kehle seiner Partnerin entströmten, töteten das Beste, was er zu geben sich mühte; es blieb schließlich bei leerer Kulissenreißerei, und davon ist Verdis Musik an dieser Stelle, trotz der ordinären Trompete im Nachspiel, doch ein gutes Stück entfernt.

Mit der „Aïda“ feierten die Italiener bis jetzt ihren größten Triumph. Das war ein Gleißen und Glänzen im scenischen Arrangement, eine pompöse Pracht in der Entfaltung vokaler und instrumentaler Tonmassen — schier unerhört! Kapellmeister Vigna über alle dem das Zepter schwingen zu sehen, war allein schon ein Vergnügen. Wie wenn er selbst Herrscher von Aegyptenland, ja von ganz Afrika wäre, so stand er da, und alles parierte dem geringsten seiner Winke. — Daß man die „Aïda“ mit den welschen Gästen im Königlichen Opernhaus noch ein- oder gar mehreremal zur Wiederholung ansetzte, war vielleicht mehr nützlich als klug gehandelt. Ans „Kasse machen“ muß gewiß auch die Leitung des vornehmen königlichen Instituts denken; gerade am Schluß dieser Saison hätte sie jedoch alle Ursache, das Mißvergnügen an den heimischen Opernzuständen nicht noch zu vergrößern.

Wilhelm Klatte.





Zukunftsland.

Am ersten Sonntag des Maien ist unweit von dem Schlachtensee im Grunewald das Genossenschaftsheim der „Neuen Gemeinschaft“ eröffnet worden. Unter der geistigen Leitung der Brüder Heinrich und Julius Hart hat sich eine Anzahl gleichdenkender Männer und Frauen zusammengethan, um auf zunächst engbegrenztem Boden ein Stück Zukunftskultur erstehn zu lassen. Ein Heim und ein Geist, eine Küche und eine Weltanschauung soll die neue Gemeinde umschließen — wird jedoch die erträumte Einheit dem Alltag und seiner tausendfachen Zersplitterung gegenüber standhalten? Vielleicht behalten die Neunmalklugen des Verstandes recht, und wieder einmal zerschellt hier ein schöner Künstlertraum an der Wirklichkeit? Aber selbst dem zertrümmerten Ideal wird man noch eine hohe Bedeutung für unsere reifende neue Kultur zusprechen müssen.

Die „Heidebrüder aus Münsterland“, wie Wilhelm Bölsche einmal die beiden Harts genannt hat, sind und bleiben ewig junge Idealisten. Aus ihrer westfälischen Heimat haben sie einen trotzigen Wiedertäufergeist mitgebracht, der die alte Welt erneuern und immer wieder erneuern will. Als sie vor nunmehr einem Vierteljahrhundert von ihren roten Heiden nach Berlin kamen, da war ihre erste reformatorische That, daß sie mit der alten Litteratur aufräumten und einer jungen Dichtung die Wege wiesen. Als die kühnen Erneuerer unseres Schrifttums gehören sie bereits der Litteraturgeschichte an, wo ihre Mumien den frommen Leser mit gelindem Schauder erfüllen ... Aber die Harts sind lebendig mit den Lebendigen geblieben und haben sich unaufhörlich aufwärts entwickelt, weit über ihr Jugendwerk hinaus. Die junge Dichtung ist inzwischen emporgeblüht, hat Frucht getragen, und der graue, griesgrämige Herbst ist ihr nicht mehr fern. In der heraufsteigenden Morgenröte harrt bereits eine neue Sehnsucht der Erlösung und Erfüllung — und wieder sind es die Heidebrüder aus Münsterland, die als die Ersten den Flügelschlag des neuen Pfingstgeistes vernommen haben und ihm eine Heimstätte auf Erden bereiten wollen.

Auf breiterer gedanklicher Grundlage baut sich jetzt ihr Reformationswerk auf, als einst in stürmischen Jugendtagen. Sie wollen nicht mehr allein die Litteratur erneuern; nein, unser ganzes Leben, unsere Welt- und Gottanschauung soll verjüngt und vertieft werden. Sie haben empfunden, daß das alte Jahrhundert, das realistische Zeitalter der Technik und Wissenschaft, mit einem geistigen Bankerott abgeschlossen hat, und daß wieder ein Sehnen nach der Seele, nach unserm tiefsten menschlichen und göttlichen Selbst erwacht ist. Der neue Pfingstgeist ist ein religiöser Geist, ein Geist der Andacht und Weltfrömmigkeit; und ihn zu predigen, war ein echtes, rechtes Wiedertäuferwerk, das die beiden Westfalen locken mußte. Der eigentliche Apostel und Philosoph der neuen Bewegung ist Julius Hart geworden mit seinem großangelegten Werk „Zukunftsland“, von dem die ersten zwei Bände „Der neue Gott“ und „Die neue Welterkenntnis“ erschienen sind (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig). Im ersten Teil setzt er sich mit der Vergangenheit auseinander, besonders auch mit Nietzsche, in dem er die wurmstichige Frucht einer absterbenden Kultur erblickt. Im zweiten Band sucht er die Grundlagen für eine neue einheitliche Anschauung und Erkenntnis der Welt zu schaffen. Der Schlußband („Die neue Erde“) soll das Wesen einer neuen Sittlichkeit aufstellen, wie sie aus der gewonnenen neuen Weltanschauung hervorgehen wird.

Die Philosophie von Julius Hart ist mit ihrem Streben nach Harmonie und Schönheit eine rein-dichterische Weltanschauung. Sie stellt das schöpferische Ich in den Mittelpunkt der Welt; in das Ich mündet die Welt, und das Ich strömt wieder in die Welt hinaus. „Daß wir in Gott hinuntertauchen und in ihn abstürzen, wie in die morgenhellen Wellen des Meeres, daß wir die Welt trinken und zehren, mit tausend Armen umstricken und in ihr wie in großen Flammen verbrennen, alles uns und uns allem zu eigen machen: das ist Religion.“

Das ist zugleich auch das Glaubensbekenntnis eines Dichters, der heilige Schaffensglut in sich brennen fühlt, und seine Weltauffassung wird vor allem in künstlerisch empfindenden Menschen einen Wiederhall wecken. Paul Remer.



Landschaftsmaler Camille Bernier, † 13. Mai in Paris.

Professor Dr. Julius Grosse, Schriftsteller und Dichter, † am 9. Mai am Gardasee im Alter von 74 Jahren (Porträt S. 896).

Bret Harte, amerikanischer Schriftsteller, † 6. Mai (Porträt S. 896).

Professor Julius Köstlin, Senior der theologischen Fakultät der Universität Halle, † am 13. Mai.

Kommerzienrat Kuhlow, Präsident der Halleschen Handelskammer, † am 12. Mai.

Direktor L. Meyer von der Hamburg-Amerika-Linie, † am 11. Mai in Wiesbaden.

Admiral Sampson, † 7. Mai in Washington (Porträt S. 896).

Der brasilianische Deputierte und Erfinder eines lenkbaren Luftschiffes Severo, † 12. Mai zu Paris infolge der Explosion seines Luftfahrzeuges „Pax“ (Porträt S. 888).

Landrat a. D. v. Schöning, Mitglied des Herrenhauses, † am 9. Mai in Stargard.



Die Geduld unserer Geschäftswelt wird gegenwärtig durch die Verzögerung der für sie so wichtigen Entscheidung in der Transvaalfrage auf eine harte Probe gestellt. Wenn man noch vor kurzem diese Entscheidung für die Mitte des laufenden Monats in Aussicht stellte, so hat es heute den Anschein, als ob man doch vielleicht mit dieser Angabe zu optimistisch verfahren wäre. An der Londoner Börse trägt man fortgesetzt eine zuversichtliche Auffassung in Bezug auf den Ausgang der Angelegenheit zur Schau, und man ließ sich in dieser Meinung auch nicht beirren, als dortige Preßorgane in diesen Tagen bereits die Möglichkeit der Verschiebung der Königskrönung ventilierten. Wie jener alttestamentarische Weise, dem jedes Ereignis „zum Guten“ dienen mußte, so folgerte die Londoner Börse, gerade eine übrigens für unwahrscheinlich gehaltene Verschiebung der Krönung würde beweisen, daß man in den englischen Regierungskreisen dem baldigen Friedensschluß mit vollster Zuversicht entgegensehe und deshalb gern eine kleine Verzögerung der Krönung König Eduards einräumen wolle.

❖

Für unsere praktischen Geschäftskreise nahmen übrigens in der ganzen letzten Zeit die Erscheinungen der Neuyorker Börse das Hauptinteresse in Anspruch. In immer mehr steigendem Maß geraten die europäischen Börsen in das Schlepptau des amerikanischen Marktes oder vielmehr der Gewaltmenschen, die drüben die finanziellen und wirtschaftlichen Zügel führen, und auch die selbstbewußten Engländer geben sich heute über diese Thatsache weiter keiner Täuschung mehr hin, die bei uns bereits seit geraumer Zeit erkannt worden ist. Alle Deklamationen, die man an der Themse gegen die neuste Vergewaltigung europäischer Gewerbe-

thätigkeit in Gestalt der Amalgamierung großer Schiffahrtslinien losläßt, und alle Drohungen mit Gegenmaßregeln haben die bezüglichen Abmachungen Morgans, so weit bisher ersichtlich, in keiner Weise zu erschüttern vermocht. Der allerneuste amerikanische Versuch, sich die Verfügung über ein wichtiges deutsches Produkt zu verschaffen, scheint allerdings auf Schwierigkeiten zu stoßen, denn wie versichert wird, soll die Erwerbung deutscher Kaligruben in großem Stil von seiten Bruder Jonathans im Scheitern begriffen sein. Aber die Newyorker Börse behält ihren mächtigen Einfluß auf die kontinentalen Märkte in ungeschmälerter Weise, und jede Schwankung nach oben und unten wurde bei uns wie durch einen Seismographen sklavisch nachempfunden. Daher setzte sich die Unentschiedenheit, die drüben infolge teuren Geldes und des Kohlenarbeiterausstandes, sowie ungünstigerer Saatenstandsberichte neuerdings Platz griff, diesseits zeitweise in eine schwächliche und mißmutige Markthaltung um.

Allerdings haben sich auch bisher die etwas allzu rosig gefärbten Berichte aus der heimischen Kohlen- und Eisenindustrie nur in sehr bescheidenem Maß bestätigen wollen. Ich habe bereits anläßlich des ersten Auftauchens jener hoffnungsvollen Darstellungen einer nüchternen Auffassung das Wort geredet. Es zeigt sich immer mehr, daß zwar der Kohlen- und Koksabsatz gestiegen und die Aussichten zur Gewinnung wichtiger, außenstehender Zechen für das Kohlensyndikat günstiger geworden sind, allein in der Eisenindustrie sieht es noch immer nicht sonderlich erfreulich aus, und namentlich die Werke, die Rohstoffe kaufen müssen, und die weiterverarbeitenden Werke sind so übel dran, wie je zuvor. Der neuste Sanierungsversuch der Dortmunder Union trug gleichfalls dazu bei, lebhafte Verstimmung tief in die Kapitalistenkreise hineinzutragen, und der ganze Vorgang führt dem Publikum aufs neue in grellen Farben die betrübende Thatsache vor Augen, daß nach dem Stand unserer Aktiengesetzgebung das unglückliche Lebewesen, das man Aktionär nennt, für alle Sünden aufkommen muß, die innerhalb und außerhalb seiner Gesellschaft begangen werden und die es nicht verschuldet hat.

Verus.



Von der Feier des fünfzigjähr. Jubiläums des 1. Seebataillons in Kiel: Der am 13. Mai eingeweihte Gedenkstein zur Erinnerung an die in den chinesischen Wirren 1900/1 Gebliebenen.



Ein Denkmal für König Ludwig I. von Bayern (Abb. S. 889) ist am 8. Mai in Regensburg feierlich enthüllt worden. Die Stadt prangte im Festschmuck, und die Behörden nicht nur, sondern die ganze Bevölkerung hatte alles gethan, um dem Prinzregenten Luitpold, der seine Teilnahme an der Einweihung zugesagt hatte, einen großartigen Empfang zu bereiten. Die Statue, die die Meisterhand des Reichsrats Ferdinand von Miller geschaffen hat, bildet eine Zierde des Domplatzes. Ruhig, ernst und würdevoll erhebt sich hoch zu Roß die Gestalt König Ludwigs, dem die Stadt Regensburg selbst den Schmuck ihrer wertvollsten Baudenkmäler zu danken hat.

Das 50jährige Jubiläum der Marineinfanterie (Abb. beistehend) nahm am 12. Mai in Kiel mit einem großen Kommers seinen Anfang. Am nächsten Tag folgte auf dem Hof vor der Kaserne des ersten Seebataillons, des eigentlichen Geburtstagskindes, die Einweihung des Gedenksteins für die Kameraden, die in den chinesischen Wirren ihr Leben für das Vaterland gelassen haben. Major v. Barsewisch brachte das Kaiserhoch und ein Hoch auf die Prinzessin Heinrich aus, die von der Kaserne aus der Feier beiwohnte.



Major von Barsewisch.

Hausbaden bei Badenweiler (Abb. S. 890). Der idyllisch im südlichen Teil des Schwarzwalds gelegene Kurort ist in diesem Jahr dazu ausersehen, unserer Kaiserin zum Frühjahrsaufenthalt zu dienen. Am 6. Mai reiste sie mit dem Prinzen Joachim und der Prinzessin Viktoria Luise in Begleitung der Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein nach diesem „Buen retiro", wo sie bis zum Anfang des nächsten Monats zu bleiben gedenkt. Hier kann die hohe Frau in stiller Zurückgezogenheit Berg- und Waldluft genießen, ohne durch eine neugierige Menge belästigt zu werden.

Ein Kaiserin Elisabethdenkmal in Territet (Abb. S. 891). Nachdem der unglücklichen Kaiserin und Königin Elisabeth in der österreichisch-ungarischen Monarchie bereits mehrere Denkmäler errichtet worden sind, erhält sie jetzt ein solches in der Nähe der Stätte, wo sie der Todesstoß des Mörders traf. In Territet, einem jener Dörfer am Genfer See, die man gemeinhin unter dem Namen Montreux zusammenfaßt, soll demnächst ihr Standbild enthüllt werden, das der Bildhauer Antonio Chiattone geschaffen hat.

König Oskar und Präsident Loubet (Abb. S. 890). Der König von Schweden und Norwegen, der längere Zeit zur Kur in den Pyrenäen weilte, befindet sich auf der Rückreise über Frankreich und Deutschland. Bei seinem Aufenthalt in Paris fand der Austausch der zwischen Staatsoberhäuptern üblichen Höflichkeiten zwischen ihm und dem Präsidenten Loubet statt.

Beim Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden (Abb. S. 932) hat natürlich auch die akademische Jugend nicht versäumt, dem Landesherrn ihre Glückwünsche zu übermitteln. Eine Abordnung von Studenten der drei Hochschulen in Heidelberg, Freiburg und Karlsruhe, nach alter

deutscher Sitte in vollem Wichs, ist vom Großherzog empfangen worden, der die Huldignng der Akademiker gern entgegennahm.

Amadeusdenkmal in Turin (Abb. S. 894). Mit der Eröffnung der ersten Ausstellung für dekorative Kunst in Turin wurde die Enthüllung des Denkmals für Amadeus, Herzog von Aosta, den zweiten Sohn Viktor Emanuels, verbunden. Ein eigentümlicher Zufall, daß die Einweihung des Standbildes beinahe mit den Krönungsfeierlichkeiten in Madrid zusammenfällt, da doch Amadeus vor Alfons XII. zwei Jahre lang den spanischen Königsthron innehatte und dann durch seine Entsagung dem Sohn Isabellens den Weg zur Krone seiner Väter freimachte. David Calandra, der das Monument für Turin geschaffen hat, nahm aber nicht den König von Spanien, sondern den italienischen General, der auf dem Schlachtfeld von Custozza Lorbeeren geerntet hat, zum Vorwurf.

Palilienfest in Rom (Abb. S. 892). Zu Ehren der Hirtengöttin Pales wurde in früheren Zeiten am 21. April auf dem Palatin regelmäßig das Palilienfest gefeiert, ursprünglich ein Fest der Sühne und Reinigung, das in einfachen Formen von statten ging. Im Lauf der Jahre aber änderte es seinen Charakter; denn da die Legende die Gründung Roms auch auf den 21. April verlegt, wurde mit dem Palilien zugleich der Geburtstag der ewigen Stadt gefeiert. Nun hat in diesem Jahr der Internationale Künstlerverein in Rom den Versuch gemacht, das Palilienfest zu erneuern. Am 4. Mai bewegte sich ein feierlicher Zug vom Severianischen Palast hinaus nach dem Stadium, wo das Fest einen glänzenden Verlauf nahm.

Die Düsseldorfer Industrie- und Kunstausstellung (Abb. S. 895) stellt sich, je näher man sie kennen lernt, desto deutlicher als ein wohlgelungenes Werk heraus und erregt dementsprechend in immer weiteren Kreisen das größte Interesse. Den Bildern die wir bisher schon von der Ausstellung gebracht haben, fügen wir heute weitere hinzu.

Das neue Foyer des Wiesbadener Hoftheaters (Abb. S. 894) ist vom Kaiser bereits am Vorabend der diesjährigen Festspiele eröffnet worden. Der Kaiser besuchte am 10. Mai die Generalprobe zu Glucks „Armide“, die von dem Intendanten Georg von Hülsen überarbeitet worden ist, und benutzte diese Gelegenheit, den neuen Erholungsraum einzuweihn, damit sich während der ersten Vorstellung gleich das Publikum ungehindert darin ergehen könne. Der Kaiser besichtigte alle Einzelheiten des prachtvoll ausgestatteten Foyers und äußerte seine größte Zufriedenheit.

Die Münchener Freiwillige Rettungsgesellschaft (Abb. S. 929) veranstaltete kürzlich unter Beistand von Damen und Herren der Aristokratie eine glänzend verlaufene große Wohlthätigkeitsvorstellung, an der als Zuschauer auch der Prinzregent teilnahm.

Das Madrider Gesellschaftsleben erreichte in diesem Jahr seinen Höhepunkt mit einem Tanzfest in der mexikanischen Gesandtschaft. Es wurde in einer Reihe von lebenden Bildern und Tänzen eine Art historische Uebersicht über die Entwicklung des spanischen Tanzes von den Zeiten der Römerherrschaft bis in die Gegenwart gegeben, die von hervorragenden Künstlern arrangiert waren (Abb. S. 930).

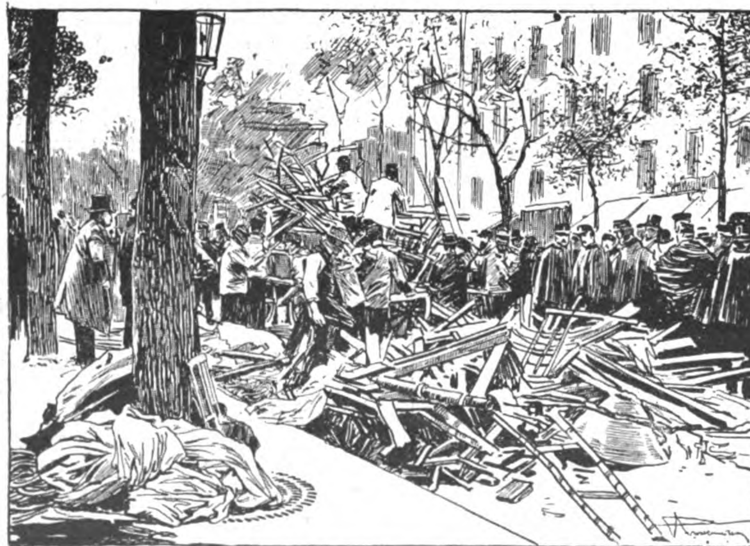
Grabdenkmal für Max Koner (Abb. S. 896). Am 13. Mai wurde auf dem Jerusalemer Kirchhof in Berlin das Denkmal von Fritz Klimsch für den verstorbenen Maler Max Koner unter Teilnahme zahlreicher hervorragender Persönlichkeiten aus Kunst und Wissenschaft feierlich eingeweiht.

Emanuel und Hedwig Reicher (Abb. S. 931). Neben manchen andern Bühnengrößen hat man auch Emanuel Reicher, nachdem er aus dem Verband des Deutschen Theaters ausgeschieden war, schon auf dem bunten Brettl sehen können. Aber er hat sich diesem modernen Variété nicht ganz in die Arme geworfen, sondern zieht, der Fesseln eines festen Engagements ledig, als moderner Rhapsode und Rezitator durch die Städte. In seiner Begleitung befindet sich seine Tochter Hedwig Reicher, die, von ihm für die Kunst erzogen, im Reich der Kunst bereits selbständig schaltet und waltet. Ihre Begabung erweist sich als so stark, daß sie selbst mit ihren Rezitationen neben dem Vater große Erfolge zu erringen vermag.


Luftschiffer Severo †

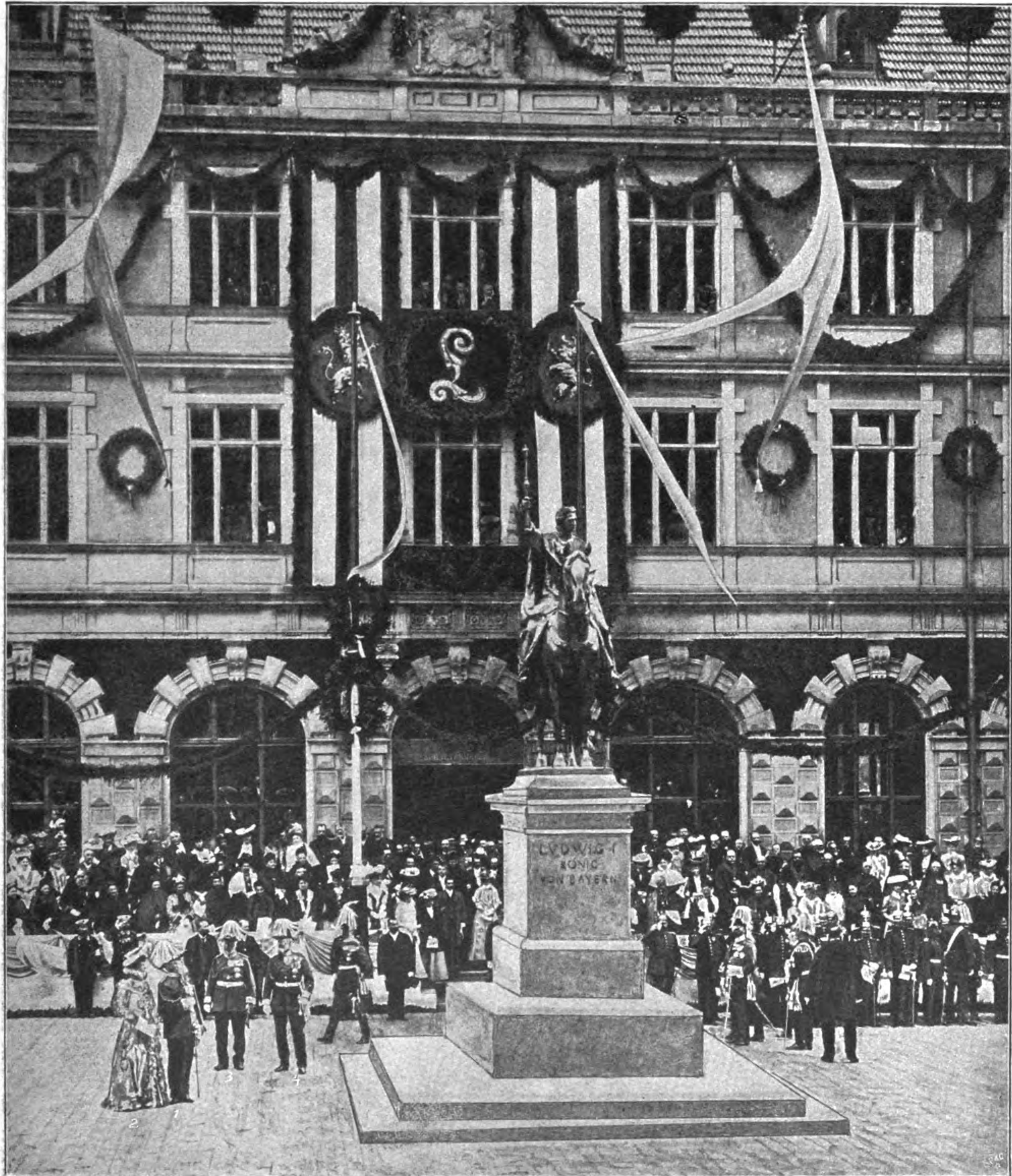
Die Todesfahrt des Luftschiffers Severo (Abb. beistehend). Der brasilianische Deputierte Severo, der sich seit einiger Zeit in Paris aufhält, um dort mit einem von ihm konstruierten lenkbaren Luftschiff Versuche anzustellen, ist ein Opfer seiner aeronautischen Leidenschaft geworden. Sein Ballon „Pax“, der, so lange er durch Seile gefesselt wurde, tadellos dem Steuer gehorchte, explodierte bei dem ersten freien Aufstieg, und Severo fand mit seinem Begleiter Sachet einen grauenvollen Tod.

Eisenbahnunfall bei St. Gallen (Abb. S. 896). Der Nachtschnellzug, der seit Beginn dieses Monats von Mailand über Zürich nach München fährt, ist in der zweiten Morgenstunde des 10. Mai kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof von St. Gallen entgleist. Die Lokomotive und drei Personenwagen, die zum Glück nur schwach besetzt waren, wurden erheblich beschädigt. Einige Passagiere erlitten Verletzungen, aber getötet wurde niemand. Als Ursache des Unfalls wird eine Durchweichung des Untergrundes der Bahn angenommen.


Die Trümmer des Luftschiffs „Pax“.

Personalien (Porträts S. 896). Bret Harte, der berühmte amerikanische Novellist, ist in Camberley 63 Jahre alt, nach einem reichbewegten Leben gestorben. — Gleichzeitig mit diesem Helden der Feder verlor Amerika einen seiner populärsten Kriegshelden, den Admiral William J. Sampson, im Alter von 64 Jahren. — Der bekannte Dichter und Romanschriftsteller Julius Grosse ist am Gardasee plötzlich verschieden. — Zum ungarischen Handelsminister ist als Nachfolger Horanszkys der Professor der Statistik Ludwig Lang ernannt worden.

Bilder vom Tage.



1. Der Prinzregent. 2. Fürstin von Thurn und Taxis. 3. Prinz Ludwig. 4. Prinz Leopold.

Die Enthüllung des Denkmals König Ludwigs I. in Regensburg durch den Prinzregenten von Bayern am 8. Mai.

Hofphot. Michael Dietrich, München.



König Oskar II. von Schweden und Norwegen in Paris: Der König besucht den Präsidenten Loubet im Elyséepalast.
Phot. Chusseau-Flaviens, Paris.



Vom Aufenthalt der Kaiserin in Schloss Hausbaden: Rückkehr der Kaiserin von der Kirche in Badenweiler.
Phot. Albert Graf, Freiburg i. B.



Das Denkmal der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich,

das Ende dieses Monats in Territet (Schweiz) enthüllt werden soll. Modelliert vom Bildhauer Antonio Chiattone.

Photographische Aufnahme.



Der Zug der Priesterinnen.



Der Siegeswagen des Imperators.

Die Opferung.

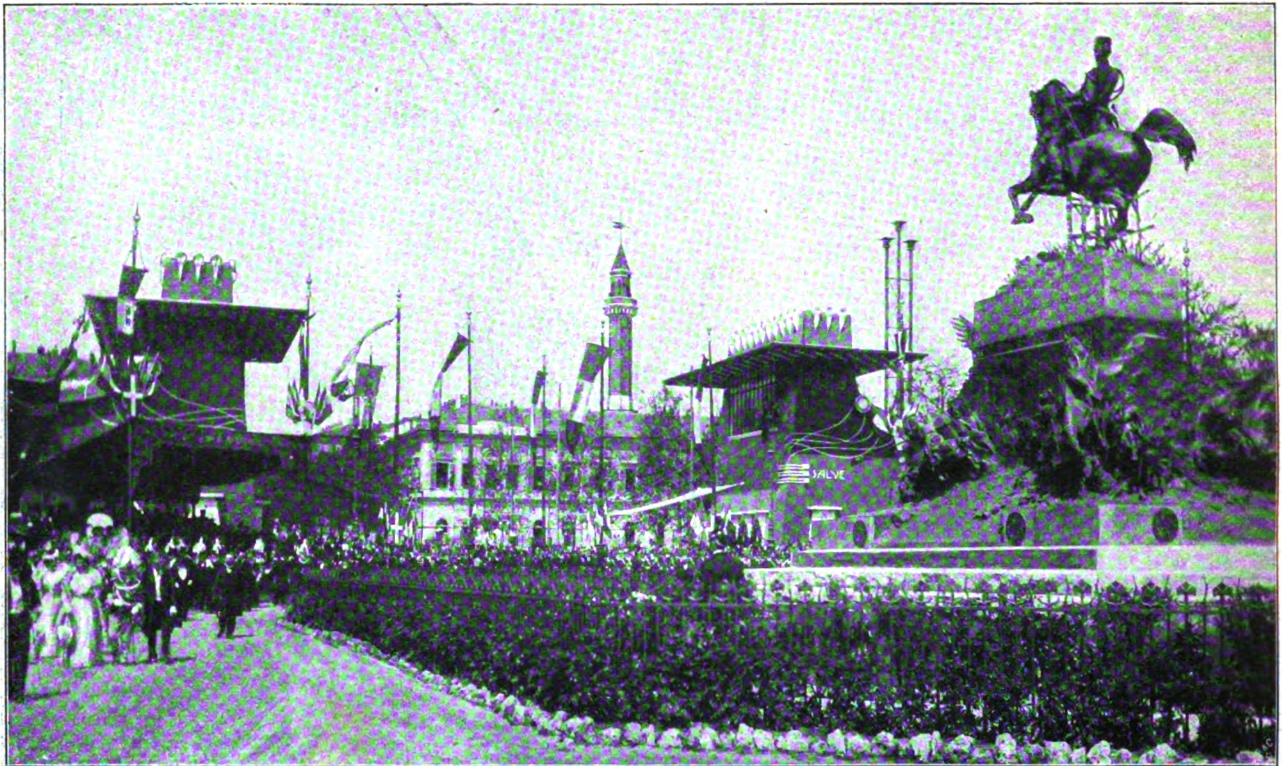
Die Feier des altrömischen Festes der Palilien auf dem Palatin am 4. Mai.

Momentaufnahmen von Abéniacar.



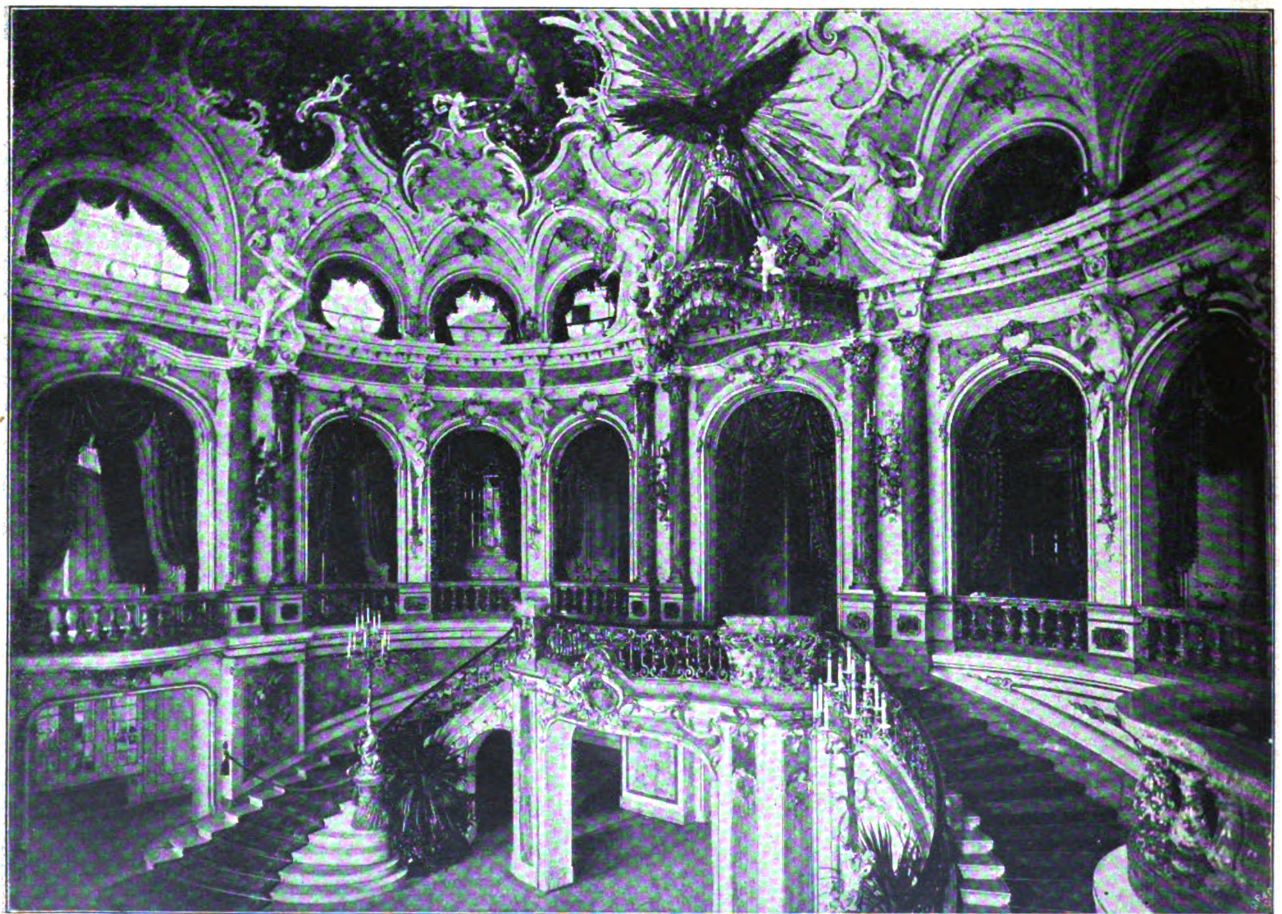
Die durch den vulkanischen Ausbruch des Mont Pelée zerstörte Stadt St. Pierre auf der Antilleninsel Martinique.

Photographische Aufnahme.



Das am 7. Mai in Turin enthüllte Reiterstandbild des Königs Amadeus.

Phot. Alfieri & Lacroix.



Von den Wiesbadener Festspielen: Der Treppenaufgang im neuen Foyer des Hoftheaters.

Phot. Karl Schipper, Wiesbaden.



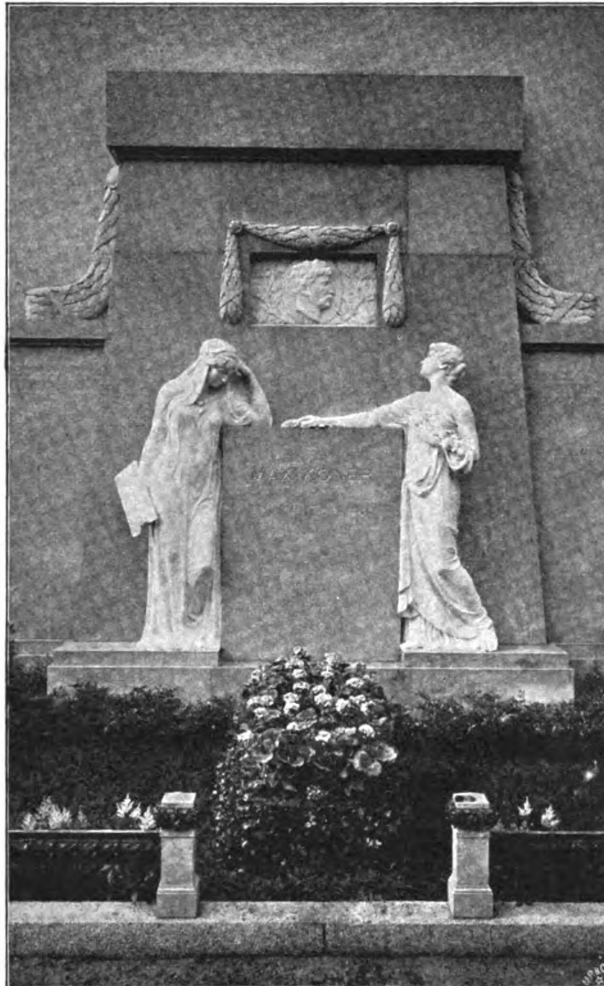
1. Vor dem Hauptausstellungsgebäude. 2. Minister von Rheinbaben und Geheimer Kommerzienrat Lueg auf dem Ausstellungsgelände

Augenblicksbilder von der Düsseldorfer Ausstellung.

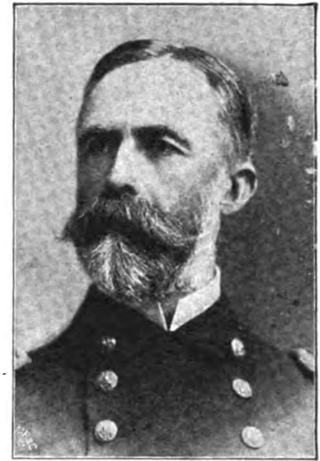
Spezialaufnahmen für die „Woche".



Ludwig Lang,
der neue ungarische Handelsminister.



Das Grabdenkmal für Prof. Max Koner
auf dem Jerusalemer Friedhof in Berlin.
Phot. Herm. Boll, Berlin.



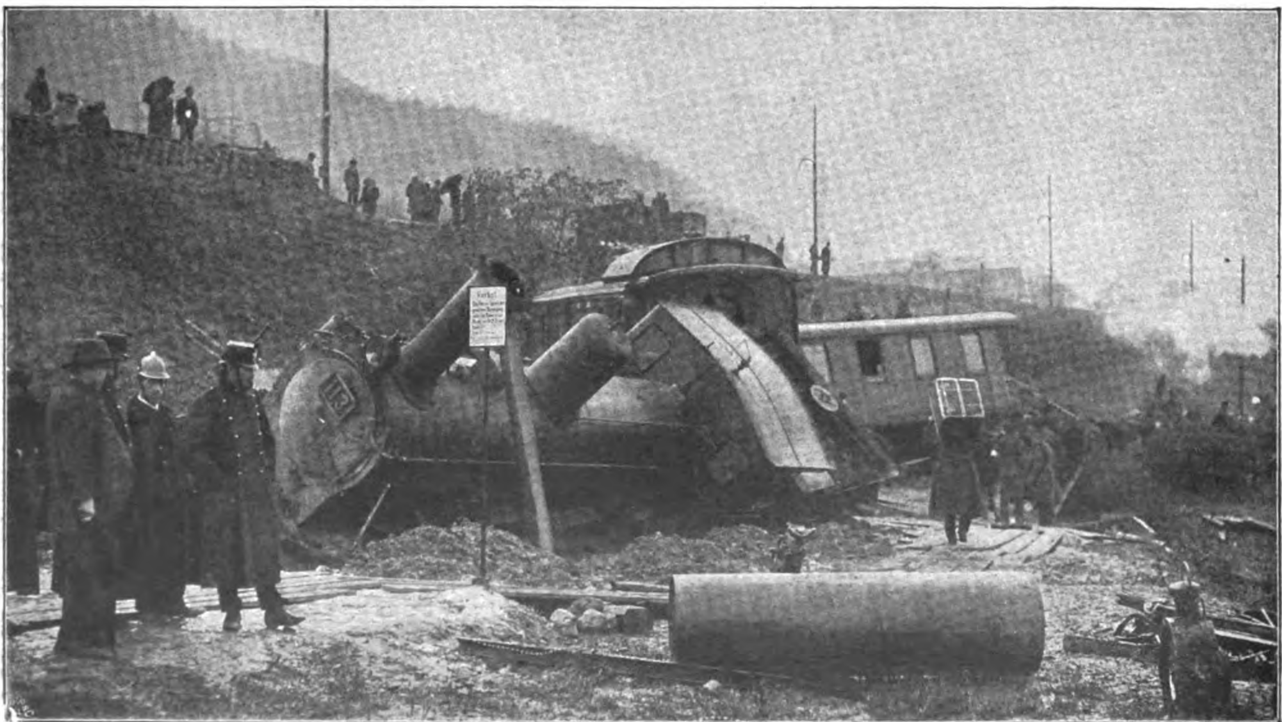
Admiral Sampson †
der Sieger von Santiago.



Schriftsteller Julius Grosse †
Generalsekretär der Schillerstiftung.



Bret Harte †
berühmter amerikanischer Novellist.



Vom Eisenbahnunglück bei St. Gallen in der Schweiz am 10. Mai: Der entgleiste Nachtzug Mailand-Zürich-München.
Phot. Schalch & Ebinger, St. Gallen.



Duvenhof.

Pfingstgeschichte von Marianne Mewis.

Der „Duvenhof" in der alten norddeutschen Hansestadt trägt seinen Namen mit Recht: von jeher hat es dort Tauben gegeben. In jener Zeit, vor ein paar hundert Jahren, als er von seinem Stifter zu Wohnungen für arme Leute erbaut wurde, lebten noch mancherlei wunderliche Menschen, die Muße fanden, ihre Liebhabereien so recht nach Herzenslust zu pflegen. Schließlich hängten sie dann ihren Testamenten oder den Urkunden über ihre wohlthätigen Stiftungen eine kleine daraufbezügliche Klausel an — wohl oft in der schalkhaften Absicht, die Pfleger und Nutznießer der Gabe noch nach der Erblasser Tode ein wenig mit der Erfüllung der betreffenden Bedingung zu schikanieren und sich „im Grabe darüber freuen" zu können. Herr Gebert Lolling war einer Ueberlieferung nach ein Taubennarr gewesen und hatte deshalb den „Wohnbuden" des Duvenhofs Taubenschläge aufsetzen lassen, wo zuerst seine eigenen verwaisten Vögel gepflegt und dann andere gehalten werden sollten „bis in alle Ewigkeit". Die jungen bedürftigen Ehepaare, denen solche Wohnbude von den Verwaltern statutengemäß überwiesen wurde, übernahmen die Verpflichtung, Tauben zu halten, und konnten sehen, wie sie ihren Nutzen daraus zogen. Eine andere Lesart berichtete aber, daß Herr Gebert diese Verfügung weniger seiner Taubenliebhaberei halber, als in boshaftem Gedenken an seine Eheliebste Düveke, mit der er wie Hund und Katze lebte, getroffen haben sollte, „damit der Krakehl nicht ausstürbe!" — Unter Taubenzüchtern, die nahe bei einander wohnen, kann nicht Frieden herrschen. Es werden sich stets Streitigkeiten über den flüchtigen Besitz erheben, der oft so treulos seine angestammte Behausung zu wechseln liebt. Im Duvenhof ging es denn auch häufig her, wie in einem Raubtierhaus zur Fütterungszeit, und dazwischen herrschte eine stillere Feindseligkeit, die sich, besonders von seiten des weiblichen Teils der Bewohnerschaft, in kitzlichem Zungengestichel, düsteren Prophezeiungen vom Neid der Götter bei Glücksfällen im Nachbarhaus und einer latwergensüßen Teilnahme, die der Betroffene nur sehr widerwillig schluckte, bei Mißgeschick äußerte.

Wer allerdings an einem schönen Sommernachmittag den Duvenhof betrat, um sich etwa ein paar Tauben zu kaufen, die man dort immer feilbot, konnte von all diesem gärenden Drachengift nichts ahnen. Da lag die Sonne so freundlich auf den winzigen, engbrüstigen alten Häuschen, die außen braune Holzgalerien und silbergrau verwitterte Brettertreppen aufwiesen, damit im Innern Raum gespart würde. Von obenher sah der grünspanbedeckte Kupferhelm der nahen Heiligengeistkirche in den Hof hinein und spießte seine Wetterhahnstange in den blauen Sommerhimmel. Mitten auf dem Duvenhof stand ein Brunnen in einer sehr flachen Steinschale. Wenn er in Thätigkeit gesetzt wurde, sammelte sich dort das überlaufende Wasser, und die Tauben konnten trinken. Rings um den Brunnen spielten die Kinder des Duvenhofs, patschten mit Händen und Füßen im Wasser, bespritzten sich, rollten sich auf dem Boden und mischten sich unter die große Taubenschar, die auf dem Hof herumspazierte, auf den Dächern tänzelte, das glänzende Gefieder putzte, in den Schlägen ab- und zuflog, in schimmernden Zügen zur Kirche aufschwebte, gurrte und kollerte, karessierte und scharmuzierte. Den ganzen Tag über hörte man von den Kindern den Ruf: „Düveke! Düveke! Duve! Duve! Duve!" — Es war das meistgebrauchte Wort auf dem Duvenhof.

Auf Holzbänken und Schemeln vor den Thüren saßen die Mütter, die meist keine andere Beschäftigung hatten, rupften Tauben für den Verkauf, daß die blanken Federn stoben, die stets wie ein leichter Flockenfall das Pflaster bedeckten, lachten dem Käufer einladend entgegen und boten das freundlichste Bild nachbarlicher Eintracht. Verschwand dann aber der Fremde durch den großen Thorweg, so verlor sich auch das liebliche Lächeln von den Gesichtern, und irgendein unerquicklicher Gesprächsstoff wurde da wieder aufgelesen, wo man ihn beim Erscheinen des Kunden hatte fallen lassen. Häufig handelte es sich natürlich um die körperlichen und sittlichen Eigenschaften der teuren Sprößlinge. Wenn man aus den liebevollen Urteilen der weiblichen Geschworenen hätte schließen wollen, so entwickelte sich der ganze Nachwuchs des Duvenhofs unfehlbar zu einer Bande von Trotteln und Straßenräubern.

Unter den Bewohnern des Duvenhofs befand sich ein junges Ehepaar, auffallend stille und zurückhaltende Leute, die sich nach und nach durch Fleiß aus ihrer großen Dürftigkeit emporarbeiteten. Ihre vergleichsweise glänzenden Verhältnisse waren den armseligen Schluckern ringsum natürlich ein Dorn im Auge. Die Lorenz' gaben aber wenig Gelegenheit, sich an ihnen zu reiben. Sie betrachteten den Taubenhandel durchaus nur als Nebengeschäft, suchten keinen Streit wegen eines verflogenen Tieres und gingen meist andern Beschäftigungen nach. Sie hatten zwei Kinder, ein allerliebstes, achtjähriges Mädchen, geweckt und bescheiden, ein rarer Vogel im Duvenhof, und ein vierjähriges Söhnchen. Der kleine Bube nun bot das Mittel, wenn man den „glücklichen" Lorenz einmal die Suppe versalzen wollte. Er lernte nämlich durchaus nicht sprechen. Als er zwei Jahre alt war, meinte Mutter Krull, die Pythia des Duvenhofs: „'n beten lat is dat woll; awers bi so mulfule Lüd kümmt dat vör, dat de Kinners ehr Tung nich bruken lehrt, as sik dat hört. Dat is 'n richt'gen Straf för wem de lewe Gottesgaw verachten dohn deiht."

Darin lag ein Tadel für die Mutter, die allerdings hätte entgegnen können, daß die lieben Nachbarn und deren Brut reichlich ersetzten, was etwa von seiten der Eltern an gutem Beispiel versäumt wurde, und daß

das Schwesterchen ja hinreichend Mundfertigkeit erworben hätte. Eine schlagfertige Entgegnung mit dem unvermeidlichen Zungengefecht im Gefolge überstieg indes der schweigsamen Frau Lorenz' Kräfte. So arbeitete sie an den künstlichen Blumen für eine Fabrik, die sie unaufhörlich anfertigte, anstatt sich mit einem gelegentlichen Taubenmord als Tagewerk zu begnügen, weiter und fuhr im übrigen in ihrer gewohnten Goldmacherkunst fort.

Der kleine Junge saß indes neben ihr auf den zwei großen Trittplatten vor ihrer Thür und zeichnete mit einem Stück Schneiderkreide emsig auf die glatten Steine. Das war sein Lieblingsspiel, mit dem er sich stundenlang beschäftigen konnte. Sein Vater, anfangs ein gewöhnlicher Anstreicher, aber ein strebsamer und geschickter Mann, besuchte abends die Fachschule und klomm nach und nach zur Rangstufe eines tüchtigen Stubenmalers auf. Ihm mochte das Söhnchen das Zeichnen nachäffen, vielleicht auch von beiden Eltern eine künstlerische Ader geerbt haben. Rednergaben wollte es aber durchaus nicht entwickeln. Als es drei Jahre alt war und immer noch freundlich und verständig vor sich hinschwieg, meinten die Nachbarinnen, es sei taubstumm oder blödsinnig. Ein geistig gesundes Kind müßte in dem Alter wenigstens schon gründlich ungezogen sein. Der Vater wurde ängstlich und nahm es zum Kassenarzt, der es untersuchte, nichts Beunruhigendes entdecken konnte und Geduld anempfahl. Geduld war nun eine besonders starke Seite der beiden Lorenz, und sie warteten ruhig wieder ein Jahr, regten auch in ihrer stillen Art das Kind wenig zum Sprechen an. Das Urteil des Arztes hatte ihre Befürchtungen ziemlich zum Schweigen gebracht.

Am meisten ging, wie es schien, das immer fortdauernde Gerede des Duvenhofs über des kleinen Lorenz „Gebrechen" dem Schwesterchen des Kindes zu Herzen. Das Mädchen, ein ehrgeiziges, pflichttreues Schulkind, stets eine der Ersten in der Klasse, empfand den Mangel an geistiger Bethätigung bei dem Brüderchen geradezu als eine Schmach für die Familie. Heimlich sprach sie ihm vor und versuchte alles Erdenkliche, um die Neigung zum Sprechen in ihm zu wecken. Der kleine Bursche beachtete ihre Bemühungen wenig. Sie war vor- und nachmittags in der Schule, hatte dazwischen noch Gänge für die Mutter zu laufen, mußte auch, wenn die Arbeit drängte, schon im Haus mit angreifen, machte ihre Schularbeiten aufs sorglichste und war deshalb nicht sehr häufig bei dem Kind, das sich ganz an die stille Mutter hängte.

Gegen Pfingsten kam das kleine Mädchen eines Tags sehr nachdenklich aus der Schule nach Hause. Es war wundervolles, warmes Frühlingswetter, und die Bewohnerinnen des Duvenhofs saßen nachmittags auf der



Sonnenseite des Plätzchens im Freien. Die Kleine wartete den Augenblick ab, da Mutter Krull einmal allein auf ihrer Bank blieb, ging mit ihrem Strickzeug sittsam zu der alten Dame und setzte sich nach bescheidener Anfrage neben sie.

„Frau Krull," sagte sie schüchtern, „ich möcht woll was wissen." Sie befleißigte sich immer der hochdeutschen Schulsprache.

„Was denn, mein Lütten?" ermutigte die Alte, ebenfalls, um des guten Beispiels halber, im Schriftdeutsch.

„Wenn Sie's man bloß wissen, Frau Krull . . ."

„Wo werd ich denn nich, dumm Dirn! Was du fragen thust, weiß ich noch in alle Wege."

„Ach, Frau Krull, giebt das woll noch 'n heilgen Geist?"

„Ganz natürlich giebt's das! — Du kannst doch den hogen Turm sehn! Der is doch nich über Nacht zusammengefalln!" Sie meinte den Turm der Heiligen Geistkirche.

„Ach, so mein ich das nich . . ."

„Wie meinst du denn?"

Das Kind besann sich mit einem gequälten Ausdruck auf dem feinen Gesichtchen. „Ich kann das doch nicht recht sagen . . . ich mein das mit dem Zungen . . . . . lösen . . . in Pfingsten."

„Du bist 'n lütten dummen Dirn! Ihr habt da woll was in Schule von gehabt? Da hättst Fräulein nach fragen sollen. Die muß dafor aufkommen, daß ihr nich so dumm bleibt, als ihr geboren seid. Zungen lösen — das war Krull'n sein Sach, als er noch leben thät. Der hat Staren abgericht't. — Nu steh auf. Du sitzt auf Frau Kock ihren Platz."

Am Pfingstmorgen fragte die Kleine ihre Mutter: „Kann ich woll 'n büschen nach 'n ‚Geist' gehn?"

„Was wolltst du denn in'n ‚Geist'?"

„Sie haben da fein ausgeputzt . . ."

„Laß ihr man!" mischte sich der Vater ein. „Sie bemalen das da jetzt. Das is hübsch für Kinners zu sehen."

„Mutter, ich möcht Tetenbruder mitnehmen. Billers is was for ihm. Das mag er fuchba gern."

„Kinners kommen so leicht unner die Räders . . ." Aber der Mann meinte: „Gott doch! — Sonntags fährt da kein wer ein."

So zog das Geschwisterpaar ab, der kleine Junge in seinen steifen, dicken neuen Höschen, die wie Fäßchen um seine Beine standen und ihn zwangen, mit spreizbeinigen Schritten, wie ein alter Seebär, einherzustapfen; das Mädchen mit der blanken Kattunschürze über dem Sonntagskleid und dem schwarzen neulackierten Strohhütchen auf den blonden Rattenschwänzen. Der Knabe kam fast nie aus dem Duvenhof hinaus, denn die Mutter blieb tagsüber emsig bei ihrer Arbeit und war stets

ängstlich, das Kind, das am Ende doch taub sein konnte, hinauszulassen. Teten sah sich so forschend um, wie ein Alter. Offenbar fesselte ihn die neue Umgebung im höchsten Grad. Mitunter streckte er die Händchen aus, als wenn er etwas besonders Auffälliges der Schwester zeigen wollte, und steckte gleich darauf verlegen den Finger in den Mund.

Sie wurde nicht müde zu sagen: „Sieh doch, Teten! — Was ist das? — Ein Wau—wau! — Hottewagen! — Mussikatz!" Er sog am Fingerchen und — schwieg.

Die Kinder gingen durch eine enge, sehr stille Gasse; denn zwischen die alten Häuser schoben sich viele hohe Speicher, die des Feiertags halber geschlossen waren und wie ausgestorben lagen. Für die Kirche war es noch zu früh. Ueberall aber steckten als Zeichen, daß doch schon Menschen „begäng" waren, die frischen Birkenruten an den Thürkrampen, hinter den Riegeln der zurückgeschlagenen Fensterläden, ragten aus den Speicherluken und lehnten in den dunklen Hausfluren, in die die Kinder hineinblickten. Nach kurzer Zeit erreichten die beiden den „Heiligen Geist". Die sehr alten Gebäude, ursprünglich ein Kloster mit Klosterkirche, wurden als Spital benutzt. Die Kirche diente gelegentlich profanen Zwecken, z. B. Ausstellungen. Sie war ganz leer, stand gewöhnlich offen und wurde, da die Architektur als sehenswert galt, von den Spitalleutchen den Fremden gezeigt. Neuerdings hatte man begonnen, Auffrischungsversuche mit den alten Wandmalereien zu machen, die unter der Tünche erschienen waren.

Die Kinder blieben an der Thür stehen und schauten in den hohen Raum mit den prächtigen gotischen Gewölben. Die Sonne schien durch die bunten Fenster an der Morgenseite und warf ein leuchtendes Farbenspiel auf die sauberen grauen Fliesen des Fußbodens, die von großen abgetretenen Grabplatten unterbrochen wurden. An den Wänden hatte man ganze Birkenstämmchen mit ihrer weißen Atlashaut und dem zarten Behang ihres hellgrünen Laubs befestigt. Daneben breitete sich der farbige Figurenschmuck über die Mauern, meist arg abgeblaßt, an einigen Stellen indes in lichten, ungebrochenen Tönen, rot, gelb, blau, weiß, grün, innerhalb der starklinigen schwarzen Umrisse in einfachen schattenlosen Flächen nachgemalt.

Die Geschwister traten schüchtern ein. Tetens hellblaue Augen wurden immer größer. Er zog den Finger wieder zwischen den Lippen hervor und zeigte schnell bald nach den bunten Sonnenflecken, bald nach den Bildern, stieß auch, wie sonst schon, wenn einmal — sehr selten! — etwas sein schwerfälliges Temperament weckte, unartikulierte Laute aus.

Das Schwesterchen beachtete seine Aufregung wenig. Ihre eigene Angelegenheit verursachte ihr Herzklopfen. Ihre Blicke irrten in dem weiten, ganz menschenleeren und sehr stillen Raum umher. Sie suchte etwas. Eine Stelle aus der Pfingstgeschichte haftete ihr seit ein paar Tagen so fest in den Gedanken, daß sie selbst in der Nacht, als sie einmal aus ihrem festen Kinderschlummer erwacht war, darüber nachgrübelte. „Da ließ sich der heilige Geist gleich Flämmchen auf der Jünger Häupter nieder, und die unwissenden Leute fingen an zu reden, wie die weisesten Schriftgelehrten und Prediger, denn der heilige Geist löste ihnen die Zungen!" — hatte die Lehrerin erzählt. Also die Zungen löste der heilige Geist den Leuten, die nicht zu reden verstünden . . . Wenn man ihn nur zu finden wüßte! In seinem Hause mußte er doch zu treffen sein, besonders am Pfingsttag. Eine kleine Feuerflamme ließ sich indes nirgends erspähen. Des Kindes Blick wanderte an den Wänden entlang: die bunten Männer und Frauen gehörten ohne Zweifel in die biblischen Geschichten. Sie erkannte den heiligen Josef mit der Zimmermannssäge, Petrus mit dem Schlüssel. Gerade vor ihr kniete eine kaum noch kenntliche Jungfrau mit dem Lilienstengel vor frisch hergestelltem lichtblauem Grund. Darüber aber — dort hatte man schon begonnen, das Bild nachzumalen, indes wohl aufgehört, weil das Fest kam — da schwebte ganz deutlich, fast zum Greifen, eine schneeweiße Taube vor dem blauen Himmel.

Die Kleine schaute darauf hin; und mit einem Mal fiel ihr ein, daß der heilige Geist ja auch als Taube erscheinen könnte, wie sie noch genau von der Taufgeschichte her wußte. Das war er also — eine silberweiße Taube! Das Herz wurde ihr sehr schwer. Nun mußte sie wohl im Gebet ihr Anliegen vorbringen und fürchtete sich doch allein ohne Mutter, ohne Lehrerin. Sie kniete nieder und umschlang das Brüderchen so fest mit einem Arm, daß sie die Hände vor seinem kleinen prallen Körper falten konnte. Ein paarmal schluckte sie; endlich faßte sie Mut und stammelte: „Lieber heilger Geist — lös doch Teten seine Zunge. Amen!" — Mehr wußte sie nicht zu sagen. Die Augen groß zu der gemalten Taube aufgeschlagen, wartete sie atemlos auf den Erfolg ihrer Bitte.

Auch der kleine Junge, der sich inzwischen furchtlos umsah, hatte die Taube entdeckt. Sein Gesichtchen, auf dem bisher eine staunende Spannung zu lesen war, veränderte sich. Ein schelmisches Lächeln breitete sich darauf aus, ein Schimmer des Erkennens und Verstehens, ein Ausdruck der Freude und innigsten Befriedigung, inmitten dieser fremden Welt etwas heimisch Vertrautes entdeckt zu haben. Er streckte beide kleine Hände empor und stieß mit Anstrengung eine deutliche Silbe hervor: „Du—Du—"

Die kleine Schwester wurde hochrot im Gesicht vor Aufregung. Sie las ihm die Silbe, die er noch mehrmals wiederholte, vom Mund; sie sprach mit und half ihm ein: „Duve! — Du—ve!" — bis er's nachmachte und immer und immer wieder lallte. Eilig verließ sie mit ihm die Kirche und wanderte heimwärts, immer das eine Wort wiederholend, das auch ihm eine unbeschreibliche Freude und Genugthuung zu verschaffen schien. Sie stand eine wahre Todesangst aus, daß er's vergessen haben könnte, ehe sie nach Hause kämen. Aber er sprach es nur lauter und sicherer, als im Duvenhof die Tauben vor den Kindern aufflatterten. Und er rief es lachend der erstaunten und entzückten Mutter zu.

Tagelang beschränkte er seinen Sprachschatz auf die einzige Wortmünze. Dann aber erwachte der Erwerbstrieb mit Macht in ihm; und mit „Mutta", „Tatta" und „Sesta" lenkte Teten Lorenz in die ausgetretenen Wege aller kleinen Erdenpilger ein, die da beginnen, sich ihren Wortvorrat fürs Leben einzusammeln.





MAILIED

Hans Hermann.

Sehr fröhlich *mf*

Gesang:

Piano:

Jm Mai- en, im Mai- en ist's lieb- lich und schön, da
2. sol- chen wohl- rie- chen- den Blüm- lein zart spa-

fin- den sich viel Kurz- weil und Wonn.' — — — Frau Nach- ti- gall sin- get, die Ler- che sich
zie- ret ei- ne Jung- frau von e- de- ler Art; sie win- det und bin- det gar zier- lich und

schwin- get ü- ber Berg und ü- ber Thal. Die Pfor- ten der Er- de, die schlie- ßen sich
fein ih- rem Herz- al- ler- lieb- sten ein Krän- ze- lein. Da herzt man, da scherzt man, da freu- et man

auf und las- sen so man- che Blüm- lein her- auf, als Li- lien und Ro- sen, Vi- o- len, Zeit-
sich, da singt man, da springt man, da ist man fröh- lich, da kla- get ein Lieb- chen dem an- dern sein'

lo- sen, Cy- pres- sen und auch Nä- ge- lein.
Not, da küßt man so man- ches Münd- lein rot.

rall.

J. v. KULAS

1. 2. mf Ein wenig langsamer — Erstes Zeitmaass

2. Jn 3. Ach Scheiden, ach Scheiden, du schneidendes Schwert, du hast mir mein junges frisch

pp pp mf

p Ein wenig langsamer — mf — rall.

Herz- lein ver- kehrt. Wie- derkommen macht, daß man Scheiden nicht acht't; a- de, zu tau- send gu- te

p mf

p Erstes Zeitmaass poco a poco cresc

Nacht. Im Mai- en, im Mai- en, da freu- et man sich, da singt man, da springt man,

p poco a poco cresc.

f p pp

da ist man fröh- lich, da kom- met so man- ches Lieb- chen zu- sam- men, a- de, in Got- tes

f p pp

rall. a tempo

Na- men

rall. a tempo

p pp pp

— R. W. —

J. v. KULAS

Die kostbarsten Metalle.

Plauderei von Siegm. Saubermann.

Vermöchte das gefühllose Gold ein wenig nachzudenken und besäße es etwas von jenem Empfinden der menschlichen Seele, das als Ehrgeiz den wirksamsten Stachel des Antriebs zu großen Thaten oder zumindest zu hohem Wollen bildet, so müßte es eigentlich einen gelinden Aerger verspüren. Nicht etwa, weil die moderne Technik schon eine ganze Reihe von Lösungsmitteln für das einst fast unangreifbare Element entdeckt hat, oder gar weil sich auf freiliegender, stark verdünnter und darum statt purpurroter und rosenfarbener Kaliumbromgoldverbindung erwiesenermaßen ein — man schaudere! — Schimmelpilz ansiedelt, der einen großen Teil des Goldgehalts allmählich an sich zieht: darüber käme das nachdenkliche und seinem hohen Rang entsprechend intelligente Gold ebenso vorurteilsfrei hinweg wie darüber, daß Mord und Todschlag nicht mehr wie einst mit rotem Gold zu sühnen sind. So kann denn der Grund der angenommenen innerlichen Verstimmung, die nur deshalb nicht zu sehr überhand nehmen darf, weil ein vor Aerger bleiches Gold wie mit Silber legiertes aussehen und beträchtlich an Wert verlieren würde, nur in der verringerten Wertschätzung der Menschheit zu suchen sein. Doch ist es nicht die große Masse, deren Urteilskraft zu solchen, das schöne, edle Metall beschämenden Schlüssen geführt hat, denn „am Golde hängt, nach Golde drängt" noch immer alles; nur einem ganz geringen Bruchteil der Erdenbewohner, den gelehrten Naturforschern, geschickten Technikern und zu allermeist den Chemikern imponiert das Gold, ach, schon gar lange nicht mehr. Es ergeht ihm in dieser Hinsicht ungefähr so wie den olympischen Göttern in den letzten paar Jahrhunderten ihrer Herrschaft, da noch die große Masse der Hellenen und Italer zu ihren Tempeln und Heiligtümern wallte und gleichzeitig weise Denker in vielbesuchten Philosophenschulen die Nichtexistenz und den allegorischen Charakter Gottvaters Zeus und der übrigen Himmlischen lehrten. Sic transit gloria mundi!

Da die Menschen gewohnt sind, ihre Wertschätzung für leblose Dinge durch den Preis auszudrücken, den sie dafür bezahlen, so ist es klar, daß höher als Gold geschätzte Metalle auch viel teurer zu stehen kommen, und ungerecht, wie die Welt nun einmal schon ist, was sich unter anderm auch darin zeigt, daß die nützlichsten Grundstoffe als die billigsten und verachtetsten gelten, läßt sie bei der Wertbemessung zumeist weder äußere Schönheit noch inneren Wert, sondern vielfach nur die Seltenheit des Vorkommens oder die Schwierigkeit der Reindarstellung der betreffenden Grundstoffe eine wesentliche Rolle spielen. So zahlreich nun die um die Palme des höchsten Preises ringenden Bewerber auch sind, so besitzt zum Beispiel doch keiner die schöne sattgelbe Farbe des reinen Goldes, mit alleiniger Ausnahme des Baryums, das aber an der Luft gar schnell oxydiert; es sind demnach lediglich Zufälligkeiten, die den gegenwärtigen hohen Preis der dadurch kostbaren Metalle bedingen, was aber nicht ausschließt, daß viele davon für uns höchst wertvolle Eigenschaften haben und es darum sehr wünschenswert erscheinen lassen, durch Entdeckung reicher Fundstätten oder einfacher Produktionsmethoden billiger und unserer Technik noch nutzbarer zu werden.

Inwiefern die besondere Kostbarkeit des Goldes als längst überwundener Standpunkt betrachtet zu werden verdient, zeigt die eine Thatsache, daß von den einigermaßen genau bekannten 57 Metallen fast drei Fünftel, nämlich 33, mehr oder minder wesentlich teurer als jenes sind, und dabei würden die noch nicht genügend erforschten Entdeckungen der letzten Jahre, das Europium, das Crookes Victorium und Monium und die mutmaßlichen andern neuen Elemente mit metallischem Charakter, gar nicht mitgezählt. Eine andere augenfällige Erscheinung bildet die allmähliche Preissteigerung solcher Stoffe, die noch vor kurzem viel billiger als Gold waren, beispielsweise des früher zwischen ihm und dem Silber stehenden Platins, woran nebst der verringerten Ausbeute der steigende Bedarf zu technischen Zwecken die Schuld trägt. So ist namentlich das Platin für gewisse elektrotechnische Erzeugnisse unersetzlich, und wenn es nunmehr auch noch in großen Mengen für das neue Schwefelsäurekontaktverfahren gebraucht werden soll, dann wird es, schon jetzt mit 2,90 bis 3 Mark für das Gramm teurer als chemisch reines Gold, von dem ein Gramm ungefähr 2,80 Mark kostet, dieses bald gewaltig übertreffen, wenn auch nicht so sehr wie die dem Platin in jeder Hinsicht nahestehenden Schwermetalle Palladium, Iridium, Osmium, Ruthenium und Rhodium. Das erste, ein weißes, weiches, dehnbares Metall, das die merkwürdige Eigenschaft besitzt, fast sein tausendfaches Volumen Sauerstoff selbstthätig absorbieren zu können, findet nur geringe gewerbliche Verwendung, kostet aber schon 4 Mark das Gramm. Das Iridium, viel unscheinbarer, aber härter als jenes und schwerer und strengflüssiger als das Platin, wird überhaupt nur in Legierungen, unter anderm mit 10 Prozent Osmium zu den Spitzen der echten Goldfedern verarbeitet und kostet ungefähr 12 Mark das Gramm. Noch höher stellt sich das schwerste aller Metalle, das Osmium, nicht bloß, weil es ein sehr seltenes Element ist, sondern auch, weil sich die verschiedenen Auergesellschaften, die es wegen seines außerordentlich hohen Schmelzpunktes (2500 Grad) zur Herstellung der Fäden in den Osmiumglühlampen verwenden, der gesamten, allerdings höchst geringen Weltproduktion bemächtigt haben. Ein Gramm des Rutheniums kommt schon auf 16 bis 17 Mark zu stehen, und wer gar eine geringe Quantität von Rhodium, das in reinem Zustand in keinem uns bekannten Mittel löslich ist, erwerben will, muß noch tiefer in die Tasche greifen, wie ein sehr bekannter Chemiker in Wien, der für 500 Gramm dieses Materials 15 000 Gulden, also rund 25 000 Mark auf den Tisch zählte. Und dabei kann das kostspielige Metall keine andern Kunststücke als sein Vetter Platin produzieren.

Diese Gruppe ist noch lange nicht die an teuern Metallen reichste, denn ihr stehen ziemlich ebenbürtig die sogenannten seltenen Erdmetalle gegenüber. Deren billigstes Mitglied ist vorläufig das Zirkonium, für das jeder, wenn es garantiert chemisch rein ist, gern 3,50 bis 4 Mark für das Gramm bezahlt, wenn er es für wissenschaftliche Untersuchungen braucht, denn eine technische Verwendung findet es in metallischem Zustand nicht. Nur seine Verbindung mit zwei Atomen Sauerstoff wurde unter dem Namen Zirkonerde eine Zeitlang für

die Spitzen des Drummondschen Kalklichtes und anfänglich zur Erzeugung von Gasglühstrümpfen verwendet, denn es strahlt in farblosen Flammen ein schönes weißes Licht aus. In der Form, wie das reine Element in den Handel kommt, würde ein Laie keinen Pfifferling dafür geben, denn er könnte die kleinen, grauen, glänzenden Plättchen höchstens für Eisenfeilspäne halten. Uebrigens würde es den meisten Vertretern dieser Gruppe ähnlich ergehen. Das Cerium ist beispielsweise bleigrau, weich und glanzlos, dabei muß man sehr acht darauf geben, denn wenn man Ceriumfeilspäne an der Luft sorglos liegen läßt, so entzünden sie sich heimtückisch von selbst und verbrennen in höchst niederträchtiger Weise zu Ceriumdioxyd, eine rostbraune Erde, von der man ein Gramm um zwei Pfennig bekommen kann, wohingegen die gleiche Menge des Metalls ebenso wie vom Lanthan, Neodym, Praseodym, Erbium und Thorium zwischen 15 und 20 Mark kosten mag. Von diesen ist das Thorium, das das zweithöchste Atomgewicht (236,6) besitzt, das technisch wertvollste, denn sein Dioxyd, die Thorerde, bildet den Hauptbestandteil der Glühstrümpfe, die uns ein so schönes und billiges Licht liefern. Merkwürdigerweise bedarf das Thoroxyd, um so hell leuchten zu können, unbedingt eines Zusatzes von einem bis zwei Hundertstel in ihm feinverteilten Ceroxyds, so daß dieses eigentlich als Lichterreger und erstere, ungemein feuerbeständige Erde nur als sein Träger wirkt. Noch viel teurer kämen metallisches Erbium, Terbium, Ytrium und Ytterbium zu stehen, die der gleichen Gruppe angehören, aber viel seltener auf Erden vorkommen, wenn es gelänge, sie aus ihren Erden als Metalle abzuscheiden. Ihre Sauerstoffverbindungen, die Erden, fanden in der ersten Periode des Auerlichts gleichfalls Verwendung als Glühkörperbestandteile; jetzt dienen sie hier und da, zumeist als Beimischung zu den übrigen Verwandten, zur Herstellung der Stifte für die Nernstlampe. Bekanntlich besitzt diese keinen Kohlenfaden als lichtausstrahlendes Mittel, sondern sie macht sich die Fähigkeit dieser und anderer Metalloxyde, im erwärmten Zustand Elektrizität zu leiten und dann weißglühend zu werden, zu nutze. Selbstverständlich werden für all diese Zwecke nicht die in der Natur als solche gar nicht vorkommenden, sondern nur teils durch sehr kostspielige Prozesse, teils vorläufig gar nicht herstellbaren Erdmetalle verwendet; man erzeugt für Gasglühnetze aus den brasilianischen Monazitsanden salpetersaure Verbindungen (Nitrate) und für die elektrischen Lampen reine Oxyde.

Mit diesen beiden Reihen wäre die Aufzählung der nutzbaren teuren Metalle erschöpft, nur das Uran beansprucht noch einen bescheidenen Platz an ihrer Seite, denn dieses fast goldschwere, mit dem höchsten Atomgewicht (240) begabte silbergraue Element dient zur Erzeugung von gelbgrünlichem fluoreszierendem Glas und zur Herstellung prächtig gelber und schwarzer Porzellanfarben. Es ist jedoch in letzter Zeit sehr teuer geworden; man verlangt 20 Mark für das Gramm, oft noch mehr. Den gleichen Preis erzielen das manchmal hellgelb, manchmal weiße Calcium und das goldgelbe Baryum. Ersteres ist das Metall des auf Erden nicht gar seltenen Kalksteins, letzteres das des Schwerspats, und beide können nur auf sehr mühselige und kostspielige Weise in eigens zu diesem Zweck gebauten Apparaten aus ihren Jodverbindungen dadurch abgeschieden werden, daß man diese Gesteine schmilzt und sehr starke elektrische Ströme hindurchgehen läßt. Trotz aller Mühen ist die Ausbeute dieser Elektrolyse ziemlich gering, daher der hohe Preis von zwanzig bis dreißig Mark das Gramm. Ihn bezahlen und dabei bedenken zu müssen, daß Baryt und noch mehr Kalkstein einen wesentlichen Bestandteil der Erdrinde ausmachen, mag recht unangenehm sein. Es ist aber nicht unmöglich, daß eines Tags doch ein Verfahren entdeckt wird, das uns, so wie wir das Metall des Lehms, Aluminium, gewinnen können, das gelbliche Silber des Kalksteins bei sehr geringen Herstellungskosten liefert; dann aber könnten wir dem Calcium den Ehrenplatz unter den nützlichen Metallen einräumen. Es gehört nämlich zu den wenigen Elementen, die mit Stickstoff eine direkte Verbindung eingehn, und ergiebt, in diesem geglüht, Stickstoffcalcium, das, mit Wasser begossen, einerseits gelöschten Kalk, andrerseits Ammoniak liefert. Man kann demnach mit seiner Hilfe aus dem für uns überflüssig massenhaften Stickstoff der Luft Ammoniak erzeugen, also ein vorzügliches Düngemittel in genügender Menge. Wie schade, daß man um zwanzig Mark nur ein Gramm und nicht einen Meterzentner Calcium erhält!

Von jenen kostbaren Elementen metallischen Charakters, die ihren hohen Liebhaberwert nur der Seltenheit ihres Vorkommens verdanken, da sie — wenigstens vorläufig — zu nichts anderm taugen, als den Männern der Wissenschaft Kopfzerbrechen zu machen, sind nebst dem durch zwei indigoblaue Linien im Spektrum ausgezeichneten, beständig silberweißen Indium, von dem ein Gramm nur 15—16 Mark kostet, vor allem drei nicht sehr schwere Metalle, das grauweiße Gallium, das glänzendere Germanium und das rein überhaupt noch von niemand erblickte Skandium, von dem nur ein Oxyd, die Skandinerde, bekannt ist, dadurch besonders interessant und von hohem wissenschaftlichem Wert, weil ihre Auffindung und ihre Eigenschaften von dem berühmten russischen Gelehrten Mendejeleff vorausgesagt wurden. Sie sind ebenso wie das Niobium, von dem man bisher nicht mehr als einen spiegelnden, metallgrauen Ueberzug einer Porzellanretorte zu erzeugen vermochte, und wie das Gadolinium, Decipium, Tantal, Samarium und Thulium teilweise nur für unverhältnismäßig viel Geld, etwa 50—100 Mark das Gramm, teilweise überhaupt nur als Verbindungen mit Sauerstoff und andern Körpern herbeizuschaffen.

Das Metall jedoch, dessen Wert den des Goldes am meisten übertrifft, ist das in letzter Zeit vielgenannte Radium, dessen Existenz zuerst durch das Ehepaar Curce-Paris vorausgesagt und von dem verschiedene Chlor-, Jod- und Bromverbindungen durch Giesel, Becquerel, Crookes u. a. hergestellt wurden. Professor Miethe-Charlottenburg hat sogar eine ganz geringe Quantität einer Legierung von Radium mit unabtrennbarem Baryum zu gewinnen vermocht. Es sind nicht ganz neunzehntel Gramm; daraus, daß deren Herstellungskosten über 4000 Mark betrugen, läßt sich schließen, daß ein Gramm des reinen Metalls mindestens auf 10 000—12 000 Mark zu stehn kommen würde. Kein gleichschwerer Edelstein der Welt könnte auch nur einen annähernden Preis erzielen. Aber das Radium leistet für das viele Geld auch etwas, was außer ihm und seinen in der Thonerde und einigen andern Erden schlummernden, aber noch nicht nachgewiesenen Brüdern kein Grundstoff vermag; es leuchtet sichtbar mit magischem, bläulichgrünem Glanz, ohne daß es durch irgendwelche Energie gespeist zu werden brauchte. Noch mehr: seine Strahlen gleichen den Röntgenstrahlen und sind von ihnen nur dadurch unter-

schieden, daß sie durch Knochen, Erden und Metalle, auch durch zentimeterdickes Blei hindurchdringen, photographische Platten schwärzen und andere chemische Kunststückchen vollbringen, ja sogar die Luft elektrisch machen. Sie beeinflussen auch lebende Organismen, und mit Rücksicht auf diese Eigenschaft sind Untersuchungen im Gange, die ihre etwaige Heilwirkung auf Hautkrankheiten, Lupus und Krebs feststellen sollen. Schon der geringste Erfolg auf diesem Gebiet würde das teuerste Metall mit einer unsichtbaren Gloriole — eine sichtbare besitzt es eigentlich schon — umgeben und vollends rechtfertigen, daß wir es zehntausend-, ja selbst hunderttausendfach höher als das jeder besonderen Fähigkeit entbehrende und darum keine Ausnahmestellung verdienende Gold setzen wollen.

Ferienkolonien.

Von Dorothee Goebeler.

Ferienkolonien — immer, wenn ich das Wort höre, steigt ein bestimmtes Bild vor mir auf, ein Bild voll schneidender Kontraste. Der Zug kommt von den Vororten, von Strausberg, Erkner, Friedrichshagen her. Er kommt durch den lachenden Sommertag und fährt nun in Berlin hinein, in das Berlin des Ostens, das Armeleutsviertel. Ueber den Dächern brütet eine Dunstwolke, lange, graue Straßenzeilen schließen sich um finstere Höfe. Grelle Sonne liegt auf dem Pflaster, und dennoch — keine Luft, kein Licht. Es giebt viele solcher Viertel, nicht nur in Berlin. Und in diesen Vierteln werden Kinder groß, Kinder, die nie ein Kornfeld sehen, Kinder, deren Eltern kaum einmal Geld haben, ihnen Sonntags Waldesgrün zu zeigen.

Draußen lachende Sommerpracht, und in diesen Vierteln Kinder, kranke, elende, sieche Kinder. Giebt es einen Kontrast, der lauter schreit — nach Ferienkolonien? Wir haben sie — ein Segen, daß wir sie haben. Ob wir genug davon besitzen? — Lange, o, noch lange, lange nicht. Hunderte von Kindern werden alljährlich aus städtischen und Privatmitteln hinausgeschickt in den Wald und an die See, Tausende, Hunderttausende bleiben zurück. Wie viel Lebenskraft geht da zu Grunde, wie viel Volkskraft siecht da für immer dahin! Gesunde Jugend, gesundes Volk, wo die Kinder kranken, krankt der Staat, nicht mit Unrecht hat man die Jugendfürsorge die vornehmste Pflicht der sozialen Hilfsthätigkeit genannt.

Die Ferienkolonien nehmen in dieser Hilfsthätigkeit eine erste Stelle ein. Ihre Anlage und Ausgestaltung beschäftigt die einschlägigen Kreise schon lange. Als „Vater" der guten Idee nennt man vielfach den Pfarrer Bion zu Zürich, der 1876 die ersten Ferienkolonisten in die Appenzeller Alpen geschickt haben soll, thatsächlich ist die Kaiserstadt an der Donau die Heimat der Ferienkolonien. Der Wiener Ferienkolonieverein wurde bereits 1874 ins Leben gerufen. Der wohlthätige Schulverein von Hamburg sandte ebenfalls schon 1876 arme Kinder zur Erholung aufs Land. Heute hat wohl jede Großstadt ihre Ferienkolonien; wo die Verwaltung nicht selbst dafür eintritt, sorgen Vereine, Heime und Horte für die leidende Jugend, bis in die Kreise der Arbeitgeber selbst ist die Idee der Ferienkolonien schon gedrungen.

Die Ferienkolonien, wie sie heute sind, teilen sich in Voll- und Halbkolonien, denen sich in den letzten Jahren auch noch die Wanderkolonien angeschlossen haben. So war es dem Berliner Verein für Ferienkolonien möglich, zwei Trupps von je fünfzehn Kindern auf eine vierzehntägige Wanderfahrt durch den Harz und das Riesengebirge zu schicken. Die Vollkolonisten werden je nach Verordnung in Sool- und Seebädern oder auf dem Land untergebracht. Die Halbkolonisten versammeln sich alltäglich unter Führung eines Lehrers zum Ausflug in einen benachbarten Vorort.

Der Wert der Ferienkolonien? Es erübrigt sich eigentlich, ein Wort darüber zu verlieren. Wer hat sie nicht schon einmal gesehn draußen in Feld und Heide, die kleinen, armseligen Großstadtkinder, wie ihre matten Augen leuchten, wie ihre blassen Wangen aufblühn, wie das vermickerte Körperchen sich dehnt und streckt und füllt mit neuer Lebenskraft? Wer hat nicht schon auf dem Bahnhof gestanden und sah sie heimkommen, die kleine Schar, stämmig und fest gesundet an Leib und Seele?

Und trotzdem und alledem noch immer so viel Hände, die geschlossen bleiben, trotzdem sie reichlich geben könnten. Auch die Ferienkolonien haben ihre Gegner. Wenn man so herumhorcht, was wird nicht alles dagegen vorgebracht. Erholung für die Kinder? Na ja — auf vier Wochen erholen sie sich, sind sie erst wieder daheim im alten Elend, ist der ganze Erfolg null und nichtig. — Er ist es aber doch nicht. Doktor Schmid-Monnard in Halle hat an der Hand von mehr als zweitausend Untersuchungen nachgewiesen, daß der Erfolg der Ferienkolonien ein geradezu überraschender ist. Die Kinder blühn nicht nur für den Moment auf, sie stehn den Entbehrungen ihrer ärmlichen Existenz bedeutend widerstandsfähiger gegenüber. Vielfach wird den Vereinen auch der Vorwurf gemacht, daß sie die Aufnahme der Kinder von einer gewissen Aussteuer in Wäsche und Kleidern abhängig machen. Es bedarf wohl keines Hinweises, daß in besonders schweren Fällen der Verein selbst für das Nötige eintritt. Wenn das nicht in jedem Fall geschieht, wenn dem ganzen Unternehmen überhaupt noch so vieles mangelt, so liegt das wahrlich mehr an den fehlenden Mitteln, als am fehlenden Willen. Unsere Ferienkolonien brauchen Geld und nochmals Geld, erst, wenn ihnen das zur Verfügung steht, können sie werden, was sie sein sollen. Und darum die Hände auf und die Beutel auf, ihr alle, die ihr geben könnt und geben wollt! Noch sind wir leider Gottes nicht so weit, daß überall Stadt und Staat für die Ferienkolonien eintreten, sie brauchen Privathilfe und viel Hilfe. Daran denkt, wenn ihr selbst hinauseilt in die Wälder und an die See, denkt an die Kinder in den grauen Vierteln, an die schwachen, siechenden Kinder, in denen so viel lebendige Volkskraft verloren geht, wenn ihnen nicht geholfen wird!


Alfons XIII. König von Spanien.

Die Königskrönung in Madrid.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Als König Alfons XIII. am 24. April dieses Jahres zum erstenmal in Begleitung seiner Mutter einem Ministerrat beiwohnte, nahm der alte Sagasta die Gelegenheit wahr, den jungen Herrscher in einer längeren Ansprache zu bewillkommnen. Er sprach dabei von den Grundsätzen einer sich „im modernen Geist" bewegenden Politik.

Spaniens Krone trägt Dornen, und auch der junge König wird sie noch spüren lernen, mehr wohl als die meisten seiner Vorgänger aus dem Hause Bourbon, die sie unter den Rosen üppiger Lebensfreude zu ersticken und ihnen den Stachel zu nehmen versuchten. Als der letzte spanische Habsburger einen Enkel seiner mit Ludwig XIV. von Frankreich vermählten älteren Schwester testamentarisch zum alleinigen Erben seiner Reiche einsetzte, da trieb ein großer Gedanke den schwachen König: die Teilung der alten Monarchie, auf die England, Holland und Frankreich begehrliche Blicke richteten, sollte verhindert werden. Doch es kam anders. Der Erbfolgekrieg trennte die spanischen Nebenländer von der iberischen Krone, und statt auf der Halbinsel mit energischen Reformplänen einzusetzen, um dem Bourbonentum die Herrschaft zu sichern, kehrte Philipps V. Gemahlin mit dem Abenteurerduo Alberoni und Ripperda zur Großmachtspolitik zurück, die dem Reich zwar schillernde äußere Erfolge, aber nicht die innere Ruhe schaffen konnte. Es ist charakteristisch für den politischen



Alfons XII., Vater König Alfons' XIII.
Aufnahme nach einem Gemälde.

Wirrwarr jener Zeiten, daß Spanien sich erst unter Philipps Sohn Ferdinand zu erholen begann; und Ferdinand VI. war — geisteskrank. Männer wie Campomanes, Florida-Blanca und Aranda arbeiteten unter Karl III. an der inneren Wohlfahrt des Landes; die unheilvolle Thätigkeit der Inquisition wurde beschränkt, die päpstliche Zensur aufgehoben, der Jesuitismus unterdrückt: es war ein Aufschwung zum Bessern, der freilich ein jähes Ende nahm, als Manuel Godoy der Günstling der Gemahlin Karls IV. wurde. Von den beiden Söhnen Karls IV. stammen die beiden lebenden Zweige der spanischen Bourbons ab: der regierende von Ferdinand von Asturien und der karlistische von dessen Bruder Karl.

Ferdinand war ein enragierter Widersacher Godoys, und schon deshalb hoffte das Land manches von ihm. Das Volk jubelte ihm zu, als er nach der Abdankung Karls IV. zum König ausgerufen wurde. Und dann begann der große Kampf zwischen Absolutismus und dem „modernen Geist“, ein jahrzehntelanger, mit rasender Erbitterung geführter Kampf, der erst durch die Absetzung der Königin Isabella zu Gunsten der modernen Ideen entschieden wurde. — — —

Vielleicht war Alfons XII., der Vater des jetzigen Königs, der beste Herrscher Spaniens im neunzehnten Jahrhundert. Aber ein Volksfreund war auch er nicht. Seine Vermählung mit der österreichischen Erzherzogin Maria Christine war in Spanien nur mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden. Die arme junge Königin teilte das Schicksal König Amadeos: auch sie galt in ihrem Land immer und immer nur als Fremde; und in Sonderheit als Mitglied des Hauses Oesterreich, das durch Canovas del Castillo einst in bitterster Weise geschmäht worden, war es ihr nicht vergönnt, sich Freunde zu erwerben. Ihre Stellung wäre nach dem unerwartet schnellen Tod ihres Gatten arg gefährdet worden, hätte sie nicht noch ein Kind von ihm unter dem Herzen getragen. Daß dieses Kind ein männlicher Thronerbe, trug weiter zur Beruhigung der Mißstimmung gegen die Ausländerin bei.

Die Königin ist eine Frau, vor der man Respekt haben muß, und daß sie eine gute Mutter ist, das haben auch ihre notorischen Feinde anerkannt. Alfons XIII. hat sich allein, dank der unermüdlichen Pflege seiner Mutter, aus einem unendlich zarten Kind zu einem stattlichen Jüngling entwickeln können. So lange es angängig war, hat sie die Erziehung des Knaben selbständig geleitet und jedwede Einflüsse von außen her von ihm fernzuhalten verstanden. Gewiß, sie mag auch Intriguen gefürchtet haben, aber in der Hauptsache war es doch immer die Mutterliebe, die ihren Sohn für sich behalten und vor allen Wettern und Unbilden schützen wollte. Erst als Alfons heranwuchs, lenkten sich die Blicke der Königin nach auswärts, um eine sauve-garde für ihren Sohn zu



1. Königinwitwe Maria Christine. 2. Infantin Maria Theresia. 3. Infantin Maria de las Mercedes 4. König Alfons XIII.
Die spanische Königsfamilie.
Phot. Valentin, Madrid.

schaffen. Viel war nicht zu holen. Die Bourbon-Anjous und die Bourbon-Orleans boten wenig Gewähr für ehrliche Freundschaft; da blieben von der lieben Verwandtschaft nur noch die Bourbons „beider Sizilien“, Nachkommen jenes Infanten Ferdinand, der infolge der Abtretung seines Vaters 1816 als Ferdinand I. König beider Sizilien geworden war. Allerdings nennt sich der in Cannes residierende Alfons von Bourbon nicht mehr König, sondern einfach Graf von Caserta, hat aber doch nach seines Bruders Franz II. Tod alle Proteste gegen die, die ihm das Königtum strittig machen, erneuert. Von seinen Söhnen leben gegenwärtig vier am Madrider Hof: der sogenannte Erbprinz Herzog Ferdinand von Kalabrien, der mit der Prinzeß Marie von Bayern vermählt ist, Prinz Gennaro, Prinz Reiner und Prinz Karl, der sich im vorigen Jahr mit der Prinzeß Maria de las Mercedes, ältesten Schwester des König Alfons, vermählt hat. Auch diese Heirat hat in Spanien verstimmt, und mehr noch die Abgeschlossenheit, in der der König bisher gehalten wurde. Nun naht der Tag der feierlichen Krönung und damit das Ende der Regentschaft. Eine ganze Reihe rauschender Festlichkeiten ist angekündigt worden, unter denen selbstverständlich auch ein glänzendes Stiergefecht nicht fehlt. Aber die Tage der Feste und des

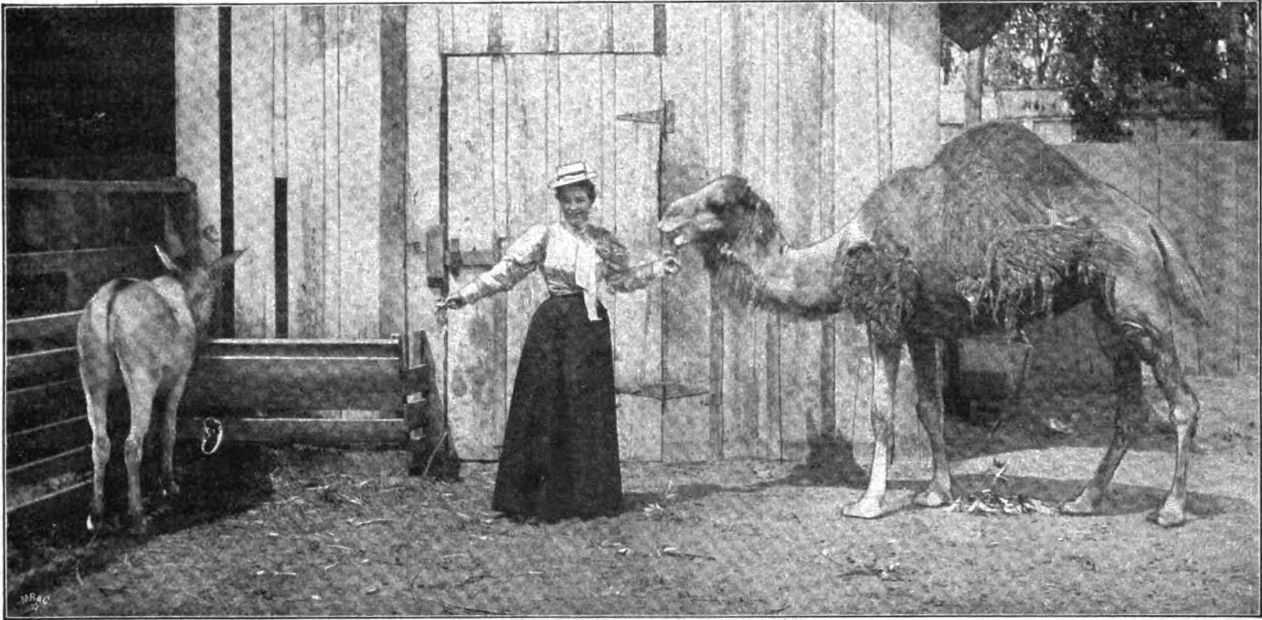


König Alfons im Jagdanzug.
Phot. Franzen, Madrid.

Rausches werden vergehen, und vielleicht sammelt der alte Sagasta dann abermals ein neues Ministerium um sich, und vielleicht lernt dann Spanien in der That seinen König kennen. Denn bisher war er dem Volk ziemlich fremd. Man sah ihn zuweilen in der schlichten Uniform eines Infanteriekadetten, die er erst am 17. Mai mit dem Marschallsrock vertauschen wird, und erwiderte seinen freundlichen Gruß. Doch eine feste Brücke zwischen dem Königsschloß und der weiten Halde, die das Volk bewohnt, ist noch nicht geschlagen worden. Das wird die erste Aufgabe des jungen Herrschers sein, von dem Sagasta hofft, daß er nach einer dem modernen Geist entsprechenden Politik regieren werde. Auch Sagásta hat sich gewandelt wie Canovas und wie so mancher berühmte und vielgenannte Minister Europas. Was er behalten hat, ist die Gabe des Versprechens. Dies Talent, Anweisungen auf die Zukunft zu geben, klingt auch durch seine letzte Ministerrede, durch den guten Rat an seinen jungen König, sich für das Problem der sozialen Frage vorzubereiten. Alfons XIII. ist noch wie ein unbeschriebenes Blatt, und gerade deshalb ist man berechtigt, ihn am Tage seiner Mündigkeitserklärung mit Hoffnungen zu begrüßen. Vielleicht, daß dem Land eine neue Zukunft erblüht, daß aus Hoffen und Träumen Wahrheit und Leben wird. Pacheco.



Das Königliche Schloss in Madrid.
Phot. Valla, Paris.



Gute Freunde.

Seltsame Hausgenossen.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

„Es giebt tausend Menschen, deren Umgang man lieber den Umgang mit harmlosen Tieren vorzieht," meint Demokrit, der lachende Philosoph. Und so ganz unrecht hat er nicht. Die Liebe zum Tier ist wohl jedem guten Menschen angeboren. Tierliebhaberei ist daher auch die verbreitetste unter allen Liebhabereien. Ein englischer Schriftsteller behauptete, im Alter müßte man stets etwas Lebendiges um sich haben, um selbst lebendig zu bleiben, und er blieb es in der Umgebung von allerhand Getier bis in sein neunzigstes Jahr. Ob das wohl der Grund ist, weshalb so häufig Eheleute, wenn die Wiege auf die Rumpelkammer gewandert und selbst das Nesthäkchen ausgeflogen ist, ihre Liebe Hund und Katze zuwenden, und ob wohl aus dem gleichen Grund die Wohnungen lediger Leute so oft der Arche Noahs gleichen?

Der lachende Philosoph hat für seine Behauptung einen klassischen Zeugen im Philosophen von Sanssouci, in Friedrich dem Großen, der ja stets von einigen Windspielen umgeben war. Er liebte die Hunde, von denen er behauptete, sie hingen ihm ohne alle Nebenabsichten treuer an als die Menschen. Sie waren seine steten Begleiter in Krieg und Frieden. Auf der Terrasse von Sanssouci liegen sie begraben, und von diesen seinen Lieblingen leben Biche und Alkmene mit ihm in der Geschichte. Gleich dem großen König hing des großen Kanzlers Herz ungemein an seinen Hunden, und auch Tyras, der Reichshund hat es zu historischer Berühmtheit gebracht.

Die Tierliebhaberei treibt aber manchmal sonderbare Blüten, wenn sie in das ausartet, was der Engländer „fad" nennt, wenn sie eine Modenarrheit wird. Es sind jetzt einige Jahre her, als die Kunde aus Paris zu uns kam, daß dort die schönen Damen sich mit allerhand lebendem Getier schmückten, Chamäleons und andern Eidechsen, Leuchtkäfern und Kolibris, die sie an goldenen Kettchen gefesselt als Schmuck am Hals, auf der Brust oder im Haar trugen. Und nicht lange darauf kam dort bekanntlich in gewissen Kreisen die Mode auf, mit einem juwelengeschmückten Schweinchen statt eines King Charles spazieren zu gehen. Von Paris aus gelangte diese Mode nach Amerika. Die schönen Amerikanerinnen warfen sich mit Eifer darauf und machten aus der Mode einen förmlichen Sport. Wenn eine reiche Amerikanerin sich einer Liebhaberei hingiebt, so thut sie es auch ganz, ob sie nun im Automobil fährt oder im Sulky den Traber lenkt, ob sie Cricket oder Golf spielt, rudert, bort oder ficht. Auf die Dollars kommt es ja nicht an, wenn sie in der Wahl ihres Vaters oder



Ein Leckerbissen für Vogel Strauss.

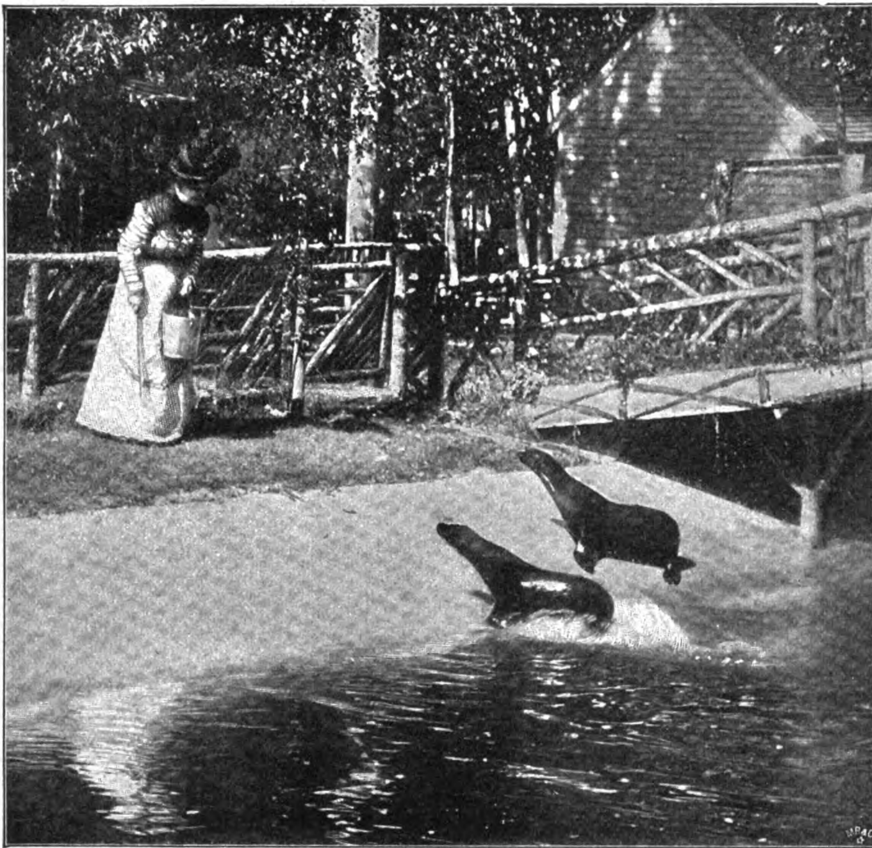
Gatten vorsichtig gewesen ist. Und so ist es denn zur Zeit in der amerikanischen Damenwelt Mode, allerhand Tiere zu züchten, zu zähmen und abzurichten; je exotischer, desto besser. So hat auch das Beispiel Sarah Bernhardts Nachahmer gefunden, und einige Amerikanerinnen haben Schlangen als Lieblingstiere erkoren. Freilich bei der Bernhardt hatte das Verhätscheln einer Schlange einen praktischen Zweck, da sie als Kleopatra einer solchen bedurfte, um sich von ihr beißen zu lassen und an dem Schlangengift zu sterben. Fanny Davenport, die ihr die Rolle nachspielte, legte sich auch eine Hausschlange zu, und so kamen diese lieben Tierchen in die Mode. Ob es aber gerade ein angenehmes Gefühl ist, so eine kleine boa constrictor sich als Boa um den Hals zu legen, wie Frau Alva Monteth dies mit ihrem Liebling thut (Abb. S. 911), ist eine Frage, deren Beantwortung wir lieber unsern Leserinnen überlassen.

Da ist denn doch der Liebling von Fräulein Mac Hall ein angenehmerer Hausgenosse, ein junger Löwe, der auf den Namen des indischen Heiligen Zoroastro hört. Er hat es gut bei ihr. Im Sommer darf er sie nach dem Seebad Atlantic City begleiten und neben ihr im dolce far nieute am Strand in der Sonne liegen und es sich wohl sein lassen, wie unser Bild auf Seite 910 zeigt. Prosaischer ist die Liebe der Schauspielerin Kate Vanderhoff. In ihren Mußestunden beschäftigt sie sich mit der Landwirtschaft, wenn auch in kleinem Maßstab, und ihr Liebling ist ein Jerseykalb, das sie mit ihren eigenen schönen Händen pflegt und nährt (Abb. S. 911).



Auf dem Morgenspaziergang.

Die größte Menagerie aber, einen regelrechten zoologischen Garten, besitzt Frau Elitch. In der Nähe von Denver, in der reinen Luft Kolorados, hatte ihr Gatte diesen Garten angelegt. Er starb ein Jahr nach seiner Eröffnung, und seither hat seine Witwe das Unter-


Zahme Seehunde.

Jim, ist so zahm, daß die Thür seines Zwingers nicht verschlossen wird. Wenn er Lust hat, schiebt er den Riegel zurück, wandert im Park umher und stattet seiner Herrin Besuche ab. Häufig findet sie ihn beim Betreten ihrer Wohnung im „Parlor“ oder in der Küche, und oft genug leisten ihm einige zahme Hirsche und Antilopen dort Gesellschaft, freilich nicht zum Vorteil der Möbel, Teppiche und Vorhänge. Ein hübscher Anblick ist es, wenn die zahmen Seehunde auf den Lockruf ihrer Pflegerin aus dem Wasser auftauchen und ihre runden, glänzenden Körper das Ufer hinaufschieben, um einen Leckerbissen in Empfang zu nehmen (Abb. nebenst.). Jeden Tag macht sie einen Rundgang durch ihren Park und besucht jeden ihrer „pets“, wobei keiner übergangen wird, selbst der Esel nicht, der aber kein Proletarier seines Geschlechts ist, sondern ein stolzer Spanier. Das Kamel, das dem Esel Gesellschaft leistet, genießt auch volle Freiheit, sucht oft das Haus seiner Herrin auf und sieht

nehmen verwaltet und zu hoher Blüte gebracht. Es beherbergt Löwen und Bären, Strauße und Kamele, Affen und Seehunde, Pfauen und — Esel. Beim Tod ihres Gatten, vor neun Jahren, hatten ihre Freunde Frau Elitch geraten, den Garten zu verkaufen, da sie glaubten, ihre Kräfte würden nicht zu seiner Verwaltung ausreichen. Aber die Liebe zu den Tieren, von denen sie einen Teil selbst großgezogen, überwog bei Frau Elitch; sie behielt den Garten, den sie zu einem öffentlichen Vergnügungsplatz mit Sommertheater, Spielplätzen für die Kinder, Konzertpavillon u. s. w. umgestaltete, und hat es nicht bereut. Wie sie ihre Pfleglinge, so lieben diese sie. Sie gehorchen ihr aufs Wort, und ihr Verhalten zeigt, was man mit Liebe und einem Tischchen deck dich bei ihnen erreichen kann, wobei freilich auch der Knüppel aus dem Sack nicht fehlen darf. So war einst ihr großer schwarzer Bär „Bill“ aus seinem Zwinger entwichen und hatte eine Schar Arbeiter, Maurer, in die Flucht getrieben. Frau Elitch sah, wie die Männer in wilder Flucht dem Ausgang zuliefen, und stürzte mit einem Besen bewaffnet hinaus, und auf ihren bloßen Zuruf kehrte der Bär in größter Hast wieder in seine Behausung zurück. Ein anderer Bär,


Am Strand.

dann wehmütig zu, wie Hirsch und Antilope dort aus- und eingehen, und bedauert augenscheinlich, daß die Thür nicht größer ausgefallen ist. Besondere Lieblinge der Frau Elitch sind ihre jungen Löwen Ed und Kate, die sie auf ihren Spaziergängen mitnimmt und mit denen sie auf dem Rasen umhertollt (Abb. S. 909).

Nicht immer freilich sind diese Hausgenossen so harmlos und ungefährlich wie die, mit denen sich jene schönen Damen beschäftigen. Da hielt sich ein Chicagoer Radfahrerklub einen Bären, Jim genannt, der durch seine Kunststücke die Klubmitglieder zu unterhalten pflegte und für gänzlich ungefährlich galt. Aber böse Beispiele verderben gute Sitten, auch die eines Bären. Jim nun hatte sich das Trinken angewöhnt und war sehr hinter allen Spirituosen her. Vor einiger Zeit nun hatte er sich eine Flasche Whiskey zu verschaffen gewußt und ausgetrunken, war dann ausgebrochen und auf Abenteuer ausgegangen. Als erster lief ihm ein Schutzmann in den Weg. Ob ihm nun dessen Uniform nicht gefiel oder seine Nase: er ging brummend auf den Hüter des Gesetzes los und umarmte ihn so kräftig, daß die Uniform in Fetzen und ihrem Träger der Atem ausging. Nach kurzem Kampf gelang es dem Polizisten, sich zu befreien. Er zog seinen Revolver und brannte „Jim" einige Kugeln auf den Pelz, die ihm den Garaus machten. Jims Herren waren nicht wenig erstaunt, ihn als Leiche wiederzufinden und von seinen Unthaten zu hören. Er müsse betrunken gewesen sein, meinte einer von ihnen, denn in nüchternem Zustand habe er sich stets anständig betragen. Da ist es denn doch vorzuziehen, sich statt Schlangen, Löwen und Bären einen Hund, eine Katze oder einen Kanarienvogel als Hausgenossen zu wählen. Es ist angenehmer, billiger und weniger gefährlich, und man kommt dabei auch nicht so leicht in die Gefahr, mit der hohen Obrigkeit in Konflikt zu geraten, vorausgesetzt, daß nicht gerade Hundesperre und Maulkorbzwang herrscht. F. E. W.



Eine gezähmte Boa constrictor.



Eine Stallidylle.

„Besorgt“.

Skizze aus dem Seemannsleben von John Wilmers.

Das Schiff ist eine Welt für sich. Das haben vor mir schon andere und bessere Männer gesagt, wodurch der Ausspruch etwas an Frische eingebüßt hat. Aber wahr bleibt's doch: an Bord eines Schiffes kann man alles haben, was zum Leben gehört, und noch manches andere mehr. Und nun gar auf einem Kriegsschiff. Da fehlt nichts; da ist für alles vorgesorgt. Die Lasten und Hellegatts bergen eine Fülle der erstaunlichsten Sachen; die Bibliothek verfügt über die auserlesensten litterarischen Leckerbissen; die Schiffsbücherkiste enthält all die tausend und abertausend Vorschriften und Verfügungen; die Karten verzeichnen jeden Punkt der Erde mit beinah verdächtiger Genauigkeit; die nautischen Bücher beschreiben den Weg zwischen — na, meinetwegen Heringsdorf und allen übrigen bewohnten Orten. Ja, es ist wirklich nichts vergessen, nicht das Geringste und nicht das Wichtigste. Das Geringste das ist — na, es ist mir gerade nicht gegenwärtig; aber das Wichtigste, das ist der Inventarien- und Materialienetat. Diese beiden Bücher sind die unentbehrlichsten Rüststücke eines Kriegsschiffs.

Ohne Kanone kann ich mir eine moderne Fredekogge schon vorstellen; ich kann sie mir ohne Kompaß, Karten und Logarithmentafel fahren denken; aber ohne Inventarien- und Materialienetat — nein, da erlahmt meine Phantasie.

Es ist zum Glück noch nie vorgekommen, daß die beiden Bücher fehlten, und ein gütiger Himmel mag unsere Marine vor solch schrecklichem Unglück bewahren; aber sollten doch einmal irgendwo die unersetzlichen Bände über Bord gehen — es wäre nicht auszudenken. Daß der Verwalter sich das Leben nehmen würde, steht bei mir fest, und daß der erste Offizier in Raserei, der Kommandant in Schwermut verfielen, halte ich für sicher; die Detailoffiziere würden je nach Temperament schnellerem oder langsamerem Siechtum anheimfallen. Es wäre ein fürchterlicher Schlag für die Marine, für das Vaterland, für die gesittete Welt.

Der jüngste Leutnant, durch Verwaltungssorgen noch nicht geläutert, würde vielleicht noch so viel Besinnung behalten, Kurs nach dem nächsten Hafen abzusetzen; dort angekommen, bliebe ihm aber auch nichts weiter übrig, als zu drahten: „Inventarien- und Materialienetat sind zum Teufel! Ich bin zu Blocks,“ und das heißt, er ist mit seinen umfassenden Kenntnissen zu Ende, was doch allerlei sagen will. Was könnte er auch anderes thun? Auf seinen schmächtigen Schultern liegt doch jetzt die ungeheure Verantwortung für Inventar und Material, und ich sehe schon das Korps der Deckoffiziere, von dem man ja eine höhere Auffassung nicht erwarten darf, lustig über den Etat leben; ich stelle mir vor, wie der Meister 15 statt 12 Stück halbzölliger Nägel requiriert, nur um bis zu den Ellbogen darin wühlen zu können, wie der Bootsmann in überetatsmäßiger Seife schlemmt und der Steuermann mit monatlich zwei Bleistiften praßt. Der jetzt kommandierende Leutnant würde noch als Admiral Erklärungen abzugeben, Protokolle zu unterschreiben und Vernehmungen zu erdulden haben. Soll er sich so sein junges Leben verhunzen lassen? Es wäre nicht auszudenken . . .

„Nee, nee! Ich melde mich krank!“ —

Dem Leser ist jetzt wohl schon klar geworden, welchem Zweck die erwähnten Bücher dienen; daß er ihre ungeheure Wichtigkeit erfasse, darauf verzichte ich; dem Laien ist es ja leider nie begreiflich zu machen, daß das Fehlen einer durch den Etat beglaubigten und nachgewiesenen Nähnadel ein nationales Unglück ist. Natürlich verschwinden aber auch an Bord Nadeln, Nägel und größere Sachen.

Ich erwähnte wohl vorhin, daß der Vierteljahrsetat an halbzölligen Nägeln zwölf Stück betrage; es ist möglich, daß ich zu hoch gegriffen habe; ich weiß aber bestimmt, daß der Meister nach der Indienststellung die Photographien seiner Bräute an die Kammerwand genagelt und daß er damit die Halbzölligen für das erste Quartal verbraucht hat. Das macht ihm aber keine Schmerzen, denn er schickt nun seinen Maaten zur Werft mit dem nicht dienstlichen Auftrag, Nägel zu „besorgen“. Der ausgesandte Zimmerling bringt denn auch nach einigen Stunden so viel Nägel aller Sorten, daß für eine Reise um die Welt genügend an Bord sind. Auch der Steuermann sorgt für Bleistifte, Flaggentuch, Nadeln und Zwirn durch „Besorgen“. Der Bootsmann schleift Seife, Tauwerk und einige Materialien an Bord, die er nicht einmal gebrauchen kann. Feuerwerker und Torpedofeuermeister besorgen, was ihnen nach ihrer Meinung im Etat zu wenig ausgeworfen ist, von der Maschine ganz zu schweigen, die Herren Maschinisten würden ja doch wieder alles abstreiten. Das schreiende Mißverhältnis zwischen dem Bedürfnis an Flaggen und Inventarienetat gleicht der Steuermann durch „Besorgen“ aus; der Zimmermeister hat sich durch die gleiche Thätigkeit von der Sorge um verlorengehende Malerpinsel befreit, und der Bootsmann kann manchen dreikantigen Schraper verschmerzen; er hat sich ja welche „besorgt“.

„Besorgen“ heißt also im Marinedeutsch, im Interesse des Dienstes Inventarien und Materialien über das in den heiligen Büchern verzeichnete Quantum an Bord bringen. Um die juristische Bedeutung des Wortes drücke ich mich mit möglichster Geschicklichkeit.

Ja, aber können sich denn diese Deckoffiziere nicht auf andere Weise helfen? Sind die Marinebehörden wirklich so kurzsichtig, daß sie nicht einsehen, was für das Schiff nötig ist?

O, da muß ich aber doch bitten! An Weitsichtigkeit nehmen es die Marinebehörden mit jeder Landbehörde auf, und das Reichsmarineamt übertrifft natürlich auch darin alle unterstellten Behörden. Der Meister Klamei brauchte nur seinen Detailoffizier zu überzeugen, daß er mit den halbzölligen Nägeln unmöglich auskommen könne; der Herr Leutnant hätte dann nur den ersten Offizier zu dieser Ansicht zu bekehren, der erste brauchte nur den Kommandanten in diesem Sinn breitzuschlagen, wenn der respektlose Ausdruck erlaubt ist. Giebt nun noch der Geschwaderchef und dann der Flottenhäuptling seinen Segen, dann hat das Gesuch höchstens noch fünf oder sechs Instanzen zu durchlaufen, um an den Staatssekretär zu gelangen, und dieser hohe Beamte wird nach den notwendigen Erhebungen nicht zögern, dem Meister Klamei, Sohn des alten Klamei, der damals das Gesuch

stellte, jetzt in der Stellung seines Vaters, zu drei weiteren Halbzölligen im Vierteljahr zu verhelfen.

Die Sache ginge also recht gut, aber der Detailoffizier ist leider kein Freund von Schreibereien; der erste hat mehr zu thun, als Gutachten abzugeben, und der Kommandant verbittet sich die Belästigung mit solchen Lappalien, bei denen doch nie etwas herauskommt. Klamei muß also „besorgen“.

Es giebt der Gründe für das Besorgen natürlich noch mehr.

Da ist z. B. ein Kommandant, der beinah automatisch vor jedem Einlaufen den Befehl giebt: „Steuermann, lassen Sie neue große Flagge und neuen langen Wimpel heißen!“ Zwischen zwei Terminen zum Flaggenumtausch hat er diesen Befehl dreihundertmal gegeben. Ich möchte wirklich sehen, wie sich der Staatssekretär benehmen würde, wenn ein Gesuch um dreihundert Nationalflaggen und Wimpel an ihn gelangte. Wie ich den hohen Herren kenne, würde er es sicher ablehnen. Der Kommandant denkt aber gar nicht daran, sich mit solchem Gesuch zu blamieren, und seinen Steuermann würde er für wahnsinnig erklären, wenn er auch nur eine große Flagge mehr als die etatsmäßigen zwei haben wollte. Das Schiff führt aber beim Einlaufen in einen Hafen stets blütenweiße Flagge und dito Wimpel, denn der Steuermann müßte ja ein stupides — äh, Pardon, ich wollte sagen: das müßte ja ein merkwürdiger Steuermann sein, der die Befehle seines Kommandanten nicht ausführen kann. Beiläufig gesagt, ein tüchtiger Steuermann kann mit fünf Flaggen und Wimpeln fünfhundertmal „neue“ heißen.

Wenn der Lotgast Unklaug beim nächtlichen Loten ein Bleilot „versäuft“ und den Vorfall sofort meldet, dann ist die Sache ja sehr einfach. Der Steuermann würde den Thatbestand unter vielem Seufzen protokollieren, denn sein Navigationsoffizier hat die Angewohnheit, stilistische Aenderungen vorzunehmen; endlich nach dreimaliger Ausfertigung wäre mit dem Gutachten des Kommandanten ein Belag für das fehlende Lot geschaffen. Unklaug denkt aber gar nicht daran, etwas zu melden, es könnte ja eine kleine Strafe wegen Nachlässigkeit setzen. Er zieht es deshalb vor, sich ein Lot aus der Instrumentenkammer zu „besorgen“. Der verwaltende Signalmaat, der seinen Verlust nach einigen Tagen bemerkt, kann nun unmöglich dem Steuermann davon Kenntnis geben, denn dieser würde gleich beginnen: „Sie haben eben nicht aufgepaßt; Sie sind zu nichts zu gebrauchen usw.“ Der Signalmaat „besorgt“ sich deshalb seinerseits ein Lot, und ich denke mir, im Torpedodetail wird demnächst ein solches fehlen. Der Torpedomaschinistenmaat geht nun aus und besorgt sich das fehlende Inventarienstück aus den Beständen des Steuermannsdetails u. s. f. bis zur Außerdienststellung.



Es giebt auch Inventarienstücke, die einem Detail eigentümlich sind und sich deshalb an Bord nicht besorgen lassen. Dafür giebt's dann einen außergewöhnlichen Weg, der auch nicht heikler ist als der beschriebene, den ich aber auch unter dem Zeugniszwangsverfahren nicht preisgeben werde, denn wohlgemerkt, ich will hier erzählen, nicht denunzieren.

Da fehlt bei der Backsgeschirrmusterung an Back 17 ein Löffel. Der Steuermann, auf dem die Sorge für das Backsgeschirr mit Zentnerschwere lastet, versucht es den Schuldigen zu ermitteln.

„Wem gehörte der Löffel?“

„Dat war Jan Knaak seinen!"

„Wat! min?! Mann, du büst woll nich klaug?! Nee, Herr Steuermann, Eilers sein war das."

„Wo ist die Backschaft?"

„Auf Posten! Matrose Timmel!"

„Wer ist der Nächste?"

„Ich nicht!" „Ich nicht!" „Ich auch nicht!"

„Na, einer muß es doch sein. Wer kommt nach Timmel?"

„Nach Timmel — nach Timmel — ach so! Reimers!"

„Reimers sitt in Arrest!"

„Niederträchtige Bande! Wo ist der Backsälteste? Er soll sofort zu mir kommen!"

„Der Bootsmaat is an Land!"

„Dann holt mir den Eilers her, dem der Löffel gehörte!"

„Eilers is abkommandiert. Mit Gazelle nach China!"

Was bleibt dem Steuermann übrig als zu rasen. Etwa dem ersten Offizier die Sache vorstellen? Der würde sich auch nur ärgern, und sicher würde er mit dem Geständnis seiner Unfähigkeit, den Knoten zu lösen, die gewöhnlichen Bemerkungen verknüpfen: „Hätten Sie — und hätten Sie — und hätten Sie —; sehen Sie zu, wie Sie einen Löffel wieder kriegen." Der Steuermann macht einen Versuch auf dem außergewöhnlichen Weg und hat bald einen Löffel wieder.

Der Notwendigkeit des Besorgens kann sich an Bord niemand entziehn, der mit Verwaltung von Inventar betraut ist. Ich kannte wohl einst einen Herrn, der gegen die Unmoralität des Systems in feurigen Reden zu Felde zog, doch als ihm sein Kommandant einst drei Tage Muße gab, über den Verbleib eines Handiegers nachzudenken, da hatte er sich zu besserer Einsicht durchgerungen.

Allzu schlimm ist ja auch die etwas faul erscheinende Sache nicht, wenn man bedenkt, daß dem Staat ein direkter Verlust nicht entsteht; eine etwas radikale Verminderung des Schreibwerks — weiter nichts. Die feine Grenze, an der das Besorgen aufhört und die Kriminalität beginnt, die kennt man wohl.

* * *

Im Besorgen giebt es Stümper, Dilettanten und Künstler. Da erinnere ich mich eines Kameraden aus der Schiffsjungenzeit, der im Besorgen geradezu Genie war. Er hatte Trinkwasser in Fülle, wenn wir nach einem Tropfen lechzten; ihm fehlte es nie an Twist und Putzstein. Wenn wir unser Zeug in Salzwasser zu reinigen versuchten, dann plätscherte er lustig im warmen Seifenwasser. Eines Tags hatte uns der Schiffspfarrer in Habana an das Grab des großen Entdeckers geführt, und als wir uns nach der Rückkehr umzogen, zeigte mir Krause, so hieß der Besorgungsfanatiker, einen starken Knochen.

„Was ist das?" fragte ich

„Besorgt!"

„Ja, was soll denn das?"

„Aus der Kathedrale!"

„Na ja, wozu denn?"

„Von Kolumbus!"

„Mensch, du bist toll! Du bringst dich ins Unglück! Wenn die das an Land merken —"

„Dann besorgen sie sich eben einen andern Knochen."

Wie ein Lauffeuer durcheilte die Schiffsräume das Gerücht: „Krause hat sich einen Knochen von Kolumbus besorgt," und nach dem Abendmanöver ließ sich der erste Offizier den Aufschneider kommen, befahl ihm, das Gebein heraufzuholen, und maß damit verschiedenemal die Rückenlänge des braven Krause, dann warf er den Knochen über Bord. So ist die Reliquie für Deutschland verloren gegangen.

Eine mir bis dahin unbekannte Art des Besorgens lernte ich auf der Deckoffizierschule kennen. Der Lehrer des Deutschen hatte das Aufsatzthema: „Ein Tag an Bord" gegeben, und einer der Schüler, dem ein grollendes Geschick die Fähigkeit der sinnigen Aneinanderfügung von Sätzen versagt hatte, entnahm seine Arbeit einem weitverbreiteten Buch. Auf das tiefste entrüstet las unser Lehrer das Schriftstück vor.

„Kennt jemand diese Arbeit?"

„Jawohl!" „Jawohl!" „Jawohl!"

„Wollen Sie mir nun, bitte, sagen, wo Sie den Aufsatz her haben, Obermaat Prerow?"

„Den habe ich mir besorgt, Herr Doktor," entgegnete der Gefragte mit so von seinem guten Recht überzeugtem Gesicht, daß der Lehrer nur mühsam von „formidabler Dummheit, eigentlich melden müssen" und Aehnlichem murmeln konnte.

Diesen Fall wage ich kaum zu entschuldigen, denn Prerow hatte sich seinen Auffatz von einem Schriftsteller mit Admiralsrang besorgt.

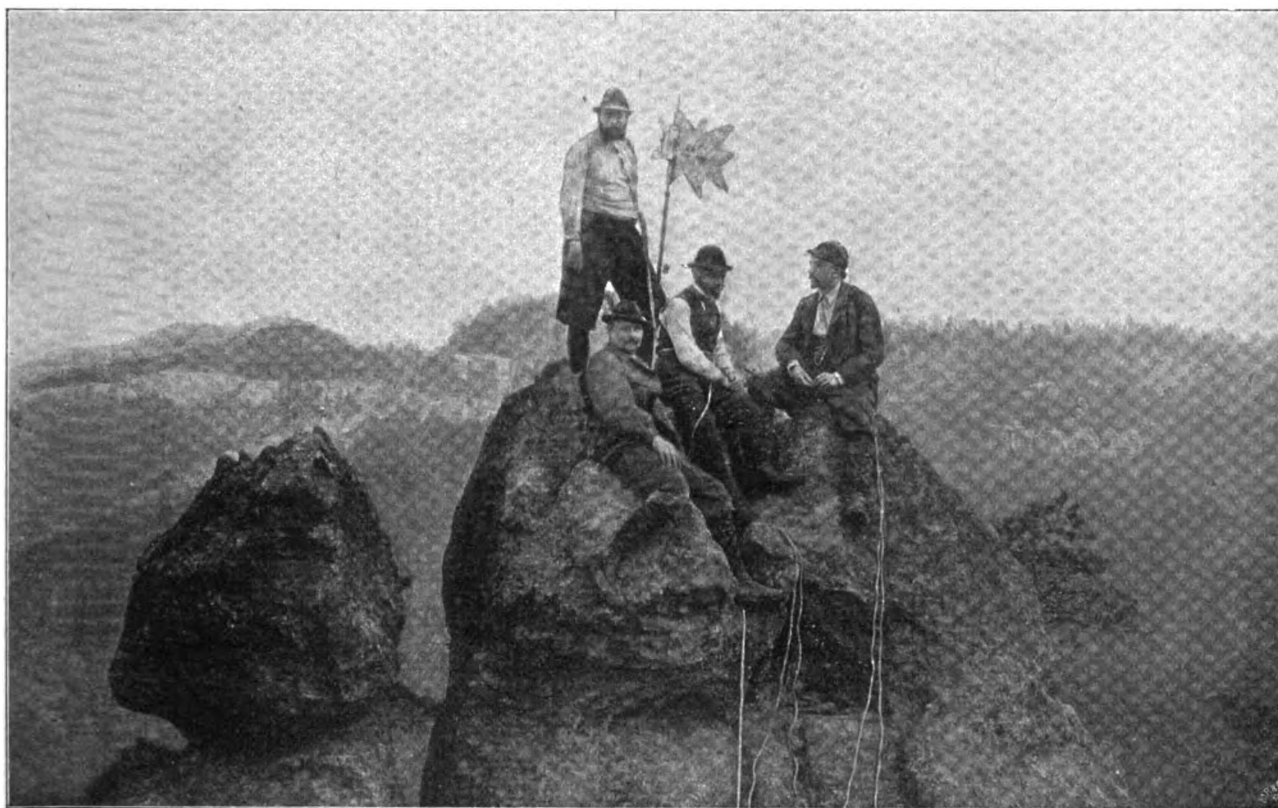
Nicht berühmt, schon mehr berüchtigt war zu Dienstzeiten ein höherer Angehöriger des Maschinenpersonals. Wenn dieser Herr sich in den Werkstätten der Werft blicken ließ, so glichen Meister und Arbeiter einem vom Habicht bedrohten Taubenschwarm.

„Sprittmann kommt!" telephonierte man von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle; mit Argusaugen bewachte man jeden Gegenstand, wenn der Gefürchtete eintrat. Aber nichts half gegen den mit großer persönlicher Liebenswürdigkeit ausgestatteten Besorger. Den Verlust manches Stückes Handwerkzeug bringt man auf den Werften mit seinem Namen in Verbindung, daß er aber, wie behauptet wird, Amboffe und Schraubenflügel unter den Rockschößen davongetragen, ist in das Reich der Fabel zu verweisen; wahr aber ist, daß die ängstlichen Schiffbauer eine am Kai lagernde, zwanzig Tonnen schwere Panzerplatte mit der Aufschrift versehen hatten: „Sprittmann, liegen lassen!"

Ich hatte nun eigentlich den Begriff „besorgen" so recht blankputzen wollen; aber ich sehe schon, hier ist noch ein Fleckchen, da ist noch ein Fleck. Um diese paar Flecke zu überstrahlen, brauche ich ja aber bloß zu nennen: Kamerun, Ostafrika, Kiautschau!

Nicht? Haben wir von der Marine das damals nicht fein besorgt? Die chinesischen Torpedo- und Flußkanonenboote hätten sich jüngst auch nicht so schnell angefunden, hätten wir nicht das Besorgen in langem, anstrengendem Friedensdienst geübt, und passen Sie mal auf, ich sehe schon im nächsten Krieg einen Admiral mit acht Schiffen aus Kiel laufen und mit zwölf wieder einfahren. Wenn ihn dann sein oberster Kriegsherr fragt: „Wo haben Sie denn alle die Schiffe her, Herr Admiral?"

„Die Schiffe? O, die habe ich mir besorgt, Majestät!" wird er zur Antwort geben.



Auf dem Gipfel.

Klettertouren in der sächsischen Schweiz.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Frühling! — —

Frühling? Wirklich Frühling? Der Kalender behauptet es, aber er ist ein schlechter Gewährsmann. Der Himmel ist grau und frostig, er weint vor Melancholie. Aber was schiert einen alten Wanderer das Wetter, wenn der Saft in die Bäume steigt und die ersten grünen Spitzen aus den braunen Winterhüllen lugen?!

Der Rucksack liegt fertig gepackt bereit, ich krieche ins Gebirgskostüm mit einem letzten bedauernden Blick auf den gemeinsamen oberen hinteren Ursprung der beiden Hosenbeine. Eine dunkle Ahnung sagt mir, daß ich das edle Kleidungsstück so nicht wiedersehen werde — und sie hat mich nicht betrogen. Schon fühle ich mich leichter und froher; das Bein spielt so frei im Kniestrumpf, und der Hals dreht sich noch einmal so leicht im weichen Flanell wie im gesteiften Leinen.

Triefende Güsse an den Wagenfenstern. Falkenberg im Regen, Dresden in der Traufe, Pirna in der Sintflut. Das kann ja gut werden! Wie ich morgens erwache, sehe ich graue Wolken, aber einen trockenen Hof, durch ein Gitter abgeschlossen, über das gerade ein königlich sächsischer Militärsoldat mit einer Gewandtheit klettert, die auf längere Uebung schließen läßt. Aus einem Fenster winkt eine weder kleine noch weiße Hand zärtlichen Abschied. Diagnose: Köchin! O Liebe!

Bei Rathen setzt uns die Fähre über die Elbe, die strudelnd und zornig dahinfließt. Hinter dem „Erbgericht“ hebt sich trotzig die Bastei in den grauen Himmel, rechts davon aus grünem Tannengrund steigt steilrecht, unnahbar die Gruppe der „Gänse“ auf. Unserm hellen Juhuruf antwortet von drüben der Raubtierschrei der italienischen Bergführer „Houa“, und auf der Terrasse erscheint eine schlanke Gestalt, den Spielhahn am Hut, La Quiante, die „Nova“ am Himmel der Kletterer.

Wenige Schritte durch das Waldthal, und wir stehen am Fuß der „Kleinen Gans“. Die Gesellschaft teilt sich. Die Mehrzahl geht unter Führung von Dr. Bröckelmann auf dem gewöhnlichen Anstieg, mich und einen andern Kameraden wird La Quiante durch den Sühnekamin führen. Wir legen die Kletterschuhe an, unser liebenswürdiger Führer steigt ein und arbeitet sich



Im Kamin.

empor bis zu einem Punkt, wo er sicheren Stand hat. „Folgen!" Ich schwinge mich in den schwarzen, senkrechten Riß, der die Flanke der schönen schlanken Felsnadel spaltet — und muß sehr wenig geistreich ausgesehen haben in den nächsten paar Minuten, während ich ratlos nach Griffen und Tritten suchte, um mich emporzuschwingen. Griff und Tritt? Ja, Kuchen! Glatte Wand überall, kaum eine Rauhigkeit, alle Kanten und Ecken zu runden Buckeln abgeschliffen! Hier versagt alle meine in den Alpen errungene Kletterkunst, und vorläufig habe ich auch keinen Dunst von einer Ahnung, wie man da hinaufkommen soll. Stünde La Quiante nicht hohnlächelnd oben, ich würde das Problem für unlösbar erklären. Endlich fange ich an, zu begreifen, daß man in diesen Kaminen nicht mit Händen und Füßen, sondern als wirklicher Kaminfeger mit Rücken, Knien und Ellbogen klettern muß. Man klemmt sich in so einen Riß, drückt den Rücken, oder, wenn nicht Platz genug ist, eine Schulter fest an die Wand und schiebt sich nun langsam empor, indem man sich rhythmisch zusammenzieht und wieder ausstreckt. „Regenwurmtechnik" nennt man das sehr bezeichnend.

Gut also! Ich krümme mich wie ein Regenwurm, der getreten wird, und schlängle mich langsam aufwärts. Natürlich strenge ich mich furchtbar dabei an, denn der Ungeübte braucht ja immer viel mehr Kraft als der Geübte. Man drückt sich viel zu fest gegen die Wand, weil man noch nicht weiß, was die einfache Reibung zu leisten imstande ist, und weil ein scheuer Blick nach unten zwischen den krampfhaft gespreizten Beinen hindurch zeigt, daß man tief genug fallen kann, um unten im Schnupftuch aufgesammelt zu werden. Allmählich komme ich dahinter, und es geht aufwärts, von Absatz zu Absatz. Mit den Einzelheiten der Tour kann man nur Spezialisten erfreuen, für die ein „schräger Kamin", ein „Ueberhang", eine „grifflose Platte" u. s. w. bekannte Termini technici und starke „Lebensreize" sind: genug, wir standen nach einer reichlichen Stunde oben auf dem Gipfel. Bergab ist die Schornsteinfegerarbeit ebenso kitzlich — „pikant" heißt's im Jargon — aber viel weniger anstrengend. Unser Kleeblatt suchte und fand eine neue Abstiegsvariante auf der Basteiseite, durch ein Gewirr schauerlicher Spalten und Klüfte den Tannen entgegen, die aus der Tiefe emporwinkten. Das letzte Stück war eine echte und rechte „Abseilstelle", an der wir beide ein paar Meter am Seil herabbaumelten, wie „ein totes Schwein", während selbst La Quiante als letzter nur an dem oben um einen Felskopf geschlungenen Seil sich haltend hinabwagte. Und dann standen wir wieder an unsern Rucksäcken und frühstückten aus Herzensgrund.



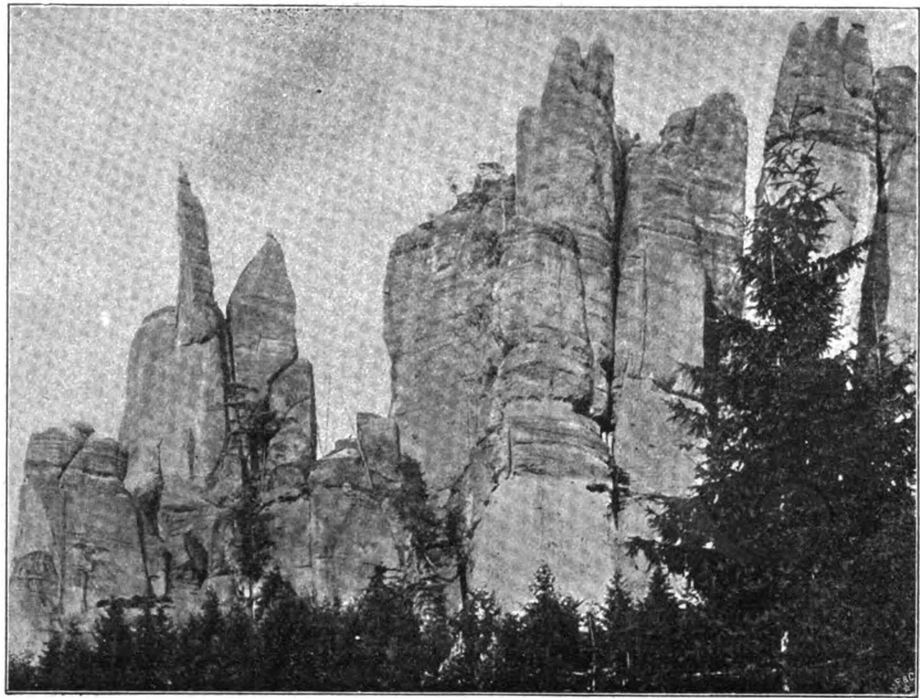
Der Falkenstein.

Inzwischen hatte sich der Himmel eines Bessern besonnen und lachte leuchtend blau über die grünen Waldwipfel herab. Lustig zogen wir zur Bastei empor, zu der Brücke steil aufwärts durch Tannenforst, und wir drei „forcierten" den direkten Aufstieg über die Felsen von der Elbseite her, an einer Stelle, wo bisher noch niemand gegangen ist. „Wir" — das soll heißen: La Quiante kletterte voran, bis es selbst für ihn nicht mehr weiter ging, und warf dann das Seil einem der Ausflügler zu, die staunend und grausend uns Kletterfexe beobachteten. Der schlang es fest um einen Brückenpfeiler, und so kamen wir sicher auf die Brücke und zu unserer heißersehnten Suppe.

Nachmittags gab es einen sehr langen, sehr fidelen Spaziergang, erst querwaldein ohne Weg und Steg, dann auf der prächtigen Straße zur Waltersdorfer Mühle, zum Brand, und zuletzt durch das schöne Polenzthal elbwärts nach Schandau. Die Damen und der jüngste Teilnehmer der Tour, ein neunjähriger Prachtbub, hielten tapfer aus, und während der letzten Strecke in sinkender Dämmerung hielten die alten ewigen Wanderlieder die Herzen und die Füße im Takt. Und es war ein „Wunderwanderwetter", wie Richard Dehmel sagt, blauer Himmel und leuchtender Sonnenschein, der erfreute, ohne zu durchglühen; und nichts in den schönen grünen Nadelforsten erinnerte daran, daß der Frühling erst eben begonnen hatte.

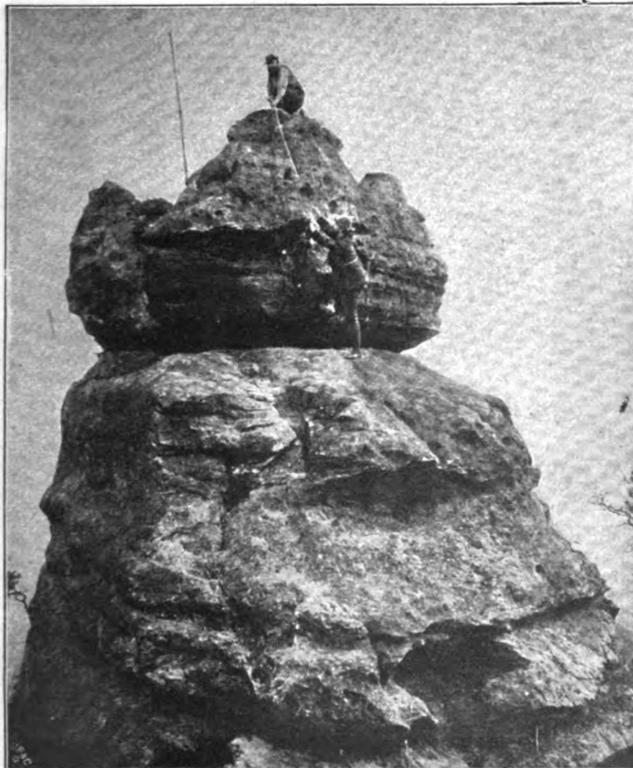
Und wer's nie erlebt hat, dem ist es nicht begreiflich zu machen, wie paradiesisch uns allen in Schandau an diesem Abend die Rast, das Mahl und vor allem der Trunk schmeckte! Und dann die Zigarre und das Bett! Wer sich rechtschaffen knochenmüde marschiert hat, braucht keine Appetitpillen und Schlafpulver. Und wenn alle Menschen in der Apotheke kaufen würden, wären sehr viele Doktoren überflüssig.

Am folgenden Morgen gingen drei Partien auf den Falkenstein, der Rest auf den viel leichteren Großen Thorstein. Den „Schusterweg“ stiegen wir hinauf und den „Turnerweg“ hinunter. Es gab noch mehr „Regenwurmtechnik“, als an der „Gans“. Ich habe jedenfalls noch keine so anstrengende Tour gemacht und will es gern glauben, wenn mir Kundige versichern, der Falkenstein sei schwerer als die „Kleine Zinne“, der Modeberg von vor zehn Jahren.



Die Brosinnadel.

Nun, ich bin ja bloß ein bescheidener Mitteltourist und darf nicht mitreden. Aber ich darf verraten, daß ich seelenvergnügt war, als ich nach Ueberwindung der beiden „schrägen Kamine“, des „Ueberhangs“ und des „Reitgrats“ endlich auf dem breiten Gipfel lag, wo Vater Meurer den eisernen Falken als Wahrzeichen aufgerichtet hat. Und noch seelenvergnügter war ich, als ich, mit zerrissenen Händen, zerschundenen Knien, zerbeulten Ellbogen, wundem Rücken und bodenlosen Inexpressibles wieder unten stand. Meinem liebenswürdigen und sorglichen Führer, diesmal Dr. Bröckelmann, war auch nicht ein einziges Mal „das Seil schwer geworden“; ich hatte es allein geschafft und merkte das noch acht Tage später an dem „Turnfieber“, das sich in den ungewöhnlichsten Muskelgruppen festgesetzt hatte.



Der letzte Anstieg.

Dann ging's wieder vorwärts, unter einem sich mehr und mehr verdunkelnden Himmel, durch grüne Thälchen, zwischen den bizarren Felsgestalten. Dort die wilde Zacke des Saß Maor, dort der schiefe Turm der Brosinnadel, dort der Blaustock, an dem der kühne Brosin einen jähen Tod fand, ein Opfer seines geliebten Sports. Wir ersteigen den Massiv des „Doms“ und wandern auf der andern Seite wieder hinab, auf die „Rotkehlensteige“, die unser Wanderwitz fast unisono in die „Kniekehlensteige“ umtauft, weil sie steil genug abwärts führt, um müde Knie noch müder zu machen.

Eine selig faule Rast in dem prachtvollen Thal unten, das im weiten Halbkreis von den starrenden Wänden umzirkt ist, ein Pfeifchen Tabak, dessen Rauch man träumerisch nachschaut, wie er durch die Tannenzweige aufwärts wölkt; ein Schlückchen Wein und ein Stückchen Apfelsine — und dann der letzte Bummel auf den Rauschenstein, auf dem leichten Weg. Wir gehn nun hinauf, um der andern Partie, die auf dem schweren Weg klettert, das Seil zuzuwerfen, denn den Gipfel spaltet ein vier Meter breiter und an vierzig Meter tiefer Schlund, der übersprungen werden muß, ohne Seilsicherung ein immerhin gewagtes Unterfangen. Sie kamen, sie sprangen, sie siegten! Zwei Stunden später saßen wir in Schmilka an der Elbe am Tisch und warteten heißhungrig auf die Nudelsuppe und das Eisbein.

Als wir am andern Mittag bei Schandau mit der kleinen Dampffähre die Elbe kreuzten, gab es einen Seesturm en miniature. Die Spritzer brachen fortwährend über Deck: es war hochromantisch. Um fünf Uhr grüßte mich die liebe Heimat, und ich fuhr heim, sorgsam in den Wettermantel gehüllt, denn auf meiner Nordseite prunkte ein dunkelblauer Sammetflicken von eines Quadratfußes Größe, auf graugrünem Cheviot sehr originell und geschmackvoll, aber von zu großer sezessionistischer Modernität, als daß man die neue Kombination den Blicken der Berliner preisgeben möchte. Musterschutz angemeldet! Dr. Franz Oppenheimer.



Bei den Zigeunern.

Von A. Oskar Klaußmann.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.



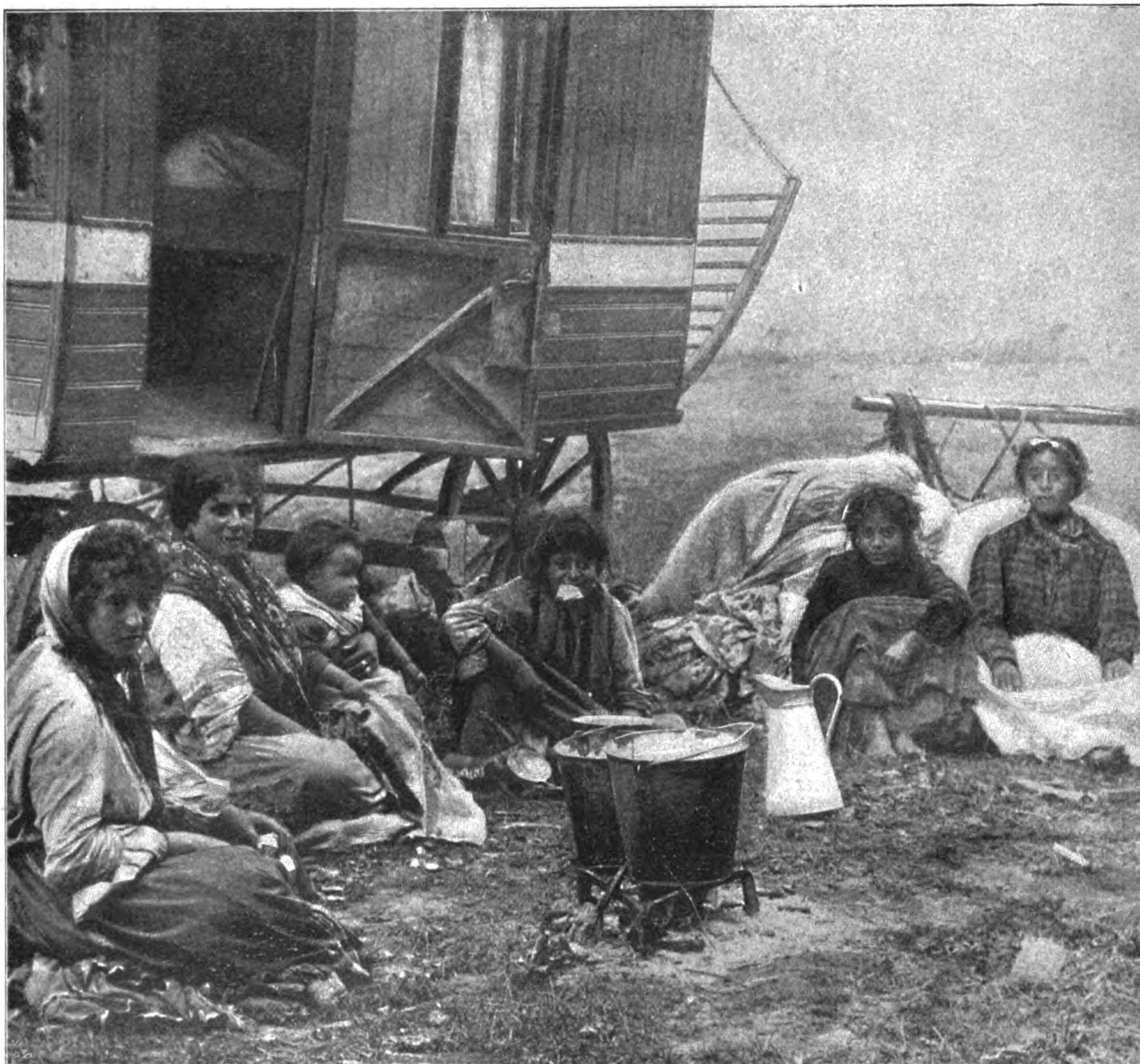
Immer, wenn man einen Wagenzug von Zigeunern sieht, wenn man Gelegenheit hat, dieses fahrende Volk einmal im Lager zu beobachten, so drängt sich dem Beschauer die Ueberzeugung auf, daß auch mit dem Zigeuner allmählich eine Wandlung vor sich geht. Rohester Gewalt, dem Galgen, dem Richtschwert und der Verfolgung mit dem Schießgewehr ist es nicht gelungen, den Charakter des Zigeuners zu ändern. Die fortschreitende Kultur hat auf dem Weg der Milde aber dennoch einen Wechsel im Charakter des Zigeuners zu stande gebracht, und diese Aenderung ist dadurch erfolgt, daß sich die herumziehenden Scharen daran gewöhnt haben, ihren Aufenthalt in bestimmten Ländern zu nehmen. Die herumziehenden Zigeunerbanden benutzen jetzt schon Wagen, die auch von den Artisten als sogenannte „Wohnungswagen" geführt werden. Mit diesen Wohnungswagen, in denen man kochen, schlafen und bei schlechtem Wetter wohnen kann, beginnt gewissermaßen die Seßhaftigkeit des Zigeuners. Er gewöhnt sich daran, ein Haus zu besitzen, vorläufig allerdings ein fahrbares, das er beliebig von Ort zu Ort verlegen kann. Selbst die Zigeuner, die ohne Wohnungswagen herumziehen, führen schon auf ihren Wagen Betten mit sich, und nachts im Lager werden die Kranken und Kinder in die mit Leinwandplanen geschützten Wagen gelegt, während die Erwachsenen neben dem Lagerfeuer ihre Betten ausbreiten und in diesen nächtigen. Vorbei sind die Zeiten, wo der Zigeuner Sommer und Winter auf dem bloßen Boden schlief, den Schnee oder den Stein als Kopfkissen und das Himmelsgewölbe als Bettdecke über sich.

Einen besonders wertvollen und angenehmen Staatsbürger wird der Zigeuner allerdings, selbst wenn er seßhaft geworden ist, wohl kaum abgeben. Er wird die Grundzüge seiner indischen Paria-Abstammung behalten. Aber wir können ihm das schließlich nicht übelnehmen. Die Menschen, unter denen er seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Europa herumzieht, haben ihn zu dem gemacht, was er ist. Nachdem der erste Schrecken, den die Zigeuner durch ihr Erscheinen in Deutschland einflößten, vorüber war, nachdem man die erste abergläubische Furcht vor ihnen überwunden hatte, die ja heut noch auf dem flachen Land allenthalben zu finden ist, entdeckte man, daß die Zigeuner ein gefährliches Element seien, weil sie durch ihr ruheloses Umherziehn, durch ihr Sichabschließen von der sie umgebenden Welt nicht nur leicht dazu kamen, Verbrecher zu werden, sondern sich auch vorzüglich dazu eigneten, für Verbrecherbanden Helfershelfer abzugeben.

Zuerst behauptete man von den Zigeunern, sie seien türkische Spione, die nach Deutschland gekommen seien, um hier im Auftrag der Türken die Christenländer auszuspionieren. Dann beschuldigte man sie des Kannibalismus und erzählte von ihnen, daß sie ihre eigenen Kinder fräßen. Endlich kamen sie in den Verdacht, kleine Kinder zu stehlen, und bis heut ist ja bekanntlich dieser Verdacht von ihnen nicht gewichen, obgleich kein



Ein Zigeunerlager.
Hofphot. Louis Held, Weimar.



Mahlzeit im Freien.
Hofphot. Louis Held, Weimar.

einziger aktenmäßig bewiesener Fall von Kinderdiebstahl gegen die Zigeuner kriminalistisch feststeht. An den großen Räuberbanden, die sich in Deutschland während des dreißigjährigen Krieges bildeten, waren die Zigeuner außerordentlich stark beteiligt. Hunderte von ihnen sind auf dem Rad, auf dem Schafott und am Galgen gestorben. Man sah in Deutschland ein, daß der Zigeuner gefährlich wurde, so daß man diesen Fremden gegenüber alle Menschlichkeit vergaß. In einem alten Jagdbuch aus dem siebzehnten Jahrhundert findet man einen Streckenbericht von einer Jagd, der lautet: „Geschossen: ein starker Hirsch, fünf Schmaltiere, drei grobe Sauen, zehn geringe Sauen, zwei Zigeuner, eine Zigeunerin und ein Kind.“ Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, befiehlt in einem Edikt vom 5. Oktober 1725, „die Zigeuner, die sich in dem königlich preußischen Staatsgebiet betreten lassen und über achtzehn Jahre alt sind, ohne Unterschied des Geschlechts, mit dem Galgen zu bestrafen.“ In einer württembergischen Verordnung vom 12. Oktober 1736 wird ebenfalls das einfache Niederschießen der Zigeuner, wo man sie auch trifft, angeordnet. Diese grausamen Verfolgungen haben den Zigeuner zu dem gemacht, was er heute ist. Professor Groß in Czernowitz, einer der bedeutendsten der praktischen Kriminalisten, der in seiner Amtsthätigkeit als Untersuchungsrichter und Staatsanwalt viel mit ungarischen Zigeunern zu thun gehabt hat, fällt über sie folgendes treffende Urteil: „Man muß eben den Zigeuner als ein Produkt aus seinem natürlichen Wesen und der Existenz auffassen, die er seit Jahrhunderten geführt hat: Nahrung, Wohnung, Kampf mit den Elementen und Verfolgungen, wie sie das Raubtier findet, dazu Körperbau und Sonderintelligenz des Menschen zugeteilt, muß allerdings ein Lebewesen geben, das in gewisser Richtung nichts, in gewisser aber alles zu leisten vermag. Dazu muß noch erwogen werden, daß das gesamte Sinnen und Trachten des Zigeuners seit seinem Auftreten in Europa stets denselben kleinen und engbegrenzten Gedankenkreis beherrscht hat: er will ungebunden und frei ziehn, wohin er will, er verlangt nicht, jemand zu be-

herrschen, er will aber auch nicht thun, was ein anderer befiehlt, er betrachtet es als größtes Glück, seiner grenzenlosen Faulheit frönen zu können, und will daher dem, der gearbeitet hat, so viel abnehmen, um seine allerdings geringen Bedürfnisse zu befriedigen. Ehre, Vaterland, Familie und Staat, Vergangenheit und Zukunft seines Volkes, Begriffe, die jedes Kulturvolk zum besten und höchsten gebracht haben, was es leisten kann, sind dem Zigeuner ganz fremd, bei ihm werden sie ersetzt durch unermeßliche Faulheit, tierischen Hunger, sinnliche Liebe und ein bißchen Eitelkeit. Andere Triebfedern kennt er nicht, und die resultierende Summe dieser Komponenten ist naturgemäß nichts anderes, als Streben nach dem Erwerb unrechtmäßigen Besitzes."



Ein zukünftiger Häuptling.
Spezialaufnahme für die „Woche".

Unsere reichsdeutschen Zigeuner sind unzweifelhaft um einige Nuancen besser, als diese Charakterschilderung angiebt; sie ernähren sich als Kesselflicker, Kammerjäger, Pferdehändler und durch Behandlung kranken Viehs. Sie haben in letzter Zeit Neigung gezeigt, ihre Kinder, wenn auch nur stundenweise, in die Schule zu schicken, so daß solche Zigeunerkinder nachweislich in einem halben Jahr in einhundertundzwanzig verschiedenen Schulen gewesen sind. Sie befinden sich auch in dem Besitz großer Barmittel. Als vor wenigen Jahren der Zigeunerhäuptling Petermann, der Chef einer Bande von ungefähr sechzig Köpfen, die häufig in der Nähe Berlins ihr Lager aufschlägt, gerichtlich eingezogen wurde, brachten die Zigeuner binnen achtundvierzig Stunden eine Kaution von fünfundzwanzigtausend Mark für ihn zusammen, die sie beim Gericht hinterlegen konnten.



Besuch im Lager.
Spezialaufnahme für die „Woche".

Der Name „Petermann" gehört zu den ältesten, die die Zigeuner führen. Den Behörden gegenüber haben sie sich nämlich, besonders im Deutschen Reich, eine Anzahl von deutschen Familiennamen beigelegt, wie Winter, Weiß, Reinhard, Laubinger, Deutsch.

Auch heutzutage werden die Zigeuner noch nach alten gesetzlichen Bestimmungen und Polizeiverordnungen behandelt, was nicht wenig dazu beiträgt, ihre allmähliche Seßhaftmachung zu verhindern. Nachdem sie jedoch deutliche Zeichen gegeben haben, daß sie bereit sind, sich ansässig zu machen, sollte man den so lange Verfolgten die Seßhaftmachung erleichtern.

Die Kunst, eine Bowle zu brauen.

Plauderei von Dr. Fritz Bernhard.

Der Duft des Waldmeisters pflegt bei mir eine kleine Erinnerung auszulösen. Ich sehe einen freundlichen alten Herrn in langem Rock, mit altmodischen „Vatermördern" und hoher, weißer Binde und neben ihm einen Knaben von zehn, zwölf Jahren. Langsam wandeln sie selbander durch den herrlichen Frühlingsmorgen zum Bergeshang, wo zwischen hohen Buchen an schattiger Stelle der Waldmeister seine zarten Blättchen emporstreckt. Unterwegs erzählt der alte Herr seinem kleinen Begleiter das Märchen von dem Zwerg Nase, der durch den Duft des Kräutleins „Nießmitlust" verzaubert und wieder erlöst wird. Dann folgt die Nutzanwendung: „Nun merke auf, du kleiner Schlingel! Ein unscheinbares Kräutlein war es, das der Königin der Pasteten, der Souzeraine, die Weihe gab, ohne die sie ein gewöhnlicher Fleischklumpen geblieben wäre. So giebt auch das Kräutlein, das wir jetzt suchen gehn, dem Gemisch, das man Bowle nennt, die einzige, die wahre Weihe."

Es war nicht etwa ein Schalk, der aus dem alten Herrn sprach. Nein, mit heiligem Ernst sammelte er aus der Menge der dichtstehenden Pflanzen die aus, bei denen sich wie ein winziges Köpfchen die Blütenknospe über den Blättern erhob. Mit der Wurzel zog er sie aus und bettete sie sanft, ohne sie zu drücken und zu quetschen, in ein Körbchen. Erst kurz bevor er die Bowle bereitete, schnitt er mit scharfer Schere das oberste Drittel ab, das andere warf er fort. Viele Jahre später erst habe ich die Kunst des alten Herrn schätzen gelernt. Und eine etwas einseitige Vorliebe für Waldmeister haftet mir noch jetzt an, obwohl ich aus guter Erfahrung bezeugen kann, daß auch andere Bowlen geeignet sind, das Herz des Menschen zu erfreuen.

Es fällt mir allerdings gerade jetzt nicht ganz leicht, über eine Kunst zu plaudern, die den Menschen verlocken muß, in den Beutel zu greifen und eine Doppelkrone für eine Maibowle anzuwenden. Denn ich stehe noch unter dem gewaltigen Eindruck der fulminanten Reden, mit denen die preußischen Volksvertreter in diesen Tagen den Dämon Alkohol bekämpft haben. Ich höre noch, wie ein geheimer Sanitätsrat die schrecklichen Folgen der akuten und der chronischen Alkoholvergiftung schildert. Aber als er mit feinem Lächeln meint, daß auch die Herren Kollegen wohl schon manchmal den akuten Vergiftungsfall glücklich überstanden hätten, da lächeln sie alle, die ehrbaren Volksvertreter, wie weiland in Rom die Auguren . . . Und während mein Ohr mich schreckt, tröstet mich mein Auge, denn auf manchem der Gesichter blüht die Tugendrose, die der absoluteste Herrscher der Welt, der Alkohol, seinen getreuen Anhängern verleiht . . .

Also auf die Gefahr hin, daß meine Anleitung die Fälle der akuten Vergiftung um einige vermehrt, will ich recht gründlich sein. Dazu gehört vor allem, daß sich jedermann über das Wesen der Bowle recht klar wird. Das erkennt man am besten, wenn man Bowle und Punsch vergleicht. Beides sind Mischungen. Aber turmhoch steht die Bowle über dem Punsch, der seinen Namen von dem hindostanischen Wort pansch (gleich fünf) erhalten haben soll. Man wird unwillkürlich versucht, an das gute deutsche Wort „pantschen" zu denken. Doch ich will dem Getränk, das seine Existenzberechtigung hinreichend bewiesen hat, nicht zu nahe treten. Aber das kann ich sagen, daß es einzig und allein auf den Geschmack wirken will.

Und das unterscheidet es von der Bowle, deren Zweck es ist, durch köstlichen Duft die Nase des Menschen zu erfreuen. Eine Flasche „Surius" auf duftlose Erdbeeren gegossen, giebt noch lange keine Bowle! Das feine Aroma ist das Hauptmerkmal dieses edlen Getränks. Daraus ergeben sich ganz von selbst die Vorschriften für die Zubereitung, die man völlig unzutreffend noch immer als ein „Brauen" bezeichnet, weil die deutsche Sprache kein passenderes Wort gefunden hat. Mein alter Freund sprach nur vom „Ansetzen" einer Bowle. Aber auch dies Wort ist farblos; bleiben wir also vorläufig beim „Brauen".

Die erste Grundregel heißt: nimm keinerlei Essenzen oder Tränklein dazu. Mögen sie auch noch so sehr mit hochtönenden Worten angepriesen werden! Frisch aus der frischen Frucht muß der Duft gewonnen werden! Und bediene dich dabei keines Vermittlers! Glaube nicht, daß es praktisch ist, mit scharfem Spiritus dem Waldmeister vorher den Duft zu entlocken und die Bowle dann mit ein paar Tropfen der Essenz zu parfümieren. Das sei dem Fabrikanten überlassen, der handwerksmäßig „Maitrank" bereitet. Nein, vor den Augen der Freunde, die sich „zu löblichem Thun" versammelt haben, werde die Bowle bereitet! Es ist auch falsch, einer einzelnen Flasche Wein die duftspendenden Kräuter oder Früchte anzuvertrauen und sie dann mit der Masse zu mischen.

Wie lange man sie ziehen lassen soll? Das ist ein Geheimnis, dessen Schleier nur durch lange Uebung gelüftet wird! In die Bowle gehört nur der Duft, nicht der Geschmack der Zugabe, nach der sie genannt wird. Und deshalb läßt sich auch nie eine Bowle „abschmecken", denn hier soll die Zunge bescheiden dem Geruchsorgan den Vortritt lassen!

Im Rundlauf des Jahres, beginnen wir naturgemäß mit der Maibowle, zu der Freund Waldmeister das Aroma spendet. Wie die märchenhafte Souzeraine die Königin der Pasteten, so ist die Maibowle die Königin der Bowlen. Freilich, wer genötigt ist, dazu das jämmerliche Kraut zu verwenden, das roh zusammengepreßt nach tagelangem Transport matt und verwelkt in den Schaufenstern der Delikateßläden liegt, der wird schwerlich in mein Urteil einstimmen. Denn diese mißhandelten Pflänzchen vermögen wenig Duft zu spenden. Desto leichter zieht der Alkohol des Weins aus den Druckstellen den faden Geschmack, der nur mit dem Ausdruck „grasig" zu treffen ist. Aber auf dem Land, wo man frühmorgens das taufrische Kräutlein pflückt und eine Stunde später zur Bowle ansetzt, da wird man mir verständnisinnig zunicken.

Genau dasselbe gilt von den Gartenerdbeeren, die nur nach dem Grundsatz gezüchtet werden, ein möglichst großes Volumen zu erzeugen. Sie haben den Duft verloren, gehören also in eine Bowle nicht hinein. Um so höher steht die Walderdbeere. Aber sie muß ge-

wachsen sein am sonnigen Abhang, wo das Tagesgestirn sie bestrahlt. Und doch entferne man aus der Menge die ganz roten, weichen Exemplare, denn sie sind überständig und spenden mehr Saft als Duft.

Am schwersten ist Ananas als Bowlenwürze zu behandeln, weil sie schon beim Schneiden einen Teil ihres Saftes abgiebt. Ganz falsch ist es, die Scheiben noch mit Zucker zu bestreuen und stundenlang stehen zu lassen, um dann den Saft zur Bowle zu verwenden. Aehnlich verfährt man übrigens auch mit der Apfelsine, die sonst nicht zu verachten ist. Noch zu wenig bekannt ist es, daß der Sellerie sich ganz vorzüglich zur Bowlenbereitung eignet. Am deutschen Kaiserhof ist deshalb der unscheinbare Knollen schon lange sehr beliebt. Wer zum erstenmal eine Selleriebowle vorgesetzt bekommt, ohne ihre Entstehung zu kennen, der wird vergeblich die Ursache des eigenartigen Aromas zu erraten suchen. Aber munden wird ihm das Getränk, das steht fest.

An den Wein, der zur Bowle verwendet wird, braucht man keine zu hohe Anforderungen zu stellen, denn seine Blume soll ja völlig hinter der andern Würze zurücktreten. Sehr gut eignet sich ein ganz leichter Mosel dazu, noch besser sind die Saar- und Naheweine, die leider vielfach unter einer vornehmeren Flagge segeln. Das thun übrigens auch die Saaleweine, ja sogar der Grüneberger, der glücklicherweise viel besser als sein Ruf ist und sich mit Recht rühmen kann, daß er in seinen zahlreichen Verkleidungen allgemeine Achtung genießt. Auf keinen Fall darf in der Bowle eine Flasche Champagner fehlen. Je herber er ist, desto besser, denn ihm entstammt der angenehm prickelnde Geschmack! Aber es muß Wein sein, in dem das Moussé durch Gärung entstanden, nicht das fade Getränk, in das die Kunst der Fabrikanten die Kohlensäure mit Gewalt hineingepreßt hat ...

Daß kein moussierendes Wasser, mag es heißen, wie es will, in die Bowle gehört, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Denn die Kohlensäure entflieht, ehe man zu trinken beginnt, und es bleibt nichts übrig, als der leicht salzige Geschmack. Wenn bescheidene Gemüter an solch einem Getränk Gefallen finden, dann sei es ihnen gegönnt. Nur mögen sie auf den Namen „Bowle“ verzichten.

Es bleibt nur noch übrig, ein Wort über den Zusatz von Zucker zu sagen. Manche halten ihn für ein notwendiges Uebel. Aber so lange die Bowle noch das Labsal bleibt, das im Familienkreis zur Verherrlichung freudiger Ereignisse gebraut wird, so lange wird man Rücksicht nehmen müssen auf den Geschmack der Damen, der eine Milderung des Herben verlangt. Doch hüte man sich vor dem Streuzucker, denn er trübt die Bowle. Am besten ist es, wenn die Hausfrau von dem ungeblauten Zucker, den sie zum Einmachen der Früchte verwendet, ein paar Stücke spendet.

Und nun wollen wir die Bowle ansetzen. Mit frischem Waldmeister, wie sich's für den Wonnemonat Mai gebührt. Lieber eine Flasche zu viel als zu wenig, denn nichts ist unangenehmer, als wenn ein Gast das leere Glas an durstige Lippen führt. Jetzt wird der Waldmeister hineingethan, nicht zum Bündel geschnürt, sondern jede Pflanze einzeln, damit der Wein an vielen Stellen zu gleicher Zeit seine duftlösende Kraft bethätigen kann. Dann decke man das Gefäß fest zu und warte ruhig zehn Minuten, ehe man den Deckel lüftet und das Kraut herausfischt.

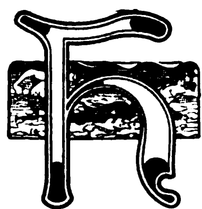
Nun lasse man den Kork aus der Champagnerflasche springen und koste andächtig das erste Glas der Bowle: est, est, est! Doch „wenn sich Herz und Mund thut laben, will das Auge auch was haben!“ Also kein dunkles, kein gefärbtes Glas! Goldig klar soll die Bowle strahlen ... Ein Prosit allen frohen Zechern!

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

4. Fortsetzung.



Hans Wilhelm schlief in dieser Nacht wenig. Er haßte jede Stunde, die sich zwischen ihn und das Wiedersehn schob. Noch war es draußen stockfinster, als er sich erhob.

Vom Wirtschaftshof herüber drang schon Gerassel und Geklapper. Hundegebell, Menschenstimmen. Hans Wilhelm ging ans Fenster und blickte hinaus.

Durch die kahlen Bäume übersah man hier einen Teil des Hofes. Laternen huschten hin und her, die Menschengestalten dahinter erkannte man nur in Umrissen. Aus den Viehställen drang Licht.

Schneidende Morgenkälte kam durch das offene Fenster. Am Himmel standen noch die Sterne. Hans Wilhelm sah hinauf, ein stolzes, herbes Lächeln kam über seine jungen Lippen. So grüßte er den Tag und seinen Kampf!

Er ging die Treppe im Dunkeln hinunter. Aber im Flur und in allen Zimmern brannte Licht, die Mägde hantierten mit Besen und Wischtüchern. Durch die offenen Stubenthüren blies der Zugwind, Feuer bullerte in den Oefen.

Ein junges Ding, das ihm gerade über den Weg lief, schrie bei seinem Anblick vor Erstaunen. „O je! De jung Herr! So tiedig all up!“

„Ich bin wohl der Erste hier?“ sagte er lachend.

„O nee, dat nu woll nich. De gnä'j Herr is all in sien Stuw, un det gnä'j Fräulein Ruth is ook för'ne Viertelstunn rinnergoahn to em.“

Ruth! Er staunte. Was hatte denn sie so früh herausgetrieben, an einem finsteren Wintermorgen?

Er fühlte sein Herz schlagen.

Ging der mächtige Geist, der ihm die Ruhe dieser Nacht geraubt hatte, im Hause um? War er auch zu ihr gekommen?

Langsam ging er vor die Hausthür. Ein blasser Streifen dämmerte im Osten, aber rings auf der Erde lag noch mit dunklen Schleiern die Nacht.

Hans Wilhelm schritt über den Schnee, der unter ihm knirschte, und sah zu den erleuchteten Fenstern von des Hausherrn Stube hinauf.

Dahinter bist du, mein Mädchen! Flüchtest dich zum Vater und weißt noch nicht, wie Vaterhand ohnmächtig ist gegen den Willen des Liebenden! Du thörichtes Kind! Du mein herrliches Weib!

Ruth hatte keine schlaflose Nacht verbracht. Aber als sie erwachte, aus steinschwerem Schlaf, schmerzten ihr Augen und Hirn, als hätte sie die ganze Nacht wachgelegen. Auf ihrer Brust saß ein quälender Druck. Allmählich besann sie sich auf die Gegenwart.

Da riß etwas an ihr, wie der Schrei einer Gebundenen: los, los! Ich will frei sein! Fort von hier! Mit dem Kopf voraus in den buntesten Strudel! Frei will ich sein!

Sie stand auf und ging zum Vater.

„Papa, du hast es mir einmal versprochen, daß du mir Berlin zeigen willst, und wer weiß, was noch. Jetzt möchte ich hin! Halte mir dein Wort!"

Und auf seine erstaunte Widerrede nur ein um so hastigeres Bitten und Drängen. „Papa, du mußt es thun! Du bist es mir schuldig! Und gleich jetzt, heute noch. Was hast du denn dagegen, wenn mir so schrecklich daran liegt!"

„Aber Döchting! Zwischen Weihnachten und Neujahr! Und die Jungens alle hier!"

Es kam keine Antwort. Er hob die Glocke von seiner Lampe ab und sah ihr ins Gesicht, das sie jetzt unmutig zur Seite wandte. Es war blaß und die Augen darin gerötet.

Da setzte er die Glocke klirrend auf ihr Gestell. Sein Gesicht flammte.

„So!" rief er wild. „Ist so etwas wieder los? Na, mein Lütting, da komm man, da will ich nichts dagegen sagen. Aber wär's nicht besser, wir schmissen den andern 'raus? Das wäre ein bißchen einfacher, Ruth!"

„Papa, was redest du da!" Sie warf sich ihm jählings mit Ungestüm um den Hals, so daß er ihr Gesicht nicht mehr sehn konnte. „Setze dir doch keinen Unsinn in deinen Kopf, Papa! Nichts von Rausschmeißen! Wen meinst du denn? Ich will nach Berlin, Papa, in die Theater, überall, überall hin! Ach, das wird so herrlich, wir beide dort zusammen! Und die Silvesternacht gerade ist so interessant dort. Sieh mal, Papa, es ist mein erster großer Wunsch! Den darfst du, den darfst du mir nicht abschlagen!"

Herr von Pontow war ganz still geworden mit seinem aufgeregten Kind im Arm. Er fuhr ihr leise über den kurzgeschorenen Kopf.

Ach du lieber Gott, er war ja auch nicht gerade von Pappe! Diese urplötzliche, rasende Sehnsucht nach Berlin gab ihm doch etwas zu denken auf.

Verfluchtes Geziehe mit den Mannsleuten! Ging der Tanz etwa schon wieder los?

Er fing langsam an zu kochen. Ein inniges Verlangen stieg in ihm auf, dies vorwitzige Jüngelchen sachte am Ohr zu nehmen und es die Haustreppe hinunterzuleiten. „So Johann, nun hilf dem jungen Herrn mal auf den Sitz. Und dann fahr zu, aber kräftig. Der junge Herr möchte zu gern den nächsten Zug noch erreichen."

Aber was thut man, wenn man so ein flehendes Ding da am Hals hat! Solche Augen zu sehn kriegt! Da mußte doch auch irgendein geheimer Haken sitzen.

Ja, und solch ein alter Knochen ist man schließlich doch auch noch nicht, um keine Erinnerung mehr an eigene Jugenderlebnisse zu haben. Es giebt eben in der Zeit Dinge, die delikat sind und nicht viel Berührung vertragen.

So etwas lag natürlich hier auch vor. Und das kluge Kind wußte ganz genau, daß eine „längst geplante" Amüsierreise nach Berlin ratsamer sei, als ein häßlicher Skandal!

Da hätte er doch sein Lebenlang Heu gegessen haben müssen, um das nicht zu begreifen und zu respektieren.

Am Kaffeetisch, bei Lampenlicht kam diese neuste Eröffnung zu Tage. Alles machte die größten Augen. Hans Wilhelm aber wurde blaß.

Erich sagte: „Papa, wollt ihr denn nicht lieber warten, bis mein Urlaub abgelaufen ist? Dann sind wir ja auch wieder zurück und können euch führen."

Herr von Pontow that, als nähme er das mit dem Führen grimmig übel. Bei dem Hin- und Herreden geriet man in andere Bahnen, und das hatte er, schlau wie ein Diplomat, bezweckt. Aber Erichs Naivität war doch nicht so schnell tot zu machen.

„Wir könnten dann ja auch gleich mitreisen!"

„So? Und an Anna-Beate, die nun ganz allein zu Hause bleibt, denkst du gar nicht?"

„Ach so! Ja dann! Aber ein bißchen komisch, nehmt's mir nicht übel, finde ich immerhin eure Idee."

„Na, mein Junge, schluck's über! Wirst noch andere Kieselsteine verdauen müssen auf der Welt."

Ruth überließ dem Vater, alles einzurenken, zu erklären, zu verteidigen. Sie hatte sich das bequemere Teil erwählt, sich geheimnisvoll auszuschweigen. Aber ihre Augen strahlten in einem flackernden Feuer.

Wenn sie Hans Wilhelms Blicken begegnete, lächelte sie, ein böses Lächeln, voller Triumph und Spott. Es stach ihm ins Herz.

VII.

Im Sommer war sie ihm davongeritten. Jetzt reiste sie ihm fort, ihm zum Hohn gerade nach Berlin, woher er selbst kam. Deutlicher war keine Sprache, als diese Handlung sprach.

Ich fürchte mich vor dir, und ich hasse dich! Darum bin ich auf der Flucht. Ich werfe alle Thüren zu und schiebe alle Riegel vor, und du stehst machtlos draußen!

Diese Erkenntnis war bitter und süß zugleich.

Den ganzen Tag und die Nacht vor der Abreise war ein starkes Schneegestöber gewesen. Jetzt arbeitete sich der Schlitten mühsam durch angewehte Wälle zur Station.

Aber als Vater und Tochter nach dreistündiger Fahrt mit dem Schnellzug Berlin erreichten, war dort jede

Spur des Schneefalls fortgeräumt. Glatt und grau lag der Asphalt da, über den die Droschke rollte.

Ruth gebärdete sich wie ein Kind dem ersten Eindruck der Großstadt gegenüber. Herr von Pontow hatte das Verdeck des Taxameters — denn sie reisten fast ohne Gepäck — niederschlagen lassen, um ihr den vollen Umblick zu ermöglichen. Hier gab es ja auch nicht den scharfen Flachlandwind, der einem um die Ohren blies.

Ruth war erst atemlos, wie erschlagen von dem mächtigen Wogen und Treiben, in das sie plötzlich aus schneetiefer Landeinsamkeit sich versetzt sah. Sie hatte die Hand des Vaters gepackt und preßte sie krampfhaft, ohne es zu wissen.

Dann fiel langsam der erstarrende Bann, und nun ging das Jubeln los. Bei jeder Straßenbiegung meinte sie, nun müsse es vorbei sein und freies Feld sie grüßen, und statt dessen erhob sich ein neues Gewirr von Häusern und Straßen — ein unabsehbares Bild.

Alle Augenblicke schrie sie auf. „O sieh, Papa! Nein, immer noch nicht zu Ende. O sieh doch diesen Schauladen! Schade, nun sind wir schon vorbei! Herrgott, verirren sich denn hier die Menschen nicht? Sie sehn alle so gleichmütig drein!"

Herr von Pontow schüttelte sich vor Lachen. War das ein Vergnügen, seinem Ruschel so etwas zu zeigen! Er that schrecklich überlegen und blasiert, aber im Grunde imponierte ihm, der Jahrzehnte nicht hier gewesen war, das Berliner Getriebe doch ganz erheblich.

Im Hotel ließ Ruth ihm kaum Zeit, daß man die Reisetoilette wechselte und ein bißchen zu Mittag aß. An ein Stündchen „verschnaufen" mit Kaffeetasse und Zigarre, wie er sich das gedacht hatte, war nun schon gar nicht zu denken. Das Quecksilber stand neben ihm, puffte ihn bald rechts, bald links, nannte ihn den langweiligsten, thranigsten aller Papas und hatte ihn auch schließlich so weit, daß er, noch mit dem letzten Bissen im Mund, wieder mit ihr auf der Straße war.

Nun ging es mitsammen die Linden, die Friedrich-, die Leipzigerstraße entlang. Aber in welchem Tempo! Vor jedem Schaufenster, mochte es nun Damentoiletten oder Solinger Stahlwaren, Kunstgegenstände oder Delikatessen enthalten, wurde Posto gefaßt. Dann flammten auch noch die elektrischen Lampen auf in der früh hereinbrechenden Dämmerung.

Allmählich wurde Ruth stiller. Sie blieb auch nicht mehr vor jedem Laden stehn. Am Arm des Vaters ging sie mit großen Augen, wie andächtig, überwältigt durch eine strahlende Wunderwelt.

Einmal nur ein tiefes Aufseufzen. Er mußte sich zu ihr beugen, um ihr Murmeln zu verstehn.

„Papa — ist denn dies alles wirklich?"

Wie sie aussah! Zum Anbeißen! Es war auch ein Glück, daß er sie so fest am Arm hatte. Donner nochmal, diese Blicke, die sie trafen, hatten es in sich. Aber sie merkte nichts von alledem. Traumwandelnd, selig schritt sie durch das Gewoge.

„Wie du Bescheid weißt!" sagte sie einmal bewundernd, als er mit ihr wieder um eine Ecke bog.

„Na, das versteht sich doch!" gab er verächtlich zurück. Er wußte nämlich fast gar nicht Bescheid und hielt sich wohlweislich nur in den rechtwinklig zu einander stehenden Hauptstraßen, um sich ja vor ihr keine Blöße zu geben.

„Denk, daß Menschen hier wohnen!" sagte sie dann wieder. „Tag für Tag, ihr ganzes Leben! Und daß sie hier Bescheid wissen und sich nie verirren!"

Das dünkte ihr vorderhand noch das Merkwürdigste von allem.

„Ja, die wissen hier Bescheid wie du in Rambin."

„Papa! Dazu gehört aber doch sehr viel Klugheit. Ich könnte es, glaube ich, nie. Denk, wenn du jetzt von meiner Seite verschwändest, was finge ich da an, um in unser Hotel zurückzugelangen?"

„Herrgott, Ruschel, das wäre böse! Dann gingst du sofort, aber sofort zu einem Schutzmann und ließest dich von ihm in eine Droschke setzen. Aber sofort, verstanden? Und daß du dich nicht etwa an einen andern wendest. Das könnte passen!"

Die Vorstellung, daß sein Tituskopf plötzlich ohne ihn all den dreisten Blicken umher preisgegeben sei, machte ihn so wild, daß er förmlich schnaufte. Jetzt mußte Ruth, die seine wahre Sorge wenig ahnte, über ihn lachen.

„Na Papa, vorläufig halte ich dich ja noch wie mit Kneifzangen. Selbst wenn du wolltest, könntest du mir nicht fortlaufen."

In dieser Nacht schreckte Ruth unzähligemal aus unruhigem Schlaf empor. Unter ihren Fenstern wollte das entfernte Brausen und Tönen des nächtlichen Lebens gar nicht enden. Nervöse, traumhaft verzerrte Schreckbilder rissen sie hin und her, und sie ward erst immer wieder beruhigt, wenn von nebenan gedämpft das Schnarchen Herrn von Pontows tönte. Der schlief sich redlich aus. Alle Knochen waren ihm wie zerschlagen. So hatte noch kein Manöver ihn strapaziert, wie sein unersättliches, großstadtberauschtes Töchterchen.

Trotz der kläglichen Nacht war nach ein paar Stunden tiefen Morgenschlafs Ruth wieder obenauf. Der heutige Vormittag sollte allerhand reizenden Einkäufen gewidmet sein. Heimlicherweise, beim Frühstück, hinter vorgehaltener Zeitung studierte Herr von Pontow den Straßenplan. Denn niemals würde Ruth ja einwilligen, seinem Wunsch gemäß alles in einer Droschke abzufahren. Die fürchterliche Pflastertreterei mußte unrettbar wieder ihren Anfang nehmen.

Zum Abend hatte er sich durch einen Dienstmann Billets zum Opernhaus besorgen lassen. Gounods Margarethe wurde gegeben. Zwar hätte er Ruth niemals den Goetheschen Faust lesen oder im Theater sehn lassen, aber daß eine Oper aus Schicklichkeitsrücksichten zu vermeiden wäre, hatte er doch noch nie gehört. Er selbst versprach sich eigentlich nur die Wonne des Ausruhens von diesen Abendstunden. Und wirklich, er kam sich wieder wie gerädert vor, als er sich ein bißchen „fein" machte, mit dem, was der kleine, gemeinsame Koffer an den notwendigsten Requisiten hergab.

Heute war Ruth nicht mehr ganz so traumselig und andächtig gewesen wie gestern. So ein kluger Mädel-



Pfingstglaube.

Von **Franz Evers.**

Von allen Freuden ist die köstlichste,
Sich zu belauschen auf beseelten Wegen,
Wenn leis und laut die Dinge dich bewegen
Und deinen Sinnen lieblich offen sind.
Du hörst die Stimmen im erwachten Wind,
Die von den fernen Hügeln zu dir sprechen,
Wie reife Früchte von den Zweigen brechen
Und sich beleben Gras und Strauch und Baum.
Hoch über dir schmückt sich der blaue Raum
Mit seiner Wolken brausendem Choral.
Da siehst du Gold und Silber sich vereinen.
Mit Schäfchenwolken spielt der Sonnenstrahl,
Der will dir eine Engelstimme scheinen.
Dann tönt dein Herz aus seinem tiefsten Grund,
Dann will dein Herz mit allen Weiten reden,
Und warm und wärmer öffnet sich dein Mund.
Die vielen Wünsche lassen ihre Fehden
Und trinken sich an dieser Welt gesund.
Denn voll ist diese Welt von gutem Schönen;
Sie sagt dir viel in Farbe, Form und Klang.
Du mußt dich nur an Licht und Luft gewöhnen
Und mußt vergessen deinen dunklen Drang.
Verliere dich in diesen Wirklichkeiten;
Sei Mensch und Wesen; lebe ohne Wahn;
Sei selbst Natur! — und dir sind aufgethan
Die unermeßlichen Verborgenheiten.
Dann darfst du jenen Felsen Bruder nennen,
Und jene Welle soll dir Schwester sein —
Dann darfst du mit den Morgenröten brennen
Und mit der Nacht voll Sternenwunder sein.

kopf fand sich doch recht flink in alles Neue. Es hatte ihn sogar amüsiert, wie sie, nachdem sie das erste Staunen über die großen Geschäfte mit ihren endlosen Räumlichkeiten, ihren Fahrstühlen und wunderbaren Mannigfaltigkeiten überwunden hatte, ganz genau wußte, was sie wollte und was sie nicht wollte, und den diensteifrigen Verkäufern gegenüber die kleine Aristokratin herauskehrte.

Mit einigen Paketchen versehn, die sie gleich bei sich haben wollte, ließ sie sich nun endlich erweichen, eine Droschke zu nehmen, aber alle Augenblicke ließ sie halten, um in einen Laden zu springen, in dem sie etwas entdeckt hatte, was sich zum Mitbringen eignete. Sie war weder zu halten, noch zu leiten, und Herr von Pontow konnte nur resigniert in seine schmelzende Börse sehn und hübsch achtgeben, daß von den zahllosen Päckchen, die sich um seine Beine gruppierten, nichts aus dem Wagen verloren wurde.

Nun endlich also ein ruhiger Sitzplatz in der Opernloge. Er merkte, daß Ruth auch müde war. Ihr anfängliches jubelndes Staunen verstummte mehr und mehr. Während der Vorstellung lauschte sie mit angehaltenem Atem, aber auch in den Zwischenpausen blieb sie still und wortkarg.

Erst war es ihm so gerade recht. Es drusselte sich so süß mit halbgeschlossenen Augen unter dem Rauschen und Wogen der Musik. Und hin und wieder einen glanzvollen Blick aus den seltsam schimmernden Augen seines Töchterchens zu erhaschen, dünkte ihm auch gar lieblich.

Allmählich, als die starke körperliche Abspannung bei ihm nachließ, nahm er an den Vorgängen auf der Bühne etwas mehr Anteil. Aber plötzlich sah er alles aus Ruths Augen, und da wollte ihm dies nicht gefallen und das nicht.

Dazu die Musik —

Er beugte sich unwillkürlich vor, um Ruths Gesicht zu sehn. Sie merkte es gar nicht, so war sie versunken. Er spürte, daß sie schneller atmete, daß ihre Wangen glühten. Da faßte ihn ein Schreck. Warum hatte er sie eigentlich hierhergebracht?

Jäh durchschoß die Erkenntnis sein Hirn, daß der blendende Trubel einer Großstadt nach lebenslanger Landeinsamkeit, der Rausch der Musik und des Theaters ein schlechtes Rezept für ein junges, heißschlagendes Herz ist. Und er hätte sich an den Kopf schlagen mögen.

Ja, fühlte sie noch nichts für den jungen Hacke, hier im Reich des Lichts und der Töne wurde es ja methodisch herangezogen. Das Herz kommt in Schwingungen und schwingt so lange, bis es einen Klang giebt. Und hat ein Weiberherz erst einmal angefangen, zu klingen, dann bringt kein Teufel es dazu, wieder still im Lot zu hängen.

Das war Götz von Pontows wohldurchlebte Leutnantsphilosophie.

Er schielte beständig auf sein Töchterchen und zerbiß unruhig seinen Schnurrbart. Was in dem krausen kleinen Kopf nur alles vorgehn mag! dachte er verzweifelt in grimmigen Grübeleien.

An dem Abend brachte er es nicht mehr fertig, über das, was er empfand oder wollte, etwas verlauten zu lassen. Auch schien sich Ruth nach keinerlei Aussprache wie sonst zu sehnen. Ja, in ihrem Dahinträumen merkte sie seine Gegenwart wohl kaum.

Heute nacht war er der Schlaflose. Er wühlte umher und warf sich nach rechts und links. Zeit seines Lebens hatte er nie einen Begriff von Musik gehabt, und nun saßen ihm ganze Motive und Melodien dieser „verdammten Oper" in den Ohren und verfolgten ihn bis an den Morgen.

Als er morgens Ruth am Frühstückstisch traf, wetterte er unvermittelt los. Er habe das verfluchte Berlin satt, keine Nacht könne man hier schlafen, außerdem sei der Kaffee schlecht, und von der ewigen Droschkenfahrerei habe er das Reißen gekriegt. Noch heute ginge es nach Luckmühlen zurück.

Ruth sah ihn an, als spräche er eine andere Sprache. Sie lächelte zerstreut und nickte sogar, als sei sie mit allem einverstanden. Aber so weit verstand sich Herr von Pontow nun doch schon auf ihr Gesicht, um zu wissen: diese Nacht würden sie noch keineswegs ihr Haupt in Luckmühlen niederlegen. Hier steckte ein passiver Widerstand, gegen den er machtlos war.

An diesem Tag: Museen und allerhand andere Sehenswürdigkeiten. Am Abend ein philharmonisches Konzert. Ruth hatte das gewollt, und er hatte nichts dagegen einzuwenden gefunden. Sie sah doch nun wenigstens kein Geküsse von Liebesleuten vor sich. Aber still und verträumt war sie wie gestern, und er kam aus der Unruhe nicht heraus.

Ruth lebte wirklich in neuen Empfindungen. Ein wundersames, buntes Traumleben hatte sie eingesponnen. Furcht und Haß in ihr waren wie von berauschenden Düften betäubt. Und wie mit heißen Händen öffnete das Weben der Welt dem empfänglichen Kind das strengverschlossene Empfindungsleben.

Als sie nach Luckmühlen zurückkehrte, sah sie sich dort wie mit traumbefangenen Augen um. Ihr war, als könne sie sich hier nie wieder zurechtfinden. Nachts weinte sie und sehnte sich nach Musik, nach lautem Treiben und Glanz zurück.

Berlin schien ihr auch körperlich nicht bekommen zu sein. Sie sah blaß aus und hatte einen matten und doch unruhigen Ausdruck. Die ganze erste Zeit über war sie verstimmt und reizbar.

Anna-Beate ängstigte sich um sie, aber ihr besorgtes Eindringen wurde von Ruth stürmisch zurückgewiesen. Was wollte man denn von ihr? Sie hatte nichts zu sagen, zu bekennen.

Herr von Pontow war jetzt eifrig bestrebt, seinen Fehler wieder auszugleichen. So! Jetzt war man in Luckmühlen, hörte und sah von dem verdammten Berliner Getreibe nichts mehr, atmete Alltagsluft. Nun kam es nur darauf an, etwaige Erinnerungen, die sich hier an Zimmer oder Möbel heften konnten, gründlich zu verbannen.

Bestes Mittel: fremde Menschen, alle Tage, so viele wie möglich.

Junge Männer — das dünkte ihm bedenklich. Den Teufel mit Beelzebub austreiben, hieß das schließlich. Alte Leute waren langweilig, also: junge Mädchen.

Er gewöhnte Ruth Freundinnen an. Erst wollte sie nichts davon hören, ihre Interessen lagen auf so ganz andern Gebieten. Allmählich aber fanden sie den Ton zu einander, aus den Tagesvisiten wurden ausgedehnte Logierbesuche, und plötzlich hatte Ruth ihre Freundinnen.

Da saß Götz von Pontow wieder und sah, daß er eine neue Dummheit gemacht hatte. „Freundinnen" sind eine gefährliche Sache. Denn wovon redet solch junges Pack, wenn es unter sich ist?

„Tod und Teufel!" sagte sich Herr von Pontow. Er war in innerster Seele verzweifelt. Er ahnte schon: wo er den Brei auch hinsetzte, er brannte ihm überall an. Es war eben die Zeit, wo das Feuer aus allen Fugen blitzt.

* * *

Unter Ruths Freundinnen war eine, die es bis zur Intimen brachte. Aber es war nicht eigentlich Ruth, sondern sie selbst, die sie dazu machte.

Ruth hatte diesen jungen Mädchen mit ihren Toiletten- und Ballinteressen gegenüber ein sonderliches Gefühl: etwas Verwandtes und doch, als würde sie mit unsichtbaren Händen von ihnen zurückgezogen. Das gab ihrem Wesen eine Steifheit und zugleich etwas Passives, das der, die nahekommen wollte, das Nahekommen auch ermöglichte.

Ihre Intime hieß Olga Beer. Ihr Vater, ein früherer wohlhabender Gutsbesitzer, hatte in Spekulationen alles verloren und war daran gestorben. Vor zwei Jahren war ihm die Mutter gefolgt.

Nun lebte Olga, ziemlich nomadisierend und ungewiß, wo sie dauernd ihr Heim haben solle, mit einer alten, etwas kränklichen Tante von den kläglichen Resten des väterlichen Vermögens. In letzter Zeit war sie nach Rambin gekommen, und die Art ihres Auftretens verschaffte ihr Eingang in die besten Familien. Sie war von einer imponierenden Schönheit und beherrschte Rede und Haltung zu jeder Zeit und in jeder Lage mustergiltig.

Enttäuschungen und Erfahrungen hatten die Sechsundzwanzigjährige früh gereift. Eine geistige Ueberlegenheit ruhte auf ihrem Wesen. Nie gab sie sich mit Bagatellen ab, die ihre Phantasie berauschten, wie die andern jungen Mädchen aus Ruths Bekanntenkreis es gern thaten. Sie drang auch nicht in Ruth, wollte nicht, nach sonst beliebter Manier, etwas aus ihr herauszuholen.

Sie schien das ganze Leben und Treiben von höherer Warte anzusehen. Sich nicht über irgendetwas zu wundern, oder Neugier auf etwas zu empfinden. Es war, als kenne sie alles und beurteile es von einem gleichsam historisch-psychologisch-philosophischen Standpunkt aus.

Das bedeutete für Ruth ein Ausruhen. Das ewige Geplapper über Nichtigkeiten, das Zerfasern jedes Erlebnisses, jedes Gefühls hatte sie erregt und elend gemacht. In der Verallgemeinerung ihres Empfindungs-

lebens fand sie Trost, ja mehr: einen langsam und stetig wachsenden Reiz.

Anna-Beate ging umher und quälte sich ab. Sie mochte diese Olga Beer nicht, und sie hätte Ruth lieber das größte Gänschen von Rambin zur Freundin gewünscht als diese philosophische Schöne mit ihren beständig halbgeschlossenen Augen und ihrer metallischen Stimme. Ehe Anna-Beate noch Zeit zu irgendwelchen Beobachtungen gehabt hatte, war ihr diese Stimme schon auf die Nerven gefallen. Trotzdem war sie nicht abstoßend, hatte einen vollen, tiefen Klang.

Aber es lag etwas Gemachtes darin, Anna-Beate nannte es für sich etwas „Seelisch-Unmusikalisches". Nicht der Klang, der von Herzen kommt. Es glich eher einem Musikstück, das mit vollkommener Technik vorgetragen wird, und bei dem man doch in keinem Moment vor falschen Griffen sicher ist, weil alles nur Mechanik, angelerntes Tonwerk ist, kein Ausbruch echten Musiksinns.

Eine Virtuosin des Lebens und des Herzens, so kam sie Anna-Beate vor.

Zwar fragte sie sich oft: woher nehme ich das Recht zu dieser Auffassung: ist es das alte gesellschaftliche Mißtrauen? Dann sagte sie sich: nein! Einer Verfemten würde sie mit dem Herzen beistehen können. Aber hier, wo sie nirgends eine bestimmte Anschuldigung fällen konnte, sträubte sich ihr ganzer Instinkt.

War es Ruths Schicksal, stets vor die falsche Apotheke zu kommen? Warum nur riß man so viel herum an diesem jungen Herzen?

Ach, in jenen Tagen, da es seine ersten seligbangen Schläge thut, da soll man es ganz allein sich selbst überlassen.

Anna-Beate wußte das. Ja freilich, sie ließ man allein. Niemand kümmerte sich darum, ob sie dem Briefträger harrend entgegensah, ob ihr Gesicht sich mit leisem Rot überzog, wenn das erwartete Schreiben in ihren Händen lag, ob sie sich dann ein halbes Stündchen zurückzog und mit verträumten, seligen Augen wieder hervorkam.

O selig, o selig, in dieser stillen, geheimnisbangen Zeit des Blühens und Werdens unbeachtet seinen Weg gehen zu dürfen!

Zu Ostern kam Jürgen ins Vaterhaus zurück. Dem Jungen leuchtete das Gesicht. Nun ging seine gute Zeit an! Sich körperlich zu plagen, achtete er für nichts. Nur die Bücher, die Bücher! Die hatte der Satan erfunden und den ganzen Krimskrams von Schönthun und Höflichkeitsdrechselei dazu.

Herr von Pontow aber sah mit ärgerlichem Gesicht auf seinen Jüngsten. Nun hatte er dies rüde, manierenlose Gepolter Tag für Tag vor Augen, mit Ausnahme des einen Jahres, das Jürgen abdienen mußte.

Das hielt er einfach nicht aus. Der Bengel war geradezu unerträglich. Da steckte er ihn kurzerhand aus dem Haus. In der Inspektorwohnung wurden ihm zwei Stuben eingeräumt, und so bekam man ihn nur zu den Mahlzeiten und dann nicht einmal regelmäßig zu Gesicht.

In diesem Sommer reiste Herr von Pontow wieder mit Ruth. Aber diesmal führte er sie nicht nach Berlin, sondern in die gewaltige Großartigkeit der Alpenwelt.

Es wurde ein verfehltes Unternehmen. Er selbst war mit den Jahren steif und korpulent geworden, das Bergsteigen war nichts mehr für ihn. Und Ruths Sinn war noch nicht reif für die Natur in ihrer Größe.

Die Bilder, die ihr Gehirn aufnahm, kamen nicht bis in ihre Seele.

Auf ihrer Rückreise hatten sie glühendheiße Tage. In den größeren Städten machten sie Pausen, um sich zu erholen. Trotzdem waren sie von Hitze, Staub und Ermüdung geplagt, als ihr Zug in den Berliner Bahnhof einlief. Hier mußten sie das Kupee verlassen und zu einem andern Bahnhof fahren.

Ehe sie das Ende des Bahnsteigs erreicht hatten, sah Ruth, daß Hans Wilhelm von Hacke jenseits der Kontrolle stand.

Es gab ihr einen Ruck, und sie fühlte, wie eine Flamme in ihr Gesicht schlug. Sie hatte in all den letzten Stunden an die Möglichkeit seines Hierseins gedacht und es doch nicht erwartet, da durch ihre häufigen Reiseunterbrechungen ihre Ankunft verzögert und unbestimmt gemacht worden war.

Hans Wilhelm hatte sie entdeckt. Sie kam ihm fremd vor, wie sie da in ihrem grauen Reisekostüm und dem runden Strohhütchen unter allen andern ehrbar den Bahnsteig entlang trottete. Lächerlich gesittet kam sie ihm vor — ach und so lächerlich lieb und entzückend!

Er hatte in dieser Stunde und in dieser Umgebung nicht mit seines Herzens Leidenschaft zu ringen. Nur eine unendliche, beglückende Zärtlichkeit empfand er für sie. Ihre wilden Worte aus den Weihnachtstagen, ihre trotzige Flucht, alles hatte er vergessen. Sie war das süße Kind, das zu ihm gelaufen kam, das gar keinen andern Weg hatte, als schnurstracks ihm entgegen, durch die enge Kontrolle und in seine Arme hinein!

Er sah von allem Getümmel und Getriebe nur sie. Jetzt trafen sich ihre Augen, und das Licht in den seinen steckte es auch in den ihren an. Ein flüchtiges Lächeln huschte durch ihren Blick.

Es war alles bereit. Sein Glück wäre gekommen, hier in dunstiger Halle, mitten unter Dröhnen, Fauchen und Menschengewühl, das große, helle Menschenglück, das nicht erst lange nach Eintrittsbillet und passender Umgebung fragt — das kommt, wenn seine Zeit erfüllt ist und der Zeiger auf Mittag steht . . .

Herr von Pontow hatte bisher nicht achtgehabt auf das, was sich vorbereitete. Plötzlich aber, fast schon Auge in Auge, sah er den jungen Mann.

Sein Fuß stockte, und die Stirnadern liefen ihm an.

Donner und Teufel! Lief die Sache schon in solchen Stiefeln? Oho, da war er denn doch ein bißchen anderer Ansicht!

Die lange Fahrt in Staub und brütender Hitze hatte ihn so wie so gründlich verärgert. Nun mußte das auch noch dazu kommen!

„Tag, Hacke," sagte er kurzab auf die Begrüßung.

„Was? Gepäck besorgen? Unsinn. Ich nehm einen Dienstmann und dann eine Droschke zum Stettiner. Müssen so wie so eilen, um den Zug zu erreichen. Was wollten Sie eigentlich hier? Zufällig, was?"

Er blitzte Hans Wilhelm unter zusammengezogenen Brauen voll wütenden Mißtrauens an. Wieder einmal der Bullenbeißer in voller Gestalt.

Ein sehr angenehmer Anblick war er schon an und für sich nicht. Der Staubmantel hing ihm lose um die untersetzte, zur Stärke neigende Gestalt und gab ihr ein unförmiges Aussehen mit beträchtlicher Querlinie. Auf dem Kopf saß, etwas nach hinten geschoben, noch die flache Reisemütze, die er unterwegs gar nicht ablegte, und sein Gesicht war von der Hitze aufgedunsen und braunroter als je.

Die große, wilde, trotzige Leidenschaft des Liebenden schert sich den Kuckuck um Väter- und Bullenbeißermienen. Die rennt solche lästigen Erscheinungen einfach über den Haufen.

Aber die zarte, bange Zärtlichkeit, die mit verhaltenem Atem lauscht, wie die erste Glücksstunde zum Schlag aushält, die erschrickt zu Tode, wenn solche irdische, rauhe Faust plötzlich in ihre Träume schlägt.

Hans Wilhelm fand keine Antwort auf die brüske Frage. Ja — was hatte er hier gewollt? —

„Und dann, Hacke, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich liebe kein Nebenherlaufen und Begleiten, wenn ich unterwegs bin. Ich bin dann in ungemütlicher Verfassung. Sonst hätte ich auch Erich herbestellt, aber der kennt mich besser und bleibt hübsch fort. So nun adieu, wir wollen uns gegenseitig nicht aufhalten, Sie haben doch auch zu thun. Da, faß mich unter Ruth, damit wir zusammenbleiben."

Fort gingen sie. Und Ruth hatte ihm keinen Blick mehr geschenkt!

Er ging zu einem andern Ausgang hinaus, um ihnen nicht mehr unter die Augen zu kommen.

Als er in seine einsame, hochgelegene Bude trat, übte nebenan, Wand an Wand, die Tochter seiner Zimmerwirtin, die einem Kirchenchor angehörte. Ihre schwermütige Stimme drang deutlich herüber.

Er unterschied die Schlußworte:

„Ach Leben, Sterben wär nicht so schwer,
Wenn unser Herz nur stille wär!
Aber sei still — wie Gott es will —"

Er setzte sich an den alten gelben Arbeitstisch und vergrub sein Gesicht in die Hände. Er hätte weinen mögen.

„Wenn unser Herz nur stille wär —"

Fortsetzung folgt.

Was die Richter sagen.

Pietätspflichten.

Es ist allgemein bekannt, daß Leben, Körper, Gesundheit und Freiheit des Menschen zivilrechtlichen wie strafrechtlichen Schutz genießen. Aber wie ist es mit dem Verstorbenen? — Der Leichnam des Menschen ist Sache von dem Augenblick an, wo dem Körper das Leben entflieht. Der Leichnam ist überdies eine herrenlose Sache. Er gehört weder dem Erben, wenngleich dieser die Kosten der standesgemäßen Beerdigung des Verstorbenen zu tragen hat, noch sonst irgendjemand. Freilich giebt es hier Ausnahmefälle. Es kommt vor, daß der noch Lebende im voraus seinen Leichnam zu wissenschaftlichen Zwecken an Anatomien veräußert. Dann wird der Käufer mit Eintritt des Todesfalls Eigentümer des Leichnams. Wenngleich aber die Leiche herrenlos ist, so ist sie doch der willkürlichen Aneignung jedes beliebigen Dritten entzogen. Ein Gesetz, das eine entgegengesetzte Rechtsauffassung und damit ein Okkupieren und Verschachern des Leichnams zuließe, würde den guten Sitten widersprechen.

Darum verbietet das Strafgesetzbuch unter Androhung von Gefängnisstrafe, daß jemand unbefugt eine Leiche aus dem Gewahrsam der dazu berechtigten Person wegnimmt. Berechtigt zur Ausübung des Gewahrsams ist außer der Person, der die Sorge für die Bestattung obliegt, jeder, der thatsächlich solche Obhut ausübt, wie z. B. die Polizei oder die Verwaltung des Hospitals, in dem der Todesfall eintrat.

Das Gesetz straft ferner auch den mit Gefängnis, der unbefugt ein Grab zerstört oder beschädigt.

Der legislative Grund dieser Strafbestimmungen ist in dem für ein gesundes Volksleben unentbehrlichen Schutz des Pietätsgefühls zu finden. Deshalb ist die Beschädigung eines Grabes, an das sich keine Pietätsgefühle mehr knüpfen, z. B. die Aufdeckung eines Hünengrabes, nicht unter diesem Gesichtspunkt strafbar, sondern höchstens als Sachbeschädigung. Aus demselben Grund können auch Mumien und Skelette ungestraft in den Handels- oder Sammelverkehr gebracht werden.

Was die Aerzte sagen.

Ameisensäure als Heilmittel.

Tuberkulose, Krebs und chronische Nierenentzündung — diese furchtbare Trias, die noch immer schwer auf dem Menschengeschlecht lastet, will ein mecklenburger Arzt Dr. Krull durch eine neue Behandlungsmethode zur Heilung bringen. Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube — wird manch einer kopfschüttelnd ausrufen; aber Dr. Krull glaubt auf Grund eines mehr als 1800 Patienten umfassenden Materials zu der Annahme berechtigt zu sein, daß Einspritzungen einer stark verdünnten Lösung von Ameisensäure in der That jene schrecklichen Krankheiten zum Stillstand bringen. Merkwürdigerweise soll nach Krulls Beobachtungen oft schon eine einmalige Einspritzung einer ameisensauren Lösung von eins zu vielen Millionen ausreichen, um den Heilungsprozeß einzuleiten. Die Ameisensäure wirkt im Organismus gewissermaßen wie ein Ferment anregend auf die Zellenthätigkeit, und dadurch wird die Gesamternährung des Körpers gehoben und dieser selbst so weit gekräftigt, daß er imstande ist, die in ihn eingedrungenen Krankheitskeime zu überwinden. Nach der Einspritzung, zuweilen bereits nach einigen Tagen, spätestens aber im zweiten Monat, beginnt in allen erkrankten Organen eine lebhafte Thätigkeit sich zu entwickeln.

Besonders günstig liegen nach Krulls Erfahrungen die Aussichten bei der Lungentuberkulose im ersten Stadium der Entwicklung, bei der Hauttuberkulose, dem sogenannten Lupus. Bei diesem soll die Rückbildung bereits in der dritten Woche nach der Einspritzung beginnen. In allen Fällen, besonders bei Krebskranken, verlangt Krull einen noch gut erhaltenen allgemeinen Kräftezustand.

Die Ankündigung des mecklenburger Arztes nimmt sich etwas phantastisch aus; die Mißerfolge, die zahlreiche andere Behandlungsmethoden bisher gezeitigt haben, lassen eine gewisse Zurückhaltung des Urteils gerechtfertigt erscheinen, und das um so mehr, als es bisher an einwandsfreien Nachprüfungen der Methode und ihrer Resultate fehlt.

Bilder aus aller Welt.



1. Graf Max Arco-Zinneberg. 2. Gräfin Holnstein. 3. Graf Albrecht Pappenheim. 4. Gräfin Pappenheim. 5. Frhr. von Reichlin. 6. Baronin Würzburg. 7. Oberst Baron Speidel. 8. Reichsgraf Ludwig von Holnstein. 9. Graf Arco Valley.
Im Medaillon links: Fürstin zu Löwenstein-Wertheim; rechts: Fürstin zu Oettingen-Spielberg.

Das Wohlthätigkeitsfest zu Gunsten der Münchener Freiwilligen Rettungsgesellschaft

am 28. und 29. April im Residenztheater zu München.

Photographische Aufnahme von M. Dietrich in München.



Tänzerinnen aus dem römischen Gades, dem heutigen Cadix.



Das Hoflager Philipps III. im Garten des Pradoschlosses zu Madrid.

Aus dem Madrider Gesellschaftsleben: Ein Tanzfest in der mexikanischen Gesandtschaft.

Photographische Aufnahmen von Franzen, Madrid.



Aus dem Berliner Theaterleben.

Eine Künstlerfamilie: Schauspieler Emanuel Reicher mit seiner Tochter.

Spezialaufnahme für die „Woche".



Obere Reihe (von links nach rechts): 1. Menge-Karlsruhe. 2. Brenner-Heidelberg. 3. Stolterfoht-Karlsruhe. 4. Graf Bethusy-Huc-Heidelberg. 5. Grein-Freiburg. 6. Maier-Freiburg. 7. Bollmann-Karlsruhe. 8. Göbel-Karlsruhe. 9. Dr. Baumgartner-Freiburg. 10. Hog-Heidelberg. 11. Braun-Karlsruhe. 12. Wolff-Heidelberg (sitzend). 13. Davin-Karlsruhe. Untere Reihe: 1. Pactow-Freiburg. 2. Kaiser-Heidelberg. 3. Schmidt-Heidelberg. 4. Krieg-Karlsruhe. 5. Krastel-Heidelberg. 6. Itta-Freiburg.

Die Vertreter der drei badischen Hochschulen Heidelberg, Freiburg und Karlsruhe,

die dem Großherzog von Baden zu seinem Regierungsjubiläum die Glückwünsche der akademischen Jugend überbrachten.

Phot. Oskar Suck, Karlsruhe.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

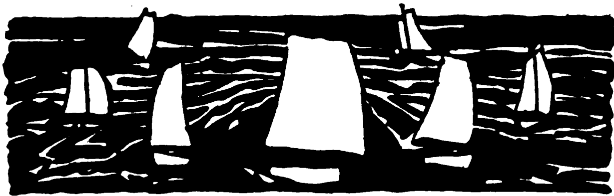
Nummer 21. Berlin, den 24. Mai 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 21.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	933
Umschau	933
Der Fall Crawford-Humbert. Von K. E. Schmidt	934
Die Beobachtung der jüngsten vulkanischen Erscheinungen in Potsdam. Von Dr. O. Hecker	935
Berliner Chronik	936
Zur Einweihung des Burschenschaftsdenkmals. Von Johannes Trojan	937
Theater	938
Die Toten der Woche	938
Sport und Jagd	938
Zu unsern Bildern	939
Frauenchronik	940
Die Börsenwoche	940
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	941
Die Katastrophe auf Martinique und ähnliche Naturereignisse. Von F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte	949
Wilde Tiere als Helfer des Menschen. Plauderei von Dr. Th. Zell	951
Mein Schwiegersohn! Skizze von Berthold Kuhnert	952
Jugend. Gedicht von Karl Vanselow	955
Sterne des Ueberbrettls. Von Willy Ganske. (Mit 8 Abbildungen)	957
Delikatessen der Straße. Von A. Berthold. (Mit 8 Abbildungen)	960
Die Tennisgefahr. Scherzo von Hans von König	963
Kindermoden. (Mit 5 Abbildungen)	964
Quer durch Irland. Von Dr. Gustav Zieler. (Mit 7 Abbildungen)	967
Bei den Holzschuharbeitern. (Mit 3 Abbildungen)	971
Im Herrenhaus von Luckmühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung)	973
Im Mai. Ein Kinderlied von Egon Hugo Strasburger	977
Der Kampf gegen die Wetterunbilden. Von Dr. Udo Dammer	979
Was die Aerzte sagen	980
Bilder aus aller Welt (Photographische Aufnahmen)	981

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.



Die sieben Tage der Woche.

15. Mai.

Im Königreich Schweden bricht ein allgemeiner Arbeiterausstand aus, der der Agitation für Einführung des allgemeinen Stimmrechts Nachdruck verleihen soll.

In Vereeniging beginnt eine Konferenz der Burenvertreter zur Beratung der Friedensverhandlungen.

In Düsseldorf tritt auf Einladung des Oberbürgermeisters Marx eine Versammlung von Oberbürgermeistern der größeren Städte Deutschlands zusammen.

Prinz Albrecht von Preußen, der Regent von Braunschweig, trifft als Vertreter unseres Kaisers zu den Krönungsfeierlichkeiten in Madrid ein.

16. Mai.

Es wird ein Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und dem amerikanischen Präsidenten Roosevelt veröffentlicht. Der Kaiser teilt mit, daß er zur Erinnerung an die Reise des Prinzen Heinrich den Vereinigten Staaten eine Bronzestatue Friedrichs des Großen zum Geschenk zu machen beabsichtige. Der Präsident spricht seinen lebhaften Dank aus.

Beide Kammern des schwedischen Parlaments nehmen einen Antrag an, durch den die Regierung aufgefordert wird, bis 1904 eine neue Vorlage zu machen, die das allgemeine Wahlrecht mit dem proportionalen System einführt.

17. Mai.

König Alfons XIII. von Spanien wird großjährig und übernimmt die Regierung des Königreichs. Er wird von unserm Kaiser zum Chef des 3. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 66 ernannt. Das Ministerium Sagasta reicht seine Entlassung ein, nachdem der König den Eid auf die Verfassung geleistet hat.

Der Kaiser kehrt aus Wiesbaden nach dem Neuen Palais zurück.

Der allgemeine Arbeiterausstand in Schweden wird beendet.

18. Mai.

Aus Aden trifft die Nachricht ein, daß am 9. Mai der deutsche Dampfer „Ehrenfels“ untergegangen ist. Vierzig Mann und der Kapitän werden vermißt.

Wie aus Peking gemeldet wird, hat der russische Gesandte bei der chinesischen Regierung Einspruch erhoben gegen das neuste englisch-chinesische Eisenbahnabkommen.

19. Mai.

Der Gouverneur von Wilna, Generalleutnant von Wahl, wird durch ein Revolverattentat verwundet.

20. Mai.

Präsident Loubet trifft zum Besuch des Zaren in Petersburg ein.

Auf der Insel Kuba, die der amerikanische Generalgouverneur Wood mit den amerikanischen Truppen verlassen hat, wird die Flagge der neuen Republik Kuba gehißt.

21. Mai.

Von der Insel Martinique treffen neue Schreckensbotschaften ein. Durch einen neuen Ausbruch des Mont Pelée wurden mehrere Ortschaften zerstört. Aus Fort de France mußte die 20 000 Köpfe starke Einwohnerschaft fliehen, da ein Aschen- und Steinregen über die Stadt niederging.



Umschau.

Der Besuch und die Aufnahme des Prinzen Heinrich in den Vereinigten Staaten haben drüben einen bedeutenden Eindruck hinterlassen, aber dieser unmittelbare Gedanken- und Gefühlsaustausch konnte doch nur eine gewisse Zeit dauern, und es ist abermals ein Beweis, wie viel unserm Kaiser daran liegt, das angebahnte Freundschaftsverhältnis zu hegen und zu pflegen, wenn er jetzt durch eine ganz eigenartig ersonnene Aufmerksamkeit die natürliche Interessengemeinschaft zwischen den beiden Mächten den Amerikanern dauernd vor Augen halten will. Mit dieser Mission hat er keinen Geringeren als seinen großen Ahn Friedrich II. betraut, dessen Bronzestatue er dem Präsidenten Roosevelt als Geschenk an die Vereinigten Staaten angeboten hat und die vor der neuen Kriegsschule in Washington ihren Platz finden soll. Dort wird sie die amerikanischen Bürger stets an die Freundschaft erinnern, die der große Preußenkönig der Republik entgegenbrachte, und gleichzeitig den jungen Kriegsschülern das Musterbild eines genialen Feldherrn vergegenwärtigen.

Von Dienstag- bis Freitagmittag war der Präsident der französischen Republik der Gast des Zaren. Zwar wurde von russischer Seite noch größerer Pomp entwickelt als bei dem Besuch des Präsidenten Faure, trotzdem aber wird von dem Vorgang in der europäischen Presse im allgemeinen weniger Aufhebens gemacht als damals. Es rührt dies zum Teil daher, daß der Zweibund im Lauf der Jahre seine Ziele, wenigstens bis auf weiteres, geändert hat. Bei seiner Gründung hauptsächlich gegen den Dreibund zugespitzt, hat er jetzt das Feld seiner Wirksamkeit weit weg von Europa, nach Ostasien, verlegt. Sicherlich werden Rußland und Frankreich Englands Bestreben, die nordchinesischen Eisenbahnen in seine Hände zu bekommen, zu durchkreuzen suchen. Ueberhaupt kommt jetzt im Zweibund der russisch-französische Gegensatz gegen England immer mehr zur maßgebenden Bedeutung. Sollte die Burenkonferenz in Vereeniging wirklich zum Frieden führen und England dadurch die Hände frei bekommen, so würde sich diese Verbesserung seiner Lage durch größere Regsamkeit für Ostasien bemerkbar machen.

Am Sonnabend hat König Alfons XIII. von Spanien, großjährig geworden, feierlich den Eid auf die Verfassung geleistet und damit selbständig die Regierung übernommen. Die Feierlichkeit verlief ohne jede Störung, was vielleicht



Vereeniging in Südafrika, wo die Burenkonferenz stattfindet.

dem Umstand zuzuschreiben ist, daß die Polizei an dem betreffenden Tag acht Anarchisten, als eines Komplotts gegen den König verdächtig, festnehmen ließ. Wahrscheinlich handelte es sich nur um einen Akt der Vorsicht.

Der allgemeine Ausstand ist in der letzten Zeit mehrfach als Gespenst umgegangen, es gelang aber nirgends, ihn in die Wirklichkeit zu übertragen, er blieb eine bloße Schreckgestalt. Es war den schwedischen Arbeitern vorbehalten, ihn in ein Wesen von Fleisch und Blut, aber freilich in ein recht zahmes, umzuwandeln. Auch sie forderten eine Reform des Wahlgesetzes, und auch sie griffen zur Drohung mit dem allgemeinen Ausstand, der dann in der That wirklich, wenn auch nur auf drei Tage, zu stande kam. Die beiden Kammern haben nun allerdings die Regierung aufgefordert, die geplante Reform auf Grund des allgemeinen Wahlrechts auszuführen, aber sie wollen sie auf zwei Jahre vertagt und das Wahlrecht doch an Bedingungen, wie militärische Dienstleistung und Steuerzahlung, gebunden wissen.

Für Kuba beginnt jetzt die neue Aera seiner inneren Selbständigkeit. Am 20. Mai wurde die Fahne der Republik Kuba gehißt, die amerikanischen Truppen verließen die Insel, und der neue Präsident Palma hat sein erstes Ministerium gebildet.

Die Geduld der Friedensfreunde und nicht zuletzt wohl auch die Geduld der leitenden englischen Kreise und ihres Oberhaupts wird durch den schleppenden Gang der Verhandlungen in Vereeniging in Südafrika auf eine harte Probe gestellt. Werden die Buren die Vorschläge Kitcheners annehmen, oder wird ihre hartnäckige Abneigung gegen alle Kompromisse sich auch jetzt wieder siegreich behaupten? Da sich bisher so ziemlich alle Prophezeiungen in diesem unglückseligen Handel als trügerisch erwiesen, wird man auch jetzt gut thun, eine abwartende Haltung einzunehmen und nur mit vollendeten Thatsachen zu rechnen.

Der Fall Crawford-Humbert.

Als mir vor vier Wochen ein Börsenmann von dem Fall Crawford-Humbert erzählte, ehe ein Wort davon in den Blättern gestanden hatte, schüttelte ich mein schlaues Haupt und sagte: „Das muß ich schwarz auf weiß sehen, ehe ich es glaube.“ Jetzt habe ich es schwarz auf weiß gesehen und kann nicht mehr zweifeln. Aber erstaunt bin ich doch noch. Zwar hat Carlyle gesagt, es sei unmöglich, die Dummheit der Menschheit zu überschätzen, und aus eigener Erfahrung weiß ich, daß der Engländer recht hat, aber die Geschichte von Madame Humbert ist doch ein bißchen stark. Und obgleich es anderswo wohl ebenso viele Dumme giebt, wie in Frankreich, neige ich doch zu der Ansicht, daß ein solcher Streich in Deutschland oder in England nicht möglich wäre. Die Franzosen wissen eben kaum das geringste vom Ausland, und für sie fängt an den französischen Grenzen die schwarze Nacht der Barbarei an. Ein Mensch, der die Reise um die Welt gemacht hat, ist in Paris eine Sehenswürdigkeit, während man in London nicht auf die Straße gehen kann, ohne einen solchen Weltreisenden zu treffen. Wenn man den Franzosen von Amerika erzählt, so ist das nicht anders, als wenn man den Deutschen oder den Engländern von Timbuktu oder vom Mond erzählte.

Aber die Ignoranz der Franzosen allen ausländischen Dingen gegenüber genügt nicht zur Erklärung des Phänomens, daß professionelle Geldleiher und Wucherer auf ein so albernes Märchen hineingefallen sind. Die Herren Shylock & Co. pflegen sonst ihren Beutel nicht aufzuthun, wenn man ihnen vorlügt, ein Mensch, den nie jemand gesehen hat, habe einem Hundertmillionen hinterlassen, die da im verschlossenen Geldschrank liegen, die man aber nicht zeigen kann, weil andere Erben Einspruch erheben. Versuchen Sie es einmal zum Spaß: gehen Sie zum Shylock Ihrer Heimat und sehen Sie, ob er Ihnen daraufhin einen Heller leiht. Nein, daraufhin nicht, aber wenn Sie sonst in gutem Geruch stehen, kann es doch passieren. Wenn Sie z. B. ein Haus bewohnen, das eine Million wert ist, wenn Sie Pferd und Wagen, Automobil und allen dazugehörigen Klimbim haben, wenn Sie in der reichsten und vornehmsten Gesellschaft verkehren, wenn Sie der Sohn eines Ministers und der Schwiegersohn eines Gerichtspräsidenten sind, wenn Sie bei Hofe empfangen werden und in Ihren Salons die Spitzen der Spitzen empfangen, wenn Sie als Leumundszeugen diese Spitzen der Spitzen angeben können, dann — ja dann ist es doch nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß man Ihren Geschichten, und seien sie auch noch so abenteuerlich, Glauben schenkt und den fest zugeschnürten Geldsack öffnet, zumal, wenn Sie versprechen und unterschreiben, für hunderttausend empfangene zweimalhunderttausend Frank zurückzugeben, sobald die Gerichte über Ihren Erbschaftsprozeß entschieden haben. Das könnte man sich also erklären, denn bei Frau Humbert lagen die Verhältnisse wie eben geschildert. Das weitere Rätsel wäre jetzt noch, wie dieser ungeheure Schwindel vierundzwanzig Jahre lang anhalten konnte, und ich glaube, diese Frage führt uns zum faulen Punkt der ganzen Geschichte.

Der längst verstorbene alte Humbert, der ehemalige Justizminister, der die ganze Schwindelei in seinem ministeriellen Gehirn erdacht haben soll, kannte die Kreuz- und Winkelzüge der französischen Justiz, die noch etwas verzwickter sein sollen, als die Irrgänge der Gerechtigkeit in andern Ländern. Er baute also seinen Plan einzig auf diese Verwicklungen und Verschleppungen. Frau Humbert, die Schwiegertochter des alten Herrn, durfte ihren mysteriösen Geldschrank, der

sur cette maison
Des valeurs ayant été à cours
ne seraient pas à votre convenance
Veuillez adresser votre réponse
à Mr Parmentier, avoué, au Havre
ainsi que vos conditions
Agréez Monsieur nos sincères
salutations
Crawford

Brieffragment des famosen „Crawford".

hundertundzehn Millionen enthalten sollte, erst öffnen, nachdem die Gerichte entschieden hatten, und darüber konnten ja ganz gut fünfzig oder hundert Jahre hingehen, sobald beide Parteien sich einzig bestrebt zeigten, die Sache in die Länge zu ziehen. Und hier waren beide Parteien um so einiger, als es in Wirklichkeit nur eine einzige Partei gab. Der Millionär Crawford war ja nur erfunden, und erfunden waren auch seine beiden Neffen, mit denen Frau Humbert seit zwanzig Jahren ihren Prozeß führte.

Daß aber die Advokaten und Richter nicht den Braten gerochen haben, ist bedenklich, und man kann ohne weiteres annehmen, daß eine Anzahl dieser Herren mit der Familie Humbert unter einer Decke staken und sehr wohl wußten, um was es sich handelte. Wenn sie es nicht wußten, ahnten sie es doch sicherlich, ließen sich aber den Schwindel gefallen, weil ihnen der Prozeß Geld eintrug. Dies ist die mildeste Auffassung, die man darüber gelten lassen kann. Für einige der hohen Herren, die die Fassade des Falles Humbert zierten und das verfaulte und morsche Innere deckten, weiß man nicht recht, was man zu ihren Gunsten anführen soll. Einer von ihnen, der durch seine warme, immer wiederholte Fürsprache der Familie Humbert ungezählte Opfer zugeführt hat, ist Staatsrat und gehört dem Aufsichtsrat der Ehrenlegion an, d. h.. er ist einer von den Leuten, die darüber zu Gericht sitzen, ob ein für die Ehrenlegion vorgeschlagener Kandidat dieser hohen Ehre würdig ist. Herr Jaquin hat vielen Gläubigern der Familie Humbert, gewissermaßen als Abschlagszahlung, das Kreuz der Ehrenlegion verschafft, eine Thatsache, die auch nicht geeignet ist, das gesunkene Ansehen dieses Ordens zu heben.

Die andere hohe Säule, auf die sich die Gläubiger verließen, ist Herr Dubuit, einer der angesehensten Pariser Advokaten, lange Zeit der Bâtonnier der hiesigen Advokaten, d. h. der Mann, der darüber zu entscheiden hatte, wenn sich ein Advokat etwas zu schulden hatte kommen lassen. Diese Stellung näher zu beleuchten, müßte ich einen eigenen langen Aufsatz schreiben. Es genüge die Angabe, daß die französischen Advokaten ganz mittelalterlich organisiert sind und gewissermaßen einen Staat im Staat bilden, dessen Herrscher der für die Dauer eines Jahres gewählte Bâtonnier ist. Zu den Herren Jaquin und Dubuit schickte Frau Humbert die zweifelnden Gläubiger, durch Herrn Jaquin erwirkte sie ihnen den Orden, durch Herrn Dubuit erlangte sie die Begnadigung verschiedener Leute, die zwar etwas gegen die Gesetze begangen hatten, mit ihrem Geld aber freigebig gegen Frau Humbert gewesen waren. Beide Herren gehen natürlich immer noch mit hoch erhobenem Haupt herum, und ich will gern einen Hosenknopf gegen einen neuen Zylinderhut wetten, daß man sie vollständig in Ruhe lassen und alles sie Kompromittierende wegräumen wird. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die ganze Geschichte eben wegen der in sie verwickelten angesehenen Personen auslaufen wird wie das bekannte Hornberger Schießen.

Inzwischen aber bemühen sich die politischen Parteien, sich gegenseitig die Familie Humbert aufzulasten. Beide Parteien haben dazu ein gleiches Recht: Herr Jaquin ist ein Anhänger der gegenwärtigen Regierung, Herr Dubuit ist ein entschiedener Nationalist. Unsereiner rechnet die Familie Humbert einfach zu der großen Partei der Spitzbuben, und auch die Familie selbst war über derartige Kleinlichkeiten erhaben und nahm das Geld, wo es immer zu haben war.

Karl Eugen Schmidt.

Die Beobachtung der jüngsten vulkanischen Erscheinungen in Potsdam.

Von Dr. O. Hecker, Potsdam.

Am Morgen des 8. Mai, früh um 4 Uhr, wurde an den im Königlichen Geodätischen Institut in Potsdam zur Beobachtung von Erdbeben aufgestellten Instrumenten eine Störung bemerkt, die auf die gewaltige Katastrophe auf den Antillen zurückzuführen sein dürfte.

Welcher von den Vulkanen, der Mont Pelée auf Martinique oder der Soufrière auf St. Vincent, die Störung verursacht hat, ist aus den Mitteilungen in den Zeitungen nicht mit Sicherheit festzustellen, da die Zeitangaben für das Auftreten der Eruptionen verschieden sind, möglich wäre auch bei den nur 150 Kilometer voneinander entfernten Vulkanen ein Zusammenhang, ein gemeinschaftlicher Herd in großer Tiefe, wofür ihr fast gleichzeitiger Ausbruch spricht.

Die Erfahrung, daß sich Eruptionen, die nach längerer Ruhezeit eines Vulkans eintreten, durch außergewöhnliche Heftigkeit auszeichnen, hat sich auch bei den beiden genannten Vulkanen bestätigt, die ihre Thätigkeit schon seit einer langen Reihe von Jahren eingestellt hatten. Ein neuer Ausbruch tritt jedoch gewöhnlich nicht plötzlich ein, sondern es pflegen heftige Erdbeben vorauszugehen, die von gewaltigen unter-

3 Uhr 30 Min mitteleurop. Zeit. 4 Uhr.

4 Uhr. 4 Uhr 30 Min.

Erdbebenschwingungskurve im Kgl. Geodätischen Institut in Potsdam am 8. Mai 1902 morgens.

irdischen Detonationen begleitet sind. Sie sind die Anzeichen für die ungeheure, tief unten in der Erdkruste herrschende Spannung, wo gewaltige Mengen glutflüssiger Gesteinmassen und glühender Gase nach einem Ausweg drängen. Durch die während der Ruhezeit in dem Schlot des Vulkans erstarrte Lava ist ihnen aber der Weg versperrt. Infolge der wachsenden Spannung bahnt sich die eingezwängte feurige Masse endlich ihren Weg nach oben, durchbricht nach und nach unter gewaltigem Tosen die Gesteinschichten, bis ihr die oberen Teile der Erdrinde keinen Widerstand mehr leisten können und unter furchtbarem Krachen gesprengt werden, so daß die Lava frei austreten kann.

Dieses ist der Höhepunkt des eigentlichen Erdbebens, dessen Fernwirkung in Potsdam beobachtet wurde; er bedeutet aber nicht auch den Höhepunkt der Eruption, die sich erst nach und nach zu entwickeln pflegt.

Die Hauptphase der Erdbebenerscheinungen läßt sich an der vorstehend wiedergegebenen Aufzeichnung eines photographisch registrierenden Horizontalpendels deutlich unterscheiden. Ein solches Instrument wird durch die geringsten Bodenbewegungen zum Schwingen gebracht und ermöglicht, die durch ferne Erdbeben hervorgerufenen Bewegungen nicht nur zu beobachten, sondern auch zu messen.

Die registrierte Kurve giebt direkt ein vergrößertes Spiegelbild der Bodenverschiebungen; ein geradliniger Verlauf zeigt also Ruhe, ein welliger dagegen das Hin- und Herschwingen des Erdbodens an. Die unter der Kurve vermerkten Zeiten sind mitteleuropäische Zeit, sie sind im folgenden in mittlere Zeit von Martinique umgerechnet gegeben, die 4 Stunden 57 Minuten gegen mitteleuropäische Zeit zurück ist. Da ferner die von den Vulkanen ausgehenden Erdbebenwellen etwa 14 Minuten zur Zurücklegung des Wegs bis Potsdam gebraucht haben, so ist die ganze Differenz 5 Stunden 11 Minuten. Der erste von dem Instrument verzeichnete Stoß fand an seinem Ursprungsort am 7. Mai abends 10 Uhr 20 Minuten statt. Er erzeugte in Potsdam ein Hin- und Herschwingen des Bodens von fünftausendstel Millimeter. Ihm folgten mehrere weitere Erdstöße von annähernd derselben Größe nach je 3½ Minuten. Allmählich geriet nun die Erdrinde in eine fortdauernde Bewegung, die sich fortsetzte, bis um 25 Minuten vor 11 Uhr der Hauptstoß eintrat.

Ein solcher Stoß eines weitentfernten Bebens äußert sich stets in typischer Form. Die Instrumente geben zunächst eine Reihe von kleinen Erschütterungen, und erst nach geraumer Zeit kommen die Hauptwellen an. Man nimmt an, daß sich der erste Teil der Bewegung, das „Vorbeben“, durch den Erdkörper hindurch fortpflanzt, während die Hauptwellen sich mehr in den oberen Teilen der Erdrinde fortbewegen. Aus der Zeitdifferenz des Eintreffens dieser beiden Wellenarten kann man mit einiger Sicherheit die Entfernung des Erdbebenherds berechnen. Im vorliegenden Fall ist das Einsetzen der Vorläufer jedoch nicht scharf genug markiert, um eine solche Berechnung ausführen zu können.

Die Instrumente zeichneten in Potsdam fünf größere Wellen auf, die einer horizontalen Bodenverschiebung von etwa 0,2 Millimeter Amplitude und 20 Sekunden Periode entsprachen. Hierauf nahmen die Bewegungen ab und erloschen nach etwa 1½ Stunden völlig.

Es sei noch bemerkt, daß die vulkanischen Beben sich im allgemeinen durch eine geringere Fernwirkung auszeichnen, als die geotektonischen, die Faltungsvorgängen in der Erdrinde ihre Entstehung verdanken. Bei diesen sind die Ausschläge der Instrumente oft sehr viel größer, bei dem Erdbeben in Guatemala im April dieses Jahres z. B. gaben die Horizontalpendel Ausschläge von mehr als vier Zentimetern.

Die in Potsdam gemachten Beobachtungen liefern von neuem den interessanten Beweis, daß die Wellenbewegungen von Erdbeben auf dem ganzen Erdball zu spüren sind und bis in die entferntesten Länder hinein ihre Spuren bemerkbar machen, mögen diese auch so geringfügig sein, daß sie den menschlichen Sinnen verborgen bleiben und nur mit Hilfe äußerst empfindlicher Apparate zu kontrollieren sind.



Berliner Chronik

Hörnerschlitten im Riesengebirge, wenigstens an vereinzelten Stellen; und bei uns Regen um Regen und fröstelnde Kühle. Diesmal stimmt das Wort Heinrich Heines vom grünangestrichenen Winter, der in Deutschland den beginnenden Sommer bedeutet, aber noch steckt im Grün keine vollsaftig reife Kraft; noch hat alles Laub sich nicht breit entfaltet, und manchmal scheint es, als krümmten sich die Blätter, wie verzagt.

Unter den Linden war die helle Farbenpracht gleichfalls noch nicht erstanden. Wo der Mittagskorso an vorsommerlichen Sonntagen und selbst an klaren Wintertagen sich entwickelt, die einzige Zeit, in der in Berlin eigentlich in größerem Maß „flaniert“ wird, sah es verdrossen aus. Dunkelgekleidete, verhüllte Gestalten; kein Verweilen, kein langsames Vorwärtsschieben. Man trippelt geschäftig seinem Ziel zu.

Da war es denn außerhalb doch regsamer. Man muß es dem Berliner lassen, allzu schreckhaft ist er heute auch nicht; und so unaufhaltsam stark ist der Drang der Leute, die an die Stadt gebannt sind, daß sie aller trübseligen Maientücke zum Trotz in Scharen, mit Plaids und dichten Ueberkleidern wohlversehen, hinauspilgerten. Es gab einen immerhin ansehnlichen Verkehr, selbst auf den Sportplätzen, die ja in der vergangenen Woche mannigfaches Interesse boten. Und dann, so viele Menschen haben ihre Lieblingsstätten draußen in der Umgebung. Sie führt ein heimlicheres Interesse, als das an großen Sportturnieren, hinaus, nachzuspähen, wie die langvertrauten Plätze den grünenden, blühenden Frühling sehnsüchtig erwarten.

Mit Picknicks und zartduftender Bowle war es vorerst noch freilich wenig; und während der Festtage mußte nicht selten jenes wärmende Getränk die Fröstelnden aufrechterhalten, das man mit ironischem Beigeschmack den „ostpreußischen Maiwein“ nennt. Es ist der Grog, wie weit und breit bekannt.

Da ist man denn wieder auf das gefährliche Thema gestoßen, das die Abstinenten und die Moralisten und wohl auch die Frömmler in der jüngsten Zeit viel beschäftigte. Wir sollten uns nicht so übereifrig erhitzen, und ehe wir verfluchen, sollten wir Inhalt und Umfang eines Uebels kritisch prüfen. Es wird in Berlin gesündigt. Man kann wüste Trinkerscenen erleben; bei Trinkern im feinen Zylinderhut, wie in der Ballonmütze. Nur sollte man sich vor Verallgemeinerungen hüten. Sie sind stets denen willkommen, die grämlichen Sinnes alle erhöhte Lebenslust gern wie eine Sündhaftigkeit verdammen. Selbst der harmlosere, sonntägliche Frühschoppen wird da grimmig betrachtet; und der Brauch ist in Berlin wirklich weniger ausgebildet, als häufig in kleineren Landstädten mit geringerem geselligem Verkehr. Da war neulich in einem großen süddeutschen Blatt eine Schilderung vom Frühschoppen in feineren Berliner Gegenden zu lesen, daß man vor dem entmenschten, in Alkoholdünsten taumelnden „besseren“ Berlin zurückschaudern mochte. Das sind Uebertreibungen, die für manchen Finsterling die Waffen schmieden. Weil's ein Häusergeviert mit unangenehm platten, von Grund aus geistlosen „Chantants“ im Norden giebt, beinah ein kasernierter Häuserblock, so wird über den Sündenpfuhl Berlin gewimmert. Weil einer oder der andere Sonntagmittags über den Durst getrunken hat, möchte man aus dem Berliner Sonntag mit dem Lebensdrang, der ihm eigentümlich ist, einen grauen Londoner Sonntag machen. Schon Bismarck hat darüber gespottet. Mit den grell übertriebenen Einzelbeobachtungen ist es eben eine ganz und gar nicht ungewöhnliche Sache; und der Engländer ist heute noch kein Fabelwesen, der in sein Tagebuch die Notiz eintrug: der deutsche Kellner ist rothaarig und hat Sommersprossen. Er hatte ja einen solchen Kellner in der ersten deutschen Eisenbahnwirtschaft, die er betrat, „beobachtet“.

Sever.

Zur Einweihung

des Burschenschaftsdenkmals in Eisenach.

(21.—23. Mai 1902.)

Mit Jubelruf ward es verkündet:
Kommt her und seht den stolzen Bau,
Der fest auf Felsen ist gegründet
Im herrlichen Thüringer Gau.
Es schallten frohe Burschenlieder,
Wo über frühlingsgrünen Wald
Die alte Wartburg blickt hernieder
Und mahnt an Luthers Machtgestalt.

Woran so manches Jahr gewendet
Ward edlen Schaffens Lust und Kraft,
In Deutschlands Herzen steht vollendet
Das Denkmal deutscher Burschenschaft.
In ernster Feier und mit Scherzen
Und Gläserklang ist es geweiht,
Und spricht zu Deutschlands jungen Herzen
Von alter und von neuer Zeit.

Es spricht zuerst von schweren Tagen,
Als Deutschland noch war ungeeint,
Wohl war die große Schlacht geschlagen,
Die niederwarf den äußren Feind,
Doch nicht war durch den Stahl bezwungen
Der innre Feind, der arge Zwist,
Noch nicht der große Sieg errungen,
Der endlich doch errungen ist.

Da trat der erste Bund zusammen
Der Jugend, die vom Schlachtfeld kam
Und, in der Brust Begeistrungsflammen,
Des Sängers hehres Wort vernahm,
Das Wort vom Kaiser und vom Reiche,
Das wieder sollt' erstehn aufs neu;
Da holten aus zu hartem Streiche
Arglist und Trug und Tyrannei.

Sie aber ließen sich nicht rauben,
Wofür gestritten sie im Feld,
Getreu bewahrten sie den Glauben,
Dem sich die Hoffnung zugesellt.
Sie haben tapfer sich gehalten
In Not und Pein und Kerkerhaft!
Dies Denkmal gilt den treuen Alten
Der ersten deutschen Burschenschaft.

Dies Denkmal spricht von großen Tagen,
Von einer Zeit voll Ruhm und Glanz,
Als wieder ward im Kampf geschlagen
Der Feind des deutschen Vaterlands.
Des ein'gen Vaterlands! Vergangen
War langer Schande Not und Nacht —
Es war, wovon einst Dichter sangen,
Als Preis des Sieges heimgebracht.

Es mahnt dies Denkmal an die Helden,
Von denen werden immerdar
Die Blätter der Geschichte melden,
Berichtend von dem großen Jahr.
Vom greisen Herrscher, der erschienen
Zur rechten Zeit der rechte Mann,
Von seinen mächtgen Paladinen,
Mit denen er den Sieg gewann.

Dies Denkmal ist errichtet allen,
Die damals standen auf der Wacht
Und die da kämpfend sind gefallen
Fürs Vaterland in blutger Schlacht —
Den wackren Männern, die geboten
Die Brust dem Feind in schwerem Streit;
Dies Denkmal ist auch deinen Toten,
O deutsche Burschenschaft, geweiht.

Sei du auch deutscher Einheit Hüter,
Im großen wie im kleinen treu,
Bewache du die teuren Güter,
Die schwer erworben sind aufs neu.
Verteidige mit scharfer Wehre
Und mit dem Geist und mit dem Wort
Freiheit und Vaterland und Ehre
Getreu als deinen Schatz und Hort.

O deutsche Burschenschaft, entfalte
Dein Banner, das du dir bewahrt
Aus alter Zeit, und bleib die alte
Auch in der echten deutschen Art,
Auf daß sich ferner auch erneue
In jungen Herzen alte Kraft.
Zum Wohl des Vaterlands gedeihe
Und blühe, deutsche Burschenschaft!

Johannes Trojan
Göttingen und Bonn, 1856—1859.



Theater.

Noch erbraust das geräuschvolle Finale, ehe das Berliner Theaterjahr verrinnt und die immer knapper bemessene Ferienpause begonnen hat. In dem Massenaufgebot schauspielerischer Kräfte stellt sich doch manches ein wenig anders dar, als es zu Anfang den Anschein hatte. Aber eine umfassende Rundschau über den Gesamtstand der deutschen Schauspielkunst kann dennoch nicht gewonnen werden. Auf dem Weg der gemischten Vorstellungen mit einer Auslese von Kräften aus verschiedenen Theatern werden wir zu einer klaren Erkenntnis nicht kommen. Dazu ist die Großstadtentwicklung mit ihrem Theaterbedürfnis zu reich, und das hat man deutlich erkannt, nur die Vorführung eines ganzen Ensembles giebt die rechte Anschauung.

Bisher sind drei Hoftheater mit Ensemblespielen beteiligt. Jede für sich hatte ihren Wert. Jede für sich lehrte, daß man ein rechtschaffenes Maß schauspielerischer Schulung erzielen könne, auch wo die genialen Künstlerindividualitäten fehlen. Die waren ja in keiner Periode zu Dutzenden gesät. Das Dresdner Hoftheater ist das einzige, das bisher ein modernes Stück brachte, eine Komödie sogar, in der die Hauptrolle berlinisch abgefaßt ist, und brachte es damit zu einer sehr respektablen Wirkung. Frau Salbach spielte in Schlaikjers Komödie „Des Pastors Rieke“ die Wirtschafterin des Pfarrers, den sie in ihrer derben, gesunden Kraft aus Unruhen und Verstimmungen wachruft, die ihn niederbeugen und zu lähmen drohen. Frau Salbach sowohl, wie die Darsteller der kleineren Episoden fanden lebhaften Beifall.

Leider ist das Wiener Burgtheater von heute nicht in seiner Gesamtkraft bei den Berliner „Meisterspielen“ vertreten. Dafür hat es zwei seiner ältesten Meister, Sonnenthal und den greisen Baumeister, entsandt. In diesen Altherren der Schauspielkunst lebt immer noch der Zug der großen Tradition, die für das eigentlich-klassische Drama den edelgesteigerten Ausdruck findet. Sie kommen nicht mehr in der ungebändigten und unberührten Vollkraft, aber sie haben für sich die große Linie der Darstellung bewahrt. Hat die genrehafte Kunst, die scharfe Detailbeobachtung, der Drang, die charakteristische Wahrheit zu betonen, in den besten Darbietungen des Deutschen Theaters seine Vollendung gefunden: in den Höhemomenten wird bei den Alten von Wien ein Stück jener monumentalen Würde offenbar, die uns sonst bei klassischen Vorstellungen verloren ging. Das klang aus der Nathanvorstellung mit Sonnenthal und aus Baumeisters Richter von Zalamea hervor. Rein und fast ungebrochen noch kam dieser außerordentliche Sinn für die verklärende Würde in Sonnenthals Nathan durch. Nicht eine geniale Improvisation macht es, sondern die Gestalt ist mit künstlerischem Feingefühl durchdacht, auf einer bestimmten Grundlage aufgebaut, von der aus sie in die Höhe wächst. Die Grundlage ist bei Sonnenthal eine weiche Empfindung zwar, aber sie entspringt reicher Güte. Der ursprünglichere Baumeister ist nun über 70 Jahre alt. Nach seinem 50jährigen Bühnenjubiläum in Wien hat man ihn auch in Berlin gefeiert, woher er auch seinen Ausgang nahm. Die lebensfreudige Fülle war stets sein schauspielerisches Grundelement.

Im übrigen giebt es auf unserm Theater noch Novitäten und neueinstudierte Komödien, aber man merkt es doch, es geht dem sommerlichen Frieden zu. Das Berliner Theater hat mit einer ausgegrabenen alten Posse von L'Arronge und Wilken noch einen letzten Versuch gemacht. Die Komödie „Kläffer“ war vor dreißig Jahren ein vielbegehrtes Zugstück. Aber die genügsame Behaglichkeit von ehedem ist dahin, und ebenso sind ihre schauspielerischen Dolmetscher, die Helmerding und Reusche, dahin. Man lacht, wie über lustige Kindererinnerungen, aber man sieht in diesen Possen nicht mehr ein Spiegelbild von Neuberlin. Loki.



Die Toten der Woche.

Professor Dr. Rudolf Arendt, Redakteur des Chemischen Zentralblatts, † am 14. Mai.

Georges Favon, Staatsrat und Nationalrat, Führer der Genfer radikalen Partei und Chefredakteur des „Genevois“, † am 17. Mai (Portr. nebenst.).



Georges Favon †

D. theol. Habicht, der Prälat der evangelischen Landeskirche, † am 19. Mai in Darmstadt im Alter von 80 Jahren.

Hermann von Löhner, Kulturhistoriker, † am 20. Mai in Wien.

Gustav Ritter von Mauthner, Direktor der österreichischen Kreditanstalt in Wien, † am 19. Mai.

Elsbeth Meyer-Förster, Schriftstellerin, † am 17. Mai in Bozen im Alter von 32 Jahren. (Portr. S. 948).

Gräfin Klara von Monts, geb. von Ingersleben, Witwe des kommandierenden Admirals Alexander Graf von Monts, † am 18. Mai in Berlin (Portr. nebenstehend).



Gräfin Klara von Monts †

Geheimer Oberjustizrat Schultheis, früherer Landgerichtspräsident, † zu Marburg.

Schriftsteller Prof. Adalbert Swoboda, der „Entdecker“ Roseggers, † am 19. Mai im Alter von 74 Jahren.

Verheyen, der bekannte deutsche Radfahrer, stürzte am 20. Mai bei Fontaineblau aus dem Automobil und wurde tot vom Platz getragen.

Professor Dr. Wiebel, Direktor des chemischen Staatslaboratoriums zu Hamburg, † am 15. Mai.



Jagd und Sport

Ein glücklicher Stern leuchtete dem Verein für Hindernisrennen am zweiten Pfingstfeiertag in Karlshorst, denn es wäre jammerschade gewesen, wenn die „Große Internationale“, die vornehmste und wertvollste Konkurrenz des Karlshorster Frühjahrsmeeting, in diesen trüben, regnerischen und kalten Tagen auch „zu Wasser geworden“ wäre. So war es wirklich als ein Wunder anzusehen, daß das Rennen zu guter Letzt noch vom Wetter begünstigt war. Ein überaus zahlreiches Publikum hatte sich auf gut Glück eingefunden, alle Plätze waren besetzt — ein Zeichen dafür, daß man in Berlin in allen Bevölkerungsklassen dem edlen Sport das weitestgehende Interesse entgegenbringt. Die Internationale, von einem Achterfeld bestritten, fiel wie im Vorjahr an den Tepper-Laskischen Stall, der es ausgezeichnet versteht, die Chancen seiner Pferde auszunutzen. The Villain blieb Sieger, aber der Wallach hatte alle Mühe, gegen Floh II. anzukämpfen, er konnte nur mit einer halben Länge gewinnen, und um ein Haar wäre er geschlagen worden.

Am dritten Feiertag wurde der Jubiläumspreis zu Hoppegarten geritten. Für das wertvolle Rennen ging ein Feld von neun Pferden an den Ablauf. Wider alles Erwarten gewann Freiherr von Münchhausens Kolibri, der von Hill gesteuert wurde, während A. von Schmieders Hutschachtel zweite blieb und Manskes Slanderer als dritter landete.

Die Radrennen, die in der vergangenen Woche auf der Kurfürstendammbahn abgehalten wurden, nahmen das Interesse des radelnden Publikums in Anspruch. Das Hauptinteresse konzentrierte sich auf das Zusammentreffen des schwarzen Weltmeisterfahrers Major Taylor und unseres Champions Willy Arend im Charlottenburger Malfahren. Dieses Rennen, an dem sich 31 Fahrer beteiligten, wurde in sechs Vorläufen, drei Hoffnungsläufen und drei Zwischenläufen gefahren, denen sich der Entscheidungslauf anschloß. Aus diesem ging Arend vor Major Taylor als Sieger hervor.

Der Dauermarsch Dresden-Berlin, den der Berliner Sportklub „Komet" an den Pfingstfeiertagen veranstaltet hatte, war wenig vom Wetter begünstigt. Trotzdem ist der Erfolg hervorragend gut, da die fast 200 Kilometer lange Strecke von dem Berliner Mann vom Sportklub „Komet" ohne Ruhepause in 27 Stunden 13 Minuten 14 Sekunden (Weltrekord) zurückgelegt wurde.



Der Kaiser in Hohkönigsburg (Abb. S. 942). Die Besuche unseres Kaisers in den Reichslanden, die beinah zu regelmäßigen Institutionen geworden sind, haben zweifellos nicht wenig zur Aussöhnung der Elsaß-Lothringer mit der Zugehörigkeit zum Deutschen Reich beigetragen. Der Ankauf des Gutes Urville durch den Kaiser, die Schenkung der Hohkönigsburg an ihn von seiten der Gemeinde Schlettstadt bilden Symptome der fortschreitenden Annäherung, die durch den letzten Aufenthalt des Monarchen daselbst wieder eine neue Förderung erfahren hat. Denn von Hohkönigsburg aus ist an den Statthalter der Erlaß ergangen, durch den die langersehnte Aufhebung des Diktaturparagraphen bestimmt wird.

Prinz Heinrich hat eben mit dem ersten deutschen **Geschwader** (Abb. S. 943) auf einer Uebungsreise im Atlantik der Küste von Großbritannien einen Besuch abgestattet. Die Flottenabteilung lag mehrere Tage in Kingstown, und während dieser Zeit weilte Prinz Heinrich als Gast des Vizekönigs von Irland in Dublin, wo er sich auch eifrig der Pflege des Sports hingab.

Präsident Loubet (Abb. S. 944) hat am 13. Mai die französische Hauptstadt verlassen, um dem Zaren in Petersburg seinen Gegenbesuch abzustatten. In Brest, wo sich der Präsident an Bord des Kreuzers „Montcalm" begab, der ihn nach Petersburg gebracht hat, wurde Herr Loubet von den Behörden feierlich empfangen.

Die Krönungsfeierlichkeiten in Madrid (Abb. S. 941) sind nicht ganz glatt verlaufen. Die Fahrt des jungen Königs zur Eidesleistung erlitt eine kleine Verzögerung, weil ein Mann aus der Menge sich in verdächtiger Weise dem Wagen des Monarchen näherte. Man glaubte zuerst an ein Attentat, doch stellte sich heraus, daß der Zwischenfall durchaus harmlos war. Eine der ersten Regierungshandlungen König Alfons' XIII. war seine Teilnahme an der Grundsteinlegung neuer Schulen.

Die Wiesbadener Festspiele (Porträts S. 942) haben in diesem Jahr wieder einen äußerst glänzenden Verlauf genommen. Mehr noch als sonst stand die Oper im Vordergrund des Interesses vor dem Schauspiel. Den Gipfelpunkt bildete die Gluckſche „Armide" in neuer, von dem Intendanten und dem Kapellmeister des Hoftheaters bearbeiteter Form. In der Titelpartie zeichnete sich zuerst Frau Leffler-Burckard aus, deren Leistung jedoch noch überboten wurde durch Fräulein Thila Plaichinger von der Berliner Königlichen Oper.

„Kuba libre" (Abb. S. 944). Mit dem 20. Mai hat die Herrschaft des amerikanischen Generalgouverneurs Wood ihr Ende erreicht, die Insel genießt größere Unabhängigkeit, als sie vor dem amerikanisch-spanischen Krieg besessen hat. Er hatte die Genugthuung, vor seiner Abreise noch die Tochter des Präsidenten Miß Alice Roosevelt bei sich begrüßen zu können.

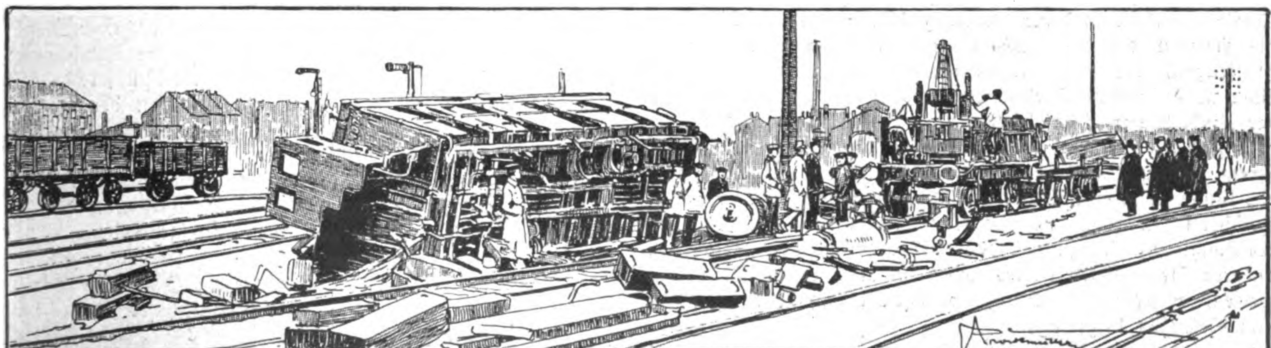
Der bulgarische Exarch in Konstantinopel Joſſif I. (Abb. S. 946) hat kürzlich sein fündundzwanzigjähriges Pontifikatsjubiläum begangen. Aus diesem Anlaß fand in der bulgarischen Nationalkirche in Balata eine religiöse Feier statt, an der auch eine Abordnung von Metropoliten und andern Persönlichkeiten aus Bulgarien teilnahm.

Düsseldorf (Abb. S. 981) hatte während der Pfingsttage für die Fremden, die es besuchten, außer der Ausstellung noch eine andere Anziehungskraft. Es wurde das neunundsiebzigste niederrheinische Musikfest hier abgehalten, das sich seinen Vorgängern würdig anreihte. Wir bringen heute ein Panorama der Stadt mit dem Ausstellungsgelände.

Mariabrunner Kirchtag (Abb. S. 983) hieß das letzte vorzüglich gelungene Wohlthätigkeitsfest, das die Prinzessin Alexandrine Windischgrätz und die Gräfin Stephanie Wenckheim in Wien veranstalteten.

Die Königlich Sächsische Industrieschule in Plauen i. V. (Abb. S. 984) konnte in diesem Monat das Jubiläum ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens feiern. Hofrat Professor Hofmann hat sich als weitblickender Direktor die größten Verdienste um die Anstalt erworben.

Die Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen (Abb. S. 982) hat ihre elfte Konferenz in Hamburg



Vom Eisenbahnunfall auf der Station Neuss am Abend des 19. Mai.

abgehalten. Es wurden wichtige Fragen eingehend erörtert und verschiedene Hamburger Institute besichtigt. Daneben fand auch ein Ausflug nach den Vierlanden statt, wo Maler Schwindrazheim, der sich das Studium der dortigen Bauernkunst zur Aufgabe gemacht hat, einen interessanten Vortrag hielt.

Das Kriegsfriedensmuseum in Luzern (Abb. S. 948), das von dem verstorbenen russischen Staatsrat von Bloch, dem bekannten Friedensagitator, gestiftet wurde, wird Anfang Juni eröffnet werden. Gleichzeitig findet daselbst die Generalversammlung des internationalen Friedensbureaus statt.

Die neue Kriegsschule auf dem Brauhausberg bei Potsdam (Abb. S. 948) ist nun vollendet. Der Bau, der mit seinem Turm die ganze Umgegend beherrscht, darf als vorzüglich gelungen bezeichnet werden.

Bei Zschortau (Abb. S. 984), wo jüngst der München-Berliner D-Zug entgleiste, hat am 22. Juni 1871 bereits einmal ein Eisenbahnunglück stattgefunden mit noch verhängnisvolleren Folgen. Damals fanden achtzehn aus Frankreich heimkehrende Krieger bei der Katastrophe ihren Tod. Ihrem Andenken ist unweit der Stadt ein Denkmal geweiht.

Ein schwerer Eisenbahnunfall (Abb. S. 939) hat sich am Pfingstmontag bei der Station Neuß ereignet. Ein Güterzug fuhr dem Aachen-Düsseldorfer Personenzug in die Flanke, acht Wagen entgleisten und stürzten um. Ein vom Pfingsturlaub heimkehrender Infanterist wurde getötet, vier Passagiere schwer und 44 leicht verletzt.

Personalien (Porträts S. 948 und 984). In Paris fand mit großem Erfolg eine Aufführung der „Götterdämmerung" von Richard Wagner statt. Das Zustandekommen der Vorstellung ist der Société des Grandes Auditions musicales zu danken, deren Vorsitzender die Gräfin Greffulhe ist. Als Brunhilde zeichnete sich Madame Litvinne aus, eine geborene Russin, die als die bedeutendste Wagnersängerin Frankreichs gilt. — Im Verlauf der Berliner Verdifestspiele trat neben den bereits früher erwähnten Künstlern Signora Luisa Tetrazzini als vollendete Koloratursängerin hervor. — In Bozen ist Frau Elsbeth Meyer-Förster verschieden, die, obwohl sie nur ein Alter von 32 Jahren erreichte, bereits in der vordersten Reihe der deutschen Schriftstellerinnen stand. — Generalleutnant z. D. Gerhard v. d. Osten feierte sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum.



Mutter und Kind! Wie etwas Untrennbares klingt es zusammen! Und doch wie viele Frauen verzichten freiwillig, ja in absichtlichem Frevel darauf, in der aufkeimenden Seele ihres Kindes Trost, Hoffnung und Läuterung zu finden nach erbitterten Anklagen, nach Verzweiflung und Qualen. Kein anderer Ausweg blieb ihnen bisher, als die Freuden der Mutterschaft zu opfern und Fremden zu übertragen, um dem eigenen Kind selbst fremd zu werden. Aber nicht bezahlte Ziehmütter und die abgeschlossene Welt der Findelhäuser sollen sich fortan zwischen die beiden, die eins sind in alle Ewigkeit, drängen; die Mutter selbst soll ihrem kleinen Kind Nährerin und Hüterin sein. Und damit sie das könne, wird eine Stätte der Ruhe für sie geschaffen werden. Hochherzige Frauen und Männer haben sich in Berlin vereint, ein Säuglingsheim zu gründen. Möge der Aufruf, der sich an anderer Stelle dieses Heftes findet, in allen einen Wiederhall wecken, in jedem den Wunsch erstehen lassen, sein Scherflein zum Gelingen beizutragen.

C. D.



Auch die vorsichtig zögernde Kritik kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß die Börsenauffassung in der letzten Zeit etwas optimistischer geworden ist, und es scheint, daß der vielgerühmte Börseninstinkt auch diesmal wieder das Richtige treffen wird. Nicht mehr ängstlich und zaghaft blicken unsere Geschäftskreise nach London, von wo sie die entscheidenden Nachrichten über die Transvaalfriedensverhandlungen erwarten. Man hat die nervöse Spannung beiseite gelegt, weil man mit größerer Bestimmtheit als zu irgendeiner Zeit nunmehr das nahe Ende des Kriegs erwartet, mögen auch die Verhandlungen zeitweise auf Schwierigkeiten stoßen oder sich um Tage und Wochen in die Länge ziehen. Die Börse war in dieser Richtung so zuversichtlich gestimmt, daß ihr selbst ein zeitweiliger Abbruch der Verhandlungen keinen sonderlichen Schrecken eingejagt hätte. Ueberdies wurde ihre Aufmerksamkeit durch sachlichere Momente, namentlich durch die Entwicklung der Dinge an der Newyorker Börse, erheblich abgelenkt. Und das war gut; denn einerseits wurde dadurch die stockende Geschäftsthätigkeit zeitweise wieder einigermaßen in Fluß gebracht, und andrerseits erfuhr die etwas konfuse Auffassung eine Klärung, die sich auf Grund von gewissen Pressedarstellungen über die kommerzielle und Börsenlage der Vereinigten Staaten zeitweise gebildet hatte.

Mit dem Schlagwort von dem bevorstehenden Krach in Amerika ließ sich übrigens in diesen Tagen nicht viel ausrichten. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben nicht allein unsern maßgebenden Geschäftskreisen, sondern auch dem fernerstehenden Publikum die Lehre gegeben, daß die geschäftliche Potenz und Geldmacht Amerikas so immense ist, daß in jenem Land auch außergewöhnliche und ungesunde Ausschreitungen verhältnismäßig leichter ertragen und überwunden werden können, und daß selbst der Zusammenbruch einzelner schwindelhafter Teile der geschäftlichen und wirtschaftlichen Organisation den ganzen Bau nicht so leicht zu gefährden vermag. Wie lange schon hat man bei uns das Ende der gigantischen amerikanischen Ring- und Trustwirtschaft vorhergesagt, und wie oft hat man in der letzten Epoche dem Morgantreiben ein rasches Ende mit Schrecken prophezeit! Wirkliche und einigermaßen zuverlässige Symptome von einem drohenden Debacle solcher Art lassen sich aber thatsächlich zur Zeit nicht erkennen, und der Stand der gewerblichen Thätigkeit in Amerika, der fort und fort steigende geschäftliche Trieb, der sich in den immer weiter zunehmenden Eisenbahneinnahmen äußert, müßten dem eingefleischtesten Pessimisten zeigen, daß man drüben vorerst noch auf einer recht gesunden Grundlage operiert.

Daß diese Wahrnehmungen auf die Dauer nicht verfehlen können, auch auf unsere Märkte ihre freundlichen Reflexe zu werfen, ist ja ganz natürlich. Ohnehin zeigt sich bei uns bekanntlich eine wenn auch bescheidene Erholung in den maßgebenden Industriezweigen, eine Erholung, die ja freilich nicht auf breiter Grundlage und in ununterbrochener Linie im Eisen- und Kohlengewerbe sich geltend macht, die aber immerhin nicht wegzuleugnen ist. Es kommt hinzu, daß unsere deutschen Börsen von einer Seite Sukkurs erhalten, von der man dies am wenigsten erwarten mochte, nämlich von Wien her. Dort haben der überraschend glänzende Verlauf der ungarischen Konversionsoperation und die trotz allem Hin und Her in Fluß kommende Eisenbahnverstaatlichungsoperation den Mut der noch übriggebliebenen potenten Geschäftskreise geschwellt, und man hört nach langer Pause auch wieder von Wiener Käufen an unserm Markt und von einer Initiative, die dem ausgetrockneten Bächlein des Börsengeschäfts manche befruchtende Welle zuführt.

Verus.

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



Königinwitwe Marie Christine. König Alfons.

Von den Festlichkeiten in Madrid: Die Grundsteinlegung der neuen Schulgebäude durch den jungen König.

Phot. Juven.



Der Kaiser auf der Hohkönigsburg: Ein kühler Trunk.



Dr. von Ibell,
Oberbürgermeister von Wiesbaden



Martha Leffler-Burckard,
trat in der Oper „Armide“ auf.



Stadtbaurat Genzmer,
Erbauer des neuen Theaterfoyers.

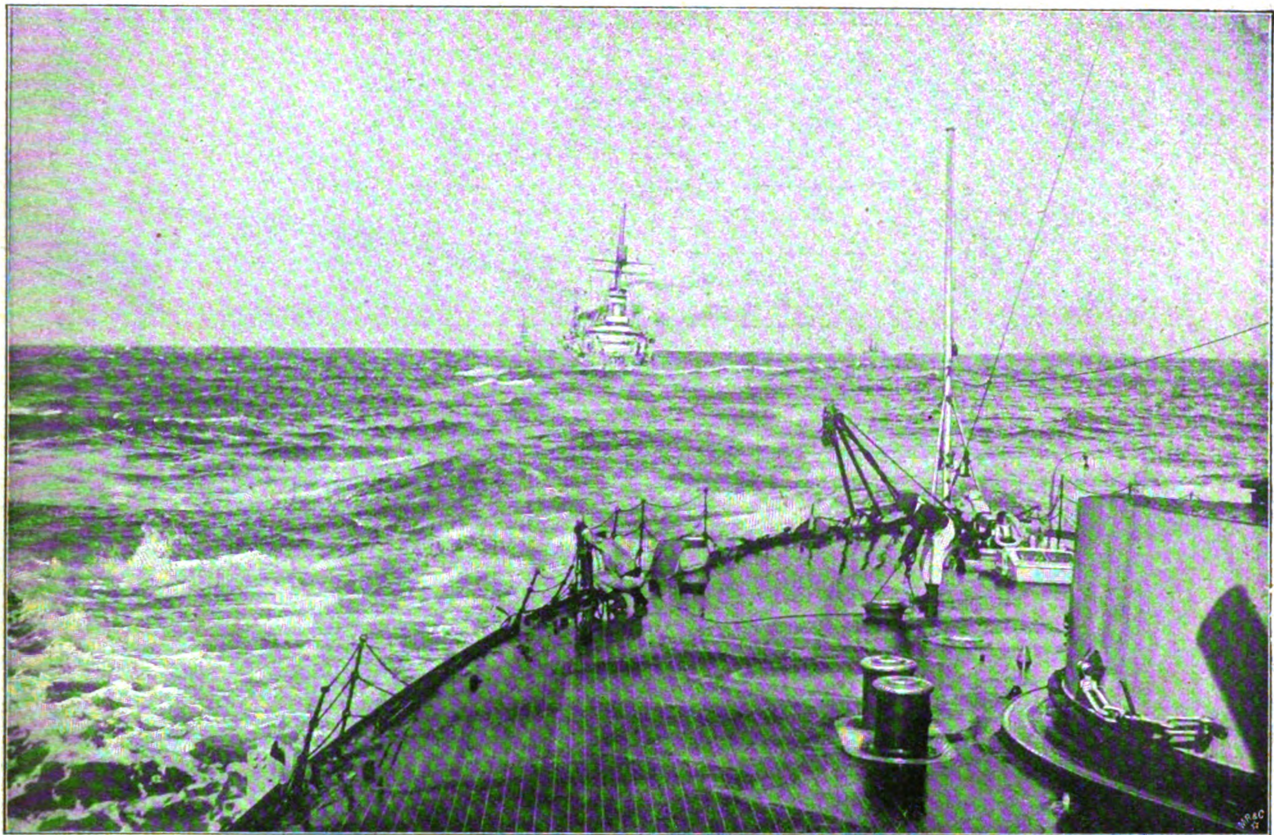


Der Kaiser auf der Hohkönigsburg: Besichtigung der Burg.
Aufnahmen des Hofphotographen A. Klinger, Straßburg i. E.



Thila Plaichinger,
trat in der Oper „Armide“ auf.

Von den Kaisertagen im Elsass und den Festspielen in Wiesbaden.



Das I. Geschwader im Atlantik. Vom achteren Aufbau des Flaggschiffs aufgenommen.



Beim Polospiel im Phönixpark zu Dublin.
Photographische Aufnahme von Lafayette, Dublin.

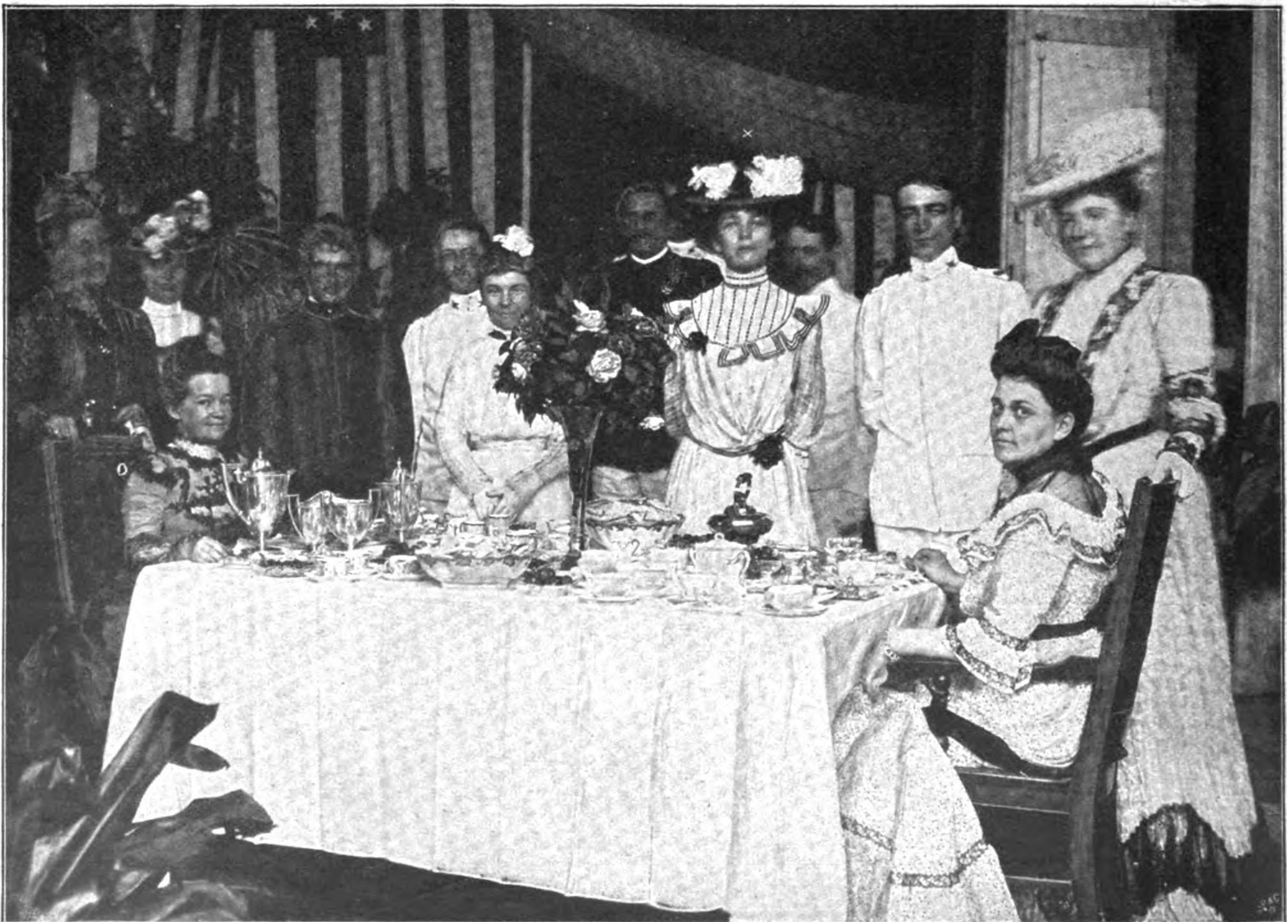
Vom Besuch des Prinzen Heinrich von Preussen in Irland.



1. Loubet. 2. Der Seepräfekt. 3. Berger, der Maire von Brest.

Der französische Präsident auf der Fahrt nach Russland: Loubets Ankunft in Brest.

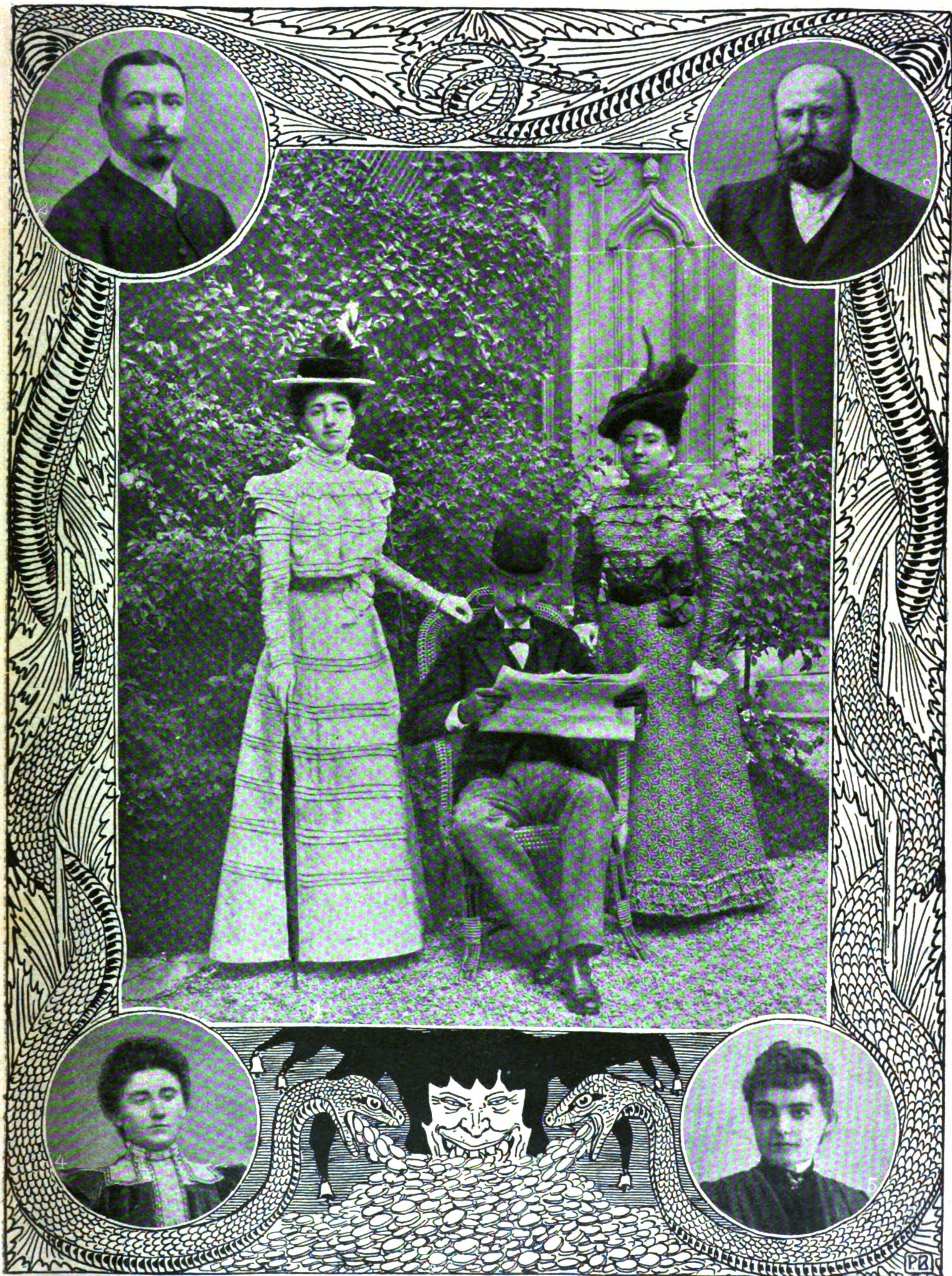
Phot. Charles Ehrenstroem, Paris.



Miß Alice Roosevelt. Frau General Wood.

Zum Regierungswechsel in Kuba am 20. Mai:

Die Tochter des Präsidenten Roosevelt zu Besuch beim bisherigen Generalgouverneur Leonard Wood in Havana.



1. Gruppenbild: Frédéric Humbert und Frau Humbert mit ihrer Tochter Eva. 2. und 3. Romain d'Aurignac, Verwalter der „Rente Viagère", und Emile d'Aurignac, Brüder der Frau Humbert. 4. Marie d'Aurignac, die Braut des einen der beiden sagenhaften Brüder Crawford. 5. Jugendbildnis der Frau Humbert (als Fräulein d'Aurignac).

Zum Millionenschwindel in Frankreich: Die Mitglieder der Familie Humbert.



Die bulgarische Kirche in Balata bei Konstantinopel.



Der bulgarische Exarch, umgeben von allen Metropoliten Mazedoniens und Bulgariens.

Das 25. Jahresfest des bulgarischen Exarchen in Balata bei Konstantinopel.

Photographische Aufnahmen von Sigm. Weinberg & Co., Pera.



Die durch den Ausbruch des Vulkans Soufrière bedrohte Stadt Kingstown auf der Antilleninsel St. Vincent.



Das Kriegs- und Friedensmuseum des verstorbenen russischen Staatsrats von Bloch in Luzern, das Anfang Juni eröffnet wird.
Phot. Louis Stoll.



Gräfin Greffulhe, Vorsitzende des Vereins „Société des Grandes Auditions musicales“ in Paris.



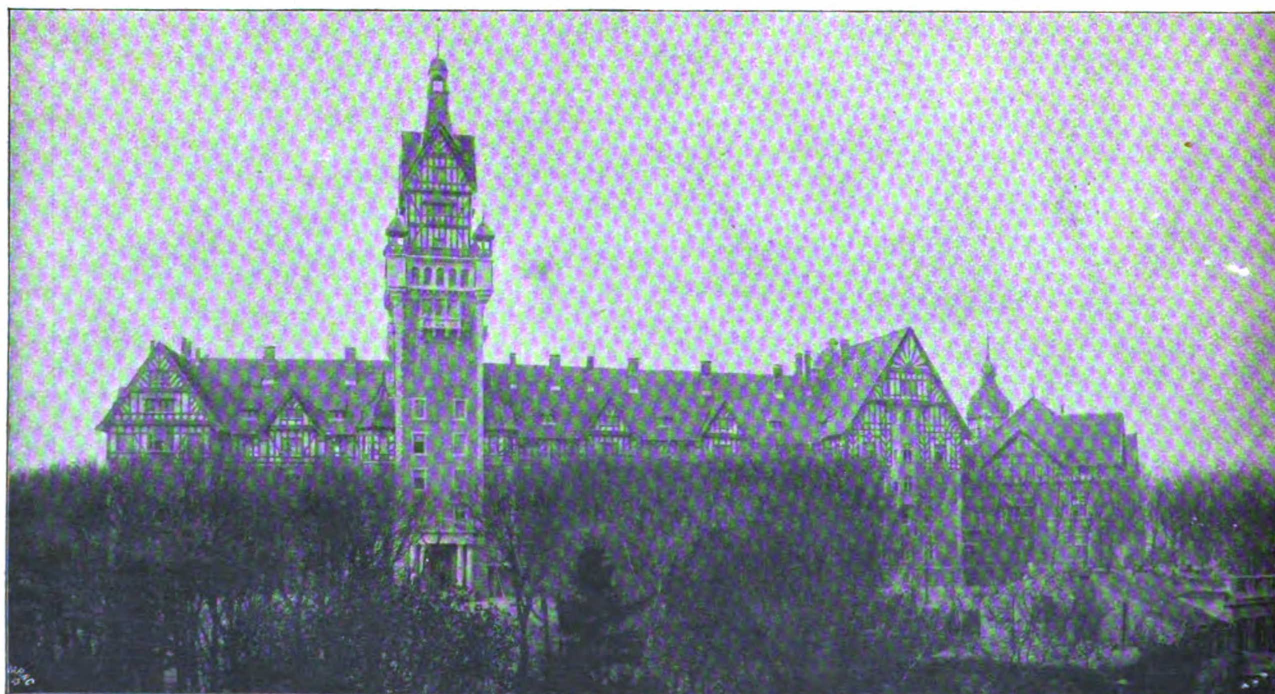
Mme. Litvinne, die bedeutendste Wagnersängerin Frankreichs



Luisa Tetrazzini, wirkte in den Berliner Verdi-festspielen mit.



Elsbeth Meyer-Förster † eine der hervorragendsten jüngeren Schriftstellerinnen.



Die neue Kriegsschule auf dem Brauhausberg bei Potsdam.
Hofphot. Ernst Eichgrün, Potsdam.

Die Katastrophe auf Martinique und ähnliche Naturereignisse.

Von F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte.

Vulkanausbrüche und Erdbeben, diese Durchbrechungen und Durchzuckungen der Erdoberfläche, sind die immer sich wieder meldenden Mahner an den Ursprung der Erde. Wir sollen nicht vergessen, daß unsere Mutter Erde feuriger Abkunft, ein Kind der Sonne ist. In allerfrühesten Zeiten sind auf ihr Katastrophen, wie sie die Menschen jetzt nur selten schrecken, sicher so häufig gewesen, wie wir sie heute noch bei einzelnen Planeten, deren Oberfläche noch nicht so hart ist wie die der Erde, beobachten.

Die Sonne selbst zeigt uns täglich Hunderttausende von kleinen und großen Ausbrüchen und Aenderungen ihrer glühenden Oberfläche. Aber auch Planeten, wie Jupiter und Saturn, die in ihrem Abkühlungsprozeß schon weiter vorgeschritten sind, trotzdem sie noch keine feste Oberfläche besitzen, überraschen uns oft durch Bildungen starker roter Flecken, die uns einen Einblick in ihre innere Glut gewähren. Unser Mond, der schon deshalb weit mehr abgekühlt sein muß als die Erde, weil sein Durchmesser noch nicht einmal den vierten Teil des Erddurchmessers beträgt, zeigt nicht nur Spuren früherer vulkanischer Thätigkeit, sondern ruft das Erstaunen seiner Beobachter durch Neubildungen von Kratern und Rillen hervor. Jetzt in letzter Zeit will man auf der Meudoner Sternwarte sogar direkt einen Ausbruch eines kleinen Mondkraters in der Nähe von Taetetus in der Alpenkette auf dem Mond beobachtet haben.

Unter solchen Umständen darf es uns nicht wundern, daß auch bewohnte Gegenden der Erde von Katastrophen heimgesucht werden, die, wie die jüngste auf Martinique, viele Menschenleben zum Opfer fordern. In folgendem wollen wir einige solcher Katastrophen und ihre Folgeerscheinungen schildern, jedoch nicht, ohne ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß auch durch kleine Veränderungen, die an sich unbedeutend sind, in ungemein langen Zeiträumen gleichwohl dem „Antlitz unserer Erde" neue Züge aufgeprägt werden können.

Als eine solche Katastrophe, die den regelmäßigen Gang des Umgestaltungswerks unterbrochen hat, ist die mesopotamische Sintflut zu nennen, von der uns nicht nur in der Bibel, sondern auch auf Keilinschriften berichtet wird. In der Heiligen Schrift heißt der Erbauer der Arche Noah, in dem sumerischen Gedicht, auf Keilinschriftendenkmälern, heißt er Idzubar. Beide Erzählungen bestätigen und ergänzen sich in bemerkenswerter Weise, wie Idzubar und Noah in beiden Erzählungen die gleichen Rollen spielen.

In historischen Zeiten ist die Zerstörung Herculaneums und Pompejis aus dem Jahr 79 n. Chr. die bekannteste Katastrophe, die der Krater des Vesuvs durch Aussendung von Aschenregen und Lavaglut herbeiführte. Wer heute die ausgegrabenen Stätten Pompejis durchwandert, kann noch die Plötzlichkeit, mit der das Ereignis z. Z. aufgetreten ist, an den verschiedenen Stellungen erkennen, in denen die in Todesangst sich krümmenden ausgegrabenen Menschen- und Tierleichen aufgefunden sind. Die einen sind bei der Arbeit, die andern im Schlaf vom Tod ereilt worden. Wem es nicht vergönnt ist, Pompeji selbst aufzusuchen, der findet im Museum von Neapel reichen Ersatz. Die gleichzeitig zu Tage gehobenen Handwerkszeuge und Gebrauchsgegenstände zeigen uns, welche Höhe damals schon das Kunstgewerbe erreicht hatte. Eine Sammlung von Flöten, Kinderspielzeugen, Schmuckgegenständen, Lampen, Maßen und Gewichten, Schreibzeugen und Pferdegeschirren u. s. w. zaubert das alte römische Leben vor unsere Augen, wie es der Bulwersche Roman so anschaulich schildert.

Im Jahr 1794 fand am 12. Juni ein anderer heftiger Ausbruch des Vesuvs statt, den Leopold von Buch ausführlich beschrieben hat: „Eine schwarze, feststehende Wolke lagerte sich um den Berg und verbreitete sich nach und nach wie ein finsterer Flor über den Golf und das Meer. Unaufhörlich fiel in Neapel und in der Gegend ein feiner Aschenregen herab und bedeckte alle Pflanzen und Bäume, alle Häuser und Straßen. In Neapel war es schwarzer feiner Staub, näher dem Vulkan zu ein dunkler Sand mit erkennbaren Teilen. Die Sonne erhob sich strahlenlos und ohne Glanz, und kaum war die Helle des Tages dem schwachen Licht der Morgenröte vergleichbar. Ein unbedeckter, lichter Streif am äußersten westlichen Horizont ließ doppelt die Menschen empfinden, wie sie in Finsternis eingehüllt waren. Als der Aschenfall gelinder wurde, zeigte sich bisweilen das matte, rötliche Bild der Sonne." Dieser Ausbruch ist insofern von besonderem Interesse, als einen Monat später in ganz Deutschland Höhenrauch beobachtet wurde; morgens und abends war er besonders sichtbar. Die Sonne und nachts der Mond waren gleichsam in einen dünnen Schleier gehüllt, der auch sogar des Mittags den ganzen Tag hindurch den Sonnenglanz so sehr schwächte, daß er nur matt und fast gelblich war.

Am 26. April 1721 fand in Persien ein heftiges Erdbeben statt, das die Stadt Tabriz zerstörte, wobei 8000 Menschen ums Leben kamen. Hierauf traten Erscheinungen ein, die die abergläubische Bevölkerung in große Bestürzung versetzte. Die Sonne schien in ungewöhnlich dunstiger Atmosphäre so auffallend rot, daß die Astrologen in diesem ängstlichen Anblick die Zerstörung von Ispahan durch Feuer zu erkennen glaubten. Aly Hazeen schreibt in einem persischen Manuskript: „Die Sonne war viele Tage lang verschleiert, und der Horizont hatte während dieser Zeit ein rotes und blutiges Ansehen." Aehnliche unheilverkündende Prophezeiungen entmutigten die Bevölkerung von Persien derartig, daß die Empörung der Afghanen unter Führung des berühmten Thamas-Kouli-Kan zur Begründung ihrer Herrschaft in Persien führen konnte. Von besonderem Interesse ist, daß einige Wochen später in fast ganz Mitteleuropa eine Verdunklung der Sonne durch Höhennebel beobachtet wurde. In Berlin „sah der berühmte Astronomus Kirch die Sonne ganz rot und ohne Strahlen durchscheinen, daß man sie etliche Stunden lang frei und ohne Verletzung hat ansehen können, was fast die ganze Stadt in Verwunderung gesetzt."

Im Jahr 1783 sind ungewöhnliche Dämmerungserscheinungen in engem Zusammenhang mit den heftigen Erdbeben in Kalabrien und Sizilien beobachtet worden.

Im Jahr 1831 entstand im Süden von Sizilien im Mittelländischen Meer eine neue Vulkaninsel. Am

8. Juli bemerkte der erste Augenzeuge auf der Fahrt von Malta nach Palermo unter donnerähnlichem Getöse eine schwarzgefärbte Wassermasse bis über dreißig Meter sich erheben.

Am 2. August hißte ein Engländer die britische Flagge auf dieser neuen Insel und gab ihr den Namen „Grahamsinsel". Professor Gemellaro, der zur Untersuchung abgesandt war, taufte die Insel „Vulkaninsel König Ferdinand des Zweiten", ohne zu wissen, daß schon zwei Tage vorher von den Engländern die Insel in Besitz genommen war. Der Bestand der vulkanischen Erhebung war von so kurzer Dauer, daß ein politischer Streit um den Besitz des neuentstandenen Landes sich nicht entwickeln konnte. Bereits im Dezember 1831 lotete man, wie Kießling berichtet, an derselben Stelle eine Meerestiefe von 15 Metern. Hierauf wurden fast im ganzen Mitteleuropa ungewöhnliche, offenbar mit diesen vulkanischen Vorgängen im Zusammenhang stehende Sonnen- und Himmelsfärbungen beobachtet. Die „Preußische Staatszeitung" vom 30. August 1831 widmet den merkwürdigen Dämmerungserscheinungen, die damals in Berlin auftraten, eine ausführliche Beschreibung, in der freilich das Phänomen fälschlich als ein Nordlicht gedeutet wird. Ebenso liegen Berichte aus Leipzig, Gotha, Hirschberg u. s. w. vor; immer wird der zinnoberrote Glanz hervorgehoben.

Ein heftiger Ausbruch des Hekla am 2. September 1845 wird auch in Verbindung mit optischen Erscheinungen gebracht, die auf der Ostsee beobachtet wurden.

Unvergessen sind die prachtvollen Dämmerungserscheinungen, die die Ausbrüche des Krakatoa im Jahr 1883 hervorgerufen haben. Dieses vulkanische Ereignis allergrößten Stils hat fast 50 000 Menschenleben und die Insel Krakatoa am 27. August vernichtet. Schon am 20. Mai des Jahres sah man eine ungeheure weiße Dampfsäule, deren Höhe zu 10 000 Meter gemessen wurde, auf der Insel Krakatoa emporsteigen Ein Regen feiner Asche bedeckte die vorbeifahrenden Schiffe. Die Sonne erschien am verdunkelten Himmel blau, ein ungeheures Geknatter wurde von der Insel her vernommen.

Man hörte den Donner bis auf 350 Kilometer Entfernung. Des Nachts sah man unaufhörlich Blitze in dem dunklen Rauch. Diese Aschenausbrüche hielten vom 20. Mai bis zum 26. August an. Die Luft erzitterte unausgesetzt, und alles Hausgerät wurde in klappernde Bewegung gesetzt. In Batavia verfolgte man die Entwicklung der Ereignisse mit Bangen und Zagen.

M. W. Meyer schildert anschaulich das Ringen der entfesselten Naturkräfte: „Das ist ein unbeschreiblich furchtbarer Kampf der beiden feindseligen Elemente zwischen Feuer und Wasser gewesen, als der Vulkan inmitten seiner entsetzlichen Arbeit, durch diese selbst unterwühlt, in sich zusammenfiel und feuerspeiend unter das Meer versank. Das Wasser stürzte mit gieriger Wut in den glühend flüssigen Schlund hinab; zischend und brodelnd verwandelte es sich augenblicklich in ungeheure Dampfmengen, die in mächtiger Dampfspannung sich mit dröhnendem Krach befreiten, Feuer, flüssige Lava, glühende Steine und ein großes Stück Meer mit sich zu den Wolken emporschleudernd. Feuerströme stiegen vom Himmel auf und ab, und nur sie erleuchteten die schwarze Nacht, die statt sonnigen tropischen Tages erstickend schwer über Land und Meer lagerte. Am folgenden Morgen ging in Batavia die Sonne verhüllt in rostig blutiger Farbe auf. Schwarze Rauchwolken stürmten in immer dichteren Scharen vom westlichen Horizont herauf. Ein schwerer Regen von Asche, Schwefel und Staub fiel über die Stadt herab, und um Mittag war sie in undurchdringliche Dunkelheit gehüllt. Jede Beschäftigung stockte. Eingeborene und Europäer wurden von Furcht und Entsetzen ergriffen. Um diese Zeit strömte eine 17 Fuß hohe Welle vom Meer ins Land hinein und hieß die Flüsse zurück zu ihren Quellen fließen. Zwei Stunden später kam eine zweite und höhere Welle. Sechsunddreißig Stunden lang blieb Batavia in Dunkelheit gehüllt. Das ist ein Bericht von der unmittelbaren Wirkung der Katastrophe aus zwanzig geographischen Meilen Entfernung ..." In der Nähe der Ausbruchsstelle fielen heiße Bimssteinbrocken und nach Schwefel riechende Asche so stark nieder, daß sie auf der Haut Brandwunden erzeugten. Verbeek schätzt die emporgeschleuderten Massen auf 18 Kubikkilometer. Die Lufterschütterungen, die durch die Eruption hervorgerufen wurden, pflanzten sich dreimal um die Erde bis zu den Antipoden und wieder zurück fort. Sonne und Mond zeigten außergewöhnliche Ringerscheinungen, und jahrelang später waren der Abend- und Morgenhimmel auch hier in Berlin außerordentlich gefärbt. Als sich der dichtere Staub gesetzt hatte, vom Jahr 1887 an, sah man auch in einer Höhe von 80 Kilometern die leuchtenden Nachtwolken auftreten. Diese Gebilde wurden hauptsächlich von dem verstorbenen O. Jesse studiert. Auch Schreiber dieser Zeilen war es vergönnt, zahlreiche Photographien dieser Erscheinungen herzustellen. Die letzten schwachen Anzeichen von ihrem Vorhandensein konnte ich noch im Jahr 1897 feststellen.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts traten besonders zahlreiche Erdbeben auf, die viele Menschenleben vernichteten. Das Erdbeben von Chio am 3. April 1881 erheischte 3650 Menschenopfer, das Erdbeben von Ischia am 28. Juli 1883 2450 Menschenopfer, das Erdbeben in Spanien am 25. Dezember 1884 2500 Menschenopfer, das Erdbeben von Baramula, im Thal von Kachemire in Zentralasien, am 17. Juni 1885 3080 Menschenopfer, das Erdbeben von Charleston am 31. August 1886 erschütterte die ganzen Karolinen.

Auch die Katastrophe auf Martinique am 8. Mai dieses Jahres früh 8 Uhr ist nicht ganz ohne Vorboten aufgetreten.

Der Vulkan Mt. Pelée hat schon in der Nacht vom 3. zum 4. Mai mit seinen starken Eruptionen begonnen und große Lavamassen ausgespien. Am 5. Mai soll bereits ein neuer Ausbruch die Faktoreien bei St. Pierre und 150 Menschenleben vernichtet haben. Am 6. Mai hat der Lavastrom die Insel stark bedroht. Am 8. Mai früh 8 Uhr scheint nun der Hauptausbruch von Mt. Pelée stattgefunden zu haben. St. Pierre, die Haupthafenstadt von St. Martinique, ist mit ihren 25 500 Einwohnern vollständig vernichtet. Dieser Hauptausbruch wird ebenso plötzlich wie der in Krakatao am 27. August eingetreten sein, so daß die Schiffe, die im Hafen von St. Pierre lagen, trotz Fahrtbereitschaft fast alle zerstört wurden.

Auch auf andern Inseln der Kleinen Antillen, die alle mehr oder weniger vulkanisch sind, scheinen die Krater wieder thätig geworden zu sein. Dies wird, während diese Zeilen geschrieben werden, besonders von St. Vincent und Guadeloupe gemeldet. Auf Barbados war die Asche schon kurze Zeit nachher über 10 Zentimeter hoch in dicken Schichten angehäuft.

Schon in kurzer Zeit wird es sich zeigen, ob diese Ausbrüche auf den Kleinen Antillen atmosphärische Dämmerungserscheinungen im Gefolge haben werden, wie die früher erwähnten Vulkanausbrüche. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich dann auch wieder die merkwürdigen, leuchtenden Nachtwolken, die wie weiße Gespenster am Nachthimmel entlang ziehen, zeigen und uns die letzte Kunde bringen werden von vernichteten Menschenleben und Menschenglück im fernen Ozean, von verschütteten Städten und zerstörten Pflanzungen.

Wilde Tiere als Helfer des Menschen.

Plauderei von Dr. Th. Zell.

Schon die alten Griechen und Römer ergingen sich in Betrachtungen über die Hilfe, die viele Tiere den Menschen leisten. So soll der Elefant dem einsam wandelnden Menschen den richtigen Weg weisen, ebenso der Schakal. Von ihm erzählt ein alter Schriftsteller: man sagt, der Schakal hege für den Menschen ein besonderes Wohlwollen, weiche ihm bei der Begegnung höflich aus und eile ihm sogar zu Hilfe, wenn er von einem andern Tier angegriffen werde.

So ganz undenkbar sind solche Erzählungen nicht, wenigstens wurde in einem durchaus ernsten Blatt von dem amerikanischen Löwen, dem Puma, Aehnliches erzählt.

Von dem ungeschlachten Nilpferd sollen wir sogar die Kunst des Aderlasses gelernt haben, obwohl doch dieser Behemoth gewiß nichts Sanitätsrätliches an sich hat. Es heißt von ihm: jenem Tier verdankt auch die Arzneiwissenschaft den Aderlaß; denn wenn es sich durch guten Fraß gemästet hat, so geht es ans Ufer, sucht ein frisch abgeschnittenes, spitziges Rohr, drückt den Leib hinein, zerschneidet eine Ader, erleichtert durch Abfließen des Blutes seinen bis zur Krankheit fetten Körper und verschmiert dann die Wunde mit Lehm.

Nicht genug können die Alten die Menschenfreundlichkeit des Delphins rühmen, wovon ja auch die bekannte Erzählung von Arion Zeugnis ablegt. Wundersames erzählen sie von der Hilfe, die die Delphine den Fischern leisten. Die heutigen Naturforscher stehen diesen Erzählungen sehr skeptisch gegenüber.

Unbestritten ist jedoch, daß die Delphine ihre Kapriolen machen, als wenn sie die Schiffsmannschaft unterhalten wollten. So heißt es bei Lösche: jeder Seemann freut sich immer wieder, wenn er eine sogenannte Schule oder Schar von Delphinen sieht. In einen langen und verhältnismäßig schmalen Zug geordnet, eilen die lustigen Reisenden durch die leichtbewegte See; mit hurtigen Sprüngen und einer Schnelligkeit, als gälte es ein Wettrennen, verfolgen sie ihren Weg. Ein bis zwei Meter weit schnellen sich die glänzenden Leiber in zierlichen Bogen durch die Luft, fallen kopfüber in das Wasser und schießen von neuem heraus, immer das gleiche Spiel wiederholend. Die Uebermütigsten der Schar überschlagen sich in der Luft, indem sie dabei in urkomischer Weise mit dem Schwanz wippen; andere lassen sich flach auf die Seite oder auf den Rücken fallen; noch andere springen kerzengerade empor und tanzen, indem sie sich drei-, viermal mit Hilfe des Schwanzes vorwärtsschnellen, aufrechtstehend oder wie Sprenkel gebogen über die Oberfläche dahin. Kaum sehen sie ein Schiff, das unter allen Segeln vor der leichten Brise herläuft, so schwenken sie ab und kommen auf dieses zu. Nun beginnt erst die wahre Lust. In weitem Bogen umkreisen sie das Fahrzeug, hüpfen vor ihm her und an den Seiten entlang, kehren zurück und geben ihre schönsten Kunststücke zum besten. Je schneller das Schiff segelt, um so ausgelassener ist ihr Treiben.

So enthält auch die vorhin erwähnte Erzählung von den Elefanten einen wahren Kern. In der Wildnis der Tropen würde der Mensch nur mit Mühe sich Wege bahnen können, wenn nicht die Dickhäuter durch die Wucht ihrer kolossalen Leiber schnurgerade Wege durch die verschlungensten Dickichte schüfen. In gleicher Weise machen sich Nilpferd, Nashorn und der riesige Kafferbüffel nützlich. Wissmann erzählt in seinen afrikanischen Jagdabenteuern folgendes Erlebnis: am hellen Tag war ich einst an einer sumpfigen Stelle des Nyassasees ans Land gegangen, um das etwas höher und zurückliegende Ufer zu erreichen. Dies wäre kaum möglich gewesen, wenn nicht die Flußpferde sich durch die riesigen Sumpfgewächse Tunnels hindurchgebrochen hätten, die oben und an den Seiten aus fast undurchdringlichen Schilf- und andern Sumpfpflanzen bestanden. In einem solchen „Wechsel" ging ich bis an den Bauch im Wasser, als ich plötzlich in einer Biegung auf zehn Schritt einem Flußpferd gegenüberstand, das mich ganz erstaunt anglotzte. An Ausweichen war nicht zu denken, und wenn ich geschossen hätte, würde mich das sehr starke, alte Tier wahrscheinlich angenommen haben. Kurz entschlossen riß ich mein Taschentuch heraus und schwenkte es schreiend dem gewaltigen Dickhäuter entgegen, der auch wirklich sofort erschreckt, aus den Nüstern wie eine Dampfmaschine blasend, herumfuhr und sich einen neuen Paß seitwärts im Sumpfdickicht brach.

Der Elefant ist aber außerdem noch ein vorzüglicher Pfadfinder. Wir stehen vor einem Rätsel, wie er es anstellt, gerade die Stelle eines Gebirges ausfindig zu machen, wo das Ueberschreiten am leichtesten stattfinden kann. Die Thatsache als solche ist unbestritten. Bei Brehm lesen wir folgendes: im Gebirge legen sie sich, ebenso wie im Wald, Pfade an, und zwar mit einer Klugheit, die selbst menschliche Straßenbauer in Erstaunen setzt. Tennent erfuhr von englischen Baumeistern, daß die Elefanten, wenn sie Gebirge überschreiten, stets die günstigsten und tiefsten Sättel auszuwählen und alle Regeln zur Ueberwindung bedeutender Steilungen aufs geschickteste zu benutzen verstehen. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß solche Wege selbst über Gebirge verlaufen, in denen gewöhnliche Pferde unbesiegbare Hindernisse finden würden. Genau das Gleiche gilt für die Bogosländer. Hier haben die Elefanten immer die günstigsten Pässe des Gebirges, die weit und breit zu finden sind, zu ihren Wegen sich ausgesucht und diese mit wunderbarer Klugheit in sachverständigster Weise benutzt.

Auch bei uns hat man sich bei dem Ueberschreiten gefährlicher Stellen nach den Tieren gerichtet. Die Stadt Frankfurt a. M. soll ja ihren Namen daher haben, weil eine Hirschkuh den Franken eine Furt zum Ueberschreiten des Mains gezeigt hat.

Daß man sich nach dem Wild richten kann, ob die Eisdecke trägt, ist eine bekannte Sache. Schon den Alten war das aufgefallen. So lesen wir bei einem alten Schriftsteller folgendes: in Thracien verdankt man in der Art selbst dem Fuchs etwas, obgleich er sonst ein schadenfrohes Tier ist. Wenn nämlich die Flüsse gefroren sind, so legt er sein Ohr aufs Eis; merkt er, daß es dick und fest genug ist, so geht er unbedenklich auf dem Eis hin und wieder, und dann thun es ihm auch die Menschen nach.

Hierzu bemerkt ein moderner Naturforscher: man kann jeden Winter die Beobachtung machen, daß Füchse, Hasen, Rehe, Hirsche nie über das Eis der Flüsse und Teiche gehen, bevor sie sich überzeugt haben, daß es sie sicher trägt. Da sie die Dicke des Eises auch auf stehendem Wasser richtig beurteilen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sie mit dem Ohr prüfen; jedenfalls urteilen sie auch dann richtig, wenn das Eis mit Schnee bedeckt ist, und man sieht in diesem keinen Abdruck aufgelegter Ohren; ebenso bemerkt man keine Spur davon, daß sie durch Stampfen mit dem Fuß probierten. — Wenn derselbe Naturforscher nun aber weiter behauptet, daß die Tiere die Tragfähigkeit des Eises durch den Geruch prüften, so wird schwerlich sich jemand eine Vorstellung machen können, wie gerade das Riechen hierzu geeignet sein soll.

Zum Auffinden von Wasser sind wilde Tiere ebenfalls sehr geeignet. Aus den australischen Einöden wurde kürzlich berichtet, daß man ohne die Vögel, deren Flug dem verschmachtenden Reisenden häufig ein Hinweis für das Vorhandensein von Gewässern ist, sehr übel dran wäre. Ferner kann man an manchen Vögeln erkennen, ob das Land bald in der Nähe ist. Die Wikinger, die ohne Kompaß ihre kühnen Fahrten unternahmen, bedienten sich der Raben, um das Vorhandensein von Land festzustellen. Ebenso soll man verläßlichen Mitteilungen zufolge gewisse Fische, wie den Lotsenfisch, nur in der Nähe des Landes antreffen.

Eine wirkliche Sanitätspolizei üben in heißen Gegenden Geier, Hyänen, Schakale und verwilderte Hunde aus. Ihnen ist es zu verdanken, daß die Kadaver so schnell beseitigt werden. Bei uns werden größere Tierleichen gewöhnlich von den Wildschweinen gefressen.

Bei der Jagd leisten zum Beispiel Affen wichtige Dienste, da sie dem Jäger durch ihr Geschrei anzeigen, welchen Weg ein verfolgtes Raubtier nimmt, Termitenbaue gewähren dem Schützen Deckung, werden übrigens manchmal auch als Backstuben benutzt. Der Uhu dient auf der Krähenhütte als Lockvogel. Den Fischern zeigen Walfische und Seevögel die Annäherung der Heringsschwärme an. Gewisse Vögel, wie zum Beispiel der Honiganzeiger, führen den Menschen direkt dahin, wo etwas Süßes zu schnabulieren ist. So heißt es bei Brehm: wenn der Morok oder Honiganzeiger ein Bienennest aufgespürt hat, setzt er sich an die Landstraße, schlägt mit den Flügeln, singt, sobald er jemand erblickt, und sucht ihm dadurch begreiflich zu machen und ihn aufzumuntern, daß er ihm folgen solle und die Anweisung eines Bienennestes zu erwarten habe. Merkt er, daß man mitgeht, so fliegt er von Baum zu Baum, bis er zur Stelle kommt, wo der Honig gefunden wird. Der Abessinier bemächtigt sich des Honigs, ermangelt aber niemals, dem Vogel einen guten Teil davon zu überlassen.

Raben und Krähen zeigen uns oft das Vorhandensein von Leichen an. Erst kürzlich war die Leiche eines Selbstmörders nicht zu finden, bis der Lehrer auf den Gedanken kam, den Kindern folgendes aufzutragen: „Paßt auf, wo ihr recht viel Krähen seht!" Und richtig, auf diesem Weg wurde der Leichnam auch wirklich gefunden. Füchse haben in ungezählten Fällen im Wald verscharrte Leichen ausgegraben und dadurch manches Verbrechen enthüllt. Allein in der Provinz Westpreußen wurden im Sommer 1867 vier Personen zum Tode verurteilt, deren Thaten nie entdeckt worden wären, wenn Füchse nicht die im Wald verscharrten Opfer wieder an das Tageslicht gebracht hätten.

Natürlich sind die Dienste, die uns die wilden Tiere leisten, ganz unfreiwilliger Natur. Doch diese Gesinnung ändert ja nichts an der Thatsache, daß wir aus ihrem Verhalten großen Nutzen ziehen.

Mein Schwiegersohn!

Skizze von Berthold Kuhnert.

Als ich im vorigen Sommer bei meiner letzten militärischen Uebung in Rathenow nachmittags über die Straße schlendere, hängt sich plötzlich eine ältere Dame vertraut in meinen Arm und schaut so glückstrahlend zu mir auf, wie nur immer der verliebteste Backfisch es fertig bekommen hätte. Ich erkannte erstaunt die Frau Sanitätsrat Munter, die Schwiegermutter meines Freundes Alfred in Berlin.

„Aber meine verehrte gnädige Frau, Ihre Augen strahlen ja mit der jungen Lenzsonne um die Wette. Was ist Ihnen denn so Freudiges begegnet?"

Sie preßt meinen Arm nur noch enger und sieht mich wiederum mit dem schwärmischen Blick unendlicher Seligkeit an.

„Ach, mein liebster, bester Doktor, ich bin ja so maßlos glücklich, so grenzenlos heiter. Wissen Sie, ich bin ganz richtig — verliebt!"

Und damit errötete sie bis zur Halskrause.

Ich zuckte unwillkürlich zusammen. Ich war niemals in meinem Leben ein sogenannter Damenherr, der eines registrierenden Leporello für seine Eroberungen bedurft hätte. Aber trotzdem — ich bin ein junger, wohlgebildeter, kräftiger Mann im besten Alter, dessen Aeußeres außerdem jetzt gerade durch die knappe, kleidsame Husarenuniform auf das glücklichste gehoben wurde. Sollte etwa die für eine Schwiegermutter noch recht jugendliche, durchaus wohlerhaltene

Frau auf mich eins ihrer hübschen, dunkelbraunen Augen geworfen haben?

Etwas ängstlich forschte ich: „Wenn man fragen darf, gnädige Frau — in wen?“

Voll und groß begegneten sich unsere Blicke. Dann senkten sich die ihrigen wie ertappt. Sie zog mit der Spitze ihres Schirmes einige schwungvolle Linien in den Sand. „Raten Sie mal!“

Meine schlimmsten Befürchtungen schienen mir erfüllt. Hier mußte auf der Stelle etwas geschehen, das fühlte ich.

Ich blieb also stehen, löste meinen Arm aus ihrer sanften Umschlingung und sagte ernst und ruhig: „Nein, gnädige Frau, das kann ich nicht raten. Das müssen Sie mir schon selbst sagen.“

Sie lachte vergnügt aus sich heraus: „Aber liebster Doktor, was sind Sie feierlich und ungeschickt! Um wen in aller Welt kann es sich denn überhaupt handeln?“

„Es kann sich um sehr viele handeln. In der Liebe ist nichts unmöglich.“

„Glauben Sie etwa, daß mir auf meine alten Tage noch jemand gefährlich werden könnte? Da müßte es schon gerade solch schmucker, schneidiger Kavalier sein, wie Sie. Dergleichen sind aber für uns alte Frauen wohl nicht mehr gewachsen. — Nein! Ich bin ganz unsinnig verliebt in meinen lieben und braven Schwiegersohn. Er ist das Muster eines Gatten und Sohnes!“

Ich kam mir etwas abgekühlt vor. Es wäre meiner Eitelkeit jetzt beinah lieber gewesen, ich hätte in ihrem Herzen eine kleine Verwirrung hervorgerufen. Sie aber fuhr voll Begeisterung fort zu erzählen: „Vorgestern habe ich ihn in Berlin besucht.“

„Da wird er jedenfalls eine riesige Freude gehabt haben,“ bemerkte ich höflich.

„Eine ganz unsinnige! Sie wissen vielleicht, daß Emmi mit dem Kind auf einige Wochen nach Thüringen gegangen ist. Das Mädchen hat sie mitgenommen, da sie sich noch ziemlich schwach fühlt und für das kleine Wesen nicht allein sorgen kann. Die Wirtschaft wurde also zugeschlossen, und Alfred zog für die kurze Dauer, wo er sich von Berlin noch nicht freimachen konnte, zu seinem Freund Leopold.“

„So, so! Zu Leopold!“

Frau Munter war stehen geblieben und sah mich forschend an: „Herr Doktor! Was denken Sie?“



„Nichts, gar nichts, gnädige Frau.“

„Kennen Sie Herrn Leopold genauer?“

„Ziemlich genau.“

„Glauben Sie, daß der Aufenthalt bei ihm für einen Strohwitwer der geeignete ist?“

Ich wich aus: „Er kann sich ja inzwischen geändert haben. Auch liebt Ihr Schwiegersohn sein Weibchen über alles —“

„Sehen Sie, genau dasselbe habe ich auch gedacht. Und deshalb beschloß ich eines schönen Tags, ihn zu besuchen. Ich depeschierte in aller Frühe und traf zwei Stunden später um zehn Uhr vormittags in Berlin ein. Er holte mich als galanter Mann vom Bahnhof ab — ich hatte das von ihm nicht anders erwartet — und brachte mich in ein ganz in der Nähe gelegenes Hotel.

„Während ich mich auf meinem Zimmer vom Reisestaub säuberte, dachte ich darüber nach, welche Ausflüchte er wohl erfinden würde, um mich recht bald wieder los zu werden. Als ich jedoch die Treppe hinunterkam, eilte er freudestrahlend auf mich zu, schloß mich in seine Arme und drückte mir einen Kuß auf beide Wangen: ‚Noch einmal herzlichst willkommen, Schwiegermama, du hättest mir armen verlassenen Strohwitwer keine größere Freude bereiten können. Ich habe mich sofort für die nächsten Tage vom Geschäft losgemacht und stehe vollständig zu deiner Verfügung. Wir wollen uns einmal Berlin gehörig ansehen.‘

„Das war nun ganz mein Fall. Denn sehen Sie: so nahe wir auch hier bei der Residenz wohnen — allzu oft kommt man doch nicht hin. Und dann sind Besorgungen zu machen, es ist stets eine große Hetzjagd, todmüde sitzt man abends wieder im Zug.

„‚Welch eine schöne Zeit wird das werden, Schwiegermamachen. Ich freue mich wie ein Kind darauf. Wie lange willst du hier bleiben?‘

„‚Ich dachte drei Tage,‘ antwortete ich forschend. Sein Gesicht nahm einen tieftraurigen Ausdruck an.

„‚Unmöglich! Da hast du ja kaum das Oberflächlichste gesehen! Nein, Schwiegermamachen! Eine Woche ist das Mindeste. Eher lasse ich dich nicht wieder fort. Abgemacht?‘

„Was sollte ich arme, alte Frau gegen so viel stürmische Liebe machen? Er drückte mir einen schallenden Kuß mitten auf den Mund, und wir waren einig.

Ich mußte mir jetzt wirklich mein Taschentuch an die Augen drücken, Thränen der Rührung standen darin."

Sie machte, überwältigt von der Erinnerung, eine kurze Pause. Ich erlaubte mir einzuwerfen: „Aber gnädige Frau, ich glaubte vorhin zu hören, Sie wären erst vorgestern drüben gewesen. Wie —?"

„Ganz recht! Der Geist war willig, doch das Fleisch war nicht mehr stark genug. Meine Nerven, durch ein Menschenalter an den ruhigen Betrieb dieser lieblichen Kleinstadt gewöhnt, waren dem Hasten und Drängen, dem Lärm und Gezeter der Großstadt nicht mehr gewachsen. Sie werden das gleich hören. — Mein Schwiegersohn also ging mit einem wahren Feuereifer an die Besichtigungen der Sehenswürdigkeiten. Er hatte sich schon ein Programm zurechtgelegt. Wir bummelten also zunächst die Linden entlang zum Brandenburgerthor hinaus in die Siegesallee.

„Sehr schön! Wirklich sehr schön! Besonders die Blumenbeete zwischen den einzelnen Gruppen in den herrlichsten Farben waren mein ganzes Entzücken. Wir nahmen heute nur eine oberflächliche Besichtigung vor, begannen historisch bei Albrecht dem Bären, gingen die eine Seite hinunter, die andere hinauf bis zu unserm alten, ehrwürdigen Kaiser. Alfred kaufte mir einen sehr schönen Führer, den ich abends durchstudieren sollte, damit wir in den nächsten Tagen alle Einzelheiten genauer bewundern könnten. Dann gingen wir zum neuen Bismarckdenkmal, und schließlich hielt es Alfred für nötig, auf die Siegessäule zu steigen, damit wir den großartigen Ueberblick über die mächtige Stadt genössen.

„Mir fällt Treppensteigen zwar recht schwer — wir sind hier ja gar nicht daran gewöhnt — aber ich wollte Alfred nicht kränken und folgte ihm, der geflügelten Schritts hinaufzueilen schien, so schnell ich es vermochte.

„Die Aussicht dort oben war sehr schön. Aber der Stufen waren auch sehr viele gewesen.

„Als wir wieder unten ankamen, zog Alfred die Uhr. Es war halb eins. Also gerade die Zeit meiner Mittagsmahlzeit.

„‚Wir müssen uns eilen,' meinte er, ‚um drei Uhr werden die Museen geschlossen.'

„Ehe ich etwas erwidern konnte, saßen wir schon in einem Taxameter und fuhren nach der Stadt zu. Trotzdem mein Magen erheblich knurrte, schwieg ich dennoch. Mir fehlte zwar schon mein zweites Frühstück, das ich um zehn Uhr einzunehmen gewohnt war, und ich hätte jetzt für mein Leben gern wenigstens eine Kleinigkeit genossen, aber Alfred war in solchem Eifer des Zeigens und Erklärens, daß es mir wirklich wie eine Entweihung vorgekommen wäre, seine heilige Begeisterung in so profaner Weise zu stören.

„Man sagt, daß die Museen in Berlin klein seien gegen die großen Sammlungen in London, Rom und Petersburg. Ich kann das natürlich nicht beurteilen. Das eine aber weiß ich: wenn man in knapp anderthalb Stunden das alte Museum, das neue Museum, die Nationalgalerie und das Pergamonmuseum einer wenn auch noch so flüchtigen Besichtigung unterzieht, daß einem dann der Umfang unserer wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze vollauf genügt. Ich war am Zusammenbrechen, als wir Punkt drei Uhr auf der Freitreppe des alten Museums standen und die großen Pforten sich hinter uns schlossen.

„Mein Schwiegersohn aber schien wie verjüngt: ‚Weißt du was? Der Tag ist zu schön, um ihn noch länger im Innern irgendwelcher Räume zu verbringen. Wir wollen in den Zoologischen Garten fahren.'

„‚Lieber Sohn,' wagte ich schüchtern einzuwenden, ‚ich habe heute morgen um sieben Uhr nur ein kleines Täßchen Kaffee und zwei Zwiebäcke zu mir genommen. Könnten wir jetzt nicht vielleicht irgendwo zu Mittag speisen?'

„‚Aber liebes Schwiegermamachen,' unterbrach er mich fast zornig, ‚warum hast du denn das nicht vorhin gesagt? Ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt. Ich könnte mich in Stücke reißen vor Wut, daß ich deine leiblichen Bedürfnisse vergessen konnte. Ich —'

„‚Aber lieber Alfred,' besänftigte ich ihn, ‚es eilt ja durchaus nicht. Ich bin ja auch gar nicht hungrig. Ich dachte nur —'

„Nachdenklich zog er seine Uhr aus der Tasche: ‚Es geht jetzt auf vier. Jetzt speist man im allgemeinen nicht. Vorhin hätten wir überall die besten Mahlzeiten gefunden. Jetzt aber wäre es schon am praktischten, wenn wir bis zum Diner im Hotel um sechs Uhr warteten.'

„Mein Magen krampfte sich zusammen.

„‚Giebt es denn nicht vielleicht im Zoologischen Garten —?'

„‚Freilich! Dort ist ja eine ausgezeichnete Wirtschaft. Dort trinken wir eine Tasse Kaffee und essen ein saftiges Schinkenbrot, vielleicht auch zwei, bis wir wieder ganz auf dem Posten sind. Diese Brötchen werden dort draußen in ganz vorzüglicher Verfassung hergestellt.'

„Ich drückte meinem Schwiegersohn voll heißen Dankes die Hand. Wir setzten uns in eine Droschke. Die Fahrt durch den Tiergarten erfrischte mich wieder recht. Der entzückende Park strahlte im frischesten, saftigsten Grün. Eine bunte Menschenmenge wogte auf der Charlottenburger Chaussee hin und her. Sie erwarteten unsern Kaiser. Mein Gott, wenn er jetzt wirklich käme. Und kaum hatte ich es gedacht, da sehe ich auch schon Tücher schwenken von ferne, höre ich das Hurraschreien der Tausende immer mehr anwachsen, immer näher zu uns herschallen. Und dort kommt er nun wirklich angeritten, gefolgt von einer glänzenden Suite bunter Uniformen. Und er grüßte rechts und links, so ernst und doch auch wieder so freundlich.

„Unser Kutscher hatte dicht am Rand des Reitwegs Halt gemacht. Und wie der Kaiser nun zu unserm Standplatz gekommen war, da nickte er gerade zu uns herüber. Wirklich, Doktor, gerade zu uns! Seine Blicke begegneten sich mit den meinen. Mir war es, als wenn ein Schauer durch meinen Leib lief. Dabei schwenkte ich mein Tuch aus Leibeskräften und schrie mir das letzte bißchen Feuchtigkeit aus der Kehle.

„Dann fiel ich meinem Schwiegersohn um den Hals und bedeckte ihn mit Küssen. Einen mußte ich jetzt in meiner überströmenden Freude umarmen.

Jugend.





Rosenbekränzt die jungen Mädchen gehn,
Von hellen Kleidern leuchten die Wege bunt.
Ich will die Welt und will ihre Schönheit sehn
Und will die Freude trinken bis auf den Grund.

Rechnet nicht nach, wohin uns die Zukunft lenkt.
Alt ist, wer zählend spürt, wie die Zeit verrinnt,
Jung, wer nicht fragt und nicht an das Morgen denkt,
Wem noch die Augen frei für die Sonne sind.

Sprecht mir von Freude, sprecht mir von Rausch und Pracht,
Schenkt mir mit Wein den Becher des Lebens voll
Und grüßt mit Jauchzen alles, was blüht und lacht,
Und alle die Schönheit, die noch kommen soll!

Karl Vanselow.



„Noch ganz überselig kam ich an der Pforte des Zoologischen Gartens an. Bald aber wurde meine starke Erregung durch eine desto größere Schwäche abgelöst.

„Mir war es wie eine Rettung, als ich gleich am Anfang die weißen, sauber gedeckten Tische sah. Ich steuerte direkt darauf los. Da schrie plötzlich mein Schwiegersohn: ‚Mamachen, sieh nur den Eisbären! Der ist ja heute wieder zum Totlachen! Wie er mit der hölzernen Kugel spielt und nach den Brotstücken schnappt.‘

„Er stürmte hinüber und zerrte mich an der Hand hinter sich her. Von den Eisbären ging es zu den Löwen, den Tigern, den Giraffen, den Elefanten.

„Ich freute mich ja innerlich, daß mein Schwiegersohn sich solch naives Gemüt bewahrt hatte. Wenn er vor dem Affenkäfig stand und den drolligen Späßen dieser possierlichen Tiere zuschaute, da lachte und sprang er wirklich wie ein Kind. Mir war auch innerlich schon alles egal geworden. Verhungern würde ich ja wohl nicht.

„Aber mein Schwiegersohn dachte auch an mich und meinen höchst prosaischen Hunger. Wir steuerten gerade auf die Waldschänke los, die mit ihrem Holzhäuschen, in das grüne Laub hineingebaut, einen überaus anheimelnden Eindruck machte. Gerade als wir vor der kleinen Brücke standen, die über den trennenden Graben hineinführte, machte mein Schwiegersohn Halt und lauschte auf das Klingen einer fernen Glocke.

„‚Schwiegermama, das sind die siamesischen Tänzer, die dürfen wir uns auf keinen Fall entgehen lassen. Die sind wirklich ganz einzig in ihrer Art.‘

„Schon waren wir auf dem Weg zu der entfernten Ecke, in der jene braunen Künstler ihre Vorstellungen gaben. Es war recht hübsch, recht lang und in dem für diese Jahreszeit reichlich starken Sonnenbrand auch recht heiß. Mir klebte die Zunge am Gaumen, meine Knie schlotterten.

„Zum drittenmal zog Alfred seine Uhr. ‚Es ist jetzt etwas nach fünf. Ich weiß nicht, ob es ratsam, sich durch eine Zwischenmahlzeit den Appetit zu verderben. Das beste ist vielleicht, wir fahren direkt in das Hotel, du machst dich zum Diner bereit, und um sechs Uhr speisen wir mit vollem und ungeschwächtem Hunger.‘

„‚Wie du denkst!‘ antwortete ich matt und sanft und zufrieden.

„Wir saßen wieder in einer Droschke und fuhren durch den Tiergarten zurück. Ich sah jetzt nicht mehr die geputzten Menschen, die rasselnden Kutschen, die stolzen Reiter — nur Ruhe wollte ich, Ruhe!

„Wir fuhren durch das Brandenburgerthor. An der Ecke einer Straße rief mein Schwiegersohn plötzlich halt: ‚Ist es dir recht, so nehmen wir noch schnell das Aquarium mit. Heute ist ja Mittwoch, der berühmte Füttertag.‘

„Wir stiegen aus. Aber ich war nicht mehr in der Lage, mir etwas anzusehn. Auf einer Bank vor dem

großen Schlangenkäfig brach ich ganz erschöpft zusammen.

„Und jetzt, lieber Doktor, kommt das Schrecklichste, das ich jemals in meinem Leben gesehen habe. Der Wärter trat hinzu und setzte ein lebendes, reizendes kleines Kaninchen hinein. Mit teuflischen Blicken verfolgte die Schlange das arme, gequälte Tier, richtete sich hoch auf und wiegte sich so recht wohlgefällig hin und her, als wenn es sich an der Todesangst weiden wollte. Dann drückte sie plötzlich den Kopf hart an den Boden, glitt langsam und satanisch grinsend heran, ein Ruck — das Kaninchen war ein paarmal von den glatten, gräßlichen Ringen umwickelt, das grausige, schauderhafte Gebiß öffnete sich und, gräßlich es schon auszuspechen, verschluckte das arme, zitternde Tier mit Haut und Haaren und würgte es hinunter. Man sah es ordentlich als eine dicke Wulst im Schlangenleib langsam hinabgleiten.

„Ich war einer Ohnmacht nahe. Mein Schwiegersohn trug mich mehr, als daß er mich führte, in den Wagen.

„Im Hotel angekommen, legte ich mich sofort zu Bett. Ich konnte keinen Happen mehr hinunterbringen.

„Mein Schwiegersohn mühte sich um mich, wie eine Mutter um ihr krankes Kind. Ich dankte ihm mit Blick und Händedruck. Aber mit mir war nichts mehr anzufangen.

„‚Schwiegermamachen, die Klingel ist dicht an deinem Bett. Laß dir bringen, was du begehrst. Das beste aber wird sein, du schläfst dich gründlich aus. Wir müssen unsere Zeit nützen. Wir haben morgen viel zu thun, wenn wir in acht Tagen herumkommen wollen. Ich lege das Programm hier auf den Tisch, daneben den Bädeker, damit du dich über alles unterrichten kannst. Um halb neun hole ich dich ab. Ist dir das recht?‘

„‚Ja, mein Sohn. Geh nur! Mir ist alles recht.‘

„Ich habe eine schreckliche Nacht verbracht. Alle elektrischen Wagen, Droschken, Omnibusse, Automobile, alle Stadtbahnen, Hochbahnen, Tunnelbahnen, alle Zeitungshändler und Schreihälse von ganz Berlin schienen sich ein Stelldichein vor meinem Hotel gegeben zu haben.

„Und als ich schließlich in einen unruhigen Schlaf verfiel, welch schreckliche Träume hetzten da mein armes, gemartertes Hirn! Bald war ich die Schlange, die das dicke verschluckte Tier nicht hinunterwürgen konnte, bald war ich das Kaninchen, dem sich der gräßliche Rachen und der entsetzliche Basiliskenblick der Mörderin näherte.

„Alles, was ich am Tage gesehen hatte, die pergamenischen Giganten, die Tafelrunde Friedrichs des Großen, die ägyptischen Mumien, die Kaulbachschen Treppengemälde tanzten zusammen mit den Fürsten der Siegesallee und den wilden Tieren und Affen des Zoologischen Gartens einen gräßlichen Karneval um mein Bett — unaufhörlich, ohne Gnade!

„In kalten Schweiß gebadet, wachte ich auf. Es war schon heller Morgen. Ich nahm den Zettel meines Schwiegersohnes vom Tisch und las die Reihe der Genüsse, die mir seine Liebe für den heutigen Tag bereitete. Ich schauderte. Was müssen diese Menschen für Nerven haben! Damit konnte ich wirklich nicht Strich und Band halten. Seiner aufopferungsvollen Güte und Freundlichkeit etwas abzuschlagen — sehen Sie, dazu hatte ich auch wieder nicht die robuste Rücksichtslosigkeit.

„Ich warf schnell einige Zeilen auf einen Briefbogen, dankte ihm vielmals für seine unendliche Liebenswürdigkeit, bedauerte jedoch, daß mein armer, schwacher Körper nicht mehr imstande sei, den Strapazen der Großstadt zu trotzen.

„Dann klingelte ich dem Mädchen. ‚Wann fährt der nächste Zug nach Rathenow?‘

„‚Sieben Uhr vierundzwanzig Minuten.‘

„Es imponierte mir, daß das Mädchen den Fahrplan auswendig wußte. Was müssen solche Leute alles im Kopf haben!

„Schnell hatte ich meine Sachen gepackt, Rechnung bezahlt und war unterwegs zum Bahnhof. Der Briefträger brachte mir gerade noch einen Morgengruß meines Schwiegersohnes. Wie rührend! Eine Ansichtskarte aus der ‚Traube‘. Es ist das, glaube ich, ein Versammlungsort gelehrter Gesellschaften. Nicht wahr?“

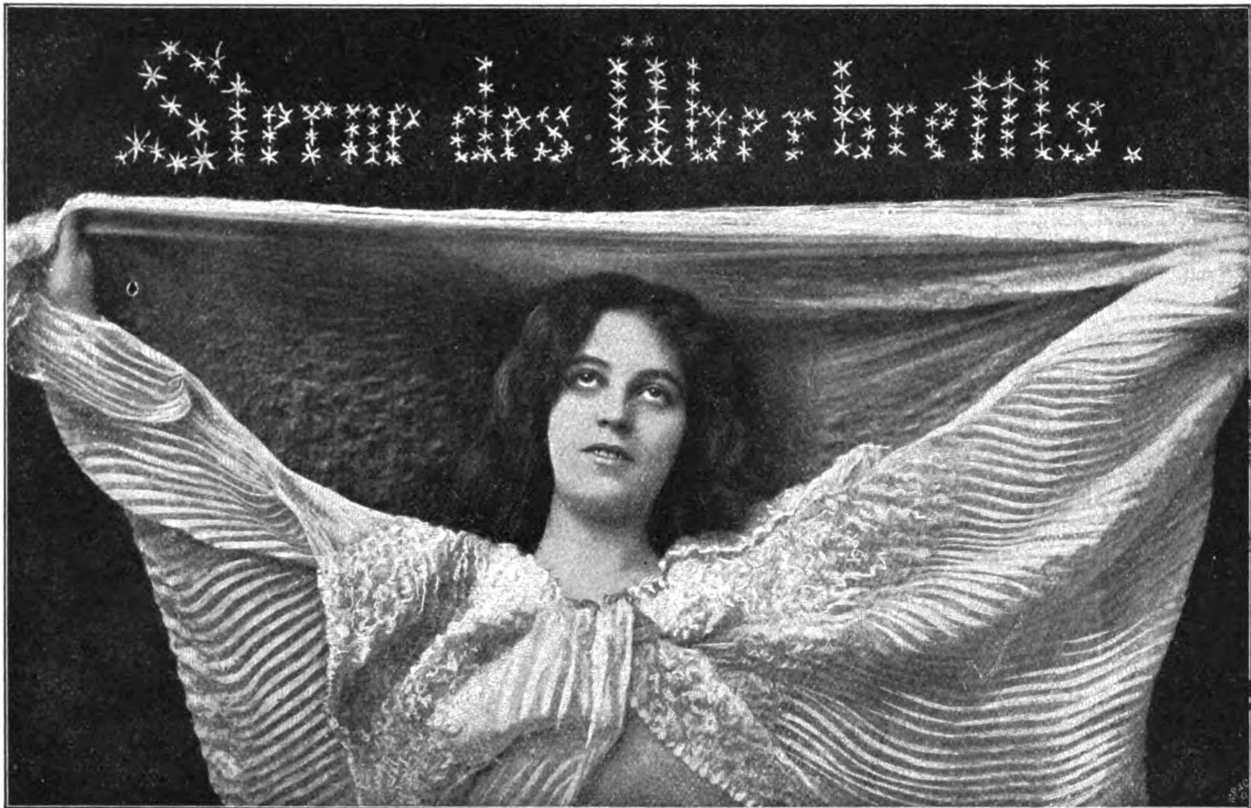
„Ganz richtig, gnädige Frau,“ bestätigte ich etwas hinterlistig. „Sie finden dort jeden Abend eine große Anzahl Geleerter!“

„Um zehn Uhr war ich glücklich wieder in Rathenow. Den gestrigen Tag habe ich gebraucht, um mich von den Erschütterungen der vergangenen vierundzwanzig Stunden zu erholen. Viel dachte ich dabei an meinen geliebten Schwiegersohn. Zwei Telegramme fragten schon nach meinem Befinden. Das letzte sogar mit bezahlter Rückantwort, ob ich auch glücklich hier wieder eingetroffen sei.“

Wir waren vor dem Kasino angekommen. Ich mußte mich verabschieden, um zum Mittagessen nicht zu spät zu erscheinen. Sie drückte mir beide Hände: „So sehen Sie in mir die glücklichste Schwiegermutter! Welche auf der ganzen Erde wird wohl von der Liebe ihres Sohnes in so erdrückender Weise überschüttet? Durch die Welt möchte ich ihn führen und den erstaunten Völkern mit dem Stolz einer antiken, römischen Mutter zeigen: mein Schwiegersohn!“

Gedankenvoll trennte ich mich von ihr.

Am nächsten Sonntag besuchte ich Alfred. Als ich am Montag früh wieder in Rathenow eintraf, sah auch ich blaß und schwach aus und mußte der Frau Sanitätsrat Recht geben: die Sehenswürdigkeiten der Großstadt sind wirklich zu anstrengend für jemand, dessen Nerven nicht an das Ruhelose und Aufregende dieses Lebens gewöhnt sind. Und dabei sind wir weder in der Siegesallee, noch in irgendeinem Museum gewesen.



Olga d'Estrée.

Während vor anderthalb Jahren der Begründer der litterarischen Brettlbewegung in Deutschland, Ernst von Wolzogen, keine geringe Mühe hatte, die geeigneten Kräfte für sein Unternehmen zu entdecken, sind seit den überraschend schnellen Erfolgen des Ueberbrettls die neuen Talente wie Pilze aus dem Boden geschossen. Aus den Lagern des Spezialitätentheaters wie des Theaters erschienen die Ueberläufer, begierig auf neuen künstlerischen Lorbeer und unermeßliche Gagen. Wenige hatten diesen Schritt zu beklagen. Talente, die früher im verborgenen blühten und verkümmerten, kamen plötzlich in aller Welt Mund. Ist es doch bekannt, daß eine Sängerin, die früher kaum ein Engagement für 150 Mark monatlich finden konnte, heute mit der zwanzigfachen Summe bezahlt wird. Manche überschätzte Kraft wird allerdings, wenn die Brettlbegeisterung in ein etwas ruhigeres Fahrwasser kommt, die Kehrseite der Medaille erkennen und in ihr früheres Nichts zurücksinken.

Zu den Künstlerinnen, die dem „Bunten Theater" seit seinem ersten denkwürdigen Abend im Januar 1901 eine feste Stütze sind, gehört Olga d'Estrée. Das ewig wechselnde Programm des Ueberbrettls gewährte der Vielseitigkeit dieser jungen Künstlerin ein überaus weites Feld zur Bethätigung ihres Talents. Den rein lyrischen Teil des Repertoires wußte sie mit innigem Ausdruck und mädchenhaftem Liebreiz zu interpretieren. Aber auch für die lustigen Tanzduette von Oskar Strauß fand sie den Ton harmlos liebenswürdigen Humors, und in Frank Wedekinds Ilse verstand sie tief zu erschüttern.



Die australische Tänzerin Saharet.

Frau Gisela Schneider-Nissen, ehemals ein Stern der Operettenbühne, ist heute eine der besten Vertreterinnen des deutschen Sprechgesanges, der sich seit dem Auftreten der Pariser Diseuse Yvette Guilbert bei uns ungeahnt entwickelt hat. Ihre stärksten Wirkungen erzielt die Künstlerin mit humoristischen Liedern, wozu sie ihre starke komische Begabung, verbunden mit einer übermütig kecken parodistischen Laune besonders befähigt. Auch als Rezitatorin und in den kleinen einaktigen Burlesken des Ueber-

brettls als Schauspielerin hat sich Gisela Schneider-Nissen mit vielem Erfolg bethätigt.

Als Ernst von Wolzogen Ende vorigen Jahres sein neues, farbenprächtiges Haus in der Köpenickerstraße eröffnete, brachte er den Berliner Premièrentigern eine eigenartige Ueberraschung. Eine junge Künstlerin erschien auf der Bühne, eine zarte, mädchenhafte Erscheinung, mit träumerischem Blick und — einer Guitarre. Wie sie von ihrem Sessel aus das Publikum musterte, erschien sie wie das zierliche Bild eines alten holländischen Meisters. Fräulein Else Laura Seemann — heute Frau Baronin von Wolzogen — sang mit seltsam innigem Ausdruck schlichte, alte Volksweisen, und besonders mit dem alten Lied von der „schönen Bertha" aus dem Brandenburgischen eroberte sie die Herzen der Zuhörer im Sturm. Seit jenem Abend zählt der Himmel des Ueberbrettls einen neuen Stern, und die Berliner Instrumentenhändler verkaufen viele Guitarren. Es ist wieder in Mode gekommen, das längst vergessene Lieblingsinstrument unserer Großväter. Seit Jahren hat allerdings schon der feinfühlige schwedische Chansonnier Sven Scholander zu seiner Popularisierung beigetragen, aber er erschien stets nur ein paar Abende vor dem kleinen Publikum der Konzertsäle. Eine Landsmännin von ihm ist es auch, die neuerdings als Straßensängerin mit der Laute auftritt. Fräulein Bokken-Lasson, bisher dem Variété angehörend, imitiert die Volks- und Straßensänger Skandinaviens, Frankreichs, Englands und Spaniens mit verblüffender Naturtreue.

Marya Delvard, eine der Hauptstützen des Münchner Künstlerkabaretts „Die elf Scharfrichter", hat im Gegensatz zu den ebengenannten Künstlerinnen ihre Haupterfolge mit ernsten Vorträgen errungen. Man hat sie wohl mit Recht die größte tragische Kraft des deutschen Ueberbrettls genannt. Bei halbdunkler Bühne, mit geisterhaft bleichen Gesichtszügen und schlaff herabhängenden Armen tritt sie auf, um das Publikum mit ihrer fast krankhaft nervösen und wühlenden Kunst zu erschüttern.

Unter den Tänzerinnen, die durch die künstlerische Ausgestaltung



Die amerikanische Tänzerin Miss Duncan.



Else Laura Seemann (Baronin von Wolzogen).



Marya Delvard (München).



Gisela Schneider-Nissen.



Die Serpentintänzerin Loie Fuller.

ihrer choreographischen Leistungen gewissermaßen Vorläuferinnen des Ueberbrettls waren, steht Loie Fuller obenan. Sie hat ihre Zugehörigkeit zum Ueberbrettl durch ein längeres Auftreten am Bunten Theater selbst bekräftigt. Diese energische Amerikanerin war die große Revolutionärin, die der in ihren typischen Pas erstarrten Tanzkunst neues seelisches und künstlerisches Leben einzuhauchen versuchte. Ihr Serpentintanz hat viele Nachahmerinnen gefunden, und die verblüffenden neuen Farbeneffekte blieben nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der dekorativen Kunst der letzten fünfzehn Jahre. Ihr Flammentanz ließ uns in seiner grausigen Schönheit erschauern. Im Jahr der Pariser Weltausstellung hat die rastlos schaffende Künstlerin eine neue farbenprächtige Tanzschöpfung vollendet, durch deren visionäre Kraft sie kürzlich auch das Berliner Publikum in eine fremde Welt sinnbethörender Schönheit zauberte.

Anders verdreht der überschäumende schwarze Kobold Saharet den Leuten die Köpfe. Diese australische Tänzerin ist ein wahrer Sprühteufel. Sind ihre unbändigen und trotzdem in jeder Linie formvollendeten Bewegungen doch kaum noch Tanz zu nennen. Wie ein schemenhaftes Fabelwesen aus einer fremden Welt huscht sie vor uns hin, verblüfft uns, berauscht uns und ist entschwunden wie ein Wirbelwind, ehe wir die Fülle der empfangenen Eindrücke sammeln können. Litteraten und Zeichner hat diese erotische Schönheit begeistert und zum Schaffen angeregt, Lenbach hat sie mehrfach gemalt, und demnächst will Stuck versuchen, sie auf die Leinwand zu bannen. Und das Wunderbarste bei alledem: Frau Saharet ist glückliche und zärtliche Mutter!

Ebenfalls eine Amerikanerin ist es, die kürzlich in Wien vor einem kleinen Kreis von Malern, Litteraten, Bühnenkünstlern und Kunstfreunden durch eigenartige neue Formen in ihren Tänzen berechtigtes Aufsehen erregte. Miß Isidora Duncan ist für das große Publikum noch ein unbekannter Stern, doch hat ihr Name in den Salons der amerikanischen und Pariser Millionäre bereits einen guten Klang. Miß Duncan ist nach eifrigem Studium der antiken Vasenbilder im britischen Museum auf den Gedanken gekommen, den Tanz wieder auf seine Urformen zurückzuführen. Sie tanzt daher Antike, und da die Dame Füße von ungewöhnlicher Schönheit besitzt, tanzt sie ihre griechischen Tänze mit nackten Füßen. Miß Duncan tanzte in der Wiener Sezession auf einem eigens hergerichteten Podium, das ein terrakottafarbener Vorhang im Hintergrund abschloß. Von Mutter Natur mit einem wunderbar gebauten Körper begnadet, wußte sie ihren Zuschauern die Antike zu suggerieren. Die eigenartige Künstlerin tanzte auch Botticellis „Primavera“ und den „Engel mit der Viola“ nach Ambrogio de Predis. Sie tanzte die „Echo“, für die einst der Waldgott „Pan“ in heißer Liebe entbrannte, und die schnöde verlassene Ariadne, die im liebentbrannten Bacchus einen Tröster fand. Ein Schauspieler rezitierte dazu Verse von Catull und Horaz, und Mitglieder des Hofopernorchesters führten die Begleitmusik aus. Ein böser Archäologe bewies dann allerdings mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, daß Miß Duncan anders hüpfe, wie es die Damen im alten Griechenland nachweislich gethan hätten.

Die griechischen Mädchen tanzten mit langen Gewändern und fast immer mit Sandalen, nur die Schönen aus Karyä im Eurotasthal hüpften zu Ehren der Göttin Artemis ausnahmsweise in kurzen Röckchen. Sonst war der Tanz der Griechinnen ein vornehmes, anmutiges Wandeln. Doch war der Mann der Wissenschaft galant genug, in der schönen Kalifornierin trotzdem eine ungewöhnliche künstlerische Individualität anzuerkennen. Und hierin war der größere Teil des Publikums mit ihm gleicher Meinung. Es bereitete der Künstlerin stürmische Huldigungen.

Willy Ganske.



Die internationale Volksliedersängerin Bokken-Lasson.


„Zuckerhonig! Reiner Zuckerhonig!"

Delikatessen der Strasse.

Hierzu 8 Momentaufnahmen.

„Ich träume als Kind mich zurücke und schüttle mein greises Haupt!" Vor dem geistigen Auge der Erinnerung erscheint aber nicht wie dem seligen Chamisso das Schloß Boncourt, sondern die Mauer des alten Franziskaner-klosters, in dem die Unterklassen des Gleiwitzer Gymnasiums unter-gebracht waren. Aus der niedrigen Mauerpforte sehe ich einen kleinen Knaben treten mit blonder Haar-mähne, und dieser Knabe bin ich selbst. In der Linken trägt dieser Knabe eine zusammengeklappte Butterstulle, und in der Rechten hält er krampfhaft einen Schatz fest, einen „Böhm" (schlesischer Provinzialismus für Silber-groschen oder Zehnpfennigstück). Ich sehe noch heut deutlich die hölzerne Barriere vor mir, auf die der Würstelmann, der um zehn Uhr zur Freiviertelstunde vor dem Kloster erschien, seinen viereckigen Blechkasten stützte. Auf diesen Würstelmann steuert der Knabe los und ersteht bei ihm ein paar warme Wiener Würstchen, um sie mit einem Genuß zu verzehren, den die kulinarischen Schätze aller Erdteile und Meere den heutigen abgestumpften Zungen-papillen und Gaumengeschmacksnerven des Mannes nicht zum zehnten Teil mehr zu gewähren vermögen.


„Kuchen, meine Herrschaften! Frische Kuchen!"

Aber es giebt glücklicherweise noch Tausende von Menschen, besonders unter der heranwachsen-den Jugend aller Klimate und Länder, die an den Delikatessen, die auf der Straße zu sofortigem Genuß feilgehalten werden, einen großartigen Genuß haben. Jedes Land, ja jede Großstadt hat ihre Spezialitäten dieser Genüsse, und doch giebt es wieder einen inter-nationalen Zug in diesen Eßwaren, die zum augenblicklichen Verbrauch bestimmt sind. Der Buchweizen-kuchen, den die französische Ver-käuferin auf der Straße vor den Augen des lüsternen Käufers bäckt, ist der rechte Vetter des Kartoffel-puffers, der in Norddeutschland auf öffentlichem Markt in Rüböl gebacken wird, ist ein Verwandter des Oelkuchens, den man frisch auf der spanischen Feria verzehrt, ein Verwandter des Londoner Muffin, der Pariser Galette und selbst des süßen Kuchens, der in

den Straßen von Konstantinopel feilgehalten wird. „Warm sind se noch! Heiße Wiener!“ tönt es nachts in den Straßen der Großstadt an unser Ohr. (Der Urkomische antwortet bekanntlich dem Ausrufer: „Es ist mir gleichgiltig, wie Sie heißen!“) Jene kleinen Würstchen, die bei uns „Wiener“ und in Wien „Frankfurter“ heißen, haben sich ein gewaltiges Absatzgebiet erobert, und Mitteleuropa schätzt sie trotz der schrecklichen Dinge, die man ihnen nachsagt, wobei das angebliche Finden von Hufnägeln und Lederstücken vom Zaumzeug in ihrer Füllung noch das Gelindeste ist. Aber man ißt sie doch, besonders, wenn sie mit Mostrich „besenftigt“ sind. Es giebt auch eine Geruchserinnerung! Welch penetranter Geruch drängt sich plötzlich meiner Erinnerung auf!? Das ist der Duft der auf offenem Feuer „brotzelnden“ Würste, wie sie auf den Jahrmärkten in Posen und Westpreußen, in den Wallfahrtsorten von Russisch-Polen und Galizien von den in langen Reihen aufgestellten Verkäufern dargeboten werden. Von diesen Würsten gilt der Grundsatz des Code


„Warme Würstchen!“

Napoleon: „La recherche de la paternité est interdite“, und Schiller muß etwas von diesen Würsten gewußt haben, als er die berühmte Warnung verfaßte: „Und der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schaun“ u. s. w. In „idealer Konkurrenz“, wie der Jurist sagt, stehn Würstchen und Kuchen, insbesondere Brezeln (Pretzeln), man findet sie friedlich auf den Tischen und in den Körben männlicher und weiblicher Straßenhändler, weit in Europa, vereinigt.

Nicht ohne kulturgeschichtliches Interesse sind die öffentlich verzapften und verabreichten Getränke. Im Norden dominieren die heißen Getränke auf der Straße, der steife Grog (die ostpreußische Maibowle), der zu allen Zeiten konsumierte Tschai (Thee) des Russen. In England und an der deutschen Wasserkante trinkt man Selterwasser, das der Verkäufer in Flaschen, gleich gemischt mit einem beliebigen Fruchtsirup, feilhält. In Deutschland trinkt man auf den Straßen zur warmen Jahreszeit das Selterwasser aus dem Ballon gezapft, und als Beimischung ist nur der Himbeersirup rituell.


„Kaffee schwarz!“

Im Süden trinkt man die Limonade, in Konstantinopel Sorbet, in Bukarest bietet uns der Straßenhändler ein scheußliches, aus gegorener Hirse hergestelltes Getränk, bis schließlich im Süden das klare Wasser als hochgeschätzte Delikatesse der Straße verkauft wird. International und in der ganzen Kulturwelt zu finden ist der auf der Straße verkaufte Kaffee, sowohl schwarz als mit Milch, bitter oder gesüßt.

International sind heut die Genüsse, die die Früchte aller Art bieten. Der gewaltige Aufschwung des Verkehrs zu Wasser und zu Land hat es ermöglicht, daß wenigstens in den europäischen Großstädten Bananen,


„Bananen! Feigen! Datteln!“



„Zuckerbonbons! Gerstenzucker!“



„A—is, A—is, Speise-A—is!“



„Limonade! Zitronen- und Himbeerlimonade!“

Feigen, Datteln, Apfelsinen, selbst Ananas etwas so Gewöhnliches sind, wie früher die einheimischen Früchte: Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Weintrauben, die verschiedenen Arten von Beeren und im Osten die Zwiebel, die man als Obst ex faustibus ißt, und in den obengenannten Jahrmarkts- und Wallfahrtsorten die saure Gurke, die man sich aus dem Faß herausholt und aus freier Hand verspeist. Dazu giebt es gratis einen Topf Gurkenwasser, ein Göttergetränk, das allerdings dem verweichlichten Westeuropäer einen akuten Anfall von cholera nostras einbringt.

Doch nun zu den Süßigkeiten! Die ehemaligen Berliner Generationen ergötzten sich an der „Naute“, einem in Stangenform verkauften Gemisch von Mohn und Sirup, der Südländer schwärmt besonders in seiner Jugendzeit für den langsträhnigen Gerstenzucker und Reglise, der Orientale hat sein Haremsbrot und Nuga, und wir kennen die überzuckerten Nüsse und Fruchtscheiben des Straßenverkaufs. Der Pariser Verkäufer von Zuckerhonig (bon pour la poitrine!) bildet schon den Uebergang zum Quacksalber. Er hält Vorträge über den Bau und die Funktionen des menschlichen Körpers, demonstriert an anatomischen Bildern herum, und sein ganzes elegantes Aeußere unterscheidet ihn schon von dem Straßenhändler gewöhnlicher Art. Eine Errungenschaft der Neuzeit ist das auf der Straße feilgehaltene Speiseeis. „A—is! A—is! Speise—A—is!“ gellt der Ruf zur Sommerzeit durch die Straßen Berlins. Und ebenso wie in London die Pennyices, so finden in

Paris die Produkte des Straßenhändlers mit Eis ihr großes Publikum. Die Italiener sind die Erfinder dieses Speiseeises, und in London sind heut noch sämtliche Verkäufer dieser beliebten Straßendelikatesse lediglich Italiener. Holländischen Ursprungs ist die Waffel, die auf einem mit Feuerung versehenen Wagen, vor den Augen des Käufers, auf offener Straße im Waffeleisen gebacken wird. Auch in Deutschland und Frankreich hat sich dieses „öffentliche" Gebäck eingeführt. Spezifisch pariserisch ist der Kartoffelsieder, der die länglichen Kartoffelschnitze (pommes de terre frites) in einer tiefen Pfanne in Fett siedet, bis die goldgelben Kartoffelstücke von selbst an die Oberfläche kommen und mit dem Schaumlöffel dem Käufer in die Papierdüte gefüllt werden. Verwandt mit dieser Art des Straßenhandels ist das Rösten der Maronen, auch eine italienische Erfindung. Von den Gestaden des Mittelmeeres an verfolgt den Reisenden der Ruf: „Maroni arrostati!" bis nach Bosnien und Kroatien, wo der Ruf ins Slawische, und über Wien bis nach Norddeutschland, wo er ins Deutsche übersetzt wird.

Vergessen wir nicht die Delikatessen, die das Meer in Form von geräucherten Fischen: Bücklingen, Sprotten, Makrelen, Flundern, Goldfischchen, Stör, Lachs und Aal bietet, ferner die abgekochten Krebse, Krabben, Taschenkrebse, die man nicht nur an der Wasserkante, sondern auch in den Hauptorten des deutschen Binnenlandes als Delikatessen der Straße findet.

A. Berthold.

Die Tennisgefahr.

Scherzo von Hans von König.

Schon seit Wochen wird geworben; bunte Briefchen flattern schmeichelnd ins Haus, nüchterne Postkarten dekretieren, an jeder Straßenecke wird man mit der Frage gestellt: „Nicht wahr, Sie thun mit? Es wird wieder reizend!" Aber ich bleibe kühl und glatt wie ein Eiszapfen, ich winde mich wie ein Aal. Ich werde mich hüten. Ich halte dieses Lawn Tennis, so wundervoll es ist, für eine neue Gefahr unserer Ueberkultur; ich habe beobachtet, daß es das individuelle Dasein bedroht, daß es mit merkwürdiger Suggestivkraft wie ein Gift langsam jede Selbstbestimmung aufhebt. Unsere Ladies mit ihrer reizenden Beweglichkeit, ihrer virtuosen Anpassungsfähigkeit sind in gewissem Sinn gefeit, sie haben von vornherein jeden Widerstand aufgegeben, ja haben sich zum Teil lächelnd mit jenen Wirkungen verbündet und so das Leiden in eine heitere Aktivität verwandelt. Ich warne also insonderheit meine Geschlechtsgenossen so um Ende der Zwanzig, Mitte Dreißig, das ist das schlimmste Alter, besonders wenn es auf Vermögen oder Fixum fundiert ist. Auf diese höhere Daseinsform wirkt die ganze Tennisatmosphäre geradezu wie Wüstensamum ein; sie erschlaft, sie lähmt . . .

Ich habe es selbst erfahren.

Anfangs war ich mit allen Fibern dabei, sprang wie ein Füllen ins Gehege. An den Füßen weiße Lederschuhe, an den Beinen weißen Flanell, oben ein buntes Hemd à la Bluse, auf dem Kopf eine Art baskischer Mütze, das war alles so frisch, so leicht, nahm einem allen Druck, alle Körperschwere, daß man fliegen zu können meinte, dazu die kräftigen Bewegungen, ein katzenhaftes Sichbücken, ein Aufschnellen, als spränge gebogener Stahl in seine natürliche Linie zurück, das Schwirren des Raketts! Und drüben hinterm Netz flatterten die strahlendweißen Piquékleider; weiße winzige Schuhe mit zierlichen Fesseln darüber huschten hin und her, und die schlanken Gestalten bogen sich, drehten sich, eine kleine Faust umspannte stählern den Griff, der Arm schlug kräftig aus, das war wie ein kecker, kühner Accent, wie ein Kampfruf, der Körper straffte sich, der Rock rauschte auf, jede Falte war Spannung, und dann eine weiche Bewegung, eine lässige Pirouette, und das reizende weiße Etwas wogte wieder in graziösen Linien. Da fing es an. Ich konnte das nicht sehen, wie der Atem durch die roten Lippen drängte, die blühende Haut schien zu klopfen, die Augen blitzten, und in dem schlanken schimmernden Hals regten sich all die feinen Aederchen. Ich fühlte's bald: es handelte sich um die eine oder um die andere.

Und im Singlespiel entschied sich's. Die eine war's. Sie spielte besser, vielleicht sprach auch noch anderes mit. Dieses single handed-game, in dem nur Partner gegen Partner steht, ist in unserm Sinn überhaupt die gefährlichste Sache von der Welt.

Ich sah völlig klar. Aber was sollte ich thun? Davonlaufen? Lieber Gott, wenn das so ginge. Das ist ja eben der Zauber, die Gefahr, das Tennisfieber, was weiß ich . . .! Man kommt nicht mehr los, wenn man einmal A gesagt hat. Ich vertraute mich einem Bekannten an. So und so steht es. „Rettungslos?"

„Wenn nicht etwas geschieht — ja." Er lächelte überlegen, wie nur ein Assessor lächeln kann. „Mein Sohn, es ist nie zu spät. Ich werde dich loseisen. Ironie thut Wunder, Spott ernüchtert. Ich werde das nächste Mal mit euch spielen." Er rückte sich den schwarzen Jettkneifer zurecht und erschien am nächsten Spieltag wirklich auf dem Tennisplatz. Blendend weiß mit blauen Streifen, einem roten Schlips und etwas Embonpoint. Er sah gut aus. Er lächelte sofort, so von links nach rechts: na Kinder, nu wollen wir mal sehn! Aber ich hatte wenig Hoffnung.

Da er ein leidenschaftlicher Singlespieler war, überließ ich ihm meine Partnerin und promenierte neben der andern Dame im Garten. Allein mein Ohr lauschte immer nach dem Tennisplatz hin, von wo das kurze Tönen der Schlägersaiten herkam. Man war in der That sehr eifrig, man rief sich an, lachte! Nun wurde gezählt: love — fifteen; fifteen all! Herr Assessor, reden Sie doch deutsch! — Warum? Klingt sportmäßiger,

thirty — fifteen, forty! Aufpassen, etsch! — Aber ich wünsch es — Kling! Dreißig, vierzig, gleich! — Ich hörte es, das ging so eine ganze Weile und länger, aber ich schüttelte melancholisch den Kopf. Dann schlenderten wir zum Platz zurück, setzten uns und sahen zu. Mein Assessor sprang wie ein Wiesel; sein Embonpoint gab ihm eine gewisse Federkraft. Es sah reizend aus, daß es mich heiter stimmte. Ich lehnte mich allmählich immer weiter zurück, kreuzte die Arme und fühlte, wie gewisse onkelhafte Regungen sich in mir auslösten, wie wohlige Wärme. Mit welcher Rage die jungen Leute da spielten! Sie sahen uns überhaupt kaum, wir waren für sie ein paar dunkle Flecke im Grün der Büsche ...

Als wir am Abend miteinander heimgingen, trocknete sich mein Assessor noch immer mit seinem Batisttuch die Stirn. „Nu?" Aber er sah verständnislos ins Leere. „Famoses Spiel." „Wie?" fragte ich. „Sie schlägt übrigens brillant. Hält einen in Atem ... Teufel!"

Er sagte nur „sie". Dann schwieg er wieder, und mir wurde weh zu Mut und dann weich, es war wie Dankbarkeit, und ich nahm seinen Arm. „Kommst du am Mittwoch wieder, Adolf?" — „Wieder? Ich weiß nicht ... ja gewiß, natürlich, ich hab es ihr versprochen. Ich bin ihr nämlich Revanche schuldig; schlägt brillant ... haha, und diese ... diese ... wie graziös sie anwirft ... oder wenn sie einen Luftball nimmt, wie sie sich streckt, rank, schlank, und wie das weiße Hälschen sich biegt, wie ein ... ein Blumenstengel ..."

Ich drückte seinen Arm: weiter, weiter ... sprich weiter, mein Guter. Und er sprach: „Die nächste Partie geht nämlich um eine Düte Ananas-Marquis, weißt du, haha ... da muß ich mich höllisch zusammennehmen, wenigstens so thun ... Uebrigens reizende Familie, was?"

„Entzückend. Einzig."

„Werde wohl mal Visite machen. Kommt die Mama öfter auf den Platz?" — „Natürlich. Immer. So oft du willst ...!" Ich drückte wieder seinen Arm. Der arme, liebe Kerl. Er war blaß, zerstreut, seine Augen glänzten, seine Lippen lächelten. Aber seine Nähe beruhigte mich unsäglich. Ich fing an, mich leise zu dehnen, wie aus einem Bann herauszuschlüpfen ...

Er kam wieder. Und ich sah wieder zu. Das dritte Mal vermochte ich schon zu fehlen, mich zu entschuldigen, und am fünften Tennistag trat mir Adolf, der Assessor, ernst und würdig entgegen. Ich ahnte. Na? Er wurde rot und nahm den Kneifer ab. Da drückte ich ihm die Hand, herzlich, schmerzlich. Nun ja, er war 33, hatte etwas Vermögen und etwas Fixum, die gefährlichste Mischung. Sollte ich ihm wieder helfen, sozusagen retour? Nee, das kann man nicht sehenden Auges!

Item: ich warne. Nicht jeder heißt einen Adolf Freund. Die Gefahr des Ballsaals ist überholt. Dort sind viele, hier wenige, dort ist parfümierte Winterluft, hier köstliche Lenzfrische und lachende Sommersonne, man versteht mich: die Tennisgefahr.

Kindermoden.

Hierzu 5 Spezialaufnahmen für die „Woche" von Becker & Maaß, Berlin.



1. Hänger aus rotem Wollenstoff.

Leute, die mit klagendem Ton von der guten, alten Zeit erzählen, pflegen bei dem Kapitel: es giebt heutzutage keine Kinder mehr, gern die Mode, „von der wir in unserer Zeit nichts wußten", als den Hauptfaktor für die Vergiftung und Vernichtung des naiv-kindlichen Geistes verantwortlich zu machen. Erinnern Sie sich wirklich nicht mehr der kleinen Mädchen und Knaben, die „damals" echte, rechte Modepuppen waren, ja noch vor zwanzig und dreißig Jahren wie Miniaturausgaben ihrer Eltern aussahn, geschmacklos, hygienisch geradezu gemißhandelt? Fest zugenestelte Leibchen von einzwängendem Schnitt, enggürtlige Röckchen, breite, tief über die Hüften gezogene Schärpen, die den unglücklichen Opfern dieser sogenannten Brigantentracht den freien Gebrauch ihrer gesunden Beine beinah unmöglich machten — das war die gelobte Anspruchslosigkeit und „Freiheit" der Kinderkleidung. Freilich hat es noch schlechtere Zeiten für die Jugend gegeben. In der vielgepriesenen „Biedermaierepoche" mit ihrer erheuchelten Einfachheit fand man es reizend, „ausgeschnitten und mit kurzen Aermeln" zu gehn. Vom Baby bis zur alternden Frau immer die dekolletierte Taille im Hause, auf Spaziergängen höchstens von einem dünnen Shawl verhüllt, wenn ein scharfer Wind durch die Straßen pfiff. Unzählige kränkliche und widerstandsunfähige junge Geschöpfe haben diesen Schönheitskultus mit dem Tod bezahlt. Oder weiter zurück — was erzählen uns die altklugen Kindergesichter auf den Gemälden berühmter Meister! Die schmächtigen Gestalten der Söhne und Töchter vergangener Geschlechter sollten denen zu denken geben, die stets

über den entnervenden und entsittlichenden Einfluß einer abgeschlossenen Kindermode lamentieren. Leider, nicht gottlob, haben jene armen Würmchen keine eigene, ihnen allein gehörige Tracht gekannt, keine losen Hängerchen und Pumphöschen, keine Pluderblusen und Kittelchen, die den kleinen Menschen herzhaftes Schreien und thatkräftiges Balgen gestatteten, sie wußten nichts von leichten Stoffen und nichts straße stammt. Sind diese verputzten Dämchen und die geschniegelten Herrlein wirklich Kinder? Lacht die „lütje holland'sche Mewfrou" von Franz Hals wirklich immer so, oder wimmert sie oft über den steifen Küraß, der ihre feinen Schultern zusammendrückt? Fühlen sich die Kinder Karls I, die durch die Kunst van Dyks ewig Kinder bleiben, in ihrer Hoftracht froh und ungebunden, wie Prinzen und Prinzeßchen von heute? Dauert uns



2. u. 3. Kleid aus hellblauem Alpaka. Mäntelchen aus Tuch.

von weichen Schuhen, sie durften ihre Haare nicht offen tragen, sondern mußten sich allerhand Frisuren drechseln lassen.

Aber eins kannten sie schon als Schreckgespenst ihrer Tage: den harten Panzer aus Holz und Eisenschienen, das Korsett! Das preßte ihnen den zarten Körper ein, das machte sie engbrüstig und bleich, raubte ihnen die Bewegungslust und einen Teil ihrer Gesundheit, das ungebundene Sichaustoben, nach dem der Organismus nun einmal verlangt, ganz gleich, ob der Hungernde aus einem Fürstenpalast oder von der Landder zehnjährige Missethäter nicht auf Chardins bekanntem Bild, der außer der Strafpredigt auch noch Magisterrock, Zwickelstrümpfe und Schnallenschuhe, ohne zu mucksen, hinnehmen muß? Und die „Söhne Rubens"? Und viele, viele noch von bürgerlichem und adligem Geblüt. Wie anders dagegen jetzt!

Geht heutigentags wirklich ein gemeinsamer Zug durch alle Kinder- und Damenanzüge, so liegt das an der hier wie da endlich zum Gesetz gewordenen Rücksicht auf Bequemlichkeit und Wohlbefinden. Kein Backfischchen braucht ein Korsett zu tragen, keins auf

Hackenschuhen herumzustelzen, keins ist „gewöhnlich" mit Hängezopf und lockigem Haar. Körperlich hindernd bei Kampf und Spiel sind die modernen Anzüge für Knaben wie für Mädchen jedenfalls nicht, und den großen Fehler: Schlichtheit der Form durch Eleganz des Materials zu verbessern (d. h. zu verbösern), werden einsichtsvolle Mütter zu umgehen wissen. Die junge Welt soll aus den nebenstehenden Abbildungen erkennen, wie hübsch einfache Kleider aus einfachen Stoffen aussehen.

Abbildung 1 zeigt ein kleines Fräulein im Harmonikahängerchen aus rotem Wollbatist mit weißer Soutachierung. Eine doppelreihige Spitzengarnitur umschließt die Halspasse und ist durch eine Hundertösenrosette zusammengefaßt. Statt des großen, aber leichten Basthutes, innen mit Mullrüschen, außen mit Blumen verziert, thut's auch ein „Rad" mit Fransenschärpe.

Von den beiden Spielgefährtinnen, die unsere Abbildungen 2 und 3 veranschaulichen, trägt die größere ein Kleid aus hellblauem Alpaka. Die faltenlose Bluse öffnet sich über einer Säumchenweste aus weißem



4. Anzug aus rosa Krepp.



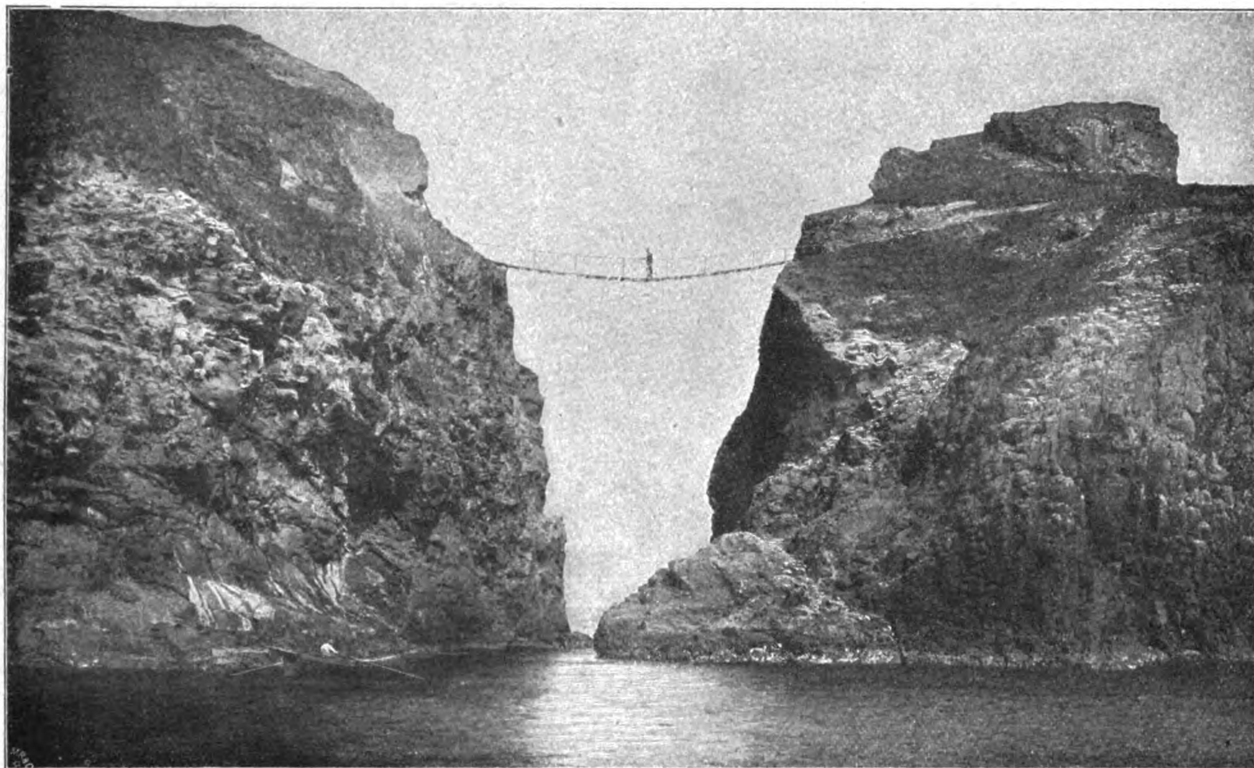
5. Matrosenkleid für die Schule.

Kaschmir; der Besatz, ein schmaler Spachtelfeston, ist zierlich mit blauem Band durchzogen. Das Tuchmäntelchen der Kleineren, ein Sakko mit Rundvolant, garnieren Seidenblenden- oder Mohairtressen. Den Kragen aus weißem Faltenmull umgrenzen Spitzen.

Abbildung 4 bietet in der Form weder etwas Neues noch Auffallendes. Auch hier die halboffene Bluse, ein Einsatz aus Batist oder Seide, Revers aus Spachtel oder Klöppelspitze, ein Stulpenärmel mit „Ueberfall". Auf dem farbigen Strohhut leuchten ein paar große choux.

Das reizende Matrosenkleid aus marineblauem Cheviot, das Abb. 5 wiedergiebt, eignet sich vorzüglich zum Schulkleid. Der Rock ist in tiefe Falten gelegt, der übliche Schiffsjungenkragen nicht zu vergessen.

So hat die Mode also die Kinderwelt nicht vergessen. Natürlich haben die kleinen Damen keine so bedeutende Auswahl wie die großen. Aber wenn die Formen der Kleider auch im allgemeinen dieselben geblieben sind und keine so bedeutenden Veränderungen aufweisen, so zeigen unsere Bilder doch eine ganze Reihe beachtenswerter Neuheiten, die sich namentlich auf Stoffe, Farben, Farbenzusammenstellungen, Verzierungen u. s. w. beziehen.  C. D.



Die Hängebrücke bei dem Badeort Portrush an der nordirischen Küste.

Quer durch Irland.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Der Besuch eines deutschen Geschwaders unter dem Befehl des Prinzadmirals Heinrich lenkt gegenwärtig die Augen unseres Volkes auf das dem deutschen Reisenden noch immer ziemlich unbekannte „smaragdene Eiland" — the Emerald Isle — das in letzter Zeit auch aus einem weniger erfreulichen Anlaß wieder einmal von sich hat reden machen. Wie erinnerlich, haben die Unruhen der Bevölkerung zur Verhängung des Belagerungszustandes über eine Reihe von Städten geführt. Irland ist das typische Land der „Bewegungen". Es gärt ununterbrochen in diesem Volk, dessen leicht entzündliche Phantasie sich schnell an Parteiprogrammen berauscht und zu Verschwörungen und Revolutionen schnell bereit ist, zumal die soziale und wirtschaftliche Lage noch immer reichlich Anlaß zur Unzufriedenheit giebt. Wer die irische Geschichte kennt, der weiß, daß ein wilder, leidenschaftlicher Haß gegen das stammfremde Angelsachsenvolk in diesem Keltenstamm lebt, aber er weiß auch, daß es dieser Haß nicht über plötzliche Aufstände hinausgebracht hat, und daß dem Irenvolk jene zähe Kraft mangelt, die in langsamem, schrittweisem Vorwärtsschreiten zu nationaler Selbständigkeit und Macht führt. Die Iren sind eine vorwiegend phantasiebegabte Nation — leicht aufbrausend und dann zu erstaunlichen Kraftleistungen befähigt, aber auch leicht wieder entmutigt und dann in träger Indolenz dahinbrütend. Sie sind auch äußerst suggestibel: so ist es sehr charakteristisch, wie schnell sich in den vierziger Jahren der Abstinenzapostel Father Mathews eine nach Millionen zählende Anhängerschaft geworben hat, und wie in den fünfziger Jahren das Parteiwort „Repeal" (Zurückweisung der unionistischen Bestrebungen Englands), auf das die Parteigänger O'Connells und O'Briens schworen, und das Wort Homerule (selbständige



Berühmte Ruinen in Irland: Die Muckross-Abbey bei Killarney.



Bauernhaus eines irischen Dorfes.

Regierung), in den letzten Jahrzehnten die Parteiforderung, ihren mächtigen Einfluß auf die Massen übten. Auch die schwärmerische Verehrung des „Shamrock", der irischen Nationalblume, einer unscheinbaren gelben Kleeart, ist bezeichnend für das Temperament des irischen Volkes. Aber andrerseits verdanken die Iren dieser nationalen Begabung auch viel liebenswürdige Züge. Sie sind sehr lebendigen Geistes, sind die geborenen Erzähler, sind erstaunlich schlagfertig und witzig, freundlich und höflich und plaudern gern und in immer anregender Weise.

Wirtschaftlich hat sich Irland noch immer nicht erholt. Der Norden, in dem durch die eingewanderte schottisch-protestantische Bevölkerung eine blühende Industrie erstanden ist, scheidet sich noch immer von dem katholischen Süden, und die Agrarfrage steht noch immer auf der Tagesordnung. Gebessert hat sich freilich durch die zielbewußte englische Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte schon viel, und mit einem Schlag läßt sich das Elend der verschuldeten Pächter, die Folge jahrhundertelanger Mißwirtschaft, nicht aus der Welt schaffen und



Städteansichten aus Irland: Die Sackvillestrasse in Dublin.



Eine der schönsten Landschaften des südlichen Irland: An den Seen von Killarney.

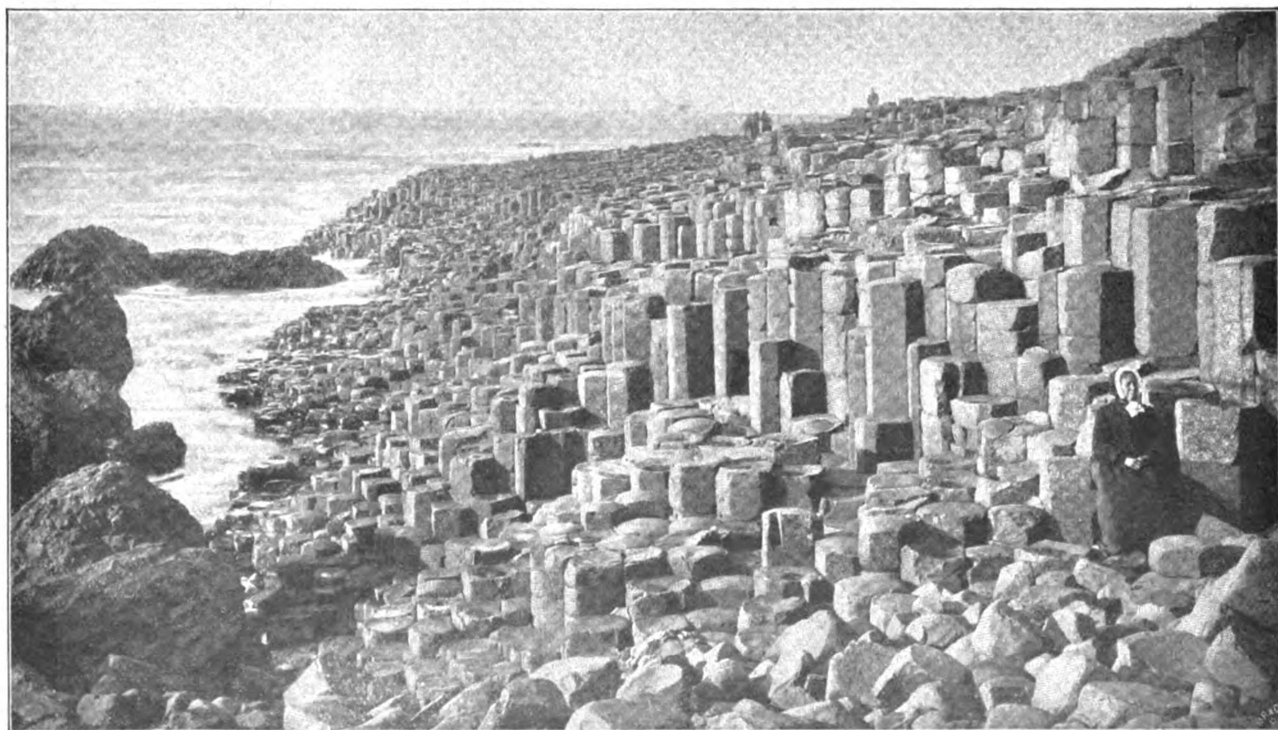


. In der Schärenwelt des südlichen Irland: Die Bucht von Glengarriff.

ein freier Bauernstand nicht bilden. So trifft man denn, wenn man von den stattlichen Küstenstädten ins Innere kommt, noch immer auf die dürftigen verfallenen Steinhütten, deren zerlumpte Bewohner bettelnd der Mail-coach, dem nationalen Verkehrsmittel, entgegenlaufen, und noch immer ringen die armen Pächter dem öden Moorboden, der die weiten Ebenen füllt und sich bis auf die Höhe der Berge zieht, mühsam ihr Stückchen Kartoffel- und Getreideland ab.

Der Fremdenverkehr hat sich ja in den letzten Jahren zweifellos gehoben, und an den landschaftlichen Glanzpunkten giebt es bereits große internationale Hotels mit großen internationalen Preisen, aber er beschränkt sich doch fast nur auf Engländer. Deutsche giebt es unter den Touristen nur wenige; merkwürdigerweise aber trifft man viele deutsche Kellner, die wegen ihres Fleißes und ihrer Umsicht sehr geschätzt sind und es meist bald zur Selbständigkeit bringen.

Die meiste Anziehungskraft übt der Süden Irlands aus. Die lieblichen inselreichen Seen von Killarney mit dem tropisch-üppigen rhododendrongesegneten Park des Dubliner Bierfürsten Lord Guineß, die unmittelbar an diese anmutige Landschaft grenzende Wildnis des öden Bergpasses Gap of Dunloe, die Fjord- und Schärenwelt der Buchten von Kenmare und Glengarriff — das sind Glanzpunkte der irischen Landschaft von charakteristischem Gepräge. Charakteristisch ist vor allem die Ueppigkeit der Vegetation und die satte, tiefe Färbung des Laubes,



Der „Riesendamm“ aus Basaltsäulen an der Küste von Nordirland.

beides Folgen des ungewöhnlich feuchten, irischen Klimas, das freilich auch die minder erfreulichen zahlreichen Regengüsse, die stete Plage der irischen Touristen, zur Folge hat.

Die Wildheit der norwegischen Fjords mangelt der nicht so großartigen irischen, aber ebenfalls stark zerrissenen Küste, deren Fjords nicht so eng und deren Berge nicht so schroff sind wie in Norwegen.

Ein vielbesuchter Punkt liegt im Norden des Landes, nahe dem kleinen Badeort Portrush: es ist der sogen. Riesendamm (the Giants causeway), eine Ansammlung von vielen Tausenden der regelmäßigsten Basaltsäulen (Abb. S. 970), die hier aus dem Meer emporragen und sich bald zu einem ausgedehnten Parkett, bald zu kleinen Hügeln, bald zu einer Art Orgelpfeifen angeordnet haben. Nahe diesem Naturspiel liegt die kühne Hängebrücke, die wir dem Leser ebenfalls im Bild (S. 967) vorführen. Dieses Bild mag auch eine Vorstellung von der wildromantischen Schönheit der nordirischen Steilküste geben.

In den Städten Irlands wird der Tourist wenig Anziehendes finden. Die Hauptstadt Dublin hat außer einigen alten Kirchen und der ehrwürdigen Universität, dem berühmten Trinity-College, wo unter andern Goldsmith, Burke und Swift gelebt haben, keine Sehenswürdigkeiten im gewöhnlichen Sinn. Die Straßen sind häßlich und eintönig. Auch Belfast, das große Industriezentrum mit seinen Riesenwerften, bietet nur wenig. Desgleichen Cork, die Hauptstadt des Südens. Die Städte beginnen langsam sich zu modernisieren, aber daß sie gewinnen durch die Bankpaläste und Hotelbauten in dem bekannten international-eklektischen Stil, wird niemand behaupten. Reich aber ist Irland an Ruinen, von denen wir eine der malerischten, die Muckroß Abbey bei Killarney, im Bild bringen (S. 967). Der irische Epheu, der saftiger, kräftiger und grüner ist als sonst in einem europäischen Land, schenkt diesen verfallenden Zeugen einer geschwundenen Zeit den malerischen Schmuck seiner grünen Umschlingung, die auch oft genug freundlich das Elend der irischen Pächterfarm verbirgt. Dr. Gustav Zieler.

Bei den Holzschuharbeitern.

Hierzu 3 Momentaufnahmen von Valla, Paris.

Graziös und salonartig sehen die großen, ungeschlachten Holzschuhe gerade nicht aus, die von dem größten Teil der französischen Landbevölkerung, aber auch vielfach in Belgien und Holland und im Nordwesten Deutschlands getragen werden. Den französischen Bauern kann man sich gar nicht ohne die traditionelle Bluse, die Zipfelmütze, den kurzen Pfeifenstummel und die mächtigen Holzschuhe vorstellen. Sie sind eigentlich unzertrennlich von ihm, wenigstens entschließt er sich nur bei ganz besonders feierlichen Gelegenheiten, Stiefel anzulegen. Wie scheinbar ungeschickt diese furchtbaren Holzklumpen nun auch aussehen, so bewähren sie sich in der Praxis ganz ausgezeichnet. Die Holzschuhe schützen den Fuß gegen Kälte und Nässe, und so haben sich denn in fast allen Großstädten die Leute, die sich viel im Freien aufhalten müssen, dieses Bekleidungsgegenstandes bemächtigt. Wir sehen die Droschkenkutscher und die Führer der Straßenbahnwagen fast überall mit Holzschuhen ausgerüstet, bei denen man allerdings, wahrscheinlich aus ästhetischen Gründen, auch Leder mit zur Verwendung gebracht hat, so daß man hier eigentlich von Holzstiefeln sprechen kann. Vielfach hat bei uns der Holzschuh die Pantinen mehr oder weniger verdrängt, wenngleich diese Art der Fußbekleidung natürlich immer noch vielfach ihre Liebhaber und Anhänger findet. Im Winter wird meistenteils noch Heu oder Stroh dazu verwendet, um den Fuß besser gegen Kälte und Nässe zu schützen, was gewiß sehr praktisch ist, aber die absolute Schönheit des Anblicks keineswegs verbessert. Derartige Rücksichten sind allerdings für die Leute, die Holzschuhe zu tragen gewöhnt sind, im allgemeinen von wenig bestimmender Natur. Thatsächlich aber ist der Bedarf an Holzschuhen in den Gegenden, wo sie allgemein von der arbeitenden Bevölkerung getragen werden, sehr groß, und im wesentlichen wird diese Fußbekleidung in der Hausindustrie angefertigt.



Die Herstellung der Holzschuhe: Das Holz wird behauen.

Zu ihrer Herstellung werden die verschiedensten Holzarten verwendet. Meist bestehen sie aus Fichten-, Birken-, Erlen- oder Nußbaumholz, während Buchenholz weniger verwendet wird. Die verschiedenen Holzsorten haben natürlich verschiedene Eigenschaften, und so braucht man denn für den Sommer leichtere und durchlässigere Hölzer, während für Winterschuhe festere und kompaktere Hölzer benutzt werden. Die Holzschuhe für den gewöhnlichen Bedarf werden heute noch mit den primitivsten

Handwerkzeugen gearbeitet; Säge, Beil und Schneidemesser sind die Hauptinstrumente. Dabei ist zur Herstellung der Holzschuhe doch eine große Kunstfertigkeit erforderlich, die Bearbeitung des Holzes, namentlich die Ausführung für den Fuß beansprucht eine bemerkenswerte Geschicklichkeit, und es giebt in diesem Fach ebensogut wie in jedem andern wirkliche Künstler, deren Produkte entsprechend höher bewertet werden.

Schon die Auswahl des Stammes, den sich der Fußbekleidungskünstler auserlesen hat, erfordert einen Fachmann. Der Baum muß gesund und möglichst astfrei sein. Der Stamm wird mit der Handsäge in Stücke von einer bestimmten Länge geschnitten, er muß die erforderliche Stärke haben, darf aber andrerseits nicht über gewisse Dimensionen hinausgehen, weil sonst das Material sich zu teuer stellen würde, da überflüssige Abfälle selbstverständlich für die Holzschuhfabrikation keine Verwendung finden können. Der Stamm muß sehr genau zerteilt werden, da beim Zuschneiden viel verdorben werden kann. Der Ausspruch des Schneiders: „Es ist noch nichts verloren, nur anderes Tuch her“ — kann hier keine Berücksichtigung finden, denn durch falsche Berechnung würde man hier das ganze Material vergeuden.

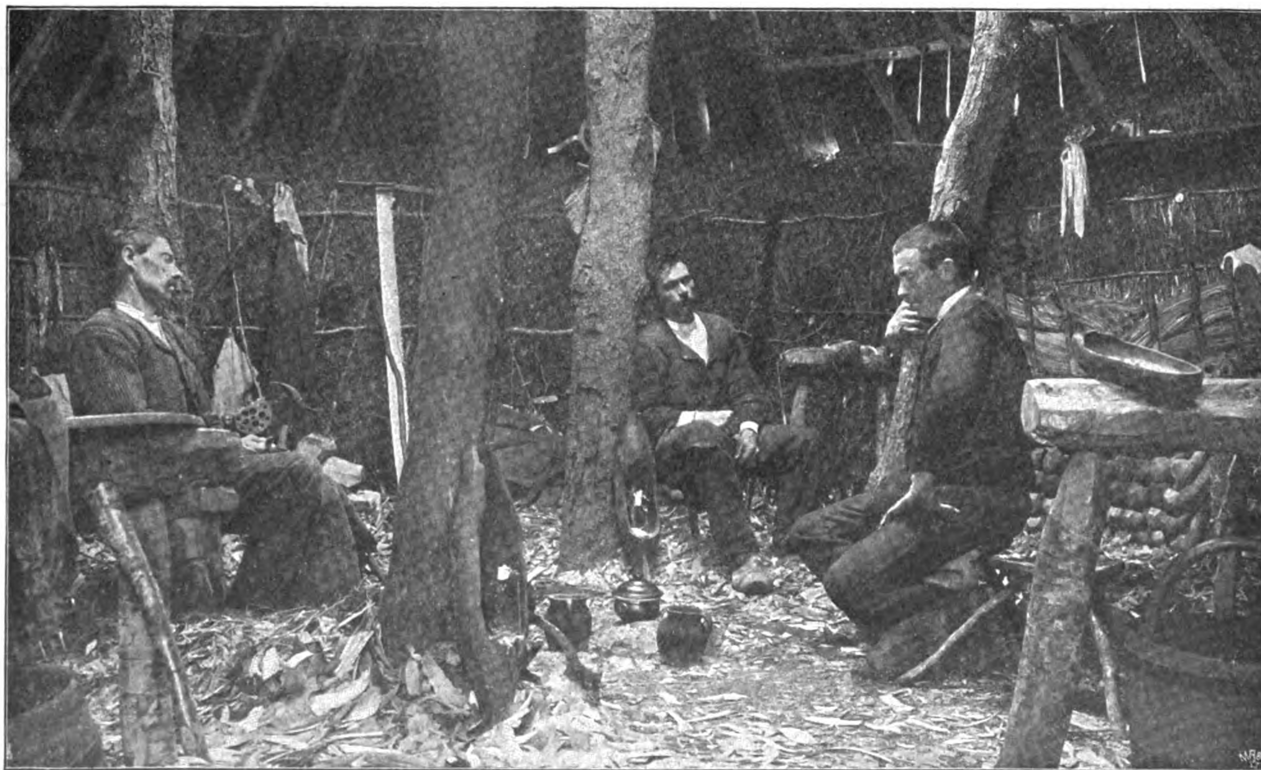


Das Zuschneiden der Holzschuhe.

Eine große manuelle Geschicklichkeit erfordert die Handhabung des Beils, mit dem dem Holzschuh die äußere rohe Gestalt gegeben wird, da ein unüberlegter oder ungeschickter Hieb den Holzklotz unbrauchbar machen kann. Die feinere äußere Form erhält der Holzschuh durch ein sensenartiges Schneidemesser, durch das die äußere Höhlung des Schuhes und der Absatz hergestellt wird. Das Instrument ist, wie unser Bild zeigt, von primitiver Urwüchsigkeit, die Altvorderen der heutigen Holzschuharbeiter haben sicherlich auch kein anderes Handwerkzeug besessen.

Die Aushöhlung des Schuhes geschieht durch hohlgeschliffene, scharfe Klingen. Die Arbeit ist natürlich sehr mühsam und erfordert eine große Uebung. In manchen Gegenden brennt man auch das Innere mit glühenden Eisen aus und hilft nur mit dem Messer nach. Jedenfalls ist die Arbeit sehr anstrengend, denn wir sehen, wie die Arbeiter erschöpft sind und mit welcher Behaglichkeit sie die wohlverdiente Ruhe genießen.

R. C.



Mittagspause in der Hütte der Holzschuharbeiter.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

8. Fortsetzung.

VIII.



So, Ruth, das habe ich doch mal gut gemacht, was?" prahlte Herr von Pontow, als die beiden wieder im Zug saßen. Unterwegs waren nur geschäftliche Dinge erörtert worden, auch war Ruth sehr einsilbig.

„Ja, Papa," sagte sie und sah aus dem Fenster. Hinterfronten von Häusern, Fabrikschornsteine und Baustellen glitten an ihnen vorüber. Noch war es Berliner Atem, der sie umstrich.

Herr von Pontow hatte seine Tochter fest im Auge.

„Ja, mein Kind," fuhr er fort. „Was hatte denn der Bursche eigentlich auf dem Bahnhof zu suchen? Hat da wahrscheinlich schon alle Tage herumgelungert, statt die Nase ins Buch zu stecken. Das gefällt mir schlecht an ihm, Ruth. Ueberhaupt hat er jetzt nichts mehr auf Luckmühlen zu thun, und wir haben ihn heute zum letztenmal gesehn."

Stumm. Keine Antwort.

„Na?" fragte er ungeduldig.

„Ja, Papa. Mach's doch, wie du willst."

Dabei sah sie unentwegt hinaus, als lohne es sich nicht, den Blick zu verändern.

Eifersüchtige Väter sind nicht minder scharfäugig als eifersüchtige Gatten. Ruths Gesicht gefiel ihm nicht. Was steckte hinter ihrer Verschlossenheit?

Da war die alte Not schon wieder! Und mit solchem Bengel, mit solchem jungen Dachs mußte er sich herumärgern. Konnten sie ihm sein Mädel nicht zufrieden lassen, bis sie wirklich reif zum Heiraten war?

Hatte wohl je einer nach Anna-Beate die Hand ausgestreckt? Und um Ruth, seine kleine Ruth, die doch sein Einziges und Liebstes war, rissen sie sich. War das nicht Schicksalstücke?

Ein Trost blühte ihm auf. Was war Hans Wilhelm von Hacke? Was hatte er? Nichts und dreimal nichts. Als Bewerber eine Null.

Aber dann sollte er auch nicht thun, als sei er etwas, und dem Kind den Kopf heiß machen.

Doch dafür läßt ja der liebe Gott noch genügend kaltes Wasser fließen. Und die Spritze dazu konnte ein Gottfried von Pontow sich noch allemal verschaffen.

Und was sagte Ruth dazu? O, so ein kluges, kleines Mädel läßt sich schon das Köpfchen zurechtrücken. Recht hat, wer recht behält. Hatte ihr Liebhaber nicht dagestanden wie ein begossener Pudel, mit erschrockenen, ratlosen Augen, mit ordentlich bebenden Lippen?

Zeige ihm mal einer das Mädel, das ein solcher Anblick nicht um alle ihre dummen Liebesgedanken bringt! Das Mittel war probat. Jeden Patron, der sich ihr näherte, vor ihren Augen lächerlich machen!

So konnte noch alles gut werden. Sie blieb bei ihm — ja wozu sollte sie eigentlich heiraten? Das war im Grunde nur etwas für unversorgte, alleinstehende, unselbständige Geschöpfe. Denn: wollten sie etwa ein besonderliches Glück von dem verheirateten Zustand erwarten? Ach, Blendwerk hinten und vorne! Wenn eine glücklich in der Ehe gewesen war, so war es seine Leonore gewesen. Und diese Ehe hatte ihr das junge Leben gekostet. Andern erging es noch weniger glimpflich. Es war schon hart, als Weib geboren zu sein. Mühsal, Schmerzen, Zukurzkommen an allen Ecken und Enden, das war des verheirateten Weibes Los.

Natürlich rennen sie blind drauf zu, die armen Dinger. Denken Wunder, was sie erwischten, wenn sie den goldenen Reif am Finger haben. Aber all das große und kleine Elend hinterher, das wird nicht mit im Heiratskontrakt aufgeschrieben. Das glaubt erst, wer's schmeckt. Nein, nein! Davor sollte sein kleiner Kamerad beschützt werden. Ruth sollte eben sein kleiner Kamerad bleiben, frei wie das Füllen auf der Weide.

Und starb er mal einst — und das würde ja, will's Gott, noch ein Weilchen Zeit haben — dann war sie über die Jahre hinaus, wo man dumme Träume hegt, und würde ihm Dank wissen, sie so behütet zu haben.

Ach, wunderschön war diese Lebensphilosophie! Sie tauchte sein innerstes heißes Wünschen in das glanzhelle Licht zweckbewußten Wollens.

* * *

Und auf Ruths anderer Seite stand Fräulein von Beer. Die sprach nicht nur einmal, sondern bei jeder Gelegenheit also: „Unser Gefühlsleben beruht immer und überall auf Suggestion. Auch die Liebe ist eine anfangs anreflektierte Empfindung. Aber wir werden sie uns ewig anreflektieren, weil sie unsere Nerven angenehm kitzelt und peitscht. Je schwächer der Intellekt und die Energie des Menschen ist, um so stärker wird die Suggestion über ihn Herr werden, bis sie schließlich alle Instinkte beherrscht und ihn durch Lahmlegung des Verstands zum Narren macht."

Die Liebe ein Narrenlied. Ein Ausklingen im Narrentum! Das war der Refrain, der von beiden Seiten dem Mädchen in die Ohren klang.

Die Liebe ein Narrenlied!

Sie stand und hörte zu. Ihre Seele fröstelte. Und hinter ihr im Nebel, wie eine sonnendurchglühte Landschaft, entschwand eine wundersame Erinnerung. — —

Herr von Pontow verfolgte eifrig seine neugewonnene Taktik. Ruth konnte sehen und hören, was sie wollte: Theater, Konzerte in der entfernter liegenden Kreisstadt, zu der man gut drei Stunden im Wagen brauchte. Sie konnte sich Bücher, Kleider, Schmucksachen schicken lassen, so viel sie nur irgend Lust hatte. Sie durfte Reisepläne für das kommende Frühjahr entwerfen, wenn es sein mußte: nach Italien, nach Paris. Ja, er hätte einer

Laune, die sie nach Konstantinopel oder Kleinasien hätte verlangen lassen, Erfüllung verheißen. Wie er das mit seinem Vermögen und den Gutseinkünften in Einklang brachte, war allerdings ein Exempel, das ihm Kopfschmerzen bereitete. Aber Gottfried von Pontow hatte in seinem bisherigen Leben noch nicht gelernt, vor solchen Barrikaden Halt zu machen. Drüber weg mußte man, so oder so. Die angesetzten Erbteile wurden eben ein wenig beschnitten. Warum auch nicht? Die Jungens standen dereinst doch auf eigenen Füßen, und was Anna-Beate in ihrer Anspruchslosigkeit zum Leben brauchte, blieb noch zehnmal übrig.

Und selbst Erich, der jetzt von Berlin fort in eine teure rheinische Garnison versetzt war, verbrauchte für einen Offizier wenig genug. Ach freilich, es mußte sich ja alles machen.

Es handelte sich doch jetzt darum, Ruth in eine Wolkenkutsche zu setzen und über die Stürme, aber auch das Blühen, Reifen, Ernten dieser Erde fortzuheben. Das war das bißchen Geld schon wert.

Eins sollte sie ihm aber für alles, das er ihr anbot, vergelten: die Geselligkeit. Er hatte es jetzt satt, mit Herzklopfen jeden Männerblick zu zählen, der ihr nachging, seine Tage mit der steten Unruhe zu füllen: wer ist es jetzt? Was denkt sie darüber? Was kann daraus entstehen?

Er fand es auch plötzlich so widrig, Ruth von zudringlichen Blicken umlagert zu wissen. Er begann, sein Geschlecht von ganzem Herzen zu verachten. Daß auch er in den Tagen, die er zu seinen schönsten zählte, es nicht anders gemacht hatte, um sich Leonore zu nähern, rechnete nicht. Das stand natürlich auf einem ganz andern Brett.

In langer geheimer Sitzung nahm er sich Ruth vor. Sie ging unerwartet gefügig auf seine Vorschläge ein. „Gewiß, Papa, mach's doch, wie du willst. Was frage ich nach den Tanzereien."

Aber längst nachdem Ruth schon hinaus war, saß er noch stumm vor seinem Schreibtisch und schüttelte den Kopf vor sich hin. „Mach's, wie du willst." Das dünkte ihm so wunderlich, das wollte ihm gar nicht in den Sinn. Mach's, wie du willst — seit wann hatte denn sein kleiner Kamerad keinen eigenen Willen mehr?

Doch er tröstete sich. Eine weibliche Laune! In den Entwicklungsjahren kommen wohl mal melancholische Anwandlungen.

Gegen die Anwesenheit von Fräulein Beer hatte er nichts. Sie gefiel ihm ganz gut. Sie stand auf diesem erhabenen, allem Sehnen und Verlangen abgekehrten Standpunkt, auf den er sein Mädel so gern haben wollte. Er begann der schönen Olga förmlich den Hof zu machen, um sie dafür zu gewinnen, daß sie ihren Einfluß seinen Wünschen dienstbar mache.

Sie blickte ihn mit ihren kühlen, klugen Augen an. Mit wunderbarer Präzision zeigte sie sich ihm willfährig. Im Lauf der Wochen ward es wie ein Geheimbund zwischen ihnen, in dem sie sich durch Zeichen, durch halbe Blicke verständigten.

Ruth war im Vaterhaus von steter Rücksicht und Verwöhnung umgeben. In Watte gepackt, wie der Volksausdruck lautet. Aber schon wachte in ihr der Instinkt der Selbstwehr auf. Als verübte man mit all dem Einpacken und Verhätscheln eine Sünde an ihrer lebendigen Seele.

* * *

Es war im September, und der Regen troff. Sehr frühzeitig kam der Abend heute herunter. Ruth war mit Anna-Beate zu einem Thee in befreundetem Kreis nach Rambin gefahren. Olga Beer hielt sich wieder einige Tage in Luckmühlen auf und war nicht eingeladen worden.

Jetzt saß sie mit Herrn von Pontow im Eßzimmer. Er hatte ein neues Pferd zugeritten, kam müde und durchnäßt nach Haus zurück. Es war ihm lieb, Fräulein Beer vorzufinden. Sie verstand die Kunst, sich allen seinen Gewohnheiten anzupassen und sich in seine Launen zu fügen. Starker, heißer Kaffee war sofort bereit, dazu schnitt sie ihm Vesperbrötchen und plauderte ihm allerhand leichtes Zeug vor.

Er war sowieso in guter Laune. Anstrengung und Nässe war nichts, das ihn verstimmen konnte. Ueberdies hatte Ruth ihn heute früh gebeten, in einigen Tagen ein Künstlerkonzert in Gollnitz besuchen zu dürfen. Das war ihre erste Bitte nach der Richtung hin gewesen, und er sah darin das beste Zeichen, daß seinen Plänen gutes Gelingen beschert war.

„Welche Pferde nehmen Sie denn zu der Tour?" fragte ihn Olga. Sie wußte wohl, wo seine Interessen steckten. „Für die Füchse sind die sechs Stunden Fahrt doch eine unmögliche Leistung."

Er lachte über ihre Sorgen. Was sie für eine Meinung von seinen Pferden habe! Natürlich müsse man zeitig von hier fortfahren, um ihnen ein paar Ausruhestunden in Gollnitz zu ermöglichen.

„Uebrigens kommen Sie mit, Fräulein Beer," sagte er dann galant. „Wir nehmen zwar nur die leichte Halbchaise, aber ich fahre selbst, und Sie können mit Ruth drinnen sitzen."

Fräulein Beer dankte ihm, gerade soviel wie der Gegenstand erforderte. Nicht zu heftig, aber doch immerhin genug, um zu zeigen, daß sie es ihm anrechne.

Die Dämmerung sank, und Herrn von Pontows Stimmung wurde immer gemütlicher. Er wußte recht gut, daß diese dreistündige Fahrt auf dem Bock, womöglich in Regen und Wind und zurück in mondloser Nacht, bei seinen Jahren schon zur tüchtigen Strapaze wurde. Aber das Mädel hatte doch mehr Spaß davon, wenn Olga auch mitkam. Und du lieber Gott, er hätte auch ganz andere Strapazen für seinen kleinen Kerl durchgemacht!

Fräulein Beer bemühte sich, von Ruth zu reden und den Eindrücken, die die künstlerisch hochstehende Darbietung auf sie machen werde. Sie sprach wieder von der Höhe reifer Lebensanschauung herab, objektiv, klar und einleuchtend.

Zu gern hörte Götz von Pontow so etwas vortragen. Da sich jedes Wort um Ruth handelte, blieb es ihm nicht blasse Theorie, sondern schloß lebensvolle Wirklichkeit ein. Wenn er eine Bemerkung dazwischen warf,



mochte sie nun passen oder nicht, hatte er auch stets die Genugthuung, sie sofort respektiert und in den Gang der Idee verflochten zu sehen.

Da kam ein starker Schritt über den Flur, und die Thür wurde polternd aufgestoßen. Das war natürlich Jürgen, kein Mensch auf Erden kam so herein.

Jürgen sollte in ein paar Tagen zum Militär abgehen, davon erhoffte der Vater eine kleine Kultivierung seiner Sitten.

„Papa —" sagte er in das ungewisse Halbdunkel hinein. „Bitte, du möchtest doch einmal herauskommen."

Gottfried von Pontow konnte recht ungemütlich werden, wenn er in seiner Vesperstunde gestört wurde. Das wußten auch seine Leute. Wer kam ihm denn doch in die Quer?

„Was soll's denn?" fragte er unwirsch. „Steh doch nicht in der halboffenen Thür! Rein oder raus! Wer's ist, will ich wissen."

Jürgen war hereingekommen. „Ich soll's wohl eigentlich nicht sagen," stotterte er verlegen.

„Nicht sagen? Bist wohl nicht ganz — he? Schockschwere —"

Er stand auf, um dem Geheimnis nachzugehen. Aber Olga kam ihm zuvor.

„Lassen Sie mich gehen, Herr von Pontow! Bleiben Sie ruhig bei Ihrem Kaffee, er wird ja ganz kalt. Ich bringe Ihnen Bescheid."

Sie eilte hinaus, und Jürgen stampfte hinterher.

Herr von Pontow hörte undeutlich von der Eingangshalle her murmelnde Stimmen. Nahm denn das gar kein Ende? Er wurde nun auch schon neugierig.

Eben wollte er aufstehn, da kam Olga zurück. Sie zog die Thür hinter sich zu, ihr Gesicht hatte einen unschlüssigen, beunruhigten Ausdruck.

„Es ist der Freund von Erich, der junge Hacke," sagte sie. „Zu Fuß von der Rambiner Station herübergekommen. Er hat eben sein philologisches Examen gemacht und möchte Ihnen das melden —"

Sie hielt inne, Herr von Pontow war krebsrot geworden. Er stand jetzt, und die Faust, mit der er sich wie krampfhaft auf den Tisch stützte, bebte.

„Der verdammte Bengel! Was geht mich sein Examen an? Wie kann er sich unterstehn? Und von Rambin kommt er? Hat Ruth wohl schon getroffen, was?"

Das letzte sprach er förmlich keuchend. Sein rotes Gesicht entfärbte sich.

Olga hatte mit einem Ruck ihre Unschlüssigkeit abgestreift. Herrn von Pontows Verhalten gegenüber war sie sich jetzt über die ganze Situation klar.

„Ich will Ihnen helfen, Herr von Pontow!" sagte sie mit einem eigenen Klang in ihrer tiefen Stimme. „Ich teile ja Ihre Besorgnisse. Herr von Hacke kommt wegen Ruth, daran ist kein Zweifel. Getroffen oder gesehen hat er sie gottlob noch nicht."

„So werfe ich ihn hinaus, den Burschen!" rief Götz von Pontow und schritt der Thür zu. „Wir wollen doch mal sehen —"

Da faßte ihn Olga mit beiden Händen am Arm. „Nicht doch! Das hat ja keinen Zweck! So ein Mensch kommt von hinten herein, wenn Sie ihn vorn hinauswerfen, so lange er denkt, daß bei ihr noch etwas zu machen ist. Wir müssen ihn überzeugen, daß sie gar nicht an ihn denkt!"

„Wie wollen Sie das anstellen?" fragte er ungläubig.

Sie war Feuer und Flamme. Seinen Einwurf beachtete sie gar nicht. „Und zwar rasch muß es geschehn, Herr von Pontow! Er muß fort sein, ehe jemand ihn hier sieht. Denn wenn er ihr jetzt auch gar nichts gilt, so haben doch Begleitumstände eine unberechenbare Macht über solch junges, unerfahrenes Herz. Er hat es schlau angelegt, sie zu gewinnen. Ein stundenlanger Marsch, verweht, durchnäßt, und alles um ihretwillen, und eine Art Siegesbotschaft dazu — wer hält denn da stand? Sie würde sich von abenteuerlichen Gefühlen einfach überwältigen lassen, und das Unheil wäre in seinen Folgen unabsehbar. Ein aussichtsloser Philologe! Im besten Fall ein kümmerliches Dasein, das nur durch Ruths eigenes Geld etwas Firnis erhielte —"

„Nun ja doch! Das weiß ich ja alles!" fuhr er sie jetzt doch ungeduldig an. „Nun aber das Weitere, schnell!"

Es klang halb wie ein Befehl, halb wie ein Hilferuf. Sie drückte seine Hand. „Verlassen Sie sich auf mich, Herr von Pontow!"

Sie schob ihn zurück und ging wieder in den Flur.

Diese weite Halle war kaum genügend durch eine Hängelampe erhellt. Hans Wilhelm stand noch da, wo sie ihn vorhin verlassen hatte, unweit der Eingangsthür. Das Wasser troff an ihm herunter. Aber sein Gesicht war heiß und leuchtend.

Er wußte, es war eine Tollkühnheit, die ihn herführte. Aber mochte es eine sein! Wie sonst erringt man sich die Sterne?

Er fühlte sich nicht als Bettler, als Eindringling. Er fühlte sich auch nicht geringer, als der war, aus dessen Hand er sein Liebstes begehrte. Er wußte, was er wert war und was er konnte. Die heiße, zähe Arbeit harter Jahre hatte es ihm gezeigt.

Ich habe mehr gearbeitet als ihr alle! Und ich habe auch mehr geleistet! Ich war verwöhnt wie ihr, und ich habe hungern müssen, wie euer letzter Knecht nicht zu hungern braucht. Ich habe Faust an Faust mit dem Leben gerungen, und nun kenne ich es, und es kennt mich. Nie wird das Weib, das ich beschütze, seinem Griff preisgegeben sein. Es ist sicherer bei mir, als es je im Leben und Tod in eurem Schutz ist! Das dürft ihr mir glauben.

Nein, er war kein Bettler! Er stand da wie in leuchtender Wehr! Denn er zählte mit zu jener tapferen kleinen Schar, die noch ihr Ichbewußtsein wie ein stählernes Herz im Busen trägt.

Die Uebermacht kann sie zermalmen, aber sie kann dies Herz keinen andern Schlag lehren.

Er wandte den Kopf, als die Thür aufging, aber es war nur wieder diese Fremde, die ihm im Wege stand. Was hatte sie hier zu thun? Warum führte sie die Unterhandlung?

„Bitte, Herr von Hacke,“ sagte sie und öffnete die Thür zu des Hausherrn Arbeitszimmer. Der Diener hatte schon die Lampe hineingestellt.

Hans Wilhelm sah sich mit einem halben Lächeln um. Diesen Raum kannte er noch nicht. Man durfte ihn nicht so ohne weiteres und ohne Grund betreten. Hier also hatte sich sein Mädchen geflüchtet vor ihm —!

Aber das war lange her.

„Warum denn diese Feierlichkeit?“ fragte er lächelnd. „Ich bin ja hier bekannt.“

Es kam nicht sogleich eine Antwort. Die fremde Dame wies ihm einen Platz an im Lichtkreis der Lampe. Sie selbst setzte sich so, daß sie den Schein im Rücken hatte.

„Herr von Hacke —“ sagte sie mit einer seltsam zögernden Stimme. „Ich habe Ihren Namen in diesem Haus schon einigemal gehört —“

Ihr Gehaben wollte ihn ungeduldig machen, und doch beklemmte es ihn. Irgendetwas Mißtöniges, wundersam Feierliches und Fremdartiges schwebte da in der Luft und ließ sich nicht greifen.

Träumte er denn? Er hätte Herrn von Pontow antreffen und von ihm kurzerhand herausgewiesen werden können. Auf das alles war er gefaßt und hätte ihm mit dem Gottesfeuer in der Brust stolzen Mutes begegnet. Unbesiegbar hatte seine starke, junge Liebe ihn vor dem eigenen Bewußtsein gemacht.

Dies hier — stand nicht in seinem Programm. Es verwirrte ihn anfangs so gänzlich, daß er kaum die Worte verstand, die gesprochen wurden.

Freundlich klangen sie, ganz ungeheuer freundlich. Nur im besten Sinn sei sein Name hier genannt worden, hörte er einmal heraus. Sie selbst, als treuste Freundin Ruths, ja als Hausgenossin, wie sie wohl sagen dürfe, lebe alles, was dies Haus betreffe, wie ihr eigenstes Leben mit.

Hans Wilhelm versuchte den quälenden Bann, den ihre zögernde, sanfte Redeweise auf ihn ausübte, gewaltsam zu durchbrechen. „Sind die Herrschaften hier denn zu Hause?“ fragte er. „Ich möchte doch —“

„Ja! Sie sind zu Hause! Aber bleiben Sie, Herr von Hacke — es ist — es liegt augenblicklich etwas vor —“ Und dann mit einem entschlossenen Aufblick: „Ich weiß, wie Sie zu der Familie stehen, und daher ist es Ihnen gegenüber keine Indiskretion, wenn ich Ihnen sage, was noch kein Fremder weiß: meine Freundin Ruth steht soeben auf dem Punkt, sich zu verloben. Es ist — es ist — verzeihn Sie mir, mein Herr von Hacke: es ist augenblicklich ein etwas unglücklicher Zeitpunkt, um den aufgeregten und glückseligen Leutchen da drinnen einen fremden Besuch einzuführen. Ich sprach soeben nur kurz mit Herrn von Pontow, und er läßt Ihnen recht herzlich gratulieren und Sie bitten, Ihren sonst so werten Besuch vielleicht in einigen Wochen zu wiederholen. Nicht wahr, Sie verdenken es ihm nicht? Er hat den Kopf so voll, der Aermste! Und mir rechnen Sie es nicht an, daß ich der Ueberbringer einer anscheinend so wenig liebenswürdigen Botschaft bin.“

„Bitte sehr,“ sagte Hans Wilhelm und stand auf.

Er hatte in diesem Moment nur die eine Empfindung: sich nicht verraten vor dieser fremden Person! Haltung bewahren! Und er bildete sich auch ein, daß ihm dies vortrefflich gelinge.

„Mit wem —“ brachte er endlich heraus, heiser und fast unverständlich.

Auch Fräulein Beer hatte sich erhoben. Sie fühlte sich von Rührung ergriffen. Dies Ringen nach kühler Fassung machte seine Zerschmetterung nur noch sichtlicher. Aber es konnte nichts helfen. Solche Gelegenheit, Herrn von Pontow zu dienen, ja sich ihm unentbehrlich zu erweisen, kam so leicht nicht wieder. Und außerdem war die That in ihren Folgen nur segensreich für Ruth. Sentimentale Mitleidsregungen durften hier ja nicht bestimmend sein.

Auf die murmelnd herausgestoßene Frage ging sie sogleich freundlich ein.

„Ich darf den Namen noch nicht nennen, Herr von Hacke. Sie werden ihn ohnedies erfahren. Es ist wohl schon ein Herzensgeheimnis von längerer Dauer. Natürlich darf ich nichts ausplappern. Nur zu schade, daß Sie gerade solchen schwierigen Augenblick treffen mußten. Aber Sie kommen wieder — nicht wahr? Wollen Sie auch vielleicht die Nacht hierbleiben? Morgen ist Herr von Pontow gewiß gern bereit, Sie zu sehn und Ihnen seine Glückwünsche darzubringen. Ruth wird Ihnen, als einem alten Freund, gewiß mehr von ihrem Glück anvertraun, als ich es darf. Ach ja, das ist eine Idee! Ich laufe, Ihnen ein Zimmer herzurichten.“

„Ich danke Ihnen sehr,“ sagte Hans Wilhelm. „Aber ich bleibe nicht. Ich habe keine Zeit. Ich will jetzt nach Rambin zurück.“

„Nach Rambin? Auf keinen Fall! Der Personenabendzug ist ja längst durch. Nein, wenn Sie fortmüssen, fährt Jürgen Sie direkt nach Gollnitz, wo gegen neun Uhr der Schnellzug nach Berlin eintrifft, der in Rambin nicht hält. Es ist allerdings schade, das Stübchen für Sie wäre so schnell bereit, und morgen —“

Er unterbrach sie heftig. Jedes weitere Wort wurde ihm zur unerträglichen Qual. Nur hinaus, an die Luft, in Sturm und Regen! Ihm war, als schöben sich die Wände um ihn zusammen, ihn zu ersticken.

Fräulein Beer erzeigte sich gefällig im höchsten Grade. Sie selbst lief vorauf, Jürgen zu holen und zur größten Eile anzuspornen. Hans Wilhelm folgte ihr. Als sie im Inspektorhaus verschwand, stand er draußen, umpfiffen von Wind und Regen, auf dem einsamen, nachtdunklen, kalten Hof.

IX.

Jürgen saß oben in seinem einfachen Stübchen und schwitzte über einer theoretischen Arbeit, betreffend die künstliche Düngung, die Herr Marius ihm aufzugeben für gut befunden hatte und deren Disposition dem Handbuch für wissenschaftliche Ackerbaukunst zufolge in drei Teile zerfiel. Erstens: was ist künstliche Düngung? Zweitens: welches sind ihre Vorteile in betreff der natürlichen, und drittens: welches sind ihre Nachteile?

Wenn sich diese Arbeit auch allerdings tausendmal besser anfassen ließ als die abscheulichen Sekundaneraufsätze, so hätte er doch vorgezogen, sie lieber nicht zu machen. Denn ob auch der Kern des Inhalts seinem Kopf ganz klar war, so wurde doch ein anderes Ding daraus, sobald man es in Worte fassen und diese Worte noch dazu auf das Papier schreiben sollte.



„Der olle dammliche Marius mit seinen verrückten Einfällen!" Das war noch das mildeste, was er über seinen Lehrherrn dachte.

Außerdem zerstreute ihn Hans Wilhelms plötzliche Ankunft. Er hatte ihn zwar in nicht allzu blendender Erinnerung von den Nachhilfestunden her, in denen ihm diese Nachhilfe ein bißchen sehr energisch in den Nacken gefahren war. Trotzdem grollte er ihm aber zu keiner Stunde. Er besaß eine gutmütige, verdrossene Anhänglichkeit für ihn, eine Art mürrischer Dankbarkeit, die aus einer dunklen Erkenntnis erwuchs, daß der Fremde sich mit ihm geplagt hatte. Dieselbe mürrisch gutmütige Anhänglichkeit, die er für seinen Vater und zum Teil auch für seine Lehrer empfand.

Was wollte Hans Wilhelm eigentlich hier? Und zu Fuß bei dem Wetter! Er hatte ihn in der Allee getroffen, wo er das vom Vater heißgerittene Pferd trotz Regen und Wind noch ein wenig auf- und abführte. Hans Wilhelm mußte ihn schon von weitem erkannt haben, er kam auf ihn zu und bestürmte ihn sofort, den Vater herauszurufen, ohne seinen Namen zu nennen. Kaum, daß er ihm Zeit ließ, das Pferd in den Stall zu bringen.

Da sollte man sich nun nicht den Kopf zerbrechen, was da vorliegen mochte!

Plötzlich klopfte es an seine Thür, ohne daß er Schritte gehört hatte. Eine weibliche Gestalt trat herein. Ach so! Das Fräulein von drüben, Ruths Freundin!

„Nanu!" platzte es unwillkürlich aus ihm heraus. Solch ein Besuch war allerdings ein Ereignis.

Herrgott, natürlich hatte er wieder etwas verbrochen. Das war ja immer so. Kam ihm je etwas Erstaunliches, Unerwartetes in den Weg, so lief das immer auf eine entdeckte Missethat von ihm heraus, und wenn er sich auch vorher noch so schuldenrein gefühlt hatte. Darum hatte er es längst aufgegeben, sich schuldenrein zu fühlen. Irgendwas würde er auch diesmal wieder angestellt haben.

Er stolperte empor und schlenkerte seine langen Glieder gelassen aus. „Was soll's denn, Fräulein?" fragte er, auf alles gefaßt.

Olga war, ohne zu sprechen, bis an den Arbeitstisch herangekommen. Ein leises, feines Parfüm umgab sie. Er wurde plötzlich unbeweglich und starrte sie aus großen Augen an.

„Lieber Herr Jürgen, Sie müssen uns heute schon den Gefallen thun, Herrn von Hacke so rasch wie möglich nach Gollnitz hinüberzufahren. Er möchte dort auf alle Fälle den Abendzug erreichen. Ihr Vater läßt Sie bitten, gleich selbst anzuspannen. Eile ist nötig."

„Ja," sagte Jürgen, ohne sich zu rühren.

Es kam also diesmal doch kein Vorwurf. Es war alles ganz anders wie sonst. Wunderlich und anders.

„Herr von Hacke hatte etwas mit Ihrem Vater abzumachen," erklärte Olga. Sie sah unverwandt dem Jungen ins Gesicht. Was steckte in dem? Konnte sie ihn an ihrer Verschwörung teilnehmen lassen? Oder mußte sie ihn blind machen wie den andern?

„Wer hat seine Ankunft außer Ihnen noch bemerkt?" fragte sie vorläufig.

„Seine Ankunft —?" stotterte Jürgen begriffsstutzig. Er suchte ein Weilchen in seinem Kopf herum, bis er langsam entgegnete: „Hermann wohl. Der ist uns im Flur begegnet."

„Weiter keiner? Wirklich keiner?" drängte Olga. Auf Hermann, den Diener, war Verlaß. Der redete auch zu den andern Dienstboten ungefragt kein Wort. Der mußte nur von Herrn von Pontow für alle Fälle zum Schweigen verpflichtet werden.

„Nein, sonst keiner," sagte Jürgen wie vorher.

Der seltsam träumerische Klang seiner Stimme ließ sie plötzlich aufmerken. Wie ein Blitz durchfuhr sie die seltsame Erkenntnis: der große, tölpelhafte Junge stand in dieser Stunde vor der Wandlung seines Wesens, der verhängnisvollen Schwelle. Und ihre Hand sollte ihm hinüberhelfen — —

Im ersten Moment bäumte sich ihr Hochmut auf. Ihre Augen wurden hart.

Aber die ewig in ihr siegreiche Vernunft überwand das rasche Aufzucken ihrer Instinkte. Hier galt es etwas Größeres, als anmaßende Knabengefühle und ihre Bestrafung. Hier galt es einen Machtkampf in diesem Haus — einen Kampf, der nur ihr ganz allein bewußt war.

Dieser blonde Mensch mit den starren, blauen Augen, die immer blauer zu werden schienen, der konnte in ihrer Hand zu dem werden, den sie aus ihm machen wollte. Und es war besser, einen Mitverschworenen aus ihm zu machen, als ihn wie ein Kind zu behandeln. Ihn, der in dieser Stunde kein Kind mehr war.

Sie kam noch näher, und er fühlte den weichen Atem des Wohlgeruchs, den ihre Kleider ausströmten. Wie in ein Märchen versetzt, dünkte er sich, und regungslos hörte er, was sie sprach.

„Ich will Sie ins Vertrauen ziehn, Jürgen!" sagte sie. „Es handelt sich um eine ernste Sache, und ich glaube von Ihnen, daß Sie Mann genug sind, um uns eine Hilfe und ein Freund zu sein!"

Es waren berauschende Worte, die sie sprach. Aber er bewegte nur die Lippen, es kam kein Laut heraus.

„Hans Wilhelm von Hacke kommt wegen Ruth! Aber Ihr Vater und ich, wir wissen, daß dies für Ruth ein Unglück wäre. Sie macht sich nichts aus ihm, aber sie darf nicht wissen, daß er hier war, um nicht beunruhigt zu werden. Wollen Sie uns helfen, Jürgen, seine Ankunft vor ihr geheim zu halten?"

Er räusperte sich, ehe er sprechen konnte. Dann sagte er rauhen Tons: „Ja."

Olga mußte lächeln. „Es wird Ihnen schwer," sagte sie, obwohl sie wußte, daß nicht die ethische Erwägung der Sache es war, die ihn so übernahm. „Ich weiß es ja: Sie sind von Natur wahrhaftig und jeder Lüge abgeneigt. Und das habe ich immer an Ihnen geehrt. Aber lieber Jürgen, das Leben ist komplizierter, als Sie in Ihrem jungen Kopf meinen. Es giebt Fälle, in denen die Lüge zur sauren Pflicht wird. Können Sie das auf mein Wort glauben?"

„Ja," sagte er nur wieder, rauhtönig wie vorher.

Sie schwieg einen Moment. Etwas wie ein dunkler, ahnender Schreck flog in ihrer Seele vorbei. Diese Stunde und ihr Gepräge hielt sie in der Hand. Aber das, was darin geboren ward, konnte sie dereinst vielleicht nicht mehr zügeln —

Sie fuhr sich über Stirn und Augen. Thorheit! In acht Tagen ging Jürgen zum Militär, und wenn er wiederkam —

Was hatte sie denn gethan, als dem täppischen Knaben die Augen geöffnet! Draußen würde er schon sehn, daß in Gärten und Wiesen überall Blumen stehn. Und er würde pflücken und sich stechen lassen und wieder pflücken und zertreten und wieder pflücken —

Und so ohne Ende. Ein Mann werden wie alle andern. Warum sorgte sie sich?

Ihre Stimme klang fest, beinah hart, als sie fortfuhr: „Herr von Hacke ist der Meinung, daß Ruth heute zu Hause war. Ich möchte, daß Sie ihn dabei lassen und womöglich erklären, daß Sie sie eben erst gesehn haben. Das ist es, um was ich Sie zu bitten hatte, Jürgen."

„Weiter nichts?" rief Jürgen.

Seine Rauhstimmigkeit war verflogen, hell wie im Jubel sah er sie an.

Wenn ich dich jetzt schickte, Hans Wilhelm zu morden, würdest du vielleicht eben so aussehn! dachte sie. „Nein, weiter nichts," gab sie ernst zur Antwort. Seinen strahlenden Augen begegnete sie mit keinem Lächeln. „Aber behalten Sie es gut, und nun schnell zum Anspannen. Besorgen Sie es allein, damit niemand davon merkt, wenigstens Ihren Fahrgast nicht sieht. Ich gehe gleich noch herunter zu Marius, um ihm zu sagen, daß Ihr Vater Sie in seinem Auftrag nach Gollnitz schickt."

* * *

Durch Nacht und Nebel stob das federleichte Gefährt. Es war ein unbequemer, steiflehniger Stuhlwagen, den der Vater ab und zu bei Jagden brauchte. Ueber den hohen Rädern waren die beiden Sitzbänke so nahe aneinander angebracht, daß der Hintensitzende den Kutscher beim Auf- und Absteigen berühren mußte. Nur indem Hans Wilhelm ein bißchen nach links hinüberrückte, konnte er es vermeiden, Jürgen beständig auf den Rücken zu gucken.

Hans Wilhelm sah sich nicht mehr um, als hinter ihm die Lichter des Herrenhauses verglommen.

Regen umpeitschte ihn in dem scharfen Luftzug des jagend schnellen Fahrens. Der Laternenschein rechts und links huschte über Gräser, Steine, Wasserlachen. Um die Räder spritzte Schlamm und Erde.

Etwa eine Viertelstunde noch hielt dies Empfinden

von Betäubung an, das auf Hans Wilhelms Gehirn lagerte. Dann fing ihm allmählich das Blut an zu brennen.

Seine Hand zuckte, Jürgen in die Zügel zu greifen, die Pferdeköpfe herumzureißen und wieder zurückzujagen, von wo er kam. Diese Ereignisse sollte er laufen lassen, sich von ihnen erdrücken lassen?

Woher kamen sie denn? Was galten sie? Man hatte in der Familie Ruth überredet, bestimmt. Und diesen gemachten, lebensunwahren Bestimmungen sollte sein Wille, sein ursprünglichstes Empfinden weichen?

Darf man sich so sein Leben verzerren lassen von fremder Hand? Und Ruth —?

„Jürgen!" rief er plötzlich den jungen Pontow an. „Wer ist heut zu Besuch in Ihrem Haus? Kennen Sie den?"

Jürgen stutzte und gab nicht sogleich Antwort.

„Ich weiß von niemand," sagte er dann vorsichtig. „Aber Ruth war zu Haus."

Es war vielleicht die erste nackte Lüge seines Lebens, aber stolzer war er noch auf keine Arbeit, keine gute That gewesen, als er es auf seine erste Lüge war.

„Hat sie gehört, daß ich da war?" fragte Hans Wilhelm stürmisch.

Wieder verzögerte sich die Antwort um Sekunden. Jürgen spielte in angestrengtem Denken mit der Peitsche.

„Ja," sagte er dann überlaut. „Sie saß drinnen im Zimmer bei Papa, als ich's sagte."

„So," murmelte Hans Wilhelm. Von da ab schwieg er.

Jürgen war ein trockener, nüchterner Bursche, der nur die Wahrheit sprach. Hans Wilhelm war es, als würde es erst jetzt Nacht um ihn.

Dann muß ich doch wohl damit fertig werden! dachte er. Er dachte denselben Satz immer wieder, sagte ihn sich vor wie eine Grammatikregel, mit der er seine Zukunft aufrichten wollte.

Jürgen auf seinem Kutschbock pfiff vor sich hin. Er mußte pfeifen, und wenn es ihm den Kragen gekostet hätte. Sonst wäre er vor Stolz und Uebermut zerplatzt. Den ersten Teil der Aufgabe hatte er mustergiltig gelöst! Er staunte vor sich selbst. Er, der auf dem Gymnasium nicht die kleinste Unthat von sich abzuwälzen verstanden hatte! Was würde Fräulein Olga sagen! Nun kam der zweite Teil: Ruth nichts sagen. Schade! Dabei konnte man sich gar nicht recht produzieren. Wahrscheinlich wurde er doch nicht einmal von ihr befragt. Also die ganze Aufgabe hieß eigentlich nur: Mund halten. Schade!

Nein, dieser negative Teil sagte ihm nicht zu. Er hätte sich gar zu gern noch ein bißchen in Intriguen getummelt. Daß er eigentlich eine recht teuflische Rolle übernommen, machte er sich gar nicht klar. Der naive Maßstab aller Dinge war ihm in einer einzigen Stunde entwandt.

Fortsetzung folgt.

Der Kampf gegen die Wetterunbilden.

Von Dr. Udo Dammer.

„Es ist zumtal zum Verzweifeln!" möchte der Gärtner oft mit dem Bootsmann Kattblock ausrufen. Wunderbar voll sitzen da die Obstbäume von Blüten, so daß er schon in Sorge ist, wie die Kronen den Fruchtsegen tragen sollen; da kommt eine kalte Nacht, das Quecksilber im Thermometer sinkt und sinkt, bis es einige Grade unter der ominösen Null steht, und vorbei ist alle Hoffnung auf einen guten Erntesegen.

Jedes Jahr um Mitte oder gegen Ende Mai wiederholen sich diese Stunden des Hangens und Bangens, ob die Obstblüte von einem Frost getroffen wird; aber merkwürdigerweise wird noch immer herzlich wenig gethan, um das Unheil abzuwenden. Millionen des Nationalvermögens gehen alljährlich verloren, ohne daß sich eine Hand regt, dem vorzubeugen. So war es vor hundert Jahren und wird es, leider, wohl auch noch lange Zeit bleiben, denn die große Menge ist dem Gesetz der Trägheit unterworfen. Und doch könnte, wenn auch nicht immer, so doch in den meisten Fällen, ein großer Teil unserer Obsternte gerettet werden! Deutschland ist, wie wenige Länder der Erde, geeignet für den Obstbau, es könnte die Obstkammer der Welt werden, denn kaum anderswo erhalten die Früchte das Aroma, wie gerade bei uns. Durch rationelle Wirtschaft könnten die Ländereien, die jetzt mit Kornbau kaum die nötigste Rente bringen, außerordentlich in ihrem Ertrag gesteigert werden. Zu dieser rationellen Wirtschaft gehört aber auch eine systematische Bekämpfung der Wetterunbilden.

Nachtfröste treten zur Zeit der Obstblüte fast nur bei heiterem Himmel ein. Dann strahlt der Boden seine nur noch geringe Wärme ungehindert aus. Hindern wir diese Wärmeausstrahlung, indem wir über dem Boden eine Decke ausspannen, dann friert es unter dieser Decke nicht. Bei großen Obstanlagen mit hochstämmigen Bäumen können wir nicht gut gewebte Decken ausspannen, die die Bäume überragen; wohl aber können wir die Erde in eine dichte Rauchdecke einhüllen, die die gleichen Dienste leistet. An einzelnen Stellen macht man von diesem Mittel Gebrauch, z. B. in Tirol und am Rhein, und freut sich, daß man mit einem minimalen Kostenaufwand, der in gar keinem Verhältnis zu dem Ertrag der geretteten Früchte steht, die Natur bezwingt zum eigenen Vorteil. Ein Beispiel möge genügen. Die kleine Gemeinde Pfaffenschwabheim in Rheinhessen hatte 1900 durch Spätfrost einen Ernteausfall von etwa 60000 Mark bei 650 Morgen. Im folgenden Jahr wurde eine Frostwehr organisiert, die in vier Nächten alarmiert wurde, aber nur in drei Nächten in Thätigkeit trat. In diesen drei Nächten verbrauchte sie zur Rauchentwicklung 195 Mark und rettete damit die ganze Ernte!

Während bei diesem Kampf gegen die Wetterunbilden die ganze Gemeinde zusammenstehen muß, aber der Einzelne nur in Ausnahmefällen Aussicht auf Erfolg hat, nämlich hauptsächlich dann, wenn er große Anlagen zu schützen hat, ist in andern Fällen der

Kampf nur vom Einzelnen durchführbar. Wie oft kommt es in der Gärtnerei vor, daß empfindlichere Pflanzen zeitig aus ihren Winterquartieren hervorgeholt und ins Freie gebracht werden und dann eines Nachts gegen drohenden Nachtfrost geschützt werden müssen. Wohl dem Gärtner, der rechtzeitig vorher die nötigen Vorkehrungen traf, so daß jetzt nur Decken über Gerüste ausgebreitet zu werden brauchen; wehe dem Gärtner, der keine Vorkehrungen traf und nun die Nachtruhe opfern muß, um die Pflanzen wieder in Sicherheit zu bringen! Da kann es gar leicht vorkommen, daß Pflanzen vom Frost getroffen werden, so daß sie am Morgen hart wie Stein gefroren sind. Ist dies der Fall, so überbraust der Gärtner die Pflanzen so schnell wie möglich mit recht kaltem Wasser und bedeckt sie dann recht dicht, damit sie ja kein Sonnenstrahl treffe. Das verdunstende Wasser setzt die Temperatur der die Pflanzen umgebenden Luft herab, so daß die Pflanzen nur ganz langsam auftauen können und hierdurch vor dem Tod gerettet werden. In diesem Fall, ebenso in jenen Fällen, in denen empfindlichere Gehölze im Winter mit Stroh umhüllt werden, gilt es nicht sowohl, die Pflanzen gegen Frost überhaupt zu schützen, als vielmehr, dafür zu sorgen, daß die Pflanzen nicht zu schroffen Temperaturwechseln ausgesetzt sind. Die oberirdischen Pflanzenteile, namentlich die Stengel und Blätter, sind in ausgewachsenem Zustand, sowie dann, wenn sie noch in der Knospe ruhen, gegen Frost viel weniger empfindlich, als im Zustand der Entwicklung. Auf der Erkenntnis dieser Thatsache beruht nun eine andere und meines Erachtens die einzig wirksame Kampfmethode gegen Wetterunbilden, nämlich die Zucht widerstandsfähiger Sorten. Wir haben unter den Hunderten und Aberhunderten unserer Obstsorten eine ganze Anzahl, die sehr früh, andere, die sehr spät blühen, und ebenso solche, die früh beziehungsweise spät austreiben. Es ist eine ziemlich einfache Sache, durch Versuche festzustellen, welche Sorten für eine bestimmte Gegend so austreiben und blühen, daß sie in dieser Gegend nicht von der Wetterungunst im Frühjahr leiden. Wollte der Einzelne diese Versuche ausführen, so würde er viel Geld und Zeit opfern müssen. Deshalb muß es Aufgabe des Staates sein, diese Versuche in besonderen Versuchsstationen vorzunehmen. In Amerika werden solche Versuche seit Jahrzehnten von staatlichen Versuchsstationen ausgeführt, und wesentlich der vorzüglichen Organisation und Leitung dieser Stationen verdanken die Vereinigten Staaten ihren kolossalen landwirtschaftlichen Aufschwung.

Hand in Hand mit dieser Auslese der Sorten geht nun noch ein anderes Kampfmittel gegen Wetterunbilden, das sich nicht direkt gegen die Wetterungunst richtet, sondern sie indirekt zu paralysieren sucht. Man hat nämlich durch Versuche festgestellt, daß eine bestimmte Ernährung der Pflanzen letztere widerstandsfähiger gegen schädliche Witterungseinflüsse macht. Es ist eine wohl jedem bekannte Thatsache, daß der Landmann nicht selten im Sommer seine schönsten Hoffnungen auf eine gute Ernte vernichtet sieht, wenn durch einige starke Regengüsse das Getreide sich lagert und dann infolge fortdauernden Regens auswächst. Durch rationelle Ernährung der Pflanzen, im besonderen durch reichliche Kalidüngung, kann dem „Lagern" vorgebeugt werden. Ebenso können Obstbäume dadurch, daß sie im Spätsommer noch mit Kali und Phosphorsäure reichlich gedüngt werden, zu einer besseren Ausreifung des Holzes gebracht und dadurch widerstandsfähiger gegen niedere Temperaturen gemacht werden. Wir stehen hier noch auf der Schwelle eines Gebiets, das bei genauer Durchforschung von größter Wichtigkeit für den Land- und Gartenbau werden wird, und es ist dringend zu wünschen, daß dieses Gebiet möglichst bald mit staatlichen Mitteln und von Forschern, die ein offenes Auge für die praktischen Bedürfnisse haben, untersucht wird.



Was die Aerzte sagen.

Der Durchbruch der Milchzähne.

In normalem Zustand besitzt der Mensch in den ersten Monaten seines Daseins keinen Zahn. Im fünften bis achten Monat erscheinen die ersten Zähne, und zwar die mittleren oder großen Schneidezähne. Ihnen folgen im achten bis zwölften Monat die seitlichen oder kleinen Schneidezähne. Im zwölften bis sechzehnten Monat erscheinen die ersten Backenzähne, Mahlzähne genannt. Am spätesten, und zwar im sechzehnten bis zwanzigsten Monat, kommen zwischen den letztgenannten Mahlzähnen und den seitlichen Schneidezähnen die Eckzähne vor.

Nicht selten geschieht dieser Durchbruch der Milchzähne mit erheblichen Störungen im Allgemeinbefinden des betreffenden Kindes. Manche Mutter wird sicher von durchwachten Nächten erzählen können, die ihr der erste Zahn ihres Lieblings verschuldet hat.

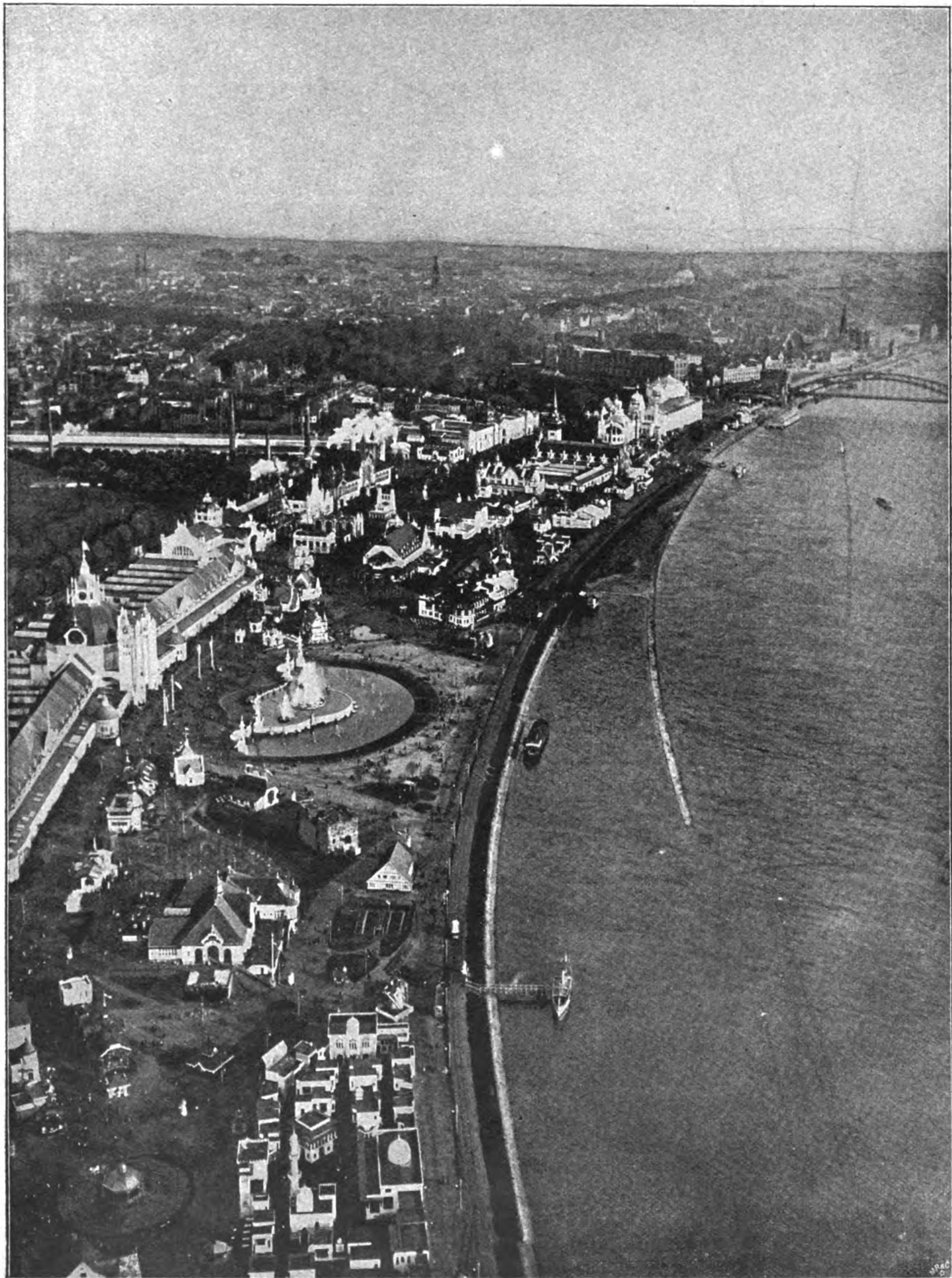
Eine leichte Entzündung ist fast stets Begleiterin einer Zahnung. Es wird dadurch in dem Kind der Hang hervorgerufen, irgendeinen festeren Gegenstand in den Mund zu stecken, gleichsam um durch einen Druck mit ihm auf das entzündete Zahnfleisch dem Hervordrängen des Zahns einen Widerstand zu leisten. Zur Erleichterung dessen sind Zahnringe, Lutschpfropfen u. s. w. im Handel, die leider in den meisten Familien in Benutzung sind. Daß diese Gegenstände den Kindern zum größten Verhängnis werden können, ahnen die wenigsten Mütter. Abgesehen von der leichten Empfänglichkeit jener Gegenstände für Schmutz haften gerade an den Gummipfropfen wahre Floren von Bakterien. Kommen nun diese stark infizierten Ringe, Pfropfen u. s. w. mit den kurz nach dem Durchbruch des Zahnes entstandenen Verletzungen des entzündeten Zahnfleisches zusammen, so ist eine Uebertragung des an den betreffenden Gegenständen haftenden Krankheitskeims auf das zarte Gewebe des kindlichen Organismus leicht möglich. Nicht allzu selten sind die einer Zahnung folgenden Infektionskrankheiten auf das Kauen an jenen Ringen und Pfröpfen zurückzuführen. Möge daher jede Mutter sich warnen lassen, derartige Gegenstände ihrem Kind zu reichen. Ein Abreiben der Kieferbogen mit einem weichen, in Rotwein getauchten Tuch, Watte oder Schwamm werden dem Kind eine gleiche Milderung verschaffen, wie das Beißen auf einen harten Gegenstand. Die Waschungen können dreimal täglich vorgenommen werden, ohne daß bei einer milden Anwendung eine Verletzung des Zahnfleisches zu befürchten wäre. Ebenso vermag ein mehrfach zusammengefaltetes, in kühles Wasser getauchtes Leinwandläppchen, das oft erneuert werden muß, dem Kind Entzündung und Schmerz des Zahnfleisches zu mildern.

Eine andere nicht seltene Begleiterscheinung einer Zahnung ist der starke Blutandrang zum Kopf; infolgedessen hat das Kind stark gerötete Wangen, zumal auf der Seite, auf der der Zahn durchbricht. Kalte Fußpackungen — jedoch nicht unter 18 Grad — dienen zur Ableitung des Blutandrangs.

Ferner können Krämpfe, Diarrhöen, heftige Fieber und andere für die Erhaltung des Kindes oft bedenkliche Funktionsstörungen Begleiterscheinungen beim Durchbruch der Milchzähne sein. Es ist daher ratsam, bei stärkerem Hervortreten genannter Symptome das Kind in ärztliche oder zahnärztliche Behandlung zu geben, da der zarte kindliche Organismus zur schnellen Verbreitung einer Krankheit vorzüglich geeignet ist.



Bilder aus aller Welt.



Gesamtansicht der Stadt Düsseldorf und der Ausstellung aus einer Höhe von 450 Meter.

Spezialaufnahme für die „Woche".



Blick in die Kirche von Altengamme in Vierlanden.



1. Professor Fuchs. 2. Maler Schwindrazheim. 3. Pastor Holst (Neuengamme). 4. Vierländerin in Nationaltracht.
Auf der Suche nach Vierländer Bauernkunst.
Von der 11. Konferenz der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in Hamburg.
Photographische Aufnahmen von Schaul, Hamburg.



Von den Mariabrunner Kirchtagen in Wien am 7. und 8. Mai: Ein österreichischer Bauerntanz.
Kammerphotograph H. Heydenhauß, Wien.



Vom Wohltätigkeitsfest für den Verein Arbeitshilfe und für Erholungsbedürftige in Berlin: Gavotte aus der Zeit Louis XIV.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander & Labisch, Berlin.



In der unteren Reihe (von links nach rechts): 1. Mme. Plautin. 2. Großherzogin von Hessen. 3. Prinzessin Beatrice von Sachsen-Koburg. 4. u. 5. das Brautpaar: Frl. Gazert, Gesellschaftsdame der Prinzessin Beatrice, und Leutn. von Raven. 6. Herzogin Marie von Sachsen-Koburg und Gotha. 7. Baronin d'Andrion-Werburg. 8. Prinzessin d'Eßling. In der oberen Reihe: 1. M. Hantho. 2. Baron d'Andrion-Werburg. 3. Baron Redwitz, deutscher Konsul in Nizza 4. Mme. Herms, Schwester der Braut 5. Frl. Passavant, Hofdame der Großherzogin von Hessen. 6. Kammerherr von Dignau. 7. Mme. Hantho. 8. u. 9. Mlle. Rose Ney d'Elchingen und Mlle. Victoire Masséna d'Eßling, Töchter der Prinzessin d'Eßling.

Aus dem Gesellschaftsleben an der Riviera: Eine Hochzeitsgesellschaft in Nizza.
Phot. Degand, Nizza.



Gustav Humperdinck †
der Vater des bekannten Komponisten.



Hofrat Prof. Hofmann,
Leiter der Industrieschule in Plauen.



Generalleutn. z. D. von der Osten,
feierte sein 50jähr. Dienstjubiläum.



Die Kgl. Sächsische Industrieschule in Plauen,
die ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen feierte.
Hofphot. Heinr. Axtmann, Plauen.



Das Denkmal unweit Zschortau,
wo 18 aus Frankreich heimkehrende Krieger bei einem Eisenbahnunglück am 22. Juni 1871 den Tod fanden.
Phot. Heinr. Unkel, Bitterfeld.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

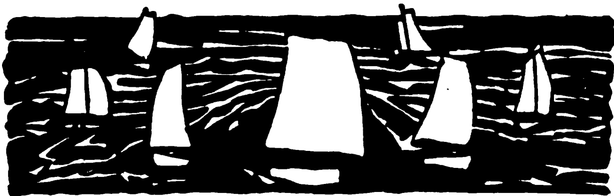
Nummer 22. **Berlin, den 31. Mai 1902.** **4. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 22.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	985
Universität und Volksschullehrer. Von Prof. Dr. Johannes Rehmke	985
Umschau	987
Die Begründung des Roten Kreuzes	988
Berliner Chronik	989
Das Buch der Woche	990
Die Toten der Woche	991
Zu unsern Bildern	991
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	993
In der Entwicklung zur Weltwirtschaft. Volkswirtschaftliche Studie von W. Morgenroth	1001
Picknick. Plauderei von Fritz Hallberg	1003
Deutschlands Ritterorden. Von Dr. A. von Wilke (Mit 12 Abbildungen)	1005
Die Halligen. Von Gustav Kopal. (Mit 4 Abbildungen und 1 Karte)	1009
Mein blonder Schützling. Skizze von G. von Beaulieu	1012
Auswanderer. Von Hans Ostwald (Mit 7 Abbildungen)	1014
Pinguine. Von Wilhelm Bölsche. (Mit 5 Abbildungen)	1018
Stimmhygiene. Plauderei von Serafine Détschy	1021
Im Herrenhaus von Lucknühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung)	1022
Traumschiff. Gedicht von Egon H. Strasburger	1027
Gleichgewicht im Ameisenhaufen. Von Dr. Ludwig Karell	1028
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1029

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9 Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.



Die sieben Tage der Woche.

22. Mai.

Der Kaiser stattet der Stadt Metz einen Besuch ab und begiebt sich von dort nach Schloß Urville.

Das Königreich Rumänien feiert das Jubiläum seiner vor fünfundzwanzig Jahren erfolgten Unabhängigkeitserklärung.

23. Mai.

Aus Tripolis werden neue Unruhen gemeldet. Die eingeborene Bevölkerung weigert sich, Steuern zu zahlen und Kriegsdienste zu thun.

Präsident Loubet tritt an Bord des „Montcalm“ die Heimreise von Rußland nach Frankreich an.

Der italienische Minister des Aeußern Prinetti hält in der italienischen Deputiertenkammer eine Rede über den Dreibund. Die Regierungen hätten noch nichts unterzeichnet, aber bereits den Entschluß kundgegeben, zu geeigneter Zeit an die Erneuerung des Bündnisses zu gehen, das seinen friedlichen Charakter in keiner Weise geändert habe.

24. Mai.

Wie aus Viktoria in Britisch Kolumbia berichtet wird, fand in einem Kohlenbergwerk des Bezirks Koaoteny eine Explosion schlagender Wetter statt, bei der 170 Personen getötet wurden.

In der ungarischen Delegation verteidigt Ministerpräsident von Szell die Dreibundpolitik gegen einzelne Angriffe. Der Bestand des Bündnisses gewähre die Hoffnung, daß auch die Ausgleichung einander widerstrebender wirtschaftlicher Interessen leichter erfolgen könne.

Eine im amerikanischen Repräsentantenhaus eingebrachte Resolution gegen die Aufstellung der Statue Friedrichs des Großen in Washington wird an den zuständigen Ausschuß verwiesen. Dessen Vorsitzender erklärt, der Antrag werde dort still begraben werden.

25. Mai.

Präsident Loubet unterbricht seine Heimreise in Kopenhagen. Er wird an Bord des Kreuzers „Cassini“ von König Christian begrüßt und folgt dessen Einladung zum Frühstück im Königlichen Schloß.

Die belgischen Kammerwahlen ergeben eine Verstärkung der klerikalen Regierungsmehrheit. Es war die Hälfte der aus 152 Mitgliedern bestehenden Kammer zu erneuern, dazu 14 infolge der Vermehrung der Bevölkerung neu geschaffene Sitze zu besetzen. Davon fallen den Klerikalen 10 zu, ihre Zahl steigt von 86 auf 96, die Mehrheit wächst von 20 auf 26 Stimmen.

26. Mai.

Wie aus Rom gemeldet wird, wurden in Neapel auf den Salonwagen, in dem sich der König und die Königin von Italien befanden, von einem mehrfach bestraften Individuum zwei Steine geworfen, die indessen keinen Schaden anrichteten. Der Thäter befindet sich in Haft.

27. Mai.

Präsident Loubet trifft wieder in Paris ein.

Das preußische Abgeordnetenhaus nimmt seine Arbeiten nach den Pfingstferien wieder auf und führt in einer Sitzung die erste Lesung der neuen Polenvorlage zu Ende, die einer Kommission überwiesen wird.

28. Mai.

Aus Buenos Aires trifft die Meldung von der Unterzeichnung des Abrüstungs- und Freundschaftsvertrags zwischen Chile und Argentinien ein. Für etwa entstehende Streitfragen wird die englische Regierung als Schiedsrichter erwählt.



Universität und Volksschullehrer.

Von Professor Dr. Johannes Rehmke.

Der Gedanke, daß der Volksschullehrer auch nur in irgendwelcher Beziehung zur Universität stehen könne, erscheint auf den ersten Blick abwegig und überspannt. Man fragt sich erstaunt, was denn der Volksschullehrer wohl auf der Universität zu suchen habe und wie denn wohl seine Vorbildung ausreichen könne, um mit Nutzen und Erfolg die Universität zu beziehen! So sehen denn gar viele ein gut Stück blinder Ueberhebung in der Forderung des deutschen Volksschullehrerstands, der dem Volksschullehrer das Recht die Universität beziehen zu können, eingeräumt wissen will. Man beachte, dem Volksschullehrer soll dies Recht zugestanden werden, das ist dem Mann, der seine eigentliche Berufsbildung schon auf dem Lehrerseminar erhalten und schon einige Zeit in seinem Beruf gestanden hat; so ist wenigstens der auf der Breslauer deutschen Lehrerversammlung 1898 gefaßte Beschluß gemeint: „Jeder Lehrer hat auf Grund seines Abgangszeugnisses vom Seminar das Recht, die Universität zu besuchen.“

Zwar giebt es unter den Volksschullehrern Deutschlands manche, die eine Beziehung noch ganz anderer Art zwischen Volksschullehrer und Universität hergestellt wünschen, nämlich der Art, daß die Vorbildung zum Volksschullehrerberuf auf einer der drei höheren Schulen (Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule) beginne und auf der Universität zum Abschluß komme; dann würde also auch der Volksschullehrerberuf zu den wissenschaftlichen Berufen gestellt, das heißt zu den Berufen, die eine Universitätsbildung zu ihrer notwendigen Voraussetzung haben. Hier lautete die Forderung demnach: „Durch die Universität hindurch zum Volksschullehrerberuf;" sie legte dem Volksschullehrer nicht nur, wie jene Breslauer Forderung, das Recht, sondern auch die Pflicht auf, die Universität zu beziehen, um eben überhaupt Volksschullehrer sein zu können. Dieser Forderung, die so ganz und gar den Flug in die Wolken nimmt, wollen wir nicht weiter nachschauen, wo sie etwa bleibe, sondern jener andern, die den Boden der Mutter Erde nicht verliert, unsere Aufmerksamkeit zuwenden; auch sie wird ebenfalls noch Bedenken wachrufen, und zwar sind es besonders drei Bedenken, die der Beachtung wert erscheinen.

Erstens meint man, wenn der Volksschullehrer durch sein Seminarabgangszeugnis sich den Zugang zur Universität soll erschließen können, so müsse das Lehrerseminar ebenso wie die drei sogenannten höheren Schulen, die von mir schon erwähnt sind, seine Schüler zu der Denkselbständigkeit und Verstandesentwicklung bringen, ohne die ein fruchtbares Universitätsstudium nicht möglich ist. Denn der Student ist nicht Schüler, der auf eines Schulmeisters Worte zu schwören hat, sondern er ist frei erwägender, aus eigenem Ermessen annehmender oder verwerfender Hörer dessen, was der Universitätslehrer ihm bietet oder vorträgt; und dieser letztere ist demnach auch kein Schullehrer, wie die Universität ja auch nicht eine Schule, selbst nicht eine Hochschule ist. Die Universität bedeutet vielmehr die einzigartige Bildungsanstalt, die in erster Linie den Lernenden in den wissenschaftlichen Betrieb bestimmter Aufgaben einzuführen bestellt ist, und nur in der notwendigen Folge dieses ihres eigentlichen Zwecks auch die Vorbildung für bestimmte Berufe in ihre Arbeit einschließt. Daß nun die für den Universitätsbesuch nötige Geistesreife oder Denkselbständigkeit zwar auf jenen schon genannten höheren Schulen, nicht aber auf dem Lehrerseminar zu gewinnen möglich sei, wird in dieser schroffen Behauptung nicht aufrechtzuerhalten und aus der Erfahrung keineswegs zu erhärten sein. Wenn aber auch in vielen Fällen der vom Lehrerseminar Entlassene vor den von den höheren Schulen, besonders von den Gymnasien zur Universität Abgehenden in jener Hinsicht bisher zurückblieb, so steht doch nicht geschrieben, daß dies im Wesen des Lehrerseminars und des Seminaristen an sich begründet liegt und daß demzufolge der Seminarist vor dem Gymnasiasten, Realgymnasiasten und Oberrealschüler unter allen Umständen in der Verstandesentwicklung zurückstehen werde. Man lege es nur ganz allgemein auch in den Lehrerseminaren mit den ihnen zu Gebot stehenden Bildungsmitteln darauf an, die Seminaristen zu geistiger Reife, zur Denkselbständigkeit zu bringen, und der Erfolg wird hier nicht geringer sein als in jenen höheren Schulen.

Hiergegen wird aber von vielen noch als zweiter Grund geltend gemacht werden, daß dem Lehrerseminar doch bis auf ein verhältnismäßig Geringes die fremden Sprachen, insbesondere das Latein mangele, ohne das, wie man zu meinen gewohnt ist, die Geistesbildung und Verstandesentwicklung nicht zu beschaffen sei, die dem Studenten, dem „Kommilitonen" des freiwirkenden Professors, eigen sein muß.

Gegen diese Meinung nun ist der Forderung, daß auch dem Volksschullehrer das Recht des Universitätsbesuchs verliehen werde, eine unverhoffte und mächtige Hilfe in dem Kieler Erlaß unseres Kaisers vom 20. November 1900 erwachsen, der in Preußen als gleichwertige Vorbildungsanstalten für die Universität das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule gelten lassen will. Mit diesem Erlaß ist nämlich das Gymnasialmonopol, das freilich schon im Jahr 1872 durch Anerkennung des Realgymnasiums als Nachvorbildungsanstalt zur Universität eine Einbuße erlitten hatte, sogar zu Gunsten einer lateinlosen höheren Schule, nämlich der Oberrealschule, aufgegeben worden. Da aber nunmehr von dem Eingangsthor der Universität der bisher für unentbehrlich gehaltene lateinische Riegel thatsächlich entfernt ist, zeigt sich zugleich auch der Weg vom Lehrerseminar in die Universität hinein der Sache nach schon freigelegt, denn es ist damit ja überhaupt zum Ausdruck gebracht worden, daß die als Voraussetzung für die auf der Universität zu erwerbende wissenschaftliche Bildung erforderliche Geistesfreiheit und Denkselbständigkeit auch ohne fremde Sprachen zu gewinnen sei, daß mit andern Worten, auch eine rein deutsche Vorbildung ausreiche, um die Universität mit Nutzen zu bestimmter wissenschaftlicher Ausbildung zu beziehen.

Es darf also sehr wohl das Lehrerseminar als die vierte Schule in dem Bund der höheren Schulen, die als Vorbildungsanstalten zur Universität gelten können, aufgenommen werden, wie auch ein Blick in den Seminarlehrplan, der in den preußischen allgemeinen Bestimmungen vom 1. Juli 1901 ausgegeben ist, verglichen mit dem Lehrplan der andern drei Schulen, uns belehren kann, da er uns zeigt, daß, abgesehen von den fremden Sprachen, dem Seminaristen das Lehrziel nicht näher, vielmehr in einigen Stücken sogar noch etwas weiter ausgesteckt ist, als den Schülern der andern drei Bildungsanstalten.

Jedoch ein drittes Bedenken bleibt noch übrig und scheint vor allem gerechtfertigt zu sein; in der That jedoch entsteht dieser Schein nur aus dem Mißverstehen der von dem Volksschullehrerstand aufgestellten Forderung, dem Volksschullehrer das Recht zum Universitätsbesuch einzuräumen. Man hat sich nämlich vielfach in der Meinung verfangen, als ob hier gefordert werde, daß dem einzelnen Volksschullehrer kraft seines Seminarabgangszeugnisses das Recht auf jegliches Fachstudium, das die Universität den Studenten eröffnet, gewährt werde. Würde dies seitens der Volksschullehrerschaft gefordert, so wäre freilich der Einwand durchaus am Platz, daß die Seminarbildung doch keineswegs als Vorbildung für alle Universitätsstudien ausreichen könne. Ganz sicher nicht! Ohne die alten klassischen Sprachen, insbesondere ohne Latein ist das theologische, juristische, historische und selbstverständlich auch jegliches philologische Studium nicht in wissenschaftlicher Weise zu betreiben; zu all diesen Studien kann daher das Seminarabgangszeugnis niemals die Berechtigung geben. Aber dahin geht ja auch gar nicht die beregte Forderung, daß solche Studien durch das Seminarabgangszeugnis dem Volksschullehrer erschlossen werden, sie zielt ja gar nicht darauf ab, aus dem Volksschullehrer mit Hilfe der Universität etwa einen Pastor oder Richter oder Gymnasiallehrer sich entpuppen zu lassen, sondern sie möchte einzig und allein Volksschullehrern, die ihrem Beruf und Stand auch fernerhin treu bleiben wollen, durch die Universität die ihrem Beruf eignende Bildung zu teil werden lassen können. Und hierin wird gewiß niemand eine Ueberhebung und eine Verirrung erblicken wollen.

Sind somit die drei Bedenken gegen die Zulassung von Volksschullehrern zur Universität hinfällig, so erhebt sich jetzt die Frage, zu welchem besonderen Studium denn ein Volksschullehrer, der doch eben in seinem Stand bleiben will, die Universität beziehen könne. Der Volksschullehrerberuf selbst nur kann uns darauf die richtige Antwort geben. Da aber dieser Beruf die Volksschule zu seinem Arbeitsfeld hat und die Volksschule reine Erziehungsschule ist, so zielt eben alles im Volksschullehrerberuf auf die allseitige Erziehung des Schulkindes: Menschenbildung ist die Aufgabe dieses hohen Berufs.

Die eigentliche Berufsbildung hat nun zwar der Volksschullehrer auf dem Seminar erhalten, also hier ist er auch schon über seine Aufgabe als Erzieher unterrichtet und mit den nötigen Mitteln, dieser Aufgabe am Schulkind gerecht zu werden, ausgerüstet worden. Aber das Berufsleben, in das er nach der Abgangsprüfung vom Seminar aus eintritt, wird ihm, wenn er selbst des lebendigeren Geistes und des regeren

Interesses für seine Amtsthätigkeit nicht ermangelt. gar bald zu Gemüt führen, daß die Erziehungsfrage, die tagtäglich der Beruf ihm in immer neuer Einkleidung aufgiebt, mit dem überkommenen Seminarschulgut von ihm nur in unfreier, programmartiger Weise beantwortet werden kann, so daß das Bedürfnis in ihm sich bald regen muß, in selbständiger und freier Weise den Fragen der Erziehung gerecht werden zu können. Diese Selbständigkeit und innere Freiheit aber gewährt nur die wissenschaftliche Bildung, wie sie eben auf der Universität und durch die Universität geboten wird. So treibt also in zwingender Weise den begabten und von seinem Beruf erfüllten Volksschullehrer sein Berufsleben selbst zur Universität, um hier die wissenschaftliche Bildung zu der auf dem Seminar erworbenen Berufsbildung noch hinzuzugewinnen.

Was aber kann diese wissenschaftliche Bildung anderes zum Inhalt haben, als eben die volle Erziehungsaufgabe, von der Kant einmal gesagt hat, daß sie „das größte und schwerste Problem sei, das dem Menschen aufgegeben werden könne“. Die Erziehungsaufgabe nun weist, was eben ihre wissenschaftliche Begründung angeht, unmittelbar auf die Philosophie hin, denn die Pädagogik steht mit allen ihren Wurzeln in dem Nährboden der Philosophie, von der ich kein einziges ihrer Hauptstücke (sei es Ontologie, Psychologie, Logik, Ethik oder Aesthetik) zu nennen weiß, das nicht dem Erzieher von Beruf für seine wissenschaftliche Bildung einen pflichtigen Beitrag liefern müßte. Der Volksschullehrer als Student wird sich also im eigentlichsten Sinn als studiosus philosophiae zeichnen können: die Philosophie ist das Studium, zu dem ihm sein Beruf, wenn er ihm nur Gehör giebt, unweigerlich hintreiben muß.

Die wissenschaftliche Berufsbildung, die als das hohe und ersehnte Ziel dem tüchtigen und interessevollen Volksschullehrer durch sein Berufsleben selbst aufgegeben wird, ist aber andrerseits eine unabweisliche Forderung, die der Volksschullehrerstand als solcher um seiner selbstwillen aus reinem Selbsterhaltungstrieb an seine auserwählten Mitglieder stellen muß. Die Volksschullehrer also, die die Universität beziehen, erfüllen damit nicht nur ihr eigenes heißes Verlangen, sondern auch die ihnen obliegende Pflicht gegen ihren Stand, gegen das Ganze, dem sie angehören. Wie jeder andere Stand in seinen Entwicklungsjahren, so strebt naturgemäß auch der heute noch junge Volksschullehrerstand erst nach voller Selbständigkeit in seinem Lebensgebiet, das ist in der Volksschule; sein Wahrspruch kann kein anderer sein als dieser: „Die Volksschule dem Volksschullehrer“, wie ja auch naturgemäß der des geistlichen Standes ist: „Die Kirche dem Geistlichen“. Jener Wahrspruch aber nimmt für den Volksschullehrer beides in Anspruch, das Schulehalten und das Schuleleiten. Das erstere hat er sich schon errungen, denn ohne seminaristische Berufsbildung ist das Volksschulehalten heute in Deutschland nirgends mehr gestattet. Um das zweite, das Schuleleiten, muß der Volksschullehrerstand heute noch heiß ringen und kämpfen; soll ihm aber auch in diesem Stück der Sieg zufallen, so bedarf er wissenschaftlich gebildeter Glieder, denn das Schuleleiten fordert mehr als seminaristische Berufsbildung, fordert zu dieser noch die bestimmte, vorhin angedeutete wissenschaftliche Bildung.

Wer die Schule leitet, muß zwar einerseits Berufsbildung und Berufsthätigkeit, wie sie Lehrerseminar und Volksschulamt ermöglichen, aufzuweisen haben; andrerseits aber ist nicht weniger darauf der Ton zu legen, daß er den Berufsfragen innerlich frei gegenübersteht, daß er in diesem Sinn über seinem eigenen Beruf stehe. Diese Stellung über seinem Beruf aber ist von ihm allein durch jene wissenschaftliche Bildung zu gewinnen, die ihm als Studenten der Philosophie auf der Universität zu teil wird. Der Selbsterhaltungstrieb zwingt also den Volksschullehrerstand, der ohne das Schuleleiten kein aufrechter Stand werden kann, zu der Forderung, für den Volksschullehrer die Universität rechtmäßig geöffnet zu sehen, von der ihm die sichere Hilfe kommen kann in dem Kampf um die ihm als Stand notwendige Gerechtsame zum Schuleleiten sowohl im kleineren wie im größeren Kreis von Volksschulen.

Mit immer größerer Wucht macht sich von Jahr zu Jahr in der deutschen Volksschullehrerschaft das drängende Verlangen geltend, dem Volksschullehrer die Universität zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung für Beruf und Stand erschlossen zu sehen. Wer dies brennende Bedürfnis nach wissenschaftlicher Ausbildung unter der Volksschullehrerschaft einerseits und die bedeutenden Geisteskräfte innerhalb des Volksschullehrerstandes andrerseits in Erwägung zieht, wird nicht umhin können, den sachlich ja durchaus gerechtfertigten Wunsch dieses Standes zu billigen, daß dem Volksschullehrer das Recht auf die Universität zuerkannt werde.



Umschau.

Dem Frieden ist im Lauf der Woche von einer ganzen Reihe von „Sachverständigen“ in höchsten und hohen Stellungen das allergünstigste Gesundheitszeugnis ausgestellt worden. Kaiser Wilhelm hat zu der nach Kurzel gesandten Abordnung des elsaß-lothringischen Landesausschusses in sehr nachdrücklichen Worten nicht nur von der auf die Erhaltung des Friedens berechneten Politik Deutschlands, sondern auch von deren Erfolgen geredet. — In Rom und Budapest haben der italienische Minister des Auswärtigen Prinetti und der ungarische Ministerpräsident v. Szell den Dreibund gegen Bemäkelung kräftig in Schutz genommen, seinen Fortbestand für durchaus gesichert erklärt und damit festgestellt, daß die gegen ihn gerichteten friedensfeindlichen Umtriebe ihre Wirkung gänzlich verfehlt haben. Auf eine durchaus friedliche Note waren auch die zwischen dem Zar und dessen Gast, dem Präsidenten der Republik Frankreich, Loubet gewechselten Trinksprüche gestimmt. Den Toasten Loubets konnte man wohl anmerken, daß er ihnen gern einen etwas stählernen Klang gegeben hätte, aber nachdem der Zar die Tonart angegeben, mußte in ihr verharrt werden. Auch als Loubet auf dem Rückweg von Rußland in Kopenhagen kurze Station machte und das Lob der tapferen und ausgezeichneten dänischen Nation sang, stand er noch im Bann jener zarischen Direktive. Daß er Dänemark seine Sympathien ausdrückte, rechtfertigt sich ja schon genügend durch den Umstand, daß dort die Wurzeln des Zweibunds liegen. Nach seiner Landung in Dünkirchen hat er Frankreich ausdrücklich auf die Herstellung des inneren Friedens und die Arbeit im Innern hingewiesen. Selbst in die harten Köpfe der Buren und der Engländer hat der Gedanke an den Frieden, in ihre Herzen die Sehnsucht nach ihm ihren Einzug gehalten. Noch sind die Verhandlungen in Pretoria nicht zum Ende gediehen, aber es ist kaum noch daran zu zweifeln, daß beide Teile ein Zusammenfinden sehnlich wünschen.

❖

In der internationalen Politik spielen zur Zeit Statuen eine bemerkenswerte Rolle. Das Anerbieten unseres Kaisers, das Standbild Friedrichs des Großen der amerikanischen Nation zu schenken, ist drüben, abgesehen von einzelnen Querköpfen, freundlich aufgenommen worden, und schon hat sich ein Ausschuß gebildet, um als Gegengabe eine Statue Washingtons in Deutschland zu errichten. In Washington ist eben ein Denkmal des Marschalls Rochambeau enthüllt worden, alsbald regen sich Stimmen, die auch für den General Steuben, der gleich jenem den Amerikanern im Freiheitskriege große Dienste geleistet hat, eine Statue fordern.

❖

Am Dienstag hat der preußische Landtag seine Arbeiten wieder aufgenommen und sie mit der ersten Lesung der neuen, vom Reichskanzler Grafen Bülow warm empfohlenen Polenvorlage eröffnet. Die geforderte wesentliche Verstärkung der Mittel der Ansiedlungskommission wird jedenfalls Gesetz werden; erheblichere Schwierigkeiten werden sich wohl nur gegen den Vorschlag erheben, aus dem Fonds den Domänenbesitz des Staates im Osten zu vermehren. Von dieser Maßnahme erhoffen auch unzweifelhaft Deutschnationalgesinnte keinen Gewinn für die deutsche Sache. Ihre Arbeiten hat

an demselben Tag auch die Zuckerkommission im Reichtag begonnen, und es ist die Zolltarifkommission ebendaselbst wieder zusammengetreten. Sie hat ihre Arbeit bei der Position 259 wieder aufgenommen, so daß also außerdem



Das am 24. Mai zu Linz enthüllte Adalbert Stifter-Denkmal.

701 Positionen, darunter äußerst wichtige, noch zu erledigen sind. Es läßt sich daraus auf die Langwierigkeit der noch erübrigenden Arbeit ein Schluß ziehen.

Das österreichische Abgeordnetenhaus hat den Staatsvoranschlag und das Finanzgesetz angenommen. Die österreichische Regierung erhält dadurch für ihre Verhandlungen mit der ungarischen über den Ausgleich eine Verstärkung ihrer Stellung, aber das Ergebnis der Verhandlungen liegt doch noch gänzlich im dunkeln. Die vorhandenen Schwierigkeiten liegen vor allen Dingen auf rein volkswirtschaftlichem Gebiet.

Unsere großen Schiffahrtsgesellschaften wollen eine Statutenänderung vornehmen, durch die der Gefahr vorgebeugt wird, daß die Leitung unserer Linie in amerikanische Hände fallen könnte. Trotzdem ist noch nicht allenthalben völlige Beruhigung hierüber eingetreten, und die Konservativen beabsichtigen im Reichstag eine Interpellation zur Klarstellung der Verhältnisse einzubringen.

In Belgien fanden am Sonntag die Ergänzungswahlen in die beiden Kammern statt. Ihr Ergebnis war eine kleine Verstärkung der Regierungsmehrheit. Die sozialistischen Ausschreitungen haben, danach zu schließen, auf die Wähler einen Eindruck gemacht, den die sozialistischen Macher gewiß nicht beabsichtigt hatten.

Die Begründung des Roten Kreuzes.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo der XII. internationale Kongreß vom Roten Kreuz in Petersburg zusammengetreten, um das große Humanitätswerk im Geist der Zeit zu fördern, es auszubauen und diejenigen Reformen in dasselbe einzuführen, die durch das Wesen der völkerrechtlichen Verträge, die Forderungen der Humanität und die Fortschritte der Wissenschaft und Technik geboten sind, ist es nicht ohne Interesse, sich der Anfänge der gedachten Institution zu erinnern, die im Lauf der Zeit zu einer der großartigsten Schöpfungen auf dem Gebiet menschlicher Vereinsthätigkeit geworden ist.

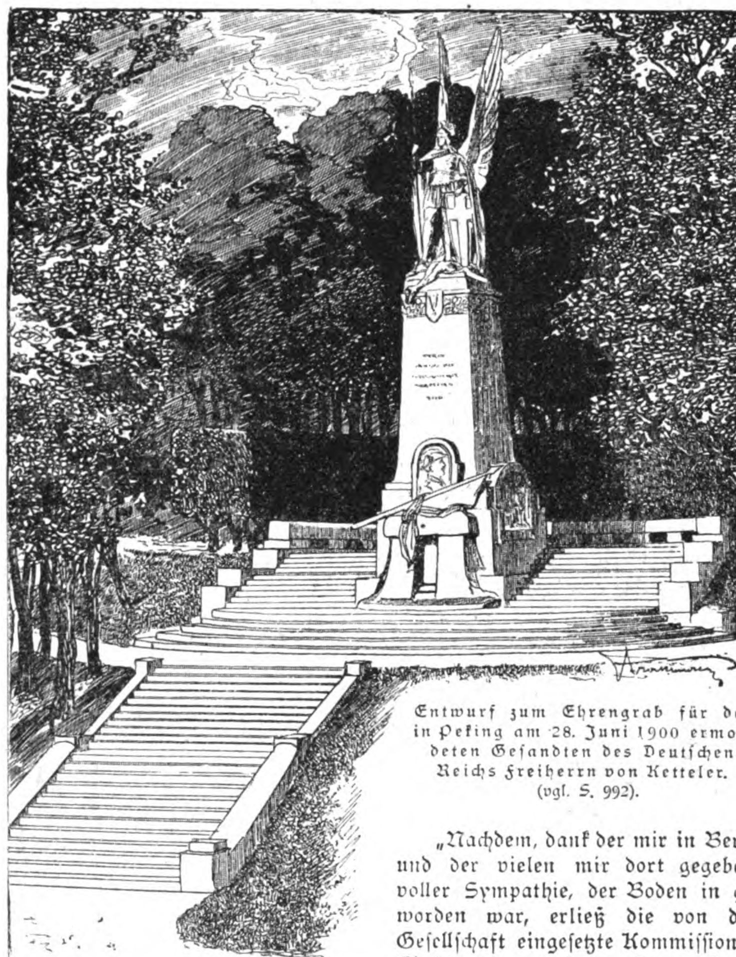
Wie ein großer blüten- und blätterreicher Baum mit festem Stamm und reich entwickelten Aesten und Zweigen, so breitet heute das Rote Kreuz schirmend und schützend sein Dach aus über die gesamte Kulturwelt, ein Sinnbild der Solidarität aller durch das Band der Menschlichkeit und der werkthätigen Nächstenliebe verbundenen Völker.

Wohl liegt es nahe, in einem solchen Zeitpunkt auch des Mannes zu gedenken, der einst den Samen in den Boden legte, dem jener stolze und kräftige Baum entsprossen, der dazu berufen, ein Schutz und Schirm der Volkskraft und der Träger und Verbreiter einer auf Veredlung des Menschen gerichteten Kultur zu sein. Dieser Mann ist der Schweizer Henri Dunant, der, nachdem er in rastlosem Bemühen seiner Schöpfung Leben und Ausbreitung gegeben und sie über die ganze Erde verpflanzt hat, in stiller Zurückgezogenheit im schweizerischen Kanton Appenzell, und zwar in dem Ort Heiden daselbst unter der Obhut und Pflege eines treuen Freundes den Abend seines thatenreichen Lebens zubringt. Henri Dunant steht heute im 73. Lebensjahr und nimmt an allen Bestrebungen unter der weißen Fahne mit dem roten Kreuz den regsten Anteil. Sein vorgerücktes Alter und sein schwankender Gesundheitszustand halten ihn indes dem Petersburger Kongreß fern. Aus seinen Jugenderinnerungen giebt er heute einige bemerkenswerte Einzelheiten über die Entstehung des großen Humanitäts- und Friedenswerkes, das sich die Teilnahme und Sympathie der ganzen gebildeten Welt gewonnen hat. An einem Abend im Juli des Jahres 1859, so erzählt Dunant, fand in Mailand eine Versammlung des Komitees von Mailänder Damen statt, das sich während des Krieges zwischen Frankreich und Italien einerseits, Oesterreichs andrerseits zu humanen Zwecken gebildet hatte. In dieser Versammlung, bei der die Gräfin Verri-Borromaee den Vorsitz führte, erschien Dunant und schilderte in eindringlicher und bewegter Weise die Eindrücke, die er auf dem Schlachtfeld von Solferino empfangen, sowie die Wahrnehmungen, die er daselbst gemacht hatte, vor



Ueberfichtskarte von den thätigen Vulkanen in Zentralamerika und auf den Antillen (s. S. 992).

jenem Komitee. Seine Ausführungen, denen man mit der größten Aufmerksamkeit folgte, gipfelten in dem Schlußsatz, die Leiden und Schrecken des Krieges dadurch herabzumindern, daß sich ein Vereinswesen bilde, das den verwundeten und erkrankten Kriegern schnelle und geregelte Hilfe brächte. Als äußeres Wahrzeichen dieser Thätigkeit schlug er eine Fahne oder ein Banner, eine Oriflamme oder ein Wappen vor, das an der Spitze, sei es einer Stange, sei es eines Mastes oder Pfahles über einem Dach, an der Mauer eines Hauses, einer Kirche oder im freien Feld befestigt würde. Durch ein solches Wahrzeichen solle den auf das Schlachtfeld entsandten Ambulanzen ein äußeres Erkennungsmerkmal gegeben und sie der Schonung durch den Feind empfohlen werden. — Alle Anwesenden stimmten dem Vorschlag Dunants bei, und der Herzog von Melzi (der Besitzer jener schönen Villa am Comersee, dicht neben der Villa Carlotta), der damals wegen seiner Sympathie für Oesterreich in der eroberten Lombardei einen schweren Stand hatte, gab dieser Zustimmung lebhaft Ausdruck, indem er den menschenfreundlichen Ideen Dunants behufs Begründung eines internationalen Verbandes zur Förderung werkthätiger Humanität lauten Beifall zollte. Aber nicht allein die vornehmen Damen Mailands billigten die Anregungen Dunants, sondern auch viele Frauen aus dem kleinern Ort Castiglione, die mitten im Kampf den Verwundeten Beistand geleistet, sie mit Speise und Trank gelabt und ihre Wunden verbunden hatten, gaben durch Briefe und Abordnungen an ihn zu verstehen, wie sie voller Dankbarkeit und Hochachtung der Dienste gedächten, die er den zum Tode Getroffenen auf blutiger Walstatt geleistet habe. Sie begleiteten dieses Zeichen der Wertschätzung und Sympathie mit sinnigen Gaben aller Art, die sie ihm als Andenken an die erschütternden Scenen, die sich auf dem Schlachtfeld abgespielt, übersandten. Dunant fährt dann in einer an den Grafen Taverna, den Präsidenten des Italienischen Roten Kreuzes, vor einigen Tagen, anläßlich des Petersburger Kongresses, gerichteten Zuschrift fort: „Ungeachtet der geringen Sympathien, die mein Schritt bei der italienischen Presse fand, die ihn als eine Utopie und Phantasterei bezeichnete, setzte ich die Propaganda meiner Bestrebungen fort und begab mich nach Italien, nach Paris und nach England; zuerst war alles vergeblich, namentlich in England vermochte ich gar nichts auszurichten. Alle Bemühungen, meinem Unternehmen Gönner und Freunde zu gewinnen, waren von wenig Erfolg gekrönt. Den empfänglichsten Boden für meine Gedanken und Pläne fand ich in Paris, wo mir die Gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften, namentlich die Ethnographische, die Geographische, die Orient- und die Amerikanische Gesellschaft, manche Aufmunterung zu teil werden ließen.



Entwurf zum Ehrengrab für den in Peking am 28. Juni 1900 ermordeten Gesandten des Deutschen Reichs Freiherrn von Ketteler. (vgl. S. 992).

„Dagegen änderte sich das Bild, als ich im Jahr 1862 mein Buch Souvenir de Solferino veröffentlicht hatte. Kaum war dieses erschienen, als ich von vielen hochgestellten Personen und von mehreren Fürstlichkeiten sehr warm gehaltene Zustimmungsschreiben erhielt. Diese Zuschriften waren meinem Unternehmen insofern sehr nützlich, als sie die Genfer Gemeinnützige Gesellschaft veranlaßten, ihre Unterstützung einem von mir aufgestellten Desiderat zu geben, nämlich dem Gedanken, den im Feld operierenden Armeen freiwillige Hilfskräfte für die Verwundetenpflege zu überweisen.

„Sehr wirksam war auch der Beistand, den mir der Statistische Kongreß in Berlin im Jahr 1863 leistete. Dieser Kongreß sprach sein Einverständnis aus mit dem Prinzip der Neutralisation der im Krieg Verwundeten und des zu ihrer Pflege dienenden Personals. Auch von anderer Seite wurde mir in Berlin Unterstützung und Ermutigung zu teil. Der Kriegsminister von Roon nahm den lebhaftesten Anteil an meinen Vorschlägen und erkannte ihre Berechtigung an, ebenso fand ich einen treuen und verständnisvollen Helfer in dem Generalarzt Dr. Löffler.

„Nachdem, dank der mir in Berlin zugewendeten Teilnahme und der vielen mir dort gegebenen Beweise von achtungsvoller Sympathie, der Boden in glücklichster Weise vorbereitet worden war, erließ die von der Genfer Gemeinnützigen Gesellschaft eingesetzte Kommission am 1. September 1863 eine Einladung zu einem (dem ersten) internationalen Kongreß nach Genf an hochstehende und einflußreiche Personen politischer und anderer Kreise, an bekannte Philanthropen, Völker- und Staatsrechtslehrer u. s. w.; damit war der Bestand meines Werkes gesichert."

Möge auch diesmal über den Beratungen der in Petersburg versammelten Vertreter jenes humanen Vereinswesens, das die besten Kräfte der Völker zu einmütiger Arbeit zusammenfaßt, segensreiches Gelingen walten, und mögen die Früchte dieser Arbeit dazu beitragen, den zivilisatorischen Bestrebungen, die unser Zeitalter beherrschen, in erhöhtem Maße den Stempel der Solidarität aufzuprägen!



Jetzt gerade, da endlich vorsommerliche Lüfte wehen und der Flieder zu blühen beginnt, erinnert ein langwieriges Gerichtsspiel an wirtschaftlichen Mißmut und an besondere wirtschaftliche Gärungsmomente. Derartige Gerichtsspiele, wie sie von Zeit zu Zeit auftauchen, scheinen für den Berliner Chronisten wenig an Ausbeute zu ergeben. Nun ja, es fehlen die Pikanterien, wo der trockene Geschäftsgang einer gerichtlichen Nachprüfung unterliegt. In Paris, wo das weibliche

Element ungleich eindringlicher sich fühlbar macht, pflegt das freilich anders zu sein. Wir erlebten das bei Militärprozessen, die in jedermanns Andenken leben, und wir erlebten es ebenso bei Zusammenbrüchen in der Hochfinanz. Ferner fehlen die großen psychologischen Verwicklungen; wenigstens solche Verwicklungen, die die allgemeine Phantasie sofort erregen. Es gehört schon etwas von der Seelenkenntnis eines Balzac dazu, um inmitten des Einerleis von zahlreichen Geschäftsusancen an das innerliche tragikomische Geschick des Kaufmanns zu denken, der von einem gewissen Optimismus angestachelt, Einsatz um Einsatz wagt und wie in fieberhafter Wirrnis sich zu behaupten sucht; und rings um ihn ist der Boden erschüttert.

Mit den kaufmännischen und finanziellen Katastrophen ist es etwas Aehnliches wie mit den vulkanischen Erschütterungen unserer Erdrinde. Wo man strotzenden, safterfüllten Boden betreten zu haben glaubt, bricht jäh das Verhängnis herein; und bis in ferne Winkel spürt man das Leben. Von dem Gesichtsfeld aus gesehen, erscheinen die großen Prozesse, wie jetzt einer im Moabiter Kriminalpalast geführt wird, durchaus nicht so trocken und uninteressant. Hier hat die Zeitchronik Merktage zu verzeichnen, und von schicksalsreichen Lebensläufen weiß sie ebenfalls zu berichten. Mit dem Namen Sanden und Spielhagenbank ist das Andenken an eine ebbende Erscheinung nach jahrelangem, wirtschaftlich hochflutendem Gedeihen verknüpft.

Seit dem Tage, da der Bankier Sanden in Untersuchungshaft abgeführt wurde, erkannte man deutlich die Periode eines augenblicklichen Rückschlags; und wie es in solchen Perioden nach alter Erfahrung immer wiederzukehren pflegt: ein bestimmter Galgenhumor kam zu seinem Recht. In witzigen Uebertreibungen wurden die Leutchen, die vordem auf Gummirädern fuhren, jetzt in plötzlichen Notständen geschildert; und vor dem Stift der Karikaturenzeichner hatten vollends die Bankdirektoren, die hinter dem Gitterdraht sitzen mußten, keine Ruhe.

Im öffentlichen Gerichtssaal schwinden die Zerrbilder und die galgenhumoristischen Merkmale. Man hat inzwischen auch sonst dem Rückschlag gegenüber mehr Fassung gewonnen. Umfang und Tiefe der Schäden sind deutlicher ermessen, und der erste Ansturm ist überstanden. So tritt denn auch das rein menschliche Schicksal derer, die an der Katastrophe zunächst beteiligt waren und, von ihr niedergebrochen, im Sturm andere mitrissen, lebhafter hervor. Merkwürdiges Auf- und Niederwogen von Existenzen. Nicht auf bequemen Schemeln des Patriziats und der Protektion sind die Angeklagten emporgekommen. Fast insgesamt sind sie ursprünglich kleine Leute; von unscheinbaren Berufen und Gewerken gingen sie aus und ließen sich vom Glücksbächlein tragen, immer weiter und weiter, bis sie den großen Glücksstrom zu beherrschen wähnten. Manchen von ihnen trifft nun die furchtbare Enttäuschung fast am Ausgang des Lebens. Einer der Beschuldigten wird bald das 70. Lebensjahr vollendet haben, und ein anderer, der geistige Führer der Gruppe, war in den letzten Jahren, ein würdiger Sechziger, wie ein unantastbarer Grandseigneur in unserer Nachbarstadt Potsdam geachtet.

Nun stehen ihnen allen, deren Glücksweizen jäh wuchs und jäh verdorrte, die schwersten Tage bevor. Sie sollen Rechenschaft ablegen, ob und in welchem Maß sie ein bürgerliches Verschulden zu büßen haben, ob sie gewaltigeren, unberechenbaren Wirtschaftsrevolutionen unterlegen sind, oder ob sie sich in blindwütiger Spekulationsgier vergangen haben. Solche Prozesse haben also ihre Weite, auch wenn sie nicht die geringste „Sensation" ans Licht bringen. Sie eröffnen bedeutsame Perspektiven nach dem modernen gesellschaftlichen Aufbau und dem rastlos drängenden Wirtschaftsverkehr, vor dem der Einzelmensch, und stehe er auf der Sonnenhöhe seiner Erfolge, so leicht versinkt.

Sever.

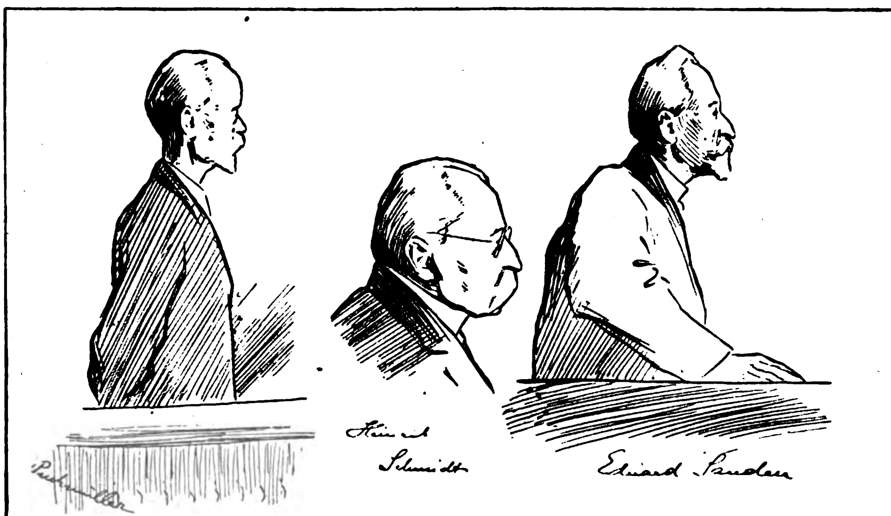


Der Untergang der Erde.

Der furchtbare Vulkanausbruch auf Martinique wirft noch immer seine Schatten über unser Fühlen und Denken. Die Erde war eine Zeitlang still und geduldig gewesen, das hatte uns sicher und allzu stolz gemacht. Wir glaubten schon, ihre Herren zu sein und die Riesin zu unsern Füßen bezwungen zu haben. Gleich fürwitzigen Zwergen kletterten wir über ihren Leib und fesselten die gewaltigen Glieder mit unsern kleinen, technischen Machtmitteln. Wir wollten in ihr nur noch eine Gefangene sehn, die in unserm Dienst arbeiten muß. Doch nur ein leises Zusammenzucken der Glieder, gleichwie in einem tiefen Traum, und das ganze Reich Liliput fiel über den Haufen. In einem Nu waren Tausende von Menschenleben ausgelöscht, und die Kulturarbeit von Jahrhunderten lag unter den Trümmern. Und die in sicherer Ferne Wohnenden, die das Schicksal diesmal nicht traf, standen doch erschüttert in ihrem stolzen Herrenbewußtsein.

Die Erde zeigt uns so bisweilen ihre Macht, um uns Demut zu lehren. Sie stört uns auf aus unserm kleinen Ichleben und zwingt uns, Blicke und Gedanken auf das Ganze zu richten. Mit all unserer äußeren Macht sind wir ein unscheinbares Nichts, ein „Spiel der Mücke" — nur im Geist sind wir wirkliche Herren, wahrhaft Freie. Im Geist überwinden wir Glück und Unglück, Leben und Tod. Im Geist triumphieren wir über die Erde und erobern die Welt. Im Geist erkennen wir auch die Katastrophe auf Martinique als ein winziges Ereignis im großen Weltgeschehn und vermögen selbst einem Untergang unserer Erde ruhig und gefaßt entgegenzusehn. Im Geist schaffen wir uns den fröhlichen Glauben an eine ewige Weltentwicklung und Weltvervollkommnung, in der das ganze Erdenleben nur einen kleinen Schritt aufwärts bedeutet.

„Nicht der Mensch benutzt die Natur zu seinen Zwecken, sondern die Natur gebraucht den Menschen zur Vollendung ihrer unbekannten Aufgaben." Diesen Satz finde ich in M. Wilhelm Meyers neuem Werk: „Der Untergang der Erde und die kosmischen Katastrophen" (Allgemeiner Verein für



Vom Sandenprozess in Berlin.
Die Hauptangeklagten: Sanden—Schmidt—Puchmüller.

deutsche Litteratur, Berlin). Er plaudert darin über die ernste Frage eines Untergangs unserer Erde. Er erörtert alle Möglichkeiten, die ihr ein Ende bereiten können. Auch für die Erde wird der Tag kommen, da sie sterben und sterbend sich erneuern muß. Vielleicht ist ihr ein gewaltsamer Tod beschieden, indem ein fremder, aus dem Himmelsraum verirrter Weltkörper sie über den Haufen rennt? Vielleicht findet sie auch ihr natürliches Ende, indem die Sonne sie wieder in ihren Mutterschoß zieht? Aber wie auch ihr letztes Schicksal sein mag, der Geist und das Leben werden die große Endkatastrophe überdauern und ihre Arbeit unter neuen besseren Bedingungen beginnen.

„Abgeschlossenes. Beschränktes giebt es nicht in der Natur, außer in den Köpfen der Menschen." Im Wirbeltanz der Welten wird auch die Erde ihre Auferstehung feiern, und wieder wird aus der erkalteten Rinde das erste Grün aufsprießen, und wieder wird der erste Mensch seine lichthungrigen Augen aufschlagen. Und es wird eine größere schönere Erde sein, mit besseren Entwicklungsmöglichkeiten — denn ihre Vergangenheit kann nicht, wie irgendeine Wirkung in der Welt, umsonst gewesen sein!

Paul Remer.



Prinz Albert von Sachsen-Altenburg, † in Serrahn (Mecklenburg-Schwerin) am 24. Mai (Porträt S. 995).

Dr. Anton Baron Banhans, Präsident der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, ehemaliger Handelsminister, † in Wien am 26. Mai im Alter von 77 Jahren (Porträt unten).

Boéchat, Schweizer Nationalrat, † am 25. Mai im Alter von 52 Jahren.

Benjamin Constant, Maler, † zu Paris am 26. Mai im Alter von 56 Jahren (Porträt rechts oben).


Prof. Adolf Kußmaul †

Dr. Karl Diffené, Präsident des Aufsichtsrats der Mannheimer Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft, † in Mannheim am 22. Mai. 66 Jahre alt.

Dorval, bekannter französischer Impresario, bei einer Automobilfahrt bei Vesinet tödlich verunglückt.

Georg Eberhard Ernst, Verlagsbuchhändler, † in Lugano.


Baron Banhans †

Karl Gimbel, Leutnant a. D., bedeutender Kunstsammler, † in Baden-Baden am 23. Mai.

John Glover, Chemiker, Erfinder des Gloverturms, † in Schottland.

Henry Gréville, Schriftstellerin, † am 25. Mai zu Boulogne im Alter von 60 Jahren.

August Grosse, verdienter Theaterdirektor, †.

Professor Hofrat Dr. Wilhelm Ihne, † am 21. Mai im Alter von 81 Jahren.

Wirklicher Geheimer Rat Dr. Kügler, Präsident des Oberverwaltungsgerichts, † in Berlin am 24. Mai im Alter von 56 Jahren (Porträt S. 999).

Professor Adolf Kußmaul, berühmter Mediziner, † am 27. Mai zu Heidelberg im Alter von 80 Jahren (Port. oben).

von Meusel, brandenb. Oberpräsidialrat, † in Potsdam.

Lord J. Pauncefote, englischer Botschafter in Washington, † am 24. Mai, 74 Jahre alt (Porträt S. 995).


Benjamin Constant †

Wilhelm von Pressel, bekannter deutscher Ingenieur † im Deutschen Hospital zu Konstantinopel im Alter von 81 Jahren.

D. theol. Hubertus Simar, Legat des apostolischen Stuhls, † in Köln am 23. Mai, 67 Jahre alt (Porträt S. 995).

Starke, ehemaliger Oberstaatsanwalt, † in Kiel am 25. Mai.

Msgr. Tarnassi, Internuntius im Haag, † am 24. Mai (Porträt S. 995).

Henriette von Varnbüler, Witwe des ehemaligen württembergischen Ministers, † in Hemmingen am 21. Mai.



Der Kaiser in den Reichslanden (Abb. S. 995). Der Kaiser, der vor den Wiesbadener Festspielen im Elsaß geweilt hatte, hat sich neuerdings nach Lothringen begeben und auf seinem Schloß Urville Aufenthalt genommen. Wiederholt hat er auch die Stadt Metz besucht, wo er größere militärische Uebungen abhielt und unter Führung des kommandierenden Generals Grafen Haeseler die neuen Forts besichtigte.

Das Burschenschaftsdenkmal in Eisenach (Abb. S. 998) ist am 22. Mai unter Teilnahme von etwa 3000 Burschenschaftern feierlich eingeweiht worden. An die Feier schloß sich ein Besuch der Wartburg, wo sich nach einer ernsten Ansprache bei einem Weinfrühschoppen das heiterste studentische Leben entwickelte.

Die Reise des Präsidenten Loubet (Abb. S. 993 und 994) nach Rußland gehört nun auch der Geschichte an, in der sie freilich einen hervorragenden Platz nicht beanspruchen wird. Die Reise Faures zum Zaren hatte noch ihre politische Bedeutung, da dieser damals die befreundete französische Nation zur verbündeten avanzieren ließ. Der Aufenthalt Loubets in Petersburg hingegen brachte nichts Neues. Der Präsident wurde freundlich willkommen geheißen, es gab die üblichen Feste, es wurden ein paar Toaste in warmen Worten ausgebracht, und der Präsident reiste wieder heim. Dabei machte Herr Loubet noch einen kleinen Abstecher nach Kopenhagen, um König Christian zu begrüßen, und hier spielten sich im wesentlichen dieselben Dinge, nur im kleineren Maßstab, während weniger Stunden ab, wie in Petersburg während mehrerer Tage.

Die Krönungsfeierlichkeiten in Madrid (Abb. S. 997) sind, abgesehen von dem bereits in unserm vorigen Heft erwähnten harmlosen Zwischenfall, ohne Störung vorübergegangen. Die Bilder, die wir heute von den Festlichkeiten bringen, geben eine Vorstellung davon, welchen regen Anteil die Bevölkerung daran genommen hat.

Exotische Fürsten in Berlin (Abb. S. 998). Am 28. Mai sind in der Reichshauptstadt der Schah von Persien und der Kronprinz von Siam eingetroffen, um einige Tage hier bezw. in Potsdam als Gäste des Kaisers zu verweilen. Schah Muzaffr-ed-Din, ein Freund europäischer Kultur, ist schon früher hier gewesen, Kronprinz Maha Wajirawudh kommt zum erstenmal nach Berlin.

Die internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt (Abb. S. 994 u. 995) trat in Berlin am 20. Mai zu ihrer dritten Tagung zusammen. Die Plenarsitzungen wurden im Sitzungssaal des deutschen Reichstags abgehalten, und im Freien wurden praktische Proben auf die theoretischen Ergebnisse der Wissenschaft gemacht. Besonderes Interesse erregten die Aßmannschen Gummiballons, die nach dem Vorbild der bekannten Kinderballons hergestellt sind. Sie werden mit der Bestimmung in die Lüfte entsandt, in der Höhe zu platzen. Die in ihrem Innern verwahrten Registrierapparate fallen dann zur Erde; durch eine sinnreiche Fallvorrichtung werden sie vor Beschädigung geschützt, und man kann die Messungen, die sie vorgenommen haben bequem von ihnen ablesen.

Das Herzogliche Hoftheater zu Koburg und Gotha (Abb. S. 996) wurde vor fünfundsiebzig Jahren von Herzog Ernst I. in Koburg begründet. Aus diesem Anlaß fand am 23. Mai daselbst eine Festvorstellung statt. Es ging das einaktige Lustspiel „Der Kuß nach Sicht“ in Scene, das seiner Zeit auch am Eröffnungstag gegeben wurde, und Webers Singspiel „Abu Hassan“.

Lisztdenkmal in Weimar (Abb. S. 996). Am heutigen 31. Mai wird das Denkmal für den Komponisten und Pianisten Franz von Liszt in Weimar enthüllt, wo er lange Jahre hindurch die große Zahl seiner Schüler um sich versammelte und früher schon als Kapellmeister mit der größten Entschiedenheit für Richard Wagner eingetreten ist.

Kettelerdenkmal. Der Kaiser hat den Entwurf des Bildhauers Hermann Hidding für das Denkmal (vergl. die Abbildung S. 989) des in Peking ermordeten Gesandten Freiherrn von Ketteler genehmigt. Das Monument wird im Königlichen Schloßgarten zu Münster mit der Front nach dem Friedhof aufgestellt, auf dem sich das Grab des Freiherrn von Ketteler befindet.

Dem Dichter Adalbert Stifter ist in Linz ein Denkmal gesetzt worden (vergl. die Abbildung S. 988), das am 24. Mai feierlich enthüllt wurde. Vor dem Statthaltereigebäude hat es seinen Platz gefunden, wo Stifter einstmals sein Bureau als Landesschulrat hatte. Es ist dies das erste Denkmal, das in der Stadt Linz errichtet wurde.

Schützenfest in Rom (Abb. S. 1000). Ein großes Bundesschießen, das zwei Wochen dauerte, begann am 18. Mai in Rom. Der Bedeutung, die den Schützenfesten von der italienischen Bevölkerung beigelegt wird, trug auch König Viktor Emanuel Rechnung, indem er das Fest am ersten Tage besuchte und drei Ehrenschüsse abgab.

Ritterspiele in Budapest (Abb. S. 1031). Ein eigenartiges Wohlthätigkeitsfest wurde vom 16. bis 18. Mai von der ungarischen Aristokratie und Sportwelt veranstaltet. Eine Falkenjagd, ein Turnier u. a. wurden aufgeführt, mit all dem Prunk, der während der glänzenden Regierung des Königs Mathias Corvinus üblich war.

Düsseldorf und seine Ausstellung (Abb. S. 995, 1032 und 1033) haben jüngst hohen Besuch gehabt. Generalfeldmarschall Graf Waldersee weilte am 24. Mai in der Stadt und besichtigte die Ausstellung unter Führung der leitenden Persönlichkeiten.

Die Kundgebungen in Stockholm (Abb. S. 1029) für das allgemeine Wahlrecht, die bekanntlich nicht ohne Einfluß auf die Regierung und das Parlament geblieben sind, haben auch äußerlich einen imposanten Eindruck gemacht. Viele Tausende veranstalteten einen Umzug von unabsehbarer Länge durch die Stadt.

Die Wiesenbaude im Schnee (Abb. S. 1030). Deutlicher als im Flachland machen sich auf den Bergen die Wirkungen der wenig lenzmäßigen Witterung bemerkbar. Am 15. Mai lag die Wiesenbaude im Riesengebirge noch so tief im Schnee, daß für die Besucher erst mühsam ein Weg gebahnt werden mußte.

Bei dem Fernmarsch Dresden-Berlin (Abb. S. 1034) hat der Sieger Karl Mann die 202 km lange Strecke thatsächlich in 26 Stunden und 58 Minuten zurückgelegt, da von der ursprünglich angegebenen Dauer eine auf ärztliche Untersuchung verwandte Viertelstunde in Abzug gebracht werden muß.

Der Automobilsport (Abb. S. 1034) erfreut sich ganz besonders in Frankreich der behördlichen Protektion So hat letzthin erst wieder der französische Ackerbauminister eine Wettfahrt zwischen Beauvais und Paris veranstaltet.

Die Stadt Quezaltenango in Guatemala (Abb. S. 1000) ist am 18. April von einem Erdbeben völlig zerstört worden. Bei der Katastrophe, die offenbar mit den neueren vulkanischen Eruptionen auf den kleinen Antillen in Zusammenhang steht, fanden über 4000 Menschen den Tod. — **Der Mont Pelée auf der Insel Martinique** (Abb. S. 1034), durch dessen Ausbruch St. Pierre zerstört wurde, war vordem ein beliebter Ausflugsort für die Bewohner der Stadt. Glaubte man doch, daß der Krater, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ruhig geblieben war, erloschen sei. Im Hinblick auf die heftigen vulkanischen Ausbrüche und Erdbeben, die jetzt in Zentralamerika und auf den Antillen stattfinden, erhebt sich ein starkes Bedenken gegen die Ausführung des Nikaraguakanals. Unsere **Karte** auf S. 988 zeigt, in wie starkem Maß das ganze zentralamerikanische Gebiet von noch thätigen Vulkanen besetzt ist.

Der Himmelsglobus von der Pekinger Sternwarte (Abb. S. 999), dessen Ueberführung nach Deutschland so heftige Erörterungen hervorgerufen hat, ist jetzt vor dem neuen Orangeriegebäude im Park von Sanssouci aufgestellt worden.

Mesmerdenkmal (Abb. S. 999). Die Magnetopathen haben in diesem Monat in Konstanz, der Stadt, in deren Nähe 1734 Mesmer geboren wurde, einen Kongreß abgehalten und sich an der Enthüllung des Denkmals für den Begründer der magnetisch-medizinischen Lehre beteiligt, die am 19. Mai stattfand.

Personalien (Porträts S. 995 und 999). In Köln starb am 24. Mai Erzbischof Simar und an dem gleichen Tag in Rom Monsignore Tarnassi, der als Nuntius für München vom Vatikan in Aussicht genommen war. — Auf seiner Besitzung Serrahn bei Krakow in Mecklenburg-Schwerin schied Prinz Albert von Sachsen-Altenburg aus dem Leben, in Washington der Doyen des dortigen diplomatischen Korps, der englische Botschafter Lord Julian Pauncefote. — In Berlin starb der Wirkliche Geheime Rat Dr. Kügler, der erst vor wenigen Monaten zum Präsidenten des preußischen Oberverwaltungsgerichts ernannt worden war, nachdem er lange Jahre als Direktor im Kultusministerium das Volksschulwesen geleitet hatte. — Der bekannte Theateringenieur Karl Lautenschläger, der Erfinder der drehbaren Bühne, ist von seiner Stellung als Maschinendirektor der Münchner Hofbühne aus Gesundheitsrücksichten zurückgetreten. — Die allgemeine deutsche Lehrerversammlung tagte in diesem Jahr unter dem Vorsitz des Lehrers Leopold Clausnitzer aus Friedrichsfelde bei Berlin in Chemnitz. Die sächsische Regierung wurde dabei durch den Kultusminister Dr. von Seydewitz vertreten.

Bilder vom Tage.





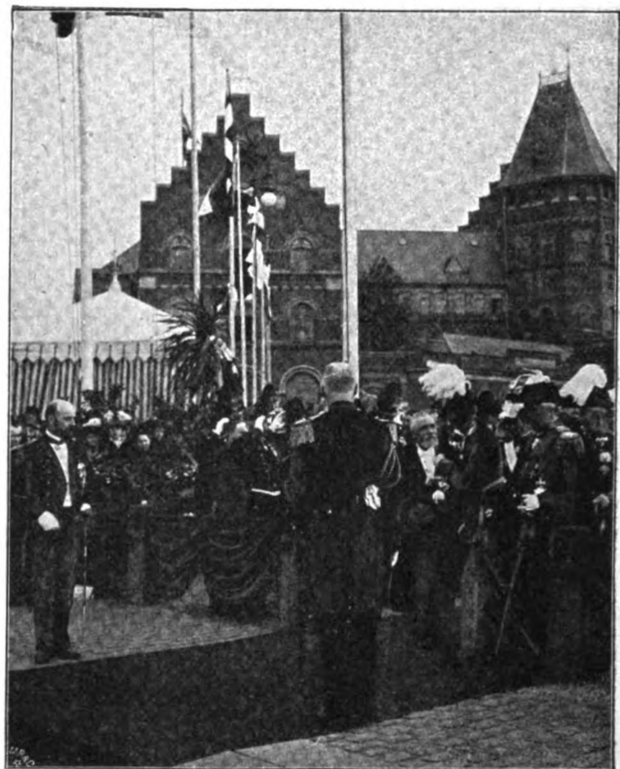
1. Loubet mit der Zarin im Wagen. 2. Ankunft des Präsidenten in Peterhof. Es folgen von rechts nach links: der Zar, Loubet, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, Großfürst Alexei Alexandrowitsch, Großfürst Paul Alexandrowitsch, Baron Frederiks und Großfürst Dimitri Konstantinowitsch.

Vom Besuch des Präsidenten Loubet in Russland.

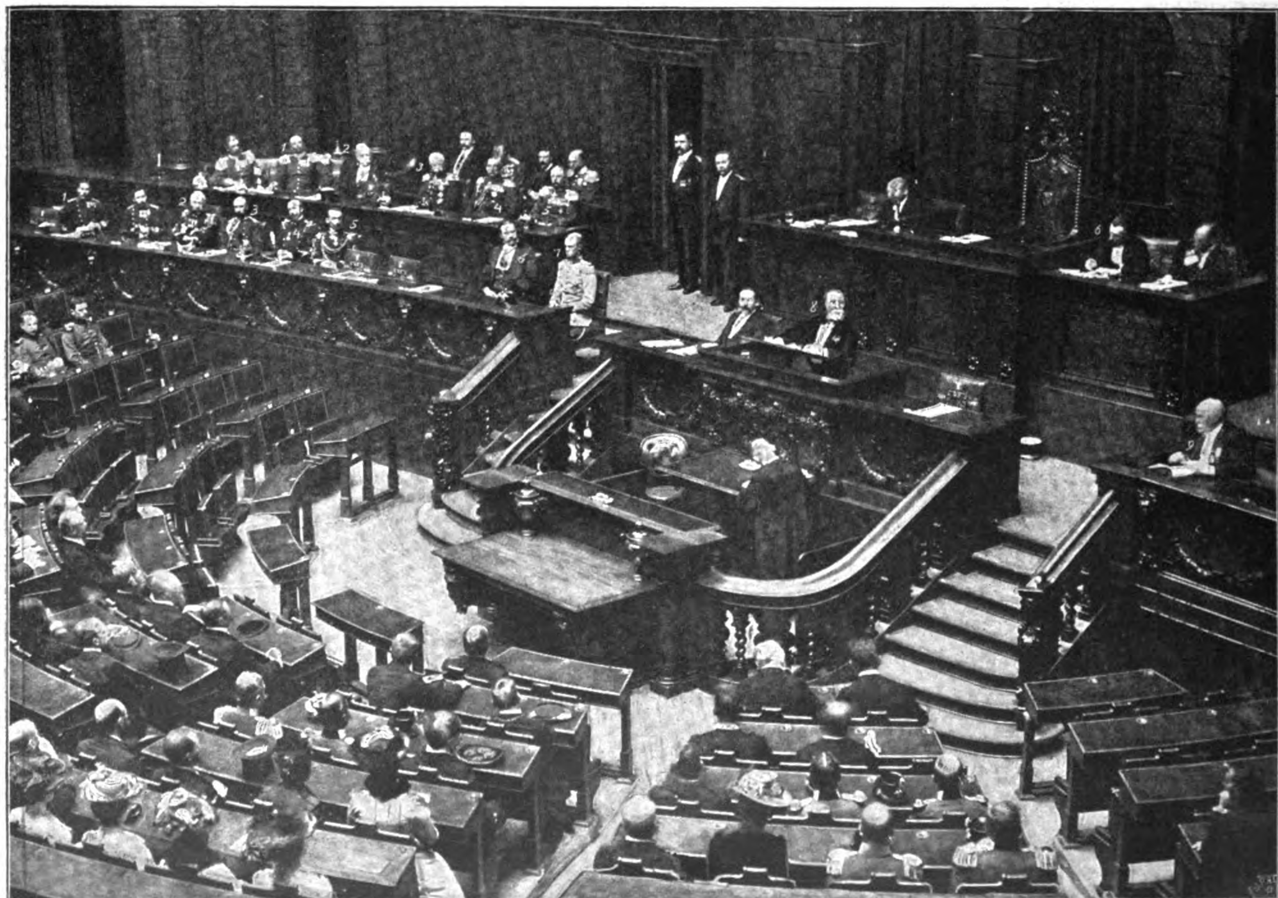
Momentaufnahmen von C. O Bulla, Petersburg.



Auf dem Kaiserberg bei der Parade in Krasnoje Sjelo.
Loubet in Russland.
Momentaufnahme von C. O. Bulla, Petersburg.

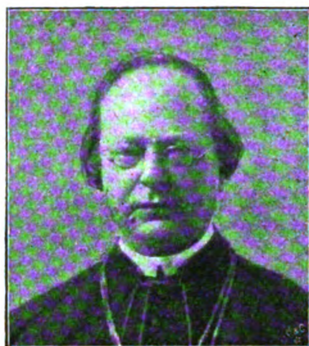


Abschied von König Christian am 25. Mai.
Loubet in Kopenhagen.
Momentaufnahme von Schiörring, Kopenhagen.

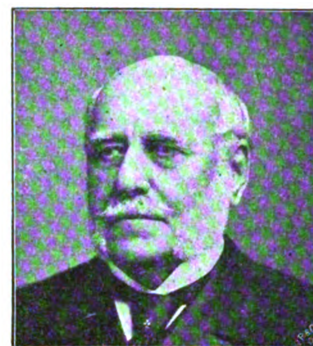


In der oberen Reihe: 1. Oberst von Pannewitz. 2. Graf Zeppelin. 3. General Rothe. 4. General von Hahnke. 5. General Werneburg. 6. Teisserenc de Bort. In der unteren Reihe: 1. Hauptmann Kowano (Japan). 2. Major Borgatti (Italien). 3. Vives y Vich (Spanien). 4. Hauptmann Morris (Italien). 5. Oberst Gastadello (Italien). 6. Unterstaatssekretär Weber. 7. Prinz Friedrich Heinrich von Preußen. 8. Geh. Rat von Bezold. 9. Cailletet.
Die Eröffnung des Kongresses für wissenschaftliche Luftschiffahrten im Sitzungssaal des Reichstags.
Phot. Julius Braatz, Berlin.


Prinz Albert von Sachsen-Altenburg †


Dr. Simar † Erzbischof von Köln.


Msgr. Carnassi † bisher Internuntius im Haag.


Julian Pauncefote † Engl. Botschafter in Washington.


Kaisertage in Metz: Der Kaiser besichtigt mit Graf Haeseler die neuen Fortanlagen.


1. Graf Waldersee. 2. Kommerzienrat Lueg. 3. Oberbürgermstr. a. D. Hausmann. 4. Dr. Wilms. Graf Waldersee in Düsseldorf: Rundgang durch die Ausstellung.


1. Berson. 2. Graf Zeppelin. 3. Hptm. v. Parseval.


Der „Kinderballon" als Luftmesser.


Rykatschew und Teisserenc de Bort.

Bilder vom Kongress für wissenschaftliche Luftschiffahrten in Berlin.
Momentaufnahmen von H. Busse, Berlin.



Oberhofmarschall von Rüxleben, Leiter des Hoftheaters.





Bruno Henne, Hofschauspieler, Regisseur d. Schauspiels.



Gottfried Mahling, Kammersänger u. Oberregisseur der Oper.

1. Abu Hassan (Kammers Mahling). 2. Fatime (Frl. Islar). 3. Oberkämmerer (Beck). Scene aus Webers Oper „Abu Hassan“. Hofphot. E. Uhlenhuth, Koburg.



Hofrat Oskar Benda, Direktor des Hoftheaters.

Von der Feier des 75jährigen Jubiläums des Koburger Hoftheaters am 23. Mai 1902.



S. Liebling. Rosenthal. Siloti. Friedheim. Liszt. Emil Sauer. Frau Friedheim. Reisenauer. Gottschalk.

Zur Lisztfeier in Weimar am 31. Mai: Der verstorbene Meister mit einigen seiner Lieblingsschüler.

Phot. Louis Held, Weimar.



Der König. Königinwitwe Marie Christine.

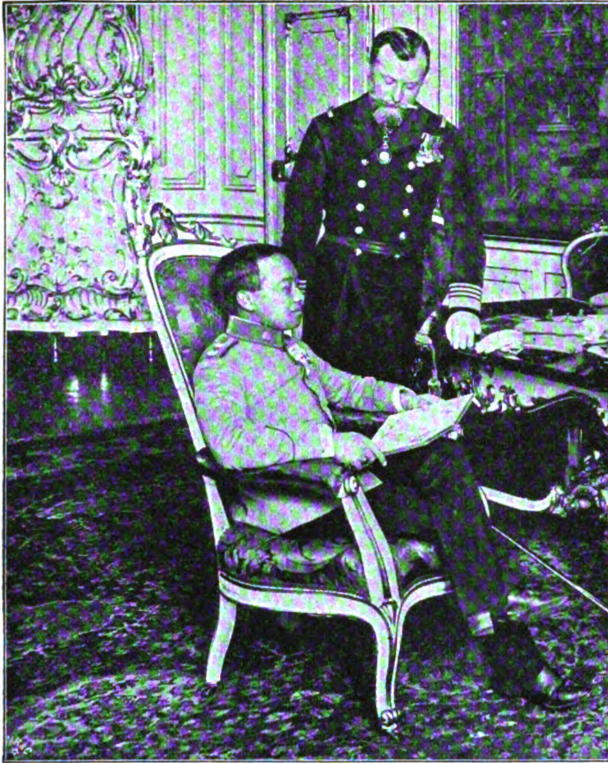
König Alfons XIII. kommt vor dem Kongressgebäude an, um den Eid auf die Verfassung zu leisten.



Die königlichen Wagen des Krönungszuges passieren den Platz „Puerta del Sol".

Augenblicksbilder von den Madrider Krönungsfeierlichkeiten.

Momentaufnahmen von C. Chusseau-Flaviens.



Der Kronprinz von Siam.

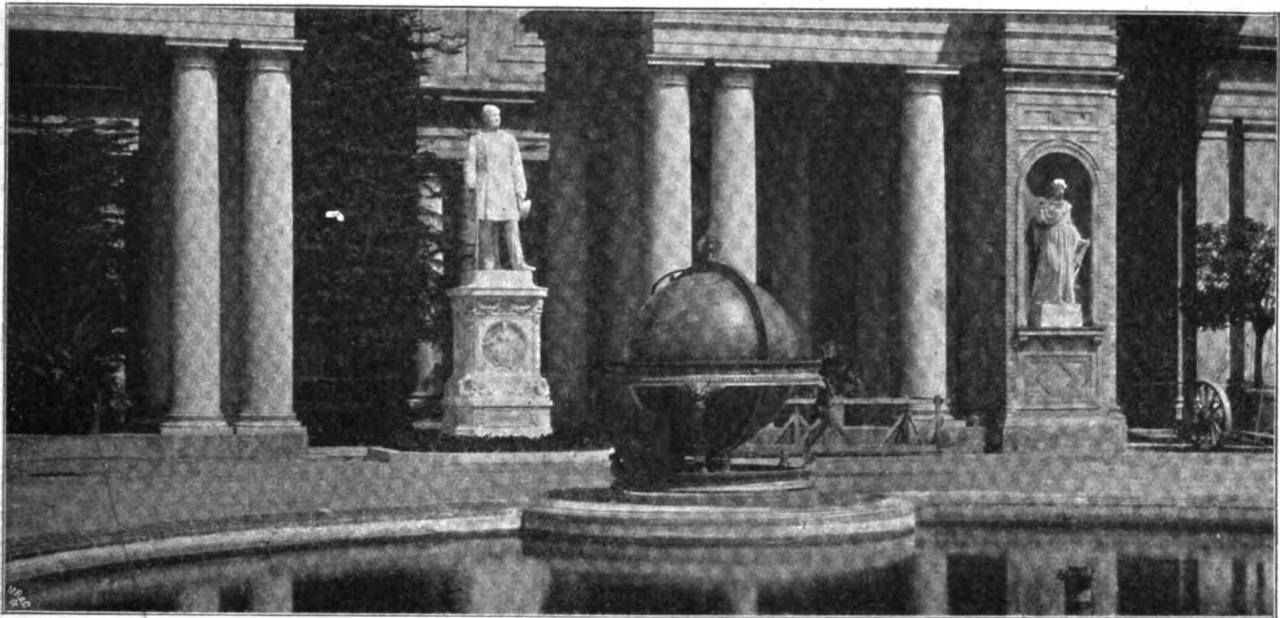


Der Schah von Persien.

Exotische Gäste in Berlin: Zum Besuch des Schahs von Persien und des Kronprinzen von Siam.



Von der Einweihung des Burschenschaftsdenkmals bei Eisenach: Das Wartburgfest.
Links auf der Treppe die alte Burschenschaftsfahne von 1817 und der Festausschuß.
Hofphot. Jagemann, Eisenach.



Von der Aufstellung der nach Deutschland übergeführten astronomischen Instrumente der Pekinger Sternwarte im Park von Sanssouci:
Der bronzene Himmelsglobus vor dem neuen Orangeriegebäude.
Hofphot. Selle & Kuntze, Potsdam.



Karl Lautenschläger,
Königl. bayrischer Maschineriedirektor
tritt am 1. Juni in den Ruhestand.



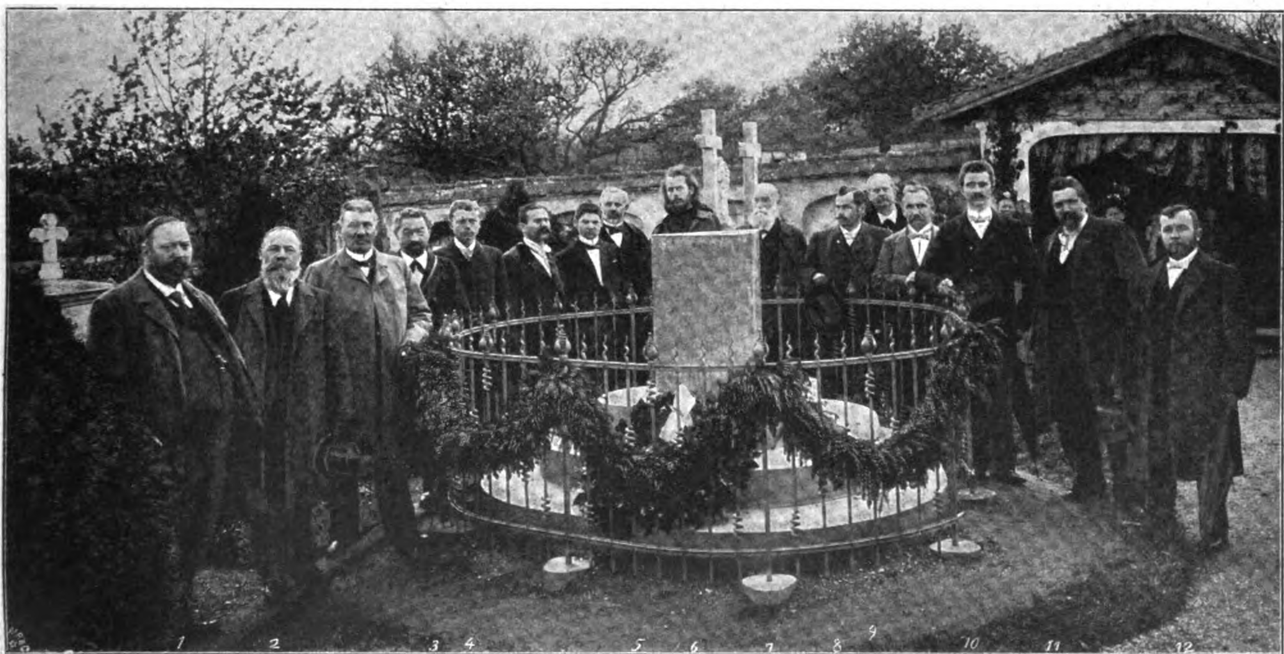
Geheimrat Dr. Kägler †
Präsident
des Oberverwaltungsgerichts.



Lehrer Leopold Clausnitzer,
erster Vorsitzender der Deutschen Lehrerversammlung in Chemnitz.



Sächs. Kultusminister Dr. v. Seydewitz,
nahm an den Verhandlungen der
Deutschen Lehrerversammlung teil.

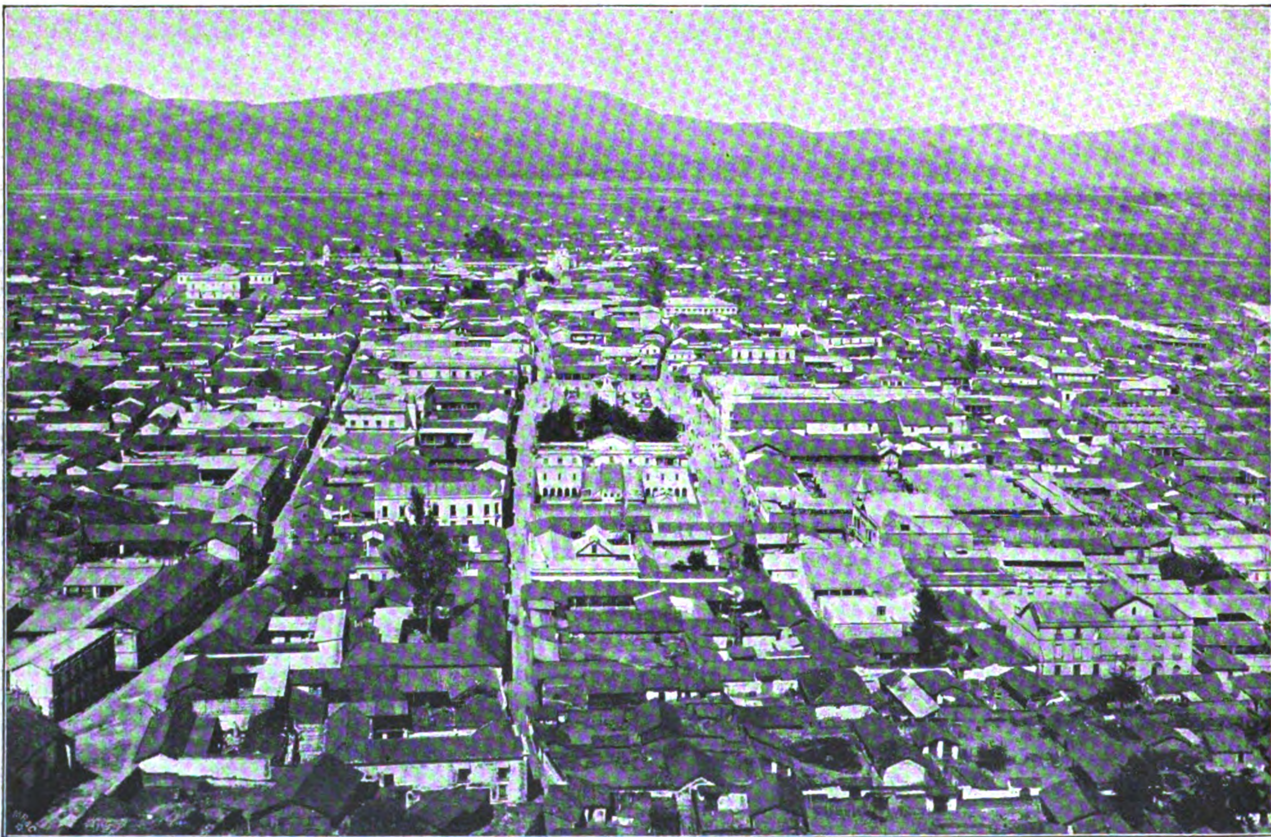


1. Heinemann-Berlin. 2. Nagel-Stuttgart. 3. Schwarz-Freiburg i. B. 4. Janssen-Wilhelmshaven. 5. Schabenberger-München. 6. Hering-Konstanz.
7. Dr. med. von Langsdorff-Freiburg i. B. 8. Feuerlein-Nürnberg. 9. Fink-Stuttgart. 10. Harzheim-Nauheim. 11. Dittmar-München. 12. Kohler-Freiburg.
Vom VIII. Kongress der Vereinigung Deutscher Magnetopathen in Konstanz: Einweihung des Mesmerdenkmals am 19. Mai.
Hofphot. Alfred Wolf, Konstanz.



1. und 2. König und Königin von Italien. 3. Ministerpräsident Zanardelli. 4. Oberzeremonienmeister Graf Gianotti.

Vom IV. italienischen Bundesschiessen in Rom am 18. Mai: Rundgang des italienischen Königspaares.



Die durch das Erdbeben vom 18. April zerstörte Stadt Quezaltenango in Guatemala.

In der Entwicklung zur Weltwirtschaft.

Volkswirtschaftliche Studie von W. Morgenroth.

Zu keiner Zeit ist wohl die Ueberzeugung, daß wir gegenwärtig in einem entscheidenden Uebergangsstadium in der Geschichte der Völker stehen, so allgemein gewesen, wie gerade jetzt, und kaum einer früheren Wendung in der Kulturentwicklung der Menschheit waren sich auch die Zeitgenossen in gleichem Maß bewußt. Die mannigfachsten Erscheinungen und Symptome auf wirtschaftlichem, ethischem, sozialem wie politischem Gebiet deuten das Emporkommen einer neuen Zeit an, die mit den Eigentümlichkeiten der verflossenen Perioden nur noch wenig gemeinsam haben wird. Am meisten aber charakterisiert sich der Uebergang durch die rasch wachsende Ausdehnung der Weltwirtschaftsbeziehungen, durch die fortgesetzt größer werdende gegenseitige Abhängigkeit der Kulturnationen und die immer engere Verflechtung der bisherigen nationalen Einzelwirtschaften in das Getriebe einer alle Völker und Länder der Erde umspannenden Weltwirtschaft.

Diese Entwicklung, in die die Völker mit Notwendigkeit weiter und weiter hineingezwungen werden, hat bereits in den letzten Jahrzehnten eine so ungeahnt schnelle Förderung erfahren, daß es geboten erscheint, sich Aufschluß darüber zu geben, wie tief heute schon die verschiedenen Nationen in der Weltwirtschaft stehen, wie weit ihre ökonomischen Lebensinteressen schon jetzt voneinander abhängig und zu weltwirtschaftlichen Interessen geworden sind. Fast in allen Kulturstaaten spielt die Frage hiernach eine bedeutende Rolle im Kampf der politischen Parteien; denn je nach der Beteiligung eines Staates an den internationalen Wirtschaftsbeziehungen und nach seinen im Ausland ruhenden Interessen gegenüber den im eigenen Wirtschaftsgebiet begründeten bestimmen sich die Grundzüge seiner gesamten Wirtschaftspolitik. Schutzzöllner wie Freihändler haben daher diese Frage in ihren Argumentationen von jeher eifrig erörtert.

Für ihre Beantwortung, die natürlich für jedes Land gemäß der Lage seiner Wirtschaftsinteressen anders ausfallen muß, giebt es eine ganze Reihe charakteristischer Merkmale, so die Ausdehnung des internationalen Handels und Verkehrs, die Geldumsätze an den großen internationalen Banken und Börsen, die Höhe des internationalen Kapitals, des im Ausland angelegten Nationalvermögens, die Zahl der Staatsangehörigen in fremden Ländern, die Größe des Kolonialbesitzes u. a. m. Den geeignetsten Maßstab für den jeweiligen Zustand der Weltwirtschaft bieten indessen die Aufzeichnungen über den Umfang des Welthandels, über die Wirtschaftsgüter und Waren, die die Völker untereinander austauschen; in ihnen pulsiert gleichsam der Lebensprozeß der Weltwirtschaft, und finden die gegenseitigen Interessen, die Geldumsätze, die Schuldverbindlichkeiten, der Verkehr ihre reale Grundlage.

Die Wertumsätze im internationalen Güterverkehr sind heute bereits auf eine enorme Höhe gestiegen. Sie repräsentieren schon jetzt die gewaltige Summe von mindestens 80 bis 90 Milliarden Mark jährlich, während sie für den Anfang des 19. Jahrhunderts auf nur 6, für die Mitte auf kaum 17 Milliarden Mark zu schätzen sind. Ihre Steigerung war besonders in den letzten Jahrzehnten rapid; nach Prof. Juraschеks Berechnungen wurden im Welthandel umgesetzt:

im Jahr	Millionen Mark
1860	29 000
1870	46 340
1880	63 823
1890	71 242
1899	86 579

Zahlreiche äußere und innere Ursachen haben bei dem glänzenden Aufschwung der Weltwirtschaft, der sich in diesen Zahlen kennzeichnet, zusammengewirkt. Ihre räumliche Ausdehnung über den Schauplatz Europas hinaus wurde gefördert durch die großartige Entfaltung der Vereinigten Staaten von Amerika, durch die wirtschaftliche Erschließung vieler neuer Produktionsgebiete, besonders der südamerikanischen Staaten und Britisch-Indiens, das schnelle Aufblühen Kanadas, Australiens, des Kaplandes und der südafrikanischen Republiken, die Eröffnung der jahrhundertelang verschlossenen Märkte Ostasiens, die Entdeckung großer Goldlager in Kalifornien, Australien, Transvaal u. s. w. Mächtige Hebel waren ferner: die Freigebung der wirtschaftlichen Thätigkeit des Menschen und das überaus rasche Bevölkerungswachstum in den meisten Kulturstaaten; die enorme Steigerung von Produktion und Konsumtion infolge der Fortschritte der Fabrikationstechnik durch Anwendung der Maschine und des chemischen Prozesses; die erstaunlichen Errungenschaften der Verkehrseinrichtungen, besonders des Seeverkehrs, und die Anhäufung mobiler Kapitalien, die nach Verwendung in großen weltwirtschaftlichen Unternehmungen drängen.

Die Aufwärtsbewegung des Welthandels, wie der Weltwirtschaft überhaupt, geht nun keineswegs immer gleichmäßig vor sich, sie ist durchaus nicht stetig, sondern wird durch zahlreiche Rückschläge oder Perioden des wirtschaftlichen Stillstands unterbrochen. In dem wellenförmigen, ruckweisen Ansteigen der Weltwirtschaft in den letzten 50 Jahren kommt der rapide Aufschwung zu Anfang der siebziger Jahre, zu Beginn und in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre, ferner der beispiellose Aufschwung 1895/1900 zum Ausdruck, ebenso wie die Unterbrechungen der Aufwärtsbewegung durch zeitweiligen Stillstand oder Rückgang nach dem wirtschaftlichen Krach von 1873, in der Mitte der achtziger und zu Anfang der neunziger Jahre.

Die jeweiligen Konjunkturen in der gesamten Weltwirtschaft äußern sich mehr oder weniger wieder in der gleichzeitigen Wirtschaftslage der einzelnen Länder. Die Erfahrung hat gelehrt, daß — von wenigen Ausnahmen abgesehen — rückschrittliche oder aufsteigende Entwicklungsphasen der Weltwirtschaft von entsprechenden Konjunkturen in allen wichtigeren nationalen Einzelwirtschaften begleitet waren. So ging der Aufschwung der Periode 1895/1900 fast über die ganze Erde, und nahezu alle Völker hatten Anteil an ihm; ebenso ist auch die jüngste wirtschaftliche Depression, die wir eben mit allen ihren trüben Begleiterscheinungen in unserm Vaterland durchmachten, in ihrem innersten Wesen eine allgemeine Weltwirtschaftskrisis, die sich in fast allen Ländern geltend macht. Selbst in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo die Verhältnisse am längsten prosperierten, hat die wirtschaftliche Thätigkeit jetzt auch bereits ihren Höhepunkt überschritten, und man wird aller Voraussicht nach in den nächstkommenden Jahren mit einer stillstehenden, wenn nicht gar rückschrittlichen Wirtschaftsthätigkeit in der ganzen Welt zu rechnen haben.

Deutlich zeigt sich in dieser Erscheinung die überaus enge Verknüpfung der einzelnen Volkswirtschaften in der Weltwirtschaft. Eine gewisse Solidarität der Länder und Völker in dieser Beziehung ist unverkennbar, eine Solidarität, die sich auch auf andern Gebieten zeigt und von der Paul Dehn zutreffend sagt:

„Sie erweitert und vertieft sich noch fortwährend. Kulturell: an allen Kulturfortschritten der Gegenwart sind alle Völker beteiligt. Sozial: alle Kämpfe, Sorgen und Gefahren sind ihnen gemeinsam. Politisch: fällt irgendwo ein Schuß, so erregt er allerwärts Alarm. Wirtschaftlich: wenn es an der Börse von Kalkutta kracht, kracht es auch an den Börsen von London und Berlin. Eine Hungersnot in Indien oder China wird selbst in den entlegensten Industriebezirken

Europas, auch in Deutschland, wenngleich nur mittelbar, als eine Verminderung der allgemeinen Kaufkraft empfunden."

Die Gemeinsamkeit der weltwirtschaftlichen Interessen wird man in ihrer ganzen Bedeutung erst verstehen, wenn man sich die wichtigsten Wirtschaftsgüter vergegenwärtigt, die der Weltverkehr heute umsetzt. Der internationale Wirtschaftsverkehr beschränkt sich nicht mehr wie in älteren Zeiten auf Kostbarkeiten und feinere Genußmittel, die sich meist nur die vermögenden Klassen leisten konnten, sondern auch Massengüter, wichtige Bedarfsartikel der breiten Volksmassen und des täglichen Gebrauchs sind neuerdings in großen Quantitäten in ihn einbezogen worden. Zur Nahrung und Kleidung der gewöhnlichen Arbeiterfamilie steuern heute fast alle Länder der Erde bei; Rußland oder Argentinien liefern beispielsweise den Weizen, Indien Reis und Gewürze, Brasilien Kaffee, die Vereinigten Staaten von Amerika oder China Baumwolle, Australien Wolle, Südamerika Schuhleder u. s. w.

Gerade in solchen für die Ernährung und die industrielle Bearbeitung besonders wichtigen Wirtschaftsgütern werden gewaltige Mengen auf dem Weltmarkt umgesetzt. Von Getreide und Mehl gelangt etwa der zehnte Teil der ganzen Produktion der Erde in den internationalen Handel, der im Jahr 1897 rund 53 Millionen Tonnen im Wert von fast 6 Milliarden Mark repräsentierte. Die großen Getreidelieferanten, die Vereinigten Staaten von Amerika, Rußland, Argentinien, Rumänien, Indien, überfluten die Märkte der Getreideeinfuhrländer jährlich mit mehr als 25 Millionen Tonnen, die zu etwa zwei Drittel in England und Deutschland konsumiert werden. Der internationale Handel in Schlachtvieh, Fleisch, Fleischkonserven und Extrakten hat sich in neuster Zeit trotz der entgegenstehenden erheblichen technischen Schwierigkeiten so stark entwickelt, daß er 1897 Gesamtwertumsätze von mehr als 2½ Milliarde Mark vermittelte. Zucker ist infolge der überlegenen Konkurrenz des Rübenzuckers über den Rohrzucker ein Welthandelsartikel ersten Ranges geworden, mit dem die Länder der Ueberproduktion — in erster Linie Deutschland mit einer Rübenzuckererzeugung von 2 Millionen Tonnen oder zwei Fünftel der Weltproduktion — die fremden Staaten, besonders die Vereinigten Staaten von Amerika und England versorgen. Freilich sind die Vereinigten Staaten ständig bestrebt, sich von dem europäischen Zucker zu emanzipieren, eine Frage, die mit der Einverleibung Kubas, Portorikos und der Philippinen, sowie durch das schnelle Anwachsen einer eigenen Rübenzuckerindustrie in Amerika erhöhte Bedeutung gewonnen hat. In Kaffee versorgt ein relativ beschränktes Produktionsgebiet, besonders Brasilien, das jährlich etwa 4 Millionen Tonnen, d. i. mehr als die Hälfte aller in den Welthandel gebrachten Mengen exportiert, die ganze übrige Erde. In ähnlicher Weise sind Thee, Kakao, Tabak und Wein hervorragende Weltwirtschaftsartikel.

Im Weltverkehr mit industriellen Roh- und Hilfsstoffen steht die Baumwolle unbedingt an erster Stelle. Vor dem kolossalen Anwachsen des internationalen Getreidehandels war sie überhaupt lange Zeit hindurch das wichtigste Welthandelsgut. Doch erstreckt sich der Rohstoffbezug der industriellen Verarbeitungsländer aus den Erzeugungsgebieten noch auf eine große Reihe anderer Artikel, wie Wolle, Leinen, Seide, Eisen, Kohlen, Petroleum, Häute, Felle, Farbstoffe, Harze, Fette, Oele, Gerbstoffe, Salpeter u. s. w. Bereits zu Ende der achtziger Jahre schätzte man die in den Welthandel kommenden Produktionsmengen von Rohbaumwolle auf mehr als 4 Milliarden englische Pfund im Wert von weit über 2 Milliarden Mark. Bei dem ziemlich engen Erzeugungsgebiet der Baumwolle ist die regelmäßige Versorgung der europäischen, besonders der riesenhaft ausgestalteten englischen Textilindustrien eine Frage schwerwiegendster Art. Schwankungen oder das zeitweilige Versagen der Produktion werden, wie sich schon während des amerikanischen Sezessionskrieges und an andern Beispielen früher gezeigt hat, nicht vorübergehn, ohne die europäischen Textilindustrien wie die Gesamtwirtschaft der betreffenden Länder aufs tiefste zu erschüttern. Auch mit der Entwicklung der europäischen Wollindustrien vermag die eigene Produktion der wichtigeren Kulturstaaten schon lange nicht mehr Schritt zu halten. Mindestens 10 Millionen Zentner Wolle werden jetzt aus überseeischen Gebieten, Australien, Argentinien, Kapland u. s. w., nach den Verbrauchsländern, England, Deutschland, Frankreich, den Vereinigten Staaten u. s. w., gebracht. In Eisen hat die gewaltige Steigerung von Produktion und Konsumtion überaus rege Weltumsätze mit sich gebracht. Die Zunahme der Roheisenproduktion ist überhaupt mit dem weltwirtschaftlichen Aufschwung eng verknüpft; sie betrug:

im Jahr	Tausend Tonnen
1800	825
1850	4 750
1890	27 458
1898	36 159

Der Schwerpunkt der Eisenerzeugung, für die hauptsächlich Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Deutschland in Betracht kommen, hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr zu Gunsten Deutschlands und Amerikas verschoben. In der jüngsten Zeit haben die Vereinigten Staaten immer mehr die führende Stellung auf dem Eisenmarkt der Welt erreicht, auf sie entfällt jetzt ungefähr ein Drittel der Gesamtproduktion. Ihre mächtige und erfolgreiche Konkurrenz, selbst auf den europäischen Märkten, führte im verflossenen Jahr zu einem außerordentlichen Rückgang der in den Eisenindustrien Englands und Deutschlands angelegten Werte und dürfte einer der Hauptgründe der augenblicklichen wirtschaftlichen Depression in diesen Ländern sein.

Schon an den wenigen aufgezählten Artikeln kann man ermessen, wie weit die Weltwirtschaft bereits fortgeschritten ist und wie tief die Völker schon jetzt in ihr stehn. Der gegenseitige Güteraustausch erweist sich immer unerläßlicher; an der Fortdauer der einmal angeknüpften Beziehungen hat sowohl das Verbrauchsland ein vitales Interesse, indem sie ihm die unentbehrlichen Nahrungsmittel und Rohstoffe liefern, wie auch das Erzeugungsland, in dem durch ihr plötzliches Aufhören große Zweige der wirtschaftlichen Arbeit infolge der mangelnden Absatzgelegenheit unproduktiv werden würden. Selbst die großen Ackerbaustaaten finden — wie das Beispiel Rußlands und der Vereinigten Staaten von Amerika zeigt — die Sicherstellung einer prosperierenden Entwicklung nur auf dem Weltmarkt.

Das beste Zeichen hierfür bietet die tiefgehende Erregung, die der bevorstehende Abschluß von neuen Handelsverträgen in die politischen Parteien aller Länder bringt. Kein großer Staat kann heute ohne solche Verträge noch auskommen, selbst die Staaten nicht, die, wie früher Rußland, stets das Prinzip der wirtschaftlichen Abschließung und des Protektionismus in entschiedenster Form vertreten haben. Das Beispiel der russischen Zollpolitik vor 1893 hat dies drastisch genug erwiesen. Den schutzzöllnerischen Bestrebungen nach einem wirtschaftlichen Abschluß gegen die übrige Welt, die unter dem Einfluß mächtiger politischer Parteien in den verschiedenen Großstaaten zu Tage treten, selbst in dem von jeher freihändlerischen England, ist deshalb eine allzugroße Bedeutung für den Weltverkehr zur Zeit nicht beizumessen. Das ideale Ziel einer solchen Zollpolitik — also große Weltreiche, die, unabhängig von allen fremden Märkten, sämtliche Produkte der Erde selbst hervorbringen und ein innerlich abgeschlossenes, selbstgenügsames Ganze darstellen, ein „Greater Britain", ein „Panamerika" und ein russisches Reich von der Ostsee bis zum Stillen Ozean — liegt, wenn es überhaupt jemals zu verwirklichen sein sollte, zweifellos noch in weiter Ferne. Vorläufig finden alle Großmächte der Erde in einer freieren Handelspolitik noch eine bessere Sicherung ihrer Interessen; denn für alle — besonders aber für die Großhandelsstaaten — ist der Außenhandel von maßgebendster Bedeutung für die gesamte volkswirtschaftliche Entwicklung, mag er immerhin vielmals kleiner sein als die im Innern durch Binnenhandel und Kleinhandel vermittelten Umsätze. Die derzeitige politische Konstellation weist infolge-

dessen alle Großmächte auf die Offenhaltung der Weltmärkte und einen möglichst freien Wirtschaftsverkehr nachdrücklich hin und zwingt sie damit zur Weltwirtschaftspolitik, zur Teilnahme an allen großen wirtschaftlichen Entscheidungen, die an irgendeinem Punkt der Erde diesseits oder jenseits der Weltmeere fallen.

Die Weiterbildung der Weltwirtschaft liegt aber ferner im allgemeinsten Kulturinteresse der gesamten Menschheit. Denn durch die Nutzbarmachung und Verteilung aller Güter, die die Erde hervorbringt, bietet der Weltverkehr einen mächtigen Antrieb zur Kultur und Bebauung noch jungfräulicher Gebiete, zur Förderung der noch ungehobenen Schätze der Erde und giebt damit zugleich die Möglichkeit, dem Menschen mehr Verbrauchsgüter und Annehmlichkeiten der gleichen wie fremder Zonen zu verschaffen, den Lebensgenuß zu verbessern und zu veredeln, die Lebenshaltung in allen Klassen zu erhöhen. Das ist aber die unentbehrliche Grundlage aller wahren menschlichen Kultur und höheren Gesittung.

Daß die Weltwirtschaft in der Zukunft nach dieser Richtung hin noch eine hohe Mission zu erfüllen hat, ist nicht zu bezweifeln, da sie, trotz des schon erreichten Umfangs, sich immer noch in ihren Anfängen befindet. Die weitere Ausgestaltung wird ungeachtet der nicht ausbleibenden vorübergehenden Rückschläge die Leistungsfähigkeit der ganzen Menschheit zu einer noch mächtigeren Entfaltung bringen, als wir sie in den verflossenen Jahrzehnten der beginnenden Weltwirtschaft mit Staunen beobachtet hab

Picknick.

Plauderei von Fritz Hallberg.

„Ist die gnä'e Frau zu sprechen?"

„Bitte sehr — Herr Doktor werden schon erwartet."

Während ich mir vor dem hohen Entreespiegel eilig über Haupthaar und Bart fuhr, dachte ich lächelnd der fröhlichen Frühlingsaufforderung, die mich für heute nachmittag hierhergerufen hatte. Ich hoffte auf ein stilles Plauderstündchen mit meiner Gönnerin, um — wie sie geschrieben — meine reiche Erfahrung in den Dienst einer Frühlingssache zu stellen und gemeinsam mit ihr auszudenken, wie man den kalten Lenz überwinden und den ersten großen Ausflug ins Freie bewerkstelligen könne.

Aus der stillen Plauderei wurde leider nichts. Meine Freundin hatte eine große Gesellschaft zum Thee geladen; ich geriet beim Eintritt in den sonnendurchfluteten Salon sofort mitten in die heftigsten Kontroverse und Dispute. Ein mittelalterlicher, derber Major stritt sich mit einer zierlichen Großstadtpflanze über die Berechtigung von Ausflügen ins Freie überhaupt und im besondern.

„Man bekommt nur das Podagra," schrie er sichtlich gereizt. „Nur, wenn man's schon hat!" entgegnete sie schnippisch. „Und die Unbequemlichkeit!" — „Ich nenne es Schwerfälligkeit!" — „Ich sitze lieber zwischen vier kahlen, häßlichen Wänden trocken, als im schönsten Walde naß!" rief eine etwas spitzige, alte Jungfer. „Regenrauschen im Wald ist wahre Poesie," flüsterte ein unmoderner Dichter. „Sie können alle sagen, was sie wollen," meinte die Kleine mit unbeirrter Deutlichkeit, „ein Picknick ist das einzig Richtige!" Und sie setzte sich und trank Thee und knabberte petits fours. „Ich dachte schon daran," nahm die Hausfrau das Wort, „und habe den Gedanken doch wieder verworfen: ein Picknick ist wirklich zu unbequem." Aufseufzend wandte sie sich an mich: „Wissen Sie nichts Besseres, Doktor?" Ich schüttelte traurig das Haupt: „Ich glaube kaum, gnä'e Frau." Aber Frau Baumeister Pfeiffer, die gern ein gutes Kleid anhatte und dann ein wenig gespreizt und geziert that, plädierte mit Wärme für ein Gartenfest. Hier habe man alles beisammen: Sonne, Freiheit, Luft, Bequemlichkeit und — Komfort. Und das Letzte sei nicht der geringste Vorteil vor dem üblichen „Welt-, Wald- und Wiesenvergnügen des Sommers". Und beim verachtenden Ausdruck dieser Worte machte sie einen spitzen Mund. Das erregte mich. Es gab noch allerhand Hin- und Hergerede, bis ich ums Wort bat und als ältester Unverheirateter der Gesellschaft einen kleinen Vortrag hielt. Ich bin im vergangenen Sommer einunddreißigmal zum Picknick eingeladen gewesen und bin auch manchmal hingegangen. Und ich habe trotz mancher Aussetzungen immer wieder gefunden, daß so ein ungebundenes Zusammensein unter freiem Himmel eins der reizvollsten Sommervergnügungen ist. Die Gesellschaft, und was sich so nennt, ist wintermüde und müde auch des großen Komforts. Jedes Diner brachte neue Pracht, jedes Souper auserlesene Genüsse. Man ist blasiert. Es gab viel Gutes — und man hat genug. So ist die Abwechslung des komfortlosen gesellschaftlichen Beisammenseins ungemein reizvoll. Selbst der Verwöhnteste empfindet und fühlt Erdgeruch ohne allzuviel Kultur wohlthuend für Nerven und Stimmung und gewinnt dem derberen Vergnügen eine neue sensationsbefriedigende Nuance ab.

Und ein anderes wichtiges Moment kommt hinzu. Zum Picknick giebt es keine „Einladungen", also giebt es keinen Zwang. Hier lädt sich jeder selbst zu Gaste, jeder giebt, was er hat, jeder bringt seinem Geschmack, seinen Launen ein Opfer, und so wird aus einer Zusammensetzung von einzelnen individuellen Geschmacks- und Gefühlsgaben ein allgemeines Gesellschaftsfest, das viel besser als die steifleinen Veranstaltungen im Salon geeignet ist, die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft einander näherzubringen.

So sind die unbestreitbaren fundamentalen Vorzüge des Picknicks vor einer winterlich-gesellschaftlichen Festlichkeit: Abwechslung und Individualität. Freilich giebt es da eine Voraussetzung, die das Picknick vielleicht mit einer guten Bowle gemeinsam hat. Es muß eine erfahrene, treffsichere Hand sein, die die ganze „Chose" (wie der gute Deutsche sagt) zusammensetzt. Die Wahl der Teilnehmer, die von der „leitenden Persönlichkeit" aufgefordert, ja nicht eingeladen werden, muß kundig und sachgemäß geschehen. Meist empfiehlt sich, zwei Zentren zu bilden, deren Mittelpunkt je eine schöne Frau ist, die sich nicht allzu feindlich gegenüberstehen dürfen. Eine einzige schöne Frau allein ist nämlich nur für die Intimen günstig. Dem Fernerstehenden fehlt die

Anknüpfung, vielleicht ist die Distanz zu groß, vielleicht der Kreis der Getreuen um „sie“ zu eng, vielleicht ist er schüchtern — genug, er langweilt sich bald. Giebt es aber zwei Lager, zwei Heerhaufen, zwei Tummelplätze für Geist und Gefühl, dann ist die Situation gerade für den Fremden wesentlich günstiger. Zunächst ist die Anknüpfung leichter, das Feld weiter, die Resonanz größer. Aber auch der unheilbar Schüchterne oder der kühl Zurückhaltende oder der mephistophelisch Spottende kommt mehr auf die Rechnung. Denn zwei äußerlich vereinte, innerlich scharfgeschiedene Picknicklager geben dem stillen, behutsamen Beobachter feine und oft ergötzliche Proben weiblicher Strategie und gesellschaftlicher Schlachtenkunst. Und so ist vielleicht für diesen tertius gaudens das Picknick das allererfreulichste „Fressen“. Also als oberste Bedingung für ein erfolgreiches Picknick sei gefordert: ein kluger Leiter, zwei schöne Frauen. Natürlich dürfen es mehr anerkannte beautés sein, obwohl mit der Häufigkeit der Fälle die Gefahr ärgerlicher Reibungen und unangenehmer Dissonanzen bedenklich wächst.

Bliebe noch etwas über die Gesellschaft zu sagen. Ein guter, nicht zu kleiner Hofstaat für die meist verwöhnten Schönen ist natürlich unerläßlich. So vergesse man nicht, den beliebtesten Assessor der Saison zu bitten (er war im Winter in einer Woche siebzehnmal eingeladen), und dirigiere neben ihn den langen Oberleutnant. Ohne ihn fällt der allmählich etwas zur Bequemlichkeit neigende juristische Junggeselle zu bald ab. Zum Tragen der verschiedenen Gegenstände bediene man sich der „Unermüdlichen“, einiger rosig lächelnder Herren, die sich sämtlich gegenseitig von den kleinen, leisen, feinen Gunstbezeigungen der Angeschmachteten und von baldiger Erhörung zuflüstern. Und jeder glaubt dem andern, platzt vor Neid und Verlangen und lügt dem Konkurrenten noch einige unwiderlegliche Thatsachen, die zu seinen Gunsten sprechen, fröhlich und unentwegt vor. Alle aber tragen in diesem erhabenen Stolz der Herrin Gepäck und gern noch einiges mehr. Man benutze diese edle Leidenschaft!

Zu ihnen gebe man ein paar Tanten und einen gestrichenen Löffel voll weißgewaschener Backfische, dazu Herren, so viel sich irgend auftreiben lassen, auch ein paar alte, die die Gemütlichkeit erhöhen, und — last not least — ein paar Jungen in den besten Flegeljahren! Sie wirken als Brausepulver für etwa stagnierende Gesellschaften, werfen Tassen um, essen die Schlagsahne vorher, treiben einem etwa vorhandenen Fäßchen den Spund aus und machen plötzlich ein furchtbares Geschrei, mit der unsinnigen Motivierung, sie hätten im Waldesdunkel gesehen, wie der Referendar Lieschen umarmt und geküßt habe, was Lieschen mit entrüstetem Geheul bestreitet. Treffliche Wirkungen verspricht auch ein Dichter, der — sobald er satt ist — die Waldgötter anruft und die Quellnymphen und gern und taktvoll schweigt, sobald man ihm ununterbrochen einen Krug schäumenden Gerstensaftes darbeut.

Das wären die etwa nötigen Objekte des Picknicks, was man gemeinhin Menschen nennt. Als Ausflugsort dient am besten eine schattige Waldwiese mit einem lustig plätschernden Quell, ein paar prächtigen alten Eichen, einigen hochstämmigen, hellen Buchen, ein paar düsteren Tannen und einer schönen Fernsicht. Hat man nicht alles das beisammen, sei man mit dem einen oder andern zufrieden und nörgle nicht unnötig und qualvoll! Als Fortbewegungsmittel zu besagtem schönem Ziel gilt als feinstes der Mail-Coach, ist aber eigentlich beinah schon bestimmungswidrig, da er zu viel Kultur enthält und rauhe Naturbursche und solche, die es für einen halben Tag sein wollen, ob seiner vornehmen Allüren abschreckt.

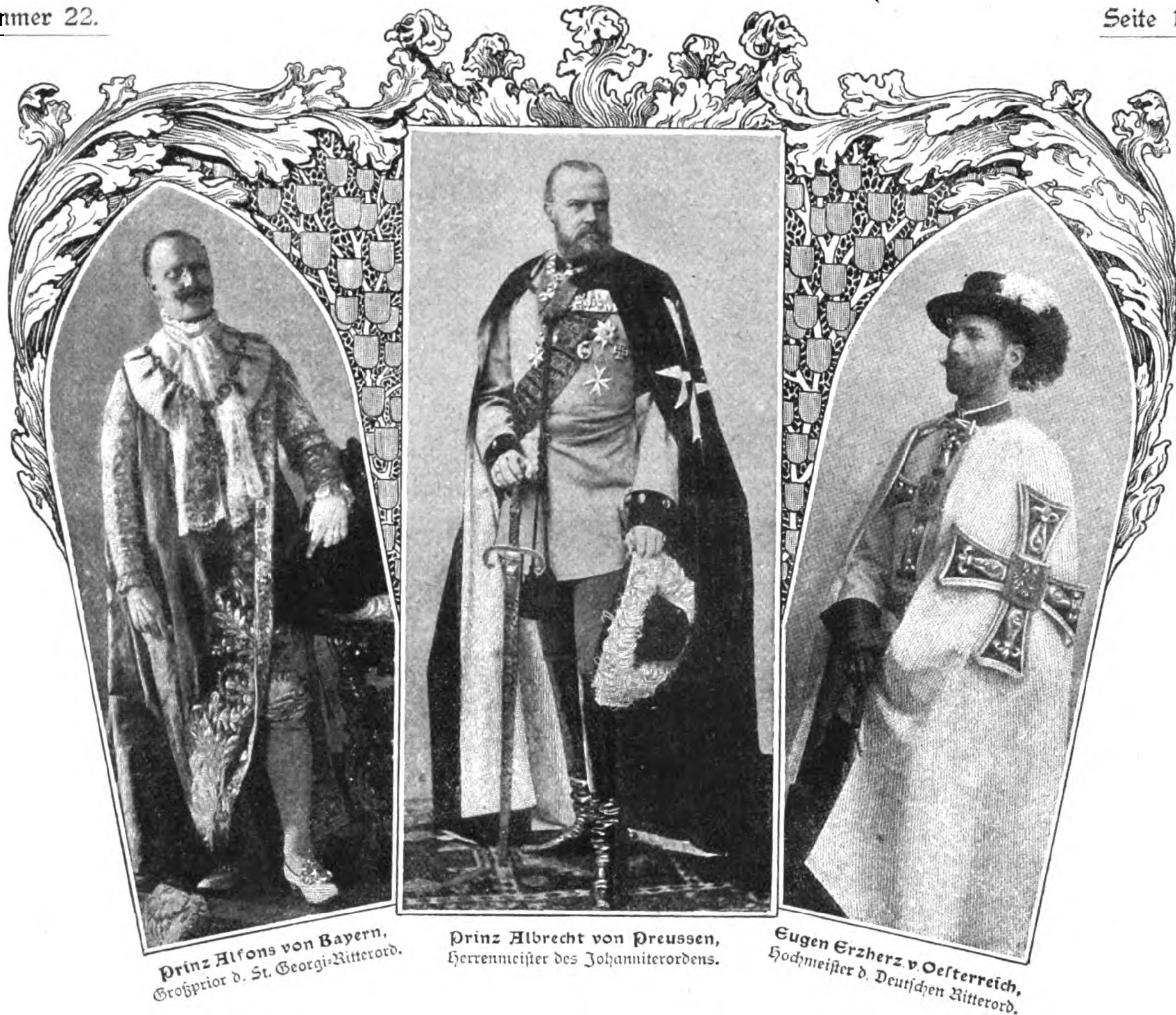
Ein mit lustigen Leutchen, mit Speise und Trank vollgepackter Kremser, alias Omnibus, oder auch mehrere sind das Sachgemäßeste. Doch selbst eine kleine Eisenbahnfahrt und ein tüchtiger Fußmarsch bringen billig und gut zum Rendezvousplatz. Hier ist nun die Atzung alles! Von ihr hängt Stimmung und Laune unabänderlich ab. Und hier muß der Lenker oder besser die Lenkerin des Ganzen schon lange vorher leise, aber mit Bestimmtheit eingreifen. Man weiß es ja: Tante Jettchen bringt jedesmal Kuchen, der Assessor Zigarren, Dr. K. zwei Büchsen Hummermayonnaise und der Dichter eine kleine Büchse Maggisuppenwürze zur Herstellung einer kräftigen Bouillon mit. Damit und mit noch manchen Ueberraschungen muß die kundige Leiterin rechnen. Das Hauptmenü muß unbedingt vorher bestimmt und in festen Händen sein, sonst sind betrübliche Kollisionen von zweimal vorhandener Erbswurst und Sauerkohl mit nachfolgender Schlagsahne und Himbeersauce unvermeidlich. Besondere Behutsamkeit verlangen alle Flüssigkeiten, besonders schon beim Einpacken, damit nicht die Sauce des Bratherings sich der Kaffeemilch annimmt und ihr unerwünschten Beigeschmack giebt. Um solche Zusammenstöße und -Läufe klug zu vermeiden, scheue man die Ausgabe nicht und kaufe ein bis zwei von den sehr praktischen Frühstückskörben, die in geschmackvoller Zusammenstellung und appetitlicher Verpackung alles enthalten, was eine verwöhnte Zunge erwartet. Unumgänglich notwendig ist ein kleiner Spirituskocher, zu dem die Industrie Spiritus in fester Form, in Würfel gepreßt, liefert. Auch Bouillon, Fisch, Fleisch, Gemüse giebt uns die heutige Konservenpräparation in guter Form und meist auch von nicht allzu unähnlichem Geschmack.

Ist Speise und Trank gut, fließt der Alkohol nicht allzu knapp, und ist das Wetter schön und trocken, dann garantiere ich für Fröhlichkeit!

Sehr beliebt bei den Herren macht sich der alte Sanitätsrat damit, daß er plötzlich eine Skatkarte zum Vorschein bringt, während das eine Lager von der feinsinnigen Herrin mit eigens mitgebrachtem Tabak und von ihr selbst gedrehten Zigaretten versorgt wird. Nicht ohne Wirkung bleibt auch ein gefühlvolles Waldhornsolo, das einer der Referendare zum besten giebt, und unendlich stimmungsvoll wird's im fröhlichen Kreis, wenn am Abend plötzlich der silberne Mond über den dunklen Tannen aufsteigt. Dann klingt erst leise und schüchtern, dann mächtig aus voller Männerbrust und fröhlicher Frauenkehle das unverwüstliche: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!“

„Gnä'e Frau, wollen wir das nicht bald einmal an einem schönen Abend auf einer Waldblöße alle zusammen singen?“

Und die Gesellschaft rief begeistert Zustimmung, und die Gönnerin sagte: „Sobald der erste warme, wirklich schöne Tag ist, rufe ich Sie alle zusammen — zum Frühlingspicknick im grünen Waldrevier!“



Prinz Alfons von Bayern, Großprior d. St. Georgi-Ritterord.

Prinz Albrecht von Preussen, Herrenmeister des Johanniterordens.

Eugen Erzherz. v. Oesterreich, Hochmeister d. Deutschen Ritterord.

Deutschlands Ritterorden.

Von Dr. A. von Wilke.

Mit festlichem Gepränge wird in den ersten Tagen des Juni in Gegenwart des Deutschen Kaisers ein großes Ordensfest in dem wiederhergestellten Hochmeisterschloß Marienburg gefeiert werden. Von dem in seiner ursprünglichen Gestalt neu erstandenen unvergleichlichen Denkmal deutscher Baukunst werden sich dann sicherlich die Blicke vieler zurückrichten zu jener Zeit, in der von hier aus der deutsche Ritterorden das dem Heidentum entrungene preußische Land beherrschte. Es ist eine an blutigen, grausamen Kämpfen reiche Zeit. Zur Ausübung der Werke christlicher Barmherzigkeit einst in den Kreuzzügen entstanden, hat der deutsche Ritterorden später den Krieg gegen die Ungläubigen auf seine Fahnen geschrieben, weltliche Herrschaft innegehabt, die ihn dem ursprünglichen Zweck fast ganz entfremden mußte, ist dann in den Stürmen der durch die französische Revolution herbeigeführten politischen



Ceschi a Santa Croce, Fürstgroßmeister des Malteserordens.

Umgestaltung des alten Deutschen Reiches von der Landkarte verschwunden und hat sich wieder den zuerst unternommenen friedlichen Aufgaben zugewandt, denen er sich, glücklicher als der untergegangene Tempelherrenorden, noch heute mit Eifer und Erfolg widmet.

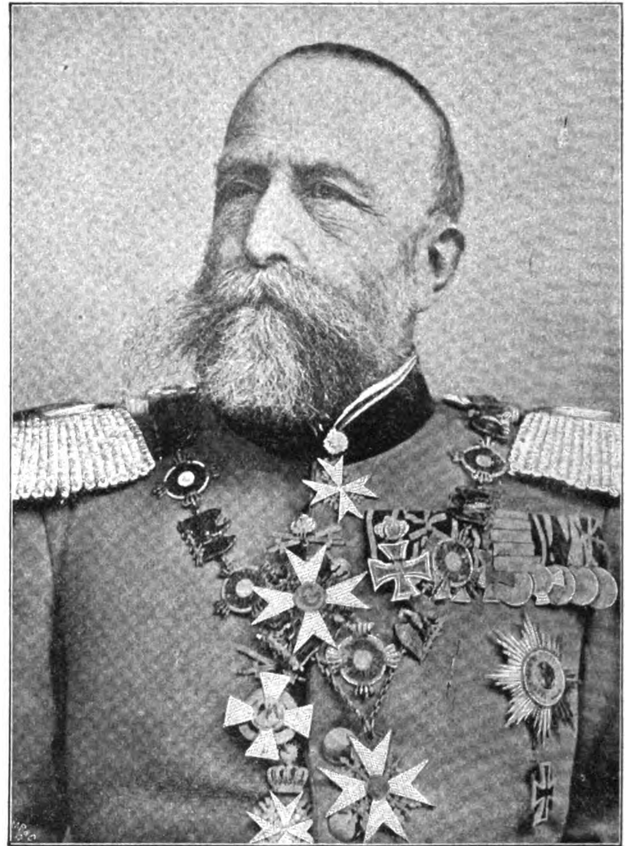
Kaufleute aus Lübeck und Bremen stifteten den deutschen Orden nach der Belagerung von Akka im dritten Kreuzzug. Er sollte der Pflege der Verwundeten dienen und legte seinen Mitgliedern geistliche Pflichten auf. Ein aus Zelten errichtetes Hospital war die erste Bethätigung des Unternehmens, das unter dem Schutz des Kaisers, vom Papst bestätigt, schnell zur Blüte gelangte. Aus dem Krankenpflegerverband ward dann 1198 durch den Beschluß der deutschen Fürsten ein geistlicher Ritterorden, dessen Angehörige sich, da sie die heilige Gottesmutter zu ihrer Schirmherrin erkoren hatten, die „Ritter des Hospitals Sankt Marien des

deutschen Hauses zu Jerusalem", wohl auch nur die „Marianer" nannten. Neben den mönchischen Gelübden der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams verpflichteten sie sich zur Bekämpfung der Heiden und nahmen als Ordenstracht einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuz an. Später, 1219, verlieh ihnen der König von Jerusalem, Johann von Brienne, noch das goldene Kreuz von Jerusalem zu dem schwarzen, und als das Oberhaupt des Ordens, der Hochmeister, die deutsche Reichsfürstenwürde erhielt, wurde diesen Abzeichen ein Schild mit dem schwarzen Reichsadler hinzugefügt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die vielbewegte politische Geschichte der deutschen Ritter einzugehn, die ja auch, als ein Teil der Geschichte unseres Vaterlandes, den meisten zur Genüge bekannt ist. Es sei nur einiges über seine jetzige Organisation gesagt. Als vor rund hundert Jahren im Frieden von Lunéville der große Länderaustausch zwischen Deutschland und Frankreich seinen Anfang nahm, erhielt die weltliche Macht des deutschen Ordens — so viel nämlich noch davon vorhanden war — den Todesstoß. Von den zwölf Balleien, in die sich seine über ganz Deutschland verstreuten Güter gliederten, gelangten die drei am linken Ufer des Rheins gelegenen an Frankreich; vier Jahre darauf zogen Bayern, Württemberg und Baden die in ihren Staaten befindlichen ein, und abermals ein Jahr später erklärte Napoleon, als Haupt des Rheinbundes, ihn in dessen Bereich für aufgehoben, so daß nur die Balleien in Oesterreich und in Holland (Utrecht) bestehn blieben. Nach den jetzt geltenden, im Jahr 1840 festgesetzten Statuten steht der Orden als ein geistlich-ritterliches Institut unter der Oberlehnshoheit des Kaisers von Oesterreich und der Leitung eines Hoch- und Deutschmeisters, der zugleich Inhaber des 4. Infanterieregiments ist. Diese regelmäßig von Mitgliedern des Kaiserhauses ausgeübte Würde hat gegenwärtig der in Innsbruck als kommandierender General residierende Erzherzog Eugen inne (Porträt S. 1005). Außer den Großkapituloren, Profeßrittern und Ehrenrittern — diese müssen acht adlige Ahnen nachweisen — zählt der Orden auch Priester und Schwestern, die sich mit Kinder- und Krankenpflege beschäftigen und das Stammpersonal für die vier Spitäler und einundvierzig Sanitätskolonnen darstellen, mit denen er im Kriegsfall ins Feld zu rücken bereit ist. Selbstverständlich ist nur Katholiken der Beitritt möglich, während die niederländische, hier nicht in Betracht kommende Ballei Utrecht schon seit der Reformation dem Protestantismus anhängt und sich von der Regierung des Hochmeisters losgesagt hat.



Graf zu Hoensbroech,
Vorsitzender der deutschen Niederlassungen des Malteserordens für Westfalen.



Graf von Wartensleben,
Ordenshauptmann und Kommendator des Johanniterordens.

Blickt der Marianerorden somit auf eine über achthundert Jahre alte Vergangenheit zurück, so kann der Johanniterorden sich einer noch weiter zurückreichenden Geschichte rühmen. Auch sein Ursprung führt in das gelobte Land. Mönche gründeten im sechsten Jahrhundert auf Veranlassung Gregors des Großen in Jerusalem ein Hospital für erkrankte lateinische Pilger. Gerhard, der Vorsteher des Hospitals bei der Eroberung Palästinas durch die Kreuzfahrer, schuf es zu einem geistlichen, die Pflege der Armen und der Kinder bestimmten Ritterorden um, dessen Mitglieder — Ritter, Priester und dienende Brüder — sich „Hospitaliter" oder, nach Johannes dem Täufer, ihrem Patron, auch „Johanniter"



Graf von Oberndorff,
Ritter des bayrischen St. Georgi-Ritterordens.



Fürst Ernst zu Windischgrätz,
Großkomtur des bayrischen St. Georgi-Ritterordens.

nannten und bald in ihren Rechten und ihrem ansehnlichen Besitzstand den Schutz der Päpste erhielten. Durch die Türken vertrieben, verlegte der Orden seinen Sitz erst nach Ptolemais, hundert Jahre später nach Cypern und schließlich nach Rhodus. Als sie auch von hier, nach der Einnahme von Rhodus durch den Sultan Suleiman, hatten weichen müssen, wies Kaiser Karl V. den heimatlos Gewordenen die Insel Malta als Lehen an, indem er ihnen beständigen Krieg gegen die Ungläubigen und die Korsaren zur Pflicht machte. Nun nahmen sie den Namen „Malteserritter" an. Fast drei Jahrhunderte hindurch behaupteten sie sich in Malta, reiche Güter in verschiedenen Ländern erwerbend. Die französische Revolution hatte auch für sie den Verlust ihres Eigentums und ihrer Selbständigkeit im Gefolge. Malta ward erst von Napoleon Bonaparte, dann von den Engländern erobert und von diesen behalten, obwohl im Frieden von Amiens vereinbart worden war, daß es den Maltesern zurückgegeben werden sollte. Von 1798 bis zu seinem Tod stand dann Kaiser Paul von Rußland, mehr dem Namen als den Thatsachen nach, an der Spitze des Ordens. Von da ab wurde der Schwierigkeit wegen, ein Kapitel der verstreuten Ordensbrüder einzuberufen, die Wahl des Großmeisters dem Papst übertragen. Längere Zeit wurde der inzwischen nach Rom verlegte Orden nur durch Stellvertreter geleitet, bis der jetzige Papst Leo XIII. in Anerkennung des Wiederaufschwungs, den der Orden namentlich unter seinem derzeitigen Oberhaupt Johann Baptist Ceschi a Santa Croce (Porträt S. 1005) genommen hatte, diesen 1879 zum Großmeister erhob und den Rittern die Befugnisse wiedergab, sich selbst ihren obersten Führer zu wählen. Der Malteserorden hat, wie



Graf zu Pappenheim,
bisher Kommendator des Johanniterordens für Bayern.



Graf von Alvensleben-Neugattersleben,
Rechtsritter des Johanniterordens.

sein Titel „Souveräner Orden des heiligen Johannes von Jerusalem" es sagt, die Stellung einer souveränen Macht und unterhält als solche am österreichischen Hof einen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister. Dieses Amt verwaltet gegenwärtig der Komtur und Ehrenbailli Graf Rudolf Hardegg (Porträt nebenst.). Früher teilte der Orden sich in acht Priorate; jetzt bestehen deren noch vier: in Rom, Lombardo-Venetien, Sizilien, sowie das böhmische, an Gütern reichste, das einzige, dessen Besitztum alle politischen Erschütterungen ungeschmälert überstanden hat. Hat die Verminderung der Priorate naturgemäß eine Abnahme der in den Aemtern des Ordens thätigen sogenannten Justiz- und Profeßritter zur Folge gehabt, so ist andrerseits die Zahl der Ehrenritter stetig gewachsen. Diese haben sich in Deutschland zu zwei Assoziationen vereinigt: einer rheinisch-westfälischen und einer schlesischen, deren Präsident Graf und Marquis Wilhelm Hoensbroech für Rheinland-Westfalen, und Graf Friedrich Praschma für Schlesien sind (Porträts S. 1006 und unten). Auch die Malteser haben sich das Ziel gesetzt, die Leiden der Menschheit zu lindern. Sie besitzen im heiligen Land auf dem Berg Tantur bei Bethlehem ein Hospiz und zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen in allen Ländern, wo sie Mitglieder zählen. Welche Verdienste sich die deutschen Genossenschaften in den letzten Kriegen erworben haben, ist unvergessen — so stellte allein die rhein-westfäl. Genossenschaft 1870/71 959 Personen der freiwilligen Krankenpflege zur Verfügung — und für den Fall eines kommenden Feldzugs stehen sie heute noch weit besser ausgerüstet bereit. Auch unterhalten die schlesischen Ritter im Frieden sechs vortrefflich geführte Krankenhäuser: in Breslau, Trebnitz, Kunzendorf, Rybnik, Friedland und Schurgast, und die rheinisch-westfälischen das Hospital in Flensburg.

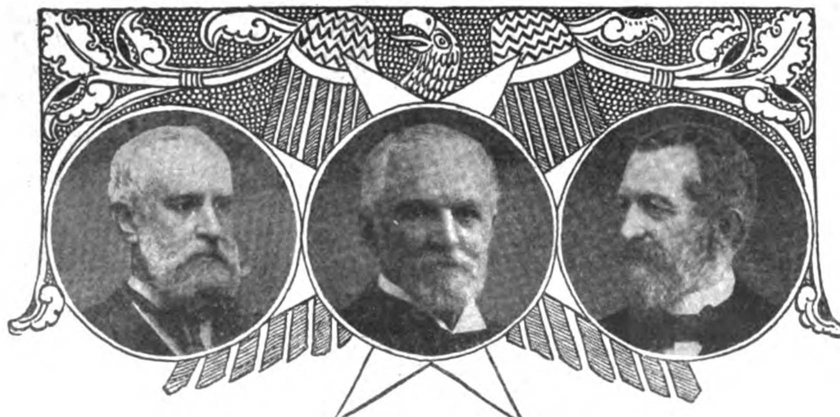


Graf Hardegg,
Gesandter des Malteserordens in Wien.

Die ursprünglich einfache Tracht der Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem, der schwarze Mantel mit dem achtspitzigen weißen Kreuz, wird auch heute noch von den Justiz- und Profeßrittern getragen.

Die protestantische Ballei Brandenburg, die sich früh vom Mutterhaus getrennt hatte, fiel am Anfang des vorigen Jahrhunderts der Durchführung der Säkularisation zum Opfer. An ihre Stelle trat, von 1812 bis 1852, der „königliche Johanniterorden", den der König von Preußen wie jede andere Dekoration nach eigenem Gutdünken, aber nur an Edelleute verlieh. Friedrich Wilhelm IV. stellte diesen Zweig des Johanniterordens in seiner alten Verfassung wieder her, wies ihm als Feld der Thätigkeit die Krankenpflege zu und ernannte, selbst das Protektorat als königlicher Schirmherr übernehmend, seinen Bruder, den Prinzen Karl, zum Herrenmeister. Diesem folgte sein Neffe, Prinz Albrecht, der Regent von Braunschweig (Porträt S. 1005.) In den fünfzig Jahren ihres Bestehens hat die Ballei Brandenburg sich in großem Maßstab entwickelt und reichen Segen gestiftet. Auch sie nennt ein Hospiz in Palästina ihr eigen, daneben aber besitzt sie über vierzig Kranken- und Siechenhäuser in Deutschland. Sie gliedert sich in fünfzehn Gemeinschaften, von denen zehn auf die preußischen Provinzen, fünf auf Bayern, Sachsen, Württemberg, Hessen und Mecklenburg fallen und an deren Spitze je ein Kommendator steht. Die Mitglieder treten als Ehrenritter ein und haben adligen Stand — nicht aber adlige Abstammung — eine dem Ansehen des Ordens entsprechende soziale Stellung, ein Alter von dreißig Jahren und evangelisches Bekenntnis nachzuweisen und bestimmte Geldbeiträge zu leisten, die verhältnismäßig niedrig bemessen sind. Durch Ritterschlag des Herrenmeisters kann der Ehrenritter zum Rechtsritter erhoben werden.

Der bayrische Ritterorden vom heiligen Georg ist — wenigstens in seiner jetzigen Verfassung — eine Schöpfung des Kurfürsten Karl Albert aus dem Jahr 1729. Ursprünglich sollte er der Verteidigung des katholischen Glaubens dienen; König Ludwig II. aber, der ihn reorganisierte, ersetzte diese Bestimmung durch die Anordnung, daß er die Pflege christlicher Barmherzigkeit zum Ziel habe. Die Zahl der Mitglieder ist bedeutend kleiner als die Schar derer, die den andern Orden angehören, wenn auch der Eintritt durchaus nicht auf bayrische Unterthanen beschränkt ist, sondern viele Preußen und Oesterreicher ihm angehören. Sie erklärt sich aus der Vorschrift, daß nur, wer von sechszehn adligen Vorfahren — acht von mütterlicher, acht von väterlicher Seite — abstammt, in dem Orden Aufnahme findet.



Minister von Wedel, Ordensschatzmeister des Johanniterordens. **Graf Praschma,** Vorsitzender des Vereins der schlesischen Malteserritter. **Wirkl. Geh. Rat v. Levetzow,** Ordenskanzler des Johanniterordens.

Die Halligen

Eine nicht mehr „untergehende“ deutsche Inselwelt.

Von Gustav Kopal.

Vor reichlich fünfzig Jahren machte ein Roman von Biernatzki „Die Hallig“ nicht geringes Aufsehen. Das lebhafte Interesse der deutschen Leser wurde von der rührenden Schilderung des Leidensloses der armen Leutchen auf den Halligen erregt, auf der eigenartigen Kette von Eilanden an der Westküste Schleswigs, dürftigen Resten einer nach und nach vom Meer verschlungenen reichen Landschaft. Nicht zu verwechseln sind sie mit den durch Deichen geschützten größeren Inseln wie Sylt, Föhr u. a.; als Halligen bezeichnet man die Landfleckchen, die sich nur 50 bis 80 Zentimeter über dem Meeresspiegel der gewöhnlichen Flutzeiten erheben. Die Häuser der wenigen Bewohner (kaum noch 500 Köpfe auf etwa 22 Quadratkilometer Gesamtfläche) stehen auf Werften („Wurten“), künstlichen Erhöhungen von etwa 4 bis 5 Meter; dorthin flüchten die Insulaner, wenn eine „Springflut“ das Vorland überschwemmt, sich mit ihrem Vieh, bestehend aus Schafen und wenigen Rindern. Viehzucht ist so ziemlich ihre einzige Erwerbsquelle; Ackerbau kann nicht betrieben werden, auch nicht Fischfang anders als für eigenen Bedarf.

Wehe aber, wenn die „Sturmflut“ einsetzt, wie das am schrecklichen 3. Februar 1825 geschah! Dann richtet „der blanke Hans“, die Nordsee, furchtbare und gründliche Verwüstung an. Auf die Dachböden der Gebäude müssen die Halligleute sich und ihre besten Schafe zu retten suchen. Unter dem anstürmenden Wogenschwall zittert das ganze Gebälk, das, tief in die Wurt gegründet, noch standhält, nachdem die Wellen bereits die Mauern des Fachwerks herausgeschlagen haben und den Hausrat des Erdgeschosses davonschwemmen. Kracht einer der Ständer, die den letzten Zufluchtsort halten, unter den mit ungeheurer Gewalt anprallenden Wassern zusammen, so senkt sich der Dachboden seitwärts, und „im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei“. die triumphierenden Wogen schleudern einander nicht nur Trümmer, sondern auch Leichen zu.

Und selbst die Geretteten — sie haben fast alles verloren! Sogar den Boden unter ihren Füßen hat der blanke Hans, der ihm ohnehin jahraus, jahrein seinen Tribut abpreßt, aufs neue schmählich verkleinert. Selbst den Kirchhof von Oland riß die Sturmflut von 1825 jach aus-



Halligthaus nach der Sturmflut.
Phot. Waldemar Lind, Wyk.

einander, so daß die Särge auf den Fluten schwammen; das grausige Motiv, „wie die Toten zu den Lebenden kamen“, hat Wilhelm Jensen in einem seiner neueren Romane, der auf den Halligen spielt, prächtig verwertet. Verschlickt und versandet das Weideland, fortgespült die für den Winter unentbehrlichen Heuvorräte, mit salzigem Naß angefüllt die Zisternen („Sood“ als Behälter für den Bedarf der Menschen, „Fäding“ als solchen für den des Viehs genannt), in denen das Regenwasser mühsam gesammelt worden, denn Quellen fehlen gänzlich auf den Halligen — und so muß, wie auch im Sommer zuzeiten der Dürre, Süßwasser von der Küste geholt werden, noch dazu gegen bares Entgelt, da die benachbarten Marschen des Festlandes gleichfalls wasserarm sind. Kurzum, namenloses Elend führt die Sturmflut herbei!

In dieser Beziehung hat Biernatzki, der lange Jahre als Pastor, zugleich als Lehrer und Küster auf einer der Halligen (Nordstrandischmoor) weilte, keineswegs übertrieben, vielmehr nur Selbsterlebtes treu geschildert. Nach andern Seiten hin ermangeln seine Bilder der Richtigkeit der Zeichnung wie der Farbe. Innerhalb eines Dreivierteljahrhunderts hat sich auch mancherlei geändert. Aber heutzutage noch walten Verhältnisse auf den Halligen ob, von denen man sich im deutschen Binnenland nur schwer eine Vorstellung machen kann. Beispielsweise die Schwierigkeiten, die dem Verkehr mit der doch so nahen Küste und selbst mit den benachbarten Inseln entgegenstehen, mögen durch die Thatsache illustriert werden, daß, nachdem am 9. März 1888 Kaiser Wilhelm I. gestorben war, am 22. März die Halligleute noch Kaisers Geburtstag feierten: die Kunde vom Ableben des greisen Fürsten gelangte erst nach Wochen zu diesem abgelegenen Erdenwinkel. Das lag daran, daß einerseits das Meer dort für den Verkehr größerer Fahrzeuge zu seicht ist; andrerseits das sogenannte Schlicklaufen zur Ebbezeit, also das Begehen des schlüpfrigen, halbtrockengelegten Meeresbodens, bei dem die „Schlote“ und „Priele“ (vom Meer gebahnte Vertiefungen, mittels deren „der blanke Hans“ an den Halligen nagt) übersprungen werden müssen; dieses ist äußerst gefährlich. Das wagen nur in Notfällen, z. B. wenn es Arzt oder Hebamme vom Festland zu bestellen gilt, beherzte Eingeborene, denn wenn Nebel sie überfällt oder die Flut vorzeitig hereinbricht, sind sie rettungslos verloren. Daher verkehren auch die Einwohnerschaften der einzelnen Halligen wenig untereinander. — Fertige Särge werden für etwa eintretende Todesfälle vorrätig gehalten, da es für Tischlerarbeit am besten fehlt: Bäume wachsen auf den Halligen nicht, die Seewinde machen's unmöglich, höchstens erblickt man vereinzelt zwischen den Häusern der Wurten einen verkrüppelten Holunder. Am üblichen Feuerungsmaterial mangelt es gänzlich; da hilft man sich ähnlich, wie in den Steppen Asiens, den Pampas Südamerikas: getrockneter Viehmist („Skolen“ genannt) muß Herde und Oefen heizen und wird für den Winter sorglich aufgestapelt. — Ein wenig Gemüse wird in den winzigen Gärten gezogen; nur 15 Ellen im Geviert mißt der des Pastors auf Oland, weil der Raum gar knapp auf den Wurten, deren Anlage wesentlich mehr Kosten verursacht als der Bau der darauf stehenden Häuser. Getreide kann nicht gebaut werden; Brot und Mehl müssen sich die Halligleute durch den Erlös für die Wolle ihrer Schafe vom Festland verschaffen.



Blick in das Innere einer Halligkirche.
Hofphot. Wilh. Dreesen, Flensburg.

Auch einige Eier und ein wenig Butter können sie verkaufen, desgleichen in günstigen Jahren einen Teil ihrer Heuernte. Die Eier stammen außer vom Hausgeflügel von den auf der Insel nistenden Kibitzen, Möwen, wilden Gänsen und Enten und verschiedenen Seevögeln; wenn einer der Halligleute ein Nest entdeckt hat, das Gelege aber nicht sofort mitnehmen will, so zeichnet er ein Kreuz daneben in das Erdreich. Das sichert ihm das Besitzrecht, denn die andern Inselbewohner achten dies Zeichen und lassen das bekreuzte Nest, falls sie es gleichfalls finden sollten, unberührt liegen.

Die verhältnismäßig sehr schweren Opfer, die bei so kleiner Volkszahl für die an sich knappe Besoldung der Geistichen zu tragen sind, werden willig, ja freudig dargebracht, denn die Kirche muß diesen Weltabgeschlossenen alle Anregung und Zerstreuung ersetzen, die anderswo zur Erholung nach schwerer Arbeit dient. — Zum Kirchgang putzt man sich, legen die Frauen die hübsche Volkstracht an, die sie noch aus altfriesischer Zeit bewahrt haben. Von der Kanzel herab teilt der Pastor auch die wichtigen Weltereignisse mit, die sich zugetragen haben. Neben dem schon wegen der Flut- und Ebbezeiten unentbehrlichen Kalender ist die Bibel das in jedem Haus zu findende Buch, das hier fast ebenso fleißig gelesen wird wie bei den Buren Südafrikas. Hat der Halligmann in langen Jahren der Seefahrt Geld erworben, so kehrt er damit zur heimischen Scholle zurück, an der er mit



Auf dem Wattenmeer bei Ebbezeit: Halligbewohner auf dem Weg zum Krabbenfang.
Hofphot. Wilh. Dreesen, Flensburg.



Weidende Schafherde auf der Hallig.
Hofphot. Wilh. Dreesen, Flensburg.

allen Fasern seines Herzens hängt; „Ost oder West, to Huus is 't Best," sagt der Plattdeutsche, selbst wenn, wie hier, das Haus auf so unsicherem Boden gebaut ist, fortwährend den Gefahren des Meeres preisgegeben.

Doch in dieser Beziehung soll es jetzt wesentlich anders werden. So lange die Inseln unter dänischer Herrschaft standen, bekümmerte man sich in Kopenhagen wenig um sie; ja, nach 1851 dienten sogar die Pfarrerstellen auf den Halligen als eine Art Sibirien für schleswig-holsteinisch gesinnte Geistliche, wie des nähern in dem Buch von Gustav Rasch „Vom verlassenen Bruderstamm", das zu Anfang der sechziger Jahre die Gemüter Alldeutschlands mächtig aufregte, im Kapitel „Der Märtyrer auf Oland" zu lesen ist. Die guten Erfolge, die Holland im Kampf mit dem Meer durch die Neugewinnung lange verlorenen Landes erzielte, bewogen Preußen zur Nachahmung, wobei bemerkt zu werden verdient, daß das Meer zwar an der Westküste Schleswig-Holsteins ganze Landstriche mit Hunderten wohlhabender Dorfschaften verschlungen hat, aber auch durch Anschwemmung einige Halligen erst vor kurzem umschuf. Auf Grund vielseitiger Bemühungen bewilligte der Preußische Landtag 1896 zunächst 1 1/3 Millionen Mark zur Herstellung von Dämmen und Steindossierungen der Uferkanten bei Oland und Langeneß-Nordmarsch. Auf diese Weise werden zur Ablagerung der Meerwasser-Sedimente ruhige Buchten gebildet, in deren Bereich auch Gröde und Habel gezogen werden sollen. Das ist die Grundlage zu großartiger Umgestaltung der Watten, zum Verwachsen der Inseln mit dem Festland, zur Rückverwandlung des Seegrunds in das ursprüngliche fruchtbare Marschland, mit einem Wort, zur Rettung der Halligen, die so lange Zeit in allen möglichen Tonarten als unrettbar „untergehende Inselwelt" bezeichnet wurden. Möge das große nutzbringende Werk fortschreiten und gelingen!

Mein blonder Schützling.

Skizze von G. v. Beaulieu.

Ich habe eine Leidenschaft, das Protegieren, und — ich will es nur bekennen — es läuft gewöhnlich schlecht ab. Meine Phantasie bekleidet meine Schützlinge mit so vielen guten und schönen Eigenschaften, die sie gar nicht besitzen, vielleicht auch nicht besitzen können, daß ich später, wenn die Phantasiehüllen sinken und der wirkliche Mensch zu Tage kommt, enttäuscht und ernüchtert bin. Der Gegensatz ist eben zu groß.

Paula Dammel ist meine Friseuse, sie war mir von einer befreundeten Familie empfohlen. Kaum kannte ich sie, so zog sie mit klingendem Spiel, wie die Militärmusik zum Thor, in mein Herz ein. Sie ist ein schlankes, zierliches Mädchen mit einem feinen, süßen Madonnengesicht und wundervollem, aschblondem Haar, das ihr Haupt gleich einem Heiligenschein umgiebt.

Hatte ich schon eine Schwäche für Paula, wenn sie gesund war, so konnte ich ihr nicht widerstehen, wenn sie krank und angegriffen aussah.

Paula Dammel hatte eine Stiefmutter, Grund genug für mich, sie zu bemitleiden; sie spielte, nach ihren Erzählungen, unter der Dammelschar die Rolle eines Aschenputtels. Ihr Vater war gut zu ihr, doch zählte er, wie oft beim Berliner Volk, nicht mit; er arbeitete in einer Fabrik und sonntags ging er in einen Verein. Seine Kinder sahen ihn oft tagelang nicht.

Wenn Herr Dammel zärtlich zu seiner großen Tochter war, wurde die Stiefmutter eifersüchtig, und deshalb konnte er sie wenig in Schutz nehmen.

Was mir so an Paula gefiel, war, daß sie nie klagte und immer guten Muts war. Eines Morgens aber, als sie mit geschwollenen Augen und ganz übernächtig ankam und ich sie darum befragte, gestand sie mir: Mama (sie nannte ihre Stiefmutter immer Mama) habe ihr heute nacht eine Hutsche (Fußbank) an den Kopf geworfen, weil sie nicht schnell genug zu Bett gegangen sei und zu viel Petroleum verbraucht habe.

„Da habe ich gesagt, daß ich fortgehe und mich bei Leuten einmiete, Pension bezahle ich bei Mama ja auch. Sie rechnet bloß darauf, daß ich es nicht wage, weil im Sommer viele von meinen Damen verreisen und ich dann keinen Verdienst habe. Ich hoffe aber, daß ich mich durchbringe. Was meinen Sie?"

Ich glaubte selbstverständlich die ganze Erzählung und sagte entrüstet: „Natürlich müssen Sie fort."

„Zimmer habe ich mir schon angesehen, zwanzig Mark sollen sie mit Kaffee kosten."

„Das ist nicht zu teuer."

„Das Mittagessen machen mir die Leute für fünfzig Pfennig, und Abendessen besorge ich mir selbst. Ich bin neugierig, was Papa dazu sagen wird. Mama ist natürlich außer sich, weil sie meine Pension verliert, aber ich setze es durch."

Sie reckte ihre schöne, schlanke Gestalt höher und sah wie die verkörperte Energie aus.

Fräulein Dammel hatte zwar nicht viel gelernt, aber sie besaß Mutterwitz, war zu allem geschickt und anstellig, fand sich schnell in jede Lage und wußte stets einen Ausweg. Flink, klug, tüchtig, das war mein Paulchen. Mit diesen Eigenschaften würde sie sich sicher forthelfen.

Am andern Morgen sah sie so elend aus, daß es mir ins Herz schnitt.

„Ist Ihnen etwas Unangenehmes geschehn, Kind," fragte ich.

„Vater platzt vor Wut," sprach sie mit zuckenden Lippen, weinte aber nicht, „er sagt, ich werde noch mal in den grünen Wagen kommen, weil ich von Hause fortwill. Das geht mir doch gegen die Ehre, nun zieh ich gerade weg." Der grüne Wagen ist ein Gefährt, das die verdächtigen Elemente aufsammelt.

„Der Papa meinte es gewiß nicht böse, er ist besorgt um Sie."

„Ja, aber das sollte er nicht sagen, und nun gehe ich jedenfalls."

Gegen Ende des Monats fragte ich sie, ob sie nicht Geld brauche, sie habe doch gewiß allerhand Ausgaben.

„Ja," bekannte sie errötend, „ich habe vielerlei Anschaffungen für meine Wirtschaft, zum Beispiel eine Zahnbürste."

„Eine Zahnbürste?"

„Ja, zu Hause hatten wir alle nur eine."

„Ach so."

„Und dann auch Seiflappen und allerhand."

Ich händigte ihr den Monatslohn aus, und sie ging freudestrahlend von dannen.

Der Umzug verlief nicht ohne Kampf, indessen doch ziemlich glatt. Paulchen schwamm nun in Wonne, sie hatte es wie im Himmel, jeden Mittag bekam sie ein Kotelett, die Wirtsleute sahn ihr alles an den Augen ab. Ihre Damen waren gut zu ihr und nahmen sie ins Theater und Konzert mit, ja mit einer fuhr sie sogar in einer Equipage spazieren. Zufällig habe Mama sie dabei gesehn, der Neid habe ihr förmlich auf dem Gesicht gelegen.

Paulchen wurde zusehends blasser, als draußen die Sonne immer heißer schien und ihre Damen, eine nach der andern, verreisten.

„Wenn ich in den Hundstagen nur nicht verhungere," sagte sie.

Wie sie immer elender und elender wurde, faßte ich einen Entschluß. Ich beabsichtigte, nach Schlangenbad zu reisen, und schlug ihr vor, mich dahin zu begleiten. Niemand war glücklicher, als sie.

Schon auf der Reise, ich muß es bekennen, geschah es, daß die Schleier meiner Phantasie von meinem Schützling niedersanken und ich unliebsame Entdeckungen machte. Gleich im Kupee setzte sie mich in Erstaunen. Sie fing an, mich du und Tante zu nennen. Auf mein verwundertes Gesicht verbesserte sie sich sofort. „Entschuldigen Sie, Sie haben eine so fabelhafte Aehnlichkeit mit einer Tante von mir, der Schwester von Papa, daß ich mich unwillkürlich verschnappte."

Auch das noch, ich hatte Aehnlichkeit mit Dammels Tante, etwas Schmeichelhafteres konnte sie mir gar nicht sagen. Eine zweite Entdeckung waren die Berliner Redensarten. Was zu Hause, in homöopathischer Dosis, erträglich, ja drollig gewesen, das wurde mir täglich und stündlich genossen zur Qual. Sonst habe ich ein nachsichtiges Lächeln für die Berliner Redeweise, finde sie oft treffend und witzig, aber hört man sie von früh bis spät und nichts weiter, als das, dann wird sie unleidlich. Wie ein Papagei kommt mir ein Mensch vor, der nur in stereotypen Wendungen spricht. Ich schaffte mir Ruhe mit der Behauptung, ich könne mich nicht den ganzen Tag unterhalten, es griffe mich an, ich sei so gern allein. So oft ich ihr entwischen konnte, flüchtete ich in den Wald.

Bald war meine Flucht nicht mehr nötig, denn die Zeit kam, wo Paulchen Bekanntschaften machte.

Der scharfsinnige Leser hat schon längst erraten, wo mein blonder Schützling sterblich war, nämlich in Bezug auf die Männer. Bald hatte Paulchen einen Kreis von Verehrern, die sie stets zu etwas einluden. Da ich Fräulein Dammel mit auf die Reise genommen, um bei weiten Spaziergängen nicht allein zu sein, paßte mir ihre Abwesenheit auf halbe Tage nicht immer.

Besonders ein Herr Doktor that sich in Einladungen hervor. Benahm sich Paulchen morgens besonders liebenswürdig, so wußte ich, daß mit Herrn Doktor eine Partie in Sicht war. Gewöhnlich sagte sie dann, „weil heute so schönes Wetter ist, will Herr Doktor nach Wiesbaden fahren. Sie haben doch nichts dagegen, Sie sind ja so gern allein."

Der schlaue Racker hielt mir jetzt die Aeußerung, die ich am Anfang der Reise gethan, täglich vor. Oder es hieß: „Wir fahren heute nach Schwalbach, wenn es Ihnen recht ist, Sie haben ja das schöne Buch zum Lesen."

Die Freundschaft mit dem Herrn Doktor war zu einem Höhepunkt gediehen, wo eine Krisis eintreten muß, die entweder zur Verlobung oder zum Bruch führt. Da ersteres hier so gut wie ausgeschlossen war, kam der Bruch. Paulchen wurde jetzt wieder respektvoll und höflich, selbst die Bescheidenheit, die sie in Berlin gezeigt und die ihr auf der Reise abhanden gekommen war, stellte sich wieder ein. Ihr feines, süßes Madonnengesicht sah elend und blaß aus, so daß ich ihr nicht widerstehen konnte und sie wie früher behandelte.

Doch bald hatte Paulchen eine neue Bekanntschaft gemacht. Es war wieder ein Herr; mit Damen gab sie sich entweder nicht ab, oder die Damen gaben sich nicht mit ihr ab, selbst die Jungfern und Gesellschafterinnen beachteten Fräulein Dammel nicht. Waren die Einladungen von Nummer eins in gewissen Grenzen geblieben, so nahm Nummer zwei sie ganz in Beschlag. Gleich zu Anfang verlobte sich Nummer zwei mit meinem blonden Schützling, und nun spielte Paulchen ihren Bräutigam stets als Trumpf gegen mich aus. Ich warnte sie, doch sie ist fünfundzwanzig Jahre alt und sehr selbstständig; sie hatte nur ein Lächeln für mich und that, was sie wollte.

Eines Morgens war sie wieder hold zu mir, wie früher. Sie umgab mich mit zarten Aufmerksamkeiten und rührte sich nicht von meiner Seite. Als sie keine Miene machte fortzugehen, fragte ich: „Unternehmen Sie heute keine Partie mit Ihrem Bräutigam?"

Sie warf die roten Lippen auf: „Bräutigam, ja Kuchen! Der Mensch ist fort, plötzlich fort, schreibt mir, das Schicksal risse ihn von meiner Seite. Schicksal, hat sich was, lachbar, zum Schreien!"

Ich thue mir etwas darauf zu gute, daß ich nicht sagte: das dachte ich mir, oder das konnte man voraussehen!

„Sprach er nicht davon, daß er abreisen würde?"

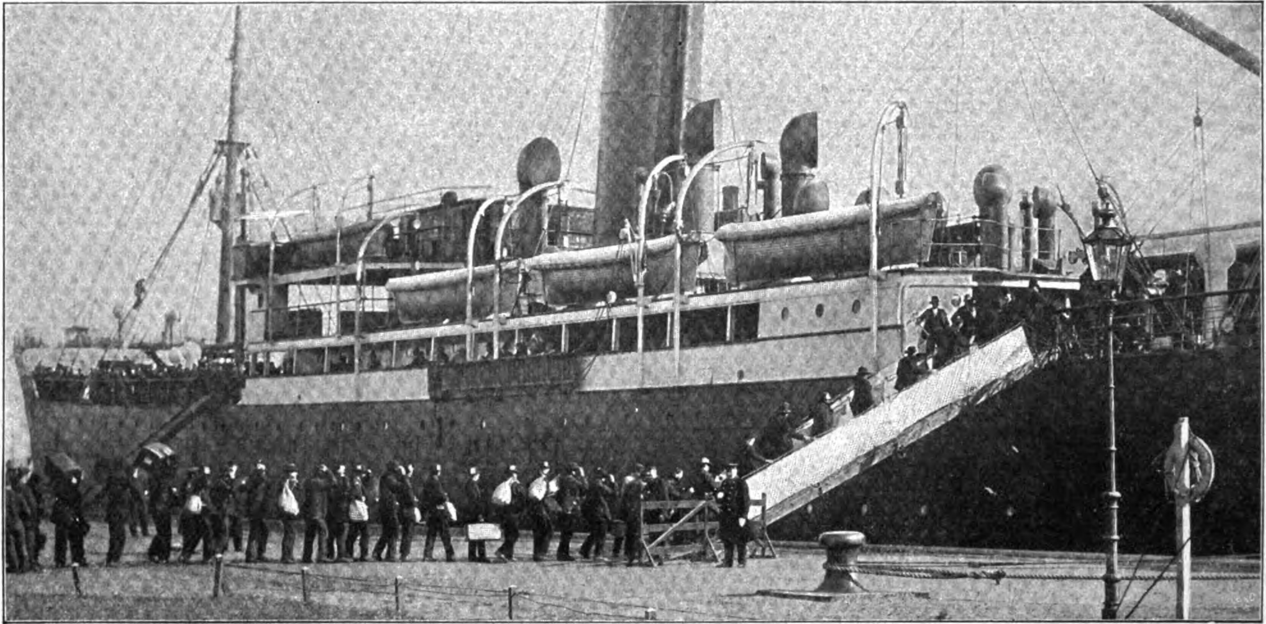
„Selbstmurmelnd hat er sich das verkniffen, sonst wäre ich ihm gut auf die Bude gerückt."

Hatte mich früher Paulchen nur von ihrem Bräutigam unterhalten, so sprach sie jetzt fortwährend von dem „Menschen". Es schien ihr eine Wohlthat zu sein, von ihm zu reden. Der Liebe war der Zorn gefolgt. Aber tief hatte die Zuneigung zu dem „Menschen" wohl nicht gesessen.

Nach Berlin zurückgekehrt, prahlt Fräulein Dammel von ihrer Badereise und von ihren Erfolgen. Sie ist eigens zu Mama gegangen, um Neid und Eifersucht zu erregen, um vor Mama mit ihrem vornehmen Umgang großzuthun.

Fräulein Dammel ist noch hübscher als früher geworden, das goldene Haar umgiebt ihr feines, süßes Madonnengesicht wie ein Heiligenschein, ihre schlanke Gestalt hat sich ein wenig gerundet.

Paulchen frisiert mich noch immer, aber mit mir auf die Reise nehme ich sie nicht mehr.



Die Auswanderer gehen an Bord.
Photographische Aufnahme von W. Sander u. Sohn, Geestemünde.

Auswanderer.

Von Hans Ostwald.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Eine moderne Karawanserei — das ist der erste Eindruck, den der Fremde von Bremen erhält. Wer zum erstenmal vom Bahnhof aus hineingeht in die alte Hansastadt, der sieht fast nichts als Gasthäuser, Hotels in feinstem, vornehmstem Stil, gute, solide, bürgerliche Gasthäuser und einfache Volksherbergen, Massenlogements. Zwischen diesen Häusern haben sich Agenten für das „Zwischendeckgeschäft" niedergelassen. Jeder kleine Raum neben den hohen Glasfenstern der Kontorräume ist mit hohen Buchstaben bemalt. Fast alle Völker Mittel- und Osteuropas finden dort ihre Sprache wieder — hier im Nordwesten Deutschlands, hier im reinsten, deutschesten Winkel des Deutschen Reichs, im Land der Friesen. Da stehen tschechische Worte neben ungarischen, slowakische neben rumänischen, und auch die merkwürdigen Buchstaben der Russen mit ihren halbasiatischen Linien sind da schwarz auf weiß angemalt — als sei hier die Stelle, wo alle Sprachen Babels verstanden würden.

Auch die Menschen, die sich durch die Straßen bewegen, sind so ein buntes Gemisch aus aller Herren Ländern, sind ein Zeichen von dem Charakter Bremens. Da gehen Gruppen, in denen die kurze Jacke der Slowenen und Ungarn, ihre kleinen runden Hüte und die Stulpenstiefel die Mehrzahl bilden. Drüben, vor dem Schaufenster voller bunter Ansichtskarten, steht ein Mann im hellen Schafspelz. Seine vielen kleinen schwarzen Zöpfe fallen herab auf das wollige Fell: ein Schäfer, ein Hirt aus der Wallachei in seiner unverfälschten Urtracht. Das Weib, das neben ihm steht und die blanke Auslage anstaunt, ist nicht weniger echt. Ihre Füße stecken in hohen, derben Schaftstiefeln, ihre bunten, bauschigen Röcke sind grell besetzt, das niedrige, knochige Gesicht ist von schwarzem, strähnigem Haar umgeben.

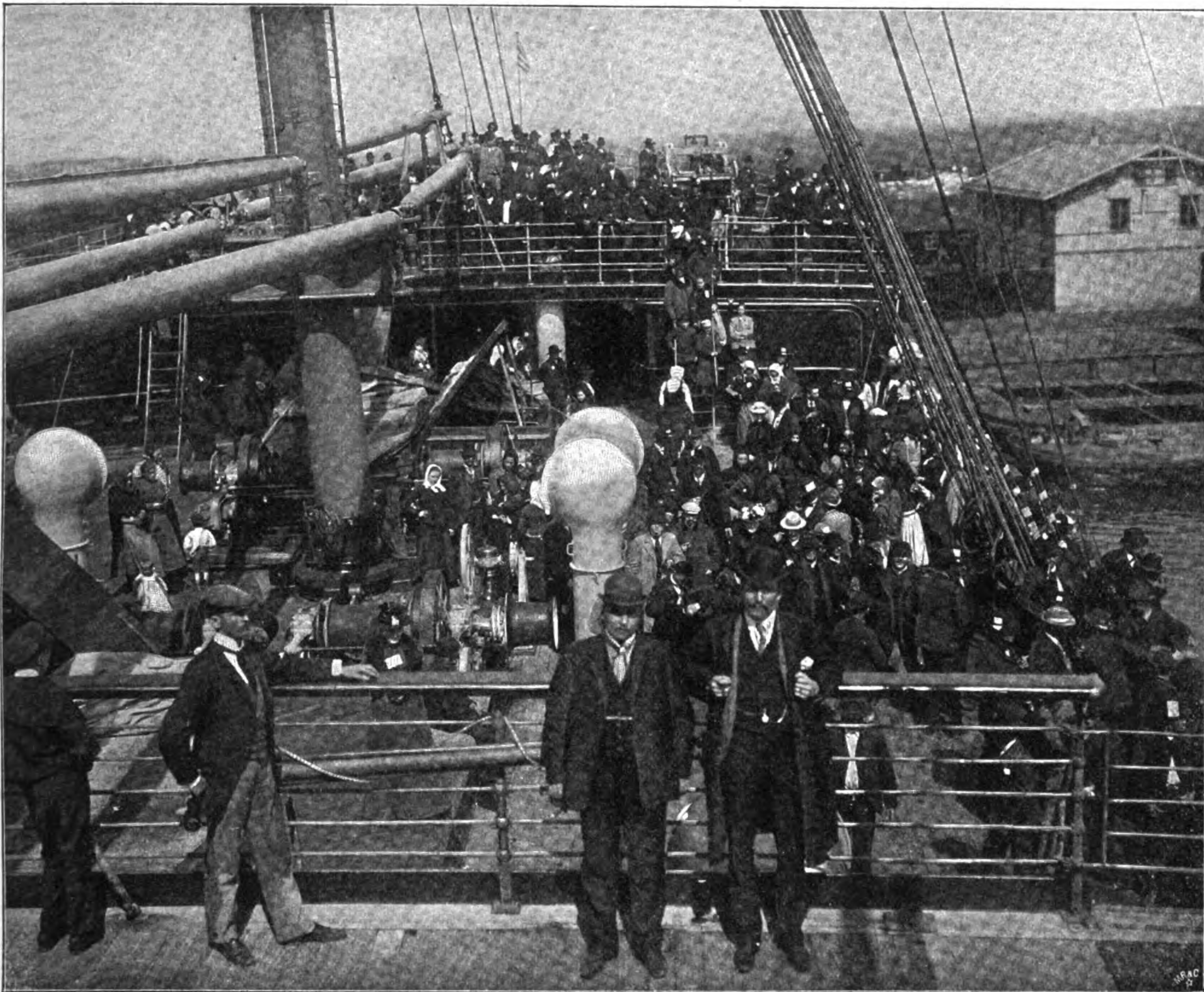
Auf den Bänken vor den Bureaus der Agenten sitzen Mädchen, deren Halbschuhe verraten, daß sie etwa aus dem polnischen Schlesien stammen. Aber ihre bunten Kopftücher, ihre weiten Jacken und bunten Kleider deuten, daß sie noch weit entfernt lebten von der Tyrannei der Mode, daß sie in völlig ländlicher Schlichtheit aufgewachsen sind.



Die Impfung der männlichen Auswanderer.

Aus einem der Häuser kommen hochgewachsene Burschen, die weiten Baumwollhosen in die Stiefel gestopft, eine flache, graue Schirmmütze auf dem kurzgeschorenen, rundlichen blonden Schädel und den Oberkörper in einer Art Litewka: Russen, die ihr Letztes verkauft und ihre Wolgasteppe verlassen haben, weil sie nicht, wie so viele ihrer Nachbarn, zu Grunde gehen wollten, und weil es sie verlangt nach einem Land, in dem man nicht einen Aufenthaltsschein haben muß, in dem man auch nicht wegen allerhand Vergehen nach den eisigen Ebenen Sibiriens verschickt werden kann.

nicht ganz ihre fröhliche Stimmung. Dieses Impfen ist von den amerikanischen Behörden für jeden europäischen Auswanderer vorgeschrieben. Bei dieser Gelegenheit werden zugleich sämtliche Auswanderer auf ihren Gesundheitszustand untersucht. Da jeder seinen Arm entblößen und dem Arzt hinstrecken muß, braucht der Impfende dem Geimpften nur noch scharf in die Augen zu sehen, um zu wissen, ob er ihn zurückhalten muß oder ob er ihn hindurchlassen kann durch das engmaschige Netz, das wegen der großen Zahl der Auswanderer von den Behörden gezogen worden ist.



Vor dem Abschied von der Heimat.

Sie alle, diese Ueberzähligen und auf ein besseres Los Hoffenden, sind heiter und voll Freude in den Tagen, da sie in Bremen auf die Abfahrt des Schiffes warten, das sie nach der neuen Welt bringen soll. Sie sind nicht betrübt, daß sie ihre Heimat hinter sich haben; sie weinen nicht, daß sie die letzten Stunden auf dem heimatlichen Erdteil verbringen. Nein, sie sind alle voll Sehnsucht und Ungeduld, voll Zufriedenheit, etwas erwarten zu können.

Dieser Frohsinn begleitet die Auswanderer bei allen Formalitäten, die sie noch vor dem Betreten des Dampfers zu erledigen haben. Selbst bei dem Impfen, bei dem sie mit dem sonst von ihnen mit einer gewissen Furcht angesehenen Arzt in Berührung kommen, verlieren sie

Es ist schon ein gesiebtes Material, das in die Impfräume gelassen wird. Aber hier wird es noch einmal scharf gesichtet. Die Augen der Aerzte betrachten jeden, als wollten sie durch ihn hindurchsehen. Und wenn er vor ihnen bestanden, rufen sie dem der Impfung beiwohnenden Beamten vom amerikanischen Konsulat eine verabredete Nummer zu.

Meist ist es die gleiche Nummer, das Zeichen, daß der Untersuchte am nächsten Tag das Schiff betreten darf. Bei den Männern kommt es überhaupt fast gar nicht vor, daß einer zurückgewiesen wird. Was da seinen Arm, seinen Oberkörper entblößt, ist edelste Kraft, nichts als Muskel und sehnige Stärke, Körper wie aus Stahl geformt, prachtvolle Sinnbilder der Arbeit.

Amerika kann sich zu diesem immerwährenden Zustrom klarster Stärke und gesunder Kraft nur beglückwünschen.

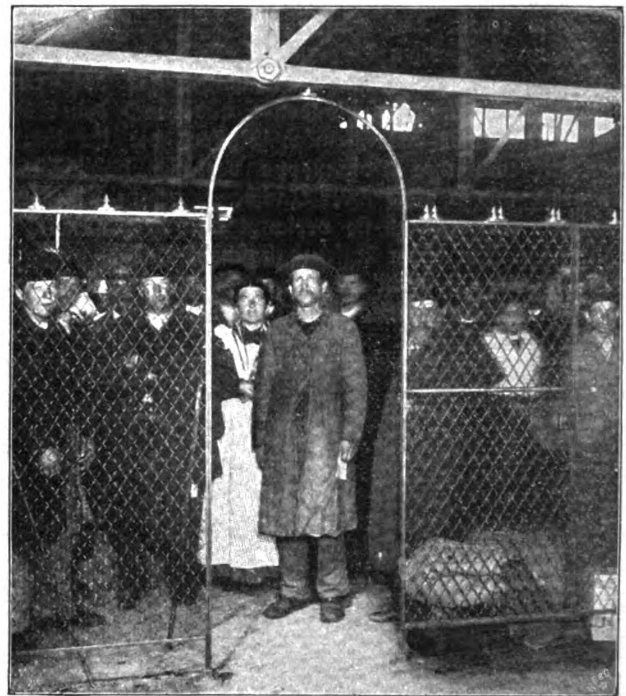
Bei den Frauen, die zusammen mit den Kindern und gewöhnlich vor den Männern geimpft werden, kommt es schon öfter vor, daß diese oder jene abgewiesen wird. Da sieht man nicht viel solche tadellosen, erfreuenden Gestalten wie bei den Männern. Die Frauen sind nicht von der Arbeit veredelt und verschönt worden. Ein Uebermaß von Thätigkeit hat ihre Schönheit abgestreift, sie vermindert. Manche bleichen, sorgenvollen Gesichter schauen ängstlich aus den Vorzimmern hinein in den Untersuchungsraum, der in der Lloydgepäckhalle unmittelbar am Bahnhof liegt. Aber die vielen Kinder bringen mit ihrem Frohsinn auch hier Heiterkeit und Lebhaftigkeit hinein.

Am Morgen nach der Impfung der letzten für einen Dampfer des Norddeutschen Lloyd bestimmten Zwischendecker gehen vom Bremer Hauptbahnhof Sonderzüge mit den Passagieren nach Bremerhaven ab, wo der bereits angeheizte Dampfer auf sie wartet. Mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel klettern die „Zwischendecker" hinein in die Wagen. Die meisten überlassen sich auf der kurzen Strecke noch einem kurzen Schlaf.

In Bremerhaven wird alles unruhig. Mit den Bündeln und Kisten in der Hand, die Kinder an den Rockschößen, laufen sie wirr durcheinander. Es ist nicht so leicht, in dieses Gewirr der Völker und Sprachen Ordnung hineinzubringen. Eine ganze Menge Wärter müssen hinzuspringen und die Menschenknäuel entwirren. Und rasch muß das gehen. Jede Minute ist kostbar. Die Flut geht in einer Viertelstunde zurück, und bis dahin muß der Dampfer hinaus sein auf die offene See. Vorher müssen die Auswanderer aber erst noch die Zollkammer passieren. Und ihre Fahrt- und Gesundheitsscheine müssen auch noch untersucht werden. Das Hinaufsteigen an Deck beansprucht auch seine Zeit.



Aufgenommen!



Vor der Aufnahme in den Verband der Vereinigten Staaten.

Oben auf dem Deck, wo alle schnell untergebracht werden mußten, standen ein paar Schiffsarbeiter, die jeden der Männer, der nicht gleich Bescheid wußte, gefaßt kriegten, um ihn mit einem gelinden Stoß nach der richtigen Seite zu leiten. Als sie aber einen kleinen Mann, der mit einem amerikanischen Zwickelbart geschmückt war, ebenso anfassen wollten, sah er sie mit seinen grauen Augen durchdringend an: „Ich bin amerikanischer Staatsbürger!"

Damit marschierte er stolz in das Zwischendeck hinein. Auch die deutschen Auswanderer wichen dem maschinenartigen Griff aus und gingen ungelenkt auf ihren Platz.

Bei der Auswahl der Plätze im Zwischendeck, das sich meist an der Spitze der Schiffe befindet, wo es eben gerade nicht am angenehmsten zu leben ist, zeigte sich ebenfalls die Kultur und der Witz, die leichte Fassungsgabe als das Ueberlegene. Der graubärtige Amerikaner und ein lockiger Galizier hatten gleich die besten Ecken, die luftigsten und gesichertsten Stellen im Zwischendeck herausgefunden und belegt.

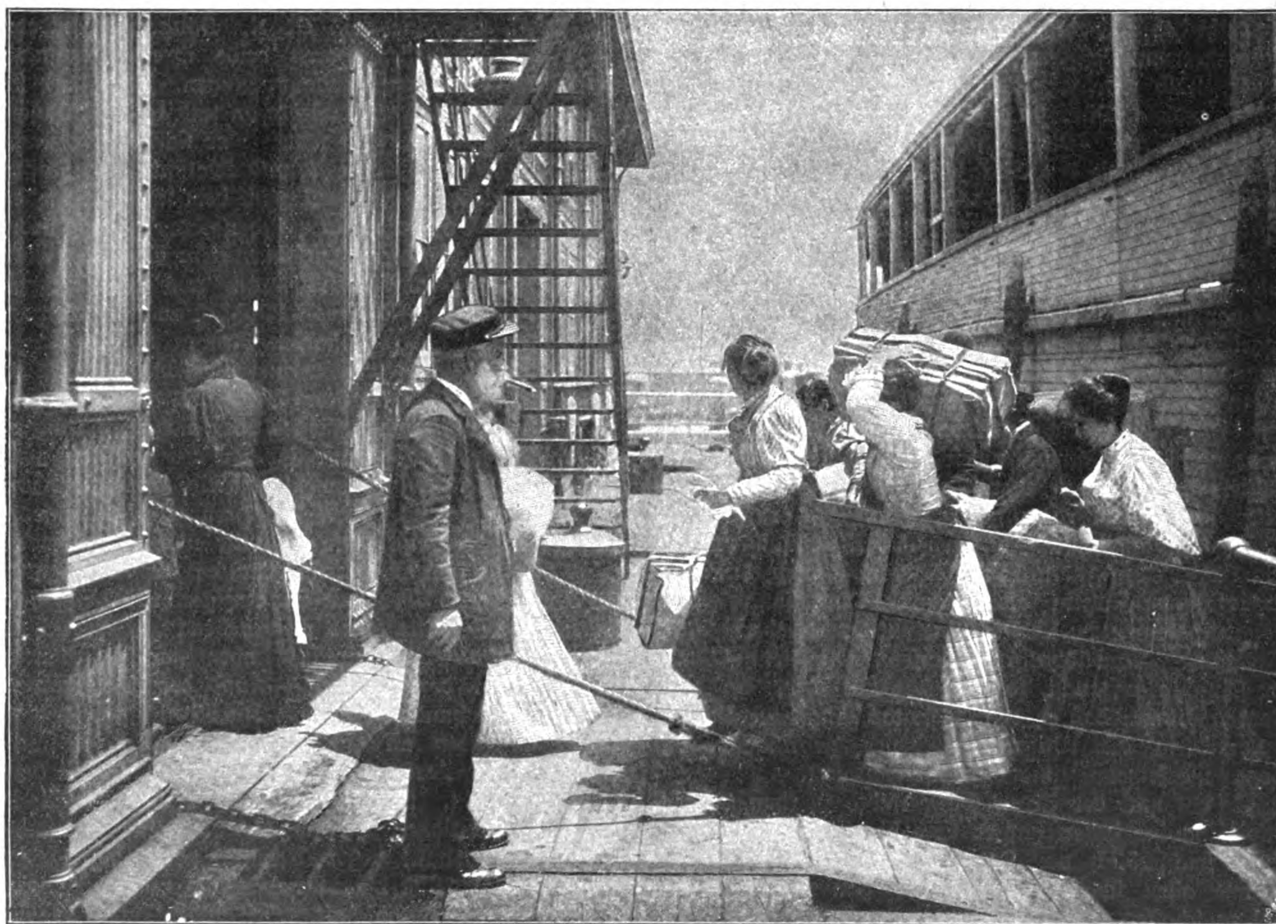
Als am Rotesandleuchtturm die Kajütpassagiere, die mit einem kleinen Dampfer nachkamen, auf das Schiff gingen, und als die meisten von ihnen weinten, während der kleine Dampfer in den Hafen, in die Heimat zurückkehrte mit den Verwandten, als er immer kleiner und kleiner wurde, auch da zeigte keiner der Zwischendecker Schmerz oder Traurigkeit um das, was sie hinter sich ließen. Nur erstaunt sahen sie zu den betrübten Passagieren empor.

Die Mehrzahl dieser Menschen, die zum erstenmal aufs Wasser kommen, sind ledige Männer und ledige Frauen. Auch eine geringere Zahl von Familien zieht mit jedem Dampfer hinüber. Und nicht selten kommt es vor, daß auch eine Mutter mit ihren Kindern allein die Ueberfahrt mitmacht. Sie ziehen dem Mann und dem Vater nach, der schon vor Monaten ausgewandert ist und der nun seine Familie nachkommen läßt. Wie eine Madonna sitzt eine solche Frau mit ihrem Säugling und den größern Kindern da. Gerade,


Typen einer Auswandererfamilie.

daß sie noch keine modischen Hüte tragen, daß sie in einfachen Kitteln stecken, gerade das erhöht die Schönheit, erhöht den malerischen Ausdruck der vielen Bilder, die diese Auswanderer bieten.

Auf hoher See verbringen viele ihre Zeit mit Schlafen. Es ist kaum zu glauben, was einzelne zusammen schlafen können. Besonders die Männer. Die Frauen erzählen sich schon lieber etwas. Und dann — die Kinder geben manches zu thun. So hat manche Frau Gelegenheit, sich zu beschäftigen. Wird es dieser oder jener Mutter zu viel, so springen andere Frauen hinzu. Nach und nach entwickelt sich zwischen vielen ein inniges Verhältnis, bis sie bei der Ankunft in Neuyork wie eine große Familie, wie eine geschlossene Gemeinschaft leben. Dort aber läuft dann alles jäh auseinander, was eine Woche lang zusammen Freude und Trübsal, Sturm und Sonnenschein erlebt. In dem „vorläufigen Gewahrsam", wo alle Auswanderer warten müssen (Abb. S. 1016), bis eine Reihe Formalitäten erfüllt sind und bis sie, gegen Vorlegung ihrer Papiere, ihrer Kontrakte oder Baarmittel in die Vereinigten Staaten „eintreten" dürfen, halten diese flüchtigen Bande noch ein wenig zusammen. Dem Unerfahrenen und Schwächeren wird geholfen. Die Stärkeren tragen das Gepäck von Raum zu Raum, und Ratschläge und Hoffnungen werden mitgeteilt. Hier und da streiten sich wohl noch einige um einen Weg, den ein dritter einschlagen soll. Wird aber erst von den Isolierungsräumen der Landungssteg hinübergelegt auf die feste Erde, dann laufen alle auseinander. Jeder hastet rasch hinein in


Der Eintritt in die neue Welt.

die neue Welt, mit glänzenden Augen; seine Pläne, seine Hoffnungen, seine Erwartungen sind in dem vor Erregung fiebernden Gesicht ausgedrückt. Nun ist die wochenlange Ruhe vorbei, und es gilt, die Wünsche in Wirklichkeiten umzuschmieden. Da hat keiner mehr für die andern Auge und Ohr. Eilends streben sie hinein in das neue Leben, siegessicher und zukunftsfroh. Aber mancher erhält auch da drüben seinen schweren Pack Enttäuschungen, an dem er reichlich zu tragen hat. Wie das eben in jedem Leben, in jeder Welt so ist.

Pinguine.

Von Wilhelm Bölsche. Hierzu 5 photographische Momentaufnahmen.



In einem anmutigen Märchen des Physikers Laßwitz ist erzählt, wie die Bewohner eines andern Planeten die Erde erreichen. Als bequemste Landungsstelle bieten sich ihnen aus physikalischen Gründen die Pole dar. Nichts müßte in der That sonderbarer sein als eine Entdeckung der Erde etwa vom Südpol aus. Der erste Eindruck beim Niedersteigen auf das ungeheure südpolare Eisfeld müßte der sein, daß diese Erde ein völlig vergletscherter, toter Weltkörper sei. Aber dann würden die Vulkane von Viktorialand ihre dampfenden Schlote aus dem Schnee recken und erste Kunde von einer in der Tiefe glühenden Erdthätigkeit geben. Doch der Blick wanderte nochmals weiter und erfaßte jetzt das Bild eines jenseits von Eis und Feuerbergen völlig meerumschlossenen Planeten. Nur hier und da ein kleiner, halb zernagter Basaltfels, die im Sturm schäumende, endlose Wasserfläche unterbrechend, sonst Meer, nichts als Meer. Wirklich wäre es ja die Wasserseite der Erde, auf die der Blick zufällig zuerst träfe, alles größere Festland läge hinter der Krümmung des Horizonts. Und zu einem solchen echten Wasserplaneten stimmte nichts besser als die erste dem Gast begegnende Tierwelt. Er betritt eine solche meergepeitschte Basaltinsel, und vor ihm sind die höchsten Spitzen dieser Tierwelt: Vogel und Säugetier. Aber das Säugetier liegt am Strand in Gestalt einer drei Meter langen Walze mit kurzen Flossenfüßen, als „Seeelefant", eine Robbe, die sich dem Schwimmen im Ozean angepaßt hat. Und da er von diesem schnaufenden Meerwunder aufschaut, umgiebt ihn ein meckernder Chor grotesker Vögel, die meterhoch aufrecht ragen, auch sie auf den ersten Blick mit ihrer schaukelnden, schlotternden Unbehilflichkeit auf dem Land, ihren zur schönsten Ruderflosse umgebildeten, flugunfähigen Flügeln als ozeanische Anpassung ersten Ranges gekennzeichnet. Pinguine sind es, die berühmten „Fettgänse" der Südhalbkugel unseres Planeten. Wenn der Pinguin auftaucht, so weiß der Seefahrer, der von Norden kommt, daß er den Aequator längst im Rücken hat und in die Wasserwüste dieser geheimnisvollen Gegenseite seines Heimatsterns hineinsteuert.

Er hat mit der echten Gans nichts zu thun, dieser fette Pinguin, dessen ganzer Leib bis in die Federdecke hinein buchstäblich von Fett trieft. Ja, im Grund hat er mit allen übrigen Vögeln der ganzen Erde nicht viel zu schaffen. Einsam steht er im System, wie seine Vulkanklippen im Meer. Schon seine Beschränkung auf die Südhalbkugel giebt ihm etwas Isoliertes. Alles fast, was dort heute fest heimisch ist, hat einen wunderlichen, einen urweltlichen Charakter. Die Schnabeltiere und Molchfische Australiens, die Brückeneidechse und der Kiwi Neuseelands, die Faultiere und Gürteltiere Südamerikas, alles hat einen Zug nach dem Zeitalter der Ichthyosaurier oder wenigstens dem der Megatherien. Wie alt gerade der Pinguin ist, wissen wir nicht genau, ein Riesenpinguin von fünf Fuß Höhe ist versteinert in Schichten der Eocänzeit, also hart an der Ichthyosauriergrenze, gefunden worden, auch er aber auf Neuseeland, also im Süden. Aber der ganze Bau schon des Pinguins spricht dafür, daß er eine uralte, früh von der Hauptlinie des großen Vogelstammbaums losgetrennte Anpassungsform darstellt.

In grauen Tagen war es das ausgesprochene Wassertier, der Fisch, der ans Land stieg, seine Schwimmblase zur luftatmenden Lunge umformte und den Ausgangspunkt der Entwicklung aller höheren Wirbeltiere, der Amphibien, Reptile, Vögel, Säugetiere bildete. Vogel wie Säugetier waren beide ihrem Bau nach bereits ausgesprochene Landanpassungen. Aber auch sie gerieten gelegentlich doch wieder an und in das Wasser. Da ist das Säugetier mit seinen vier Landbeinen nachträglich noch wieder Robbe und Walfisch mit Flossen geworden. Und da hat der Vogel, dem schon beschieden gewesen, die Luft zu erobern, sich nochmals umgekleidet zum „Fischvogel", zum Pinguin. Kein Teil der Erde nötigte aber so aufdringlich dazu, wie diese Klippen des unermeßlichen Südmeers. Wohl ist auch im Norden, gegen den Pol hin, ein starkes Streben in der Vogelwelt merkbar, sich wieder im Element des Fisches heimisch zu machen. Unsere Alken und Lummen sind viel bessere Taucher als Flieger, und auch ihre Körperstellung ist jene seltsam aufrechte, die auf den ganz nach hinten gestellten Beinen „menschenartig" balanziert wie beim echten Pinguin. Noch der Haubensteißfuß unserer märkischen Seen zeigt diese Haltung und ist in mehrfacher Hinsicht von all unsern Heimatsvögeln dem Pinguin am ähnlichsten. Aber nur ein einziger von allen nordischen Vögeln hatte es so weit gebracht, daß auch er nur noch laufen und tauchen, aber gar nicht mehr fliegen konnte: der Riesenalk — und der ist seit einem halben Jahrhundert vom Menschen ausgerottet. Anders im Süden, an den Pinguinküsten. Am Gletscherrand der Südpolarlande giebt es keine Raubtiere vom Säugergeschlecht. Spärlich erst dringt der Mensch in kühnen Expeditionen dorthin vor. Manche Pinguinkolonie mag weitaus bessere Kenntnis vom Südpolgebiet hoch zum Pol selbst hinauf haben als wir heute noch mit all unserer Wissenschaft. In undenkbaren Massen hat das Geschlecht dieser Fischvögel sich da unten aus-



Pinguine auf dem Marsch.

breiten, entfalten dürfen. Ihnen, die das Meer wieder als Heimat erobert, stand in der unerschöpflichen Kleintierwelt dieser Wasser ja eine ewige Tafel offen. Wollten sie ruhen, so bedurfte es nicht einmal einer Klippe, es genügte einer der schwimmenden, blaugrünen Krystallpaläste dieser Polarsee: ein Eisberg. Staunend sieht der Seefahrer, wie auf solchem Eiskoloß die schwarzweißen Pinguine zu Reihen sitzen, auf natürlichem Schiff so ihre Welt durchfahrend, ohne daß sie Flügel brauchten. Völlig vereinsamte, wilde Inselgruppen an der Grenze des antarktischen Meeres, wie die Kerguelen — das ist das gelobte Land der Pinguine. Nie ist auf seinen alten welterfüllenden Wanderungen der Mensch als Ansiedler hierhergekommen. Vulkanarbeit hat in erst glühenden, dann zu nacktem Fels erstarrten Lavagüssen den Boden geschaffen. Dann hat die nah herüberhauchende Polarkälte Eisgletscher an die Hügelflanken gehängt. Baumwuchs ist im Lauf der Jahrtausende gekommen und, unbekannt weshalb, wieder verschwunden, nur die Reste liegen noch da. Heute



Eiersammeln in der Pinguinkolonie.

Pinguine auf ihren Steinnestern.

deckt niedriger Krautwuchs seltsamster Pflanzen den gletscherverschrammten Boden. In ihm bergen sich flohähnliche Fliegen, die ihre Flügel als Bewohner sturmgepeitschter Inseln abgeschafft haben, um nicht ins Meer verschlagen zu werden, und ein ebenfalls flugunfähiger Schmetterling, der ausschaut, als sei er unreif aus der Puppe geschält. Hierher wandern die Pinguine, um zu brüten. Denn dazu allein brauchen sie unbedingt Land. Ihr Vogelleib hat den Flügel so völlig abgeschafft, wie jene Fliege, fast hat er sogar die Feder abgethan, das Charakteristikum des Vogels. Dachziegelartig panzern die kleinen Federreste, eher wie Fischschuppen, den dicken, flaschenförmigen Leib, und was sonst Flügel war, ist eine glatte, hängende, regelrechte Flosse. Aber darin herrscht das alte Vogelerbe unzerstörbar auch in diesem Abtrünnigsten des Geschlechts: Eier muß er in ein Nest legen, und bebrüten muß er sie wie Krähe und Adler und Spatz.

Und doch bleibt er auch hier das Tier der Wunder. Zur rechten Zeit ist es, als speie das Meer Vögel. Millionen ersteigen das Land. Ihr Geschrei, an Esel und ähnliche lauteste Schreier gemahnend, erfüllt die Luft. Zu Prozessionen spaßhaft hintereinandergereiht, watscheln sie daher, daß das Gras meilenweit von ihnen in geradlinigen Straßen ausgetreten wird. Dann geht's ans Nesterbauen. Die einen schaufeln bloß eine seichte Grube dazu aus, in der das Ei auf Dung gebettet liegt, andere umgeben die Grube mit kunstvolleren Stein- oder Torfwällen, oder es wird gar von einem Viereck aus in die Tiefe eine Röhre gebaut, und diese Höhlen verbinden sich in der dichtgedrängten Nistkolonie unter- und miteinander, so daß eine unsichtbare Katakombenstadt entsteht. Solange das Weibchen brütet, pilgert das Männchen unermüdlich in oft langer Wanderschaft zum Meer und holt Nahrung herbei. Will die Mutter pausieren, so brütet auch der Vater einmal weiter. Aber die wunderliche Beinstellung und Körperhaltung hat bei einzelnen Arten dieses Brutgeschäft noch ganz besonders gestaltet. Einst erfand die Sage vom Paradiesvogel, daß er, ewig in den blauen Lüften fernab von der profanen Erde schwebend, seine Eier in einer Falte auf dem Rücken trage und so ausbrüte. Das war nun bloß Sage. Es war in den Ichthyosaurustagen eben die große Trennung in der höchsten Tierentwicklung: der Vogel legte seine Eier ab und ließ sie außerhalb reifen — das Säugetier dagegen blieb in engerem Verband mit seinen Jungen. Das Landschnabeltier, das noch Eier legt, schleppt diese Eier in einer Hautfalte am Leib, einem Beutel, mit und brütet sie da aus. Das Känguruh, das echte „Beuteltier", trägt das sehr unreif geborene Kleine ebenfalls noch lange in solchem Beutel. Endlich beim höheren Säugetier erfolgt die Geburt erst, wenn das Kleine eine gewisse Lebensreife besitzt. Nun denn: bei diesen alten, jener Trennung wahrscheinlich noch näherstehenden Pinguinen findet sich allen Ernstes ein Anklang zugleich an jene Paradiesvogelsage und an das Beuteltier unter den Säugern. Gewisse Pinguinarten klemmen das Ei beim Brüten so fest zwischen die Oberschenkel, daß sie es, aufgeschreckt, watschend mit forttragen können. Und dieses Prinzip hat sich beim patagonischen Pinguin dahin erweitert, daß das Weibchen am Bauch eine regelrechte beutelartige Hautfalte entwickelt, in der es gewohnheitsmäßig sein Ei mit sich herumträgt.

Auf seinen Südinseln fühlt der Pinguin sich noch naiv als Herr der Situation. Wenn der Mensch kommt, nimmt er ihn als Gast und geht gravitätisch auf ihn zu. Neugierige Scharen umringen den Freund; dem Naturforscher, der Pflanzen sucht und Steine klopft, folgt die lustige Prozession auf Schritt und Tritt nach. Sie wissen noch nicht, was das für ein „Freund" ist . . .

Südpolarpinguine.

Stimmhygiene.

Plauderei von Serafine Détschy.

„Stimmhygiene, was ist das?“ — höre ich oft fragen. „Sprechunterricht!“ lautet dann die Antwort. „Sprechunterricht — ja, aber sprechen kann doch jeder,“ tönt es lachend zurück. Ich unterdrücke dann schmerzlich das Heinesche Zitat: „Aber fragt mich nur nicht wie!“ Und in der That, es ist merkwürdig, wie wenig Menschen eine Ahnung von der „Kunst der Rede“ haben. Selbst Gelehrte, die es genau wissen müßten, wie gepflegt die Kunst der schönen Rede im Altertum war, das die Erziehung des jungen Mannes erst dann als vollendet ansah, wenn er bei ersten Meistern der Rhetorenschule die Kunst der Beredsamkeit studiert hatte.

Was würde man wohl zu einem Sänger sagen, wenn er, ausgestattet mit den herrlichsten Stimmmitteln, uns als „wilder Natursänger“, das heißt ohne vorhergehendes Studium, Lohengrin oder auch nur den Troubadour vorsingen wollte?! Man würde ihn auslachen, auspfeifen, Wohlwollende würden ihm raten: „Lernen Sie singen und setzen Sie sich erst richtig in den Besitz Ihrer Stimmmittel.“

Die Redekunst verlangt gleichzeitige Ausbildung der Atmungs- und Sprechwerkzeuge. Mit der Naivität der Unwissenheit stellt sich so mancher, der den Trieb zum Vortrag in sich fühlt, flugs vor das bewunderungswürdig nachsichtige Publikum und näselt, kreischt, rasselt oder brummt voller Sprachfehler den Text herunter, den er vorher nur ein- oder zweimal flüchtig durchgelesen hat, ohne Atemeinteilung, mit sinnloser Zerreißung der Sätze, ohne Beachtung der Interpunktion, der logischen Hebung und Senkung des Tons, so daß die Worte meist bis zur Unkenntlichkeit entstellt an das Ohr des Hörers prallen, ohne Einlaß in sein Auffassungsvermögen zu finden. Denn was da oben entweder in hohem Pathos gesungen oder im Predigerton gewimmert oder im „natürlich“ sein sollenden Flüsterton gemurmelt wird, kann nie plastisch als Bild des Inhalts vor des Hörers Gehirn erscheinen. Man wird mit mehr oder minder Humor bald die Fehler der Aussprache an dem Vortragenden kontrollieren und lächelnd feststellen, daß der eine lispelt, der andere ein Rachen-R schnarrt, daß dieser winselt und jener in der Fistel spricht; daß Herr Y. ein Schwabe und Fräulein X. eine Sächsin ist, während Frau Z. das hannoversche s-t (statt st) hören läßt. Wir hören Herrn Prediger Soundso ganze Arien in seinem Predigerton singen, und Professor Ypsilanti ist unverständlich, weil er poltert, statt zu sprechen. Wenn wir eine Weile all dieses konstatiert haben, werden wir müde, dem Text können wir nur in halbverständlichen Fragmenten folgen, und unser Auffassungsvermögen streikt. Nach einer guten Weile fallen uns die Augen zu, oder wir tragen nervöse Kopfschmerzen davon.

Das Publikum, dessen Ohr für den oratorischen Vortrag noch nicht genug erzogen ist, weiß nicht, woran der Fehler liegt, und schiebt die Schuld meist auf den uninteressanten Inhalt. Bei einem musikalischen Vortrag, für dessen Genuß seit Jahrhunderten auch das laienhafte Ohr schon so erzogen ist, um Kritik üben zu können, würde wohl jeder sagen: „Dieser Sänger hat diesen oder jenen Fehler, schade um das schöne Lied, es fehlt die Wärme, die Vergeistigung des Vortrags!“ Und Freunde werden dem Sänger raten: „Du mußt bessere Studien machen, du bringst Stimme und Vortrag nicht zur Geltung!“ Dem Redner oder Rezitator, der noch keine Ahnung von Sprechkunst hat, sagt das niemand! Denn niemand denkt über das Stiefkind unter den Künsten nach. Man weiß nicht einmal, daß es eine Kunst ist, und zwar eine so veredelnde Kunst wie selten eine. Wohl ist man begeistert, hingerissen, wenn ein rhetorisch gebildeter, geistig vornehmer Rezitator von Gottes Gnaden oft mit dem einfachsten Vortrag die Herzen rührt, erhebt, erheitert, oder den Hörern die schlummernden Schätze klassischer Dichtung erst durch seinen plastischen Vortrag so vor Ohr und Augen zaubert, daß sie deren unermeßliche Schönheit erst jetzt recht verstehen. König Gunther sagt in Jordans Siegfriedsage zu Horand, seinem Märchenerzähler und Barden:

„Ja, du kennst deine Kunst.
Du selbst bist ein Zauberer; denn wie du erzähltest,
Hast du's verstanden, mit deiner Stimme
Leuchtende Farben, leibhafte Formen
Verbunden zu Bildern, lebendigen Gestalten
Uns vorzutäuschen. So hast du durch Töne
Unsere Ohren in Augen verwandelt.“

Dieses Kriterium müßte auf jeden in der Oeffentlichkeit Sprechenden passen. Sei er Schauspieler, Lehrer, Prediger — gleichviel. Nur wenn er es so weit gebracht hat in der Kunst des Vortrags, dürfte sich ihm die Oeffentlichkeit erschließen. Welch ein Segen für die heranwachsende Jugend, wenn sie solche Vorbilder an ihren Lehrern und Predigern hätte! — Statt dessen giebt es unzählige Lehrer, die ihre Stimme vernachlässigen und mit falscher Atmung und gedrücktem Kehlkopf sprechen. Noch haben ja leider die Lehrerseminare nicht daran gedacht, wie wichtig die Bildung der Rede in Atem, Ton und Wort für den Leiter der Jugend ist, für ihn selbst wie für seine Schüler. Die Rhetorik, die von Demosthenes' Zeiten an die Alten zu einer Kunst und zur Kunstschule erhoben hatten, müßte ein obligatorisches Studium in Lehrer- und Predigerseminaren sein und dürfte natürlich nur von Meistern in der Kunst der Rede gelehrt werden. Denn das Lehren der Rhetorik ist an und für sich eine Kunst für sich allein.

Es gehört das physiologische und psychologische Studium eines halben Lebens dazu, ein Ohr in Erfahrung so zu bilden, daß es bei dem Lernenden jeder Tonschattierung bis auf die Ursache der entstellenden Nebenklänge nachgehen kann. Der Bildner der Sprechstimme hat nicht, wie der Gesangmeister, fertige Noten, mit deren Hilfe er hören lernen kann. Er muß sich selbst zum Instrument machen, oder sein eigenes, tadellos geschultes, ausdauerndes Organ muß durch Beispiel zur Nachahmung erziehen, auf phonetischem Wege. Er muß physiologisch so weit gebildet sein, um gerade die Funktionen der Atemwerkzeuge (Zwerchfell, Brustkorb, Lunge, Schlüsselbeinhebung) und die Muskeln zu kennen, die durch Turnübungen zu diesem Zweck erst zu stärken sind. Er muß die Arbeit der Sprechwerkzeuge (Zunge, Zäpfchen, Gaumen, Rachen, Zähne) für

die Erzeugung jedes einzelnen Buchstaben studiert haben, um Vorteile im Ansatz von Konsonanten und Vokalen zu lehren, Sprachfehler heilen zu können. Dazu gehört unermüdliche, gewissenhafte Geduld und Liebenswürdigkeit. Denn der Lernende, dessen Ohr erst erzogen werden muß für die feinen Klangunterschiede, verzagt leicht und verliert anfangs den Mut. Erst wenn er fühlt, wie die Kehle erleichtert arbeitet, da durch tiefen Atem und Brustton ihr die halbe Arbeit abgenommen worden, wie der Ton von Lektion zu Lektion wächst und in dem Brustkasten endlich die nötige Resonanz findet, die ihn mühelos verstärkt, erst dann wachsen dem Lernenden Lust, ja Begier am fördernden Studium. Ist diese Stufe dann erreicht, so beginnt das logische Herausarbeiten des Gedankens aus dem Satzbau, das künstlerische Einleben in den vorzutragenden Gegenstand; Uebung für Phantasie, Gemüt und Verstand. Immer mehr verfeinert und veredelt sich das Denken und Empfindungsleben des Lernenden, und Schönheiten in Poesie und Prosa entdeckt er, die er nie geahnt. Das Wunderland poetischer Phantasie ist ihm erschlossen, wo goldene Blümlein mit Brillantentau auf den Wiesen stehen! Nun versteht er, was die Nachtigall singt und das Heimchen zirpt, was die Bäume flüstern und die Quellen rauschen. Auf dem sandigen Weg heißer, ernster Arbeit ist er unversehens auf die Höhen eines Märchenlandes gelangt, wo er, im Bestreben, die Dichter zu verstehen, selbst Dichter geworden ist. Das Märchenhafteste ist, daß auf diesem Weg seine häßliche, matte, klanglose oder gar heisere Stimme sonor, kräftig, gesund und ausdauernd wurde, allen Anforderungen seines Berufs gehorcht, denn nun versteht er, was hygienisches Sprechen und Redekunst bedeuten und von welchem unschätzbaren Vorteil die volle Beherrschung der Stimmmittel ist.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

6. Fortsetzung.



Leider schien Herr von Pontow den geschäftigen und klugen Eifer, womit Fräulein Olga Beer die Fäden in die Hand genommen hatte, gar nicht recht zu würdigen. „Ja, ja, Fräulein Olga, das ist ja alles schön! Ich danke Ihnen auch noch," sagte er mit einer Stimme, die gequält klang. Olga war nicht so stumpfsinnig, um nicht zu fühlen, daß er sie in diesem Augenblick am liebsten los gewesen wäre. Aber ebenso klar war es ihr auch: da durfte sie nicht nachgeben, er durfte gerade jetzt nicht allein bleiben. Denn als sie von Marius, ihrer klugen Taktik voll, herübergekommen war, hatte sie ihn am Fenster seiner Stube angetroffen, wie er durch die entlaubten Bäume zum Wirtschaftshof hinüberspähte, von wo die Laternen durch die Regenschleier schimmerten und Pferdegetrappel herüberklang.

Ohne Zweifel, er hatte Gewissensbisse! Wenn man ihn gewähren ließe, er rannte gewiß noch hinunter und holte Hans Wilhelm wieder ins Haus, um ihn dann nach fünf Minuten so grob, so unbedacht und unklug wie möglich wieder davonzujagen. Gewißlich, dieser Heißsporn mußte geleitet werden wie ein voreiliger Knabe, sonst verdarb er sich selbst stets und überall seine besten Karten.

Als er sich auf ihre Anrede herumwandte und sie halb verlegen, halb böse ansah, fiel ihr zum erstenmal die Aehnlichkeit zwischen ihm und Jürgen auf. Und das Gefühl verließ sie nicht, als sie ihm klar und eindringlich auseinandersetzte, was sie gethan hatte und was sie hatte thun müssen. Nur das eine, die fingierte Verlobung, verschwieg sie hier, wie sie sie aus guten Gründen vor Jürgen verschwiegen hatte.

Aber freilich: Jürgen hatte sie anders angesehen. So, wie sie brennend wünschte, daß einmal nur Götz von Pontow sie ansehen möge. —

Nicht ein phantastisches Liebesglück erwartete sie von dem alternden Mann. Nur etwas, das ihr das Leben, das ihr bis jetzt nur raffinierte Härte gezeigt hatte, schuldig geblieben war: eine eigene Häuslichkeit, eine sorgenlose Existenz. Eine Verbindung mit Menschen, die nicht täglich und stündlich ihre Nerven zerrissen, den Gesundungstrieb, die Lebenslust in ihr mißhandelten.

Sie wußte, daß jede Kunst der Koketterie an Götz von Pontow verloren gewesen wäre. Das war ihr recht. Nicht mit weiblichen Reizen um seine Gunst betteln wollte sie, nur sich ihm unentbehrlich machen. Ihn fühlen lassen zu jedem Tag, zu jeder Stunde: siehst du, so verstehe ich dich! So kenne ich dich besser, als du dich selbst kennst. So diene ich dir und schütze dich vor dir selbst und deinen Uebertreibungen.

Und sie wußte, daß sie auch nach erreichtem Ziel nicht lässiger geworden wäre. Denn ihr Lebenselement war jenes Leiten und Herrschen kluger Frauen, das oft durch seine objektive Klarheit bequem und wohlthätig ist und dem doch das Beste fehlt: des Herzens tiefinnerstes Geben und Nehmen.

„Es ist ja alles schön!" sagte Götz von Pontow. „Ich danke Ihnen!" Aber seine wahre Seele war draußen, wo der Laternenschein durch den Regen glitt und die Pferdehufe klangen.

Die Fühlfäden seiner Nerven spannten sich bis da hinüber. Er wußte es, als stände er dabei: jetzt wurde das Handpferd angespannt, jetzt der graue Wallach. Jetzt warf Jürgen, mit einer Handbewegung, die er leibhaftig vor sich sah, die Zügel über die Pferderücken.

Nein, nein! Zum Teufel nochmal! Das durfte er nicht zulassen! So jagt man keinen Gast aus dem Haus, so lange wie Luckmühlen steht! Und sei er, wer er sei, und wolle er, was er wolle!

Mit hochrotem Kopf wandte er sich schon, als wolle er hinaus. Aber Fräulein Olga war in dieser Stunde die Mächtigere. Ihr klarer, kühler Verstand besiegte ihn. Sie erriet seine Gedanken und widerlegte sie, ehe er sie ausgesprochen.

Ward denn Hans Wilhelm verjagt? Von wem denn? Kannte Herr von Pontow ihn so schlecht, daß er sich gutwillig von einer Fremden verjagen ließ? O nein, er ging, selbstwillig genug! Er wollte hier kein Gastrecht, er wollte nur Ruth. Was scherte ihn der Vater, die Familie? Konnte er Ruth nicht erlangen —

„Still!" unterbrach sie Herr von Pontow. „Horch!"

Es war der Wagen, der über den Steindamm des Hofes rasselte und hinausfuhr. In dem weichen Boden der Allee verhallte das Räderrollen.

Olga war verstummt. Sie sah, daß Götz von Pontow blaß geworden war. Jetzt reichte er ihr die Hand.

„Es ist ja nun gut," sagte er mit mühsamer Stimme. „Ich möchte jetzt arbeiten. Haben Sie Dank, Fräulein Beer."

„Ich that ja alles gern, für Sie und für Ruth," entgegnete sie murmelnd. Dann ging sie stumm hinaus. Dieser Weg war doch saurer zu gehen, als sie gedacht hatte.

In seinem Zimmer aber schritt er auf und ab, auf und ab. Seine Stirn war naß, und wieder und wieder mußte er sie trocknen.

Das alte, ehrliche Pontowsche Gewissen schlug ihm mit lauten Hämmerschlägen in der Brust

X.

Zwei Wochen lang konnte Gottfried von Pontow sein Kind nicht ansehn. Das Schuldgefühl ließ ihn für alle verstimmt und reizbar erscheinen, und nur Olga kannte den Stachel in seinem Fleisch.

Diese siedelte nun aber wieder zu ihrer Tante über. Der Aufenthalt in Luckmühlen mußte stets seine bestimmten Grenzen haben. Ueberdies arbeiteten in den Rambiner Kaffeegesellschaften die Zungen über diesen Gegenstand mehr, als ihr lieb war.

Ob Fräulein Beer wirklich eine so innige Freundschaft für die viel jüngere Ruth empfinde? Oder, ob sie es vielleicht — auf diesem Umweg — auf Erich abgesehen habe? Oder — ob die wohl gar —

Ueber diesen dritten Fall sprach man sich nicht weiter aus. Aber bedeutungsvolle Blicke sprangen in die Bresche. Zutrauen konnte man es ihr schon! Und warum eigentlich nicht? Der Betreffende war immerhin noch eine Erscheinung, die sich sehen ließ. Und die Zukunft, die er zu bieten hatte, war auch nicht von Pappe!

Olga Beer mit ihrem feinen Instinkt fühlte jede Schattierung der Ansichten heraus, die über sie im Schwange waren. Gottfried von Pontow dagegen wurde nicht im geringsten von solchen Gedanken beunruhigt, und machte im abendlich angeregten Klubkreis jemand einmal eine derartige Andeutung, so belachte er sie obenhin wie einen mäßig guten Witz.

Irgendeine ernstere Bedeutung dem beizulegen, fiel ihm nicht ein. Auch hatte er jetzt ja ganz andere Dinge im Kopf.

Ungemütlich wird's einem doch in seiner Haut, wenn man solche Dinge hinter sich hat. Es war, als wenn ein graues, massiges Gespenst vor ihm stünde, das ihm überall die Aussicht versperrte. Das jede Bewegung, jeden Blick merkwürdig unfrei machte.

Kehrte er sich dann entschlossen um und wollte das Gespenst mit klugem Philosophieren packen, so war es plötzlich nicht mehr da, und er war befreit. Aber sowie er wieder in den gemächlichen Geistestrott zurückkehrte, lag ihm die schwergraue Masse schon wieder auf Brust und Rücken. Es war zum Wildwerden.

Anfangs hatte er noch die entsetzlichste Angst vor dem Briefträger. Hans Wilhelm würde schreiben, und kam es heraus, daß er Ruth hintergangen habe —

Hintergangen! Da tauchte die Philosophie wieder auf. Ein Vater kann sein Kind überhaupt nicht hintergehen. Es war wohldurchdachte Pädagogik, dagegen es kein Mucksen giebt.

Wohldurchdacht — das konnte er wirklich beschwören! Hatte er sich wohl je im Leben so viel mit Gedanken herumgeschlagen wie jetzt! Ach, warum plagte er sich eigentlich so! Es war ja schon beinah krankhaft.

Als etwa vierzehn Tage ins Land gegangen waren und sich nichts ereignet hatte, alle Dinge noch auf ihrem alten Fleck standen, kam er allmählich auch wieder ins Geleise. Es vergingen Stunden, in denen er an die dumme Geschichte gar nicht mehr dachte, dann ganze Tage, und schließlich war sie wirklich im seelischen Sinn vergessen. Etwas innerlich Ueberwundenes, Hintenliegendes, Wesenloses.

Dem Winter sah er mit einem leisen Behagen entgegen. Jürgen war beim Militär, die vielen Besuche, das Auskutschieren in Gesellschaften hatte er gründlich eingeschränkt. Es konnte jetzt recht ein Leben werden, wie er es liebte.

Von früh bis spät nur Ruth für ihn da. Ausritte, kleine Jagdabenteuer ganz wie sonst. Daheim ein wohliges, bequemes Nest, durchwaltet von der nimmerrastenden, geräuschlosen Sorge der Anna-Beate. Ab und zu ein lustiger Herrenabend im Klub, größere Jagden, dazwischen das immer rege Interesse für seinen Pferdestall. Dann kam wieder einmal Olga Beer herüber, der er schon längst ohne lästige Gewissensregung ins Gesicht sehen konnte, ja mit der das gemeinsame Geheimnis ihn innerlich verband. Auch die geplanten Fahrten nach den Gollnitzer Konzerten fanden statt, und er wußte eigentlich nicht, wenn er es sich recht überlegte, wie er sich das Leben wohl anders wünschen solle.

Aber irgendwo — irgendwo saß doch ein Haken.

Das war die Sache: wenn er es sich recht überlegte! Ueberlegung, Reflexion gehörte dazu, um es ihm so wunderschön erscheinen zu lassen. Es ging ihm ungefähr, wie es dem Weitsichtigen geht, der auf Armeslänge das Buch von sich abhalten muß, um es zu lesen. In der Nähe kriechen ihm die Buchstaben durcheinander. Immer erst auf Armeslänge in objektive Betrachtung hinein! Dann ging es, dann konnte es gar nicht schöner sein.

Aber im Dahinleben, wie der Tag es gab, und wie es doch früher stets gewesen war, da fehlte irgendetwas, oder war etwas zu viel. Oder da steckte irgendein Stachel. Das war nicht etwa mehr die dumme Sache mit Hans Wilhelm, die war in der That abgethan. Es war überhaupt nichts — was sollte es sein —?

* * *

Ruth war es.

Sie wußte es nicht, und er wußte es nicht. Es war, als ob sich in den beiden etwas Fremdes geltend machte, ein unbehaglicher Druck, ein ängstliches Tasten nach alter Art in alter Form. Ein scheues Ahnen von Veränderungen auf beiden Seiten.

Und doch war er so ganz der Alte geblieben.

Woran lag das? Wer deutete ihnen die Rätsel menschlichen Entwickelns und Werdens? Jene feinen Rätsel voll Weisheit und Kindeseinfachheit?

Es war eine da, die hätte es gekonnt, weil in ihrer Seele selbst die Klugheit mit den Kindesaugen wohnte. Aber man war nicht gewöhnt, sie reden zu hören, ihr Beachtung zu schenken.

Anna-Beate war berühmt als Trösterin und Helferin in groben Nöten. Aber daß ihre feinen, klugen Hände auch die verwirrten Knäule unausgesprochenen, ja unerkannten Mißverstehens und der Lebensverkennung entwirren konnten, wußte man nicht, weil man ihr noch nie solche Knäule in die Hand gegeben hatte. Und Ruth war das Kind ihres Vaters. Sie lebte, aber sie grübelte nicht, verstand sich wenigstens nicht auf das Grübeln. Drum konnten sie beide eine Helferin, wie Anna-Beate, nie entdecken, nie sie schätzen.

Aber in ihren stillen Stunden saß Anna-Beate allein und wirrte an diesem Knäuel. Und die Arbeit dauerte gar nicht sehr lange, dann hielt sie die Fäden glatt in der Hand. Ihr eigenes Herzensleben hatte sie nicht den Sinn für fremdes Fühlen verlieren lassen. Im Gegenteil: es war, als sei es jetzt erst viel geklärter, reifer, inniger als zuvor. Sie litt unter den gewaltsamen Eindrücken, die auf Ruths Seele gewirkt hatten. Und wieder klagte ihr Herz, das seinen Glücksweg allein hatte finden und gehen dürfen, dieselbe Klage: warum zerrte man so viel an ihr herum? Warum beleuchtete und zerfaserte man ihr erstes Empfinden, daß es schon im Keim entstellt wurde und verdorrte?

Es mochte gut sein — und es war gut — oder es mochte auch schlecht sein — aber es war ihr eigenes. Was wird sie jetzt? Ein theoretisch reflektierender Geist wie Olga Beer?

Nicht mit dem Vater haderte Anna-Beate. Er mochte tausendmal schuldig werden und würde doch nie schuldig sein in dem Sinn wie Olga Beer. Denn er lebte sein eigenes Selbst und konnte selbst daran zu Grunde gehn.

Eine Olga Beer ging nie zu Grunde, denn sie spielte nur mit Theorien. Ihr eigenes Selbst ließ sie klüglich dabei zu Hause. Wo steckte es? Hatte sie überhaupt eins?

Bitter wie noch nie und über niemand dachte Anna-Beate über diese Freundin ihres Vaters und Ruths. Sie glaubte nicht, daß Ruth noch ein Gefühl für Hans Wilhelm sich gerettet habe. Zu unfertig war noch ihr Innenleben gewesen, zu sehr auf Augenblicksempfinden, auf Selbstsucht und Genußlaune gestellt. Dies Gefühl hätte ihr Bestes, die Rettung ihres seelischen Lebens werden können. Ja, Kampf und Entbehrung hätten kommen müssen und die weichgewöhnte, junge Seele mit harten Händen fassen und stählen. Aber der Weg war ein weit anderer gewesen.

Wer sich seine erste Liebe so in weichen Federkissen ersticken läßt — was wird bei dem die zweite Liebe wert sein?

Anna-Beate fragte sich: bin ich denn einseitig? Glaube ich, weil ich selbst liebe, nicht an ein Glück und ein volles Leben auch ohne Verlobung und Hochzeit? Aber sie kam doch wieder auf ihr altes Lied zurück. Ein starker Mensch mit klarer Selbstzucht und innerer Berufsfähigkeit kann wohl allein im Leben stehen und glücklich werden. Aber Ruth —?

Es lag etwas Hastiges auf deren Wesen, als bräche eine innerliche Unbefriedigung durch. Sie wurde leicht unmutig, und wenn man zusammensaß, verfiel sie oft in Schweigsamkeit. In dem Verkehr mit dem Vater, in Zärtlichkeiten und Geplauder drang oft etwas Gewolltes durch, und die ursprünglich frische Farbe ihres Kameradenverhältnisses schien verwischt und wieder aufgetüncht. Das alles sah Anna-Beate und hatte doch dabei ihre eigene stille, beglückende Geschichte, die keinen interessierte und um die keiner sich kümmerte.

In dem schmalen Giebelstübchen, in dem geheimsten Schubfach ihrer Kommode bewahrte sie in den fortlaufenden Briefen die Entwicklungsgeschichte ihres Freundes auf. Diese Geschichte hatte Etappen, auf die sie förmlich die Finger legen konnte. Das allmähliche Herauswickeln des Mannesbewußtseins aus der bei ihm besonders dichten Hülle schüchternen, dankerfüllten Knabensinns war ihr in tiefster Seele eine Erquickung.

Zu Weihnachten füllte sich wieder das Haus. Erich kam aus seiner rheinischen Garnison, Jürgen präsentierte sich als einjähriger Dragoner, vorteilhaft und sogar nicht ohne Schneid. Alle erstaunten. „Ja, ja, der bunte Rock!" sagte Herr von Pontow, und keiner fand daran etwas zu widersprechen.

Nur Olga Beer, die zu den Festtagen herübergeholt wurde, bekam einen ungeduldigen Schreck.

Der Bengel schien bis jetzt wirklich noch keine andere Blume gefunden zu haben. Konnte das eine Last werden! Schon jetzt wurden seine blauen Augen zusehends größer, und er fing an, hinter ihr herzulaufen wie ein junger Hund.

Sie mußte sich obenein noch freundlich zu ihm stellen, um die andern nicht erst auf überflüssige Gedanken zu bringen. Aber sie schob ein Unwohlsein ihrer Tante vor und fuhr schon am nächsten Vormittag wieder fort.

Auch Philipp Marius war gekommen, und häufiger als sonst wurde er ins Herrenhaus gezogen.

Dies war Erichs Verdienst, denn er fand, daß Philipp sich so stark zu seinem Vorteil verändert habe,

daß seine Anwesenheit nur zur Bereicherung des Familienlebens beitragen könne.

Die Beschäftigung mit Wissenschaft und Leben war dem jungen Mann zum besten Lehrmeister geworden. Seine schlanke Erscheinung mit dem dunkelbraunen Krauskopf war sympathisch und für einen künftigen Kanzelredner von guter Wirkung. Blick und Haltung hatten sich bei ihm gefestigt, sein Wesen hatte eine ruhige Klarheit gewonnen.

Anna-Beatens Augen leuchteten. Stolz auf ihren ehemaligen Schützling erfüllte sie. Wenn er zu den andern mit seiner melodischen, weichen Stimme sprach, stand sie oft abseits und fühlte ihr Herz vor Glück klopfen. In ihr lebte die ganze Liebesseligkeit der Frauenseele, die in dem geliebten Menschen alle Tugenden und Reize zu höchster Potenz gesteigert sieht und sich dann oft traumbefangen umschaut: wie kommt es nur, daß gerade er so vollkommen, so einzigartig ist? Der Gedanke, sich selbst ein Verdienst an seiner Entwicklung beizumessen, wäre ihr wahrlich lächerlich erschienen. Sie wußte nur, daß sie ihn als Knaben beschützt, seine Rechte gegen den alten Marius verteidigt und ihm seine theologische Laufbahn erkämpft hatte. Das war für sie alles.

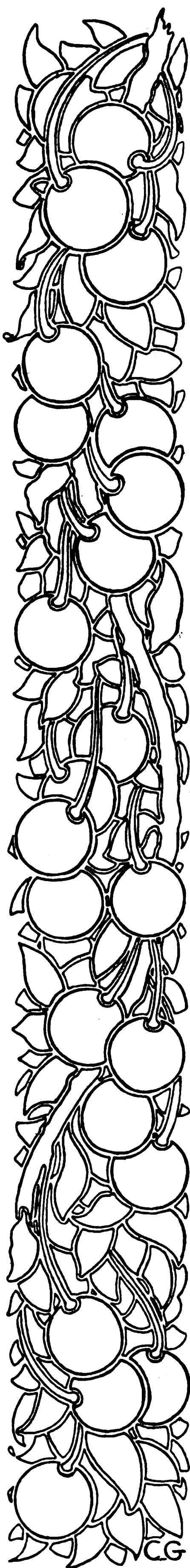
Sie war ganz Glück und Frieden in diesen schönen Tagen. Sie erwartete und wollte nichts, als seine beglückende Nähe, ein paar gelegentliche Viertelstunden, in denen er ihr erzählte, was sie aus seinen ausführlichen Briefen eigentlich bereits wußte. Das Mitleben seines Lebens, das Bewußtsein, daß er ohne sie nicht fertig werden konnte und wollte.

Auch er fühlte sich in tiefster Seele froh und bewegt. Er wußte vielleicht besser, was er ihr verdankte. Hier an dem Ort so vieler Erinnerungen empfand er lebendig, daß der Rückblick lohnend war.

Was war er einst gewesen, und was war aus ihm geworden!

Ein haltloser, auch seelisch schwächlicher Knabe! Und nun: wie hatte sich ihm Kopf und Herz geweitet, wie übersah er die Welt in ihren Gestaltungen, wie hatte er die Fülle und Tiefe menschlichen Erkennens, aber auch seine Grenze kennen gelernt! Jene Grenze, an der die Arbeit der echten Theologie beginnt, des echten Gottempfindens.

Nein, dies alles hatte nicht Anna-Beate ihn gelehrt, wie es schien. Seine Lehrer, die Umwelt, sein eigenes Versenken in diesen Gegenstand hatte hier die Zügel geführt. Gewißlich! Aber es griffen doch noch andere Hände in die Zügel. Der Materialismus, der ihn umlauerte, die Welt des Genusses, der Laune, des Egoismus. Die eigene Schwäche in ihm selbst.



Da war ihm Anna-Beate der ruhende Pol gewesen, um den sich alle Erscheinungen sammelten. Und er wußte es in innerster Seele, daß er ihr die Rettung seines eigenen Ichs verdankte.

Sein Mütterchen, liebevoll, aufopfernd und unselbständig bis in den Kern ihrer Natur, hatte ihm in den Kämpfen seines Weges nie etwas sein können. Anna-Beate war ihm Mutter und Freundin, und in dem Bewußtsein ihrer Zuneigung fühlte er sich geborgen wie ein beschütztes Kind.

Selig waren ihm diese Weihnachtstage! Er empfand auch kaum mehr Furcht vor Herrn von Pontow und Erich. Wie zu Hause kam er sich hier vor.

Ach, wie zu Hause —! Es waren wunderliche, wunderliche Träume — —

Aber es mußten doch wohl Träume bleiben! Nur sich einmal darin festträumen dürfen, das war schon so wunderschön!

Wie sich so ein Bild doch in das Herz drücken kann. Durch alles hindurch — durch alles hindurch bleibt es. War das nicht wie Gottessprache?

Aber nein, nicht freveln. Es war nur sein eigenes tollkühnes Wünschen. Dies junge Königskind dachte ja nicht einmal an ihn.

Königskind! Ja, dies Wort war für sie erfunden. Ein Königskind war sie in Haus und Welt, mit ihrem rotbraunen Haar, mit ihren Zauberaugen, ihrer Stimme, die einem das Herz umdrehte!

Und alle vergötterten sie! Der rauhe Vater, den alle Welt fürchtete, die Geschwister, die Dienstleute, die Fremden! Sie war nicht immer gut und freundlich, sie war launisch, voller Trotz und Eigenwillen. Rücksichtslos konnte sie dreinfahren, wo ihre Wünsche es heischten. Nein, gewiß: ihr Mann bekam einmal einen schweren Stand! Und der junge Theologe sah träumerisch ins Weite und begann zu spinnen, wie er selbst der geplagte Glückliche wäre — —

Aber nicht einmal mit den Augen wagte er sich seinem Königskind zu nahen. Wenn ihm das Herz zu heiß wurde in ihrer Nähe, saß er zitternd da und verfiel in Schweigen. Doch niemand sah etwas anderes darin als Zerstreutheit eines jungen Gelehrten, der stark von seinem Geistesleben absorbiert ist.

Anna-Beate bedeutete ihm immer eine Zuflucht. Sie war so sanft und teilnehmend, einigemal war er nahe daran, sich ihr anzuvertrauen. Doch sein Mut war dazu nicht groß genug.

Sie hatte auch noch einen Reiz, der sie mit Glanz umgab: sie war ja Ruths Schwester!

* * *

Als der Frühling kam, hörten die Eisfahrten und Konzerte auf, und Herr von Pontow konnte von neuem darauf sinnen, Ruth zu beschäftigen und zu vergnügen. Er ging mit ihr auf Reisen und machte sich einen Spaß daraus, ihr Städte und Gegenden so wahllos zu zeigen, daß sie oft am Morgen nicht wußten, wo sie sich abends niederlegen würden.

Dies war Ruth schon recht, es entsprach der Unruhe, die sie noch immer mit sich herumtrug.

Jener wunderlichen Unruhe, die beständig auf etwas wartete, das von außen hereinkommen sollte. Aber es war nichts Bestimmtes, das sie erwartete.

Nein! Ihr ganzer Sinn bäumte sich dagegen auf. Nur leben, leben wollte sie! Alles dies, was sie sah, was sie erlebte, war ja nichts! Das Leben mußte etwas ganz anderes sein.

Das Courmachen der Rambiner Tänzer war es doch auch nicht. Nein, bei Gott, so sah es nicht aus. Das kam ihr vor, wie abgespritzte Funken, die aus dem Ofenloch springen, im Vergleich zu der aufflammenden Feuersäule, die von der Erde bis zum Himmel lodert und alles Vergängliche verschlingt.

Auch die Natur in ihrer Gewalt, auch die Kunst, die der Vater ihr vorführte, gaben ihr das Leben nicht. Nur das Bild des Lebens, das fern an ihr vorüberglitt und stumm für sie war.

Da packte sie den Schemen, der noch durch ihre Seele ging, und sah ihn an und rief ihm zu: warst nicht du ein anderer —?

Aber er entglitt ihr unter den Händen, und die graue Woge verschlang ihn und seine Erinnerung . . .

Herr von Pontow kehrte hin und wieder einige Tage oder Wochen nach Luckmühlen zurück. Er mußte anstandshalber doch nach seinem Hause sehen, hatte auch selbst Verlangen danach. Und dann mußte er immer wieder Gelder von Marius loseisen. Und der alte Bursche bekam seine Mucken und stellte sich jedesmal bockbeiniger an.

Als es Herbst wurde und Herr von Pontow endgiltig nach Hause gekommen war, standen zwei Dinge sonnenklar und steinern fest vor seinen Augen: erstens, daß er die Reiserei bis an den Hals herauf satt hatte. Noch einmal wieder seine Tage in Hotels und Eisenbahnkupees zuzubringen, dünkte ihm das Entsetzlichste, das ihm die Zukunft in ihrem Schoß tragen konnte.

Zweitens kam er zu der unwiderleglichen Erkenntnis, daß er in diesem Sommer Gelder verausgabt hatte, deren Höhe ihm die Haut schaudern machte. Er hätte fürs Leben gern Marius einen Lügner und Verrückten genannt, aber die Zahlen und seine eigenen Angaben standen leider allzu klar auf dem Papier.

Wahrlich, die Summen waren eines Verschwenders würdig. Und das hatte alles dieser eine harmlose Sommer auf dem Gewissen!

Außerdem war ihm das Reisen körperlich nicht bekommen. Er setzte sich fest in den Kopf, sich durch rasche Temperaturwechsel, feuchte Hotelbetten, Anstrengung und schlechte Küche in Grund und Boden ruiniert zu haben. Sein Rheumatismus sollte chronisch geworden, sein sonst so taktfester Magen für immer aus dem Gleichmaß gebracht sein.

Der Doktor, der sich sonst nicht viel um Luckmühlen zu kümmern brauchte, wurde jetzt beständig um Rat gefragt. Er gab die allgemeinen Auskünfte und Verordnungen, die mehr einen Beruhigungs- als einen Eingriffscharakter trugen. Als Anna-Beate ihn einmal heimlicherweise nach seiner Meinung fragte, sagte er lächelnd: „Der Herr Papa wird alt, mein gnädiges Fräulein, das ist die ganze geheimnisvolle Krankheit. Ein bißchen thatsächliches Zwicken hier und da, wie es die Jahre mit sich bringen, und auch die so innig verfluchten Reisen tragen ihr kleines Scherflein bei. Dann ein Stückchen Hypochondrie dazu, und das gegenwärtige Bild ist fertig. Der Herr Papa ist nie ein Lämmlein gewesen, da wird ihm auch jetzt nicht gerade die Geduld anwachsen. Lassen Sie ihn sich nur tüchtig ausschimpfen, das thut ihm besser als alle Medizin."

Anna-Beate sah dem Arzt noch lange in tiefen Gedanken nach, als er davonfuhr.

Der Papa wurde alt! Welch wunderliches Ereignis! So nutzt das Leben sich ab.

Sie fürchtete sich plötzlich — nicht für sich, aber für Ruth. Denn wenn es sich nun abnutzt, ehe man es in seinem Wert erkannt hat —?

* * *

Ruth hatte nicht viel Geduld mit des Vaters jetziger Verfassung. Seine querköpfigen Launen liebevoll zu ertragen, fiel ihr gar nicht ein. Seiner Ungeduld begegnete sie mit gleicher Ungeduld, seiner Verstimmung und Heftigkeit mit Trotz. Als die nassen Tage kamen und sein Rheumatismus ihn ans Zimmer band, unternahm sie ihre Ritte und Ausgänge ohne ihn.

Das gab ihm die stärksten Stöße, das konnte er am wenigsten vertragen. Ganz erbärmliche Stunden und Tage machte er durch.

Er war allerdings keiner von denen, die ihren Kummer in sich hineinfressen. Die Gabe des Herauspolterns hatte er in reichem Maß erhalten. Aber sie erleichterte sein Herz auch nicht immer, und einen Wandel schuf sie nun schon gar nicht.

Anna-Beatens Zureden hierbei versagte, und sie stellte es auch bald wieder ein. Was sollte sie reden, um den tief Gekränkten zu beruhigen? Es gab ja nichts, was ihm erreichbar, ihm verständlich gewesen wäre.

Ach, Worte bleiben nur Worte, wo ihnen nicht im andern das gleiche Empfinden entgegenkommen.

Und sie blieben auch Worte, Ruth gegenüber. In ihr war alles zu wild und blind. Zu ungeschlichtet und ungeklärt. Für die einfache Pflicht der Dankbarkeit, für Mitgefühl und Verständnis war in ihrer Seele weder Raum noch Bodenkraft. Nur die Instinkte lebten in ihr. Und die sagten ihr, daß sie dem Vater gar keine Dankbarkeit schuldig sei.

In den einsamen, tollen Ritten keimte ein dunkles Gefühl von Abwehr, von Grimm und Zorn gegen ihn auf. —

So ging der böse Geist durch das Herrenhaus von Luckmühlen. Von oben bis unten schlich die tiefe Verstörung, und jeder Tag hing schwer über dem Haus. Selbst die alten eingewöhnten Dienstboten litten darunter.

In dieser Not kam Olga Beer.



Allerdings Anna-Beate konnte dem Gefühl nicht gebieten, als sei die Hilfe, die aus dieser Hand kam, ein Pandorageschenk. Aber es war doch ein Wechsel in dieser bösen Eintönigkeit.

Besser konnten für Olga die Dinge gar nicht liegen. Es war ein Kommen zur rechten Zeit!

Nun war sie es, die das erste Unwetter erhielt. Aber das machte ihr wenig Schmerzen. So wie Götz von Pontow jetzt war: halbkrank, ungebärdig und doch dabei hilflos und unbeholfen, war er zur Entfaltung all ihrer Kräfte und Künste der beste Gegenstand. Sie ließ einen Schachtisch in sein Zimmer stellen und gewährte ihm den Triumph, sie matt zu setzen. Sie spielte mit ihm Sechsundsechzig, las ihm die Zeitungen vor und hörte mit liebenswürdigstem Interesse uralte Jagdgeschichten an.

Ja, allmählich ließ sie sich vom Doktor genau instruieren, übernahm die Pflege seines kranken Fußgelenks, behandelte die Essensfrage für seinen empfindlichen Magen mit einer unendlichen Wichtigkeit und gab ihm durch die unerschütterliche Lebhaftigkeit ihres Interesses ein gutes Stück seines gekränkten Selbstgefühls zurück.

Ruth ward von den beiden, wie in stillschweigender Uebereinkunft, geradezu boykottiert. Herr von Pontow grollte mit ihr, und Fräulein Beer machte diesen Groll auch zu dem ihren.

Aber im Lauf der Wochen stach es Olga doch, daß dieser Groll auf Pontows Seite sich nicht abschwächen, nicht von einer aufwachsenden Gleichgiltigkeit verdrängen lassen wollte.

Ja, aus der versöhnlicheren Stimmung, in die ihn Fräulein Beers Sorgfalt versetzte, brach immer wieder blitzgleich sein ausschließliches Empfinden für sein jüngstes Kind, seinen kleinen Kameraden hervor, ein plötzlicher Ausbruch seines Verlangens nach ihr — nach ihrem alten, schönen Verhältnis.

Und dieser Ausbruch war nur wie ein einzelner Strahl, der das helle Feuer verriet, das ihm im Herzen brannte. Diese Erkenntnis machte Olga Beer bis ins Innerste hinein ungeduldig.

War dieser Mann denn überhaupt noch eines andern Gefühls fähig, als dessen für sein vergöttertes Kind? Lief er nicht wie blind und taub durch das Leben?

Wie es so kommt in dieser Welt der Reflexion und Gefühlsgewöhnung, war auch Olgas Herz von der starken Arbeit ihres Willens und ihrer Vernunft nicht unberührt geblieben. Was sie sich an warmer und wahrer Empfindung aus dem Drang feindlicher Lebensströmungen bewahrt hatte, schenkte sie dem Mann, für den sie arbeitete und sorgte, auf den ihre Hoffnungen sich bauten.

Gewiß, er mußte die Wohlthat ihrer geschickten, sanften Hände spüren! Und sie war nicht nur dienend wie Anna-Beate, sie war anregend, beherrschend, selbst launenhaft.

Da trat etwas ein, das sie schon in der Ferne leise gefürchtet und doch geringschätzig von sich geschoben hatte.

Fortsetzung folgt.

Gleichgewicht im Ameisenhaufen.

Von Dr. Ludwig Karell.

Wehe dem Tier, daß unglücklicherweise in einen Ameisenhaufen fällt! Bis auf die härtesten, unverdaulichsten Reste zerbissen zu werden, ist sein Los. Hat sich doch gar mancher schon dadurch das Skelett einer Schlange oder einer Eidechse verschafft, daß er sie tot oder schwer verwundet in das Nest der kleinen braunen Teufel legte. In wenigen Stunden kann man sich die blankgenagten Knochen des Reptils zusammensuchen.

Nichtsdestoweniger haben ganz kleine Geschöpfe gerade in dem so bevölkerten Nest ihre Standquartiere. Wir nennen diese seltsamen Mietsparteien: „Ameisengäste". Als solche sind schon lange zwei Käfer, den Gattungen Lomechusa und Atemeles angehörend, bekannt.

Belauschen wir das Leben einer Lomechusa!

Ungeniert, als wäre sie von jeher hier aufgewachsen, bewegt sie sich unter den zahllosen, sechsfüßigen Mitgliedern des Staates. Braun und schlank, wie diese, mit sehr kurzen Flügeln versehen und nur etwa sechs Millimeter lang, würde sie vom Laien in diesem Gewühl nicht entdeckt werden. Aber das Auge des Forschers erspähte sie dennoch. E. Waßmann, einer der gründlichsten Kenner der fleißigen Insekten, hat sie nicht nur erkannt, sondern auch ihr Thun und Lassen, ihre Freude und ihr Leid in dem Staat, wo ein Bürger wie der andere aussieht, belauscht und wiedererzählt. Er lüftete den Schleier, der über die Beziehungen zwischen diesen, wenn auch äußerlich ähnlichen, so doch innerlich grundverschiedenen Sechsfüßlern gebreitet war. Da ergab sich, daß die emsige, salomonische Lehrmeisterin der Faulen doch einem Laster frönt, und zwar der Naschhaftigkeit. Der als Gast geduldete Käfer, die genannte Lomechusa, ist die wandelnde Konditorei in diesen scheinbar nur der Arbeit gewidmeten Räumen.

Goldgelbe Haarbüschel auf beiden Seiten des Rückens bezeichnen die Stelle, an der die Käfer den Ameisen die süße Gabe verabreichen. Es ist dies ein Saft, ähnlich wie ihn die Blattläuse, bekanntlich die „Melkkühe der Ameisen", durch die sogenannten Honigröhren absondern. Den Ameisen ist eben nichts Menschliches fremd. Wir nehmen ja auch von dem Sendling des Zuckerbäckers, der uns seine süße Ware anbietet, so manches Naschwerk; aber wir zahlen dafür.

Was thut die Ameise?

Geld hat sie keins. In diesem sozialistischen Staat gleicht die Arbeit alles aus.

Lomechusa darf so frei von dem Futter, das die Herbergsväter für ihre Larven aufspeichern, nehmen, als wäre sie selbst eine solche, obwohl doch in ihrem Leib ein fühlendes Käferherz schlägt. Nicht nur sie, sondern auch ihre Kinder und Enkel speisen an dem Tisch, der für die junge, fußlose, madenartige Hoffnung und Zukunft des Stammes der Quartiergeber gedeckt wird. Etwa so, wie wenn die Fleischhauer uns Beefsteaks und wir ihnen dafür Wein liefern würden.

Das Käferlein befindet sich recht wohl dabei. Es kriecht munter umher, produziert seinen Zuckersaft, läßt sich fleißig belecken und ist selbst wacker dabei, wenn es gilt, die beißenden Mundteile zu seines eigenen Leibes Wohl zu rühren. So lebt es in den Tag hinein und läßt für alles die berühmten Vorbilder der Arbeitsamkeit sorgen. Diese nehmen aber auch ihre Mission sehr ernst. Sie sind keine Zechpreller. Sie lassen sich nicht umsonst Leckereien bieten.

Nicht nur Futter liefern sie ihren süßen Gästen und deren Familien, sondern sie sorgen gerade so für sie, als wären sie blutsverwandte Sprossen des hochgeborenen Hautflüglergeschlechts Formica. Hochgeboren um so mehr, da sich die Hochzeitsreise der Eltern (im August) in den Lüften vollzieht.

Wenn sich ein junges, hilfloses Lärvchen zu einer höheren Stufe der Existenz aufschwingt, was wir „verpuppen" nennen, so thut es gerade das Gegenteil vom Aufschwingen — es kriecht in ein Erdloch. Dort spinnt es einen kleinen, weißen Cocon um sich herum. Laien nennen die Cocons fälschlich „Ameiseneier", und unsere besten Singvögel lassen sich diese Puppen gerade so gut schmecken, als wären sie richtig benamset.

Kaum eingehüllt ins Puppenkleid, rennt die geschäftige Ameise herzu, zieht den steif, unbeweglich und ellipsenrund gewordenen Sohn aus seinem Erdloch hervor und wälzt ihn nach oben, damit ihn die wärmende Sonne bescheine. Nichts wird mit einem größeren Eifer betrieben als dieses Geschäft. Regnet es, oder naht ein Feind, so stürzt sich wieder alles auf die Wiege der Ameisenhoffnung und schleppt sie in das schützende Dunkel zurück.

Auch Lomechusa hat — wie wir schon sahen — ein fühlendes Herz und kennt infolgedessen die Liebe mit ihren Wonnen und Schmerzen. Ihre Larve macht es gerade so wie die junge, einem rastlosen Dasein entgegensehende, braune Gastgeberin. Sie spinnt auch einen Cocon im Erdloch. Aber sie kann es nicht so gut wie jene, er fällt darum sehr dünn und fadenscheinig aus. Die pflichtgetreue, in süßen Erinnerungen schwelgende Ameise kommt nun und reißt sie aus dem Erdloch genau so heraus, wie die eigene Puppe. Sie packt kräftig an, das verträgt aber der zarte Cocon nicht und — reißt. Die Käferlarve spinnt nochmals ein Gewebe. Kaum fertig, wird sie abermals angepackt, wobei wieder ihre Hülle zerstört wird. Es geht vielleicht noch ein drittes Mal, bis endlich der Lomechusalarve die Kräfte versiegen und sie in ihrem Erdloch elend verkommt. Sie sagt sich wahrscheinlich mit ihrem letzten Seufzer: und das hat mit ihrem Uebereifer die Ameise gethan!

Gingen nicht viele auf diese Weise zu Grunde, so würden sich die Gäste bedeutend stärker vermehren, als es ihren Wirten zuträglich wäre. Liegen sie doch auf der faulen Haut und kennen den Ernst des Lebens nicht!

Wären aber wieder keine Fremdlinge im Nest, so würde die Ueberproduktion, wegen des zu reichlich vorhandenen Futters, dem Staat bedrohlich werden. Indem die Käferlein fleißig fressen, müssen die Ameisen emsig Nahrung zutragen, und es kommt weniger auf die eigenen Sprößlinge, die sich auch infolgedessen nicht so zahlreich einstellen.

Die Ameisen sind durchaus moderne Geschöpfe. Sie rüsten und führen Kriege. Warum sollen sie nicht auch auf die Erhaltung des Gleichgewichts sehen?

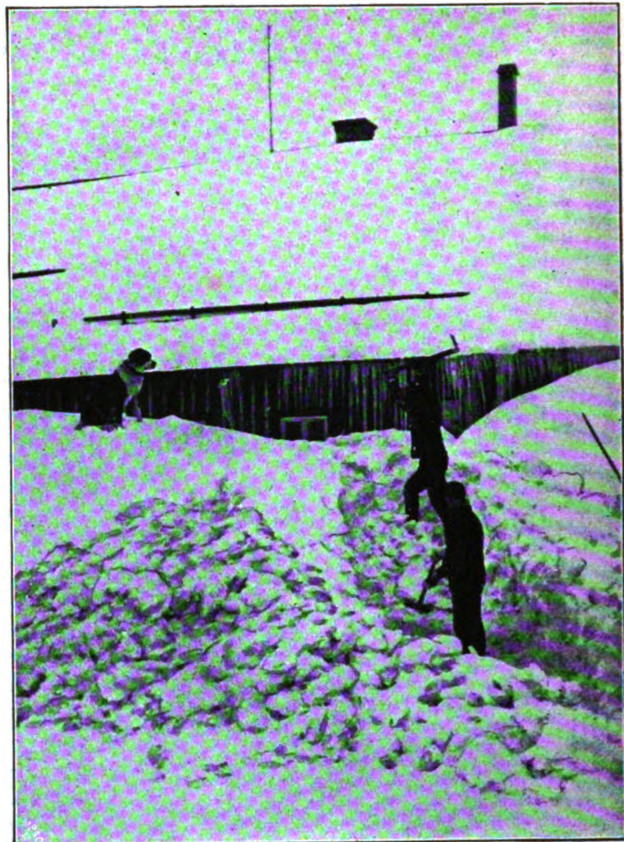
Bilder aus aller Welt.



Von den jüngsten Kundgebungen zu Gunsten des allgemeinen Wahlrechts in Stockholm: Umzug durch die Stadt.
Momentaufnahme von A. Blomberg, Stockholm.



Eingang zur Wiesenbaude am 15. Mai.



Ein Weg zur Baude wird gebahnt.



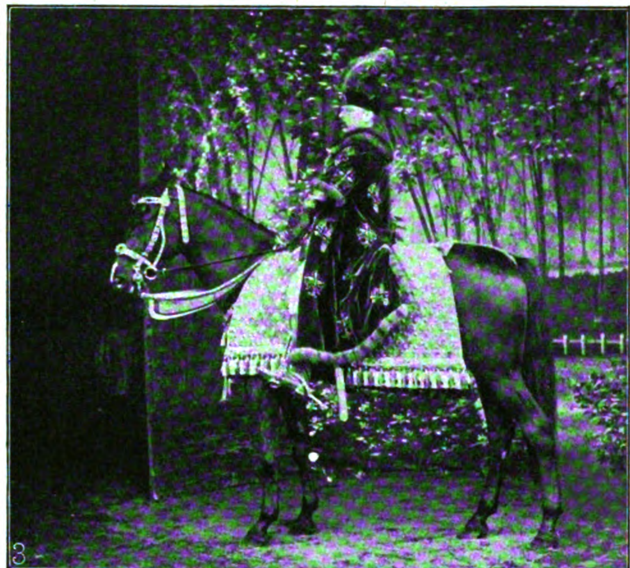
Die Wiesenbaude im Schnee.

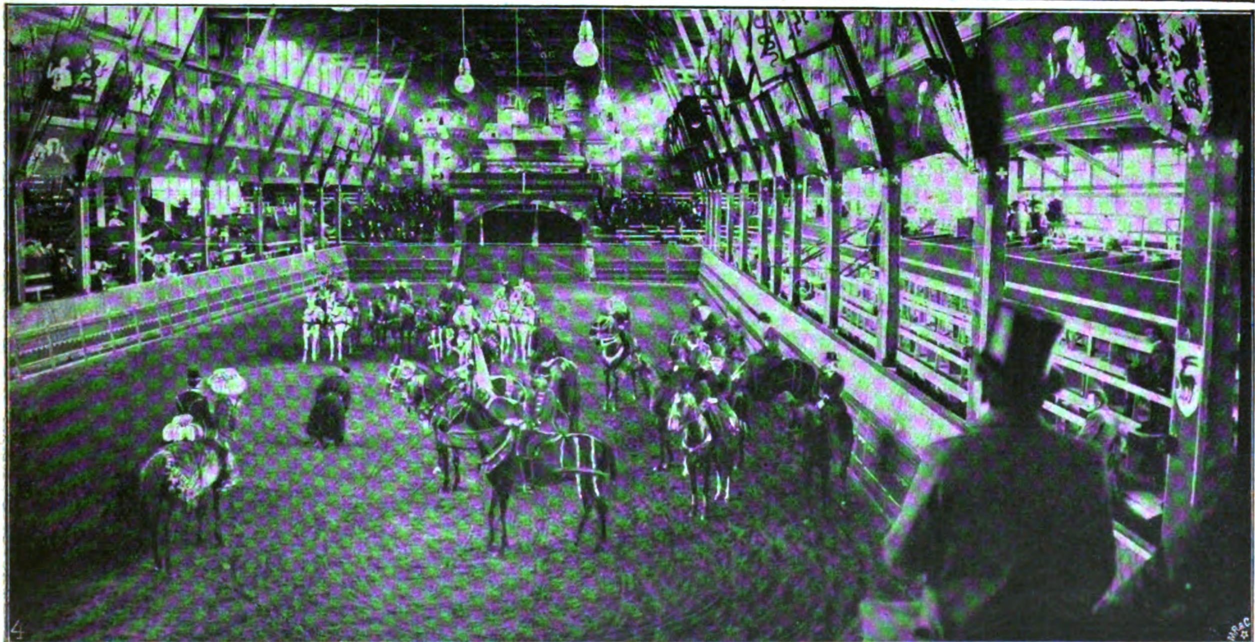
Frühling 1902: Die Wiesenbaude im Riesengebirge am 15. Mai.

Photographische Aufnahmen von Johann Bönsch.









1. Falkenjagd. 2. Stefan Benitzky. 3 Fürst Nikolaus Esterhazy. 4. Inneres des großen Tattersalls, in dem die Ritterspiele stattfanden.

Von den grossen Ritterspielen in Budapest am 16. Mai.

Aufnahmen von Edm. Bekei, Budapest.







1. Tiroler Bergfahrt-Panorama. 2. Pavillon der Königlichen Eisenbahndirektionen (in der Mitte). 3. Auf dem Marktplatz von Kairo.

Augenblicksbilder von der Düsseldorfer Ausstellung.

Aufnahmen von Hofphot. Otto Renard und von Julius Staegemann (W. Höffert Nachf.), Düsseldorf



Bilder aus Düsseldorf: Blick auf Rheinbrücke und Ausstellung.

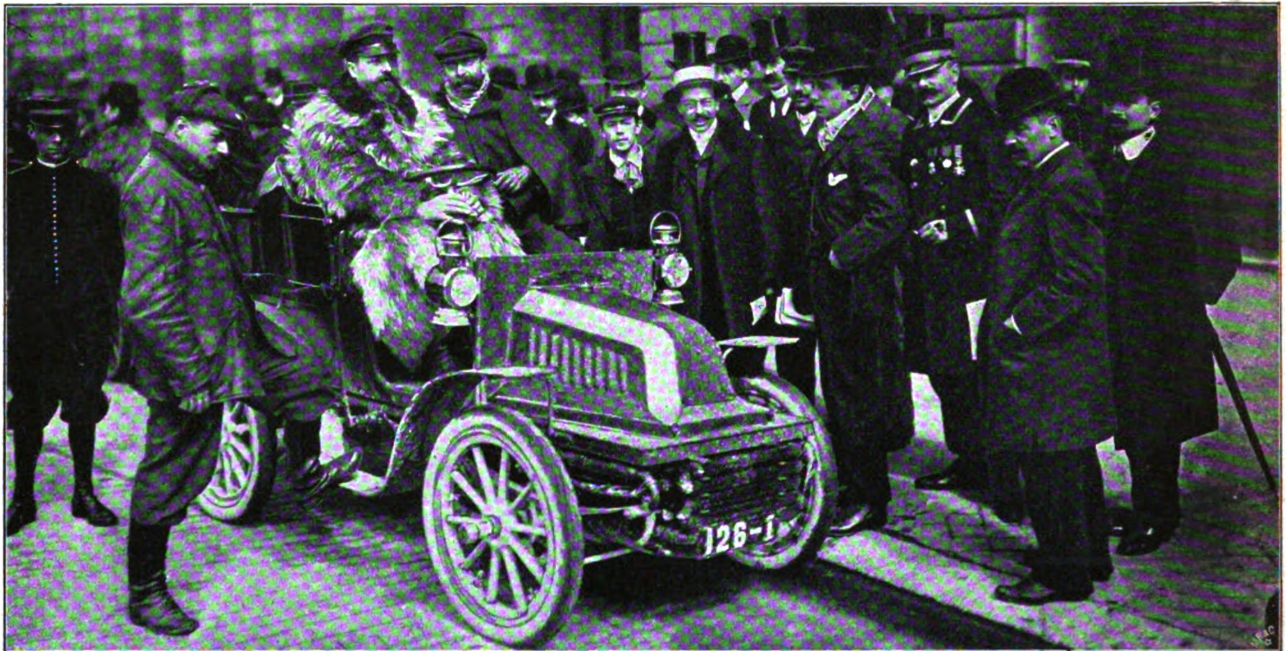
Hofphot. Otto Renard, Düsseldorf.



Auf dem Mont Pelée,
durch dessen Ausbruch St. Pierre auf Martinique zerstört wurde.



Ankunft des Siegers Karl Mann im Fernmarsch Dresden-Berlin.
Momentaufnahme von Franz Kühn, Berlin.



Die vom französischen Ackerbauministerium veranstaltete Automobilwettfahrt Beauvais-Paris: Ankunft des ersten Wagens in Paris.
Phot. Otto Barca, Paris.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE.

Nummer 23. Berlin, den 7. Juni 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 23.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1035
Adolf Kußmaul. Von Prof. Dr. V. Czerny-Heidelberg	1035
Das Kalifenschloß	1037
Die Stuttgarter Oper in Berlin. Von Dr. Ludwig Holthof	1037
Der Tragödie letzter Teil. Gedicht von Ernst von Wildenbruch	1039
Umschau	1040
Berliner Chronik	1040
Zu unsern Bildern	1041
Die Börsenwoche	1042
Die Toten der Woche	1042
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1043
Sturmgeläut. Von Leonid Andrejew	1051
Auf dem Gardasee. Gedicht von Anna Ritter	1053
Etwas über Garten und Balkon	1054
Geschwaderübungen. Von Graf E Reventlow, Kapitänleutnant a D. (Mit 3 Abbildungen)	1055
Beim Dichter des „Jörn Uhl". Von Theodor Rehtwisch. (Mit 2 Abb.)	1057
Vulkanische Ausbrüche. Von Dr. Hecker. (Mit 4 Abbildungen)	1059
Sprüche. Von Sirius	1062
Vom lasterhaften Beppo. Skizze von Fritz Kaiser	1063
Die Bremer Baumwollbörse. (Mit 2 Abbildungen)	1064
Deutsches Gipfelturnen. Von Dr. Otto Knörk. (Mit 5 Abbildungen)	1066
Die Düsseldorfer kunsthistorische Ausstellung. (Mit 2 Abbildungen)	1068
Im Herrenhaus von Luckmühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung)	1071
Die Eine. Gedicht von Max Kretzer	1075
Vorortromantik. Skizze von Hans von Kahlenberg	1076
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1079

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9. Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.



Die sieben Tage der Woche.

29. Mai.

Der Schah von Persien und der Kronprinz von Siam treffen als Gäste des Kaisers in Berlin ein.

Der VII. internationale Kongreß des Roten Kreuzes wird in Petersburg im Beisein der Zarinmutter und des Großfürsten-thronfolgers eröffnet.

In Paris werden Aeußerungen des Reichskanzlers veröffentlicht, die er in einer Unterredung mit einem französischen Journalisten gethan hat. Danach erklärte Graf Bülow, der Horizont habe selten so wenig dunkle Punkte gezeigt, wie jetzt.

Die Burenkonferenz in Pretoria wird geschlossen, die Delegierten begeben sich nach Vereeniging.

30. Mai.

Die spanischen Kortez werden durch königliches Dekret vertagt.

Belgrader Blätter erhalten die Meldung, daß an der Grenze des Sandschak Novibazar eine aus 100 österreichischen Soldaten bestehende Patrouille von Albanesen niedergemetzelt wurde.

31. Mai.

In Stuttgart treten die Angestellten der Straßenbahn in den Ausstand.

In Pretoria wird der Friedensvertrag — wie Kitchener es in einer Meldung an die britische Regierung nennt: „das Dokument der Uebergabebedingungen" von sämtlichen Burendelegierten und von Kitchener und Milner unterzeichnet.

1. Juni.

König Eduard VII. erläßt eine Proklamation an das englische Volk, in der er seiner unendlichen Befriedigung über die Einstellung der Feindseligkeiten und der Hoffnung Ausdruck giebt, daß in seinen „neuen Herrschaftsgebieten" der Wohlstand bald wiederhergestellt sein werde.

Die neugewählte französische Deputiertenkammer hält ihre erste Sitzung ab und wählt Bourgeois mit 303 gegen 267 Stimmen, die auf Deschanel fallen, zum Präsidenten.

2. Juni.

Im preußischen Abgeordnetenhaus wird der konservative Antrag beraten, die Regierung zum Eintreten für die von der Mehrheit der Zolltarifkommission gewünschte Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle aufzufordern. Graf Bülow giebt die Erklärung ab, daß die Regierung es ablehne, sich an der Diskussion zu beteiligen. Der Antrag wird mit 183 gegen 79 Stimmen bei 42 Enthaltungen angenommen.

In der ersten Sitzung des Reichstags nach den Pfingstferien bringt der Präsident Graf Ballestrem die Teilnahme der deutschen Volksvertretung an der Katastrophe von Martinique zum Ausdruck.

In Lemberg führt der Ausstand der Bauarbeiter zu blutigen Straßenunruhen.

In Düsseldorf wird der schiffbautechnische Kongreß durch den Kronprinzen eröffnet.

Im Unterhaus giebt Lord Balfour die Friedensbedingungen bekannt, nach denen die Buren König Eduard als ihren gesetzmäßigen Souverän anerkennen.

3. Juni.

Der Deutsche Reichstag nimmt seine Beratungen mit der dritten Lesung der Branntweinsteuernovelle wieder auf.

Die Führer der Buren verlassen Pretoria, um ihre Kommandos aufzulösen.

4 Juni.

König Albert von Sachsen ist in Sybillenort erkrankt.

Die Straßenunruhen in Lemberg dauern fort.



Adolf Kußmaul.

Ein Gedenkblatt, in dankbarer Erinnerung seinen Freunden gewidmet von Prof. Dr. V. Czerny-Heidelberg.

Wie nahe liegen doch Freude und Schmerz im Menschenleben beisammen! Vor drei Monaten strömten von allen Seiten die Verehrer Kußmauls herbei, um seinen achtzigsten Geburtstag festlich zu begehen, und seine Verdienste um ärztliche Kunst und Wissenschaft wurden in den wärmsten Tönen der Anerkennung gefeiert. Bei meinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum hatte ich die große Freude die hehre Lichtgestalt Kußmauls unter meinen Schülern zu begrüßen. Noch am Vorabend seines Todes war er mein Gast im Freundeskreis, und wir freuten uns über die humorvolle Lebhaftigkeit, mit der er Erinnerungen aus dem denkwürdigen Jahr 1848 er-

zählte, und waren erstaunt über die Frische, mit der er mit klaren Strichen sechzig Jahre zurückliegende Beobachtungen zu schildern verstand. Personen, Namen, Ortschaften standen ihm so lebhaft vor Augen, als wenn er sie erst gestern gesprochen oder gesehen hätte.

Er schlief bis gegen Morgen, da überfiel ihn einer der stenokardischen Anfälle, die ihn seit längerer Zeit manchmal quälten und mit Todesahnungen erfüllten. Die Herzthätigkeit versagte, und bei der aufgehenden Sonne eines prächtigen Frühlingstags entschlief er sanft. Wem die Götter wohlwollen, dem sparen sie ein langes Krankenlager, und so wollen wir nicht klagen, daß er uns so plötzlich entrissen wurde, am wenigsten darf ich es thun, der seinen väterlichen Freund durch dreißig Jahre fast täglich genießen konnte. Unerschöpflich von allen Teilen der zivilisierten Welt kommen die Zeichen der Teilnahme: von Fürsten, von Freunden und Aerzten, namentlich auch von Klienten, die die Stunden segnen, die sie mit ihm verbringen konnten. Er blieb ebenso sehr durch seine ärztliche Kunst, wie durch die offene, teilnahmsvolle Art, mit der er sich jedem näherte, unvergeßlich. Aus dem wohlwollenden Blick, aus dem freundlichen Zuspruch und aus der zarten eingehenden Untersuchung schöpfte der Kranke die sichere Hoffnung auf Genesung. Wenn auch die Konsultation manchmal für den beschäftigten Praktiker etwas lange währte, so nahm nicht nur der Patient einen dauernden Nutzen mit, sondern auch der Arzt hatte neue Anregungen empfangen.

Gerade diese Eigenschaft war es, die ihn seinen Klienten so wertvoll machte, daß jeder, der sich ihm anvertraute, die Empfindung hatte, er stehe im Mittelpunkt seines Denkens und Fühlens. Es war ihm keine Zeit zu lang, keine Mühe zu groß, sich dem Kranken zu widmen und seine Beschwerden zu heilen oder doch zu erleichtern. Auf Grund seiner reichen Erfahrung bildete er sich ein Urteil über den Kranken, erzählte dem Arzt analoge Fälle und stellte den Heilplan fest. Dieser war immer den Verhältnissen angepaßt und einfach. Kaum 1/2 Dutzend Medikamente, die er aber meisterhaft anzuwenden wußte und die ihn fast nie im Stich ließen, bildeten sein pharmakologisches Rüstzeug.

Wenn auch alle Mittel erschöpft erschienen, er wußte immer noch Rat, und mancher Schwerkranke, der verloren schien, verdankte seiner peinlich sorgfältigen Pflege, der nichts als Kleinigkeit erschien, das zur Erleichterung dienen konnte, sein Leben. In erster Linie eine individuell angepaßte, sorgfältig ausgewählte Diät, zielbewußte, durch Erfahrung am eigenen Leib ausprobierte Anwendung von Luft, Licht, Wasser und körperlicher Bewegung machten manchen verzweifelten Kranken wieder zum gesunden, lebensfrohen Menschen.

Ein Professor einer benachbarten medizinischen Fakultät schreibt mir: „Es ist hier nicht der Ort, dessen zu gedenken, was wir alle, die wir unser Leben der medizinischen Wissenschaft gewidmet, dem großen Forscher und Gelehrten Kußmaul verdanken. Aber nicht unterlassen kann ich, hier vor Ihnen meiner Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen für das unermeßlich Gute, was der teure Verblichene als großer und liebevoller Arzt an mir gethan. Nachdem alle Behandlungsmethoden meinem Leiden gegenüber vergeblich angewandt und ein chronisches Siechtum mein Los zu sein schien, gab mir Ihr teurer Herr Schwiegervater durch seine unvergleichliche ärztliche Kunst und Beobachtungsgabe, an der Hand der einfachsten Mittel, deren richtige Anwendung der Natur der Erkrankung entsprach, fast wie durch ein „Wunder“, die Gesundheit wieder, und zwar in einem Grade, wie ich sie kaum je zuvor besessen. So traure ich denn jetzt um den Hingang des größten Wohlthäters meines ganzen Lebens, dem ich, so lange er lebte, meine Dankbarkeit nicht anders bezeugen konnte, als durch eine unbegrenzte Liebe und Verehrung, die ich ihm aber auch, nachdem er von uns geschieden, bis zur letzten Stunde bewahren werde.“

Das Wort Billroths, daß die medizinische Therapie chirurgisch werden müsse, hat er von Anfang an praktisch durchgeführt. Kußmaul hat mit Vorliebe mechanische Eingriffe angewandt und verfolgte mit großem Interesse die modernen Erfolge der Chirurgen bei inneren Krankheiten. Unermüdlich war er in der Erfindung von kleinen Eingriffen, die auf die Besserung der Lage der Kranken hinzielten. Dabei ließ ihn seine allseitig medizinische Bildung und Erfahrung nichts von dem Wesentlichen der Krankheit übersehen.

Noch sehr lebhaft steht mir in Erinnerung, wie er mit einem Herrn in meine Sprechstunde kam, der ihm wegen eines schweren Magenleidens von auswärts zugewiesen worden war. Bei der Untersuchung bemerkte Kußmaul, daß die Blasengegend vorgewölbt war. Obgleich der Kranke nicht über Harnbeschwerden klagte, diagnostizierte er Ischuria paradoxa. Es wurde der Katheter gesetzt, und damit waren die Magenbeschwerden beseitigt. Ein andermal wurde ihm eine hochgradig abgemagerte und anämische Dame aus London, mit der Diagnose Magenkrebs, zugeschickt. Als er die Anamnese genau erhob, ergab sich, daß sie an intermittierenden Blutverlusten leide. Er behandelte nicht den Magen, sondern die Blutungen durch regelmäßige Tamponade, und die Patientin erholte sich sehr bald; der Magen wurde wieder leistungsfähig, das Gewicht nahm zu, und dankbar, von einem schweren Leiden befreit zu sein, verließ sie Heidelberg. Zahllosen Menschen hat er durch die Einführung der Oelklystiere Nutzen gebracht, und wenn manche Aerzte denselben Erfolg damit nicht erreichen, so liegt es daran, daß sie nicht so wie er zu individualisieren verstehn. Ebenso ließ es sich Kußmaul nicht verdrießen, schon am frühen Morgen die Magenausspülungen zu machen und dadurch dem Patienten Erleichterung für den ganzen Tag zu verschaffen.

Durch ein warmfühlendes Herz, seine stets hilfsbereite Nächstenliebe und absolute Zuverlässigkeit wurde er eine Zufluchtsstätte für alle, die mit den Mühsalen des Erdendaseins beladen sind. Durch seine vornehme, jeder Eitelkeit bare Persönlichkeit, durch seine scharfe, von einem untrüglichen Gedächtnis unterstützte Beobachtungsgabe, die mit der Sicherheit eines Pfadfinders neue, reiche Erzgänge der medizinischen Wissenschaft zu erschließen verstand, hat er sich aus kleinen, schwierigen Verhältnissen zu einem führenden Geist emporgearbeitet. Er war eine Zierde des ärztlichen Standes und damit eine Zierde der Menschheit.

In seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“, die ein Gemeingut der deutschen Nation geworden sind, hat er seine Entwicklung beschrieben. Wie bei den alten Asklepiaden war die ärztliche Kunst schon vom Vater und Großvater ausgeübt worden, der Aufenthalt auf dem Land hatte seine unbefangene Beobachtungsgabe geschärft. Das Buch macht, wie mir ein badischer Minister schreibt, „auf jeden einen aufrichtenden und erquickenden Eindruck. Es geht vorwärts in der Welt, und es wird besser in der Welt, sagt das köstlich liebenswürdige Buch.“

Ich schließe mit den Worten eines berühmten Kollegen, der viele Jahre mit Kußmaul an derselben Schule gewirkt hat: „So sehr wir auch trauern, wir dürfen uns doch heute daran erinnern, daß ein Erdenleben in der Frühe des 28. Mai, mitten unter den jungen Blüten und frischen, grünen Blättern des Frühlings, im schönen Heidelberg sein Ende fand, das wohl verdiente, gelebt worden zu sein und das seinem Träger mit einem vollen Maß von allem, was ein irdisch Leben an Leid, an Entbehrung, an Entsagung, an Arbeit und Mühen bringt, doch auch des Guten, Verdienstvollen, Schönen und Köstlichen so vieles gebracht hat, wie es selten einem Menschen beschieden war. Das Beste aber daran war, daß jeder, hoch oder gering, Kollege von Fach oder Laie, näher- oder fernerstehend, Adolf Kußmaul all dies Schöne und Gute aufrichtigen Herzens gegönnt und gewünscht hat, und daß unser heimgegangener Lieber mehr noch von allem diesem Guten und Schönen für andere erwirkt hat, als für sich selbst, und es gern gab.

So stehen wir am Grabe eines Mannes, der zu den Besten und Edelsten gehört, die unser deutsches Volk aufzuweisen hat; die Thränen sollen fließen, dem Weh soll sein

Recht werden, aber auch dem Stolz und der Freude, daß dieser Mann uns so nahestand."

Ein aus dem Sommer 1862 aufgenommenes Gruppenbild, das wir auf S. 1049 wiedergeben, zeigt Adolf Kußmaul in Gesellschaft einer Anzahl von Männern, die alle zu den Koryphäen der Wissenschaft zu zählen sind. Die Namen Rinecker, Thiersch und Scanzoni, letzterer ein weltberühmter Gynäkologe, glänzen als Sterne ersten Ranges, gleich dem Kußmauls, am medizinischen Himmel. Schenks Name kennt jeder Botaniker, und Beetz, bedeutender Physiker, später Direktor des Polytechnikums in München, ist dank seinen Bemühungen um das Zustandekommen der großen elektrischen Ausstellung in München 1883 in weiten Kreisen populär geworden. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an den Universitäten Erlangen und Würzburg wirkend, hatten die Genannten einen Freundschaftsbund geschlossen, der natürlich auch ihren wissenschaftlichen Bestrebungen zu gute kam. Ein eigentümlicher Zufall ist es noch, daß die erwähnten Gelehrten mit Ausnahme Schenks und Scanzonis — in einem und demselben Jahr, nämlich 1822, das Licht der Welt erblickt hatten. Scanzoni wurde 1821, Schenk 1815 geboren.



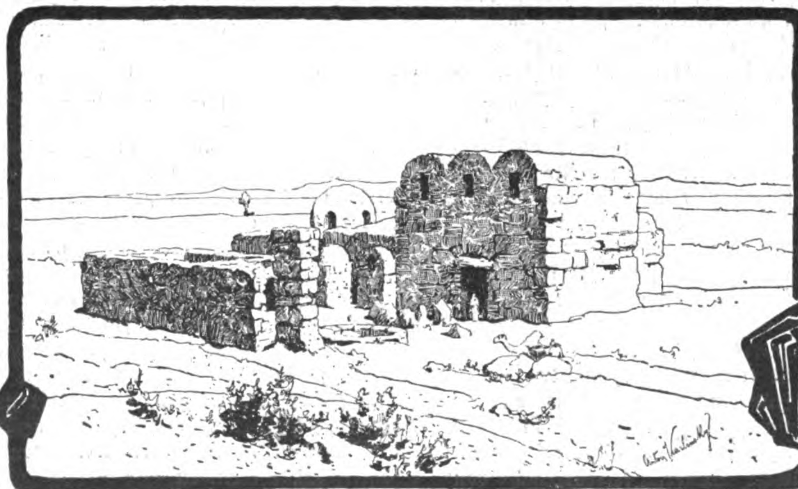
Maler Alphons L. Mielich, Begleiter Dr. Musils.

Das Kalifenschloß.

Mitten im nordarabischen Wüstensand, in einem fast unentdeckten Lande, das nur Beduinen durchstreifen, ist ein altes Schloß aufgefunden worden, dessen Ursprung und Bedeutung noch in tiefes Dunkel gehüllt ist. In den Jahren 1897, 1898 und 1900 hatte ein junger Priester der Olmützer Erzdiözese, Dr. Alois Musil, auf gefahrvollen Reisen in Nordarabien jenes Schloß entdeckt das er dann in Begleitung des Wiener Malers Alphons L. Mielich im Mai dieses Jahres von neuem aufsuchte. Reich an archäologischer und künstlerischer Ausbeute, erreichten die kühnen Reisenden unlängst die Heimat wieder. Von den Wüstenbewohnern wird das geheimnisvolle Schloß Amra ängstlich gemieden, weil allerhand Gespenster darin ihr Wesen treiben sollen. Viele Tagesreisen von dem Karawanenweg entfernt, weitab von aller Kultur, eingebettet im tiefen Sand, liegt es wie ein stummes Heiligtum in der schweigenden Wüste. Unsere untenstehende Abbildung giebt einen Eindruck des alten Gebäudes. Durch eine Vorhalle gelangt man in einen riesigen, dreischiffigen Hauptsaal, zwischen beiden liegen drei kleinere Gemächer, deren Röhrenanlagen auf Baderäume schließen lassen. Mosaik deckt überall den Fußboden, an den Wänden ziehen sich Marmorplatten, und alle Räume schmücken große Wandgemälde. Welchem Zweck diente dieses Schloß? War es der Herrschersitz eines Kalifen? War es ein Heiligtum? Ein neues Problem für die Altertumsforscher, denen der Wiener Professor Joseph Karabacek in der Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vom 18. Mai die ersten bedeutsamen Mitteilungen machte.



Priester Dr. Alois Musil, Entdecker des Kalifenschlosses Amra.



Das eben entdeckte Kalifenschloss Amra in der nordarabischen Wüste.
Nach der Originalstudie A. L. Mielichs für die „Woche" gezeichnet von A. Karlinsky.

Die Stuttgarter Oper in Berlin.

Hierzu die Porträts auf S. 1048.

Unter den kunstliebenden Fürsten Deutschlands darf der jetzt regierende König von Württemberg eine der ersten Stellen beanspruchen; je weniger er es liebt, mit seiner Person hervorzutreten, desto nachhaltiger und ersprießlicher weiß er durch entscheidendes Eingreifen zur richtigen Zeit und an richtiger Stelle, und mehr vielleicht noch durch die Weite und Unbefangenheit seines Blicks zu wirken. Wie sehr ihm speziell das Theater ans Herz gewachsen ist, hat der unmittelbar nach der Brandkatastrophe gefaßte hochherzige Entschluß bewiesen, das Stuttgarter Hoftheater durch Aufrechterhaltung sämtlicher noch laufender Verträge als einheitlich organisiertes Institut fortbestehen zu lassen. Allein schon unmittelbar nach seiner Thronbesteigung that er den Schritt, der notwendig war, um bessere und würdigere Theaterverhältnisse herbeizuführen: er befreite die Intendanz aus dem zerfahrenen Zwitterstadium, in dem sie sich während der letzten Jahre befunden hatte, und reihte sie als nur ihm untergeordnet und verantwortlich unter die selbständigen Hofstäbe ein. Bei der Berufung der Persönlichkeit, die zuerst die neu geschaffene Stelle einnehmen sollte, leitete ihn eine glückliche Hand, so wenig es auch anfangs scheinen wollte. Der Berufene, Joachim

Hans Edler zu Putlitz, kam als neuer Mann in neue Verhältnisse, als Unbekannter und Unerfahrener in ein ihm fremdes, mit schwerer Verantwortung belastetes Amt; so wenigstens urteilte das Publikum, das von ihm nur wußte, daß er, ein Sohn des bekannten langjährigen Karlsruher Generalintendanten und liebenswürdigen Poeten Gustav zu Putlitz, preußischer Offizier gewesen sei und als solcher die von ihm wohl vom Vater übernommene Vorliebe für das Theater durch Teilnahme an Liebhabervorstellungen bethätigt habe. Wich das Vorurteil, das man gegen die Jugend und Unerfahrenheit des neuen Intendanten hegte, auch nicht rasch, so wich es im Verlauf der Zeit doch so gründlich, daß es sich heute ins volle Gegenteil verkehrt hat, denn zur Zeit wird niemand, welche Stellung er auch immer zu dem Leiter der Stuttgarter Hofbühne einnimmt, bestreiten, daß durch Baron Putlitz in zielbewußter, unermüdlicher, vor keinem Hindernis zurückschreckender Arbeit dem Stuttgarter Hoftheater der Rang und die Bedeutung eines modernen Theaters zugewiesen worden ist.

Bei der Stuttgarter Hofbühne ist, und das gilt in der gleichen Weise von der Oper wie von dem Schauspiel, ein für die Entwicklung gesunder Kunstpflege hochbedeutsames Prinzip zur Durchführung gekommen, nämlich: allen Nachdruck nicht auf die Einzel-, sondern auf die Gesamtleistung zu legen. Was die Oper speziell anlangt, so wurden unter dem neuen Regime die Bestrebungen Werthers sofort wieder aufgenommen und weitergeführt. Noch unter Zumpes Leitung wurde das Wagnersche Musikdrama „Siegfried“ in den Spielplan aufgenommen, und unter seinem Nachfolger, Dr. Obrist, „Tristan und Isolde“. Unter den ersteren Dirigenten erlebte Verdis „Falstaff“ in Stuttgart seine erste Vorstellung in deutscher Sprache, unter den letzteren Mascagnis interessante Oper „Ratcliff“. Dabei wurde an Neuheiten, wenn nicht alles, so doch das meiste geboten, was auch anderwärts erschien, so daß zur Zeit auch die Stuttgarter Oper durchaus die Bezeichnung eines modernen Kunstinstituts für sich geltend machen kann.

Das jetzige Gesamtgastspiel der Stuttgarter Oper in dem Neuen Königlichen Opernhaus in Berlin dürfte weiteren Kreisen Gelegenheit bieten, sich ein selbständiges Urteil über den Kunstkörper zu bilden, den wir soeben in seinem Wesen zu skizzieren versucht haben. Wir möchten hier nur noch ein kurzes Wort über die Zusammensetzung des Künstlerstabs anbringen, der bei den Vorstellungen mitzuwirken berufen ist. Ueber die Vertreterin der hochdramatischen Partie, Fräulein Ingeborg Zinck, vermögen wir allerdings ein eigenes Urteil nicht abzugeben, da die Künstlerin ihre ständige Wirksamkeit in Stuttgart erst im kommenden Herbst beginnen wird und sich dem Publikum einstweilen nur flüchtig vorgestellt hat; doch geht ihr von ihrem bisherigen Wirkungskreis am Stadttheater in Zürich ein guter Ruf voraus. Als jugendlich-dramatische Sängerin erscheint Fräulein Elisa Wiborg, eine Künstlerin mit ganz besonders schönen Mitteln und fertigem Können, die vor allem infolge ihrer hohen künstlerischen Intelligenz befähigt ist, sich nicht innerhalb der Schranken eines streng abgegrenzten Fachs zu halten. Auch die Altistin, Fräulein Helene Hieser, ist durch ihre Teilnahme an den Bayreuther Festspielen, sowie durch Gastspielreisen nicht nur über die Stuttgarter Bannmeile, sondern auch über die Grenzen Deutschlands hinaus bestens bekannt geworden. Ihr zur Seite wirkt eine jüngere Kollegin, Fräulein Johanna Schönberger, ein darstellerisches Temperament, und stimmlich insofern ein Phänomen, als ihr Organ sich aus der Kontrealtlage mühelos bis zu den Soprantönen erhebt. Fräulein Anna Reinisch, die Vertreterin der Koloraturpartien, hat dem Stuttgarter Hoftheater drei Jahre lang nur „als Gast“ angehört; sie tritt mit Beginn der neuen Spielzeit wieder in ihren früheren Wirkungskreis an der Königlichen Hofoper in Berlin zurück und bedarf nicht erst einer Einführung bei den dortigen Kunst- und Theaterfreunden. Die Soubrette, Fräulein Anna Sutter, erfreut sich von allen einheimischen Theaterangehörigen wohl der größten Beliebtheit bei dem Stuttgarter Publikum; ein durch und durch ursprüngliches Temperament und musikalisch von unerschütterlicher Sicherheit, verfügt sie über einen unerschöpflichen Fonds von „Frohsinn und Laune“. Als Vertreter des Tenorfachs stehen nach dessen heroischer und lyrischer Seite Herr Max Gießwein und Herr Peter Müller zur Verfügung. Hat ersterer auch noch nicht vollständig die Erinnerung an manchen seiner Vorgänger zu bannen vermocht, so hat er sich doch während der kurzen Zeit seines Wirkens in Stuttgart schon eine achtunggebietende Stellung unter den dortigen Bühnenkünstlern zu erringen verstanden, vor allem durch die künstlerische Art und Weise, in der er seine schönen stimmlichen Mittel zur Geltung bringt. Sein lyrischer Kollege, Herr Müller, dürfte als fertiger Sänger, der er ist, über eine der schönsten und gesundesten Tenorstimmen verfügen, die zur Zeit das deutsche Theater aufzuweisen hat. Als Tenorbuffo erfreut Herr Felix Decken durch musikalische Sicherheit und gewandtes, liebenswürdiges Spiel. In die Baritonpartien teilen sich die Herren Wilhelm Fricke und Julius Neudörfer, wobei ersterer durch sein gesangliches Geschick und sein ungewöhnliches Darstellertalent, letzterer durch den metallischen Reiz, sowie die edle Klangfarbe seines Organs und dessen vornehm künstlerische Behandlung auffallen. Aehnliche Vorzüge entfaltet der Bassist Herr Emil Holm, ein aufstrebendes jüngeres Talent neben dem Altmeister Dr. Hans Pockh, der seine Kraft mehr und mehr der Regie widmet, immerhin aber noch zu imponieren und herzlich zu erfreuen weiß, wo sich des „Basses Grundgewalt“ oder die Jovialität echten und gesunden Humors zu bethätigen haben. Eine eigentümliche Spezialität der Stuttgarter Hofbühne repräsentiert Herr Sigmund Amanti, ein Charakterkomiker von originalem Gestaltungsvermögen.

Wenn von der Stuttgarter Hofoper die Rede ist, dürfen zwei Faktoren nicht vergessen werden, die bei ihr eine kaum minder wichtige Rolle spielen wie das Solopersonal, der Chor und das Orchester. Für die Leistungsfähigkeit des Stuttgarter Opernchors spricht wohl am besten die in ihrer Art einzig dastehende Thatsache, daß aus ihm fortwährend gute und bewährte Solokräfte hervorgegangen sind und in ihm Künstlerinnen und Künstler wirken, die jeden Augenblick — wie das von Zeit zu Zeit auch thatsächlich geschieht — mit der Ausführung größerer selbständiger Partien betraut werden können. Die Stuttgarter Hofkapelle hat eine Tradition zu wahren, die noch weit über die der Hofbühne zurückgeht und stets mit der größten Pietät aufrechterhalten worden ist. Bedenke man nur, daß an ihrem ersten Geigenpult kein Geringerer als Edmund Singer sitzt, der Altersgenosse und fast ebenbürtige Kollege Josef Joachims. Die Battuten schwingen zur Zeit zwei Künstler von bewährten künstlerischen Qualitäten, die Hofkapellmeister Karl Pohlig und Hugo Reichenberger, während die Regie eine ganz hervorragende Kraft dieses Gebiets, Hofrat August Harlacher, führt, auf der jetzigen Kunstreise von Herrn Rudolf Reinecke unterstützt, der auch in Baßbuffopartien thätig sein wird.

Von den zur Aufführung in Berlin bestimmten Werken wird Weingartners „Orestes“ mit dem vollen Reiz einer Neuheit auftreten und fast die gesamten Kräfte des gastierenden Künstlerensembles ins Feuer führen. Von den übrigen Werken ist Karl Weis' Oper „Der polnische Jude“ für Berlin Novität; durch ihre gesangliche und scenische Wiedergabe hat sie in Stuttgart hervorragende Wirkung erzielt. Die andern Werke sind nur für die Stätte, an der sie jetzt erscheinen, neu, A. Messagers Vaudeville „Die kleinen Michus“, H. Berenys Mimodram „Die Hand“, Puccinis Oper „Bohême“ und J. Offenbachs phantastische Oper „Hoffmanns Erzählungen“.

Wie sie in Berlin an den Stätten, an denen sie früher zur Aufführung gelangten, interessiert und erfreut haben, so werden sie hoffentlich auch jetzt in der Darstellung, die ihnen durch die Stuttgarter zu teil wird, den Beifall der Berliner Theaterfreunde erringen.

Dr. Ludwig Holthof.

Der Tragödie letzter Teil.

(Friede zwischen England und den Buren.)

Es jagt die Zeit, gleich einem Treiberhunde,
Die Stunden, daß sie wandern, wandern, wandern —
Eine steht still — von allen eine Stunde
Bleibt unbeweglich in dem Sturm der andern.

Reglos, wie jemand, dem ein Bild voll Grauen
Die starren Glieder an den Boden pfählte,
Der rückwärts muß und immer rückwärts schauen
Zum Anblick des Entsetzens, das ihn quälte.

Das ist die Stunde, die das Bild erblickte,
Wie Mammon aus der Tiefe hob die Krallen,
Wie sich zum Sprung das Ungeheuer schickte,
Um über Recht und Freiheit herzufallen.

Als ihm die Flüsterkunde war erschollen
„Es giebt noch Gold, im Erdenschoß vergraben,“
Als glühend ihm die Eingeweide schwollen
In gier'ger Brunst „Besitzen! Haben! Haben!“

Das ist die Stunde, der die andern weichen,
Wie aus dem Weg man weicht dem Aussatz-kranken,
Die in die Seelen griff und mit dem Zeichen
Des Fluchs sich grub in menschliche Gedanken.

Denn alles, was geboren war vom Weibe,
Empfand in jener Stunde die Zerstörung
Heiligen Rechts, und wo in Menschenleibe
Ein Herz sich hob, da schlug es in Empörung.

Als sich der Geldsack Männerarme kaufte,
Ein Volk aus seinem Vaterland zu jagen,
Und mit des Kriegs ehrlichem Namen taufte,
Was „Faustrecht“ hieß in alten, wilden Tagen.

Und nun ist's aus — die Einer gegen Hundert
Gestanden, liegen wie das Wild im Zwinger;
Ringsum sie schweigt die Welt, die sie bewundert
Und nicht die Hand für sie erhob, den Finger.

Und alles, was den Geldsack je verehrte,
Frohlockt und klatscht begeistert in die Hände:
„Der Krieg, der unsre Zinsen so verheerte,
Gottlob, der dumme Krieg ist nun zu Ende.“

Nein, nicht gottlob! Wenn Ihr von diesem Kriege,
Von diesem Frieden sprecht, laßt Gott beiseite!
Einst wird er Antwort geben Eurem Siege,
Dann kommt das Weltgericht ihm zum Geleite.

Freut Euch für Euch — stört nicht den heilgen Kummer,
Der wie ein Denkmal auf dem Felde lastet,
Wo hingestreckt in Schweigen und in Schlummer
Ein Heldenvolk vom Heldenkampfe rastet.

Ehrfurcht der Stille, die mit schwerem Flügel
Der Geier nur durchmißt, der Leichen wittert,
Wo über blut-verschlackte Felsenhügel
Wie Sterbeseufzer eine Stimme zittert —

Hört Ihr die Stimme? Jeder muß sie hören,
Dem Selbstsucht Herz und Ohren nicht versteinert —
Mag sie den Siegesjubel Euch verstören:
Die Menschheit ist's, die Euren Sieg beweint.

Die Menschheit, die in überstürztem Hoffen
Dem Völkerfrieden Psalmen schon gesungen,
Und die ein friedlich Volk zu Tod getroffen
Und Menschenrecht von Habgier sieht verschlungen.

Ihr aber, in des Schlafes Arm gebettet,
Die Ihr im Kampf um Freiheit, Haus und Herde
Die Freiheit nicht, die Ehre nur gerettet
Und nur ein Grab in der geliebten Erde,

Schlaft, tapfre Männer, schlaft, Ihr Heldenfrauen,
Schlaft, arme Kinder, vor der Zeit gebrochen,
Augen sind wach, die auf Euch niederschauen,
Unsterblichkeit hat über Euch gesprochen.

Augen sind wach, und Thränen werden klagen,
So lang aus Menschenaugen Thränen gehen;
Herzen sind wach und werden für Euch schlagen,
So lang in Menschenseelen Sterne stehen.

Und in den Sternen ewges Wort geschrieben:
„Besser, als Macht und Reichtum zu erwerben,
Ist es dem Menschen, für sein heilges Lieben
Und für sein Vaterland den Tod zu sterben.“

Ernst von Wildenbruch.



Umschau.

Mit erleichtertem Aufatmen begrüßte die ganze Welt die Kunde, daß am 31. Mai, nach einem Ringen von 31 Monaten und 3 Wochen, endlich der Friede zwischen England und den Buren zum Abschluß gelangt war. Das kam daher, weil die Herzen dieser ganzen Welt, freilich nicht der offiziellen, mit dem kleinen Burenvolk in den Kampf um dessen Unabhängigkeit und Freiheit gezogen waren. Die Hoffnung der Buren, daß andere Mächte sich zu ihren Gunsten einmischen würden, hat sich aber ganz und gar nicht erfüllt. Trotz aller Tapferkeit und Einzelerfolge haben sie sich doch zuletzt dabei bescheiden müssen, für die Zukunft ihren früheren Republiken die Stellung einer der englischen Kolonien mit Selbstverwaltung zu sichern; sie werden im englischen Kolonialreich, das in Südafrika freilich mit der Zeit zu einer großen selbständigen Föderation sich entwickeln mag, aufgehen; ihren ausgeprägt holländischen Charakter werden die früheren Republiken verlieren. Für die wirtschaftliche Wiederherstellung der Buren hat England in dem Friedensschluß weitgehende Verpflichtungen übernommen, den Kaprebellen gegenüber sollen die Gesetze der Kolonie mit Milde angewendet werden, jedenfalls die Verhängung der Todesstrafe unter allen Umständen ausgeschlossen bleiben.

❧

Den zahlreichen Kundgebungen von Staatsoberhäuptern und Ministern, die in der letzten Zeit den ausgesprochen friedlichen Charakter der Lage betonten, hat sich noch eine Unterredung des Grafen Bülow mit einem französischen Journalisten angeschlossen, in der jener mit größtem Nachdruck sich in demselben Sinn erklärte. Der eigentliche Zweck seiner Aeußerungen war wohl, die Erklärung des italienischen Ministers des Auswärtigen Prinetti zu unterstützen, daß die Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund sich mit den besten Beziehungen desselben zu Frankreich vereinigen lasse.

In scharf kriegerischem Ton dagegen war die Erklärung gehalten, in der Graf Bülow am Montag im Abgeordnetenhaus den konservativen Versuch, durch eine Resolution dem Reichstag für die Behandlung der Zolltariffrage eine gebundene Marschroute vorzuschreiben, von der Hand wies. Bei der Hartnäckigkeit, mit der von agrarischer Seite die Versuche, die Regierung mürbe zu machen, fortgesetzt werden, kann die Entschiedenheit, mit der diese jede Beteiligung an der Debatte ablehnte, nicht wundernehmen.

Der Reichstag hat am Dienstag mit der dritten Beratung der Branntweinsteuernovelle seine Arbeiten wieder aufgenommen.

❧

Auch der österreichische Ministerpräsident von Koerber hat sich zu einer sehr ernsten Erklärung, und zwar an die Adresse Ungarns, veranlaßt gesehen. Sie erfolgte im Wiener Herrenhaus und hat durch ihren scharfen Ton großes Aufsehen erregt. Bei den Ausgleichsverhandlungen haben bisher die Ungarn Oesterreichs innere Spaltungen konsequent und mit Erfolg dazu benutzt, über dieses einen finanziellen und wirtschaftlichen Vorteil nach dem andern davonzutragen, so daß von einem Bund zwischen Gleichen kaum noch die Rede sein kann. Das hat Herrn von Koerber im Anschluß an die zuletzt in Pest geführten Ausgleichsverhandlungen veranlaßt, geradezu die Möglichkeit der wirtschaftlichen Trennung Oesterreichs und Ungarns in Aussicht zu stellen. Bisher haben dergleichen nur ungarische Minister gewagt, und die ungarische Sprödigkeit muß wirklich bis ins Unerträgliche gegangen sein, um Herrn von Koerber den Mut zu seiner Kundgebung zu verleihen. Hoffentlich überhört man in Pest die Warnung nicht.

❧

Der Präsident der französischen Republik Loubet hat sich durch die Reden, die er bei seiner Abfahrt aus Frankreich nach Rußland und dann in Dünkirchen bei seiner Rückkehr hielt, in seltsamen Widerspruch mit sich selbst gesetzt. In der Abschiedsrede hat er auf die „Regierung der republikanischen Verteidigung“, das Kabinett Waldeck-Rousseau, alles erdenkliche Lob gehäuft; nachdem dieses seinen Rücktritt erklärt, hat er dagegen in Dünkirchen sich für eine Regierung der „republikanischen Konzentration“, also für einen Anschluß an die Melinisten unter Abrücken von den Sozialisten, erklärt. Die Mehrheit der neuen Kammer hat ihm darauf eine sehr deutliche Antwort erteilt, indem sie statt Deschanels den entschieden radikalen Bourgeois zu ihrem Präsidenten wählte. Sie hat damit zu verstehen gegeben, daß sie ein Beharren in den bisherigen Bahnen der inneren Politik wünscht. Man darf begierig sein, wie dies Loubets Entschließungen bei der Bildung des neuen Kabinetts beeinflussen wird.



Die Welt ist undankbar, und wie leicht vergißt sie erst die Kleinen, die Unscheinbaren. Wo zumal weitreichende weltgeschichtliche Ereignisse, wie eben jetzt, die Gemüter beschäftigen, da versinken die Begebenheiten vollends, die nur für die örtliche Kultur Bedeutung haben. So sollen sie denn allgemach und sacht verschwinden, die einstmals mit Altberlin innig verwachsen waren. Viel geschmäht und viel belächelt, mit leicht-freundlicher und auch mit bissiger Ironie behandelt, zeugen einer gemütlicheren Vergangenheit, so ragen sie in unsere Tage der großen technischen Entschlüsse, da man eine Untergrundbahn durch das schwierige Erdterrain von Zentralberlin und den riesenhaften Straßenzug von zweiundzwanzig Kilometer, die „Heerstraße nach Döberitz“, plant. Um den Schah von Persien, um den Prinzen von Siam, um die freundnachbarlichen Gäste aus Wien, die das „technische Neuberlin“ aus Berufsinteresse studieren, bekümmert man sich weit mehr, als um die Not einer Berlinischen Spezialität. Keine bekümmerte Träne scheint man ihr zu weihen.

Aus bescheidenen Anfängen wuchs diese Spezialität hervor, bescheiden und phlegmatisch, wie der Menschentypus war, den sie heranzog, scheint sie aus dem Leben Berlins verschwinden zu wollen. Das Los aller menschlichen Einrichtungen!

Genau siebzig Jahre sind vergangen — also nach dem Psalm die Frist eines Menschenlebens, da zählte das damalige Berlin erst vierzig Droschken. Sie sind heute auf mehr als achttausend angewachsen; aber die kleinbürgerliche, alte, niemals in gar zu schnelle Raserei verfallende Droschke zweiter Güte weicht. Geht es mit ihr in gleichem Tempo abwärts, wie in den letzten Jahren, so ist ihr Todesstündlein nahe; und niemand berührt es. Sie, die Zeugin einer Vergangenheit, die noch Zeit hatte, geht unter. Sie, die so viel Hänseleien über sich ergehn lassen mußte und alles mit philosophischer Gelassenheit ertrug, sie, die das typische Beispiel für das „sparsam hungrige“ Berlin abgab, macht heute nur noch ein Achtel des gesamten Berliner Droschkenbesitzes aus. Nicht mehr lange wird der kecke Wiener „Fiaker“ auf seinem feschen Zeugel den bösen Witz machen dürfen: „Mei Fiakerroß steht vüll schneller, als so a „Drotschken“gaul in Berlin fahrt“. Der Sieg der „Weißlackierten“ ist vollendet. Der moderne Geist nivellierender Technik hat im Taxameter, im minutiösen „Fahrpreisanzeiger“, sich vollständig bewährt.

Vom Standpunkt engerer Gemütlichkeit aus mag das mancher von den Alten noch beklagen. Für die soziale Umwälzung im Innern Neuberlins ist die Sache nicht ohne Belang. Geringere Pfennigfuchserei und größere Präzision im Verkehr, heißt es nunmehr. So ist in dem Gefährt zu Nutzzwecken ganz gewiß eine lebhafte Verjüngung eingetreten.

Ueber das elegante herrschaftliche Luxusgefährt von Berlin ist noch vor wenigen Jahren mit Recht arg geklagt worden. Trotzdem das Pferdematerial, wie man hört, auch bei uns wertvoller geworden, sind hier die radikalen Fortschritte, wie im Nutzfuhrwerk, nicht wahrzunehmen. Man versuchte es zuzeiten wohl, durch ständige Korsofahrten das Interesse am eleganten oder originellen Luxusfuhrwerk zu heben. Aber die Idee wollte nie recht gedeihen. Es blieb fast stets bei wenig erbaulichen Versuchen. Das wird zum Teil mit der

Berliner Scheu zusammenhängen, prunkend aufzufallen. Dann kennen wir das „mondaine" wie demimondaine Weien im großen Stil nicht, das den Aufwand liebt, um überstrahlen oder gar kapriziöse Modegesetze geben zu können. In Paris giebt es noch Herrinnen und eine Aristokratie dieser „Halbwelt", nicht zu verwechseln mit dem vulgären Begriff, den man bei uns gemeinhin dem Wort beilegt. In Wien wiederum giebt es eine alteingewurzelte Lust am Schaugepränge, die von Modegrößen leicht dienstbar erhalten wird. Der altberühmte Praterkorso vom 1. Mai hat freilich aufgehört; ihm machten die Arbeiterbataillone, die für ihren Maientag an altwienerische Ueberlieferung anknüpften, ein Ende. Dafür sorgt die gefeierte Modeheldin Fürstin Pauline Metternich für die „Circenses", für die Schaustücke der Wiener. So hatte sie erst jüngst einen Maienblumenkorso in Weiß veranstaltet, der reiche Anerkennung fand und jedenfalls dem Wiener Bürgertum seine Ergötzlichkeit bot.

Sever.

Die deutsche Frauengenossenschaft in Berlin (Vorsitzende Frl. Dr. phil. Anna Gebser) veranstaltete am vergangenen Dienstag, d. 3. d. M., im Theater des Westens ein Frühlingsfest, für dessen reichhaltiges Programm den Leitern des Festes uneingeschränktes Lob gebührt. Bis zum Dunkelwerden war der Garten des Theaters des Westens von einer Schar fröhlicher Menschen belebt, die gekommen war, sich all der launigen Scherze zu freuen, am Kasperletheater, dem Karussell, dem photographischen Atelier u. s. w. Dann rief die Glocke zur Festvorstellung ins Theater. Ein kleines Lustspiel, ein lustiges Theater, Orchester- und Chorvorträge, Bauernschänke, Standesamt, Ueberapotheke u. a. m. boten reiche Unterhaltung. C.



Die exotischen Gäste unseres Kaisers (Abb. S. 1043 bis 1045), der Schah von Persien, Muzaffer-ed-Din, und der Kronprinz von Siam Maha Wajiwawudh, sind am deutschen Hof mit allen erdenklichen Ehren aufgenommen worden. Der Schah wurde als regierender Fürst vom Kaiser persönlich auf dem Bahnhof in Potsdam in Empfang genommen, während der siamesische Kronprinz schon auf dem Charlottenburger Bahnhof vom Prinzen Eitel Friedrich begrüßt und nach der nachbarlichen Residenz begleitet wurde, wo ihn bald nach seiner Ankunft der Kaiser im Neuen Palais empfing. Es ging ganz so zu, wie bei der Anwesenheit europäischer Fürsten, die Gäste wurden durch Aufstellung von Ehrenkompagnien, durch Galatafel u. a. geehrt. Das Hauptstück aber bildete die große Frühjahrsparade. Aber auch die Gäste aus dem fernen Osten fügten sich durchaus in die hier herrschenden Verhältnisse ein, ihnen ist bereits von ihren Vätern vorgearbeitet worden, die sich zuerst mit abendländischer Kultur befreundeten. Die Zeiten haben sich gewandelt, nichts war mehr von jenem Spott zu bemerken, mit dem noch Schah Nasr-ed-Din vor Jahren in Europa begrüßt wurde, und Muzaffer sprach in seinem Trinkspruch auf unsern Kaiser bereits von den „traditionellen Beziehungen" zwischen den Ländern der beiden Souveräne.

Kaiser Franz Josef in der Fronleichnamsprozession (Abb. S. 1046). Das Fronleichnamsfest, das in unsern Gegenden auf die Innenräume der katholischen Kirchen beschränkt ist, beherrscht in den Ländern mit überwiegend katholischer Bevölkerung das ganze öffentliche Leben. Da werden große Prozessionen veranstaltet, an denen Hoch und Niedrig gleichermaßen teilnimmt. So sah man in der Prozession in Wien auch in diesem Jahr wieder den Kaiser Franz Josef mit den Erzherzögen und den Spitzen der Behörden.

In Abbazia ist kürzlich der Grundstein zu einer evangelischen Kirche gelegt worden (Abb. S. 1079), in der auch englischer Gottesdienst abgehalten werden soll. Die Feier fand unter Teilnahme des Großherzogs von Luxemburg und der Spitzen der Behörden statt. Eine deutsche Schule besteht bereits in Abbazia und wird von mehr als 100 Kindern aller Konfessionen besucht. Ihr soll sich nun die Kirche anreihen, zu deren Ausbau aber leider die nötigen Mittel noch nicht vorhanden sind. Die Deutschen in Abbazia hoffen indessen, daß man sich im Reich für ihre Schule und Kirche interessieren werde.

Die Einweihung des Rheinhafens zu Karlsruhe (Abb. S. 1045), die am 27. Mai in feierlicher Weise von statten ging, bildete gleichsam den Abschluß des Regierungsjubiläums des Großherzogs von Baden. Mit der Eröffnung der Kunstausstellung begann es, mit der Hafeneinweihung ging es zu Ende — ein Symptom, wie dieser Fürst stets sein Augenmerk der Förderung der geistigen undd er materiellen Interessen seines Volkes zuwandte.

Auf Schloß Schaumburg (Abb. S. 1046) im Lahnthal, wo sie schon vor ihrer Vermählung gern geweilt und wo sie ihren Gatten näherkennen gelernt hat, wird Königin Wilhelmine von Holland auch in diesem Jahr wieder Sommeraufenthalt nehmen, sobald ihr Gesundheitszustand die Reise gestattet. Das Schloß, das dem Fürsten von Waldeck, dem Bruder der Königinmutter von Holland, gehört, wurde 1850 in moderner Gotik ausgebaut.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft (Abb. S. 1079) hat ihre diesjährige Generalversammlung in Halle a. S. unter dem Vorsitz ihres Präsidenten, des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, abgehalten. Dem Jahresbericht war zu entnehmen, daß die Gesellschaft zwar im verflossenen Jahr an Mitgliederzahl nicht gewachsen ist, aber für ihre Ziele eine sehr erfolgreiche Thätigkeit entfalten konnte.

Das Kanonenboot „Panther" (Abb. S. 1046), das der Kaiser zur Düsseldorfer Ausstellung entsandt hat, ist bereits auf dem Rhein eingetroffen. Unmittelbar nach Pfingsten trat es von Kiel aus die Reise an, die über Rotterdam führte, woselbst Takelage und Masten entfernt wurden, um die Fahrt ins Binnenland zu ermöglichen. Die Ankunft des „Panther" in Düsseldorf wird am 10. Juni erwartet.

Die Enthüllung des Denkmals für Franz Liszt in Weimar (Abb. S. 1049) hat am 31. Mai unter Teilnahme des regierenden Großherzogs und zahlreicher bekannter Persönlichkeiten stattgefunden, die teilweise aus weiter Ferne gekommen waren. Die Feirr, mit der auch eine Konzertaufführung Lisztscher Kompositionen und eine scenische Darstellung seiner Legende von der „heiligen Elisabeth" verbunden war, nahm einen erhebenden Verlauf.

Die Verdifestspiele in Berlin (Abb. S. 1080) haben zum Schluß noch eine Aufführung des „Othello" gebracht, der hier seit einem Jahrzehnt nicht mehr gegeben worden ist. Der Erfolg war groß und wie bei allen übrigen Vorstellungen in erster Reihe dem Kapellmeister Vigna zu danken. Es ist wiederholt ausgesprochen worden, daß die meisten Sänger der Festspieltruppe zwar tüchtige, aber nicht außergewöhnlich bedeutende Künstler waren. Der Wert der Aufführungen lag in den meisterhaften, großzügigen Ensembles. Die Spiele haben jedenfalls mancherlei Anregnng gegeben und manche Oper Verdis in neuem Licht erscheinen lassen.

Die Sezessionsausstellung in München (Abb. S. 1046) ist auch in diesem Jahr von dem Prinzregenten besucht worden. Die neue Richtung in der bildenden Kunst, die dort bedeutend früher als in Berlin sich eine selbständige Organisation geschaffen hat, genießt eben an der Isar schon Gleichberechtigung mit der alten, während an der Spree die Sezession in offiziellen Kreisen noch nicht für voll angesehen wird.

Der Doppelschraubendampfer „Blücher“ (Abb. S. 1050). Das neuste Schiff der Hamburg-Amerikalinie machte kürzlich seine Probefahrt. Dabei hielt der Generaldirektor Ballin eine Rede, in der er auf die ungeahnt schnelle Entwicklung der deutschen Reederei in den letzten Jahrzehnten hinwies.

Die Katastrophe auf Martinique (Abb. S. 1047) ist nun auch Gegenstand einer bedeutungsvollen Beileidskundgebung im Deutschen Reichstag geworden. Präsident Graf Ballestrem, der die in der deutschen Volksvertretung herrschenden Gefühle der Teilnahme und des Mitleids in warmen Worten zum Ausdruck brachte, gedachte dabei auch besonders der Zerstörung der Stadt St. Pierre. Nach den Bildern im vorliegenden Heft kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie arg die Elemente dort gehaust haben.

Der Sport (Abb. 1050, 1081 und 1082) steht zur Zeit in vollster Blüte. In Norddeutschland und Süddeutschland, im Inland wie im Ausland werden Tag für Tag Rennen veranstaltet. Das österreichische und das französische Derby sind bereits gelaufen, und in Hamburg-Gr. Borstel hat das Jubiläumsmeeting begonnen. Den großen Preis im Wert von 100 000 Mark gewann die vom Jockey E. Martin gesteuerte, den Herren C. von Lang-Puchhof und A. Schmieder gehörige Stute „Hutschachtel“. Neben den Rennen hat es hie und da auch schon große Korsofahrten gegeben, so in Wien einen eigenartigen „Weißen Blumenkorso“. Auch auf den Radrennbahnen herrscht reges Leben. „Das goldene Rad“ in Friedenau gewann zum erstenmal ein Deutscher, der Münchner Robl, indem er die 100 km in 1 Stunde 28 Minuten zurücklegte und damit den Weltrekord drückte, und aus dem Dauerrennen Marseille-Paris ging Lesna als erster Sieger hervor.

Personalien (Porträts S. 1050). In dem Prozeß Sanden, der zur Zeit die öffentliche Meinung in hervorragendem Maß beschäftigt, leitet Landgerichtdirektor Heidrich die Verhandlungen, während Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel die Anklage vertritt. — In Tübingen starben beinahe gleichzeitig der bekannte Strafrechtslehrer Professor Dr. Gustav von Meyer und der frühere Lehrer des römischen Rechts Professor Dr. von Mandry, der als Mitglied der Kommission zur Vorberatung des Bürgerlichen Gesetzbuchs an dessen Ausarbeitung mitgewirkt hat.



Der Londoner Straßenenthusiasmus bei Verkündigung des südafrikanischen Friedensschlusses übertraf den der Londoner Börse recht erheblich, denn alle Welt war sich zuletzt darüber einig, daß der günstige Ausgang des Transvaalkriegs nur noch die Frage einer kurzen Zeitspanne bilden werde. Das vollzogene Ereignis wurde denn auch von der Börse nach dem alten Schema behandelt: man betrachtete die eingetroffene Thatsache als „eskomptiert“, wie der beliebte terminus technicus lautet, und die Spekulation suchte einen Teil ihrer Haussebestände abzustoßen. Dies Bestreben trat nicht allein in London, sondern auch in Berlin zu Tage, und so kam es, daß die Kurse sowohl der südafrikanischen Goldminenaktien, wie die mancher unserer leitenden Papiere nach unvermittelter Preissteigerung ebenso rasch wieder zurücksanken. Ich möchte aber doch betonen, daß die Auffassung und das Gebaren der gewerbsmäßigen Spekulation, die hierbei allein zu Worte kam, in letzter Linie nicht ausschlaggebend ist für die Gestaltung der Marktverhältnisse. Es hieße doch die Bedeutung des südafrikanischen Friedensschlusses ganz unverständig herabdrücken, wollte man dieses überaus wichtige wirtschaftspolitische Ereignis in eine Kategorie stellen mit einer beliebigen Emissions-, Fusions- oder Dividendenaffäre, mit der sich die Börse im Handumdrehen gewohnheitsmäßig abfindet. Die Wiederkehr geordneter politischer und geschäftlicher Verhältnisse in Südafrika ist von noch weit größerer praktischer Bedeutung für Europa, als beispielsweise die Beseitigung der ostasiatischen Wirren es bisher gewesen.

Vor allem wird die in absehbarer Zeit erfolgende volle Wiederaufnahme der Goldminenbetriebe und deren unter den neuen günstigeren Verhältnissen ins Werk zu setzende große Ausdehnung einen befruchtenden Einfluß auf die europäischen Geldmärkte üben, von dessen Ausmaß und Tragweite sich heute schwerlich eine Schätzung geben läßt. Von unmittelbarer Wirkung auf die gewerblichen Verhältnisse wird aber die alsbald in Fluß kommende gewaltige Einfuhr von Produkten, Fabrikaten und Materialien aller Art sein, die zur Wiederherstellung des durch den langwierigen Krieg Zerstörten dienen sollen. In einzelnen Organen der Tagespresse wurde behauptet, daß die deutsche Industrie bei diesen Bezügen für Südafrika durch den englischen Wettbewerb, der ja neuerdings unter der imperialistisch-protektionistischen Flagge segelt, an die Wand gedrückt würde. Aber nicht allein die direkte deutsche Ausfuhr, die schon bis zu einem gewissen Grade dadurch gewährleistet ist, daß deutsches Kapital großen Minenbesitz in Transvaal kontrolliert, sondern der vorhandene und sich jetzt sicherlich wieder steigernde deutsche indirekte Export, über England nämlich, wird sicherlich zur Geltung kommen, und zwar auch schon aus dem Grunde, weil Großbritanniens Industrie für das südafrikanische Absatzgebiet nicht leistungsfähig genug ist.

An unserer Börse wurde durch die eben berührten Anlässe die Aufmerksamkeit vom Neuyorker Markt keinen Augenblick abgelenkt. Der dortige Kohlenarbeiterausstand dauert fort, und die Hemmung, die die Unternehmungslust hierdurch erfährt, wurde bisher durch die günstigen amerikanischen Saatenberichte und die glänzenden Eisenbahnausweise keineswegs aufgehoben. — Ein bemerkenswertes Ereignis bildete die in diesen Tagen erfolgte Einigung des deutschen Kalisyndikats mit den Amerikanern, die sich bekanntlich bemüht hatten, deutsche Kalibergwerke zu erwerben, um sich von der Diktatur des Syndikats freizumachen. Letzteres dürfte, da es nunmehr den Amerikanern Preiszugeständnisse machen mußte, durch das ihm abgerungene Uebereinkommen einen namhaften Gewinnausfall erleiden. — Die fortgesetzte Preissteigerung unserer einheimischen und einer Anzahl ausländischer Staatsrentenanleihen belehrt darüber, daß sich die Kapitalistenkreise gegenwärtig weit mehr für die solideren Anlageobjekte als für die Dividendenpapiere interessieren, mit welch letzteren sie freilich seither recht schmerzliche Erfahrungen gemacht haben. Man erwartet eine weitere Fortsetzung der Preisbesserung der deutschen Staatsanleihen. — Der von anscheinend organisierter Seite ausgehende Kampf gegen den rumänischen Staatskredit ist vorläufig zum Stehn gekommen, da die deutsche Finanzgruppe zu Gunsten dieser stark angefeindeten Werte scharf intervenierte.

Verus.



Olga Arendt, Gattin des freikonservativen Abgeordneten Dr. Otto Arendt, † am 29. Mai in Berlin.

Eugen Freiherr von Entreß-Fürsteneck, Generalmajor z. D., † am 28. Mai im 64. Lebensjahr.

Wirklicher Geheimrat Horstmann, † in Berlin am 30. Mai.

Professor Gustav von Mandry, † am 30. Mai im Alter von 71 Jahren in Tübingen (Porträt S. 1050).

Hans Merian, Kunstschriftsteller, † am 29. Mai in Leipzig im Alter von 56 Jahren.

von Meyer, Strafrechtslehrer an der Universität zu Tübingen, † dortselbst am 29. Mai im Alter von 65 Jahren (Porträt S. 1050).

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.

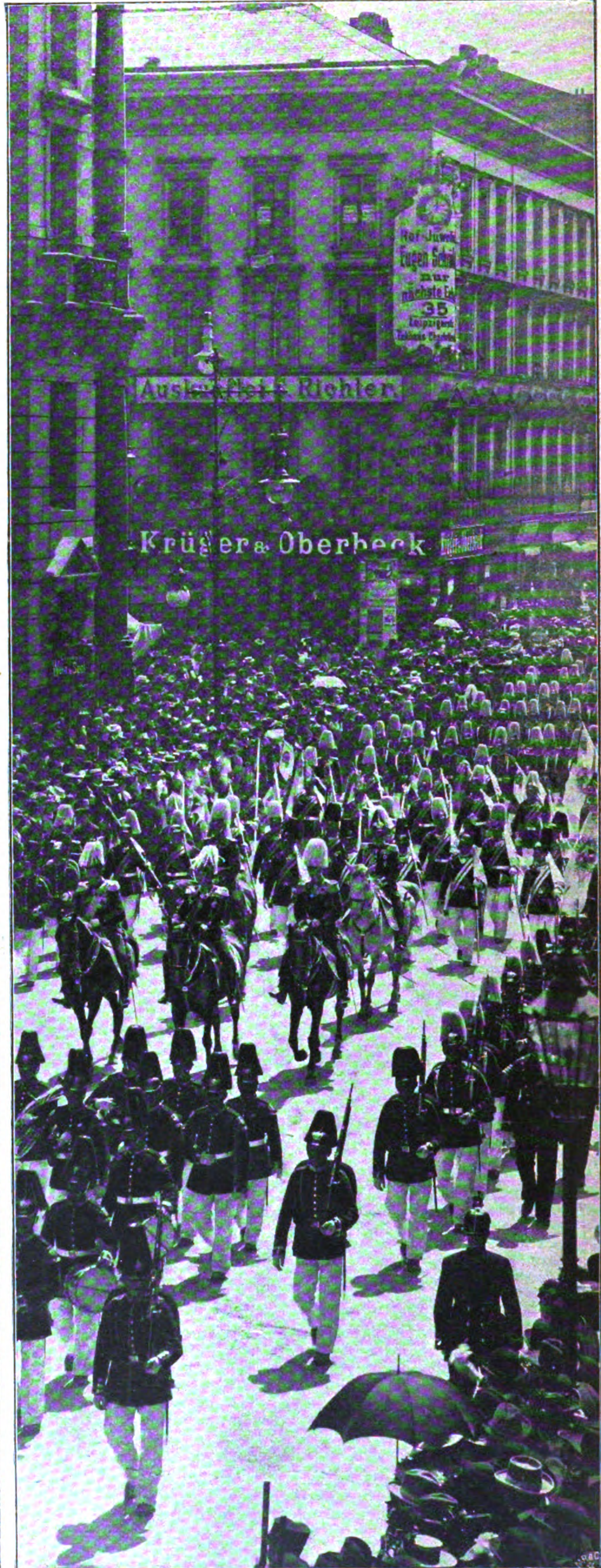


Der Schah von Persien in Berlin.

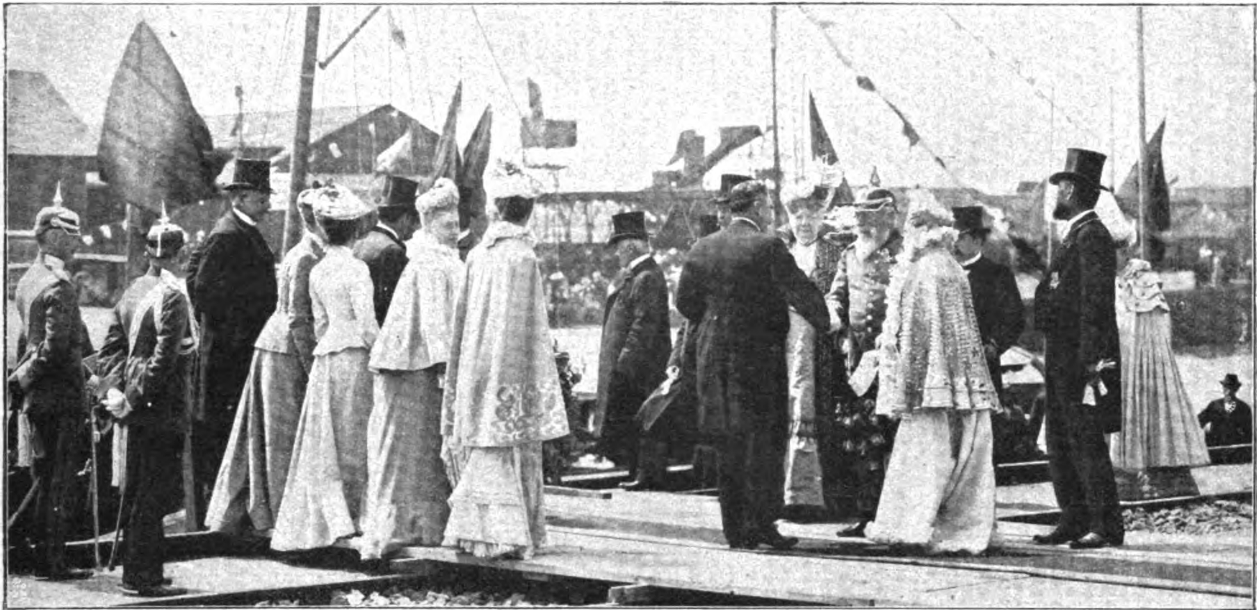
Für die „Woche“ in der Persischen Gesandtschaft aufgenommen von Zander & Labisch, Berlin.



Zum Besuch des Schahs von Persien:
Empfang des Gastes durch den Kaiser in Potsdam.
Hofphot. Selle & Kuntze, Potsdam.



Die Berliner Frühjahrsparade am 30. Mai:
Der Kaiser an der Spitze der Fahnenkompagnie.
Phot. Zander & Labisch, Berlin.



Von der Eröffnung des Karlsruher Rheinhafens am 27. Mai: Ankunft des Grossherzogs und der Grossherzogin von Baden.
Phot. Eugen Butteweg, Karlsruhe.

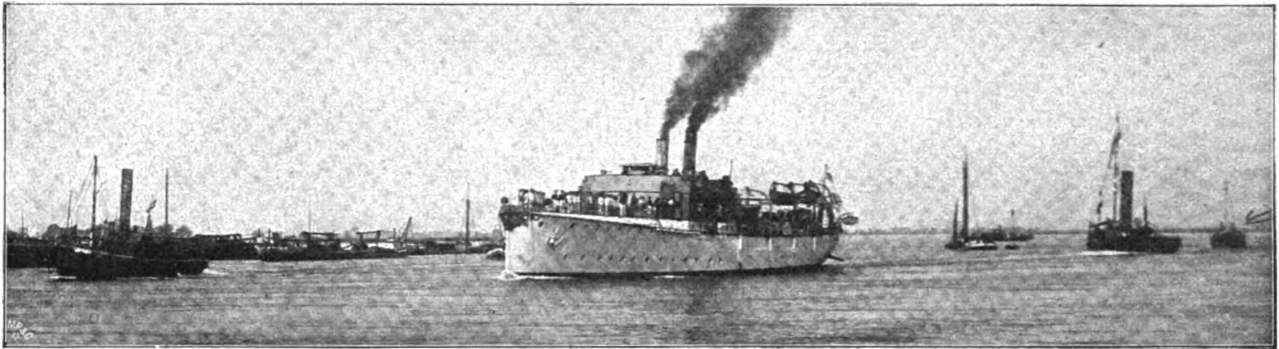


Zum Besuch des Kronprinzen von Siam am Berliner Hof: Empfang des Kronprinzen durch Prinz Eitel Friedrich in Potsdam.
Hofphot. Selle & Kuntze, Potsdam.



Der Kaiser. Prinz Eitel Friedrich.

Von der Potsdamer Frühjahrsparade am 31. Mai: Vorbeimarsch des I. Garderegiments mit dem neuen Präsentiergriff aus der Friedericianischen Zeit.
Hofphot. Selle & Kuntze, Potsdam.



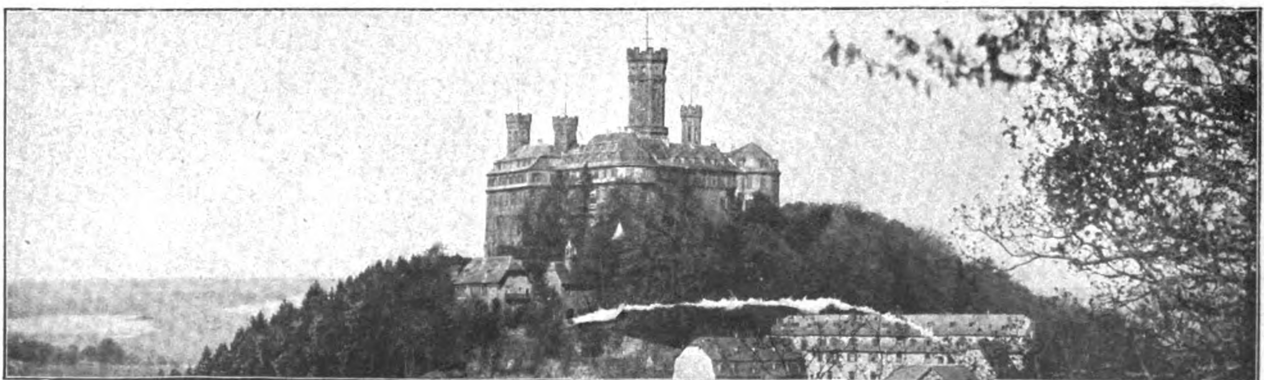
Die Rheinfahrt des „Panther“: Das abgetakelte Schiff mit Schlepper und Transportschiff auf dem Rhein bei Emmerich.
Phot. J. Massing, Emmerich.



1. Prinzregent Luitpold. 2. Prinzessin Therese von Bayern. 3. Prof. Fritz von Uhde, I. Präsident der Sezession. 4. Freiherr von Habermann, II. Präsident.
Von der Eröffnung der Münchner Sezession: Der Prinzregent verlässt die Ausstellung.
Hofphot. B. Dittmar, München.



Kaiser Franz Josef.
Die Fronleichnamsprozession in Wien am 29. Mai: Kaiser Franz Josef hinter dem Allerheiligsten.
Hofphot. R. Lechner, Wien.



Schloss Schaumburg, diesjähriger Sommersitz der Königin Wilhelmina von Holland.
Phot. C. Bender, Diez a. L.



Der nördliche Teil St. Pierres. Im Vordergrund der Leuchtturm.



Im Inneren der Stadt. Rechts die Kathedrale.



Eine Hauptstraße der zerstörten Stadt.



St. Pierre nach der Katastrophe. Im Hintergrund die Stadthausuhr, die am 8. Mai um 7 Uhr 50 Minuten morgens stehen blieb.

Die ersten Bilder von der Katastrophe auf Martinique.

Phot. Gribayedoff.


Peter Müller, lyrischer Tenor.


Anna Sutter, Soubrette.


Karl Pohlig, Hofkapellmeister.


Helene Hieser, Altistin.


Hofrat August Harlacher, Regisseur der Oper.


Baron zu Putlitz, Intendant.


Elisa Wiborg, dramatische Sängerin.


Max Gießwein, heroischer Tenor.


Anna Reinisch, Koloratursängerin.


Wilhelm Fricke, Baryton.


Hugo Reichenberger, Hofkapellmeister.


Ingeborg Zinck-Junker, dramatische Sängerin.


Konzertmeister Singer, Erste Geige.


Johanna Schönberger, Altistin.

Zum Gesamtgastspiel der Stuttgarter Oper in Berlin.



1. Kußmaul. 2. Rinecker. 3. Schenk. 4. Thiersch. 5. Scanzoni. 6. Beetz.

Eine Erinnerung an Kussmaul: Mitglieder der naturwissenschaftlichen Gesellschaften Erlangen und Würzburg.

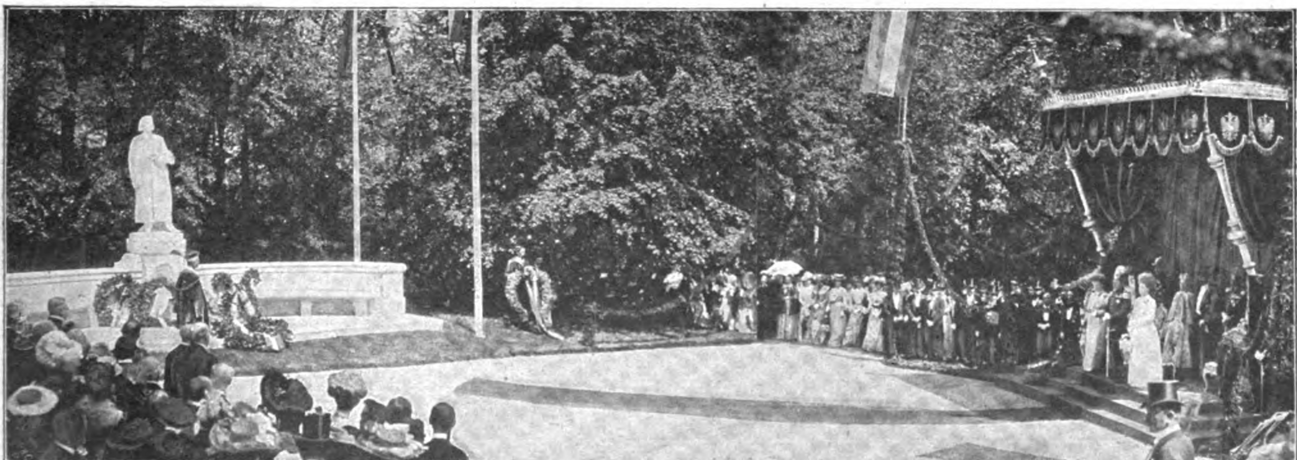
Aufgenommen im Sommer 1862 von Professor F. Gerlach



1. Prof. Thode. 2. Frau Prof. Thode. 3. Siegfried Wagner. 4. Frl. Timanoff. 5. Frau von Bronsart 6. Frl. H. Stahr. 7. Frl. A. Stahr. 8. Frau von Dignau. 9. Frl. A. Mandel. 10. Frl. M. Mandel. 11. Frau M. Dayas. 12. Felix Weingartner. 13. Eugen d'Albert. 14. C. Pohlig. 15. O. Leßmann. 16. Emil Sauer. 17. Bernh. Stavenhagen. 18. A. Reisenauer.

Von der Lisztfeier in Weimar am 31. Mai: Am Denkmal nach der Enthüllung.

Hofphot. Friedr. Hertel, Weimar.

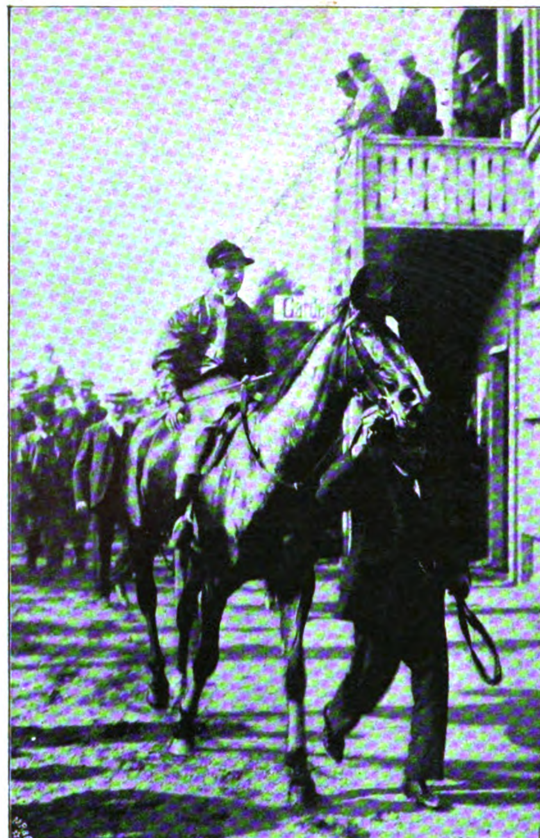


Von der Lisztfeier in Weimar am 31. Mai: Die Enthüllung des Denkmals durch den Grossherzog von Sachsen-Weimar.

Phot. Louis Held, Weimar.



Zum Sandenprozeß: Landgerichtsdirektor Heidrich.



Der große Preis von Hamburg: **Herren von Lang-Puchhof u. Schmieders Siegerin „Hutschachtel".** (Jockey Martin). Phot. A. Schaul, Hamburg.



Prof. Dr. Gustav von Mandry, Tübingen, † hervorragender Rechtslehrer.



Zum Sandenprozeß: Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel.



Prof. Dr Hugo von Meyer, Tübingen, † bekannter Strafrechtslehrer.



1. Generaldirektor Ballin. 2. Polizeidirektor Roscher. 3. Oberingenieur Vermehren. 4 Direktor Ecker. 5 Eisenbahnpräsident Jungnickel. 6 Bürgermeister Mönckeberg.

Von der Probefahrt des Doppelschraubenschnelldampfers „Blücher": Generaldirektor Ballin mit seinen Gästen.

Phot. A. Schaul, Hamburg.

Sturmgeläut.

Von Leonid Andrejew.

In Leonid Andrejew ist der russischen Litteratur, die so viele glänzende Talente aufzuweisen hat, ein neuer heller Stern erstanden. Mit einem Schlag ist Andrejew, der erst einen Band „Erzählungen“ herausgegeben hat, in die vorderste Reihe der zeitgenössischen russischen Schriftsteller getreten, und Publikum wie Kritik sind im Land des Zaren seines Lobes voll. Andrejew, ein Südrusse, lebt als Journalist in Moskau und gehört zu dem engeren Kreis junger Autoren, die sich um Maxim Gorki scharen. Wie dieser, trägt er das russische Hemd, und mit seinem feinen, scharfgeschnittenen Kopf und dem gedankentiefen, dunklen Auge repräsentiert er einen der ansprechendsten sarmatischen Typen. In seinem dichterischen Schaffen ist Andrejew durchaus originell, kein „Entdecker“ und „Enthüller“, sondern im innersten Wesen Poet, von durchaus ungewöhnlicher Gestaltungskraft, Meister in der Stimmungsmalerei, mit einer Vorliebe für düstere Stoffe und ungewöhnliche Situationen und darin stark an Edgar Allan Poe erinnernd. Die Skizze „Sturmgeläut“, die symbolisch die unheimliche russische Sommerplage der großen Feuersbrünste schildert, dürfte von Andrejews Eigenart ein charakteristisches Bild geben.

I.

In diesem heißen, unheilvollen Sommer brannte es überall im Land. Ganze Städte, Dörfer und Weiler wurden eingeäschert; die Wälder und Felder boten ihnen keinen Schutz mehr: widerstandslos ging der ungeschützte Wald selbst in Flammen auf, und wie ein rotes Tischtuch breitete sich der Feuerbrand über die ausgedörrten Wiesen aus. Am Tage verbarg sich die purpurrote, glanzlose Sonne in dem ätzenden Rauch, in der Nacht aber lohte bald da, bald dort am Himmel ein lautloser Feuerschein auf, schwang sich in stummem, phantastischem Tanz, und seltsame, unruhige Schatten von Menschen und Bäumen huschten wie geheimnisvolle Schlangen über die Erde. Die Hunde ließen nicht mehr ihr munteres Bellen vernehmen, das den Wanderer schon von Ferne zu rufen und ihm gastliches Obdach zu versprechen schien; sie heulten kläglich und langgedehnt oder drückten sich mürrisch schweigend in den Winkel. Die Menschen aber maßen sich gegenseitig mit mißtrauischen, erschreckten Blicken, wie böse Hunde, die einander nicht trauen, und sprachen laut von den geheimnisvollen Brandstiftern, die die Brände anlegten. In einem entlegenen Dorf hatten sie einen Greis erschlagen, der nicht angeben konnte, wohin er ging; und dann, wie er so dalag mit dem grauen, von dunklem Blut zusammengeklebten Bart, hatte er ihnen leid gethan, und die Weiber hatten Thränen vergossen um den Erschlagenen.

In diesem heißen, unheilvollen Sommer lebte ich auf einem Landgut, in einem Haus, in dem es viele alte und junge Weibsbilder gab. Am Tage arbeiteten und plauderten wir und dachten nur wenig an die Brände, sobald aber die Nacht anbrach, befiel uns der Schrecken. Der Besitzer des Gutes fuhr häufig nach der Stadt; dann schliefen wir ganze Nächte lang nicht, streiften ängstlich zwischen den Gutsgebäuden umher und suchten nach Brandstiftern. Eng aneinander geschmiegt, schlichen wir daher und sprachen nur flüsternd, die Nacht aber war so unheimlich still, und die Gehöfte ringsum erschienen als dunkle, befremdliche Massen. Sie schienen uns unbekannt, als hätten wir sie nie vorher gesehen, und so hinfällig, so wenig dauerhaft, als erwarteten sie bereits die Brandfackel und hätten gar nichts dagegen, daß man sie in Asche legte. Einmal sahen wir durch einen Riß in der Wand vor uns etwas Helles blinken. Es war der Himmel, wir aber dachten, es sei Feuer, und die Frauen stürzten schreiend auf mich zu, der ich damals noch fast ein Knabe war, und baten mich, sie zu schützen.

... Und dabei stockte mir selbst vor Angst der Atem in der Kehle, und ich konnte mich nicht von der Stelle rühren ...

Bisweilen verließ ich mitten in der Nacht mein heißes, zerwühltes Bett und stieg durchs Fenster in den Garten. Es war ein alter, majestätisch-finsterer Garten, der auf den lautesten Sturm mit einem zurückhaltenden, dumpfen Getön antwortete; unten, auf seinem Grund, war es dunkel und todesstill, wie auf dem Boden eines Abgrunds, oben aber, in seinen Wipfeln, ließ sich ein undeutliches Rauschen und Brausen vernehmen, das wie ein fernes, ernstes Gemurmel klang. Ganz leise und still, als wollte ich jemand entschlüpfen, der auf den Zehen hinter mir herschlich und über meine Schulter hinweggrinste, schlich ich bis ans Ende des Gartens, wo auf einer Erhöhung der Zaun sich hinzog, hinter dem die Felder und Wälder sich dehnten und im Dunkel verborgen die Bauerndörfer lagen. Die hohen, düsterschweigsamen Linden wichen mir seitwärts aus, und zwischen ihren dicken, schwarzen Stämmen erblickte ich durch die lichten Lücken im Geäst und die Spalten des Zaunes etwas Schreckliches, Ungewöhnliches, das mein Herz mit qualvoller Unruhe erfüllte und mich erbeben ließ. Ich sah den Himmel, aber nicht den dunklen, ruhigen Himmel der Nacht, sondern rosig, wie er niemals, weder am Tage noch zur Nachtzeit zu sein pflegt. Die mächtigen Linden standen ernst und schweigend, wie Menschen, die etwas erwarten, und immer unnatürlicher wurde die rosige Färbung des Himmels, und in purpurnen Schauern huschten unheimliche Reflexe von der brennenden Erde zu seiner Wölbung empor. Geballte Rauchsäulen stiegen langsam auf und verschwammen am Himmel, und darin, daß sie so schweigsam waren, während unten alles barst und knisterte, und daß sie so gelassen und feierlich blieben, während unten alles ruhelos hin und her jagte — darin eben lag, wie in der rosigen Färbung des Himmels, das Unnatürliche und Schauerlich-Rätselhafte.

Als ob sie aus dumpfem Brüten erwachten, begannen die hohen Linden plötzlich alle zugleich zu flüstern, verstummten dann ebenso plötzlich und verharrten lange in düsterem Schweigen. Unheimlich still war es rings um mich. Weit hinter mir lag das Haus, wie aufhorchend in banger Erwartung, voll geängstigter Menschen; links und rechts von mir standen gleichsam lauschend die Linden, und vor mir wogte lautlos der rosenrote Himmel, wie ich ihn weder am Tage noch zur Nachtzeit je gesehen.

Und weil ich ihn nicht ganz sah, sondern nur in Stücken, durch die Zwischenräume zwischen den Aesten und Stämmen, erschien er mir noch schauerlicher, noch unbegreiflicher.

2.

Es war Nacht, und ich lag in unruhigem Halbschlummer in meinem Bett, als ein dumpfer, jäh abgebrochener Ton an mein Ohr klang: er schien aus dem Boden zu kommen, drang in mein Hirn ein und legte sich darin fest wie ein runder Stein. Ein zweiter Ton folgte, ebenso jäh und dumpf, und ich empfand eine Schwere im Kopf und einen Schmerz, als wenn in dicken Tropfen geschmolzenes Blei hineinflösse. Die Tropfen bohrten und brannten sich mir tief ins Hirn; es wurden ihrer immer mehr, und bald prasselten sie als ein dichter Regen von jähen, ungestümen Tönen durch meinen Schädel.

„Bam! Bam! Bam!" rief aus der Ferne irgendein riesiger, starker, ungeduldiger Jemand.

Ich öffnete die Augen und begriff sogleich, daß es Sturmgeläut war, und daß das Nachbardorf Slobodischtschi brannte. Das Fenster war geschlossen, und es war dunkel in meinem Zimmer, aber ich hatte den Eindruck, als seien Wände und Decke zurückgewichen, als sei der ganze Raum samt seinen Möbeln, Bildern und Blumen durch das schauerliche Rufen auf die Straße gelockt worden.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich in meine Kleider hineinkam, und ich weiß nicht, warum ich allein zum Feuer lief und nicht mit den andern. Entweder hatten sie mich vergessen, oder ich dachte nicht daran, daß sie existierten. Das Sturmgeläut rief so beharrlich und dumpf, als ob die Töne nicht aus der durchsichtigen Luft niederschwebten, sondern aus der dichten Masse der Erde hervorkämen — und so lief und lief ich.

An dem rosig schimmernden Himmel über meinem Kopf waren die Sterne erblaßt, und im Garten war es seltsam hell, wie es darin weder am Tag noch in klaren Mondnächten zu sein pflegte. Und als ich an den Zaun kam, blickte auf mich durch die Lücken zwischen den Bäumen etwas Grellrotes, Unruhiges, verzweifelt Hin- und Herwogendes nieder. Die hohen Linden waren wie mit Blut übergossen, und ihre runden Blätter sträubten sich bebend empor und lispelten ängstlich, aber man vernahm ihre Stimme nicht über den kurzen, kräftigen Schlägen der wuchtig schwingenden Glocke. Jetzt klangen die Glockentöne hell und scharf und flogen mit wahnsinniger Eile durch die Luft, wie ein Schwarm von glühenden Steinen. Sie kreisten nicht gleich Tauben durch die Luft, wie die Töne des sanften Abendgeläuts, sie verhallten auch nicht in weicher Welle, wie das feierliche Gebetläuten — sie jagten gleichsam Hals über Kopf dahin, mit dem Ausdruck des Schreckens, als grimme Verkünder des Unglücks, die keine Zeit haben, rückwärts zu schauen.

„Bam! Bam! Bam!" dröhnten sie, mit unaufhaltsamem Ungestüm dahineilend, und die Starken überholten die Schwachen, und alle miteinander jagten durch den Himmelsraum, nieder zur Erde, die sie begierig einsog.

Ebenso schnurstracks, wie sie, stürmte ich über das weite Ackerfeld dahin, das in dem roten Widerschein matt erschimmerte, wie der Schuppenpanzer eines gewaltigen, schwarzen Ungeheuers. Ueber meinem Kopf, in schwindelnder Höhe schwebten einzelne grelle Funken leicht dahin, und vor mir breitete sich der schaurige Dorfbrand wie ein einziger riesiger Scheiterhaufen, auf dem Häuser, Tiere und Menschen zu Asche verglühten. Dort, hinter der unregelmäßigen Linie der schwarzen Bäume mit ihren teils runden, teils pikenartig spitzen Wipfeln, züngelte der blendende Flammenschein empor, bog stolz den Nacken wie ein sich bäumendes Roß, sprang hin und her, warf feurige Flocken zum schwarzen Himmel hinauf und beugte sich gierig zur Erde nach neuer Beute. In meinen Ohren tönte ein Brausen vom schnellen Lauf, mein Herz schlug rasch und laut, und mit ihm um die Wette pochten die regellosen Schläge der Sturmglocke mir gegen Kopf und Brust. Und es lag in ihnen so viel Verzweiflung, als ob nicht eine eherne Glocke dröhnte, sondern als ob das Herz der Erde selbst, der vielgeprüften, im Todeskampf hämmerte.

„Bam! Bam! Bam!" hallte es aus den Gluten der schrecklichen Brandstätte, und es schien kaum glaublich, daß diese gewaltigen, verzweiflungsvollen Rufe dem kleinen, gebrechlichen Kirchturm entströmten, der so ruhig und still erschien, wie ein junges Mädchen in einem rosa Kleid.

Ich stürzte zu Boden und fiel mit den Händen auf die trockenen Erdschollen, die unter meinen Händen zu Staub zerfielen; ich richtete mich auf und eilte weiter, und mir entgegen eilte das Feuer, eilten die rufenden Töne der Sturmglocke. Schon hörte ich das Knistern und Knirschen des Holzes, an dem das Feuer fraß, und vielstimmiges menschliches Geschrei, in dem Verzweiflung und Furcht das Grundmotiv bildeten. Und als das Schlangenzischen des Feuers eine Weile schwieg, tönte deutlich ein langgezogenes Stöhnen an mein Ohr: die Weiber waren es, die da jammerten, und das Vieh, das in panischem Schrecken brüllte.

Ein Sumpf hielt mich auf. Ein breiter, mit Schilf überwachsener Sumpf, der sich zur Rechten und Linken weithin dehnte. Ich ging ins Wasser, zuerst bis an die Knie, dann bis an die Brust, aber der Sumpf schien mich ganz verschlucken zu wollen, und so schritt ich ans Ufer zurück. Dort drüben, ganz in der Nähe, wütete das Feuer und warf Garben goldener Funken, die den feurigen Blättern eines gigantischen Baumes glichen, zum Himmel empor; im schwarzen Rahmen des Schilfrohrs und Rietgrases strahlte das Wasser des Sumpfes wie ein feurig lodernder Spiegel — und das Sturmgeläut rief, verzweifelt, in Todesqualen:

„Komm doch! Komm! Komm!"

3.

Ich lief am Ufer auf und ab, und hinter mir her lief mein schwarzer Schatten, und als ich mich zum Wasser niederbog, um seinen Grund zu erspähen, starrte mir aus dem schwarzen Abgrund das gespenstische Bild eines flammenden Menschen entgegen, und in den entstellten Zügen seines Gesichts mit dem wirr aufgesträubten, gleichsam von einer unheimlichen Gewalt zurückgestrichenen Haar vermochte ich mich selbst nicht zu erkennen.

„Was ist denn das? O Gott!" entfuhr es mir, während meine Hände sich wie bittend ausstreckten.

Die Sturmglocke aber rief. Sie flehte nicht mehr — sie schrie wie ein Mensch, sie ächzte und keuchte. Die Töne klangen chaotisch durcheinander, sie überstürzten sich, jäh, ohne Nachhall, ersterbend, erstehend und wieder ersterbend. Und abermals bog ich mich zum



Wasserspiegel hinab, und neben meinem Bild sah ich ein zweites feurig-gespenstisches Bild, hoch aufgerichtet, gerade und zu meinem Schrecken menschenähnlich.

„Wer ist da?" schrie ich auf und wandte mich um.

Dicht neben mir stand ein Mann und sah schweigend nach dem Feuer. Sein Gesicht war bleich, und auf seiner Wange klebte frisches, noch nicht geronnenes, im Wiederschein der Feuersbrunst grell schimmerndes Blut. Er war schlicht, nach Bauernart gekleidet. Vielleicht war er schon vor mir angelangt, vielleicht hatte auch ihn der Sumpf aufgehalten, vielleicht war er später gekommen — und ich hatte nur sein Kommen nicht gehört.

„Es brennt!" sprach er, ohne seine Augen von dem Flammenmeer abzuwenden. Der Reflex des Feuers spiegelte sich in ihnen, und sie erschienen groß und gläsern.

„Wer bist du? Woher kommst du?" fragte ich. „Deine Wange blutet!"

Mit seinen langen, mageren Fingern berührte er seine Wange, betrachtete dann die blutige Hand und starrte wieder nach dem Feuer.

„Es brennt," wiederholte er, ohne weiter auf mich zu achten. „Alles brennt."

„Weißt du nicht, wie man hier hinüberkommt?" fragte ich, zur Seite tretend; ich erriet, daß vor mir einer der vielen Unglücklichen stand, denen dieser unheilvolle Sommer den Verstand geraubt hatte.

„Es brennt," antwortete er. „O-ho-ho! Es brennt!" schrie er immer wieder und lachte, wobei er mich freundlich ansah und den Kopf schüttelte. Das jähe Geläut der Sturmglocke schwieg jetzt plötzlich, und lauter vernahm man das Prasseln und Knistern der Flamme. Sie bewegte sich, als ob sie lebte, und streckte wie ermüdet die langen Arme nach dem schweigenden Glockenturm aus. Der schien jetzt ganz nahe zu sein, und auch höher schien er, und statt des rosa Kleides hatte er ein rotes an. Oben in der dunklen Oeffnung, in der die Glocke hing, erschien plötzlich ein schüchternes, stilles Flämmchen; gleich einer Kerzenflamme spiegelte es sich in dem Metallmantel der Glocke. Und noch einmal erbebte jetzt die Glocke, und ihr letzter, wahnsinnig-verzweifelter Aufschrei erschütterte die Luft; von neuem begann ich am Ufer auf und ab zu laufen, und hinter mir her lief mein schwarzer Schatten.

„Ich komme schon! Ich komme!" rief ich, gleichsam irgendjemand, der mich rief, zur Antwort. Der hochgewachsene Mensch aber saß ruhig hinter mir, hielt seine Knie mit den Armen umfaßt und sang, die Glocke nachahmend, mit lauter Stimme:

„Bam! .. Bam! .... Bam! ..."

„Bist du verrückt?!" schrie ich ihn an, er aber rief immer lauter und vergnügter:

„Bam! ... Bam! ... Bam! ..."

„So schweig doch!" bat ich ihn.

Doch er lächelte und sang weiter, wobei er den Kopf hin und her bewegte und das Feuer aus seinen gläsernen Augen wiederstrahlte. Er war noch entsetzlicher als das Feuer, dieser Wahnsinnige, und ich wandte mich ab und lief eilends am Ufer entlang davon. Kaum aber war ich ein paar Schritte weit entfernt, als plötzlich geräuschlos, ganz dicht neben mir, seine lange Gestalt in dem flatternden Bauernhemd auftauchte. Schweigend, wie ich selbst, eilte er dahin, mit langen Schritten, die keine Müdigkeit zu kennen schienen, und schweigend huschten neben uns her unsere schwarzen Schatten über den aufgewühlten Acker.

In Todesqualen keuchte die Glocke und schrie wie ein Mensch, der keine Hilfe mehr erwartet, für den es kein Hoffen mehr giebt. Wir aber hasteten stumm hinein ins Dunkel, immer gefolgt von unsern seltsam hüpfenden, gleichsam unser spottenden Schatten . . .

Etwas über Garten und Balkon.

Ein „eigener Garten", „Gartenbenutzung" oder „Balkon" ist für die meisten Menschen eine erfreuliche Sache. Leider aber sind, namentlich in den Großstädten, Gärten mit Lauben und Gartenbenutzung dünn gesät, sie verschwinden auch aus Berlin, wo es ihrer verhältnismäßig noch zahlreiche gab. Dafür ist man seit den achtziger Jahren auf den Ausgleich der „Balkons" gekommen, und selbst in volksreichen Stadtteilen, an Häusern mit kleinen Wohnungen, finden sich Balkons, die im Sommer wirklich ein Zimmer ersetzen und mit allerhand bunten Blumen und grünendem Rankengewächs geschmückt, einen gar freundlichen Anblick und Aufenthalt gewähren. Anders ist es natürlich in kleineren Städten, auf dem Land! Dort ist der Garten noch das richtige Eldorado, man kann „im Garten leben".

Die Vorliebe für den Garten und den Gartenaufenthalt war allen Zeiten eigen, so sehr die Moden der Gartenanlagen auch wechselten. Unsere Urahnen schwärmten meist für die „Rasenbank", die vielfach in Liedern poetisch besungen wurde. Die Rasenbank als Lieblingsplatz der heimlich Geliebten, als Platz der endlichen Verlobung spielte eine große Rolle im Leben unserer sentimentaler fühlenden Großeltern. Die Rasenbank dürften wir in einem modernen Garten vergebens suchen, sogar die Lauben, vor zwanzig Jahren noch hochbeliebt, finden wir jetzt seltener. Die Naturbank wurde, schon aus hygienischen Gründen, arg angefeindet, bei kühlem Wetter, nach Regentagen, da konnte man sich einen entsetzlichen Rheumatismus holen. Die mehr oder minder hübsche, nicht weiß angestrichene schwere Holzbank trat an ihre Stelle oder noch lieber, weil haltbarer und dem Wetter trotzender, die Eisenbank mit oder ohne Holzsitz und Lehne. Natürlich standen diese schweren Bänke, zu denen sich der Bequemlichkeit wegen Tische und Stühle gesellten, fast immer fest auf dem einmal angewiesenen Platz, denn das Fortbewegen war, besonders für Damen, immer mit einigen Anstrengungen verknüpft. Auf Schönheit konnten sie außerdem auch keinen Anspruch machen. Dazu kam, da der Transport immer etwas umständlich war, daß die Möbel den Sommer über „draußen" blieben, Wind und Wetter ausgesetzt waren und dadurch natürlich leicht unansehnlich wurden oder zu kurze Zeit ihrem Zweck dienen konnten. Eine erste Aenderung brachten die Klappstühle, jene zusammenlegbaren, leicht transportablen sogenannten Triumphstühle, die ein gutes Teil bequemer waren. Unsere Zeit fordert ja von allen Gebrauchsgegenständen, daß sie mit der Zweckmäßigkeit auch möglichste Schönheit und hübsches Aussehen verbinden. Die Korbflechterei oder Rohrflechterei hat sich neuerdings zu einer wirklichen Kunst ausgewachsen. Welch ein Unterschied zwischen den Korbmöbeln unserer Großeltern, den höchstens zwei verschiedene Formen zeigenden „Lehnstühlen" und der Fülle des jetzt Gebotenen. „Braungelb" waren die Farben, die jene Möbel einförmig aufwiesen, während die modernen in den verschiedensten schönen kräftigen oder sanftgetönten Farbenstellungen prangen, mit und ohne Gold- und Bronzeverzierung. Dabei sind sowohl Sitze als Lehnen auf das allerbequemste eingerichtet. Für ältere Leute und für Kranke sorgt die neue Industrie der Gartenmöbel auch. Während man früher mit vieler Mühe für Großväterchen wohl den schweren „Ohrenstuhl" herausschleppen oder eine Bank mit allen erdenklichen Kissen und Decken auspolstern mußte, hat man heute wunderschöne, leicht transportable, mit bunter Kretonne bezogene Lehnstühle in den verschiedensten Formen.

Gegen diese Neuheiten stehen natürlich die früheren Holz- und Eisenmöbel tief im Schatten, wenn sie auch, namentlich wo sie während des Sommers „draußen" bleiben müssen, ihren Zweck erfüllen. Auch wo die Gartenmöbel ohne Aufsicht stehen müssen, sind sie mehr am Platz und wetteifern darin mit den schweren, aber immer schönen Parkmöbeln aus Natureichenholzwurzeln, die allerdings auf Bequemlichkeit keinen Anspruch machen können.

Eine „Laube" ist für zahlreiche Leute im Garten unentbehrlich, schon weil sie, gut gezimmert, mit festem Dach und schön bewachsen, Schutz gegen Sonnenstrahlen und kleine Regenschauer bietet. Jetzt ist das Gartenzelt vielfach anstelle der Laube getreten, und man kann nicht leugnen, daß es nicht allein hübsch, sondern auch höchst praktisch ist. Meist besteht es aus Säulen von T-Eisen, ist mit oben spitzzulaufendem rotgrau gestreiftem Drilldach und an allen Seiten mit ebensolchen Drillvorhängen versehen, die man nach Belieben öffnen und schließen kann. Der Boden wird mit einer hübschen bunten japanischen Matte belegt, wie sie auch auf Balkon und Veranda zur Anwendung kommen, kalten Füßen und Erkältungen sicher vorbeugend, und das erwählte Rohrmeublement hineingestellt, so daß ein allerliebstes Zimmerchen fertig ist. Reicht unser Kaffeetisch nicht aus, so kommt noch ein extra „stummer Diener" zur Verwendung, sind wir weit entfernt von Blumenbosketts, so stellen wir ein oder zwei längliche „Blumenkrippen", die mehrere blühende Blumentöpfe aufnehmen können, an eine oder zwei Zeltseiten auf.

Selbstverständlich sorgt die moderne Zeit mit ihrem erweiterten Verständnis auch für ausgiebige Erleuchtung. Mondschein ist zwar eine schöne Sache und, wie vor Zeiten, auch zum Spaziergang und besonders dem „verstohlenen Liebesgeflüster" noch recht erwünscht, aber er reicht doch nicht immer aus, abgesehen von der Zeit des Vollmonds. Da muß künstliche Erleuchtung herhalten, und zwar nicht nur die zu „italienischen Nächten" unumgänglich nötigen buntfarbigen Papierballons und Laternen, die ja, schaukelnd zwischen den Bäumen, sich recht hübsch ausnehmen, aber zur Erleuchtung beim Abendessen, zu einer Handarbeit oder zum Lesen nicht passen dürften. Neben den längst üblichen Windleuchtern, die einen guten Notbehelf bildeten, kann in einem Zelt sogar eine sehr geschmackvolle Nickelhängelampe zur Anwendung kommen, deren Zylinder, genau wie der der neuen Petroleumgartenlampen, oben gegen jeden Windhauch versichert ist und die, hell und gleichmäßig brennend, das Zelt taghell erleuchtet.

Man sieht also zur Genüge, wie die moderne Technik bestrebt ist, uns Leuten von heutzutage das Leben recht bequem zu machen, damit selbst auf Balkon oder Veranda und im Garten wir nichts entbehren, was wir im Wohn- und Eßzimmer gewohnt sind.





Ein Panzerschiff, in der atlantischen Dünung stampfend.
Von der oberen Kommandobrücke aufgenommen.

Geschwaderübungen.

Von Graf E. Reventlow, Kapitänleutnant a. D.

Hierzu 3 photographische Momentaufnahmen.

Schon mancher Badegast hat während seines Aufenthalts in Zoppot oder Heringsdorf sich den Kopf zerbrochen, zu welchem Zweck die Panzergeschwader stundenlang die sonderbarsten Kreise und Kringel beschreiben, bald rasch, bald langsam die Wasserfläche durchschneiden, bald eine lange Linie bilden und im Gänsemarsch hintereinander herlaufen, bald sich zu einem kompakten Block zu formieren scheinen. Die biederen Bootsleute am Strand mit dem ehrlichen, echt seemännischen, wettergebräunten Antlitz und dem fein entwickelten Organ, das man gemeinhin als Geschäftssinn bezeichnet, pflegen auf die interessierten Fragen zu antworten: „Ja, die manövrieren!" Dann, wie wir aus Seegeschichten den echten Seemann kennen, schleudern sie aus dem linken Mundwinkel einen gelbbraunen Strahl und versinken in tiefes Schweigen. Der Badegast ist orientiert und sagt: „Ach soo!" —

Man muß zugeben, daß es dem Laien wirklich unmöglich ist, sich bei den aus der Ferne gesehenen Uebungen eines Geschwaders annähernd ein Bild zu machen, worauf es ankommt und wo die Schwierigkeiten liegen, die ein so angestrengtes und dauerndes Ueben erforderlich machen. Bei einer Kompagnie Soldaten sieht jeder das Wo und Wie und vor allem auch die Anstrengung; Arme, Beine, Lungen und die Redewerkzeuge — wenn auch diese nur der Vorgesetzten — sind beständig in Bewegung, und die „Handlung" ist nicht zu verkennen. Die großen Panzerschiffe dagegen haben aus der Ferne gesehen etwas Indifferentes, und ihre Bewegungen erwecken den Eindruck, als ob weder Anstrengung noch ein Zweck vorhanden wäre.

Um diesen Zweck aufzufinden, müssen wir kurz auf die Endbestimmung des Kriegsschiffs zurückgreifen. Dieses soll ein feindliches Schiff kampfunfähig machen, und das Mittel hierzu bildet in allererster Linie die Artillerie, die also immer in eine Stellung gebracht werden oder sich in einer Lage befinden muß, in der möglichst viele Geschütze das feindliche Schiff beschießen können. Aus diesen beiden Anforderungen ergiebt sich zunächst die Notwendigkeit großer Fahrgeschwindigkeit und der Fähigkeit, schnell zu drehen (Manövrierfähigkeit), sowie des Panzerschutzes — alles in allem also das große, starkgepanzerte Schiff, das wir als Linienschiff zu bezeichnen gewohnt sind, weil es in der Kampflinie fechten soll; andere Schiffe, wie z. B. Kreuzer, sind zu schwach dazu.

Man kam bald dahinter, daß zwei Linienschiffe stärker waren als ein einziges, drei stärker als zwei u. s. w.,

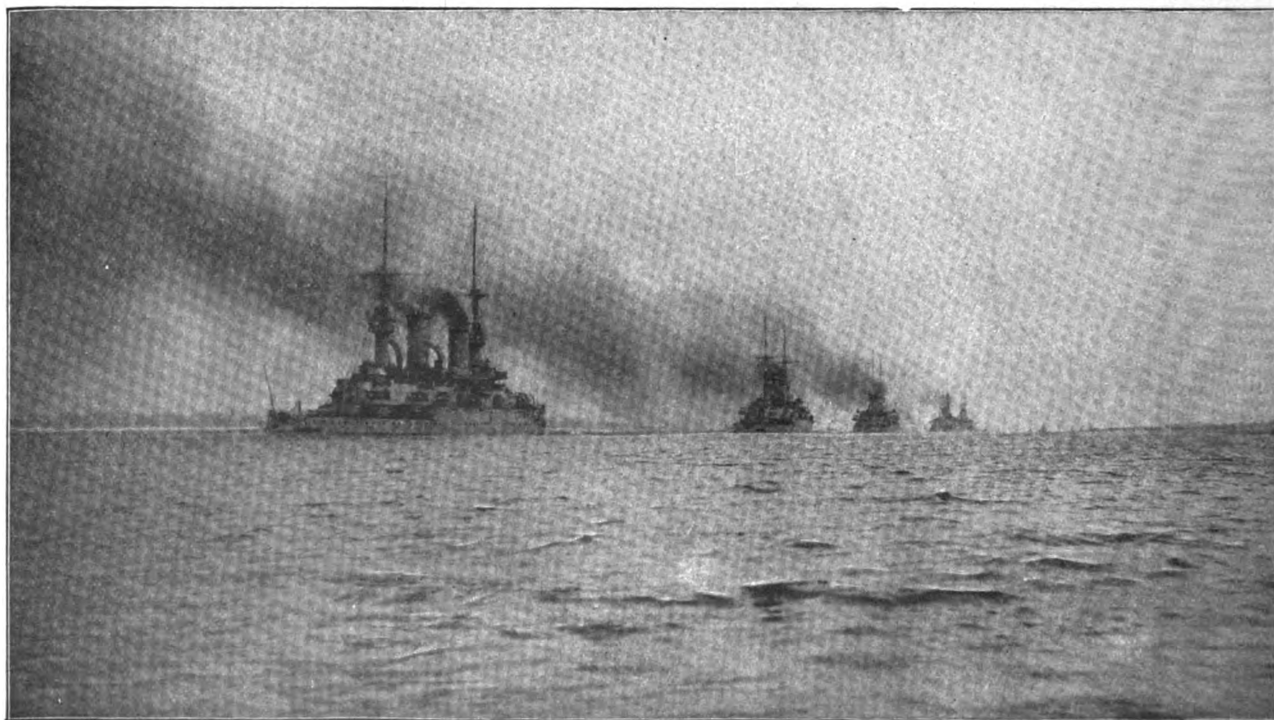
und wurde so ganz von selbst auf die Bildung von Geschwadern und Flotten hingeführt, die so viel Schiffe vereinigen, wie von einem einzigen Befehlshaber gut übersehen und geleitet werden können.

Damit ein Geschwader sein Geschützfeuer, möglichst auf den Feind konzentriert, zugleich abgeben kann, müssen die Schiffe so dicht wie möglich zusammenfahren, ebenso aus dem weiteren Grund, weil alle Bewegungen, wie Schwenkungen u. s. w., möglichst schnell ausgeführt werden müssen. Es leuchtet ein, daß je dichter zusammen die Schiffe, desto kürzer die Linie, desto rascher die Schwenkung: ein Eisenbahnzug mit zwei Wagen biegt schneller um eine Ecke als ein solcher mit zehn.

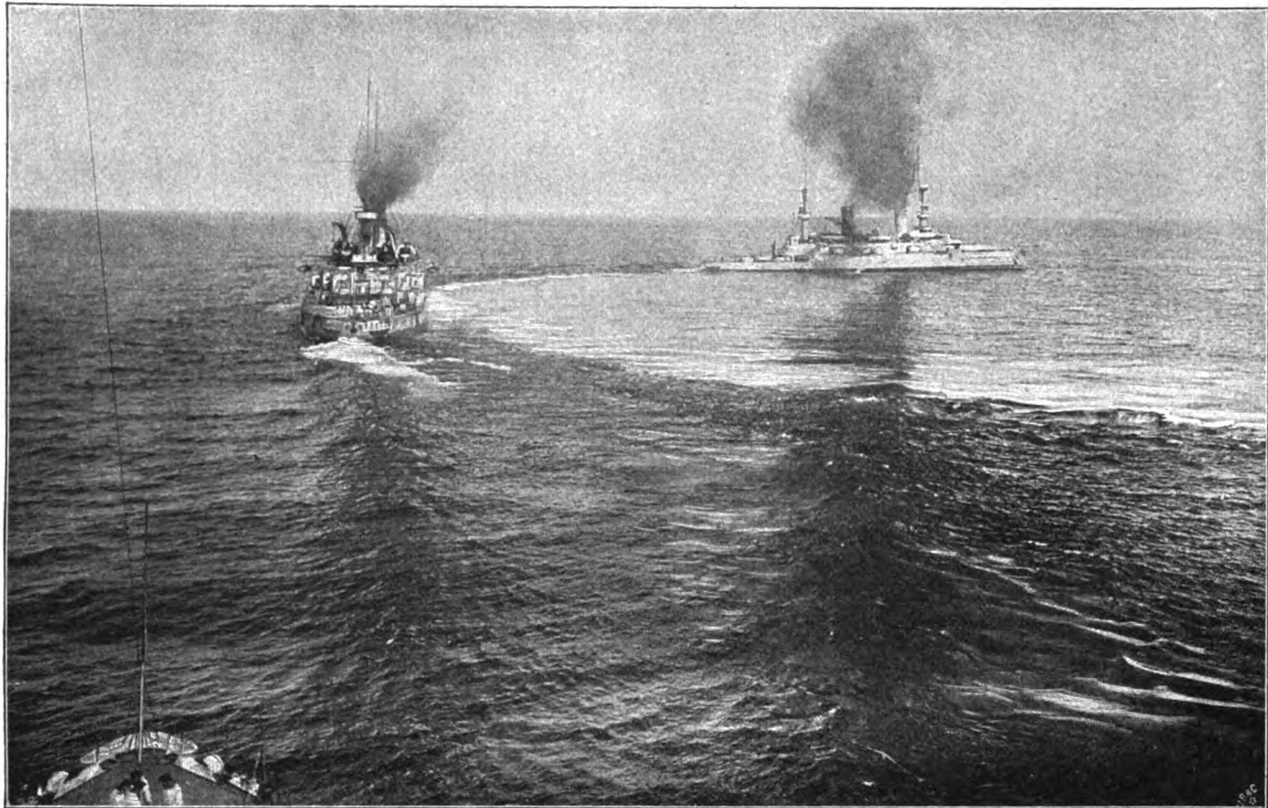
Um diesen Anforderungen zu entsprechen, ist eine absolute Gleichmäßigkeit aller Schiffe untereinander Bedingung, denn wenn z. B. ein Schiff langsamer läuft als befohlen, so entsteht die Gefahr, daß es von seinem Hintermann angerannt wird; dreht es langsamer als sein Vordermann, so kann es mit diesem kollidieren — kurz, es giebt tausend Möglichkeiten der Gefahr, wenn viele große Schiffe im Verband zusammenfahren, die nur durch Uebung zu relativen Unmöglichkeiten gemacht werden können. Diese Uebung betrifft in erster Linie die Seeoffiziere, die das Schiff durch ihre an die Maschine und das Steuerruder gegebenen Befehle lenken, und ferner das Personal, das die beiden letztgenannten Apparate bedient. Das Schiff selbst lernt nichts und scheidet nach erreichter Altersgrenze ebenso dumm aus der Marine aus, wie es vom Stapel in diese hineinlief — leider! hat schon oft ein gequälter Wachtoffizier oder ein nervöser Kommandant gedacht.

Da man nicht weiß, wo einst der Kriegsschauplatz sein wird, so ist es Prinzip, die Geschwader möglichst auf verschiedenen Meeren üben zu lassen, denn es ist ein großer Unterschied zwischen der flachen und nur kurze, kleine Wellen aufwerfenden Ostsee und der langen und hohen Dünung des Atlantischen Ozeans, die uns die Abbildung auf S. 1055 vor Augen führt. Die weite Fläche des Ozeans ist nie ohne Bewegung, und wenn auch die Oberfläche spiegelglatt ist, so besteht doch die sogenannte Dünung, eine durch lange, hohe Wellen verursachte langsame Auf- und Abbewegung des Wassers. In dieser schwankt und arbeitet auch das größte Schiff, und der Offizier muß unter diesen Verhältnissen sicher und richtig manövrieren. Prinz Heinrich, der in diesem Jahr wieder den schlagbereiten Kern unserer Flotte, das I. Geschwader, führt, hat stets einen ganz besonderen Wert darauf gelegt, daß die Grenzen der sogenannten heimischen Gewässer nicht die des Uebungsplatzes bilden. Offiziere und Mannschaften müssen unter allen Verhältnissen mit dem Schiff und dessen Waffen das Gleiche leisten, dazu gehört aber Seegewohnheit. Auch der Nichtfachmann wird verstehen, daß es bedeutend schwerer ist, mit den Kanonen zu treffen, wenn das Schiff in der Horizontalen oder Vertikalen heftige Schwankungen ausführt, wie es auch nicht leicht sein würde, von einem Karussell oder einer russischen Schaukel aus Tauben zu schießen. Unsere Marine ist ja genötigt, einen großen Teil des Mannschaftsersatzes der Landbevölkerung zu entnehmen, und diese schmecken auf solchen Uebungsfahrten meist zum erstenmal die köstliche Seekrankheit und lernen sie überwinden, was ja unbedingt erforderlich ist, denn ein Mann, der sich nicht gewöhnt hat, trotz der Seekrankheit seinen Dienst durchaus zu thun, würde in der Schlacht unter Umständen wenig leisten, und die Feinde sind nicht mehr so ritterlich wie im Mittelalter, daß sie dem einen Seekranken einen andern gegenüberstellten, was ja sonst ein hübsches Bild geben würde.

Diese größeren Uebungsfahrten bilden zugleich eine für die Linienschiffsbesatzungen ebenso seltene wie erwünschte Gelegenheit, ein bißchen Ausland, fremde Häfen und Menschen zu sehen. Jedoch darf man nicht glauben, daß die Reise, von der das erste Geschwader



Das Panzergeschwader fährt in Kiellinie.
Phot. Karl Speck, Kiel.



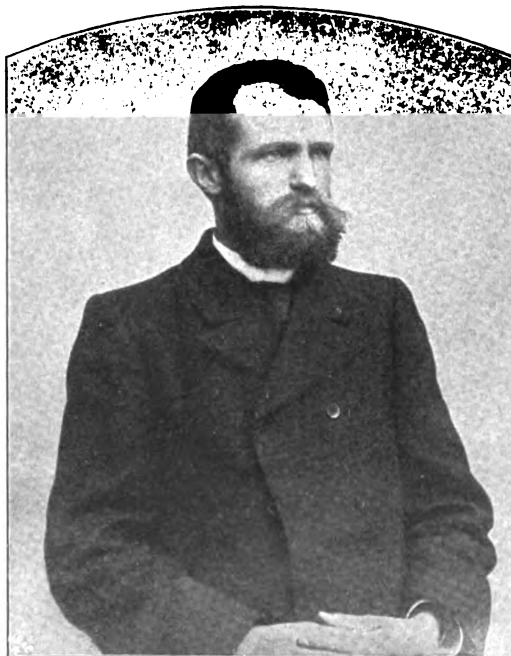
Manövrierübungen: Eine Schwenkung.

nunmehr zurückgekehrt ist, eine Repräsentation in englischen Häfen zum Ziel gehabt hat; der Zweck ist vielmehr nur in den Uebungen selbst zu suchen, die, wie erwähnt, auch außerhalb der Heimat vorgenommen werden müssen. Das Anlaufen der Häfen ist nötig, um Kohlen und Proviant zu nehmen, ganz abgesehen davon, daß diese kurzen Pausen die wenigen Ruhepunkte für die Besatzung in der anstrengenden und arbeitsvollen Zeit bilden.

Beim Dichter des „Jörn Uhl".

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Ende der achtziger Jahre, als die moderne Richtung in der Litteratur sich eben Bahn brach, wanderte in den Straßen von Berlin N. oft ein junger Mensch mit Kollegienheft und Lehrbuch. Es war ein holsteinischer Student der Theologie, mit tiefliegenden blauen Augen, in denen ein gut Teil Schelmerei steckte, wenn sie lachten, und einem blonden Bärtchen auf der Oberlippe. Dieser junge Mann wird sich kaum jemals in eins der lärmenden Litteraturcafés verirrt haben, in denen damals junge Stürmer und Dränger die ganze deutsche Litteratur von oberst zu unterst kehren wollten. Wie wenige von diesen Reformatoren waren wirklich „echt"! Die meisten blieben in der Problem- oder Milieukunst stecken, oder sie schrieben Essays und Kritiken und waren mit



Gustav Frenssen.

allem durch, als in der Brust jenes blonden Friesen erst das langsame Reifen und Ringen nach seiner Lebensaufgabe begann. Dieser Friese wußte, was er wollte, und verstand es, zu warten. Als es aber an der Zeit war, da rückte er seinen Stuhl an den Schreibtisch und schrieb, erst „Die Sandgräfin", dann „Die drei Getreuen" und schließlich den Roman „Jörn Uhl", der den Namen des Verfassers mit einem Schlag bekannt machen sollte.

Gustav Frenssen ist der Sohn eines Tischlermeisters aus dem Dorf Barlt in Süderditmarschen. Dieses Ditmarschen ist ein ergiebiges Land gewesen für Deutschlands Dichtkunst; Friedrich Hebbel, Theodor Storm und Klaus Groth stammen daher. Seltsam, daß der Primaner Frenssen in Husum just in der

Stube wohnte, in der Storm seine Novellen geschrieben hat. Auch die Vorfahren unseres Dichters sind eingesessene Ditmarschen gewesen. Arbeiter waren sie und Handwerker, aber auch einige geistliche Herren und ein Landvogt waren darunter. Uebrigens gilt da oben in Ditmarschen der Mann mehr als der Stand. Das kommt aus früher Freiheit und gemeinsamen Kämpfen, da einer sich auf den andern verlassen mußte.

„Mein Vater," so sagte mir Frenssen, „war immer voll guter Hoffnung und hielt den Kopf oben, während meine Mutter mehr scheu war und wenig unter Menschen ging und viel sorgte." Frenssens Mutter schläft schon seit fünf Jahren auf dem Kirchhof, der an das Pfarrhaus von Hemme stößt, aber der rüstige Vater darf noch seines Sohnes Ruhm erleben. Er ist ein frischer Mann, 75 Jahre schon, aber unangefochten vom Alter. Mit spärlichen Mitteln hat er vier Kinder in gute Lebensstellungen hinein erzogen.

Die ersten dreizehn Jahre verbrachte Gustav Frenssen in seinem Heimatdorf und besuchte dort die Dorfschule. Dann bezog der Knabe das Gymnasium in Meldorf und später die Prima in Husum. Darauf kam die Universität Tübingen mit viel Wandern und Träumen, Berlin N. mit seinen hohen Steinmassen, zwischen denen dem Feld- und Waldgewohnten gewiß manchmal bang wurde, und endlich die Landesuniversität Kiel, wo viel Fleiß entwickelt und Examen gemacht wurde.

Seit dreizehn Jahren im Pfarramt, wohnt der Dichter seit einem Jahrzehnt in Hemme in Norderditmarschen in einem uralten, strohgedeckten Pastorat. Das Haus liegt ebenso wie die nahe Kirche mit dem roten Ziegeldach auf einer Wurt. Das ist ein aufgeschütteter Erdhügel, den die Ahnen in alten Zeiten mühsam zusammenkarrten, damit das Meer, wenn es in der Flut heranbrüllte, nicht ihrer Hände Werk verschlänge. Dieses Pfarrhaus, das unser Bild zeigt, steht schon seit über 450 Jahren, und ehedem hat es katholischen Mönchen zur Wohnung gedient.



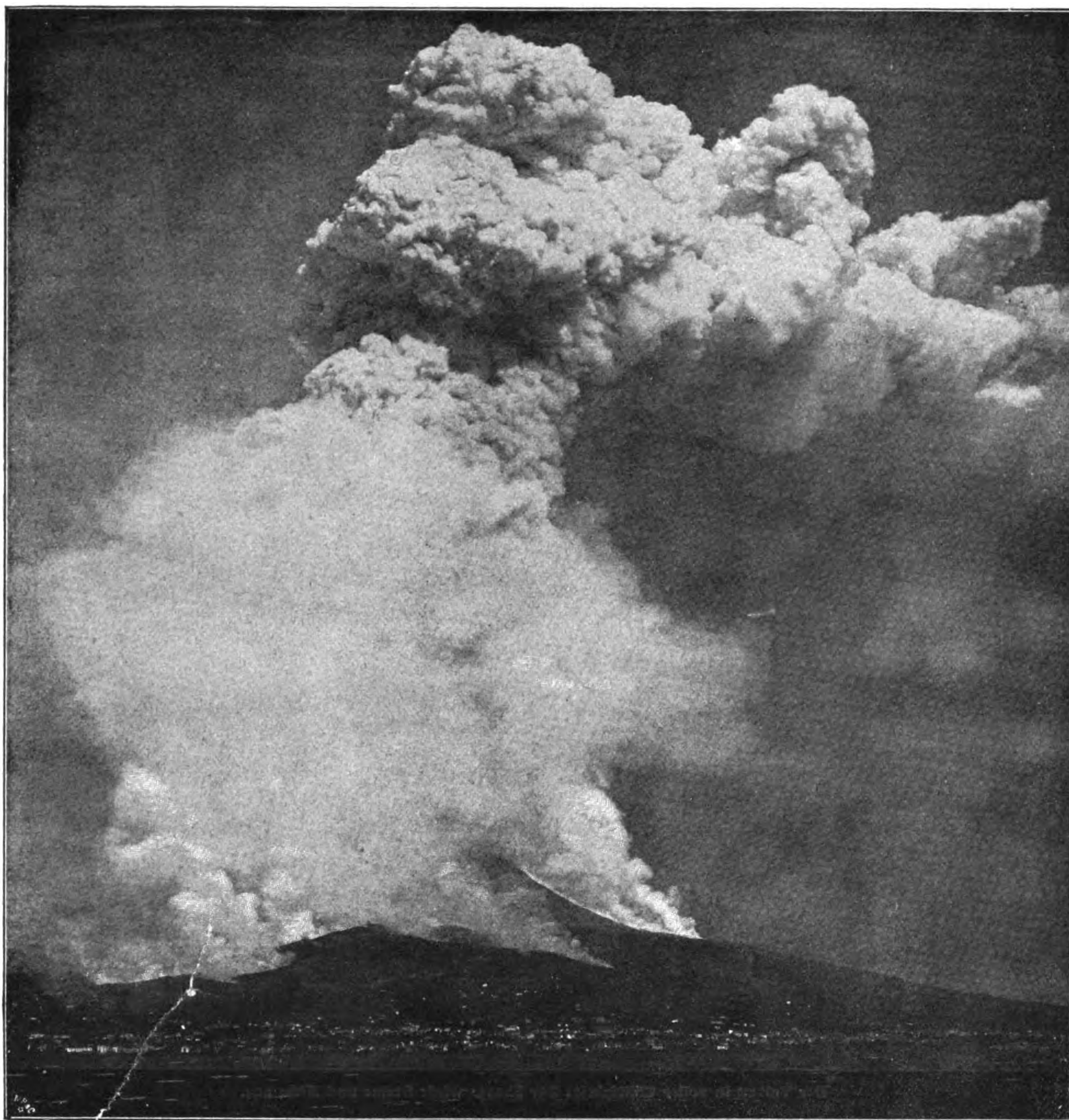
Das Pfarrhaus zu Hemme in Norderditmarschen, Wohnsitz des Pastors Frenssen.
Photographische Aufnahme.

Die Fenster der „Amtsstube" des Pastors, die zugleich Arbeitszimmer des Dichters ist, gewähren einen weiten Blick über freies Feld; und wenn die Sonne auf den üppigen Wiesen liegt, ist dies wohl ein beneidenswerter Platz, da das Auge, wenn es ermüdet ist, sich neue Stärkung am saftigen Grün da draußen holen kann.

Und neben dem blonden, frischen Mann, der in seinem Ueberrock und der blauen Schirmmütze eher den Eindruck eines Landmanns macht als eines Poeten, waltet eine schlanke, liebliche Frau, die ihrem Dichter eine tapfere Gehilfin im Schreiben und Beraten und Urteilen ist. Frau Frenssen ist der eigentliche Sekretär ihres Mannes. Sie liest treu die vielen Bücher, die aus allen Enden der deutschen Erde eingehen, und fertigt Abschriften und beantwortet Briefe und schneidet Kritiken aus — kurz, sie hilft, wo sie kann.

Der „Jörn Uhl" hat dem Dichter schon viel Anerkennung eingetragen. Und wahrlich, Frenssen spendet in diesem wunderbaren Buch fortwährend mit vollen Händen. Aus diesem einen Roman hätte ein haushälterisches Talent ein halbes Dutzend Romane gemacht und vielleicht noch einige Novellen dazu. Ich durfte einen wunderschönen Brief von Paul Heyse lesen, der den großen Reichtum des „Jörn Uhl" rückhaltlos und warm gelobt. Fast zu viel Fülle, meint Heyse, sei in dem Buch für einen Roman, es sei mehr ein Lebensbild. Und der Meister der Novelle schließt seinen Gruß, der aus dem sonnigen Gardone hinaufklingt ins nordische Marschdorf, mit dem freudigen Ausruf:

„Habemus poetam!" Theodor Rehtwisch.



Ein Ausbruch des Vesuvs: Eine Dampfsäule wird aus dem geöffneten Krater geschleudert.
Photographische Momentaufnahme.

Vulkanische Ausbrüche.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

ie furchtbare Katastrophe auf den Antillen, deren E… noch nicht abzusehen ist, drängt uns unwillkürlich di… rage nach der Anzahl und der Bedeutung der in E…a befindlichen thätigen Vulkane auf. Und da …rt es ein gewisses Gefühl der Beruhigung, wenn …iden, daß das europäische Festland, abgesehen von …ibedeutenden Monte Nuovo in den Phlegräischen … bei Neapel, nur einen einzigen thätigen Vulkan …eisen hat, den Vesuv, der aber allzuhäufig …Umgebung Verderben gebracht hat. In einer … glücklichen Lage befinden sich einige kontinentale Inseln im Mittelmeer, sowie Island und Jan Mayen, die verschiedene thätige Vulkane besitzen.

Der einzige Vulkan des Festlandes, der Vesuv, gehört zu den geschichteten, den Stratovulkanen, deren Kegel sich aus den erstarrten Eruptionsprodukten zusammensetzt, die aus vulkanischer Asche, Sand, Lapilli, wie der Neapolitaner die emporgeschleuderten Schlackenbrocken eckiger oder runder Form nennt, sowie den ausbrechenden glutflüssigen Gesteinmassen, der Lava, bestehen.

Für die Bildung der Stratovulkane ist die Nähe des Meeres Bedingung, denn durch den unterirdischen Zu-

tritt von Wasser zu der glutflüssigen Lava, das sofort in Dampf von ungeheurer Spannung verwandelt wird, steigt diese brausend empor; ein Teil wird hoch in die Luft geworfen, während ein anderer als Lavaflut aus dem Hauptkrater oder aus Seitenöffnungen, deren man am Vesuv etwa 30 zählen kann, herausbricht und, je nach der Flüssigkeit der Lava, rascher oder langsamer sich abwärts bewegt.

Zuweilen werden auch große Wassermengen, größtenteils in Dampfform, von dem Vulkan zum Himmel emporgeschleudert, die sich dort unter gewaltigen elektrischen Entladungen, einer ununterbrochenen Reihenfolge von Blitzen zu Wasser verdichten, im Platzregen herniederströmen und sich als Schlammfluten von den Abhängen des Vulkans herabwälzen, wobei sie große Mengen von Asche und Lava mit sich fortreißen.

Durch solche Schlammfluten und nicht durch Aschenregen oder Ausbrüche feuerflüssiger Lava scheint auch Herkulanum im Jahr 79 n. Chr. untergegangen zu sein, die feste Lavadecke stammt erst aus späterer Zeit; Pompeji dagegen hat hauptsächlich durch Aschen- und Steinregen, weniger durch Schlammfluten seinen Untergang gefunden. Welche Massen der Vesuv bei dieser Eruption ausgeworfen hat, geht daraus hervor, daß die Decke, unter der Pompeji begraben wurde, eine durchschnittliche Mächtigkeit von 6 Metern besaß und an manchen Stellen mehrere Meter die höchsten Gebäude überragte.

Nach Scrope sind vulkanische Paroxysmen, Ausbrüche größter Heftigkeit des Vesuvs, in den Jahren 79, 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1139, 1306, 1631, 1760, 1794, 1822 erfolgt. In der langen Pause zwischen 1306 und 1631 hatte der Vesuv nach der von dem Italiener Buccini niedergeschriebenen Beschreibung gänzlich das Aussehen eines feuerspeienden Berges verloren; die Asche und die Schlacken an der Oberfläche des Kegels hatten sich zersetzt, die Wände des Kraters waren eingestürzt und alle Spuren der einstigen Feuerwirkung verschwunden. Der ganze Kegel war mit mächtigen Bäumen bedeckt, und selbst im Krater wuchsen Steineichen, Eschen und Kastanien. Der Vulkan, der so häufig die Ursache furchtbarer Verheerungen gewesen war, schien erloschen zu sein; niemand dachte daran, daß ihm noch vom Vesuv Gefahr drohen könne. Doch es war ein verhängnisvoller Irrtum, denn im Dezember des Jahres 1631 fand, ein-



Der Vulkan in voller Thätigkeit: Der Krater wirft Steine und Asche aus.

geleitet von nach und nach stärker werdendem Erdbeben, ein Ausbruch von solcher Heftigkeit statt, daß 3000 Menschen dabei getötet und mehrere der umliegenden Orte völlig zerstört wurden.

Auch in den letzten Dezennien sind verschiedene heftigere Eruptionen des Vesuvs zu verzeichnen, so am 26. August 1872. Diese Katastrophe stellte sich ganz überraschend, ohne vorhergehende stärkere Erd[illegible]ben, ein. Es erfolgten plötzlich starke unterirdische Exp[illegible]uen, die sich wie das Feuern einer schweren Bat[illegible]ide [illegible]ein[illegible]hörten. Dann barst der Kegel des Vulkans au[illegible]e F[illegible]der, eine Dampfsäule, die die Höhe von 5000 [illegible]uro[illegible]wa[illegible]reichte, wurde zum Himmel emporgeschleud[illegible]gewäl[illegible] Bu[illegible]e ungeheure Menge glutflüssiger Lava stü[illegible] wir fi[illegible]nd den Rissen des Kraters hervor. Unser Bild [illegible] dem u[illegible]s dem diesen Moment wieder; die gewaltige D[illegible] Felder[illegible]chdorf, sich bei ruhiger Luft schirmartig ausbre[illegible] aufzun[illegible] jüngere Plinius im Jahr 79 ihre Forn[illegible] seiner [illegible]htwisch. vergleicht, wird vom Wind seitwärts [illegible] weniger[illegible]



Dämpfe und Lavafluten brechen aus einem Seitenkrater.

Nach der Katastrophe: Der Lavastrom in seiner Erstarrung.

Ein Teil der aus dem Krater hervorbrechenden Lavamassen bahnte sich einen Weg zwischen den am Nordwestabhang gelegenen Dörfern Massa und St. Sebastiano hindurch, zerstörte einen Teil der beiden Ortschaften und bedeckte weithin das Land, Kulturen und Wohnstätten vernichtend. Auf dem obenstehenden Bild ist die zackig-zerrissene Struktur dieses Lavastroms nach seiner Erstarrung, hinter dem einige Gebäude des Dorfs St. Sebastiano sichtbar sind, sehr deutlich zu erkennen.

Das Bild S. 1060 giebt den Vesuv im Zustand der Eruption im Mai 1881 wieder. Wir sehen hier weniger Dampfentwicklung, als große Mengen von Steinen und Asche, die emporgeschleudert entweder in den Krater zurückfallen oder auf die Abhänge des Eruptionskegels niederstürzen und ihn immer höher auftürmen. Die Gewalt, mit der die Steine ausgeworfen werden, ist sehr bedeutend, denn sie erreichen durchschnittlich eine Höhe von 300—400 Meter, die Asche dagegen wird oft in Höhen von vielen Tausenden von Meter emporgetragen. Das Bild S. 1061 giebt schließlich eine Form wieder, die der Krater nach der Eruption im September des Jahres 1890 hatte. Aber auch diese Form hat sich jetzt bereits durch die fortdauernde Thätigkeit des Vesuvs völlig verändert.

Dr. Hecker.



Sprüche.

Viel, was uns groß einst vorgekommen,
Ist bald verflackert und verglommen;
Viel, was man lachend einst verachtet,
Mit Rührung es der Greis betrachtet.



Wer von allen Menschen schlecht denkt, kennt sich selbst.



Was einer bei den Menschen gilt,
Ist eine Art Aushängeschild,
Das selten sagt, sehr oft verdeckt,
Was wirklich in dem Laden steckt.



Daß falsch ein Ziel, kannst du erkennen,
Siehst du die Menschen danach rennen.

Sirius.



Vom lasterhaften Beppo.

Skizze von Fritz Kaiser.

Ich wende mich mit meinem Kummer an die Gesamtheit der Hundebesitzer. — Ich weiß, daß alle unsere vierbeinigen Freunde in der Reichshauptstadt unter der Polizeisperre leiden; Schnurz, ein intimer Freund meines Beppo, ein reizender Dackel, weigert sich, überhaupt noch an der Leine die Straße zu betreten, er leidet an Kongestionen und schweren Träumen, wir fürchten um seinen Verstand; Murx, eine Art Stiefcousin Beppos, eine stämmige Dogge, entwickelt sich entschieden zum Raubbein, unter allen Tischen liegt er und amüsiert sich damit, plötzlich, wenn die Lampe oder der Kaffee auf die Tafel gestellt wird, ganz langsam, gähnend und sich streckend aufzustehn und den Tisch mit seinem gewölbten Buckel ins Wackeln zu bringen; es ist ja klar: alle Erziehung geht unter dem Druck verloren, die beste Kinderstube wird in Frage gestellt, ganz abgesehn von der Gesundheit und vom Behagen unserer lieben Hunde. Und nun gar Beppo ... Doch ich will Ihnen erzählen: Beppo ist ein famoser weißer Terrier, schnittig, rassig, behende wie ein Wiesel. Aber er hat ein Laster. Er buddelt. Das ist seine größte Wonne; wo er geht und steht, muß er nach Mäusen, Maulwürfen, Ratten, nach gar nichts scharren, er buddelt, um zu buddeln. Diese schlimme Neigung nun vergiftete zu Anfang ein wenig unsere Freundschaft, denn Beppo hatte binnen acht Tagen unsern Garten um und um gegraben, er hatte weder Vergißmeinnicht, noch Kopfsalat und am allerwenigsten das Spargelbeet geschont. Da fühlte ich mich denn genötigt, energisch vorzugehen, obwohl Frau Dubberke, unsere Gärtnersfrau, meinte, man müßte ihm den Fehler mit Liebe abgewöhnen, sie verstehe sich auf Hunde, die Worte: Schlumps, Lump genügten, um ihn bei der Ehre zu fassen; Beppo, der daneben stand, senkte auch das Haupt und kniff den Schwanzstummel ein, sah aber doch dabei ziemlich duckmäuserig aus.

„Frau Dubberke," sagte ich, „mit dem Ehrgefühl ist das wohl nichts. Ich werde mal die Peitsche nehmen." Die Frau ging in ihre Kellerwohnung, steckte den Kopf unters Federbett, und ich unterhielt mich eine Weile ziemlich lebhaft mit Beppo.

Das half schließlich ... Einmal aber, als ich im Garten hinter einem dicken Baumstamm saß und las, kam Beppo sehr behende und fidel an, sah sich um, ohne mich freilich zu entdecken, dann noch einmal — und hast du nicht gesehn, fingen seine Vorderbeine zu buddeln an. Na warte, mein Söhnchen! Beppo schwelgte in der Erde, sie flog wie ein schwarzer Sturzregen gen Himmel, bis zu meinen Füßen her rollten die Krumen. Dann verschnaufte sich der Schlemmer, und schließlich scharrte er alles wieder zu, geschickt mit Vorder- und Hinterbeinen manövrierend, graziös wie das nur ein schnittiger Terrier kann; darauf besah er sich kritisch den dunklen Fleck, kratzte noch ein paarmal flüchtig darüber hin, ihm die letzte Feile gebend, stellte sich mit dem Rücken dagegen und wackelte mit dem Schwanzstummel —: ich? — ich habe nichts gemacht — ganz und gar nicht —! Der dunkle Fleck da? — Ich bin's nicht gewesen! Und dann trollte er sich vergnügt, immer mit dem Stummel wackelnd, davon, angenehm erschöpft durch den Genuß, bis er mich, auf ein Räuspern meinerseits, hinter dem Baum erblickte. Erst etwas Verblüffung, stärkeres Wackeln und schließlich stilles, sittiges, seelenruhiges Weiterschlendern dem Haus zu: „Ich hab nichts gemacht — absolut nicht, du mußt geträumt haben —!" Ich erzählte die Sache Frau Dubberke, und sie küßte Beppo und schwor, daß er nur aus Ehrgefühl, aus Reue und Scham das Loch wieder zugebuddelt habe: „Er kann es nich hören, wenn ich Schlumps sage." Mag sein, indessen ich griff wieder zu schärferen Repressalien.

Und siehe, es half. Der Garten lag nach einiger Zeit von früh bis spät sauber und unberührt da, und Beppo wandelte sittig und gelassen, wie ein Wesen, das seine Triebe bezwungen, auf den Wegen, roch an Krokus, Veilchen und Maiglöckchen und stand dann stillzufrieden an der Gartenthür und sah sich das Straßenleben an. Aber an jedem Nachmittag zwischen vier und fünf war er verschwunden.

„Frau Dubberke," sagte ich, „was ist das? Wo treibt sich der Bengel 'rum? Ich werde das Gefühl nicht los, als stecke er voller Tücken ..." Doch Frau Dubberke kniff die Lippen ein und zuckte die Achsel —: „Kann ich ihm nicht verdenken, wenn er tücksch wird. Es geht allens mit Güte zu machen."

Dagegen konnt ich nicht an, und da mir Frau Dubberke keinen Fingerzeig geben konnte, beschloß ich wieder Gewalt anzuwenden, ich sperrte ihn ein. Doch Beppo war immer fixer als ich, jeden Thürspalt benutzte er, um zu entwischen, und war er erst mal im Garten, dann war er auch mit einem Satz über den Zaun hin auf der Straße. Nichts half, nicht Liebe, nicht Prügel.

Eines Tags nun auf einem Spaziergang gelangte ich in eine neuangelegte Straße, in der sich Bauplatz an Bauplatz reihte, Kinder spielten, trostlose Rohbauruinen emporragten, überall lag dicker Staub von roten Mauersteinen, von aufgewühlter trockener Erde, schwere Steinwagen malten durch den Sand, die Kutscher schrien, die Pferde zitterten, und plötzlich sah ich auf einer kahlen Baustelle, wo lose Erde hoch aufgeschichtet lag, meinen Beppo mit seinem Freund Schnurz. Schnurz saß humoristisch, gleichmütig auf einem kleinen Erdgipfel und sah sich mit dem zynisch-ironischen Gesichtsausdruck des echten Dackels das Welttreiben an, Beppo aber war geschäftig. Man erkannte ihn kaum, in einer dichten Wolke von dunklem Staub sah man nur sein weißes Fell flimmern, sein Kopf, seine Brust steckten tief in der Erde, in einer wundervoll lockeren Erde; er buddelte,

rastlos, leidenschaftlich. Er blickte kaum einmal zu seinem Freund Schnurz hinüber, der weltverächtlich gähnte, und sofort fuhr Beppo wieder in seine herrlich tiefe Kute, und die Erde flog wieder auf, und der Schwanzstummel wackelte mit fieberhafter Schnelle.

Ich sah nach der Uhr, es war gleich fünf. Und richtig, als es fünf schlug, stieg Beppo aus dem Loch herauf, in dem er schließlich völlig verschwunden war, schüttelte sich, tänzelte vergnügt einen Augenblick herum, Schnurz gähnte, und dann schlenderten sie beide dicht nebeneinander gemächlich von dem Sandberg herab.

Als Beppo mich sah, war er schrecklich verlegen. Er blinzelte mich von der Seite an, versteckte den Stummel und drehte mir halb den Rücken zu.

„Ja, Beppo,“ sagte ich, „muß das sein? Schließlich ist es doch ein Laster, und wer weiß, was dir hier alles passieren kann, mein Sohn —“ ich sprach sehr freundlich, ganz wie Frau Dubberke es wünschte, doch Beppo wurde seine Verlegenheit nicht los; Schnurz aber, der mich gar nicht beachtete, da er an seinem eigenen Herrn vollauf genug hatte, trabte ruhig weiter mit wackelndem Behang und äußerst krummen Beinen, sah nur noch einmal flüchtig zurück, so über die Achsel hin, und damit mußte der Zyniker wohl etwas Bestimmtes gemeint haben, denn Beppo war wie der Wind hinter ihm her, und dann liefen die beiden mit gehobenen Schwänzen davon, es war, als ob sie lachten. Was sollte ich thun? Frau Dubberke stellte sich entschieden und entzückt auf Beppos Seite, „jedes Geschöpf muß seinen Spaß erleben!“ Und da wir nicht Zeit hatten, ihn zu chaperonnieren, bekam Beppo offiziell die Erlaubnis, zwischen vier und fünf nachmittags seinem Pläsier nachzugehn. Und das blieb so das ganze Jahr über, bis nun diese schreckliche Hundesperre ins Land gekommen ist.

Da war es aus mit dem Buddeln . . . Wir legten Beppo an die Leine, da er entschiedene Lust zum Auskneifen verriet, doch er biß sie durch — und war verschwunden. Der Scherz kostete mich einen Thaler, man hatte den Bummler aufgegriffen und eingesperrt. Ich legte Beppo an eine Eisenkette. Aber da fing er an zu fasten und wurde so dürr, daß er sich das Halsband mit der Kette abstreifen konnte, und er verschwand. Ich zahlte wieder einen Thaler und stellte nun dem lieben Beppo mit herzlichen Worten eine Ecke des Radieschenbeetes zur Verfügung; allein Beppo wollte nicht, der Garten war ihm heilig geworden, hier buddelte er nicht mehr; aber während wir noch miteinander parlamentierten, sah er sich um, kniff den Stummel ein und entwich über den Zaun . . .

Ich habe ihn bis heute nicht wiedergesehen. Im Asyl ist er nicht, die Dubberke kommt jeden Morgen kopfschüttelnd und mit verschwollenen Augen von dort zurück: „Se haben ihn jewiß gleich umgebracht . . . !“

So warten wir nun schon vierzehn Tage. Die Dubberke spricht nicht mehr. Meine Hoffnung wird auch still. Armer Beppo . . .

Die Bremer Baumwollbörse.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.



Die Baumwollbörse in Bremen.
Phot. R. Stickelmann.

Ein mächtiges, palastartiges Gebäude, das einzig und allein dem Handel mit Baumwolle dienen soll, ist jüngst in Bremen unter der sachverständigen Leitung des Architekten Poppe als „Baumwollbörse“ errichtet worden. Bremen ist nächst Hamburg der größte Baumwollenmarkt in Deutschland; hier gelangt die Baumwolle, zuerst als Rohprodukt oder in Rohgeweben, aus den überseeischen Ländern zur Einfuhr. Der Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Ostindien und Aegypten sind die Länder, die in erster Linie Baumwolle erzeugen und zum großen Teil auch gleich an Ort und Stelle zu Rohgeweben verarbeiten lassen. Daneben liefern die Länder am Kaukasus Baumwolle. Die Bremer Baumwollbörse ist eine ähnliche Einrichtung wie die Produktenbörsen in den verschiedenen Großstädten; hier wird die Ware auf den Markt geworfen, und, wie überall, so regelt auch hier die Nachfrage im Verhältnis zum Angebot, und umgekehrt, den Preis der Baumwolle. Je nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der produzierenden und konsumierenden Länder steigt oder fällt sie im Preise. Das vornehmlichste Geschäft der Bremer Börse ist die „Arbitrage“: die Baumwolle wird „arbitriert“, d. h. es wird geprüft, ob die gelieferte Ware der Probe, auf Grund deren der Kauf erfolgt ist, an Gehalt und Wert entspricht. Ständige Kommissionen, die ihren Sitz im Handelspalast selbst haben, entscheiden als kaufmännische Schiedsgerichte über etwaige Differenzen. Die Produktion der Baumwolle und namentlich der Rohgewebe hat in dem letzten Jahrzehnt sehr zugenommen; die südlichen Staaten von Nordamerika allein haben in diesem Jahr schon 300 000 Ballen Baumwolle mehr exportiert als im Vorjahre. Der Baumwollverbrauch ist nächst Amerika und Großbritannien in Deutschland der größte; er betrug nach der letzten Statistik etwa 5 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung.



Der Kaiser Wilhelmplatz in Bremen mit dem Rathaus (links) und der Baumwollbörse.

Phot. H. Berghäger, Bremen.



Deutsches Gipfelturnen.

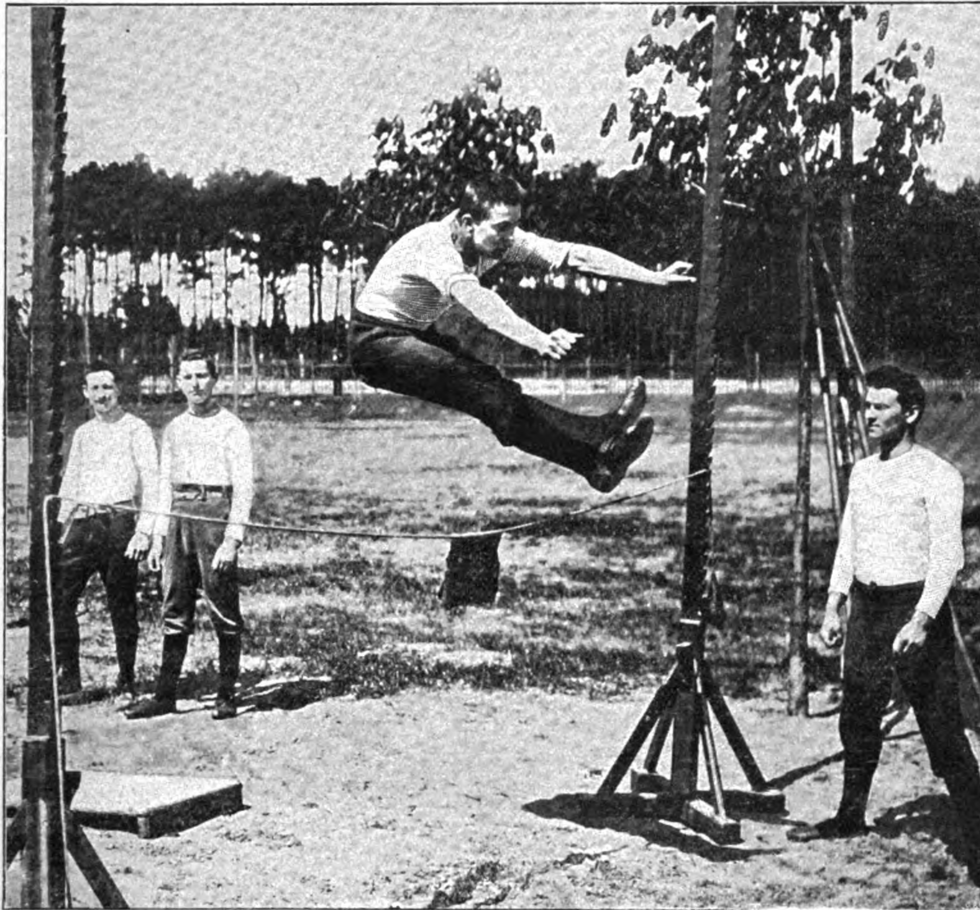
Von Dr. Otto Knörk.

Hierzu 5 Momentaufnahmen von W. Titzenthaler, Berlin.

Turnen oder Sport? — Diese wichtige Frage scheint neuerdings immer mehr zu Gunsten der Sportübungen des Radfahrens, Ruderns, der Schlag- und Stoßballspiele deutschen und fremden Ursprungs entschieden zu werden. Dem eigentlichen Turnen, insbesondere dem an den Geräten, wird mit Vorliebe und immer lauter nachgesagt, daß es nicht mehr zeitgemäß sei, daß es an den Körper übermäßige Anforderungen stelle, daß es den Geist nach angestrengter Arbeit nicht entlaste, daß Kautschukübungen und Heilgymnastik dieselben Dienste thäten.

Allerdings wohnt den meisten Sportübungen gegenüber dem Turnen eine mächtige, werbende Kraft inne. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der ihre verhältnismäßig einfachen Bewegungen erlernt werden, der mäßige Kraftaufwand bei ihnen, der ständige Aufenthalt in freier Luft mit fortwährendem Wechsel der Scenerie, die Möglichkeit eines freieren geselligen Verkehrs, auch mit dem andern Geschlecht, üben auf Außenstehende einen magischen Zauber aus, dem sie meist rettungslos anheimfallen. So hat das Radfahren mit elementarer Kraft alle Gesellschaftskreise vom Prinzen bis zum Arbeiter erfaßt, so schwingt in England der Lord ebenso sein Schlagholz wie der Straßenjunge. Was das Turnen jahrzehntelang nicht vermocht hat, das hat der Sport in seinen verschiedenen Abarten gleichsam spielend erreicht. Wie kann diesen so offenkundigen Vorzügen gegenüber das steifleinene deutsche Gerätturnen standhalten?

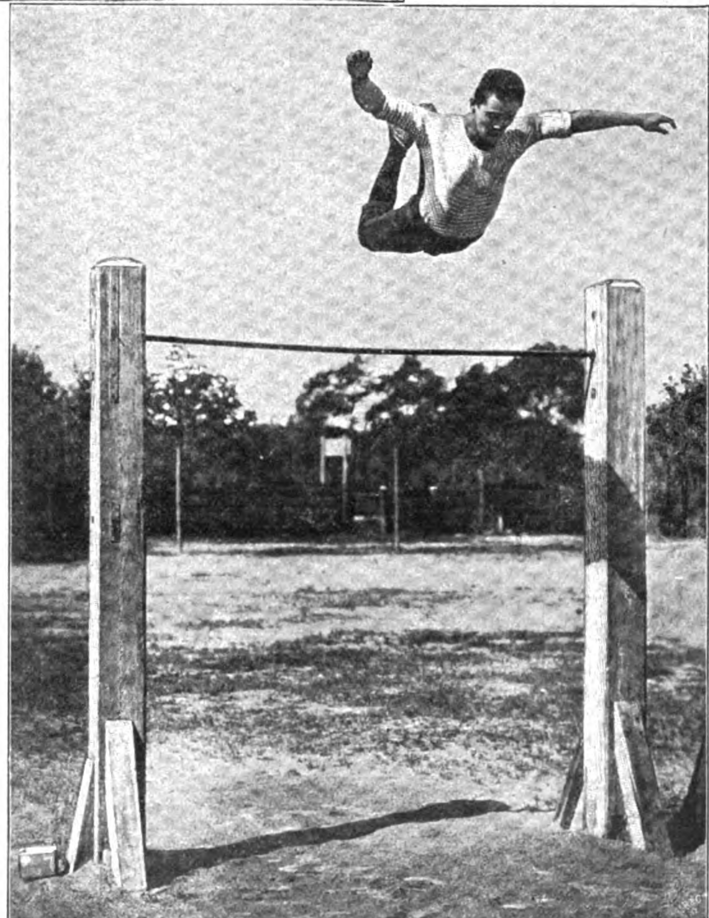
Wer es mit einer wahren Harmonie des Geistigen und Körperlichen im Menschen ernst meint, wer sich mit den physiologischen, ethischen und ästhetischen Vorgängen innerhalb der deutschen Turnkunst genauer befaßt hat, wer ihrer Bedeutung für das deutsche Volkstum gerecht wird, der wird ihr jenes so oft leichtfertig ausgestellte Armutszeugnis aus voller Ueberzeugung versagen. Während jeder Sport, sei es wegen der Einförmigkeit der Bewegung, die nur bestimmte Muskelgruppen in Thätigkeit setzt, sei es wegen der Beschränkung auf eine bestimmte Tages- oder Jahreszeit, wegen der Kostspieligkeit oder des Zeitaufwandes an einer gewissen Einseitigkeit leidet, nimmt das Turnen den


Weithochsprung über die Schnur.

u. a., leicht bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit der inneren Organe getrieben werden und zu Atemlosigkeit, Blutüberfüllung in den Lungen, Anhäufung von Ermüdungsstoffen in den Muskeln führen. Die konzentrierteste Form der Leibesgymnastik sind die Kraft- und Geschicklichkeitsübungen, wie sie beim Gerätturnen im Stütz und Hang am Reck, am Barren, an den Schaukelringen, beim gemischten Sprung am Bock und Pferd, beim Weit- und Hochsprung über die Schnur oder feste Hindernisse, beim Stabspringen und Gerwerfen zum Ausdruck kommen. Während sie Herz und Lunge nur in eine mäßig gesteigerte, belebende Thätigkeit versetzen, führen sie zu einer vielseitigen Beherrschung der Muskulatur, insbesondere der Brust und der

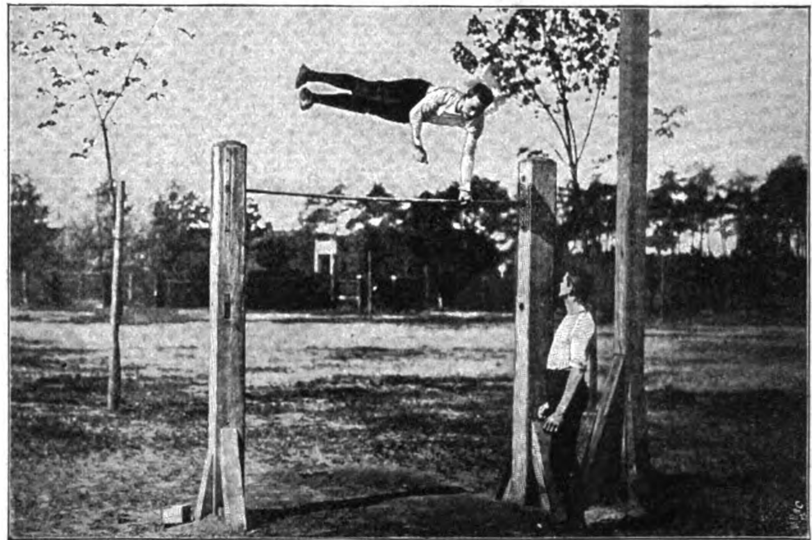
Vorzug für sich in Anspruch, an alle diese Rücksichten nicht gebunden zu sein. Es ist und bleibt die umfassendste Leibesübung, bei der alle Teile und Muskeln des Körpers durch die verschiedensten Bewegungen in Thätigkeit gesetzt und damit gekräftigt werden. Es ist völlig unabhängig von der Tages- und Jahreszeit, vom Wetter und andern Umständen; Turnanstalten und Turngeräte sind überall zu finden, wenn sie nur jemand benutzen will. Somit ist das Turnen das wichtigste und allseitigste Mittel für die Jugend wie für Erwachsene, Körper und Geist vor Erschlaffung und Verweichlichung zu bewahren, dem Körper Kraft und Gewandtheit, dem Geist Mut und Entschlossenheit zu geben, den Einzelnen frisch und rege zu erhalten für seine eigene Thätigkeit sowie für die Aufgaben, die das Vaterland an ihn stellt.

Neuere physiologische Untersuchungen, die den Uebungswert der einzelnen Bewegungen feststellen, unterscheiden Dauer-, Schnelligkeits-, Geschicklichkeits- und Kraftübungen. Die Dauerübungen, wie Rudern, Radfahren, Schlittschuhlaufen u. a., stellen rhythmisch wiederholte Bewegungen dar, die jedoch in der Schnelligkeit der Aufeinanderfolge so weit gemäßigt sind, daß das Gleichgewicht der verschiedenen in Frage kommenden Organthätigkeiten erhalten bleibt. Während sie bei mäßigem Betrieb auf die Thätigkeit der Lunge und des Herzens belebend einwirken und die geleistete Muskelarbeit sich auf größere Muskelmassen verteilt, können die Schnelligkeitsübungen, wie Laufen, Bewegungsspiel, Tanzen

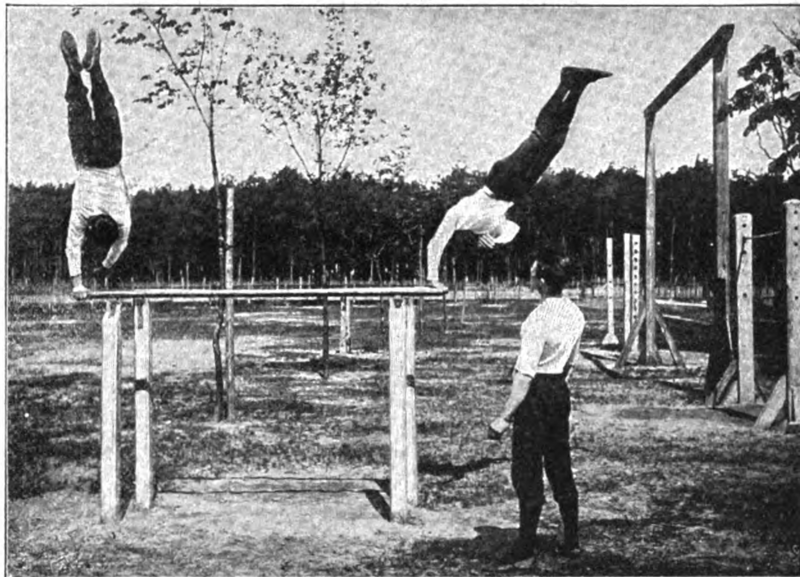

Hechtsprung vom hohen Reck.

Schultern, des Rückens und der Arme. Auf die koordinierende Hirn- und Nerventhätigkeit üben sie den wohlthätigsten Einfluß aus. Hierher gehören vor allem die turnerischen Höchstleistungen, die man unter dem Namen „Gipfelturnen" zusammenfaßt. Es sind die Uebungen an den einzelnen Geräten, die an die Kraft, Geschicklichkeit und Willensanstrengung die höchsten Anforderungen stellen. Auch fängt man an, ihre ethische Bedeutung in neuerer Zeit zu würdigen. Sie sind die vortrefflichste Schule zur Erziehung des Mutes und der Entschlossenheit. Bei ihnen giebt der Turner auf Augenblicke den festen Halt und vertrauenbietenden Griff am Gerät auf, oder baut, frei in der Luft schwebend, allein auf seine Kraft.

Während der Körperhaltung bei manchen Sportübungen aus Lässigkeit oder Zweckmäßigkeitsgründen etwas Unfertiges und Unfreies anhaftet, ja, von vielen sogar darin etwas dem Sport Eigentümliches gesucht wird, kann das Gipfelturnen durch die Harmonie und Schönheit seiner Bewegungen zu einer Quelle reinen ästhetischen Genusses werden. Wenn der echte Turner mit weiser Ersparnis der Kräfte, mit Anspannung jeder Muskelfaser und voller Konzentrierung des Bewußtseins auf die Uebung zu einem wuchtigen Sprunge ausholt oder eine verwickelte Schwungübung am Reck vollführt, so sucht er zugleich jene klassische Schönheit der Linien zu erzielen, die sich durch die Abrundung der Uebergänge, die Elastizität und Leichtigkeit der Bewegung und das freie Spiel der Gelenke charakterisiert. Kaum eine andere Art körperlicher Bethätigung kommt somit dem Gerätturnen an ästhetischem Bildungswert gleich.



Flanke vom hohen Reck.



Handstand am Barren mit Handlüften.

Die Düsseldorfer kunsthistorische Ausstellung.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen von Otto Renard, Düsseldorf.

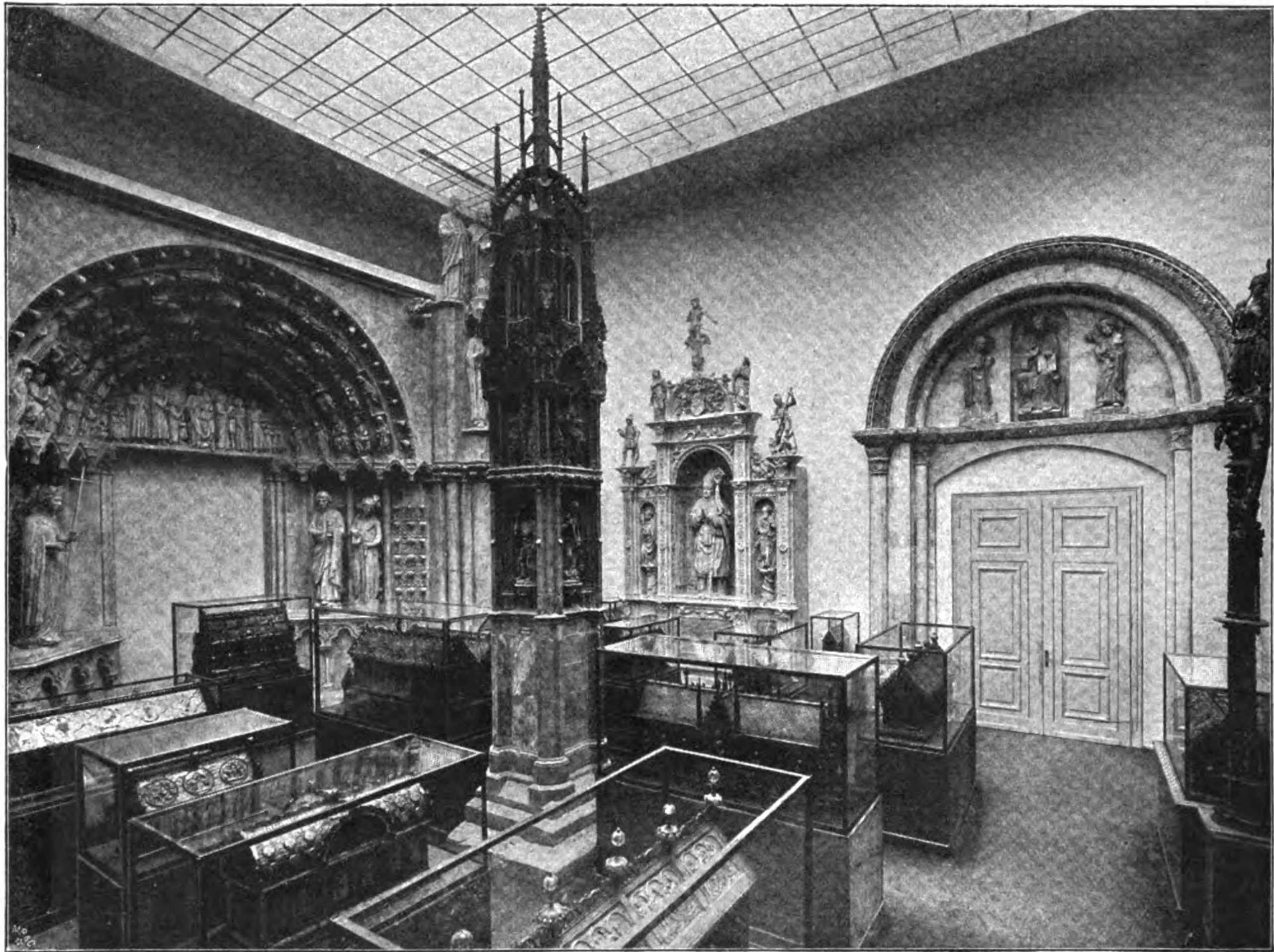
Zu den gelungensten Veranstaltungen der westdeutschen großen Ausstellung dieses Jahres zählt die Kritik die kunsthistorische Ausstellung, die nicht bloß, wie bisher ähnliche Vorführungen, kunstgewerbliche Altertümer bringt, sondern teils als Rahmen, teils als bescheidene Beigabe zwischen den Originalen, in Nachbildungen große Abgüsse nach hervorragenden westdeutschen Monumenten oder riesige Photographien rheinisch-westfälischer Bauten oder malerische Innenräume mittelalterlicher Kirchen und damit zum erstenmal in einem Bild auf kleinem Raum darstellt, was, wie viel und wie Schönes im zweiten Jahrtausend unserer Zeitrechnung auf diesem uralten Kulturgebiet an bedeutsamen Kunstwerken geschaffen worden ist.

In den beiden Blättern, die wir zunächst unsern Lesern von dieser glänzenden Ausstellung geben, läßt sich darstellen, was ein zielbewußter Kenner und Sammler in einem Lustrum an lehrreichen Belegen mittelalterlicher Kunstleistung zusammenzubringen vermag und was seine Verbindungen, seine Kennerschaft, sein Einfluß an bedeutsamsten Kunstschätzen zu vereinigen weiß, als Zierde für die Ausstellung, als Ehre für die kunstfördernde Kirche, als unvergängliche Anerkennung für die längst modernden Künstler, als einen unversiegbaren Quell von Belehrung und Anregung.

Die ganze Ausstellung teilt sich außer den umrahmenden Nachbildungen in Beiträge von Kirchenschätzen und von Privaten. Mitten unter die Kölner Kunstsammler,



Aus der Düsseldorfer kunsthistorischen Ausstellung: Mittelalterliche Kunstschätze mit der Figur des Christus auf dem Esel.



Die Reliquienschreine im Ecksaal der Ausstellung.

den feinsinnigen Sammler der Renaissance Thewalt zur Rechten, den Sammler kostbarer früherer Herrlichkeiten und Besitzer einer an einzig vorhandenen Exemplaren rheinischer Keramik auch einzig dastehenden Albert von Oppenheim zur Linken, hat sich der Vorsitzende der kunsthistorischen Ausstellung, Domkapitular Schnütgen, seine Koje ausgewählt. Mitten in ihr, von vier alten Leuchtern umgeben, sitzt, den Raum beherrschend, Christus auf dem Esel. Solcher Palmesel hat Mittel- und Süddeutschland noch manche, die auf Umzügen am Palmsonntag in Gebrauch waren. Die ganze übrige Ausstellung bietet durch die Reihen von Vorführungen, auf der Rückwand zu unterst in den gestickten Meßgewändern, darüber in den Kreuzen und Kruzifixen, sowie in den plastischen Darstellungen der Madonna und der Heiligen in den Seitenschränken, in den Mustern der Kelche, Monstranzen, Reliquien, der Leuchter, Ciborien, Wallfahrtsabzeichen ein überaus lehrreiches Anschauungsmaterial für alle, die die verschiedenen Gebiete kennen lernen wollen, auf denen die katholische Kirche der Kunst Gelegenheit bot, den religiösen Empfindungen eine künstlerische Form zu geben; für den Herausgeber der Zeitschrift für christliche Kunst, für den bewährten Ratgeber der Geistlichen im ganzen deutschen Vaterland sind sie zugleich ein drastisches Mittel, um ihnen an der Hand der herrlichen mittelalterlichen Kunstwerke zu sagen: „Gehet hin und thut desgleichen." Das obenstehende Bild, das den Eckrisalitsaal darstellt, zeigt die größten Erwartungen der Kunstverständigen durch die noch nie vorher dagewesene Vorführung von beinah zwei Dutzend von Reliquienschreinen in Original erfüllt. Durch den köstlich geschnitzten Rest des Lettnerbogens von Siersdorf gelangt man in diesen Ehrensaal mittelalterlicher Mönchsgoldschmiedekunst. Rechts das farbige romanische Portal vom Dom zu Trier, daneben das reiche Renaissancegrabmal des Erzbischofs von Metzenhausen von Trier, im Hintergrund das frühgotische Hauptportal von der Liebfrauenkirche in Trier geben in Abgüssen drei Perlen rheinischer Monumentalplastik. Mitten wie ein Ehrendenkmal für die dahingeschiedenen, bescheidenen Künstler, die das höchste schufen, ohne ihren Namen zu hinterlassen, steht, dem Kreuzgang von Xanten entnommen, das Original einer gotischen Totenleuchte. Und um sie herum die großen Thumben, die Heiligenschreine, die Frömmigkeit und künstlerische Befähigung der Hauptzahl nach zwischen 1100—1300 geschaffen hat: der Schrein des heiligen Anno, des heiligen Heribert, des heiligen Snitbert, des heiligen Apollinaris, der heiligen Cordula, des heiligen Crispinianus, der makkabäischen Brüder der heiligen Ursula, des heiligen Viktor u. a. mit ihren merkwürdigen Silber- und Goldreliefs, ihren getriebenen Heiligenfiguren, ihrem köstlichen Filigran, ihren farbenfreudigen Schmelzen, ihren kostbaren Gemmen und Edelsteinen und erregen das Staunen des Laien, die Andacht des Frommen und Tausende von ungelösten Fragen im Gehirn des Fachgelehrten. Fbg.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

7. Fortsetzung.

Jürgen hatte sein Jahr abgedient, kehrte wieder nach Hause zurück und zeigte sich von erster Stunde an als Fräulein Beers allergetreuster Verehrer, als der er geschieden war. Er hatte sich vorteilhaft entwickelt. Seine ungeschlachte Haltung hatte Straffheit bekommen, der blonde Flaum auf der Oberlippe war kräftig gewachsen. Dazu blickten seine Augen, die sonst einen beinah blöd-treuherzigen Ausdruck getragen hatten, kecker und unternehmender in die Welt.

Aus dem täppischen Lümmel, den jeder aus dem Weg schubste, hatten das Garnisonleben und die Redoutenbälle einen ganz passablen Junker gemacht, der in Erscheinung und Wesen zwar ein bißchen — milde gesagt: quadratisch war, dem aber ein klingender Name und ein ungewisser Nimbus von Unbekümmertheit anhing, und der für manches kleine Mädchen eine Viertelstunde Herzklopfen bedeutete, ehe seine Entscheidung für eine Kotillontänzerin fiel.

Das hatte Olga Beer vorausgesehn, daß dies aber an seinem Herzen spurlos vorübergehn würde, hatte sie nicht erwartet. Denn sie ahnte dieses Burschen Natur nur, sie kannte sie nicht. Eigensinn der Zuneigung und Abneigung hing ihm von seiner Kindheit auf so fest an, wie die Muskeln in seinem Fleisch.

Sie war es, die sein erstes Gefühl geweckt hatte. Und sie war es, die es behielt.

Besänftigt und gemächlich war seine Neigung gewesen, so lange er fern von ihr war. Schwer und langsam, wie das Blut, das in seinen Adern floß.

Aber nun war er da.

Er sah sie täglich, stündlich — und der schwere Puls fing an, rascher zu klopfen — und das Erbe der Pontows: die Hitze im Blut, setzte ein.

Nur Olga sah das kommen. Sie sah es mit der gleichen Empfindung, mit der der Mensch die Blutgier im Auge des Raubtiers erwachen sieht. Mit Furcht und Entsetzen. Denn jetzt verstand sie, was in dieser trägen Natur die Leidenschaft bedeutete — und daß hier kein Entrinnen mehr für sie war.

Haß und Widerwille erfüllte sie bis zum Ersticken.

Wie durfte dieser halbfertige Mensch, dieser dreiste Knabe sich anmaßen, einem losgelassenen Tiger gleich, in ihr Leben einzubrechen — alle Pläne, die sie sich gebaut, alle ihre durchdachten und gereiften Einrichtungen mit der tölpischen Gewalt seiner ungezügelten Triebe umzureißen?

Und dies alles würde geschehn, wenn man ihn gewähren ließ!

Dies Haus zu fliehn, hatte jetzt keinen Sinn mehr. Er war ja immer hier. Und schloß sie sich selbst aus, so ward sie hier bald eine Fremde. Darüber war sie sich klar genug.

Außerdem würde er ihr auch nachkommen. So weit war er jetzt schon. — — —

„Fräulein Olga, was stellen Sie eigentlich mit meinem Jungen an?" fragte einmal Herr von Pontow beim Schachspiel. „Er ist ja zu nichts mehr zu gebrauchen und wird blutrot, so wie Sie ins Zimmer kommen. So etwas hätte ich dem Bengel gar nicht zugetraut."

„Ach, Kinderei!" lächelte die schöne Olga. „So fangen ja alle jungen Leute an. Ich werde ihm befehlen, mich Tante zu nennen, vielleicht bringt ihn das etwas zu Verstand. Es ist nur das Ausschlagen eines wilden Füllens. Das ist ja kaum der Erwähnung wert."

Es klopfte. Der Inspektor kam zu einer Besprechung. „Nun, dann lassen wir die Figuren stehn," sagte Herr von Pontow gutgelaunt. „Ich bin der festen Hoffnung, den Sieg zu erringen. Uebrigens habe ich Sie wohl ganz um Ihren Kaffee gebracht. Gehn Sie hinüber, hoffentlich hat die Bande Ihnen auch noch etwas übriggelassen."

Der trübe Herbsttag dämmerte schon. Neblig hing die schwere Luft vor den Fenstern. Drüben waren bereits alle fort, nur Jürgen saß noch am Kaffeetisch. Sie hatte das beinahe erwartet. Im geduldigen Harren auf ihr Kommen suchte er seinesgleichen.

Aber sie fühlte heute versöhnlicher gegen ihn. Auch sah sie, daß mit der grausamsten Härte nichts auszurichten war. So wollte sie denn das Ding von anderer Seite fassen.

„Nun Jürgen?" sagte sie mit kühler Herablassung, in der eine tüchtige Mischung Spott steckte. „So viel Zeit, mein Junge? Ein Mann sollte doch eigentlich beschäftigter sein."

Er war aufgesprungen und stand mit dunkelrotem Kopf vor ihr. „Ich habe auch wohl zu thun —" stotterte er. „Aber — ich dachte —"

„Na, was dachten Sie?" fragte sie mit demselben malitiösen Lächeln. Sie ging und setzte sich an ihre Tasse.

„Ich dachte — daß Sie kommen würden —" sagte er. Er stand noch immer; der baumstarke Bengel bebte unter der Gewalt seines ersten Liebesgeständnisses.

Olga verbarg ihr Erschrecken unter dem leichtesten Ton. „Nun? Und was weiter?" fragte sie obenhin. „Hatten Sie ein Anliegen an mich? Kann ich Ihnen mit etwas dienen? Einen Aufsatz nachsehn, wie?"

In der sekundenlangen Pause hörte sie, wie seine Zähne knirschten. Das unheimliche Geräusch ging ihr durch Mark und Bein, und sie wurde blaß.

„Sie mir dienen?" wiederholte er heiser. „Ich will Ihnen dienen, Fräulein Olga! Mit meinem Blut! Mit allem, was ich habe! Sagen Sie nur etwas! Seien Sie so gnädig, etwas zu verlangen!"

In seinem Wesen war ein wunderliches Gemisch von Kind und Bestie.

Olga schüttelte das Grauen von sich ab. Diese Stunde mußte durchgekämpft werden, um jeden Preis! Sie rang nach Atem, ehe sie sprach. Dann klang ihre Stimme in gefaßter Sanftmut und Mütterlichkeit.

„Sie sind ein gutes Kind, Jürgen. Wirklich, ich habe Sie manchmal für recht unartig und unerzogen gehalten und darum so streng behandelt. Aber Sie sind nur ungeschickt und meinen es gut. Wollen wir einen Vertrag machen? Sie nennen mich von heute ab Tante, und ich will Sie ansehn, als ob Sie mein lieber Neffe wären, den ich zu erziehn habe.“

„Tante?“ wiederholte er. Dann lachte er kurz auf.

„Tanten sind wohl ein bißchen anders,“ sagte er mit einem Anflug von Humor. „Die sind alt und häßlich. Und Sie —“ er holte tief Atem — „sind jung und sehr schön —“

„Unsinn,“ lachte Olga. „Sie sind nicht klug, mein Kind. Uebrigens, lieber Jürgen, möchte ich Ihnen klar machen, daß Sie sich soeben recht unschicklich gegen mich benehmen. Ihnen steht es durchaus nicht zu, Urteile über mein Aeußeres abzugeben. Das erlaube ich nur Männern, die ich achte! Kindern aber nicht!“

„Ich bin kein Kind!“ rief Jürgen laut. „Ich will ja auch alles thun, was Sie wollen! — Sie können mich schlagen, wie ein Kind, wenn ich Ihnen ungehorsam bin. Und treten! Mit Ihren Füßchen! Und alles will ich thun. Vom Kirchturm springen, wenn Sie es wollen —“

Olga machte eine so heftige Bewegung, daß ihre Tasse klirrte. Also wieder auf dem alten Standpunkt!

Er stand vor ihr und bettelte weiter.

„Wenn Sie es nicht glauben, dann sagen Sie mir, ich soll die Hand da ins Ofenfeuer stecken. Ich thu's gleich! Schmerzen sind schön, wenn Sie sie wollen! Aber dafür will ich auch bei Ihnen sein! Immer und immer! Ich kann nicht schlafen, weil ich an Sie denke. Und Sie sollen mich ansehn — und Sie sollen — —“

„Still!“ rief Olga außer sich. „Kein Wort mehr, Narr! Faseler!“

Mit jedem Wort war sein Ton stürmischer geworden. Olga sprang empor. Sie wußte ganz genau: auch der letzte Zügel, um ihn in maßvolle Grenzen zurückzuziehn, war ihr gerissen.

„Ich werde es Ihrem Vater sagen! Er soll Sie züchtigen!“

„Warum bin ich ein Narr?“ stammelte er fassungslos.

Es kam keine Antwort mehr. Olga war schon hinaus.

Einen Moment stand er noch und sah ihr mit niederhängenden Armen nach. Dann stürzte er vor ihrem Stuhl in die Knie und warf seinen Kopf auf das Lederpolster, auf dem sie noch eben gesessen hatte.

Er stammelte wilde Worte, er lachte und weinte.

Wie Feuerflammen schlug es über ihm zusammen.

* * *

Olga sagte Herrn von Pontow nichts von diesem Auftritt. Es würde der Sache eine Wichtigkeit geben, die sie nie und nimmer erhalten durfte.

Wozu sollte es auch dienen? Jede Strafe, die Herr von Pontow sich für seinen tollköpfigen Jungen erdenken konnte, und sei es selbst die härteste körperliche Züchtigung, würde dem nur ein glanzvolles Martyrium gedünkt haben.

Er stand ja schon auf dem hoffnungslosen Standpunkt, auf dem man sagt: Schmerzen sind schön!

Der Fall war total verzweifelt. Dieser Mensch, der sich einbildete, ein willenloser Sklave in ihrer Hand zu sein, war in Wahrheit ein ausgebrochenes Raubtier, das keine Schranken, keine Zügel, das nur sein eigenes wütendes Begehren kennt.

Was für den Augenblick anderes thun, als abreisen? Es war zwar ein lächerlich schwacher Notbehelf, aber doch das einzige, was jetzt überhaupt zu thun blieb.

Herr von Pontow war betroffen. Wieder mußte die Tante mit ihren „Anfällen“ herhalten. Götz versuchte erst zu widersprechen. Als das nicht half, zog er ein böses Gesicht.

„Nun kann ich mich wieder mopsen,“ sagte er in tiefer Verdrossenheit.

Olgas Augenlider zuckten unwillkürlich. So stark war die Stimme ihres Innern, die ihr plötzlich zurief: dies ist gerade der rechte Moment, um zu gehn. Er ärgert sich, wird mich vermissen! So aus dem Vollen heraus!

Und ein schnelles Lächeln kam über ihren Mund. Ich danke dir schön, du toller Jürgen! —

Nach Rambin fährt man gut fünfviertel Stunden auf der Landstraße. Auf einem guten Pferd und querfeldein braucht man nicht fünfundvierzig Minuten.

Jürgen schaffte es in kaum fünfunddreißig.

Er klingelte einfach bei dem Thürschild von Frau Professor Beer. Unglücklicherweise öffnete diese selbst, obwohl Olga den ganzen Vormittag schon ahnungsvoll auf feindlicher Lauer gelegen hatte. Wie es in solchen Fällen stets ist, geschah das Unglück gerade, als sie auf ein paar Minuten sich entfernt hatte, um von dem Bäcker im Haus etwas zu holen.

Die Tante war natürlich nicht eingeweiht worden. Sie ließ auf die Vorstellung: Jürgen von Pontow, den stattlichen Junker mit tausend Höflichkeiten ein. Da saß er nun auf dem geblümten Sessel, als Olga wiederkam.

Sie prallte zurück, als sähe sie in einen Wolfsrachen, der sie verschlingen wolle. Aber schon in nächster Minute war sie gefaßt.

Hier in ihrer eigenen Häuslichkeit, im Rahmen einer dürftigen, mühseligen Existenz wurde ihr der Junker von Pontow eine etwas andere Persönlichkeit. Warum sollte sie seine Besuche mit so viel Lärm und Aplomb von sich weisen? Mochte er doch kommen. Das betonte in Rambin noch immer ausdrücklicher die Zugehörigkeit zu dem Luckmühlener Herrenhaus.

Ueberdies hatte sie gestern seine stürmische Erklärung doch wohl mit etwas zu langer Elle gemessen. Wenn sie ihr selbst keine Wichtigkeit beilegte, würden auch die andern es nicht thun. Also, neues Programm: Freundlich zu dem Bengel, aber stets in gemessenem Abstand. Ihn durch Freundlichkeit einfach ermüden.

„Ach, der kleine Jürgen! Siehst du, Tantchen, er ist anderthalb Kopf größer als ich, aber er ist für uns alle immer noch der Kleine. Doch das ärgert ihn, ich will mich bemühen, es nicht wieder zu sagen. Also, lieber Herr Jürgen, was soll ich als Willkommsgruß anbieten: ein Gläschen Rotspon?"

„Danke. Ich wollte nur hier sein," gab Jürgen zur Antwort, der noch nicht gelernt hatte, daß der Mensch oft anders reden muß, als er denkt. Er gab sich zwar die grenzenloseste Mühe, geschliffen zu sein. Aber es war zum Erbarmen, wie Olga den armen Jungen einspannte. Sie setzte ihn auf Konversation!

In höflichen, gezirkelten Phrasen hielt sie ihn in Atem, ohne ihn auch nur einmal verschnaufen zu lassen. So achtlos sie ihn anfangs behandelt hatte, so sehr wurde es ihr allmählich zum Vergnügen, ihn wie einen großen Herrn anzureden, allerlei wichtig klingende politische, soziale, litterarische Fragen ihm vorzulegen, ihn aus seiner Haut heraus zu ängstigen.

Er war schon ganz blaß und hatte verstörte Augen. Seine Antworten waren immer nur ein Nachsprechen ihrer eigenen Wendungen.

Beinah hätte sie ihm ins Gesicht gelacht. Er kam ihr vor wie ein neu eingestelltes Zirkuspferd, das an der Leine läuft und springt und fortwährend das Sausen einer unsichtbaren Peitsche über sich spürt.

Die Tante ging ab und zu, holte Wein, Gläser, kleine Kuchen, brachte sogar Zigarren, die abzulehnen aber Jürgen doch noch Besinnung genug hatte.

Als er wieder auf der Straße stand, brauste es ihm im Kopf. Er hatte ein nebelhaftes, vages Empfinden von Fräulein Olgas blendender Klugheit und seiner unendlichen, unergründlichen Dummheit.

Ganz langsam, Schritt vor Schritt, ritt er den im Herbstregen aufgeweichten Weg nach Luckmühlen zurück. Er brauchte eine dreimal längere Zeit als auf dem Hinweg.

XII.

Von allen Menschen auf der Welt wußte vielleicht nur Olga Beer, daß Jürgen von Pontow kein Mensch war, den man als lästig befunden, beiseite schiebt.

Sie kannte diese Augen, die nur zu betteln vermeinten, und in denen, grausig in ihrer Stummheit, die Gewaltthätigkeit lauerte.

Sie hatte sich ein lustiges Stündchen schaffen, ihn ängstigen und blamieren können. Aber sie erkannte es, daß dieser Triumph nur ein Schein war.

Und dann: sie selbst konnte diesen Ton auf die Dauer auch nicht festhalten. Es bedeutete eine Anstrengung, sich fortwährend in diese Unnatürlichkeit hineinzuschrauben. Der Tag mit seinen Nichtigkeiten wirkte da ermattend. Und bei dem geringsten Nachlassen dieser straff gespannten Saite würde er, der Augenblicksmensch, der reflexionslose Triebmensch, sich aller Ketten mit einem Schlag erledigt fühlen.

Und wehe vor dem, der seiner Ketten sich entledigt fühlt! Er ist viel wilder, freiheitstoller als der, der nie eine Kette trug!

Nach einigen Tagen kam Jürgen wirklich wieder. Aber diesmal wie ein armer Sünder. Er hatte sich in schlaflosen — thatsächlich schlaflosen Nächten einen regelrechten Vorwand herausgesonnen.

Das hatte dem Burschen Gehirnkraft gekostet! Nicht, überhaupt einen Vorwand zu erfinden, sondern einen solchen Vorwand zu erfinden, bei dem es auch nur annähernd denkbar war, daß er ihn herausbrachte, ohne über die eigene Zunge zu stolpern.

Endlich hatte er etwas gefunden, das einigermaßen für ihn brauchbar war. Er müsse in den nächsten Tagen nach Gollnitz hinüber: ob Fräulein Beer vielleicht einen Auftrag habe wegen Serienbillets für die dortigen Winterkonzerte, die im November begännen.

Olga machte ihre schlimmsten Großedamenaugen. „Wieso, Herr von Pontow?" Jetzt nannte sie ihn nicht einmal mehr bei seinem Vornamen. „Hat Ihr Papa Sie geschickt?"

„Nein — Papa —"

Er lief rot an wie ein Krebs. Richtig! Saß er doch wieder drin. Er hätte sich ohrfeigen mögen, daß er nun dastand und nicht aus noch ein wußte. Ach, heulen hätte er mögen wie ein kleiner Junge.

Warum war er nur so schrecklich dumm und ungeschickt. Diese einfachste aller Fragen hätte er doch voraussehen müssen.

„Ich verstehe nicht recht, was ich eigentlich soll," sagte Olga mit großer Kühle. „Billete bestellen? Aber das müßte doch von Ihrem Papa ausgehen."

Jürgens Augen hatten sich langsam verändert. Er spürte das leise Parfüm, das sie umgab und das ihm zu ihrem Wesen gehörig deuchte. Dies Parfüm, das er zu spüren meinte, auch wenn er nicht bei ihr war. Seine Blicke wurden freier, kühner. Sie sättigten sich an dem Anblick, der für ihn Genußrausch war.

Wieder verlor ihre Ueberlegenheit die Macht über ihn. Sie sah es. Und es war nichts geschehen. Er hatte sie nur ansehen dürfen!

„Nun?" fragte sie ungeduldig und verzweifelt.

Er wachte auf und fuhr sich über die Stirn und durch das starre Blondhaar.

„Ich — ich weiß nicht —" stotterte er, in einer liebenswürdigen Verlegenheit. „Papa — nein — entschuldigen Sie nur — aber ich dachte —"

Olga sah ihn eisig an. Zu der bequemen spöttischen Ueberhöflichkeit von neulich hatte sie heute nicht die richtige Kraft und Stimmung. Das quälte sie selbst.

Da hob er plötzlich die Hände auf wie ein bittendes Kind. „Ach, seien Sie mir doch nicht böse, Fräulein Olga! Verzeihen Sie doch nur, daß ich so sehr dumm bin. Es thut mir ja selbst so leid. Ich bin so dumm, und Sie sind so klug. Aber vielleicht wird's besser mit mir, wenn Sie gut mit mir sind —"

„Ja, Jürgen! Sie sind ein Kind, und zwar ein recht einfältiges Kind! Sehen Sie denn nicht, daß Sie mich mit Ihren Albernheiten quälen? Ach Gott, und diese Stellung, dies Gesicht! Wenn meine Tante hereinkommt, muß sie Sie für verrückt halten!"

„Ich werde abschließen!" rief Jürgen eifrig. „Nur zwei Minuten hören Sie mich ungestört an!"

Jetzt stieg Olga das Blut zu Kopf. War sie denn ganz überliefert diesem unzurechnungsfähigen Jungen?

„Ein für allemal!“ rief sie in steigender Aufregung. „Ich will diesen Unsinn nicht mehr anhören! Wenn Sie es denn auf mildere Manier nicht begreifen, zudringlicher Knabe, so weise ich Ihnen hiermit die Thür! Ich verbiete Ihnen, mein Haus zu betreten, ich verbiete Ihnen aufs strengste, mich in Luckmühlen mit Ihren Thorheiten zu belästigen, die mir zuwider sind. Ja, zuwider, Jürgen von Pontow! Wenn Sie es denn ins Gesicht hinein hören wollen. Und nun adieu, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.“

Sie hielt es für das Geratenste, dem erblaßten Gesicht mit den erstarrten Augen und dem halbgeöffneten Mund den Rücken zu kehren und ins Nebenzimmer zu gehen.

Nach einiger Zeit hörte sie nebenan die Thür gehen und schwere Tritte die Treppe hinunterpoltern.

Eine Woche verging und die zweite. Schon in den ersten Tagen danach kam einmal Ruth herein, und dann holte sogar Herr von Pontow sie zu einer Spazierfahrt ab. Beide waren wie immer, Jürgen mußte kein Wort gesagt haben.

Von ihm selbst kein Lebenszeichen. Eine große Erleichterung kam allmählich über sie. Hatte dieser stärkste Trank nun doch gewirkt?

Eines Vormittags zu Ende Oktober stand Olga in großer Wirtschaftsschürze am Küchentisch, um Rübchen für den Mittag zu putzen. Das kleine Aufwartemädchen, das nur am Vormittag kam, hantierte klirrend und klappernd um sie herum.

Plötzlich sagte es, halb keck, halb zaghaft: „Fräulein!“

„Nun?“

„Fräulein, das is doch man spaßig. Das muß Fräulein doch auch Spaß machen.“

„Was redst du, Lina. Ich versteh kein Wort.“

„Ach, ich mein man.“

Das junge Ding kicherte in sich hinein und fuhr fort, die Schüsseln klappernd in der Abwaschwanne zu bewegen.

„Fange doch nicht erst an, so dummes Zeug zu reden, wenn du es nicht zu Ende sprechen kannst,“ sagte Olga mit pädagogischer Strenge.

„Doch, ich kann's schon. Aber Fräulein muß nicht schimpfen. Weil es Fräulein doch wohl noch gar nicht so weiß. Aber alle Leute lachen schon. Und der Kaufmann von unten hat gesagt, das wär ja wie in alten Zeiten mit die Ritter. Und das Fräulein könnte sich ordentlich was drauf einbilden.“

Olgas Hand mit dem Messer war langsam niedergesunken. Sie fühlte, daß das Blut aus ihrem Gesicht wich.

„Wenn du klatschen willst, Lina,“ sagte sie mühsam, „können wir dich nicht länger gebrauchen.“

„Das ist doch kein Klatschen, Fräulein!“ Das Mädchen war feuerrot und bekam gleich helle Thränen in die Augen. „Ach Gott, Fräulein, das ist doch kein Klatschen. Das ist doch Wahrheit, daß der junge Herr von Pontow alle Abend bei Sie unters Fenster steht. Was kann denn ich davor? Und ich soll nu davor büßen und weggejagt werden? Ach Gott, ach Gott, Fräulein, Mutter haut mich ja tot. Und acht Wochen vor Weihnachten!“

Ihr klägliches Heulen ward immer lauter. Olga hatte entsetzliche Angst, die Tante könne es hören und kommen. Nun hatte sie bei allem inneren Entsetzen auch noch das Mädchen zu beruhigen.

Das gelang ihr bald. Aber wie ein Stein lag ihr das andere auf der Brust. Während sie redete, zerquälte sie sich den Kopf, etwas ausfindig zu machen, um Jürgens irrsinniges Benehmen zu erklären, in ein harmloses Licht zu stellen.

Aber ihr fiel nichts ein. Und immer tiefer bohrte sich der Gedanke in ihren Kopf: es giebt in Wahrheit kein Entrinnen vor ihm. Dieser blöde Junge ist mein Schicksal!

Die Tante hatte wie allabendlich den ganzen Tisch mit ihren spiritistischen Schriften und Büchern übersät. Die Brille vor den Augen studierte sie jetzt wieder in flackernder Hast und machte sich fortwährend Notizen in ein dickes Schreibheft, das neben ihr lag. In diesem Zustand sah und hörte sie von ihrer Umgebung nicht viel.

Olga stand leise auf und ging in das angrenzende dunkle Schlafzimmer. Hier spähte sie durch das Fenster.

Sie brauchte nicht lange zu suchen. Im Regen schritt eine lange Gestalt, ohne Schirm, in den Mantel gewickelt, langsam auf und ab und hob bei jeder Wendung den Kopf, um zu den erleuchteten Fenstern hinaufzusehen.

Was ging in dem Menschen dort vor?

War nicht in diesem Kopf die eine Vorstellung so wahnsinnig stark entwickelt, daß nichts — aber auch nichts anderes Raum daneben hatte? Dachte er wohl eine Sekunde daran, sie zu schonen? Sich selbst zu schonen?

War ihm das Hohngelächter der ganzen Welt auch nur ein Stäubchen in der Wage?

Ihr Wunsch, ihr Befehl, ihr guter Ruf — was galt ihm das alles? Es sah so sanft und rührend aus. So lächerlich sanft.

Aber es war das Lauern auf seine Beute.

Er wußte wahrscheinlich das selbst nicht. Er war wahrscheinlich tief geschlagen, demütig, glaubte, dies sei sein und ihr ganzes Geschick: sie oben, er unten.

Aber Olga wußte es: dies war das Ende nicht, es war der Anfang.

* * *

Nächsten Tags schon fuhr Olga nach Luckmühlen. Sie hatte einen Boten geschickt und gebeten, sie in dringender Angelegenheit holen zu lassen.

Ihr Gesicht war übernächtigt, aber ihre Wangen glühten trotz der feuchten Nebelluft auf der Landstraße. Eine Art grimmiger Lust an dem Kampf, in den sie jetzt offen hineintreten sollte, füllte ihr Herz.

Ruth wollte sie bei ihrem Ankommen an den Kaffeetisch ziehn, aber sie, feucht und verweht, ließ sich auf nichts ein. Erst mit Herrn von Pontow reden.

Ruth wurde schon ganz ängstlich. So erregt kannte sie ihre stets ruhige, gesammelte Freundin gar nicht. Aber sie mußte sie gewähren lassen und bekam vorläufig nichts zu hören.

Im Flur traf Ruth auf Jürgen, der eben von draußen kam. Die Mütze saß ihm im Genick, die Haare klebten ihm naß an der Stirn. Er war heiß und rot.

„Ist Fräulein Beer gekommen?“ fragte er hastig.

„Jürgen! Bist du denn ganz und gar toll? Was geht dich Olga an! Und sie mag dich nicht einmal!“

„Nein,“ sagte er betrübt, „sie mag mich nicht. Aber sie ist nun doch wieder da. Und weißt du auch warum? Weil ich den lieben Gott wohl tausendmal darum gebeten habe. Und wenn ich ihn nun wieder tausendmal bitte, dann mag sie mich am Ende doch noch. Ich habe so das bestimmte Gefühl. Darum lebe ich auch noch. Sonst hätte ich mich neulich — es ist noch nicht sehr lange her, vierzehn Tage waren es vorgestern — da hätte ich mich sonst erschossen.“

Darüber lachte Ruth. Wer vom Totschießen spricht, thut's gewöhnlich nicht. Um Liebe sich totschießen! Ach du lieber Gott! Das thut heutzutage keiner mehr.

Ihre Augen wurden hart.

„Jürgen,“ sagte sie dann in einem beinah mütterlichen Ton. „Laß doch diese Dummheiten mit Olga. Du blamierst dich ja bloß. Ich will dir jetzt auch sagen, was ich denke. Ich denke, Olga liebt Papa. Und Papa wird sie auch gewiß noch heiraten, das sieht mir seit einigen Tagen ganz so aus. Dann wird sie unsere zweite Mama. Na, mir ist es ganz egal. Aber du kannst doch vor deiner künftigen Mama nicht den unglücklichen Liebhaber spielen. Das mußt du selbst begreifen, Jürgen!“

Sie bekam nun doch Angst, ihm das gesagt zu haben. Seine rote Farbe war plötzlich wie ausgelöscht, er sah aschgrau im Gesicht aus. Er öffnete den Mund, aber es kam kein Ton heraus, und er ließ ihn halboffen stehn. Abschreckend und unheimlich war er anzusehn.

Ruth versuchte schleunigst einzulenken. „Das ist natürlich nur so eine Idee von mir, Jürgen. Im Grunde glaube ich übrigens selbst nicht daran. Papa und heiraten! Sei doch nicht so dumm, jeden Quark zu glauben!“

Aber sein Gesicht veränderte sich nicht. Er drehte nur ein paarmal mühselig den Kopf hin und her, wie ein gequältes Tier, das in der Schlinge sitzt.

„Nein, nein —“ quetschte er endlich heraus — „es wird am Ende — schon so sein — sie hat mir mal von Männern gesagt — die sie achten kann — und ich wäre —“

„Jürgen!!“ donnerte Herrn von Pontows Stimme von drüben.

Er zuckte jäh zusammen, eine Flamme schlug ihm übers Gesicht.

„Jürgen, geh nicht!“ rief Ruth, von plötzlicher Angst gepackt.

„Ich komme schon!“ gab er laut zurück, mit sonderbar mißtöniger Stimme. Er riß seinen Arm, den Ruth umklammert hatte, brüsk los und stürmte über den Flur nach des Vaters Zimmer.

Ruth folgte ihm laufend, unmöglich konnte sie ihn allein gehen lassen. Aber der Vater, der ihn erwartete, sah sie böse an und schlug ihr die Thür vor der Nase zu. Sie hörte den Riegel schnappen. Blaß und regungslos blieb sie dann vor der Thüre stehen, um zu lauschen.

Drinnen gab Herr von Pontow seinem Jüngsten einen so starken Stoß gegen die Schulter, daß er ein paar Schritte ins Zimmer hineintaumelte. Er hatte einen roten Kopf, sah aber sonst nicht allzu erregt aus. „Laffe du!“ sagte er im tiefsten Ton innerlichster Ueberzeugung.

Olga saß unweit des Schreibtischs. Unter der leicht verdrückten, kunstvollen Frisur glühten ihre kleinen Ohren. Jürgen sah die ersten Augenblicke nur darauf hin, wie magnetisch gebannt.

Fortsetzung folgt.



Die Eine.

Von

Max Kretzer.

Von allen Frauen, die mir Treue schworen,
Die mich auf ewig wollten lieben,
Hat als mein Schatten Eine sich verloren,
Ist mir die Eine treu geblieben.

Nicht lockt sie mehr durch buntes Kleiderrauschen,
Das mein Verlangen stürmisch weckte,
Ein graues Liedchen giebt sie mir zu lauschen,
Mit dem das Schicksal ich einst neckte.

Wenn ich aus süßem Träumen mich erhebe,
In dem ich meine Jugend wiederfand,
Dann ruft die Eine traurig mir ihr: „Lebe!“
Und reicht als Sorge grüßend mir die Hand.

Vorortromantik.

Skizze von Hans von Kahlenberg.



Ich bin Romantiker, und ich habe eine junge Frau, die ein vollkommener Kindskopf ist. So machen wir unsere Expeditionen auf das Wunderbare. Wir finden Wunder.

Wir wohnen im Vorort. Berlin, die Großstadt, verachten wir, den Westen mit seinen geraden Straßen, starrenden, stukkaturbeladenen Häuserstirnen; das ist nicht unser Terrain. Gleichfalls verächtlich sind uns die fashionablen Villenkolonien, diese Stilvermischung kann uns höchstens ein Lächeln entlocken, der altdeutsche oder sezessionistische Ehrgeiz ihrer Bewohner wird von uns als Talmi beiseite geschoben.

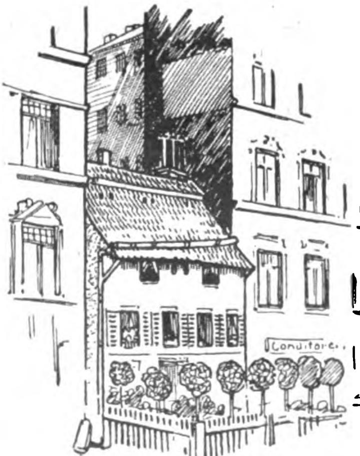
Wir sind für das Echte, das Originale — O! Und uns täuscht man nicht.

Hier giebt's auch lange Proletarierstraßen oder Mietskasernenfronten, ziegelrote mit Weiß, Gelbgrün oder blendend weiße — — „Hans, ein Huhn!" ruft die Verschönerin meiner Tage entzückt. Unser Glück hat angefangen. Es ist ein wirkliches, echtes und wahrhaftiges Haushuhn, das da in der Gosse pickt, einer Gosse trotz Trottoirs, des funkelnagelneuen Straßenpflasters, von dem uns von Freunden des herrschenden Systems versichert wird, daß jeder Stein eine Mark koste. Das Huhn pickt — es läßt sich nicht im geringsten stören durch vorbeirasende elektrische Bahnen und Automobile. Dieses Huhn hat etwas entschieden Unvornehmes. Wir lieben es, wir fangen an, aufzutauen.



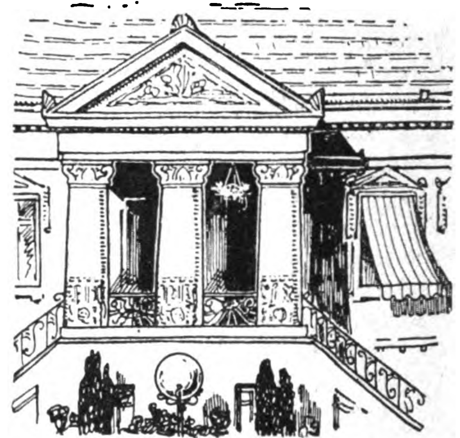
Unter den Häusern ziehn uns die ganz niedrigen, einstöckigen an. Das sind Charaktere. Manchmal steht eins mitten zwischen den Brandmauerriesen mit Höfen und Hinterhöfen. Es steht da deplaziert, ungemütlich — aber es wehrt sich doch wie einer mit eingestemmten Ellbogen, ein wetterfester, kurznackiger, kleiner Mann, den es schwer wäre, umzustoßen. Der Insasse muß einen Flausch mit Bärenmütze tragen, und er hat eine alte, ängstliche Frau, die hinter ihren Blumentöpfen sitzt. Beide sind reich, Bürger erster Ordnung, aber sie geben nicht nach — sie beide nicht! Das sind die Leute, die um jeden Schritt ihrer Vorgärten Prozesse führen, die Müllers von Sanssouci, Michael Kohlhaas', Philemons und Baucis'. Es leben die Einstöcker!

Merkwürdig, oft sind die Einstöcker Schmieden. Es giebt die sonderbarsten primitiven Schmieden in diesen aufstrebenden, modernen Vororten. Einige liegen mitten im Herzen der Stadt, dem ragenden, funkelnagelneuen, gotischen oder romanischen Rathaus gegenüber, am Knotenpunkt dreier elektrischer Bahnen. Die Berliner Sonntagspassagiere stauen sich zwischen Schienen und dem vorgeschobenen niedrigen Holzstaket, Kinder quieken, Mütter schreien, Väter fluchen, im Anzeiger erscheinen ironische Verse eines lokalen Aristophanes — unbekümmert hämmert der Schmied — ihn ficht nichts an. Wackerer Mime, ich liebe dich!



Einen eigenen Charakter tragen auch die Apotheken. Ich weiß nicht, warum der Apothekerberuf immer etwas Romantisches für mich hat. Sollte es mit dem „Giftmischer" zusammenhängen — der Mann weiß mehr als wir? Mit Jungfernleder und Johannisbrot meiner Jugend, dem eigentümlichen Duft? Der Apothekengarten hat immer besondere Blumen, Blumen, die es sonst nirgendwo giebt, himmelblaue Astern, gelbe Narzissen, grüne Rosen, chemische Merkwürdigkeiten. Der Mensch experimentiert mit der Natur.

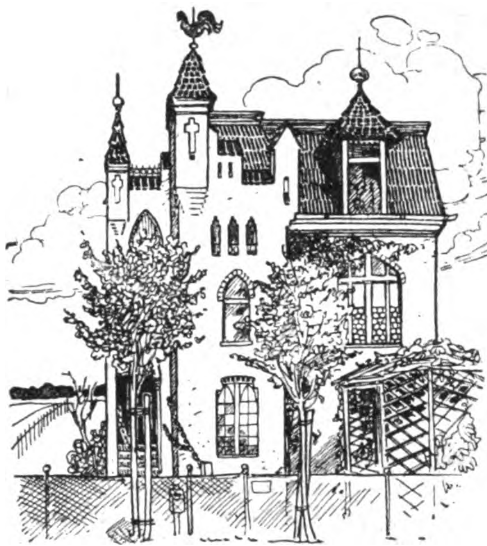
Lotti zieht die aristokratisch aussehenden Ruinen vor. Es giebt solche Ruinen mitten in der belebten Hauptstraße. Sie erinnern an dekadente Adelsgeschlechter. Wir rufen uns den Turm des Junkers von Ravensburg zurück, und irgendein getreuer Kaleb würde uns rauh abweisen, wenn wir mit profanem Auge den Altersrost stören würden. Ein pensionierter Oberstleutnant mit Eisernem Kreuz und Knickebeinen muß da wohnen.



Mich interessiert auch der Säulenportikus. Er charakterisiert das Haus des reichgewordenen Kleinbürgers, den Protz. Man sieht ihn in der Hauptstraße von Schöneberg, in Lankwitz, Mariendorf. Er war mal das Neuste und Schönste im Dorf. Es sind immer drei Säulen unter einem Parthenongiebel, kurz, dick, dahinter öffnet sich eine terrakottfarbig ausgestrichene Loggia. Sehr oft hängt in der Mitte ein runder Gipsteller mit einer blumenverstreuenden Hore oder Aurora. Er sitzt nun dahinter. Er ist ein schwerreicher Mann, aber er giebt nichts raus, der Millionenbauer. Im Garten steht die silberne Glaskugel, die Beete haben Muscheleinfassung, er wählt liberal, aber haßt die Sozialdemokratie. Ein braver Mann, grob, trinkt Weißbier. Eine Nuance von Protzentum unterscheidet ihn vom echten Einstöcker ohne Säulenportikus — die Tochter wird schon Klavierspielen, malt sicher — —



Lotti möchte wissen, welches der Charakter des Mannes ist, der sich ein winziges, billiges Zwanzigtausendmarkhäuschen als Ritterburg herrichtet? Er heißt Schwetschke, wie wir am Thürschild lesen, Rechnungsrat oder kleiner Beamter und schwärmt für den Feudalstaat. Es ist mit unendlichen Umständen verbunden, zu ihm zu gelangen. Aus der Turmluke observiert erst ein Kopf, Schlüsselbunde rasseln, ein merkwürdig steiles Treppchen führt unter einem überhängenden, grünglasierten Ziegeldach empor. Er

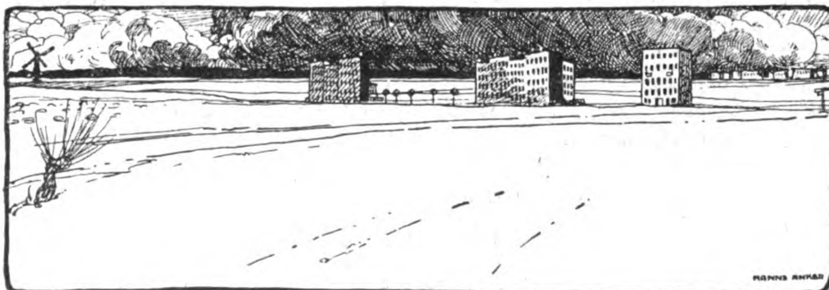


träumt sich als Quitzow. Und jetzt tauchen wir unter in dem riesigen Märchenwald. Niemand hat ja eine Idee von der üppigen Verwilderung, die da auf verlassenen Baustellen noch herrscht. Am Gitter zuerst ein störendes Holzplakat: Baustellen zum Verkauf, zu erfragen bei Herrn Ephraimsohn, dahinter mannshohe Nesseln, Waldrebe, hängende Faulbaumdolden, Schlehengebüsche. Man sieht versumpfte Wasserflächen, auf einer birkenumschlossenen Wiese grast ein weißer Klepper. Es ist zwar eine elende, dürre, mehr gelbliche Schindmähre. Lotti faltet die Hände in Andacht, sie ist wie das Kind in der Oper vor dem Knusperhäuschen.

„O," sagt sie unter ihrem Atem — respektvoll: „Ein weißes Pferd!"

Myriaden von Mücken schwirren über der Verwilderung, man riecht ungehinderte Urwaldverwesung. In der Hecke spielt eine Wieselfamilie. — Als wir Wohnungen suchen, lief ein Hase durch die belebte Hauptstraße; das gab für uns den Ausschlag.

Manchmal sind wir müde. Dann kehren wir in irgendeinem Restaurant mit verlockendem Titel ein: „Zum grünen Hain", „Birkenwäldchen", „Lindengarten", „Seeschlößchen". O diese Vorortrestaurants am Alltag, außer der Saison! Sie stehen alle immer auf dem Bankrott; der Wirt kommt angeschlumpt, beklagt sich. Wir haben einen Braven gekannt, der abends im Schillertheater „mimte", Idylle gehen nie. Es ist eine furchtbare, aber unanfechtbare Wahrheit. Lotti wird schwermütig, sie fand es so romantisch. Und dieser Mann setzt nun in dürren, aber unanfechtbaren Zahlen das Unromantische, die Künstlichkeit des scheinbaren Paradieses auseinander.



Etwas ernüchtert fliehen wir die gastlich-ungastliche Stätte. Freies Feld von wünschenswertester Freiheit und Flachheit breitet sich vor uns. Lotti entdeckt Worpswedes, Dachaus, Walter Scott-Stimmungen. Man kann sich in der That für Lear keine dramatischere Heide vorstellen, als diese Weiten an einem trüben November- oder grauen Märztag, braun in Braun, mit Weidenstümpfen um Tümpel, immer im Hintergrund die blaue Lisiere des Grunewalds. Dann plötzlich mitten aus der Ebene aufragend ein Komplex von acht bis zehn riesigen Mietshäusern, keine Villen etwa mit Gärten, kahle Steinwände, ringsum Wind und Weite, furchtsame, angeklebte Balkonchen. Die Psychologie dieser Kolonie intrigiert mich. Nach welcher Richtung die Siedler sich auch wenden wollen, haben sie bis zur nächsten Anschlußstation sicher eine halbe Stunde zu gehen. Was für Menschen wohnen da? Was denken sie? Welche Motive leiteten sie bei der Wahl dieser Wohnstätten, deren komplette Scheußlichkeit, Zwecklosigkeit den zynischen Nihilismus alles Menschlichen nicht deutlicher ausdrücken konnte?

Nehmen wir an, daß der eine Grund: Billigkeit alles erklärt. Wir träumen Dramen, wir sehen Madame Bovary durch die Felder laufen, in Verzweiflung nach der Romantik suchend. Es ist ein Tümpel da, kreisrund zwischen Krüppelweiden in regelmäßigen Abständen, der den Selbstmord förmlich herausfordert.



Am Weg in Zwischenräumen von halben Stunden, liegen Villen. Sie schlafen mit vergitterten Fenstern wie barrikadiert, spärliche Zwergbäumchen vom Wind gefegt, betupfen die viel zu große Fläche des Ziergartens. Meistens sind sie übrigens zu vermieten. Wir stellen uns liebende Ehepaare vor, die den Ort für ihr Glück noch nicht einsam genug fanden. Wie sie allmählich verstummten, zu lachen verlernten, kalt und grau versteinten. Es ist das Verhängnis der Lokalität.

Manchmal haben sie Namen der Liebe: „Marthas Heim", „Villa Klara", „Emiliens Ruhe". Wir sind fest durchdrungen, daß Martha, Klara und Emilie sich nach sechs Wochen scheiden ließen. Zweieinhalb Jahre ist der äußerste Termin. Ich würde „Die einzelne Villa" als Romantitel empfehlen. Das Drama der Ehe in Strindbergscher Nacktheit könnte sich da abspielen. Geschwistervillen fordern zum Brudermord heraus, in „Hermanns Lust" wirft Hermann mit Stiefelknechten.

Diese Einzelhäuser überhaupt! Welcher Charakter gehört schon dazu in unsern Zeiten des ausgeprägtesten Herdensinns! Sicher muß er einer sein, der sich den Vers angeschrieben hat: „Wenn dich die Lästerzunge sticht, so laß dir das zum Troste sagen, die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen." Wir stellen uns einen mißvergnügten Schriftsteller vor, den die böse Kritik da hinausgetrieben hat. Welche eigenartige Gehirnverfassung läßt diesen hier, anstatt in die Breite, sein Haus in die Länge bauen mit einem einzigen Fensterfront, drei Brandmauern? Ich frage Sie, wer erklärt solche psychologischen Vorgänge? Ehrfurcht erfüllt mich vor dem Bewohner. Aber wir haben noch einen Liebling, eine immer neue Quelle des Genusses, ahnungsvoller, mystischer Schauer: stellen Sie sich einen großen, total verwilderten Blumengarten vor mit Georginen, Astern jeder Nuance, jedes Glanzes, jeder Buntheit, hinten weit zurück ein merkwürdiges Glasvorhaus, in dem man aufsteigende Treppengerüste unterscheidet. Nach der Straße zu ein Holzpavillon im Schweizerstil. Dieser weist neben kabbalistischen Zeichen am Giebel, zu beiden Seiten, wörtlich folgende Verse auf:

Pax nobiscum.

Im kleinsten Raum zufrieden
Mit dem, was Gott beschieden.
Mit dir selbst unzufrieden,
So lang du fehlst hinieden,
Dann wird dir wahren Frieden
Gott für die Seele bieten.

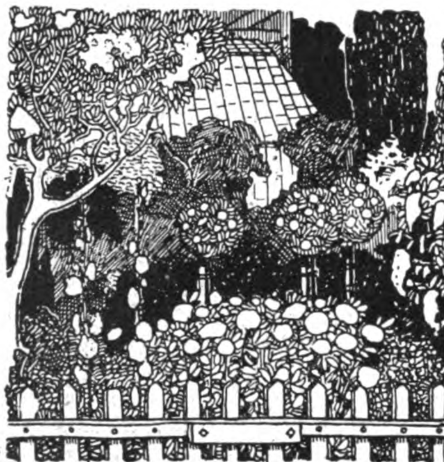
Deus nobiscum.

Vom Himmel kommt der Regen,
Vom Himmel kommt der Segen.
Gieb Regen, Gott, und wenn es Zeit,
Und Segen hier in Ewigkeit.

Rechts und links von der Thür abermals zwei Sinnsprüche

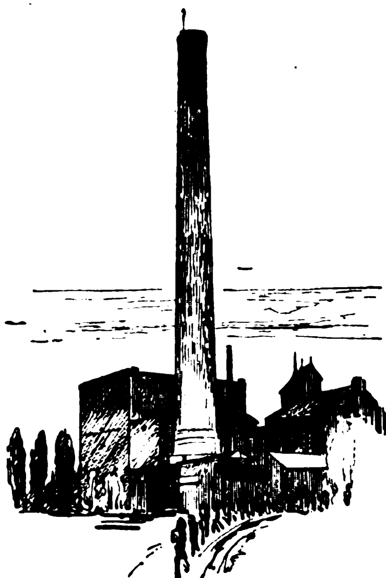
Reich in dem einen,
Was die Seele heilt.
Froh in dem Kleinen,
Wo gesund man weilt.
Mir und den Meinen
Werd es erteilt.

Nicht Geldes Zier,
Palastes Pracht
Verlangen wir,
Wenn Gottes Macht
Uns stark bewacht.
Wenn Friede lacht,
Ist dieser Bau
Uns Glückes Au.



Ich gebe zu, wir hätten längst um eine Erklärung einkommen können, der gebildete und wißbegierige Europäer hätte die Verpflichtung gefühlt. Wir sind Feinschmecker, wir wollen nichts wissen. Wir träumen uns da Buddhisten, Sonnenanbeter hinein, Böcklinsche Motive. Welches Wähnen fand hier Frieden? Scharen weißgekleideter Jünger, fremdartige Gesänge singend, müßten hier an schönen Sommerabenden wallen. Ich bemerke immer einen sinnenden und sehnsüchtigen Ausdruck in Lottis Gesicht. Sie hebt sich das als Paradies auf, einen Zufluchtsort.

Es wird später. Die Physiognomie der Landschaft verändert sich, wird düsterer. Zolastimmung kommt auf. Von den Neuanlagen der riesigen Elektrizitätswerke ziehen im Gänsemarsch schwarze Arbeiterkolonnen durch den grundlosen Schmutz. Wir können uns einbilden, daß der Mörder jetzt zu seinem lichtscheuen Gewerbe ausgeht; die Mordsgeschichten aus dem Anzeiger fallen uns ein. Hier und da lehnen sich Kirchhöfe an die Chaussee an, neuangelegte, kahle, mit nackten Steinen, Bretterzäunen. An einer Pfütze betreibt der „Krokodilfänger mit seinem Sohn" geheimnisvollen Fang, Padden oder Moos zur Ausstattung eines Aquariums. Gänzlich unmotiviert erhebt sich ein Druidenstein auf einer Anhöhe, merkwürdige, abgezirkelte Alleen münden in unmotivierten Schluchten. Wir passieren Helgoland, einen — Verzeihung! Düngerhaufen in der exakten Form des meerumschlossenen Eilands. Die interessantesten Stilleben von bodenlosen Eimern, merkwürdig ausgebeulten Töpfen, zerknutschten Konservenbüchsen gruppieren sich um die Tafel, Strandgut der Kultur, traurig, banal in seiner nutzlosen Häßlichkeit von einer gewissen philosophischen Wirkung. Eine Frau nudelt eine Gans in der Thür einer einzelstehenden, schwarzgeteerten Baracke. Sie erscheint roh, gespenstisch, hexenhaft, in der flackernden Beleuchtung der Bahndammlichter, das Tier schreit angstvoll, zappelt. Nebenan thun sich Leichengäste von einem eben stattgefundenen Begräbnis in Schnaps gütlich; ein Eisenbahnzug donnert vorüber. Die Hügel gleichen großen erstarrten Wogen eines gestorbenen Meers. Wir blicken in Sandkuhlen mit gelben, leise rieselnden, eingerissenen Rändern, zwischen den Lattenschuppen hausen Karnickelfamilien. Lotti hat sich sehr dicht an mich gedrückt.



Um ein Feuer ist die khakifarbene Zunft der Müllkutscher thätig. Sie verbrennen da eine Matratze — Rembrandt und Zola zugleich, mit Shakespearescher Konversation gewürzt. Sausend pfeifen die Peitschen um die unglückseligen, abgetriebenen Pferde.

Wir nähern uns der Stadt wieder. Da kauert sie in der halben Dämmerung wie eine riesige dunkle Masse — die hohen, schlanken Kirchtürme verschwinden fast in der grauen Luft. — Tiefer und tiefer sinkt die Sonne. Und allmählich wird es lebendig um uns. Borgias, schlankgebeint, im kurzen Mantlet — es ist die lose über die Schultern geworfene Arbeitsjacke — werfen vor uns riesige Schatten. Es sieht fast unheimlich aus, wie sie hin- und herschwanken. Wir stellen sie uns, eben einen „Kalten" nach dem Tiber schleppend, vor.

Lottis Herz bumpert. Man sieht es ihr an. Sie ist ganz weiß, doch voll Spannung und Aufregung.

Die Elektrischen kriechen wie riesige schwerfällige Leuchtkäfer. Das ist ein Sausen und Brausen, die roten Kupferdrähte blitzen im letzten Sonnenlicht, und unter den Rädern sprüht Feuer, als ob die Schienen brennen. Im Halbkreis liegt die Stadt, von der helle Dämpfe aufsteigen, Babylon. Sie erscheint uns brennend, Sodom im Schwefelregen —

„O du!" sagt Lotti. „Das Leben ist doch graustg schön."



Bilder aus aller Welt.



1. Herzog Johann Albrecht. 2. Supf. 3. Excellenz von Valois. 4 Geheimrat Wohltmann. 5. Dr. Vosberg-Rekow. 6. Excellenz von Ziegner. 7. Kammerherr von Rantzau. 8. Pastor Funke. 9. Professor Schenk. 10. Direktor Lang. 11. Dr von Arnim 12. Hauptmann Leue. 13. Graf von Dürkheim. 14. Weidmann.

Von der Tagung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Halle a. S.

Phot. Motzkus, Halle a. S.



1. und 2. Großherzog und Großherzogin von Luxemburg. 3. Graf Metternich.

Die Grundsteinlegung der evangelischen Kirche in Abbazia durch den Grossherzog von Luxemburg.

Photographische Momentaufnahme.

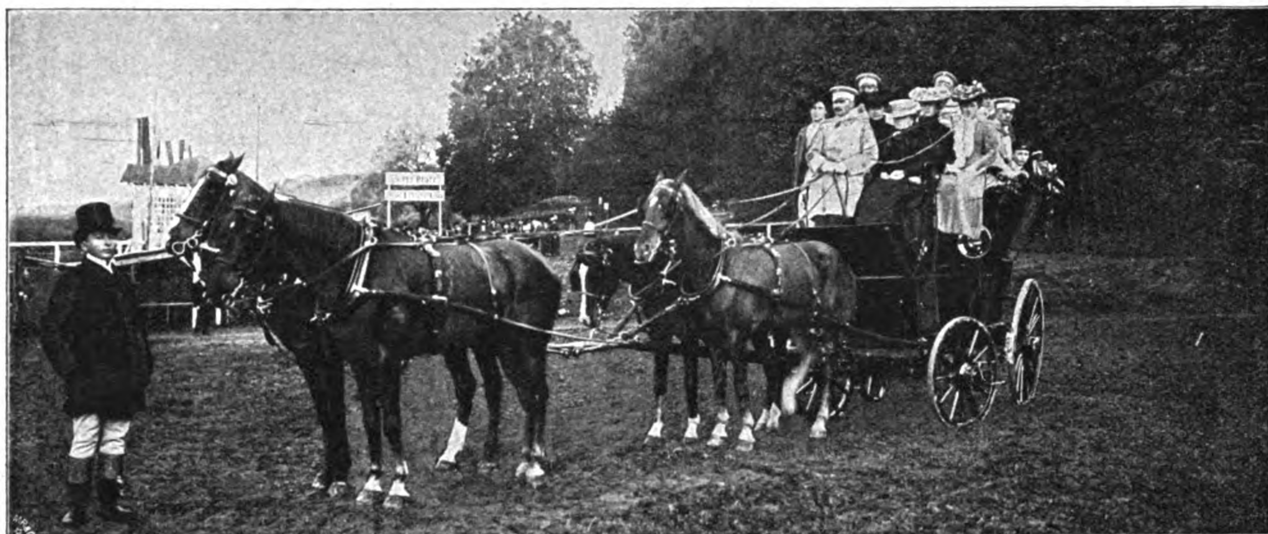


Frau Arimondi (Emilia). Maria de Macchi (Desdemona). Francesco Signorini (Othello). Kurt Sommer (Cassio).
Schlußscene aus Verdis Oper „Othello“.



1. Angelo Neumann. 2. Frau Arimondi. 3. Maria de Macchi. 4. Mario Sanmarco. 5 Francesco Signorini. 6. Arimondi. 7. Oberregisseur Georg Dröscher. 8. Kurt Sommer 9. Frau Sommer.
Leiter und Mitwirkende.

Zum Schluss der Verdifestspiele im Neuen Königlichen Operntheater zu Berlin.
Photographische Aufnahmen von Zander & Labisch, Berlin.



Vom Rennen zu Weil bei Stuttgart am 21. und 22. Mai: Die Mailcoach der Ludwigsburger Dragoner.



Vom Rennen zu Weil bei Stuttgart am 21. und 22. Mai: Die Parade zum Rennen um den Preis von Weil.
Momentaufnahmen von M. Dietrich, München.



Vom „Weissen Blumenkorso" in Wien am 23. Mai: Der Zug der Blumenwagen.
Hofphot. R. Lechner, Wien.



Das goldene Rad von Friedenau:
Der Sieger Robl,
gewann das 100 Kilometerrennen in 1 Stunde 28 Minuten.
Phot. Krichelborff, Berlin.



Vom Dauerrennen Marseille-Paris:
Der Sieger Lesna,
der den ersten Preis gewann.
Phot Gribayedoff, Paris.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

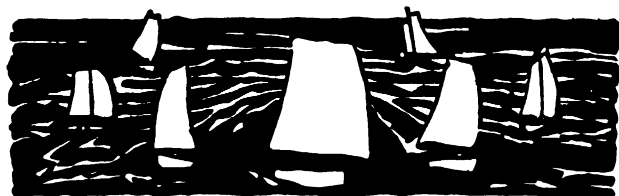
Nummer 24. Berlin, den 14. Juni 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 24.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1083
Umschau	1083
Das Theater Humbert-Daurignac	1084
Gartenfeste	1085
Berliner Sport	1086
Buch der Woche	1087
Frauenchronik	1087
Berliner Chronik	1088
Zu unsern Bildern	1089
Die Börsenwoche	1090
Die Toten der Woche	1090
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1091
Der Aelteste. Von Marie Scotta	1099
Himmelfahrt. Gedicht von Mia Holm	1101
Das Germanische Nationalmuseum. Von Dr. Karl Simon (Mit 9 Abbild.)	1102
Wie man sich auf der Düsseldorfer Ausstellung amüsiert. Von Alfred Holzbock. (Mit 6 Abbildungen)	1106
Der Toilettenbedarf einer Dame. (Mit 6 Abbildungen)	1108
Märchenzauber. Skizze von Alfred Kolben	1110
Hochwildtransport nach Norwegen. (Mit 5 Abbildungen)	1111
Neues Porträt der Kaiserin	1114
Neues Porträt des Kaisers	1115
Ein neues Touristenland. (Mit 6 Abbildungen)	1116
Im Herrenhaus von Luckmühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung)	1119
Am Fenster. Gedicht von Leo Heller	1124
Jenseits von Schön und Häßlich. Von Prof. Dr. K. Lange (Tübingen)	1124
In Afrika gewesen. (Mit 2 Abbildungen)	1127
Oesterreich in London. (Mit 2 Abbildungen)	1128
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1129

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.



Die sieben Tage der Woche.

5. Juni.

Auf der Marienburg findet in Gegenwart des Kaiserpaares das Fest des Johanniter- und des Deutschherrenordens statt. Der Kaiser hält dabei eine Rede, in der er das deutsche Volk aufruft, sich gegen polnischen Uebermut zu schützen.

In Lemberg nehmen, nachdem eine Einigung mit den Unternehmern stattgefunden hat, die Maurer und Bauhandwerker die Arbeit wieder auf.

Der Deutsche Reichstag nimmt den sogenannten Toleranzantrag des Zentrums in dritter Lesung mit 163 gegen 60 Stimmen an.

Beide Häuser des englischen Parlaments stimmen einem Regierungsantrag zu, Lord Kitchener eine Dotation von 50000 Pfund Sterling zu gewähren und der Armee in Südafrika den Dank der Volksvertretung auszusprechen.

6. Juni.

Aus Sibyllenort kommen Nachrichten über eine Verschlimmerung im Befinden des Königs Albert von Sachsen.

Die französische Deputiertenkammer wählt Bourgeois endgiltig zum Präsidenten für die Session.

In Frankreich bildet Senator Combes ein neues Ministerium.

7. Juni.

Der Deutsche Reichstag nimmt das Gesetz betreffend die Aufhebung des Diktaturparagraphen in Elsaß-Lothringen einstimmig an.

Das Kanonenboot „Panther“ trifft mit dem Depeschenboot „Sleipner“ in Düsseldorf ein.

Fürst Ferdinand von Bulgarien tritt in Begleitung des Kriegsministers Paprikow und des Sobranjepräsidenten Zanka die Reise nach Petersburg zum Besuch des Zaren an.

8. Juni.

Es wird ein Depeschenwechsel unseres Kaisers mit dem König von England und dem Erzherzog Eugen von Oesterreich aus Anlaß des Marienburger Festes veröffentlicht.

9. Juni.

Präsident Krüger läßt die Flagge der Transvaalrepublik von seinem Palais Oranjelust in Utrecht niederholen.

Der Reichstag nimmt die Brüsseler Zuckerkonvention in zweiter Lesung mit großer Mehrheit an.

Das amerikanische Repräsentantenhaus nimmt das Gesetz gegen die Anarchisten mit 175 gegen 38 Stimmen an.

Das neue französische Ministerium Combes stellt sich der Deputiertenkammer mit einer vom Ministerpräsidenten verlesenen Programmrede vor. Darin wird Aufrechterhaltung der Republik und Fernhaltung der Armee von der Politik als erste Aufgabe bezeichnet.

Das englische Unterhaus nimmt die Wiedereinführung eines Getreidezolls endgiltig mit 279 gegen 193 Stimmen an.

10. Juni.

Der Reichstag nimmt das Zuckersteuergesetz in zweiter Lesung an. Die Kontingentierung der Produktion wird mit 194 gegen 114 Stimmen abgelehnt.

11. Juni.

Ministerpräsident Dr. von Koerber weist im österreichischen Abgeordnetenhaus den tschechisch-radikalen Abgeordneten Klofac wegen seiner in der Sitzung vom Tag vorher gemachten Aeußerungen gegen den Deutschen Kaiser zurecht.



Umschau.

Eine schwere Leidenswoche war dem hochbetagten König Albert von Sachsen beschieden, und noch ist ein Ende der Heimsuchung nicht abzusehen. In dem stillen Sibyllenort hat er, wie schon so oft, seine Sommerfrische gesucht, aber das langjährige schwere Blasenleiden, von dem er gequält ist und das als unheilbar gilt, hat im Lauf der Zeit die Körperkräfte des Vierundsiebzigjährigen so aufgerieben, daß Herzschwäche, die sich in schweren und häufigen asthmatischen Anfällen kundgiebt, eingetreten ist. Einzeln gehört jedes der beiden Leiden zu den allerbeschwerlichsten chronischen Uebeln, vereint sind sie wohl imstande, das Leben eines Menschen zu zerstören, geschweige denn die noch vorhandenen Kräfte eines schon durch langjähriges Leiden Geschwächten vollends zu zermürben. Obgleich das Befinden des Kranken zeitweilig

Schwankungen nach der günstigen Seite hin aufweist, hält die bange Sorge doch an, und mit den sächsischen Landeskindern blickt das gesamte deutsche Volk innigster Teilnahme voll nach dem Leidenslager. Möge, dies ist der allgemeine Wunsch, die von Haus aus kräftige Konstitution des Königs dem Ansturm der vereinigten Leiden sich noch gewachsen zeigen!

Der Reichstag hat in zweiter Lesung die von den Agrariern und dem Zentrum so hart beanstandete Brüsseler Zuckerkonvention angenommen. Die Mehrheit hatte sich aber unter der Voraussetzung zusammengefunden, daß die Zuckersteuernovelle vor der Ratifikation derselben Gesetz geworden sein müsse, und zwar in einer Gestalt, die zu Gunsten der Kartellraffineure die Kontingentierung aufrechterhalten und außerdem die Zuckerverbrauchssteuer ganz bedeutend herabsetzen würde. Durch letztere Maßnahme bezwecken die Interessenten den Zuckerverbrauch zu steigern, eine Absicht, mit der man sich ja einverstanden erklären könnte, machte nicht die Finanzlage des Reichs seinen Verzicht auf einen so bedeutenden Einnahmebetrag zur Unmöglichkeit. Die Regierung widersetzte sich der Wiedereinführung der Kontingentierung und erklärte sich bezüglich der Herabsetzung der Verbrauchssteuer mit einem Antrag der freisinnigen Volkspartei einverstanden, der die Steuer auf 14 Mark festsetzte. Nach langer heftiger Debatte stellte sich die Mehrheit des für diesen Reichstag ungewöhnlich stark besetzten Hauses auf die Seite der Regierung. Auch der konservative Antrag, daß gleichzeitig mit der Zuckersteuernovelle auch das Saccharingesetz inKraft treten müsse, kam zu Fall. Das Agrariertum, für das in diesem Fall das Zentrum sich weit entschiedener und geschlossener einsetzte, als selbst die Konservativen, hat also eine erhebliche Niederlage, die erste von solcher Bedeutung, erlitten.

In zweiter Lesung war in der letzten Woche auch die Aufhebung des Diktaturparagraphen angenommen worden. Die Elsaß-Lothringer zeigten sich voll Dank und Anerkennung für die Maßnahmen, und alle Liebesmüh, die Herr Bebel aufwandte, sie in eine kritische Stimmung und in Harnisch hineinzureden, war verloren. Hat der Reichstag die noch ausstehenden dritten Lesungen erledigt und auch noch das Süßstoff- (Saccharin)-Gesetz verabschiedet, was ohne Zweifel in der Weise geschieht, daß alle Zuckerkranke wegen „Verweigerung des Zuckerkonsums" in empfindliche Geldstrafe genommen werden, indem die Fabrikation und der freie Verkauf von Saccharin gänzlich verboten wird, so geht er bis zum Herbst in Ferien. Von ihm bleibt dann nur noch die Zolltarifkommission übrig.

Das Abgeordnetenhaus, das ebenfalls vor der Vertagung steht, hat die Polenvorlage in zweiter Lesung genehmigt.

Das neue französische Ministerium unter Combes ist ein durchaus einheitliches radikales und sozialistisch-radikales, einen etwas abweichenden Einschlag bildet nur der Name Rouvier, und zwar nicht etwa, weil er früher Opportunist gewesen ist, denn er ist in aller Form in die „Demokratische Vereinigung" eingetreten, sondern weil der neue Finanzminister ein Gegner der progessiven Einkommensteuer ist und den Verzicht auf deren Einführung zur Bedingung seines Eintritts in die Regierung gemacht hat. Es dient dies vielleicht zum Heil des neuen Kabinetts, denn die Abneigung gegen die Einkommensteuer reicht bis tief in die entschiedene Linke hinein; sie ist eigentlich eine Forderung der Sozialisten, die ja jetzt in der Regierung nicht mehr „mitthun". Im übrigen ist das Programm der neuen Regierung so reichhaltig, daß sie auch ohne jene Reform für lange mit Arbeitsstoff versehen ist. Sie will z. B. das Gesetz gegen die Kongregationen durchführen und vervollständigen, so insbesondere das Gesetz Falloux, das Unterrichtsgesetz von 1850, das den Kongregationen die Errichtung von Mittelschulen gestattet, abschaffen, allerhand Ersparungen treffen und den zweijährigen Militärdienst unter Schaffung einer Kerntruppe von Kapitulanten einführen. Noch in der Schwebe erscheint die Frage des Ankaufs der Eisenbahnen. Weniger bekannt von den neuen Ministern sind eigentlich nur der Arbeitsminister Maruéjouls und der Kolonialminister Doumergue. Der erstere gehört zur Gruppe Brisson, ist also unanfechtbar radikal, und der letztere gar zu den Sozialistisch-Radikalen.

Die Ausführung der Waffenstreckung in Südafrika vollzieht sich bis jetzt durchaus friedlich und glatt. Die Burenführer haben ihre Truppen ausdrücklich aufgefordert, den Friedensbedingungen loyal nachzukommen. Wie die zurückkehrenden Kriegsgefangenen die Stimmung beeinflussen werden, bleibt abzuwarten. In England wird der Krieg noch lange den bitteren Nachgeschmack erhöhter Steuern zurücklassen: hat das Geldbedürfnis doch sogar zum Bruch mit den Cobdenschen Grundsätzen geführt, indem zum Kornzoll zurückgekehrt wurde.


Oberst Lynch.

Für den Personalbestand des Unterhauses ist der Friedensschluß dadurch besonders interessant, daß der von dem irischen Wahlkreis Galway gewählte frühere Burenführer Oberst Lynch (vgl. obenst. Abb.), der seiner Zeit bekanntlich mit Verhaftung wegen Hochverrat bedroht wurde, in England angekommen ist, um seinen Sitz im Unterhaus einzunehmen.



Das Theater Humbert-Daurignac.

Hierzu die Bilder auf Seite 1096.

Ueber den Millionenschwindel der braven Mama Humbert kann man in Paris noch nicht zur Ruhe kommen, und im Grunde haben die Leute auch ganz recht, wenn sie sich so lange mit dieser Geschichte beschäftigen. Minister wechseln hier zu Lande alle sechs Monate, Präsidenten werden alle fünf Jahre gewählt, Theater brennen alle drei Jahre ab, und Eisenbahnen stoßen alle vierzehn Tage aufeinander. Aber leere Geldschränke, auf deren Garantie man sechzig Millionen pumpen kann, kommen nicht alle Tage und nicht einmal in jedem Jahrhundert zur Welt. Und dann hat diese Geschichte so unzählige komische Anhängsel, daß man immer wieder neuen Stoff zum Gespräch findet. Caran d'Ache, der amüsante Zeichner, hat dieser Tage eine schreckliche Folge des Falles Humbert in einer lustigen Zeichnung geschildert. Eine frohe Gesellschaft lustwandelt in einem schönen Park: es sind die eingeladenen Sommergäste, die sich mit dem Eigentümer des Landschlößchens ergehen. Da kommt der Dame des Hauses der Gedanke, die ganze Gesellschaft in einem Gruppenbild festzuhalten. Alles nimmt die gewünschte Stellung ein, und die Dame läßt ihren Apparat spielen. Als sie aber nachher das entwickelte Bild betrachtet, sieht das ganz anders aus, als sie es geglaubt und gewünscht hatte. Außer dem in der Mitte sitzenden, mit der stolzen Freude des gastfreien Grundbesitzers dreinschauenden Hausherrn ist kein einziges Gesicht zu erkennen: der eine hat seinen Hut so ins Gesicht gedrückt, daß alles versteckt ist, der andere verdeckt seine Züge mit dem Taschentuch, die dritte mit dem Sonnenschirm, die vierte hält ihren Mops hoch, der fünfte versteckt sich hinter dem Federhut der vor ihm sitzenden Dame, die sechste hat sich eifrig in das Studium eines Buches vertieft. Kurz, kein Mensch ist zu erkennen.

Dieses allgemeine Versteckenspielen ist eine Folge des Falles Humbert. Frau Humbert hatte eine große Vorliebe für derartige photographische Aufnahmen, auf denen man im Kreise der braven Familie berühmte Leuchten der Wissenschaft und Kunst, Stützen des Staats und der Gesellschaft, Minister, Akademiker und Kronadvokaten erblickte. Derartige Photographien mußten das wankende Vertrauen der Gläubiger

stützen. Denken Sie doch nur: wenn Leute wie die ersten Spitzen von Litteratur und Kunst, wenn Mitglieder des Bundesrats und des Reichstags in traulichem Verein mit Herrn X. sich photographieren lassen, und wenn diese Photographien noch dazu in den Sälen oder Gärten dieses Herrn X. aufgenommen worden sind, wenn sie somit darthun, daß zwischen den genannten Leuten und Herrn X. ein intimes Verhältnis besteht, würden Sie dann jemals ohne ganz besonders starke Gründe auf den Gedanken kommen, Herr X. sei ein abgefeimter Gauner und Schwindler?

Es gehörte also mit zu dem äußerst geschickten und schlauen System der Bande Humbert und Daurignac, ihre illustren Gäste in möglichst zwangloser Form, zusammen mit den Mitgliedern der Gaunerbande zu photographieren, und deshalb sind jetzt zahlreiche hochstehende und der besten Gesellschaft angehörende Herren und Damen in helle Aufregung geraten. Sie fürchteten nämlich und fürchten noch, die kompromittierenden Bilder, auf denen man sie mit den Humberts und Daurignacs erblickt, könnten in die Hände der Presse geraten und veröffentlicht werden. Das würde zwar auf die betreffenden Herrschaften weiter kein schlechtes Licht werfen, aber ein bißchen lächerlich wird man doch, wenn man sich jahrelang ein X für ein U vormachen läßt; jedermann also, der in dem geschilderten Verkehr mit der nun so berühmten Familie stand, beeilt sich jetzt, die bösen Bilder aus der Welt zu schaffen. Nicht allen ist das gelungen, und so kommt es, daß nicht nur Pariser Blätter, sondern auch, wie die heutige „Woche" zeigt, ausländische Zeitschriften imstande sind, derartige photographische Beweise des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen bekannten Pariser Persönlichkeiten und der Gaunerfamilie ihren Lesern vorzusetzen.

Die noble Familie betrieb nicht nur die Kunst des Photographen mit Eifer und Glück, sondern ihre Angehörigen waren in fast allen Künsten zu Hause. Herr Romain Daurignac hat ein dickes Buch über Argentinien geschrieben, worin er mit der bei Leuten, die in fremden Ländern gewesen sind, leider nicht gerade ungewöhnlichen Unverschämtheit faustdicke Lügen auftischt. Herr Humbert war nicht nur Maler, sondern auch Dichter, und wenn er nicht zur plötzlichen Abreise gezwungen worden wäre, hätten wir im kommenden Winter das Vergnügen gehabt, ein Stück von ihm auf einer Bühne des Boulevards zu sehen. Den künftigen öffentlichen Ruhm erwartend, begnügte er sich inzwischen mit den im intimen Freundeskreis gesammelten Lorbeeren. Er ließ in seinem fürstlichen Palais an der Avenue de la Grande Armée ein Theater bauen, worin seine Stücke teils von Liebhabern, teils von Mitgliedern des Französischen Theaters aufgeführt wurden. Auch in dem Chateau de Villiers, wo die Familie den Sommer zu verbringen pflegte, gab es ein Theater, auf dessen bedeutungsvollen Brettern die Mitglieder der Familie und ihre Eingeladenen unter der Oberleitung eines professionellen Regisseurs die Musenkinder des Hausherrn zu Gehör und Anschauung brachten. Die berühmtesten Mitglieder der französischen Nationaltheater haben sich auf dem Privattheater Humberts hören lassen, und der gewöhnliche Regisseur war dabei der Sänger und Schauspieler Fugère von der Pariser Komischen Oper, den wir auf einer Photographie mit dem als mittelalterlichen Ritter gekleideten Fräulein Eva Humbert erblicken.

Karl Eugen Schmidt.

Gartenfeste.

Hierzu die Bilder auf S. 1092.

Es hat Zeiten gegeben, wo man den sommerlichen Gartenfesten, die namentlich von der vornehmen Welt veranstaltet wurden, ein sinniges und poetisches Gepränge verlieh. Man freute sich des wiedererwachten Frühlings und gab sich dem ganzen Zauber der freien Natur rückhaltlos hin, man ergötzte sich an Schäferspielen und umgab sich mit dem ausgewähltesten Luxus. Wenn unsere Zeit auch mit ihren materiellen Bestrebungen dem zarten poetischen Walten abhold geworden zu sein scheint, wenn wir jene idealen Regungen auch nicht mehr mit der Naivität vergangener Perioden zu verstehen scheinen, so ist bei unsern Gartenfesten ein realerer Zug in die Erscheinung getreten, der aber doch von großen Herzensregungen beherrscht wird. Man tanzt und belustigt sich heute nicht mehr des Tanzes und der Belustigung wegen, sondern man verfolgt ernstere Zwecke, und diese bestehen hauptsächlich in der werkthätigen Hilfe, die wir den Armen und Enterbten, den Notleidenden und Gedrückten leisten wollen. Und vielleicht ist es das schönste Vorrecht der Reichen und Mächtigen, daß sie bei ihren festlichen Veranstaltungen auch derer gedenken dürfen, die weniger von der Natur und dem Schicksal begünstigt sind.

Diese schöne Sitte ist international geworden. Wir bringen in unserer heutigen Nummer Abbildungen von dem großen Wohlthätigkeitsfest, das der Prinz und die Prinzessin Karl von Schweden und Norwegen auf ihrem Sommersitz Parkudden veranstalteten. Die Hofhaltung des Prinzen Karl von Schweden bildet das belebende Element im Stockholmer Hof- und Gesellschaftsleben, dank der jugendlichen Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin, der Prinzessin Ingeborg. Die Kronprinzessin ist bekanntlich leidend, Prinz Oskar Bernadotte hat eine unebenbürtige Ehe mit Ebba Munk geschlossen, so daß Prinzessin Ingeborg gleichsam dazu prädestiniert war, den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens zu bilden, als sie vor fünf Jahren nach Stockholm kam. In Parkudden sehen wir, wie die Prinzessin Karl sich in den Dienst der Wohlthätigkeit stellt, indem sie an Mitglieder der Gesellschaft Zigaretten verkauft, auf der Sommerbühne des prachtvollen Landsitzes werden von Damen und Herren der Hofgesellschaft Vorstellungen gegeben, die außerordentlichen Anklang fanden, und in Schweden und Norwegen, wo man mit unendlicher Treue an den Volkssitten und Volkstrachten festhält, darf natürlich auch der Bauerntanz in Nationaltracht nicht fehlen.

Auch in Berlin, der Stadt, die unter keinen Umständen auf dem Gebiet der Wohlthätigkeit zurückbleiben will, ist man in dieser Beziehung mit gutem Beispiel vorangegangen. Allen vorauf der Reichskanzler, der zu Gunsten des „Frauenhilfsvereins für die Kinderheilstätten an der Nord- und Ostsee" zu einem Sommerfest im Garten des Kanzlerpalais einlud. Der Verein erfreut sich wegen seiner segensreichen Bestrebungen ganz besonders der Sympathie unserer Kaiserin; es nehmen daher an seinen Festen der Hof, die Hofgesellschaft und die Diplomatie teil.

Der Garten des Reichskanzlerpalais gehört sicherlich zu den schönsten Parkanlagen Berlins. Er ist ein Ueberbleibsel des gewaltigen Tiergartenkomplexes, sein waldartiger Charakter erhebt ihn weit über einen Garten im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Die Historie hat ihn gewissermaßen geheiligt, denn in seinen schattigen Gängen unter den uralten Baumriesen wandelte einst der Mann, der des Reiches Herrlichkeit aus Blut und Eisen zusammengeschmiedet hatte. Es mag vielleicht sein, daß manchmal mit Achselzucken über derartige Bestrebungen hinweggegangen wird, aber wenn durch Gartenfeste, bei denen sich das gesellschaftliche Leben in seinem ganzen Glanz entfaltet, wo keine Mühe und Arbeit gescheut wird, um die ganze Veranstaltung so graziös wie möglich erscheinen zu lassen, auch nur eine Thräne getrocknet wird, wenn Eltern, die sich in Angst und Sorge um ihre schwächlichen und kranken Kinder verzehren, in die Lage versetzt werden, diesen Kindern die Kräftigung der Seeluft und die Bewegung in freier Natur zu teil werden zu lassen, dann ist der Zweck der Gartenfeste in jeder Beziehung erfüllt. Denn ohne die höheren Ziele der Wohlthätigkeit, ohne das ernsthafte Bestreben, Not und Elend, so weit es möglich ist, aus der Welt zu schaffen, würde auch das schönste Fest, wenn es nur Selbstzweck bleibt, kaum auf die Sympathien weiterer Bevölkerungskreise rechnen dürfen. Darum ist die Aera der Sommerfeste mit Freuden zu begrüßen, ermöglichen sie es doch, daß eine große Anzahl von bleichen und kränklichen Großstadtkindern ihren Eltern mit blühenden Wangen und frischem Lebensmut zurückgegeben werden kann.

R. C.

Die Berliner Sportwoche.

Hierzu die Bilder auf S. 1094.

Die Sonne schien sich in der vergangenen Woche auf mehrere Tage beurlaubt zu haben. Mißbilligend wehte der Wind über Frühlingsgefühle und maienduftige Frühjahrstoiletten. „Selbst Marcus Brutus hätt sich einen Schnupfen zugezogen“ — aber Berlin stand im Zeichen des Sports und ließ sich seine Freude daran nicht rauben. Karlshorst und Hoppegarten, Westend und Grünau, Pferde, Reiter und Wagen, Sport zu Wasser und zu Land bedeutet für den Berliner, der gerne weilt, „wo wat los is“, eine Attraktion, der beizuwohnen er sich nur durch elementare Ereignisse verhindern läßt. Das interessante Treiben, jenes amüsante Charakteristikum, das das Lokalkolorit dieser Veranstaltungen bildet, fesselt immer wieder aufs neue die Getreuen des Turfs, die niemals fehlenden Offiziere, die sich stets gleichbleibenden Habitués wie nicht minder das große Publikum, die das Schauspiel des buntbewegten Gesellschaftsbildes und der Kampf um den Siegespreis lebhaft interessiert. Kommt nun gar, wie bei der Ruderregatta in Grünau, der Lokalpatriotismus auf seine Kosten, ist der Tag nicht verloren, auch wenn der Lange See und die in silberne Schleier gehüllten Müggelberge erst spät, gleich einer zarten Huldigung für die Sieger, in mildem Sonnenglanz erstrahlen. Um den vom Kaiser Friedrich 1888 gestifteten silbernen Pokal stritten der schließlich Sieger bleibende Berliner Ruderklub und die Amsterdamer „Roeien-Zeil-Vereeniging de Hoop“ unter grenzenloser Aufregung des dem Kampf beiwohnenden tausendköpfigen „Jungen Deutschland“. „Uns kann keener!“ versicherte zuversichtlich ein Dreikäsehoch von acht Lenzen die Umstehenden, als in der Nähe der Tribünen die Holländer noch einen schwunghaften Versuch machten, den Berlinern den fast errungenen Sieg zu entreißen. Der Tip des kleinen Mannes erwies sich als zutreffend und wird voraussichtlich die Familie des „Wunderkindes“ veranlassen, ihm dereinst ein „Bureau für todsichere Tips“ zu errichten. Mit guten Ratschlägen für andere ist in Berlin noch immer viel Geld zu verdienen. Vorausgesetzt, daß man nicht selbst auf seine Tips setzt.

Auf der Trabrennbahn Berlin-Westend veranstaltete auch, wie alljährlich, der Deutsche Sportverein einen Concours hippique, dessen Hauptattraktion am ersten Tag das ausgezeichnete Pferdematerial und dessen Lenker waren, während am zweiten Tag die Schaulust anläßlich des Blumenkorsos und seiner Teilnehmer dominierte. Von den Siegern des ersten Tages erfreute sich ganz besonders ein zur Reitschule in Hannover kommandierter schwedischer Offizier, Leutnant A. F. Ahnström, der im Weithochspringen auf der irischen Stute „Lady Pepita“ den ersten Preis gewann, allgemeiner Sympathien, von denen ein großer Teil auch dem Gewinner des zweiten Preises, Rittmeister von Arnim, zu teil wurde. Die Konkurrenz der Ponygespanne brachte dem der Berliner russischen Gesandtschaft attachierten Kammerherrn von Knorring, der bereits als Lenker seines Viererzugs den zweiten Preis davontrug, den ersten und zweiten Preis. Ueber Orgien von Staub, wie man sie sonst bei Wagenkorsos zu erleben gewöhnt ist, bis man glücklich am Großen Stern vorbei, an „natürlich wieder aufgerissenen“ und „natürlich wieder neugepflasterten“ Stellen vorüber, über Asphalttöpfe und aufgeworfene Erdhaufen mit heiler Haut am Bestimmungsort anzulangen pflegt, konnte sich diesmal auch der professionsmäßigste Nörgler nicht beschweren. Die Blumenschlacht stand — ein kleines Extempore abgerechnet, das sich jener Jupiter leistete, der auf den wässerigen Namen Pluvius hört — unter einem günstigen Stern. Da nach Ausspruch eines englischen Staatsmanns die Zufriedenheit zuweilen nur eine meteorologische Frage sein soll, befand sich demnach das aktive und passive Publikum des Westendkorsos in fröhlichster Stimmung, die durch den Anblick der vorzüglich bespannten und zumeist geschmackvoll dekorierten Gefährte erhöht wurde. In blumengeschmückten Wagen waren Prinz Joachim Albrecht, Graf v. d. Schulenburg, Oberststallmeister Graf von Wedel, Vizeoberststallmeister Major v. Esebeck erschienen, ihnen folgten Graf Eulenburg, die Grafen Hohenau und v. Alvensleben-Neugattersleben, Kammerherr v. Knorring, drei Wagen der 1. Gardedragoner, im ganzen an sechzig Gespanne von der Mail-coach bis zum Ponywagen, deren Insassen fast eine Stunde lang von der Höhe des Preisrichterpavillons aus und von den Zuschauern zu beiden Seiten der Bahn mit mehr und minder vielsagenden Blumen bombardiert wurden. Weißer Flieder, Margueriten und lange Gräser, rosa Rosen und rosa Mohn, Narzissen, Kornblumen und weiße Nelken bildeten das duftige Material des Wagenschmucks, mit dem die blumengeschmückten Hüte der Damen zumeist harmonierten. Daß die Anzahl der Wagen bei Veranstaltungen dieser Art zu der Bedeutung Berlins als Weltstadt in einem merkwürdigen Mißverhältnis steht, ist eine oft erörterte Thatsache. In Wien nahmen an dem kürzlich dort stattgehabten Blumenkorso 2000 blumengeschmückte Gefährte teil, die in fünf Reihen durch die Hauptallee des Praters fahrend, die Wiener mit der Genugthuung erfüllen konnten, daß man in der Stadt des „Steffels“ und der Lieder nicht nur gern singen hört, sondern auch gern mitsingt. Wenn die aktive Anteilnahme des Berliner Publikums an Veranstaltungen im Stil des Blumenkorsos nicht mit der Zeit zunimmt, kann es sich dereinst ereignen, daß an diesen Festen sich schließlich nur Zuschauer beteiligen, wie in jenen kleinen Badeorten, in denen zwar die Aerzte vollzählig versammelt sind, jedoch die Kurgäste fehlen. — Es muß ja nicht unumgänglich eine Mail-coach sein.



Oberstleutnant von Heyden-Linden.

Dagegen bot Hoppegarten am großen Tage des Armeerennens in Anwesenheit des Kaiserpaares ein anderes Bild. Unbeschreiblich war der Jubel, als der Kommandeur des Königsulanenregiments von Heyden-Linden mit seinem „Eiger“ die Armee gewann. Der Tag war zugleich ein Jubiläum für den beliebten Reiter. Im Jahr 1877 nämlich hat Heyden-Linden zum erstenmal die Armee gewonnen.

Die sportlichen Veranstaltungen mit ihrem sich zwanglos entwickelnden Gesellschaftsbild gehören nun einmal zur Physiognomie der Großstadt. Die überfüllten Rennzüge mit der Jagd nach Plätzen, die dabei entwickelten kleinen Rücksichtslosigkeiten, in denen „alle Bande frommer Scheu“ gelöst werden und die uns die schönen romantischen Zeiten des Faustrechts ins Gedächtnis zurückrufen, bedeuten den Beginn der Sportsaison. Die Waggons werden gestürmt, und glücklich preist sich, wem es gelingt, seine irdischen Ueberreste auf einem Fragment von Sitz zu deponieren, den nur krassester Größenwahn mit dem Namen „Platz“ bezeichnen kann. Wer noch niemals in einer Zigarrenkiste gesessen, kann, da einem modernen Menschen keine unnatürliche Empfindung fremd bleiben darf, dieses Empfindens durch Lösung eines Eisenbahnbillets nach unsern beiden Berliner Rennplätzen Hoppegarten und Karlshorst teilhaftig werden. Er wird im Augenblick der Abfahrt des Zuges die Kupeethür aufreißen sehn und Menschen beobachten können, die mit den Gesten der wahnsinnigen Ophelia einen Platz erflehn. „Besetzt!“ — „Bitte, nur einen einzigen Platz, einen ganz kleinen Platz für eine einzige, lumpige Person!“ — „Unmöglich! Wir sind schon dreizehn!“ —

„Was Sie sind dreizehn?! Da ist es ja ein wahres Glück, daß ich gekommen bin! Denken Sie doch, welche Unglückszahl!“

Und die „einzige lumpige Person“ setzt sich auf die Knie seiner Mitmenschen, tritt auf die Füße seiner Nachbarn, plappert für zwei und lacht für vier und zündet sich schließlich unter allgemeinem Protest eine unheimliche Zigarre an, indem sie mildlächelnd bemerkt: „Ach, heute ist ja alles egal — heut ist ja Renntag!“ —

J. Lorm.



Ausländische Romane.

Der Krieg von 1870—71 hat in Frankreich eine umfangreiche belletristische Litteratur im Gefolge gehabt. Meist triumphierte in diesen Büchern die chauvinistische Empfindung, und das Menschliche, das allein einen Inhalt für die Kunst abgiebt, ging unter in den Wogen der durch die Niederlage erregten Leidenschaften. Es war eine patriotische Hintertreppenlitteratur, geflossen aus der trüben Quelle des Hasses, und ein großes gebildetes Volk mußte sie mit fortschreitender innerer Gesundung und Beruhigung überwinden. Schon Zolas gewaltige Kriegsschilderung, die er in seinem Roman „Der Zusammenbruch" gab, zeigte das Streben nach menschlicher und künstlerischer Wahrheit, und das Gleiche darf auch dem jüngsten Werk der französischen Kriegslitteratur, der Romanreihe „Une Epoque" der Brüder Paul und Viktor Margueritte, nachgerühmt werden. Der erste Teil liegt jetzt in deutscher Uebersetzung von N. Fricke unter dem Titel „Der Unstern" vor (Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig). Er schildert die Erlebnisse und Empfindungen eines französischen Generalstabsoffiziers während der Belagerung und Uebergabe von Metz. Ein zartes Liebeslied klingt leise an, wenn der Kanonendonner schweigt, und giebt dem von Schlachtenlärm und Kriegsleidenschaft erfüllten Buch zugleich Tiefe und Stille.

❖

Die Uebersetzung eines andern französischen Romans hat bereits binnen kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebt. Der Name der Verfasserin, der berühmten Brettldiva Yvette Guilbert, sowie der glücklich gewählte deutsche Titel „Der Brettlkönig" machen wohl vor allem das Glück des Buchs (deutsche Uebersetzung von Paul Bornstein im Verlag von Albert Langen, München). Aber der Roman hat auch innere Eigenschaften und Vorzüge, die seinen Erfolg rechtfertigen. Yvette Guilbert ist bei keinem Geringeren in die Schule gegangen als bei Zola, dessen selbstloser Milieukunst sie nachstrebt, ohne dabei doch weibliche Grazie und Laune zu verleugnen. Sie schildert ihr eigenes Milieu, die Welt des Montmartre, der französischen Chanson. Der Brettlkönig ist ein Pariser Schneidergeselle, den eine schöne Stimme zu Ruhm und Reichtum emporträgt und der dann, nachdem die Glücksgöttin sich von ihm gewandt, mit Weib und Kind in tiefstem Elend endet. Besonders die Frauengestalt des Romans, die warmherzige und opferfreudige Blanche Mésange, Geliebte und Gattin des Brettlkönigs, ist mit feiner und sicherer Kunst lebendig gemacht. Es ist ein gesundes und reines Buch trotz aller Nacktheit in den Schilderungen — ein echtes, rechtes Menschenbuch, das aus aller Schuld und Verirrung den verklärenden Schimmer des Menschlichen hervorleuchten läßt.

❖

Ein düsteres Werk der russischen Klage- und Anklagelitteratur, dabei von leiser Hoffnung auf künftige frohere Zeit erhellt ist Maxim Gorkis Roman „Drei Menschen" (deutsche Uebersetzung von Aug. Scholz im Verlag von Bruno Cassirer, Berlin). „Alle Menschen sehnen sich nach Freude, und doch ist so wenig Freude, so wenig, wenig Freude in der Welt! So wenig, daß mancher Mensch sein Leben lang niemals der Freude begegnet, niemals!" Ilja, der Held des Buchs, begegnet niemals der Freude; er sucht aus tiefster Seele das Edle und Reine, findet es aber nicht in der Wirklichkeit, verstrickt sich in Schuld und Todsünde und rennt sich schließlich an der dunklen Mauer seines Schicksals den Kopf ein. Der Schluß des Buchs wirkt trotz seiner erschütternden Tragik durchaus befreiend und erlösend. „Ach, flieg hin, Seele!" ruft Ilja aus, müde der ewigen Lüge, und bekennt seine Schuld und läßt seine Seele in den läuternden Tod fliegen. „Giebt's irgendwo etwas Echtes, das heißt Reines, oder nicht? Das möcht ich wissen!" Diese Frage taucht immer wieder in dem Roman auf, und ein leises, zaghaftes Ja klingt schon durch: schafft andere Zustände, dann habt ihr auch andere Menschen!

❖

Ein eigenartiges und beachtenswertes Buch kommt aus dem Norden: des Schweden Viktor Wickströms Roman „Was Jesus in Oestersund erlebte" (deutsche Uebersetzung von Friedrich von Känel im Verlag von Hofmann & Co. in Berlin). Das Werk ist ein Zeugnis für die religiöse Erneuerung, die heute wieder alle Kulturvölker der Erde zu den tieferen Quellen des Lebens hinführt. Jesus kehrt wieder, und in dem jämtländischen Städtchen Oestersund setzt er den Fuß auf die Erde. Das arme, bedrückte Volk läuft ihm und seiner Lehre zu, während die Reichen und Bibelgelehrten in ihm einen Staats- und Religionsfeind sehen — ganz wie in alter Zeit. Manche Scenen gemahnen in ihrer Schlichtheit und Wahrheit an Bilder von Uhde. Das Buch erschließt sich in seiner ganzen Fülle und Tiefe nur einem aufmerksamen und andachtsvollen Leser.

Paul Remer.



Maßgebende und zuweilen auch gänzlich „ungefragte" Persönlichkeiten diskutieren die Frage der wissenschaftlichen Heranbildung und daraus resultierenden geistigen Mitarbeit der Frauen vielfach in einem Ton, der sich — für Feinhörige — nicht sowohl gegen die intellektuellen Fähigkeiten des Weibes ereifert, als vielmehr für die erschütterte (!) Existenz des Mannes, des Ernährers von Frau und Kind, sich beschwörend an die Welt wendet. Die Väter von Söhnen sind ja gemeinhin schroffe Gegner jeder Frauenbestrebung, wachsen dem Familienoberhaupt aber Töchter heran, dann pflegt die soziale und wirtschaftliche Gleichstellung männlicher und weiblicher Staatsbürger als berechtigte Forderung angesehen zu werden. So prallen im Meinungsstreit verschleiert-selbstische Befürchtungen rein sachlichen Erwägungen viel öfter entgegen, als Außenstehende wohl annehmen. Ein solch erbitterter und leider nicht immer einwandsfrei geführter Kampf tobte vor kurzem in München gegen die Ernennung einer Dame zum staatlichen Bibliothekar. Die „moderne Strömung" hat schließlich doch den Sieg davon getragen, und Fräulein Dr. phil. Barbara Klara Renz ist der erste weibliche Bibliotheksbeamte im Deutschen Reich. Dem gegen sie erhobenen Vorwurf, sie habe ihre Vorbildung nicht an heimischen Lehranstalten genossen, konnte Fräulein Dr. phil. Renz in einem offenen Brief einfach damit entgegentreten, daß sie eben im Ausland suchen mußte, was ihr das deutsche Vaterland versagte. In fremden Ländern mußte sie sich die Kenntnisse aneignen, die sie sich in Deutschland nicht erwerben konnte. Sie machte in Zürich das Abiturientenexamen, studierte in Rom, promovierte dort zum Dr. phil., ging dann nach Amerika, zunächst auf die Neuyorker Universität und widmete sich hauptsächlich der Bibliotheksforschung, die sie, nach Europa zurückgekehrt, zu ihrem eigentlichen Beruf erwählte.

❧

Die Entwicklung der öffentlichen Bibliotheken in Amerika hat dort zur Errichtung von Bibliothekarschulen und Lehrkursen für das Büchereifach geführt. Es sind namentlich drei große Institute: die Drexel Institute Library School, die Bibliothekarschule der Neuyorker Staatsbibliothek und das Pratt Institute, die sich die systematische Heranbildung von Schülern, d. h. eigentlich Schülerinnen, denn 4/5 aller Studierenden sind Damen, zur Aufgabe stellen.

C. D.



Professor Schweninger hat kürzlich zu rechter Zeit auf eine modische Erscheinung hingewiesen, die jedem Beobachter des Berliner, wie des großstädtischen Wesens überhaupt öfter schon aufgefallen war. Sie hat mit dem fachwissenschaftlichen Streit, den Schweningers Vortrag in einer studentischen Vereinigung Berlins erregte, direkt nichts zu schaffen. Ihre rein gesellschaftliche Seite interessiert mannigfach; und vor ihren Uebertreibungen wird es wirklich manchmal schwer, keine Satire zu schreiben.

Die modische Badereise ist es, ein wichtiger Teil der sommerlichen Flucht aus der Großstadt ist es, an die der vortragende Arzt dachte. Selbstverständlich ist hier nicht an erprobte Bäder von spezifischer Heilbedeutung gedacht; sondern an einen fast abergläubischen Zug in einer gewissen Schicht unserer Bevölkerung, die gegen ihre Ueberfättigung, gegen das gestörte Gleichgewicht in ihrem Nervenbefinden von irgendeiner Sommerkur ein Allheilmittel erwartet.

Es handelt sich um jene unruherfüllten Gesellschaftskreise, die gewiß gern ausspannen möchten: aber es ist ihnen häufig versagt, diese große und doch so leichte Kunst zu üben. Was sie auf jedem stillen Flecken Erde haben könnte, der einiges Behagen bringt, dem jagen sie vergebens nach irgendeinem Saisongebot nach. Die Unrast, das Raffinement der Bedürfnisse und viele Bande ihrer sozialen Großstadtgewohnheiten schleppen sie mit sich: und dann erhoffen sie das Wunder ihrer Erlösung, ganz wie Leute aus andern Welten, vom Zauberer Arzt, vom „Medizinman" und seiner „Methode". Es ist wunderlich, wie mitunter die Ueberfeinerten und die Primitiven in einer Art von Heilmagie treffen; und wenn die Bauern auf der weiten Seiser Alm, unter dem Schlernstock in Südtirol ins Heubad kriechen, weil das auf alle Fälle und unbedingt gegen alles Geriß und Gebrest hilft, so sind sie nicht allzuweit von den ganz feinen Herrschaften entfernt, die in ihrer Weise das Wunder suchen. Und welche Kraft muß manches zittrige Bäuerlein anwenden, um in hochsommerlicher Hitze in schweren Haufen dampfenden Heus vergraben, seine Kur zu bestehn! Viele Leute wenden wirklich mehr Energie für eine vermeintliche Sommerkur auf, als sie verbrauchen müßten, um sich in Wahrheit von großstädtischer Last zu befreien. Das gilt nicht nur für die mehr oder weniger Angegriffenen, das gilt auch für nicht wenige Sommerurlauber, die ihre Erholungsreise zu einem Hetzpensum mit Ueberlastung umgestalten. Wie die Anekdote vom Villenbesitzer erzählt, er habe zwei glückliche Tage, einmal wenn er die Villa beziehe, dann wenn er sie los sei: so kann man von solchem Reisenden ähnlich sagen, er habe nur zwei Freuden erlebt, bei der Abreise und bei der Heimkehr. Was dazwischen lag, war mehr Plage, als kräftigender Genuß.

Während man noch hin und her berät, das wichtige „Wohin?" erörtert, die Reisebücher und Anzeigen studiert, geht bei der ungeheuer überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung das Leben im Arbeitsalltag unermüdlich weiter. Ach, welche Aermlichkeit in der Reporterphrase vom „tout Berlin!" Welcher kleine Teilausschnitt ist dies „ganze Berlin", das sich erlauben darf, eine kurze Sommersaison zu haben! Für die ungezählten Tausende muß der Sonntagsausflug genügen mit seinen Beschwernissen, seinem Gedrängel in überfüllten Bahnwagen und mit seinen stilleren und lauteren Freuden in der märkischen Heide oder in einem vorortlichen Vergnügungsraum bei Musik und Tanzvergnügen. Neuerdings, da das „Sonntagsvergnügen" mancherlei Anfechtung erfährt, ist viel von der Volksverrohung bei Sonntagsausflügen die Rede. Gewiß, manche Scenen sind nicht schön; auf den Vergnügungsstätten sowohl, wie während der Heimkehr und im ungestümen Ansturm auf Eisen- und Straßenbahnwagen; und auch manche bittere Tragödie hat auf dem Sonntagstanzplatz begonnen. Vom Brutalen und Häßlichen spricht man so gern. Das Derb-Ursprüngliche und nicht selten auch das Gemütlich-Bescheidene, Klein-Familiäre, was solcher Berlinische Sommersonntag zeitigt, übersieht man so leicht; und so verallgemeinert man nach der Seite des dunkeln und dunkelsten Berlin hin!

Vom dunkeln Berlin gab ja wiederum ein geheimnisvolles Kapitalverbrechen Kunde. Noch ist der Prozeß in diesem Kriminalfall nicht beendet, während diese Zeilen in Druck gehen. Wieder handelt es sich um einen Indizienbeweis und um die Spannung, die solcher kriminalistische Fall hervorruft. Was sonst vom „dunkeln Berlin" dabei ans Licht kam, hat keine besonderen sozialen Merkmale. Der Ermordete, Löffler, wie Thomaschke, der Mann, der der That verdächtigt wird und durch seinen Selbstmordversuch seine Lage wohl nicht verbessert, sind großstädtische Existenzen, die Dinge trieben, bei denen sie das Zuchthaus mit dem Aermel streiften. Wucherer und Schlepper!

Sever.



Die alte Marienburg (Abb. S. 1091 u. 1092) in Westpreußen war am 5. Juni der Schauplatz einer erhebenden Feier. Die Johanniterritter, ihren Herrenmeister den Prinzen Albrecht von Preußen an der Spitze, haben dort ein Ordensfest abgehalten, zu dem die Ritter des Deutschherrenordens aus Wien und Utrecht als Gäste geladen waren. Die Initiative dazu ist von unserm Kaiser ausgegangen, der auch mit der Kaiserin daran teilnahm.

Aus dem Studentenleben (Abb. S. 1093). Das Korps „Borussia" in Bonn feiert in diesen Tagen sein fünfundsiebzigstes Stiftungsfest, an dem auch unser Kaiser teilzunehmen gedenkt. Diese Thatsache kennzeichnet schon die Ausnahmestellung, die die Bonner „Preußen" unter den studentischen Vereinigungen einnehmen. Natürlich fällt von dem Glanz, den ihnen diese Bevorzugung verleiht, auch etwas auf den größeren Verband, dem sie angehören. Bekanntlich haben sich schon seit langer Zeit die Studentenverbindungen, die gleiche Ziele verfolgen, nicht nur an den einzelnen Universitäten, sondern im ganzen Deutschen Reich zu großen Verbänden zusammengethan, die alljährlich eine Art Generalversammlung abhalten und zwar zumeist in thüringischen Orten. Die ältesten sind wohl die der Korps, der sogenannte Kösener S. C. (Seniorenkonvent), und der Burschenschaften Eisenacher D. C. (Delegiertenkonvent). Ihr Beispiel hat zur Nacheiferung angespornt, und so haben wir seit vielen Jahren auch einen Koburger L. C. (Landsmannschafts-Konvent).

Landwirtschaftliche Wanderausstellung in Mannheim (Abb. S. 1095). Der Großherzog von Baden und seine Gemahlin haben die ausgedehnte Reihe von guten Tagen, die das fünfzigjährige Regierungsjubiläum mit sich brachte, leicht ertragen. Nach wie vor nehmen die hohen Herrschaften auch außerhalb ihrer Residenz an bedeutungsvollen Veranstaltungen teil. So haben sie jüngst wieder der von der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Mannheim veranstalteten sechzehnten Wanderausstellung ihren Besuch abgestattet.

Der Kronprinz von Siam in Schwerin (Abb. S. 1095). Der siamesische Thronfolger Maja Majiwawudh, der bekanntlich zur Zeit eine Reise durch Europa macht, beschränkt sich dabei nicht auf die ganz großen Städte. Er geht, weil er alles kennen lernen will, auch in kleinere und wird überall gut aufgenommen; so hat er neuerdings dem großherzoglich-mecklenburgischen Hof in Schwerin einen Besuch abgestattet und ist auch da mit großer Auszeichnung empfangen worden.

Ein Goethedenkmal (Abb. S. 1089) ist am 4. Juni in der Hauptstadt der Lausitz, in Görlitz, feierlich enthüllt worden. Auf einer Brunnenanlage erhebt sich eine mit großer

Meisterschaft ausgeführte Bildsäule des Dichterfürsten. Der Bildhauer Professor Pfuhl hat das Modell dazu unentgeltlich hergegeben, und Maurermeister Grosser hat die Fundamentierung auf seine eigenen Kosten bewerkstelligt.

Die deutsche schiffbautechnische Gesellschaft (Abb. S. 1098) hat ihre diesjährige Sommerversammlung in der Ausstellungsstadt Düsseldorf abgehalten. Wie bereits mitgeteilt wurde, hat der Kronprinz den Kongreß eröffnet. Das Interesse, das unsere offiziellen Kreise der Gesellschaft entgegenbringen, dokumentierte sich daneben auch durch die Anwesenheit des Staatssekretärs des Reichsmarineamts, Admirals von Tirpitz, den wir auf unserm Bild mit dem Kapitän z. S. Pohl und dem Oberleutnant z. S. v. Usedom in einem Wagen sehen. Aber nicht nur aus Deutschland, auch aus dem Ausland hatten sich hervorragende Teilnehmer eingefunden, von denen besonders Earl of Glasgow und Lord Brassey aus England erwähnt sein mögen.

Der „Meteor", die in Amerika erbaute Jacht unseres Kaisers (Abb. S. 1098), wird demnächst an der Wettfahrt zwischen Dover und Helgoland teilnehmen, aber da zur Konkurrenz nur englische Schiffe zugelassen sind, lediglich als Begleitschiff. Seine Rennfähigkeit wird der „Meteor" erst später zu beweisen Gelegenheit bekommen. Daß es hervorragende Eigenschaften, wie Geschwindigkeit, Stabilität und Manövrierfähigkeit, besitzt, hat sich bereits bei der Ueberfahrt von Newyork nach England in erfreulicher Weise herausgestellt. Bekanntlich hat sich die Jacht auch schon bei ihrer Probefahrt in Amerika glänzend bewährt, wo ihr infolge zu großen Selbstvertrauens des amerikanischen Lotsen ein kleines Malheur zustieß. Um Irrtümern vorzubeugen, mag noch ausdrücklich festgestellt werden, daß dem damaligen Kommandeur, Kapitänleutnant Karpf, an dem Unfall nicht die mindeste Schuld trifft.



Das neue Goethedenkmal in Görlitz.

Von den guten Beziehungen zwischen den deutschrussischen Radfahrern (Abb. S. 1093) und den deutschen Sportkollegen legte der festliche Empfang Zeugnis ab, der den am 3. Juni von Riga und Mitau aufgebrochenen Mitgliedern der Radfahrvereinigung „Union" in Königsberg bereitet wurde. Die Deutschrussen legten den 373 Kilometer langen Weg in 20 Stunden zurück — eine im Hinblick auf das schwierige Terrain sehr respektable Leistung!

Bei dem Internationalen Schützenfest in Rom haben die Schweizer (Abb. S. 1098) große Erfolge erzielt. Im internationalen Gewehrmatch erreichten sie mit 4484 Punkten das beste Resultat, während die italienischen Schützen, die ihnen am nächsten kamen, sich mit 4316 begnügen mußten. Ferner wurde der Schweizer Kellenberger erster Weltmeisterschütze und erster Meisterschütze im Stehendschießen und sein Landsmann Stäheli erster Meisterschütze im Kniendschießen. Nur im Liegendschießen siegte der Italiener Conti. Die Schweizer Schützen haben mit ihren Erfolgen nicht nur ihren alten Ruhm neu gestärkt, sie haben damit auch ihrem Vaterland einen Dienst geleistet.

Auf der Insel Kuba (Abb. S. 1097) sonnt sich jetzt die Bevölkerung in dem Bewußtsein, endlich die langersehnte Freiheit von fremder Herrschaft erhalten zu haben. Präsident Estreda Palma, der sein Regiment nach der Rückberufung des amerikanischen Generalgouverneurs Wood angetreten hat, wird, wo er sich zeigt, jubelnd begrüßt.

Internationales Offiziersreiten in Turin (Abb. S. 1130). Die italienische Stadt Turin ist in diesem Jahr der Ort der verschiedensten Veranstaltungen, die auf Einheimische und Fremde große Anziehungskraft ausüben. Dies gilt vor allem von einem internationalen Offizierspreisreiten, an dem sich auch deutsche und österreichische Offiziere beteiligen. Dieser friedliche Wettkampf wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Heere des Dreibunds noch stärken.

Der VII. Internationale Kongreß des „Roten Kreuzes" (Abb. S. 1129) ist in St. Petersburg abgehalten worden, und seine Sitzungen haben im Saal der Adelsversammlung stattgefunden; ein Beweis, welche Bedeutung man ihm in den maßgebenden russischen Kreisen beigelegt hat. Wie überall, wo humanitäre Interessen verfolgt werden, haben auch hier die Deutschen eine hervorragende Rolle gespielt, von denen u. a. der Generalstabsarzt der Armee Professor Dr. Schjerning berufen war, eine Ansprache an den Kongreß zu richten.

Sommertoiletten für Pferde (Abb. S. 1130). Pferdetoiletten, was ist das? Kleidet man denn heutzutage die Pferde wie die Menschen? Nein, so ist es nicht, aber man giebt ihnen, um sie gegen die Hitze und den Sonnenstich zu schützen, Kopfbedeckungen, Hüte und Hauben in allen möglichen Formen.

Personalien (Porträts S. 1098). Nachdem das Ministerium Waldeck-Rousseau seine Entlassung gegeben, hat Präsident Loubet den Senator Combes, gleich seinem Vorgänger ein entschiedener Republikaner, mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt. Der neue Ministerpräsident gehörte dem Kabinett Bourgeois vom Oktober 1895 bis zum April 1896 an. — Millionenstiftungen für Kunst und Wissenschaft, die sozusagen einen Sport der amerikanischen Nabobs bilden, gehören in Deutschland zu den größten Seltenheiten. Mit um so größerer Genugthuung wird man es begrüßen, daß neuerdings der Rentier Karl Faber in München für eine Stiftung zu Gunsten des Bayrischen Nationalmuseums daselbst und des Germanischen Museums in Nürnberg die Summe von einer Million Mark gespendet hat. — Der schweizerische Nationalrat in Bern wählte zum Präsidenten den bisherigen Vizepräsidenten Dr. Iten. Dieser nahm die Wahl dankend mit dem Hinweis darauf an, daß seit dem Jahr 1848 kein Vertreter seines Heimatkantons Zug mehr die ehrenvolle Stellung bekleidet habe. — Der General der Infanterie William von Voigts-Rhetz ist in Marburg im 90. Lebensjahr gestorben. Der Verewigte, der am 9. April 1813 zu Höxter geboren war, ist besonders als Führer der Liegnitzer Königsgrenadiere in der Schlacht bei Königgrätz bekannt geworden.

Die Börsenwoche

In der Fachpresse werden jetzt vielfach die mutmaßlichen Wirkungen des südafrikanischen Friedensschlusses auf die deutsche Ausfuhrindustrie erörtert, und es ist diesen Besprechungen die Auffassung gemeinsam, daß England die deutsche Industrie nach Kräften zurückdrängen und sich den Löwenanteil sichern werde. Auch der amerikanische Wettbewerb, der ja bekanntlich schon vor dem Kriegsausbruch in Südafrika sehr rührig gewesen, werde sich mächtig und erfolgreich Geltung verschaffen. Wenn es auf den ersten Blick einigermaßen bedenklich erscheinen muß, daß führende deutsche Exporthäuser und namhafte Werke einen gewissen Kleinmut an den Tag legen, nachdem doch die deutsche Industrie gerade in den letzten Jahren sich durch Energie, Tüchtigkeit und große Zähigkeit auf dem Weltmarkt eine so achtunggebietende Stellung errungen hat, so darf doch vielleicht gerade der Umstand mit einiger Beruhigung erfüllen, daß man bei uns die Schwierigkeiten, die die neue Lage in Südafrika dem deutschen Ausfuhrhandel bietet, keineswegs unterschätzt, sondern wohl eher über Gebühr vergrößert. Diese Stellungnahme der deutschen Exportindustrie läßt erwarten, daß sie mit gesteigertem Eifer und unter Anspannung ihrer ganzen bedeutenden Leistungsfähigkeit in die Arena treten und dann auch sicherlich ihren angemessenen Anteil im Wettbewerb erringen wird. Dies um so mehr, als die neueren englischen Regierungserklärungen unzweideutig darauf hinweisen, daß England nicht geneigt ist, seine altbewährten freihändlerischen Grundsätze zu Gunsten einer zügellosen, imperialistischen Politik völlig preiszugeben.

Da die Börse angesichts der Unklarheit dieser und mancher anderer Gesichtspunkte, die das Ende des Transvaalkriegs geschaffen hat, sich in die Rolle des Mannes, der im Finstern tappt, versetzt sieht, so erklärt sich zur Genüge die unentschiedene Haltung, die sie seit der Friedensproklamierung bekundet. Die letzten Verkäufe am englischen Goldminenmarkt waren anscheinend nicht tiefgreifend genug, um eine merkliche Erleichterung zu schaffen, und die Neuyorker Börse stand bis dahin noch immer unter dem Bann des großen Kohlenarbeiterausstandes. Von den beiden ebengenannten großen Märkten hängt aber bekanntlich mehr als jemals das Schicksal unserer Börse ab, so weit namentlich die Kursgestaltung in Betracht kommt. Die tieferliegenden Gründe dieser auf einen so hohen Grad gediehenen Unselbständigkeit wurzeln bekanntlich nicht im Ausland, sondern in der auf die Feindseligkeit gegen das mobile Kapital gestimmten Haltung unserer gesetzgebenden Faktoren. Daß die Bedeutung der deutschen Geldwirtschaft seit dem Inkrafttreten des verschärften Börsengesetzes in dem Maß gesunken ist, als die der konkurrierenden westeuropäischen Märkte stieg, ist eine beklagenswerte Thatsache, deren Erkenntnis sich auch unsere Regierungskreise nicht mehr verschließen. Und hieraus schöpft die Börse immer wieder die Hoffnung, daß in absehbarer Zeit eben auf die Initiative der Regierung eine Milderung dieses Gesetzes eintritt.



John Mitchell,
Präsident der Kohlenarbeiter-Vereinigung in den Vereinigten Staaten.

Die Ernennung Rouviers zum französischen Finanzminister brachte der Pariser Börse bisher nicht die erwartete Anregung. Was den Wiener Markt anbelangt, so sucht er noch immer von Zeit zu Zeit die Kurse seiner wenigen, für die Verstaatlichung in Betracht kommenden Eisenbahnwerte zu galvanisieren und auch etwas Stimmung für sein leitendes Bankpapier zu machen. Aber der Erfolg ist recht bescheiden, denn Berlin giebt gegenwärtig nun einmal ein schlechtes Echo ab für die Geräusche, die die Spekulanten an der schönen blauen Donau hervorrufen. Ist man doch auch dorten seiner Sache recht wenig sicher, denn beispielsweise vermochte das nun endlich nach langen Geburtswehen zu stande gekommene österreichisch-ungarische Eisenkartell keine größere Stimulierung des Marktes hervorzurufen. Die österreichische Börse krankt an der schwierigen innerpolitischen Lage und besonders an dem ungelösten Ausgleich mit Ungarn und der Zollfrage. — Im Laufe der Woche schien es mehrfach, als wolle sich am diesseitigen Kohlen- und Hüttenaktienmarkt ein frischerer geschäftlicher Zug Geltung verschaffen. Angesichts mancher Transaktionen am Kohlenmarkt, die ungeachtet der üblichen Dementierungen in der Luft liegen, scheinen die Interessenten der haute finance ermunternd einzugreifen. Eine neue Kapitalerhöhung bei der Harpener Bergbaugesellschaft zum Schachtausbau wird bereits zugestanden. Uebrigens bereitete der letzte Geschäftsbericht bereits auf die notwendige Bereitstellung neuer Geldmittel vor. Bei der Dortmunder Union ist nunmehr der neuste Sanierungsversuch unter Dach gebracht und für die neuen Vorzugsaktien, mit denen sich die Diskontogesellschaft bezahlt macht, ein neuer Buchstabe des Alphabets mit Beschlag belegt. Wie lange werden die armen Aktionäre noch solche fruchtlosen Buchstabierübungen machen müssen?

Verus.

Die Toten der Woche.

Der Bey von Tunis, † am 11. Juni.

Maler Prof. Otto Eckmann, † 11. Juni in Badenweiler.

Otto Freiherr von Gagern, pensionierter k. und k. General der Kavallerie, † in Wien am 5. Juni.

Wilhelm Fürst zu Hanau, zweiter Sohn des letzten Kurfürsten von Hessen, † am 4. Juni auf Schloß Horschowitz in Böhmen im Alter von 66 Jahren.

Wilhelm Hill, Tonkünstler, † am 6. Juni in Homburg v. d. Höhe im Alter von 65 Jahren.

Dr. Georg Kerber, Bibliothekar im Abgeordnetenhaus, † am 6. Juni in Halensee im Alter von 34 Jahren.

Emil Lugo, Maler, † in München am 6. Juni.

Professor Dr. Anton Ribbeck, Direktor des Städtischen Askanischen Gymnasiums, † am 6. Juni in Berlin.

Auguste Schmidt, bekannte Vorkämpferin der Frauenbewegung, † am 11. Juni zu Leipzig (Porträt untenstehend).

Heinrich Stürmer, der Nestor unserer Bühnenkünstler, † am 10. Juni in Leipzig im Alter von 91 Jahren. (Portr. untenst.)



Heinrich Stürmer †



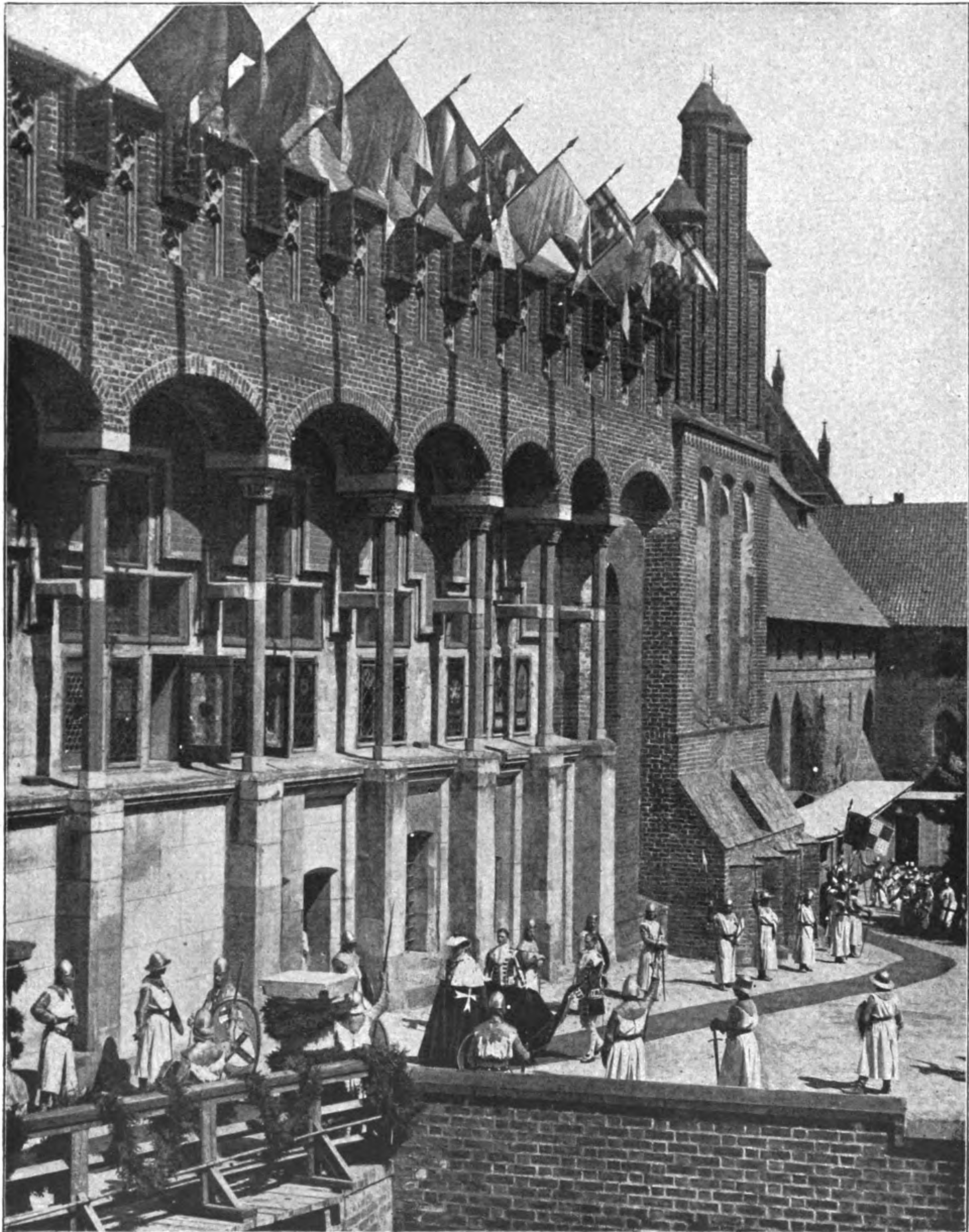
Auguste Schmidt †

Joseph Trübswasser, deutsch-mährischer Dichter, † in Iglau im Alter von 35 Jahren.

General William von Voigts-Rhetz, † am 2. Juni in Montreux im Alter von 90 Jahren (Porträt S. 1098).



Bilder vom Tage.



Das Ordensfest auf der Marienburg am 5. Juni: Der Kaiser im Zuge der Ordensritter.

Hofphot. Ottomar Anschütz.



Die Kaiserin im Zuge.



Prinz Albrecht von Preußen als Herrenmeister.

Von den Feierlichkeiten in Marienburg am 5. Juni.

Hofphot. Ottomar Anschütz, Berlin.







1. Prinzessin Karl verkauft Zigaretten. 2. Vorstellung auf der Sommerbühne. 3. Bauerntanz in Nationaltracht.

Vom Wohltätigkeitsfest, das Prinz und Prinzessin Karl von Schweden u. Norwegen auf ihrem Sommersitz Parkudden am 4. Juni veranstalteten.

Aufnahmen von Hofphot. A. Blomberg, Stockholm.



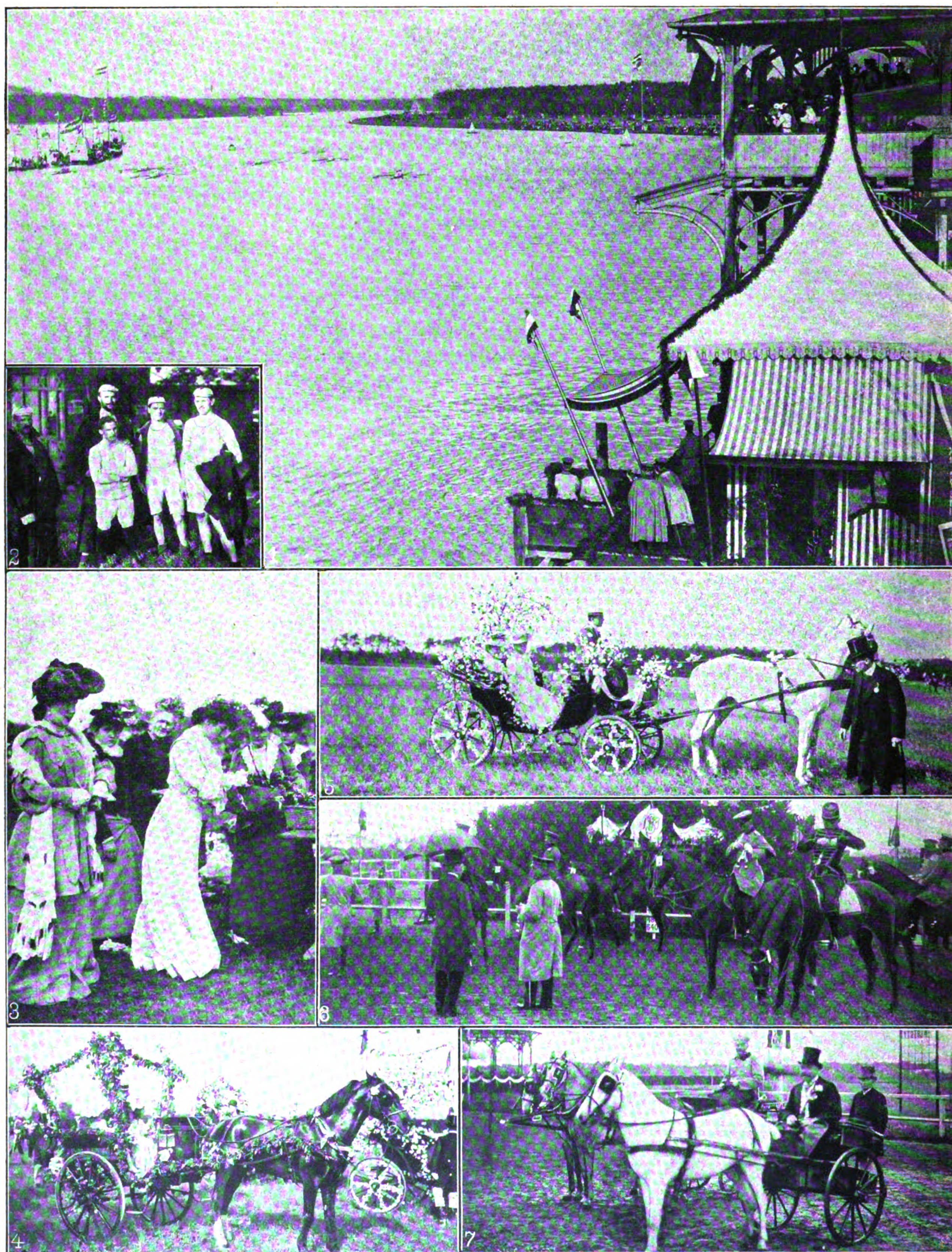
Vom Kongress des Koburger L. C. (Landschafts-Convent) in Koburg: Ausflug nach Schloss Kallenberg.
Hofphot. E. Uhlenhuth, Weimar.



Der Kronprinz.
Zum Fest des 75jährigen Bestehens des Korps „Borussia" in Bonn: Der Kronprinz im Kreise seiner Kommilitonen.
Hofphot. Ferd. Bauer (W. Höffert Nachf.), Bonn a. Rh.



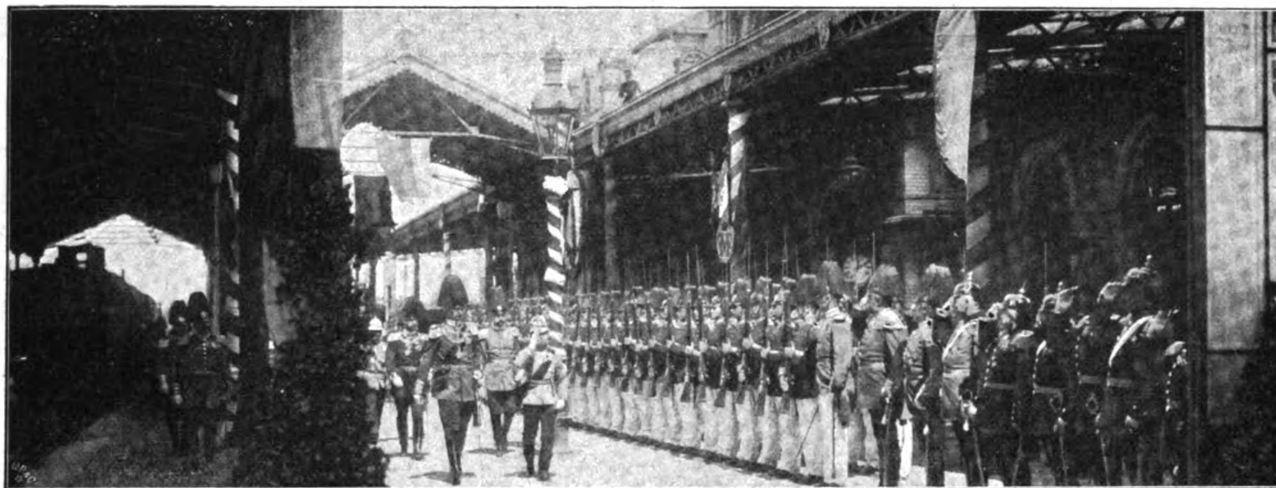
Von der Fernfahrt Riga-Königsberg: Ankunft der Radfahrer aus Riga und Mitau in Königsberg am 4. Juni.
Phot. A. Kühlewindt & Krispien, Königsberg i. Pr.



Von der Ruderregatta in Grünau am 8. Juni: 1. Rennen um den Kaiserpreis. 2 Die siegende Mannschaft: Berliner Ruderklub. — Vom Concours hippique und Blumenkorso in Westend: 3. 4. 5. Bilder vom Blumenkorso am 8. Juni 6. Weithochspringen am 7. Juni: Leutn. A. F. Ahnström und Rittmeister von Arnim. 7. Konkurrenz der Ponygespanne am 7. Juni.

Bilder von der grossen Sportwoche in Berlin.

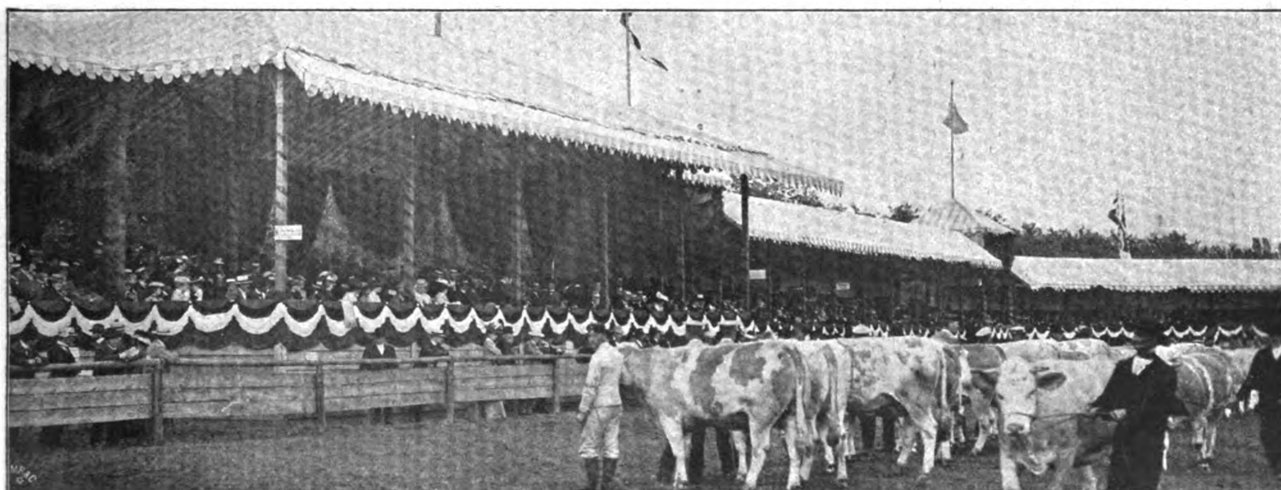
Aufnahmen von Busse, Hönig u. Co. und Franz Kühn, Berlin.



Der Kronprinz von Siam in Schwerin: Empfang durch den Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin.
Phot. Fritz Heuschkel, Schwerin i. M.



1. Großherzogin von Baden. 2. Erbgroßherzog Friedrich. 3. von Arnim-Criewen. 4. Erbgroßherzogin. 5. Prinz Karl. 6. Großherzog von Baden. 7. Prinz Max.
Das großherzogliche Paar auf der Ausstellung



Die 16. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Mannheim: Vorführung preisgekrönter Rinder im grossen Ring.
Aufnahmen von Hofphot. A. Wemig, Mannheim.


1. Fräulein Eva Humbert. 2. Frau Humbert. 3. Maître du Buit. 4 Fräulein Marie Daurignac.

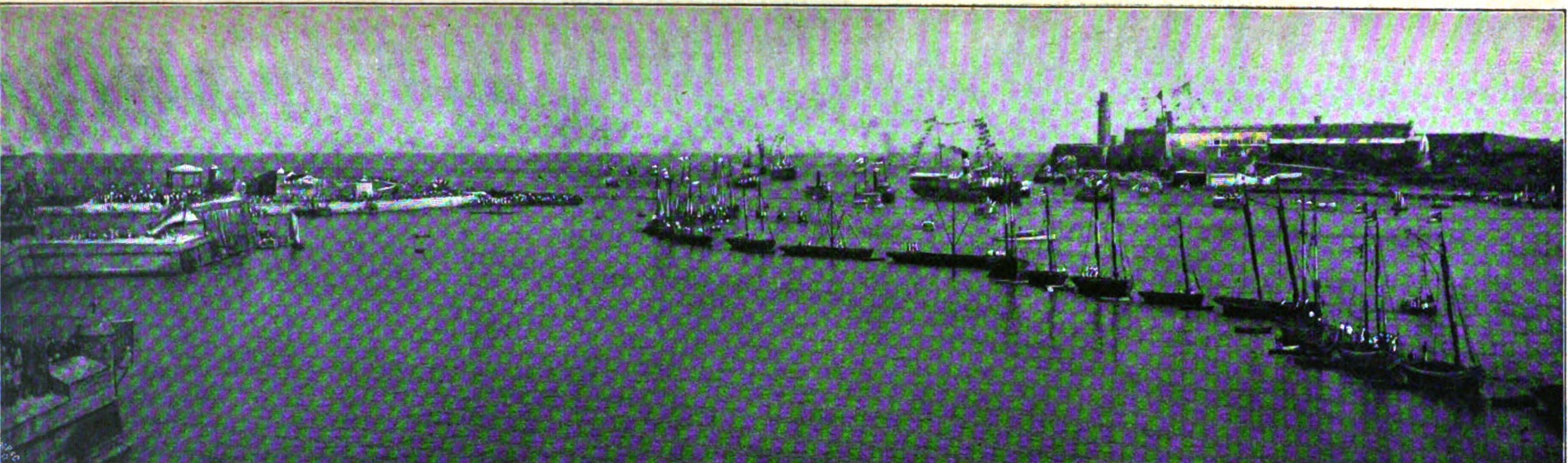
Vom Pariser Millionenschwindel: Die Familie Humbert an der See.

Phot. J ven, Paris.


1. Fräulein Eva Humbert. 2. Der Schauspieler Fugère von der Opéra comique. 3. Romain Daurignac.

Vom Pariser Millionenschwindel: Eine Theaterprobe bei den Humberts.

Phot. Juven, Paris.



Ankunft des Präsidenten im Hafen von Havana.



Aufstellung der kubanischen Truppen.



Die Volksmenge erwartet den Präsidenten.

Das freie Kuba: Die Einführung des Präsidenten Palma am 20. Mai.



Die schiffbautechnische Gesellschaft in Düsseldorf:
Earl of Glasgow und Lord Brassey (England).



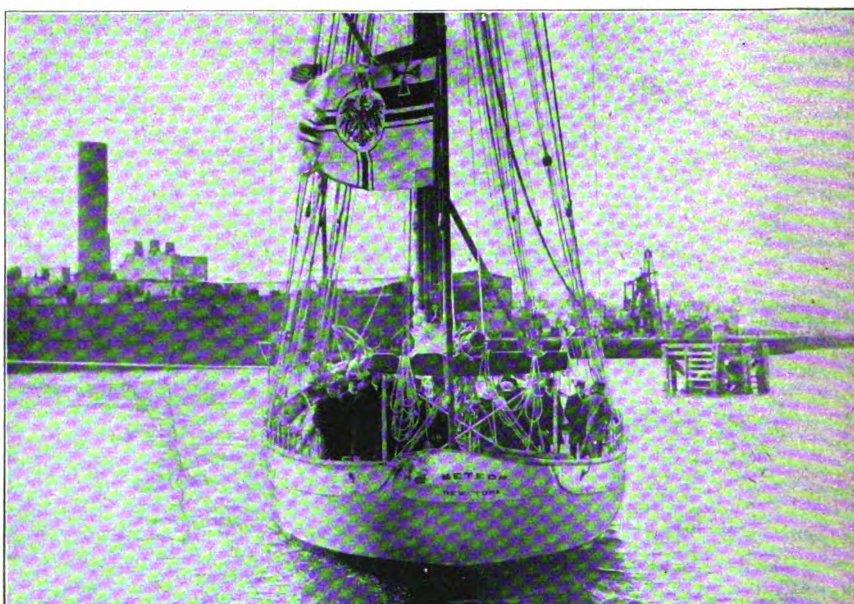
Die schiffbautechnische Gesellschaft in Düsseldorf:
Staatssekretär v. Tirpitz, Kapitän z. S. Pohl und Oberlt. z. S. von Usedom.



Senator Combes,
der neue französ. Ministerpräsident.



Dr. Iten (von Zug),
der neue schweizerische Nationalratspräsident.



Die neue Kaiserjacht „Meteor".
Phot. Bolak.



Bech. Gräters. Dolier. Kellenberger. Schellenberg. Stäheli.
Vom internationalen Schützenfest in Rom: Die Schweizer Weltmeister im Gewehrschiessen.
Phot. F. A. Wüthrich, Zürich.



Karl Faber,
stiftete 1 Million Mark für d. Nationalmuseum in München u. d. German. Museum in Nürnberg.



William von Voigts-Rhetz †
General der Infanterie.

Der Aelteste.

Von Marie Scotta.

Georg stand auf der Brücke, die Ellbogen auf die rote Sandsteinbrüstung gestützt, das Gesicht in den Händen liegend und schaute hinunter auf den Fluß. Er konnte es kaum glauben, daß das der nämliche Fluß sei, den er täglich vor Augen hatte.

In breiten, gelben, trüben Massen kam er daher — stieg von Stunde zu Stunde — bedeckte Steindämme, Schilf, Weidengestrüpp — hatte die Ufer zu beiden Seiten längst verschlungen. Nur ein paar höhere Weidenbüsche ragten hier und dort kahl aus den reißenden Wogen.

Gerade unterhalb der Brücke bildete sich ein kleiner Strudel. Georg konnte kaum die Augen davon wegwenden. Immer drehte es sich unten — weiß, schäumend. Ein fortwährendes Verschlingen und Versinken — Aufsprudeln und in der nämlichen Sekunde Nichtmehrsein.

Das Rauschen füllte ihm den Kopf, füllte alle Gedanken. Er hörte nicht, was hinter ihm über die Brücke ging und fuhr, hörte die große Uhr nicht schlagen am Kirchturm. Am Rathaus schlug eine andere nach — er hörte sie auch nicht. Er schaute nach dem Platz hinüber, wo die Schiffe im Bau lagen. Kahle, hohlgeschweifte Bretterskelette, bei denen Georg an Maikäfer denken mußte. Er sah gern zu, wie sich dann die schön gelb oder braun lackierten Außenwände darum legten.

Ein Schiff lag auf dem Wasser; Mast und Takelwerk zeichneten sich schwarz in den grauen Nebelhintergrund. Fenster und Thüre der kleinen Kajüte waren grün und weiß. Das Schiff war neu und wartete auf seine erste Fahrt.

Georg sah nichts weiter als das gelbe, unruhige Wasser und das neue Schiff. Er dachte sich als Steuermann. Er bog in Gedanken schon um die nächste Krümmung des Flusses und sah, wie neue Thäler sich vor ihm aufthaten — neue Berge an ihm vorüberschwanden.

Dann schiffte er plötzlich auf einer weiten, weiten Wasserwüste, sah hinunter in helle, krystallgrüne Fluten und sah eine breite, weißschäumende, silbersprudelnde Straße, die das Schiff hinter sich ließ.

Vögel sah er ziehen. Dörfer tauchten auf. Es blühte überall. Fremde Menschen grüßten.

Plötzlich brach ein Leuchten aus seinen Augen, und er lächelte über das ganze Gesicht.

In all die Bilder hinein trat eine Frauengestalt. Seine Mutter — seine liebe, schöne Mutter.

All seine schönen Gedanken waren ja nur für sie — um ihretwillen. Ohne sie hätte ihm auch das Schiff nichts genützt — und das grüne Meer und die blühenden Dörfer. Für sie dachte er sich das alles aus — damit er ihr erzählen könne, wenn er heimkam. Er hatte sich nun einmal vorgenommen, keinen Tag nach Haus zu gehen, ohne etwas Schönes, Herrliches für sie in Bereitschaft zu haben.

Er erinnerte sich genau, wann er diesen Vorsatz gefaßt hatte und unter welchen Umständen.

Vor einem Jahr war es — vier Monate nach des Vaters Tod. Georg lag schon seit einer Stunde zu Bett; aber er konnte nicht schlafen. Er hatte die Mutter im Nebenzimmer weinen hören. Der Ton hatte ihn getroffen, als schlüge ihn jemand. Er lag da, kalt und zitternd, und horchte.

Sie ging umher, zog sich aus. Und wieder kam ein Schluchzen.

Georg sprang aus dem Bett, schlich über die Dielen seiner Schlafkammer und spähte durch die Thür, die ein wenig geöffnet war.

Die Mutter stand mitten im Zimmer, im leichten, weißen Gewande. Sie hatte die Arme in die Höhe gehoben und die Hände am Hinterkopf verschränkt. Die goldenen Haare fielen darüber, fast bis auf den Boden. Die großen, grauen Augen blickten angstvoll, aber keine Thräne stand darin. Die weißen Zähne gruben sich in die vollen, roten Lippen.

„Wie werd ich es ertragen können," sagte sie, und ihre Stimme klang fremd — „solch ein Dasein? Allein — arm — eingesperrt in diesem Nest. Ich — die ich geschaffen bin zu leben —"

Sie löste die Hände und reckte die vollen, weißen Arme von sich. Das Blut stieg langsam über ihren Hals, empor in ihr Gesicht.

„Ah!" stöhnte sie auf und preßte die Hände gegen die Schläfen.

Dann schüttelte sie sich, als wolle sie etwas von sich abwerfen.

Sie ging im Zimmer umher, blieb am Bett des Kleinen stehen. Der lag rosig verschlafen darin — die langen Schatten der gesenkten Wimpern auf den Wangen, einen Goldschimmer um das Köpfchen.

„Ach du!" sagte die Mutter. „Wenigstens bist du da. Du bist wie ich —"

Georg wandte sich rasch und lief in sein Bett zurück. Er konnte eben noch das laute Aufschluchzen unterdrücken, bis er den Kopf in die Kissen vergrub.

Als er am Morgen zum Frühstück kam, sah ihn die Mutter mißbilligend an.

„Wie verschlafen du aussiehst, und deine Augen sind rot."

Unwillkürlich schaute sie vergleichend nach dem kleinen Burschen, den das Mädchen eben zur Thür hereinschob, und der jauchzend mit noch ungelenken Füßchen der Mutter zustrebte — mit strahlenden Blauaugen, lachendem Mund, schimmerndem Kraushaar. Sie liebte so sehr, was schön war und stark und lebensfroh...

In der Nacht hatte Georg um sich selbst geweint. Um des großen Wehs willen, das ihn wie mit zwei Armen fest umklammert hielt. Er schleppte es auch jetzt noch mit sich umher.

Aber wie er die Mutter sah, vergaß er das eigene Empfinden. Ein brennendes Verlangen, ihr zu helfen, kam über ihn — das von ihr wegzunehmen, was ihr gestern nacht so wehgethan. Er hatte nicht den Mut, es ihr zu sagen. Aber er dachte und dachte und grübelte nach.

In der Schule war dann Geographiestunde. Der Herr Lehrer sprach von Indien, zufällig, in Zusammenhang mit etwas anderm. Georg hatte schon einmal etwas über Indien gelesen.

Und plötzlich war die graue Schulstube verschwunden. Große Palmen zeichneten gezackte Fächer in einen weiten, sonnenglühenden, goldgleißenden Himmel. Ein Hügel, von Rhododendron überzogen, blühte rotlila. Buntleuchtende Wiesen breiteten sich aus. Die grünen Wirren der Dschungeln thaten sich auf, bunte Papageien krächzten, es schwirrte schimmernd durch die Luft von Vogelschwingen. Es war, als höre man dumpf den Tritt von vielen Elefanten, den Schrei einer fernen Bestie.

„Georg Hartmut!" rief der Lehrer und schlug mit der Hand auf das Pult. Er rief schon zum drittenmal.

Georg bekam eine schlechte Note.

Aber es lag ihm wenig daran. Er lief doch mit seligen Augen heim.

Er hatte ja nun etwas für die Mutter. Das mußte sie froh machen — so froh wie ihn. Erzählen wollte er ihr all das, was beständig an seinen Augen — innerlich — vorüberging — was er hörte — sah — träumte. Sie sollte Herzklopfen bekommen vor atemloser Freude, so wie er es bekam. Sie sollte ganz zufrieden werden — ganz still — ganz froh — so wie er es war — oft, oft.

Als er nach Haus kam, fand er sie im Garten, sie hatte Rosen abgeschnitten und trug sie im Gürtel ihres schwarzen Kleides. Jetzt sammelte sie die verstreuten Blütenblätter, um sie zwischen ihre Wäsche zu legen. Ein Rosenduft ging von allem aus, was ihr gehörte.

Georg lief auf sie zu. Sie nickte ihm zerstreut entgegen. Als er vor ihr stand, lief es ihm plötzlich kalt über den ganzen Körper. Die Stimme blieb aus, als er den Mund öffnete. Dann fing ihm das Herz rasend zu pochen an.

Aber er überwand dies alles und fing an. Er erzählte, was der Lehrer gesagt. Was er selbst gelesen, was er selbst geträumt. Er wußte zwischen den dreien nicht mehr zu unterscheiden. Er sprach sich heiß und atemlos, während er neben ihr den langen Gartenweg entlangging.

Sie schaute erstaunt auf ihn herab. Was war über ihn gekommen, der sonst so still war, so scheu und verträumt? Er war nicht einmal häßlich in diesem Augenblick.

„Phantast!" sagte sie und lächelte flüchtig.

Er dachte an dieses Lächeln, als er schon zu Bett lag.

„Ich kann die Mutter froh machen," sagte er immer wieder.

Das war ihm seither der Lichtpunkt des Tages gewesen, der Augenblick, wo er seiner schönen, lieben Mutter etwas sein, etwas geben durfte. Manchmal lächelte sie und hörte zu. Manchmal lächelte sie nicht, und Georg wußte kaum, ob sie ihn gehört. Dann freilich that ihm etwas seltsam weh in der Brust, wie ein wunder Fleck.

Aber daran wollte er jetzt gar nicht denken. Denn heute war es froh in ihm und warm. Heute hatte er ihr so viel zu erzählen. Die Sonne zeigte sich hinter dem Nebel wie ein weißer Punkt. Sie wurde größer — wuchs zu einer Silberscheibe. Die Nebel bewegten sich — zogen wie Schleier den Berg entlang. Es war, als fiele ein Gewand von der Sonne ab. Jetzt brach sie durch — säumte den Nebel mit mattem Gold. Felder, Wiesen, Wald standen plötzlich in fahlem Gelb.

Um die Sonne herum schloß sich der Himmel blaßgrün. Ueber dem Fluß lag es ausgegossen wie geschmolzenes Silber und zitterte in den bewegten Wassern. Ein Kahn glitt dunkel darüber hin.

Wieder schlug die Uhr dröhnend vom Kirchturm.

Georg horchte und schrak zusammen, als er die Schläge zählte.

Eine Stunde hatte er hier gestanden — um eine Stunde hatte er sich verspätet. Und die Mutter wartete wohl auf ihn, saß daheim am Fenster und nähte und wartete. Denn wenn auch Poldi um sie herumspielte und ihr schön that und — hier seufzte Georg unbewußt — so hübsch zum Anschaun war, so blond und rosig und stark und lustig — reden konnte er doch nicht mit ihr und ihr erzählen, und damit die trüben Gedanken aus ihren Augen vertreiben, konnte er auch nicht.

Georg lief nach Hause wie gejagt.

„Hat die Mutter nach mir gefragt?" rief er im Vorbeisausen in die Küche hinein.

„Gott bewahre!" sagte Hanne und lachte sarkastisch in ihre Kaffeemühle hinein. „Als ob die je nach dir gefragt hätte!"

Das hörte Georg nicht mehr. Er riß die Thür des Wohnzimmers auf.

Die Mutter saß im Fenster, gerade wie er sich's gedacht. Aber sie nähte nicht, sie hielt Poldi in den Armen und schaute ängstlich auf sein heißes Gesichtchen.

„Sind Sie das, Hanne? Ich meine, Poldi ist nicht ganz wohl — er hat so heiß."

„Ich bin's, Mutter," sagte Georg.

„Ach — du."

Sie achtete nicht weiter auf ihn — sie wiegte den Kleinen in ihren Armen.

Georg stand und sah ihr zu — sah, wie weich ihre Hände Poldi berührten — sah die Zärtlichkeit um ihren Mund zittern — sah ihre Augen — Er hörte ihre leise, leise Stimme — was sie sagte, konnte er nicht verstehn. Es war ihm ja alles fremd.

Hanne kam herein und sah sich Poldi an.

„Ach, gehn Sie man, Frau Oberförster," sagte sie, „dem Jungen fehlt nischt. Hat sich heiß getollt. Ins Bett rin. In 'ner Stunde ist er wieder frisch."

„Glauben Sie wirklich?" sagte die Mutter aufatmend.

Sie trug Poldi in ihr Schlafzimmer. Georg hörte die leise Stimme weiter, während sie ihn in sein Bettchen legte.

Dann kam sie zurück, nahm ihren Fensterplatz wieder ein, lehnte den Kopf gegen die Wand und ließ die Hände müßig sinken. Zwei müde Linien gruben sich um ihren Mund.

Georg schlich zu ihr. Jetzt brauchte sie ihn. Diese Linien wollte er verscheuchen. Er hockte sich auf den Schemel neben sie.

„Mutter," fing er an, „wenn du heute mit dabei gewesen wärest! Drunten —"

Sie war emporgeschreckt, hatte ihn nicht kommen hören, jede Gewalt über sich verloren. Ihre seit Jahr und Tag zermarterten Nerven erschlafften jäh wie Saiten, die die Spannung plötzlich verlieren.

„Georg!" schrie sie den Jungen an.

Er zuckte zusammen und starrte zu ihr auf.

„Geh doch — geh!" sagte sie und schob mit den Händen in die Luft — „laß mich in Ruhe mit deinen dummen Geschichten. Ich kann sie ja kaum mehr aushalten. Geh hinaus — spiele wie die andern Jungen. Ich kann's nicht ertragen — geh! geh!" — Aber er konnte nicht gleich gehen. Die Füße trugen ihn nicht von der Stelle. Auch denken konnte er nicht gleich. Es war, als habe ihm jemand einen betäubenden Schlag auf den Kopf gegeben. Dann fing seine Brust an, rascher zu atmen — rascher und rascher — keuchend. Seine Augen wurden stier — seine Hände ballten sich langsam. Ihr wurde unheimlich.

„Geh," sagte sie noch einmal.

Plötzlich war es, als spränge etwas in ihm entzwei. Wie ein heißer Strom schoß es ihm zum Herzen — zu Kopf.

Er hob die geballten Fäuste empor, seine Lippen wurden schmal und weiß; ein zischender Laut kam hervor.



Er wandte sich um — stürzte hinaus — die Treppe hinunter — durch den Garten — hinaus in die Wiese — weiter, bis er endlich zu Boden fiel.

Sein glühendes Gesicht rollte auf der feuchten Erde, seine Hände gruben sich in das abgestorbene Gras und den lockeren, nassen Boden.

„Ich hasse sie — ich hasse sie — ich hasse sie —" sagte er. Seine Zähne knirschten aufeinander. Der keuchende Atem that ihm weh, wie Feuer. Sein ganzes Sein lehnte sich auf — schrie gegen den Schmerz, den man mit Wucht auf ihn geschleudert.

Das Keuchen ging in Schluchzen über. Die Hände lösten sich und lagen schlaff und kraftlos über den Kopf geworfen. Glühende Thränen kamen langsam — schwer — dann plötzlich jäh sich überstürzend.

Das Weinen schüttelte seinen Körper wie ein Sturm. Es war, als müsse etwas in ihm zerreißen — sterben — zu Grunde gehen — Er haßte seine Mutter nicht mehr — auch Poldi nicht mehr — wenigstens nicht mehr so sehr. Je länger er dalag und weinte, desto gleichgiltiger wurde ihm alles.

Müde war er endlich und kalt. Die Gedanken alle wie weggewischt. Und — wieder etwas wie ein wunder Fleck auf der linken Seite. Er richtete sich auf und schaute um sich. Er wußte zuerst nicht recht, wo er war.

Es dämmerte schon stark. Vor den Bergen standen dichte Nebelwände. In der Nähe tauchte die Pappelallee aus dem Grau auf — lief an Georg vorüber — wurde immer kleiner — verlief in einen schmalen, dunklen Streifen. Georg konnte ihn kaum mehr am Horizont unterscheiden.

Er horchte. Erst schien es, als sei kein Ton hörbar. Aber dann tauchten Töne aus der Stille auf. Ein Lastwagen knarrte weit weg die Landstraße entlang. Ein verspäteter Rabe krächzte noch in den Pappeln. Vom Schiffsbauplatz her rief jemand.

Die Töne verhallten. Nur einer blieb. Das eintönige dumpfe Rauschen des Wassers. Es war nah — ganz nah.

Georg saß in sich zusammengekauert und hörte zu. Allmählich verschwand die Eintönigkeit. Das Gurgeln eines Strudels trat aus dem Rauschen — das Fallen von Wasser über Steine — das Sprudeln zwischen Gestrüpp und Wurzeln. Es war wie das Heraustreten einzelner Stimmen aus einem singenden Chor.

Georg dachte gar nichts. Alles in ihm war stumpf und zerschlagen. Seine Augen schlossen sich — sein Kopf nickte schwer — fiel nach vorn.

Plötzlich fuhr er auf.

Es war dunkel — Nacht.

Er lag wohl zu Bett. — In seinen Ohren war die Stimme seiner Mutter — leise, ganz leise — weich. — Sie sprach mit ihm. Er sah sie auch im Dunkel. So lieb — so schön —

Er sprang auf — streckte die Arme aus — taumelte in irgendeiner Richtung vorwärts. — Es spritzte um ihn auf — drang ihm eiskalt über die Knie.

Seine Füße versanken tiefer. Er wollte sich aufraffen — herausarbeiten. Er griff in die Luft — wollte sich an etwas festhalten — verlor das Gleichgewicht.

Er stürzte vornüber ins Wasser —

Es schloß sich über ihm — rauschte weiter — schwoll an — stieg immer höher durch die dunkle, feuchte Vorfrühlingsnacht — — —

Das Germanische Nationalmuseum.

Von Dr. Karl Simon.

In diesen Tagen sind die Augen ganz Deutschlands, ja der ganzen gebildeten Welt auf die alte Reichsstadt Nürnberg gerichtet, in deren Mauern sich ein Fest von einzigartigem Charakter abspielen wird: das Germanische Nationalmuseum feiert das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens. Längst ist schon das Museum auch über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt geworden, es ist vielleicht überhaupt das populärste in ganz Deutschland. Und das ist durchaus natürlich; denn es ist eine Schöpfung des deutschen Volkes als solchen, von einem Laien ins Leben gerufen gegen den Widerspruch der Fachwissenschaftler, von der Liebe und den Gaben einzelner Personen, Familien, Körperschaften, endlich auch Staaten gefördert.

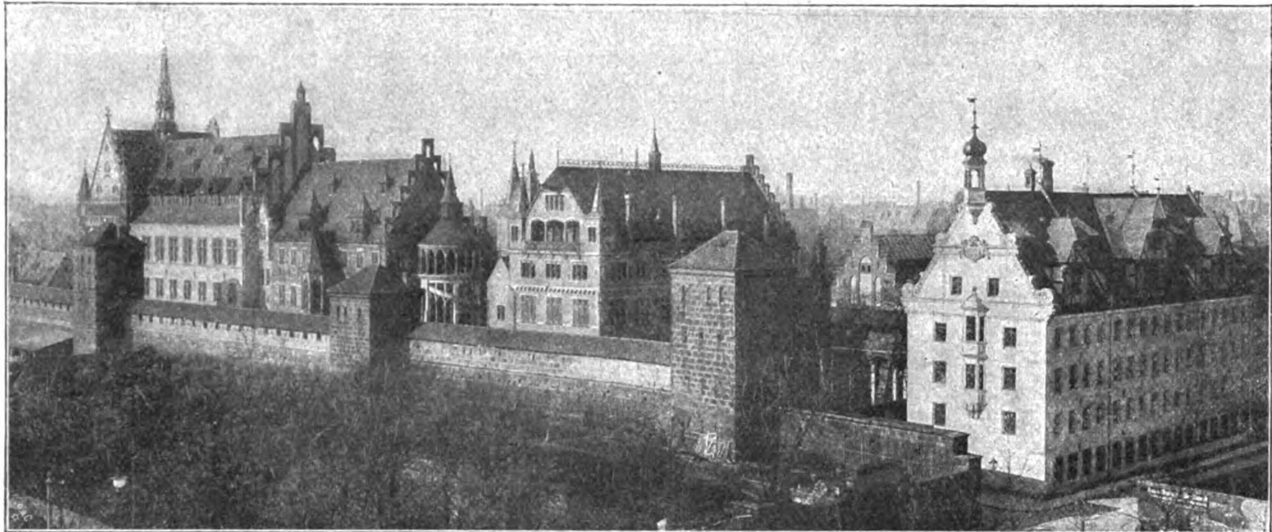
Die Gründung des Museums fällt in die bewegte, politisch unglückliche, geistig so überaus regsame Zeit der vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in der so manches edle Herz sich an der Schmach Deutschlands verblutet hat, während bedächtigere Geister sich in die Betrachtung deutscher Geschichte, deutschen Lebens und Wesens flüchteten, um hier den Mut zu stählen und sich die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft Deutschlands zu erhalten. Am Ende des 18. Jahrhunderts entstanden, als „Romantik“ mehrfach angefeindet, seit den Befreiungskriegen zu mächtiger Glut angefacht, wurde die vaterländische Bewegung bald eine Macht, die auf viele Gebiete des nationalen Lebens umgestaltend wirkte. Das deutsche Volkslied wurde durch Brentano und Achim von Arnim erschlossen, das deutsche Märchen von den Brüdern Grimm, die gemeinsam in alle Tiefen des deutschen Wesens eindrangen und ungeahnte Schätze ans Licht förderten. Bei Ludwig Uhland setzte sich das selbständig Erforschte in gleich selbständige dichterische Produktion um; in Dahlmann, Gervinus, vor allem in Leopold von Ranke verkörperte sich der Genius eines zu historischer Selbstbesinnung gelangenden Volkes.

Einer solchen Versammlung erlesener Geister in Frankfurt a. M. im Jahr 1846 unterbreitete ein fränkischer Adliger, Hans Reichsfreiherr von und zu Aufseß, den Plan, ein Generalrepertorium für die Erforschung der gesamten deutschen Geschichte, im weitesten Umfang der historisch-politischen, wie kunst- und litteraturgeschichtlichen Einzelzweige zu errichten. Es war nicht das erste Mal, daß der am 7. September 1801 zu Aufseß in Oberfranken geborene, auf der Universität Erlangen juristisch gebildete Freiherr mit seinem Plan vor die Oeffentlichkeit trat.

Schon in Nürnberg hatte er 1833 ein ähnliches Projekt entwickelt, ohne thatkräftige Unterstützung zu finden. Auch in Frankfurt erschien der Plan — und in seinem ganzen Umfang war er es ja auch — zu ungeheuerlich. Erst in Dresden wurde in einer Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, in der der nachmalige König Johann von Sachsen den Vorsitz führte, am 17. August 1852 die Gründung eines deutschen Nationalmuseums beschlossen. Nürnberg war als Sitz in Aussicht genommen und blieb es auch. Hier war ja auch das Erdreich am besten vorbereitet, in der das junge Unternehmen seine Wurzeln senken konnte. Hier waren die großen Namen Dürer Peter Vischer, Adam Kraft im Volksbewußtsein noch nicht erloschen.

Den bedeutendsten Teil des Museums bildeten zunächst die eigenen Besitzstände des Freiherrn selbst, die in gemieteten Lokalen aufgestellt, nachher in das für die Sammlungen durch großherzige Schenkung des ehemaligen Königs Ludwig I. von Bayern erworbene ehemalige Karthäuserkloster übergeführt wurden.

Zehn Jahre lang führte Aufseß unter den mannigfachsten Mühen, Enttäuschungen und großen persönlichen Opfern die Anstalt ihrem Ziel entgegen. 1862 glaubte er von der Leitung zurücktreten zu können, wurde aber zum lebenslänglichen Ehrenvorstand gewählt und verfolgte die Weiterentwicklung der Anstalt, die seine Energie und Begeisterung für Deutschlands Größe ins Leben gerufen hatte, bis zu seinem Tode (1872) mit größtem Interesse.



Die Gebäude des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg.
Photographische Aufnahme.

Mit der Berufung des in Karlsruhe am 2. November 1831 geborenen Architekten und Kunstschriftstellers August Essenwein zum Vorstand des Museums (1866) begann eine neue Aera. Durch ihn hauptsächlich hat das Museum die Richtung erhalten, die es bis heute verfolgt hat. Er stellte vor allem die Sammlungen der kunst- und kulturgeschichtlichen Denkmäler in den Vordergrund, die schon unter seiner Leitung eine einzigartige Ausdehnung gewonnen haben, so daß fast eine Stadt im kleinen entstanden ist. Bibliothek und Archiv blieben natürlich bestehen und werden ständig vermehrt. Die zahlreichen Bauten,



Hans Freiherr von u. zu Aufsess,
der Gründer des Germanischen Museums.

die er unternahm, verdienen nicht weniger Bewunderung als die Organisation des Museums überhaupt. Sie spiegeln das allmähliche Wachstum des Museums aufs deutlichste wieder, und darin liegt ihr „Stil", der außerdem noch den für die einzelnen Räume bestimmten Gegenständen nach Möglichkeit angepaßt ist — ein Prinzip, das erst neuerdings wieder in Gabriel v. Seidls Prachtbau des Bayrischen Nationalmuseums zur Anwendung gebracht worden ist. Von ihm stammt die Ostfassade des ganzen Baus mit den Räumen für die Waffen- und Kostümsammlungen, dem Wasserhof, den Bureauräumen und der Direktoren-



1. Erster Direktor von Bezold. 2. Zweiter Direktor Hans Boesch. 3. Konservator Dr Stegmann. 4. Verwalter Steinbrüchel.
Direktorium und Verwaltung des Germanischen Museums.
Photoillustration Hans Franke & Co., Berlin.


Der Roland.
S. Soldan, Hofkunsthandlung, Nürnberg.

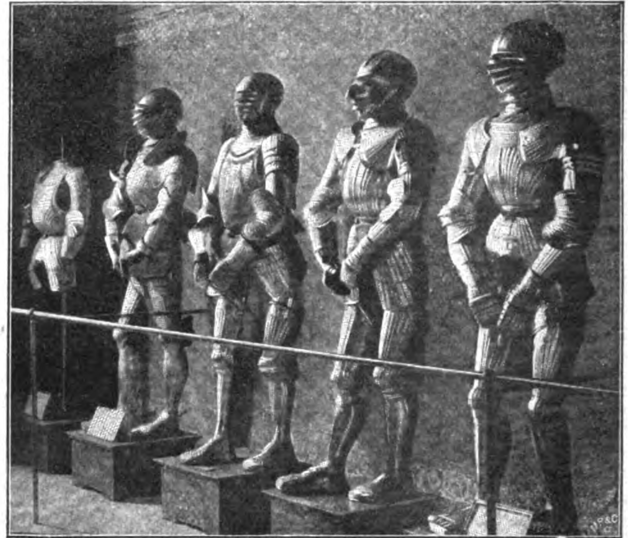
wohnung. Erst jüngst hat sie durch den von dem jetzigen Direktor Herrn G. v. Bezold aufgeführten Bau für deutsche Volksaltertümer ihren glanzvollen Abschluß erhalten.

So ist ein Ganzes von einzigartigem Reiz entstanden, bei dem der Forscher wie der Liebhaber ihre Rechnung finden. An den Wänden und in den Schränken vorn nahe dem Eingang sind die Zeugen einer vorgeschichtlichen Zeit aufgespeichert, dann kommen die frühgermanischen Denkmäler, Waffen, Schmuck; an den Wänden des Kreuzgangs ziehen sich Grabsteine entlang, von dem römischen Reiter an über Fürsten und Könige, Bischöfe und Ritter bis zu den mächtigen, fast brutalen Gestalten der Zeit des dreißigjährigen Krieges und darüber hinaus. Aber auch die wirkliche äußere Hülle des Ritters bekommen wir zu sehen; unser Bild zeigt prachtvolle Plattenrüstungen aus der Zeit Maximilians, einen Teil der Waffensammlung, die eine der glänzendsten der Welt ist.

Doch die „Fülle der Gesichte" wird zu groß; wir eilen vorbei an den Straf- und Marterwerkzeugen zu dem Raum mit den Abgüssen der wundervollen Werke deutscher Plastik, allen voran die edlen Gestalten der „Kirche" und „Synagoge" vom Straßburger Münster. Vom Garten herein grüßt als treuer Wächter des Heiligtums „Roland der Ries' am Rathaus zu Bremen", hier in der kleineren Umgebung fast mächtiger wirkend als im Original (Abb. oben).

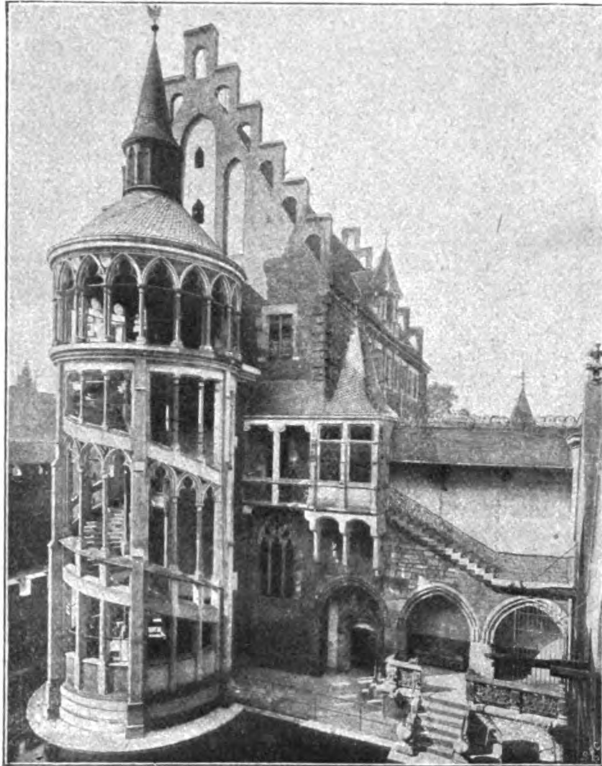
Es geht hinauf ins erste Stockwerk zu den Gemälden, zu den astronomischen und geographischen Instrumenten. Rechts zieht ein Raum mit einer Riesenretorte und allerhand unheimlichem Gerät den Blick auf sich — eine vollständig eingerichtete Apotheke des 18. Jahrhunderts mit allem Zubehör, auch dem von der Decke herabhängenden Krokodil (Abb. nebenst.).

Nach einem flüchtigen Blick in den herrlichen Kirchenraum mit den kirchlichen Altertümern geht es die Treppe hinab zu dem schönen Renaissanceraum mit prachtvollen Möbeln und Oefen hinauf zu den Bauernstuben. Neben ihnen eine alte Küche mit merkwürdigen Kochapparaten, Tellern, Schüsseln, Bratspießen u. s. w. (Abb. S. 1105). Gegenüber diesen Räumen erhebt sich aus einem Teich ein zu der prächtigen Kostümsammlung führender, luftiger, durchbrochener Treppenbau, leicht wie ein Gedanke — eine der glücklichsten Schöpfungen Essenweins, an der das Publikum helle Freude hat (Abb. S. 1105).

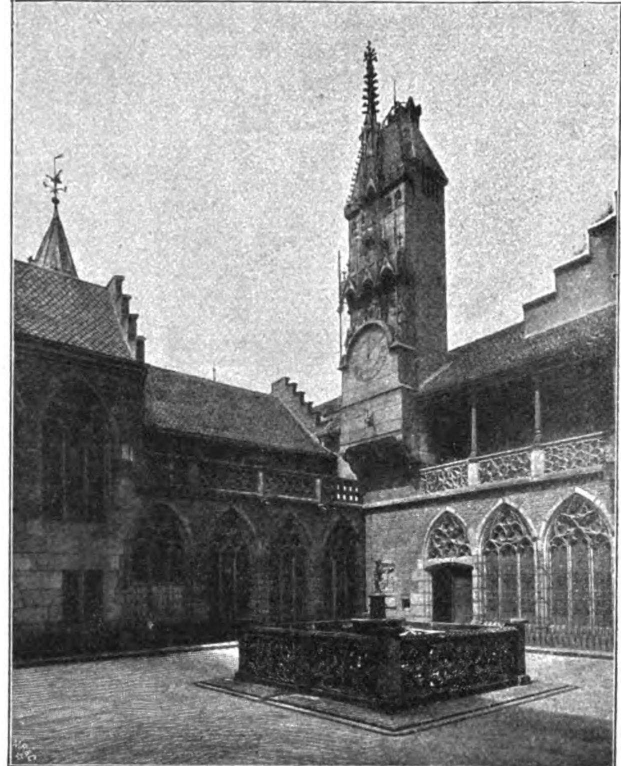

Plattenrüstungen aus der Zeit Maximilians I.
S. Soldan, Hofkunsthandlung, Nürnberg.

An der Spitze des Museums steht seit Essenweins Tod als erster Direktor G. v. Bezold, wie Essenwein ausführender Architekt und Kunsthistoriker. Neben ihm wirkt als zweiter Direktor Hans Boesch, der wie Herr v. Bezold in unermüdlicher Arbeit die Schätze des Museums wissenschaftlich bearbeitet und der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich macht. Konservator Dr. Hans Stegmann ist bekannt durch seine Arbeiten über ältere Nürnbergische Kunst und gediegene Kataloge über einzelne Abteilungen des Germanischen Museums, während Steinbrüchel schon seit der Anfangszeit des Museums in der Verwaltung thätig gewesen ist.


Apotheke des 18. Jahrhunderts.
S. Soldan, Hofkunsthandlung, Nürnberg.



Der Wasserhof mit Treppenhaus.
S. Soldan, Hofkunsthandlung, Nürnberg.



Der Wittelsbacher Hof.
Photographische Aufnahme.

Möge das Museum, vielleicht das imponierendste in äußere That umgesetzte Denkmal des historischen Sinnes der Deutschen im 19. Jahrhundert und die größte sichtbare Summe nationaler Energie, in diesen Festtagen reichen Segen an sich erfahren und weiterwirken als ein Hort unverlierbarer nationaler Güter!



Die Küche.
S. Soldan, Hofkunsthandlung, Nürnberg.

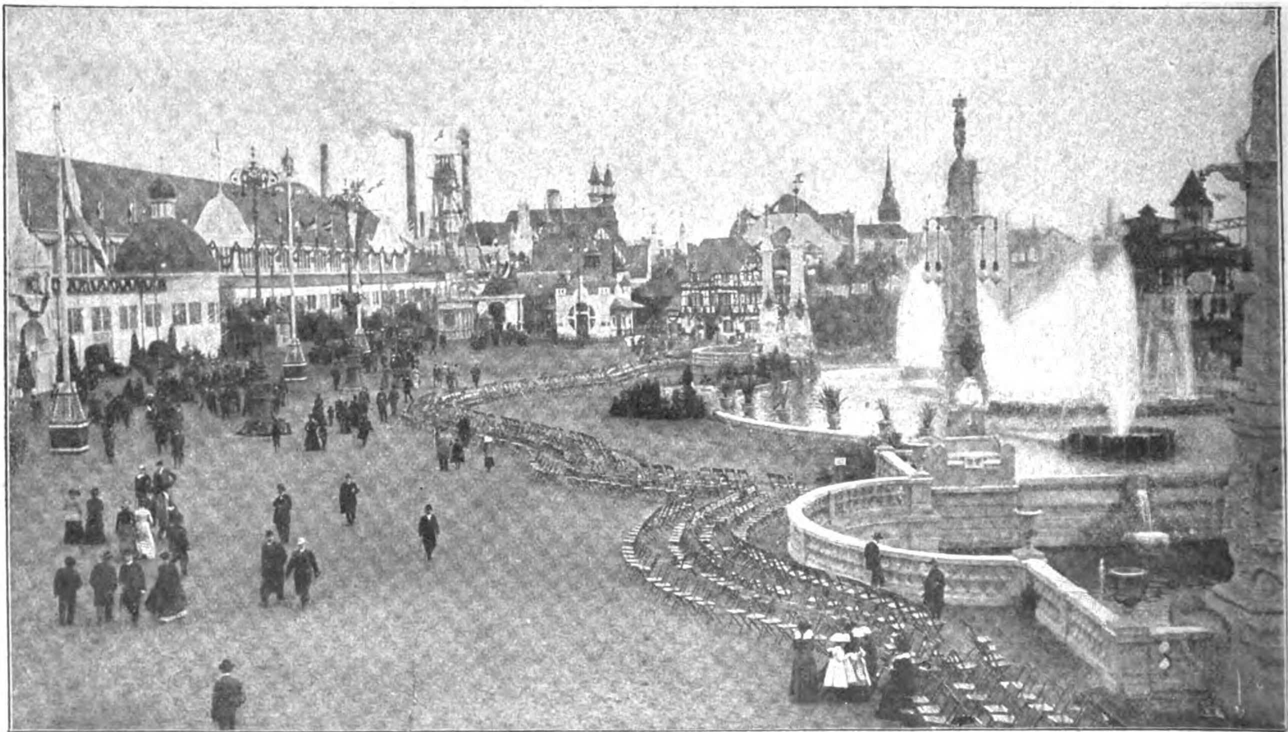
Wie man sich auf der Düsseldorfer Ausstellung amüsiert.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.



Die große Ausstellung am Rhein steht in erster Reihe im Zeichen des Eisens. Die architektonische Eigenart und interessante Stillosigkeit, die massive Wucht und leichte Pracht verleihen dem Aeußern der Paläste, in denen die Macht des Eisens sich ausbreitet, trotz alledem etwas Dekoratives. Bei allem Ernst, der über der Ausstellung lagert, durchweht sie doch ein fröhlicher Zug. Gewiß hat man nicht, wie dieses sonst oft üblich ist, dem Vergnügungspark das Hauptgewicht beigelegt, gewiß hat man den seriösen Charakter nach allen Seiten hin gewahrt, allein man hat auch der leichten Freude das ihr gebührende Recht eingeräumt, man hat auch der lichten Schönheit nicht vergessen. — Wenn die Abendschatten sich herniedersenken, dann leuchtet und funkelt es an allen Ecken und Enden des Ausstellungsterrains. Der Riesenfontäne vor dem Hauptgebäude entspringen feine und starke, winzige und haushohe Wasserstrahlen, und die Wasser umspülen auch die unteren Teile des Beckens, sie erglühn in allen Farben, und mächtige Scheinwerfer, deren Helle überall durchdringt, geben diesem Schauspiel etwas Magisches. Die Fontäne bildet eigentlich den Mittelpunkt all der Lichtfülle, die am Abend diese Ausstellung durchflutet. Die Fassaden der Haupt- und Industriehalle, des Kunstpalastes und anderer anerkannter Bauten sind mit vielen Tausenden von elektrischen Glühkörpern geschmückt; wie in feinen, bunten Feuerlinien hebt sich das Licht von den riesenhaften Grundrissen ab, auch die Kuppeln der Eisenpaläste erstrahlen in farbigem Lichtglanz, der all dem Massiven und Wuchtigen den harten Ernst nimmt. Dieses wundervolle Illuminationsschauspiel erreicht seinen Höhepunkt am Rheinstrom selbst. Eine mächtige eiserne Brücke überwölbt in kraftvoller Nüchternheit den Fluß, und an den Ufern des Stroms, den die Romantik vergangener Zeiten verklärt, offenbart sich die Gegenwart in ihrem ganzen Ernst, in all ihrem dem realen Leben zugewandten Denken und Schaffen. Hat die Sonne Abschied genommen, dann zeigt auch diese mächtige eiserne Brücke ein Stück moderner Romantik; ihre dunklen Pfeiler erglühen, ihre erzenen Geländer erstrahlen in lichtem Glanz, und ihre weiten Bogen schimmern und glitzern in allen Farben.

Die Düsseldorfer Ausstellung hat auch ihren sogenannten Vergnügungspark; er fängt da an, wo der Ernst aufhört, an der Grenze jener Bauten, in denen die Erzeugnisse von Handel, Industrie und Gewerbe aufgespeichert sind. Selbstverständlich ist eine der Hauptattraktionen der Godardsche Fesselballon, der, wie kein anderes Unternehmen, von des Wetters Gunst abhängig ist; seine Füllung lockt stets die Besucher an, von denen gar mancher emporsteigt, um aus lustigen Höhen das Riesenwerk da unten wie ein zierliches Spielzeug zu erschauen. Auch an einer Wasserrutschbahn fehlt es nicht; sie hatte in der ersten Zeit eine unfreiwillige Konkurrenz an den Wassern, die der Himmel in Ueberfülle herniedersandte. Hier kommt die Ausgelassenheit



Der Platz vor der Hauptindustriehalle mit den springenden Fontänen.
Photographische Momentaufnahme.



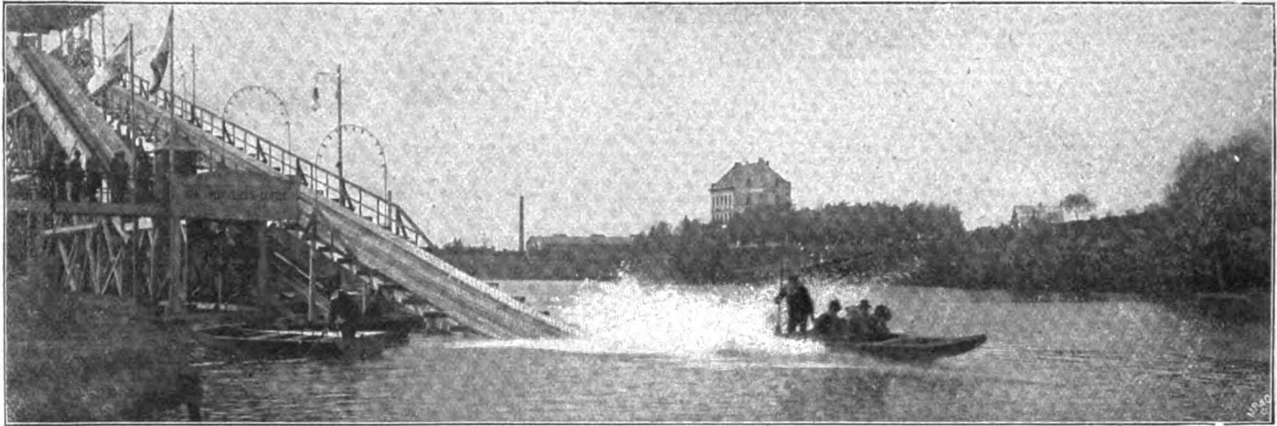
Auf dem Kinderspielplatz.



Im Vergnügungspark: Aufstieg des Fesselballons.

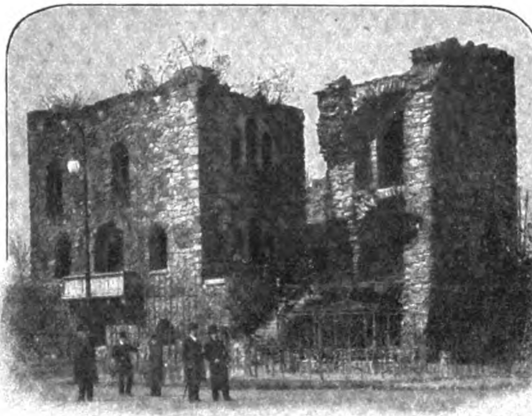


Grosse Illumination: Beleuchtung der Maschinenhalle.
Spezialaufnahmen für die „Woche“.



Die Wasserrutschbahn.

zur Geltung, und wenn das leichte Fahrzeug mit seinen Insassen von oben abrutscht und im künstlichen Wasser unter Schwanken und Schaukeln landet, dann giebt es ein lustiges Gekreische, ein harmloses Anulken. Fröhlich und ausgelassen geht es an all den Stätten zu, in denen eine durstige Kehle sich anfeuchten kann, allein aller Lustigkeit und aller Ausgelassenheit ist die Harmlosigkeit aufgeprägt. Die einzelnen Restaurants und Weinstuben sind in der Architektur oder in der Inneneinrichtung fast durchweg auf den heimatlichen Ton gestimmt, wahren namentlich den rheinischen und den Moselcharakter. Eine der originellsten Erscheinungen auf diesem Gebiet ist die Rüdesheimer Burg, in der die verschiedenen Weingrößen Rüdesheims mit edlen, edleren und edelsten Marken vertreten sind und in der es sich gar gemütlich und gemütvoll mit einem Schuß von Romantik zechen läßt. Wer an Station Rüdesheim vorbeifährt, kann eine alte Burg anstaunen, die einen gar wohlerhaltenen Eindruck macht; einst hieß sie die Brömserburg, jetzt wird sie von der Gräfin Ingelheim bewohnt, die sie in künstlerischer und praktischer Art pietätvoll restaurieren und behaglich wohnbar machen ließ. Die Brömserburg bildet das Modell für die in ihrem Innern äußerst trinkfeste Rüdesheimer Burg der Düsseldorfer Ausstellung. Selbst der Vergnügungen der Kinder ist hier nicht vergessen worden, und auf dem eigens für sie errichteten Spielplatz, den unsere Abbildung Seite 1107 veranschaulicht, können sie sich herumtummeln und herumjagen.



Nachbildung der Ruine Rüdesheim.

Alfred Holzbock.

Der Toilettenbedarf einer Dame.

Hierzu 6 Aufnahmen von Becker & Maaß, Berlin.

Die Frage, wie oft eine elegante Frau an einem Tag die Toiletten wechselt, ist eine müßige. Es giebt Damen. die heute und morgen vielleicht zehn verschiedene Kostüme anlegen, um zehn verschiedenen gesellschaftlichen Anforderungen zu genügen. Eine Norm läßt sich eben nicht festsetzen. Die erste Tagestoilette ist der Morgenrock (Abb. 4). Die Weite des großblumigen Saccogewandes aus Brokatchiné engen viele Längssäume etwas ein. Den kurzen Bolero mit Chantillyspitzenbesatz hält eine Schleife aus weiß und rosa Seidengaze mit langen zurückgeschlagenen Enden zusammen. Abb. 1 zeigt einen einfachen und vornehmen Anzug für Vormittagsbesuche. Der Umbraton des Pannesammets und die gelbliche Guipüre vereinigen sich zu malerischer Wirkung. Auch hier wieder Säume. Der obere Aermel erweitert sich zu einer Glocke, unter der eine rüschenbesetzte Puffe aus Chiffon sichtbar wird. Diese wird wiederum begrenzt von der Guipüremitaine. Das Schneiderkleid will in erster Reihe praktisch sein, ebenso für das Wandern in der Stadt wie auf der Landstraße. Schmucklos, knapp, von solidem Stoff, z. B. aus Zibelinetuch, mit fester Taille und halbanliegendem Paletot, kann es bei aller Wetterfestigkeit auch sehr kleidsam sein, wie Abb. 6 beweist. Abb. 3 giebt ein elegantes Modell aus ecrufarbenem Batistleinen für schöne Frühlingstage. Der Harmonikarock fällt über ein Unterkleid aus grünem Taffet, unter der Säumchenbluse mit dem Bandgürtel schimmert ebenfalls die Seide durch. Das Tagewerk einer modernen Frau schließt auch die Bewegungsspiele ein, und wer nicht selbst mit Schläger und Bällen hantiert, ergötzt sich an der Geschicklichkeit der andern. Eine solche Zuschauertoilette für den Spielplatz, die übrigens auch den Vorschriften der Fünfuhrtheevisiten entspricht, sehen wir auf Abb. 5. Zu dem siebenteiligen Rock aus sandsteinrotem Alpaka ist eine Bluse aus weißer Seidengaze gewählt, am Hals einfach dicht eingekraust und mit Bändchenärmeln à la bonne femme, die quergesäumten Deckärmel wieder aus Alpaka. Ein Bolero aus spanischer Goldspitze, mit der die mattglänzende Agraffe des weißen Maroquingürtels im Ton übereinstimmt, giebt der Toilette etwas Festlich-Frohes. Die Abendtoilette in Abb. 2 bringt den Reformgedanken aufs glücklichste zur Geltung, auch ohne das hartnäckig wiederkehrende Figarojäckchen. Unverkennbar verdanken wir diese Aenderung künstlerischem Einfluß. Solche goldgestickten Brustlätze leuchten uns vielfach aus altspanischen Porträts entgegen. Die Vergangenheit feiert in der Gegenwart Triumphe.

T. D.



1. Vormittagstoilette aus Pannesammet mit Guipüreausstattung. 2. Abendanzug aus Schantungpongé mit orientalischem Mieder. 3. Toilette aus grünfarbenem Batistleinen für kleine Ausflüge. 4. Morgenrock aus damassiertem Satinchiné mit Chantillyspitze. 5. Toilette aus Alpaka für den Spielplatz. 6. Straßenkleid aus dunkelgrauem Tuch.

Der Toilettenbedarf einer Dame.

Märchenzauber.

„Du, hör mal, Gustl, ob's denn wahr ist, was uns gestern nacht der hinkende Maurer erzählt hat? Weißt, das vom tanzenden Lichtl. Du, kein Auge konnt ich zumachen vor Angst; die ganze Nacht hört ich's: trip, trap, trip, trap."

„Ja, weißt, Rudl, schauerlich war's ja schon g'nug; aber mir hat's nichts g'macht. Ein bissel g'schwitzt hab ich, nachher bin ich aber bald eing'schlafen."

„Ja, du Gustl, du bist halt ein Dickhäuter, deshalb schwitzt du auch immer."

Dieses Zwiegespräch wurde flüsternden Tones in einer prachtvollen Sommernacht im Weidengebüsch eines großen Teiches von zwei fünfzehnjährigen Jungen geführt. Der eine, schwächlich, schwarzhaarig, mit träumerischen großen Augen, lag in Schwimmhosen auf dem Bauch; der andere, dick wie der junge Bacchus, lag splitternackt auf dem Rücken und haschte vergeblich nach einer Weidenrute, deren Spitze ihm als schwarze Silhouette in der vollen Mondscheibe erschien. Der Teich lag abseits von einem Dorf, das als Sommerfrische sehr beliebt war.

Die Jungen, Söhne von Sommerfrischlern, hatten ein Bündnis geschlossen, gemeinsam auf Abenteuer auszugehen.

Da ihre Familien in der Hütte eines lahmen Maurers wohnten, hatten sie es sehr bequem.

Wenn alles schlief, schlüpften sie in ihre Kleider und stahlen sich Abend für Abend zum Teich, um hier, angeregt durch die Schauer der Nacht, ihren Träumereien nachzuhängen.

Der magere Rudl, der Phantast, pflegte das Thema aufzuwerfen. Meistens handelte es von Gespenstern aller Art, feurigen Ziegen, Mondkälbern, wandelnden Laternen, Menschenknochen, Höllenhunden u. s. w. Der dicke Gustl, der Phlegmatiker, beschwichtigte durch seinen Gleichmut die heiße Einbildungskraft des Phantasten, verspürte aber dabei selbst ein angenehm prickelndes Gruseln auf seiner dicken Haut.

So bildete der eine die Ergänzung des andern, und in dieser Harmonie fand eine vollkommene Aussprache statt.

Diesmal wollten sie ein Bad nehmen; mehr aus Pflichtgefühl als aus Bedürfnis, denn der lahme Maurer hatte ihnen am Tage vorher erzählt, wer in einer Vollmondnacht bade, der erlebe auch was.

Zähneklappernd stieg Rudl ins Wasser; ihm nach pustete gemütlich Gustl, wie ein junges Nilpferd. Und dann kauerten sie sich im Uferschlamm nieder und wagten nicht zu muckſen.

Und das Vollmondlicht auf dem Wasserspiegel umkreiste sie anfangs in weiten Ringen, die allmählich in ein feines Geflimmer übergingen. Nur an der Stelle, wo sie hockten, hob sich noch das Wasser über ihren schweren Atemzügen in rhythmischen Wellen, die auf der Wasserfläche als breite, wechselnde Lichtflecke erschienen, großen Wasserrosen gleich, die ein leichter Windhauch hin- und herzutreiben schien. Ins Weidengebüsch am Ufer warf das Mondlicht geheimnisvolle Schildwachenschatten. Von Zeit zu Zeit schnellte sich, wie ein Edelstein erglänzend, ein Weißling über das Wasser.

Sein kurzes, dumpfes Niederplumpsen verlor sich über dem Spiegel. Dann ertönte nur noch das Sumsen einer Wasserfliege, zart und spitz, das glucksende Wassergeriesel beim Teichauslaß, das heisere Bellen eines Dorfhundes.

Wenn dann ferne in einer Dorfhütte ein Licht verschwand, dann war's, als verlöre sich in der Nacht ein Ton, ein zitternder Harfenklang, und mit jedem verlöschenden Licht schien die Stille der Nacht zuzunehmen.

Und rings aus den aufsteigenden Böschungen, die den Teich eng umschlossen, schien das düstere Geheimnis der Nacht aus tausend feindlichen Augen zu starren.

Aus der Höhe des bestirnten Himmels, aus dem hellen Schimmer der Milchstraße schlich sich, den jungen Seelen kaum bewußt, das Ahnen der Unendlichkeit ein, mit bangen Schauern der Erwartung.

Ein Frosch fing zu burren an, als stimme er sein Instrument, verstummte aber bald. Ein zweiter schien ihm zu antworten. Dann Stille!

Da erschien auf der jenseitigen Böschung des langgestreckten Teiches eine weiße Gestalt, deren Umrisse im blauen Licht ins Uebernatürliche zu wachsen schienen. Langsam wandelte sie den Damm entlang.

Mit weitoffenen Augen starrten die Knaben hin.

Der mächtige Schlag ihrer aufgeregten Herzen stieg ihnen gewaltsam in die Kehle; ihr Atem ging kurz und pfeifend. Die ganze Skala phantastischer Erwartung, Angst, Gruseln und Märchenzauber stürmten auf sie mit einem Schlag ein und nahmen ihr ganzes Wesen gefangen. Da wallte von der hehren Gestalt ein weißer Schleier nieder, und sie stand da, umflossen vom stahlblauen Licht, die Fee der Nacht.

Entsetzen packte die Jungen, als sie ins Wasser stieg. Ungeachtet der bedeutenden Länge des Teiches schien ihnen jede Entfernung zu klein.

Sie wollten fliehen, allein die Furcht lähmte sie.

Der leichte Wellenschlag umkoste ihren Körper schwer und brennend, wie geschmolzenes Blei. Sie horchten auf das Plätschern des Wassers jenseits am Ufer, sie sahen den sprühenden Gischt, in dem das Fabelwesen unterging.

Nach endloser Pause entstieg die weiße Frau dem Wasser und hüllte sich wieder in den wallenden Schleier.

Auf ihrem feuchten Haar brach sich das Mondlicht in goldenem Gefunkel, ihr Haupt ragte in den Himmel hinein, und über ihr flimmerte der Abendstern, einem Diadem gleich, in wechselndem Farbenglanz. Dann wandelte sie wieder als Silhouette am Abendhimmel die Böschung zurück und verschwand, woher sie erschienen war. —

Bebend schlüpften die beiden Abenteurer in ihre Kleider. Zu sprechen wagten sie nicht.

Auf Gespensterfüßen stahlen sie sich vom Teich und verschwanden in der Finsternis, bis in den hellen

Morgen hinein von der Erscheinung träumend, ohne Schlaf zu finden.

Ein glücklicher Zufall hatte ihnen eine seltene Nacht geschenkt, aus der sie unvergleichlichen Märchenzauber schöpfen konnten — fürs Leben.

Nie sprachen sie miteinander über das Ereignis jener Nacht; ein jeder wahrte es, als hätte nur er allein die Unfaßbare gesehen. Kein Märchen konnte jemals mächtiger auf sie einwirken. — — —

Hinter der Böschung am Teich stand die Hütte des Wegräumers. Darin glimmte nur ein einziges Lichtchen oben in einer Bodenkammer.

Ein junges Mädchen, des Wegräumers Tochter, trat leise in die kleine Stube, barfuß und in langem Hemd.

Ihr reiches Goldhaar hing in langen, feuchten Strähnen hinab, ihr weißes Nachtgewand wallte zur Erde, wie ein Schleier — —

Alfred Kolben.

Hochwildtransport nach Norwegen.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

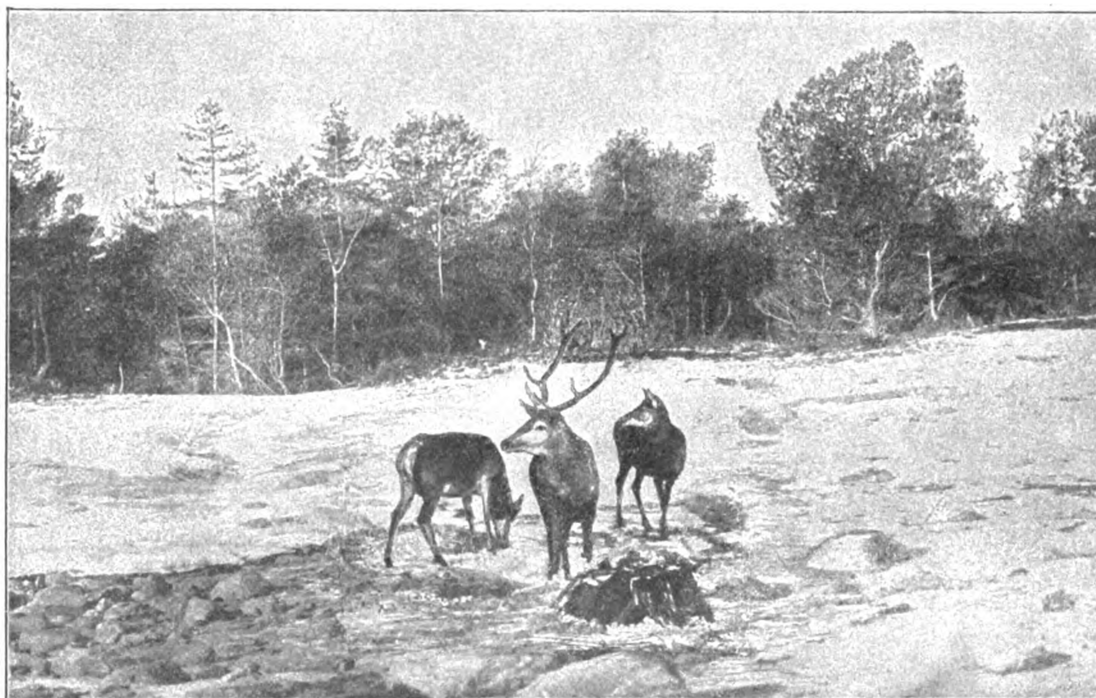
Mehr und immer mehr müssen die nordischen Natur- und Jagdfreunde eins der edelsten und herrlichsten Tiere von der Westküste Skandinaviens verschwinden sehen, das vor einem Jahrhundert, sogar noch vor fünfzig Jahren die Länderstriche, die in den Rayon vom dreiundfünfzigsten bis zum siebenundsechzigsten Grad nördlicher Breite fallen, in starken Rudeln bevölkerte. Es ist dies unser europäischer Edelhirsch, der in diesen hochnördlichen Breiten trotz des winterlich kalten Klimas recht gut gedieh.

Im Bergenstift, bei Aalesund, auf der Inselgruppe Hitteren bei Drontheim und als nördlichsten Punkt auf der ausgedehnten Insel Otterö bei Namsos finden wir noch Reste des alten, damals zahlreichen nordischen Hirschbestandes bis auf den heutigen Tag.

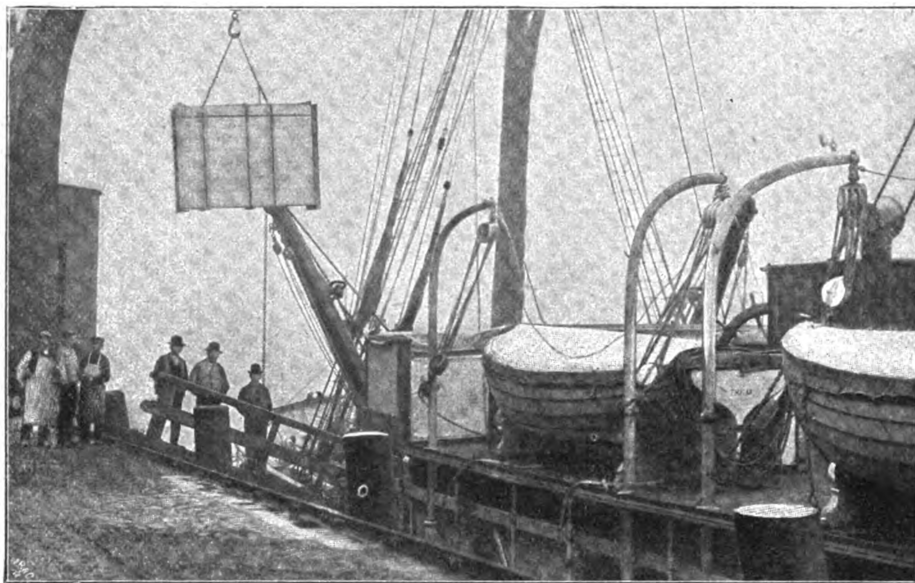
Die Geweihe der Hirsche im Bergenstift und ganz besonders auf der Insel Otterö waren stets hervorragend schön und stark, da die reiche Aesung der dortigen Flora noch durch eine gewisse Art Seetang im Winter bereichert wird, die dem Rotwild gestattet, anstatt elend und abgemagert, ganz feist und kugelrund vom Winter in das Frühjahr einzutreten.

Durch die unermüdlichen und aufopfernden Bemühungen des deutschen Konsuls in Namsos, des der deutschen Jägerwelt schon seit etwa fünfzehn Jahren rühmlichst bekannten Hafenkapitäns Hjalmar Juell, wurde es ermöglicht, dem rheinischen Sportsman Leverkus Leverkusen aus Bonn das Jagdrecht der etwa fünf Quadratmeilen großen Insel Otterö bis 1914 zu sichern.

Der neue Jagdherr fand sich bereit, den zu Grunde gehenden Rotwildbestand durch Einführung neuen (frischen) Bluts in Form von mehreren Transporten lebender Hirsche und Muttertiere aus Deutschland-Ungarn zu retten. So schlossen denn die Grundbesitzer der Insel mit Herrn Juell einen Pachtvertrag auf fünfzehn Jahre, in dem als vornehmste Bedingung dem Bonner Jagdpächter die bindende Verpflichtung auferlegt wurde, eine Anzahl von mindestens zwölf Stücken Rotwild aus dem Ausland der Insel auf eigene Kosten zuzuführen. Der erste Transport von sechs Stücken (zwei Hirschen



Ausgesetztes Hochwild auf der norwegischen Insel Otterö.


Verladung der Hirschkäfige im Hamburger Freihafen.

birge aufgesucht, wo er mit zwei andern starken altnorwegischen Hirschen sich von Gebirgsheu und der Rinde des Ebereschenbaums schlecht und recht durch den Winter geschlagen hat.

Dieser kleine „Gernegroß“ war auch der Erste, der mit einem Sprung von etwa 3 Meter den Käfig verließ, kurz nachdem die Vorderwand des letzteren geöffnet war, so daß der Photograph sich sehr beeilen mußte, das untere Bild auf Seite 1113 aufzunehmen.

Das Anfahren der Käfige auf einem großen Ponton, der durch den zu diesem Zweck gecharterten Dampfer „Herlaug“ von Namsos nach der „Alten Bucht“ auf Otterö geschleppt wird, ist auf der untenstehenden Abbildung wiedergegeben.

und vier beschlagenen Muttertieren) ging bereits im Frühjahr 1900 aus dem fürstlichen Tiergarten in Greiz über Hamburg nach der Insel Otterö ab, und vor kurzem ist der zweite Transport in einer Bucht der Ostküste der Insel glücklich gelandet worden. Auch diese letzteren Stücke wurden dem fürstlichen Bestand in Thüringen entnommen, dessen Gehege aus direkter Blutkreuzung des besten deutschen Rotwilds mit den kapitalen ungarischen Auehirschen besteht.

Die Reise von Hamburg auf einem norwegischen Dampfer dauerte elf Tage, und beide Male wurden (außer einem Achtenderhirsch beim ersten Transport) die sämtlichen Stücke wohlbehalten in Freiheit gesetzt.

Die vier Muttertiere dieser ersten Sendung setzten im Juni 1900 je ein gesundes, kräftiges Kalb, und drei dieser selben Alttiere haben 1901 auch wieder je ein Kalb gehabt, die sich alle wohl und munter ihres Daseins freuen.

Das Bild auf Seite 1111 zeigt eine Landschaft der Insel, in deren Mittelpunkt der im Jahr 1900 erst zwei Jahre alt gewesene Hirsch mit Sechsergeweih als Kronenzehner im Frühjahr 1902 steht, links ein deutsches Muttertier von 1900 und rechts ein Kalb dieses Tiers aus dem Juni 1901.

Die Fütterung, aus Hafer, Heu und Kartoffeln bestehend, ist von den Fremdlingen gut angenommen; die vier Muttertiere haben sogar schon von den älteren deutschen Tieren, die sich ihnen anschlossen, das Aufnehmen des Seetangs als schmackhafte Winteräsung erlernt. Der geringe Hirsch, der bei der letzten Sendung war, hat aber jede Landsmannschaft verleugnet und sich nicht nur sofort von dem Rudel getrennt, sondern auch eine einsame Gegend im Ge-

In Gegenwart des Landrats, des Amtmanns, des Distriktsarzts, des deutschen Konsuls und einer Menge Herren aus der Stadt Namsos ging dann das Entspringen aus den Käfigen vor sich. Der Hirsch und zwei Tiere ließen nicht lange auf sich warten, dagegen wollten zwei verschämte „Schöne“ noch nicht an die ihnen bevorstehende Freiheit glauben und waren nicht zu bewegen, die Käfige zu verlassen. Erst als der Oberjäger das Oeffnen der Rückseite der beiden Kasten anbefohlen hatte, sprangen sie zu gleicher Zeit heraus; das eine Stück lief den Photographen, das andere dessen Apparat um, und beide verschwanden dann auf demselben Wechsel, den die andern Tiere genommen hatten, im nahen Wald.

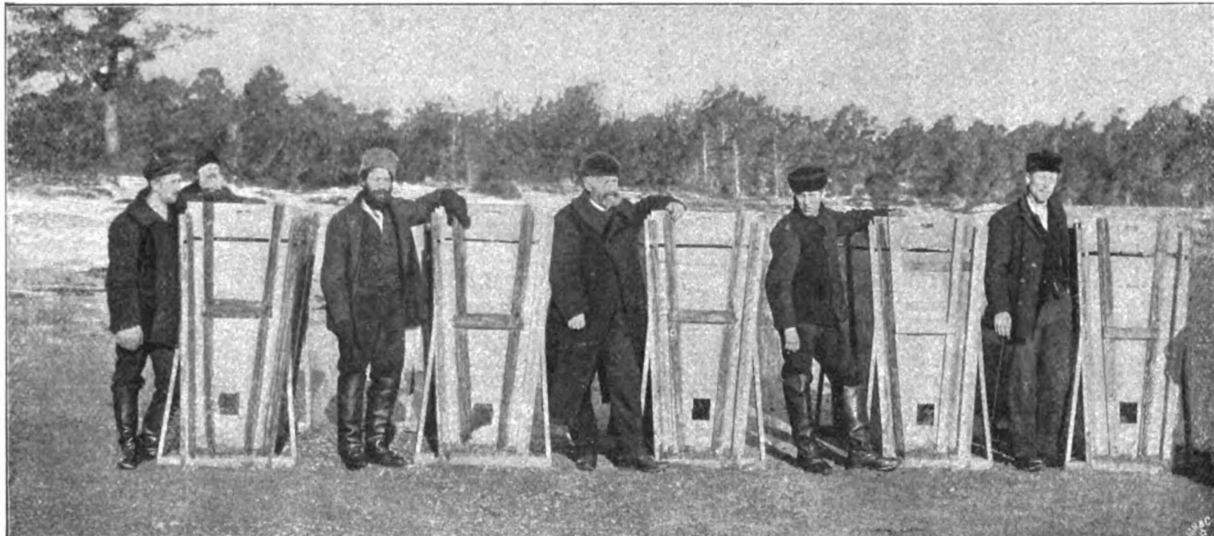
Für die Kontrolle des Gesundheitszustandes bei der Ueberführung der Tiere wurden die schärfsten Maßnahmen angeordnet. So wurde bereits in Greiz, der Abgangsstation, eine strenge Gesundheitsuntersuchung durch den fürstlichen Kreistierarzt vorgeschrieben, deren Befund nicht allein von der Greizer Veterinärstation


Landung des Bootes mit den Hirschkäfigen auf Otterö.

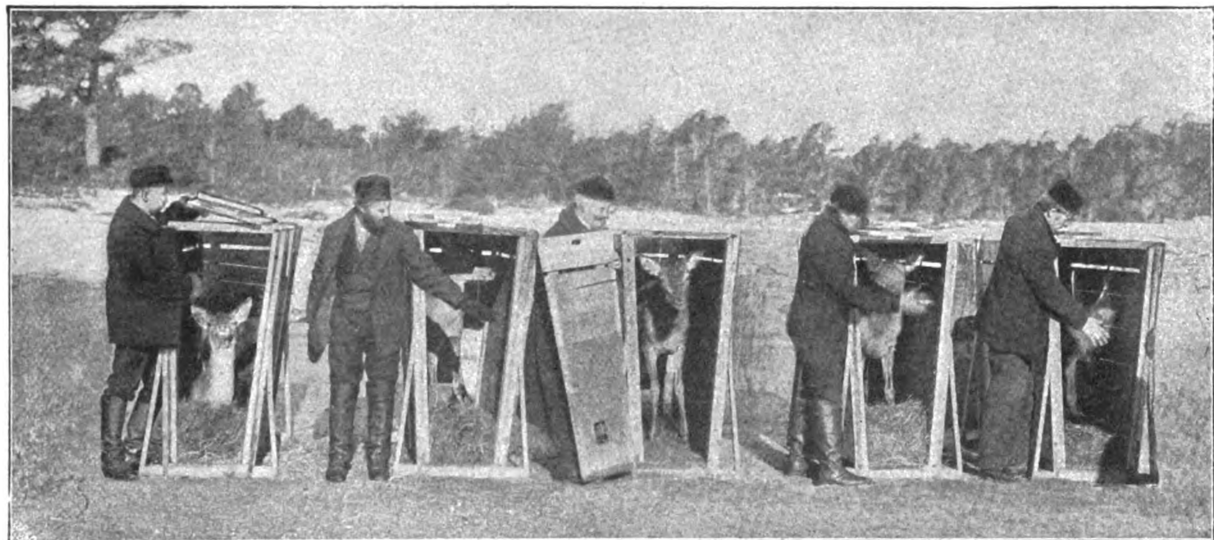
mit Unterschrift versehen und polizeilich beglaubigt werden mußte, sondern es wurde auch noch die Legalisation dieses Dokuments durch den königlich norwegischen Generalkonsul in Dresden verlangt. Ferner mußten unter polizeilicher Aufsicht die Eisenbahnwagen, in denen die Tiere nach Hamburg reisten, mit Lysol desinfiziert werden. Von Hamburg aus wurde ein besonderer Pfleger der Tiere auf der Seereise vorgeschrieben, und bei der Landung auf Otterö fand, vor Eröffnen der Käfige, in Anwesenheit von Regierungs- und Veterinärbeamten, eine nochmalige Gesundheitsuntersuchung statt, nachdem in Stavanger die Beamten der Quarantänestation und Offiziere des königlichen Zollwesens eine ähnliche Prüfung unternommen hatten.

Neben diesen berechtigten, im beiderseitigen Interesse gebotenen Sicherheitsmaßregeln ist aber vor allem der Eifer anzuerkennen, den alle norwegischen Behörden und Jagdfreunde, wie z. B. der Hofjägermeister Kgl. Kammerherr A. Mohr in Christiania, an den Tag legten, um das Werk zu fördern. Ebenso kam die Schnelligkeit, mit der die Angelegenheit in Greiz durch den Direktor der fürstlichen Forstverwaltung Assessor Roth erledigt wurde, dem Gelingen dieses seltenen Unternehmens ganz besonders zu Hilfe.

So ist es hiernach denn heut eine bewiesene Thatsache, daß sich sogar in diesen hohen, fast arktischen Breiten die vollständige Akklimatisation unseres deutschen Hochwilds bewerkstelligen läßt. Vom sport- und jagdlichen Standpunkt wäre es von Herzen zu wünschen, daß diese gelungenen Versuche der deutschen Jägerwelt nicht nur einem fremden Land zu gute kämen, sondern auf unser engeres Vaterland ausgedehnt würden und manche bereits verlassene und ausgestorbene deutsche Waldregion sich wieder mit dem herrlichsten Wild, das wir in Europa noch teilweise haben, bevölkerte, zum Wohl der Gemeinden, denen dadurch ungeahnt hohe Einnahmequellen sich erschlößen, und zur Ehre unserer sportliebenden deutschen Jugend.



Die Käfige, fertig zum Oeffnen.



Das Wild verlässt die geöffneten Käfige.





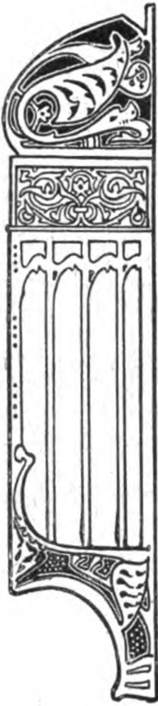
Neues Porträt der Kaiserin.

Hofphot. Ottomar Anschütz, Berlin.

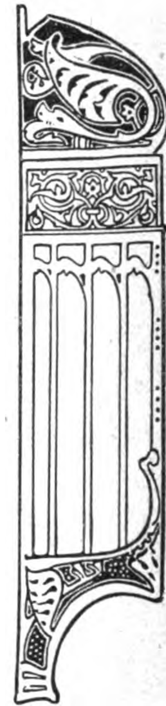


Neues Porträt des Kaisers.

Hofphot. J. H. Voigt, Homburg v. d. H.





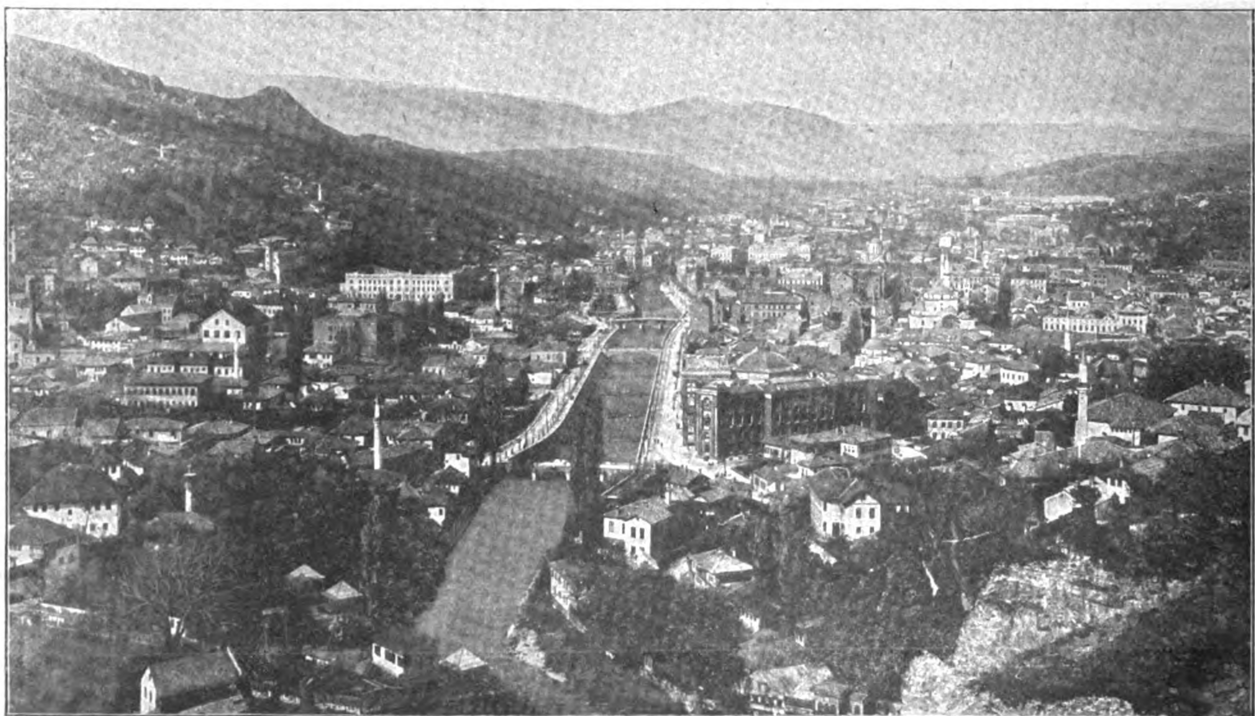


Bäuerinnen aus der Umgebung von Sarajevo.

Ein neues Touristenland.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Auf Grund des im Berliner Vertrag erhaltenen Mandats schritt Oesterreich-Ungarn im Jahr 1878 zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina, wohl der landschaftlich schönsten Provinzen der europäischen Türkei. Nur wenige Reisende, meist Diplomaten, hatten das seit Jahrhunderten wie verschlossene Land vor der Okkupation bereist; beide Provinzen schliefen denn auch ruhig bis zum 19. August 1878, dem Tag der Erstürmung Sarajevos, wie das Prinzeßchen hinter der Dornenhecke. Dann aber reckte und streckte sich das schöne Kind und schlug die klaren Aeuglein auf zu der gütigen Fee, der neuen Aera. In weniger denn zwanzig Jahren war aus einem Land, dessen Wegenetz man früher selbst mit der schärfsten Lupe nicht zu entdecken vermochte, in



Gesamtansicht von Sarajevo, der Hauptstadt von Bosnien.



Austreten des Getreides durch Pferde.



Fischer auf der Bosna.

dem Hotels mehr als unbekannt waren, ein Touristenland geworden, das sich von Jahr zu Jahr eines größeren Besuches erfreut. Was in diesem Land von der Regierung und nicht zum wenigsten von der Armee geleistet wurde, ist fast beispiellos in der Kolonialgeschichte aller Völker und Zeiten. Es herrscht im großen Publikum — ich gebe dies zu — immer noch ein gewisses Vorurteil gegen den Besuch des Okkupationsgebietes; die alte Mär von der Unsicherheit im Land, von primitivem Unterkommen und Verpflegung, von springendem, hüpfendem und kratzendem Getier ist nicht so leicht auszuroten. Und wie sieht es in Wirklichkeit aus? Ich habe mehrere Jahre im Okkupationsgebiet gewohnt und verlebe alljährlich meinen Urlaub an den Ufern der Bosna und Narenta, und so manche norddeutsche Familie ist meinem Rat gefolgt zu einem Ritt ins altromantische Land, in dem sich Orient und Occident eint. Vorwürfe habe ich bis heute noch nicht erhalten.



Die alte Königstadt Jajce mit dem berühmten Wasserfall.

Im Süden Europas unter demselben Breitegrad wie ein Teil Italiens gelegen, von hohen Gebirgsketten durchzogen, bieten diese Länder, abwechslungsreich durch die zahlreichen Abstufungen des landschaftlichen Charakters, ein eigenartiges, an den Süden gemahnendes und dabei den Reiz der orientalischen Landschaft tragendes, fortwährend wechselndes Bild. Während der Nordrand Bosniens von der Ebene an der Save aus in ein sanftes Mittelgebirge aufsteigt, um dann in das mächtige Alpengebiet der zentralbosnischen Bergkette, in ein wahrhaft majestätisches Waldgebiet überzugehen, ist der Süden des Okkupationsgebietes, die Herzegowina, ein Karstgebirge mit allen seinen Schrecken und Zaubern, mit tiefen Dolinen und unterirdischen Wasserläufen, mit starren verwitterten Felskämmen der Thalränder und unwegsamen Trümmerfeldern, aber auch mit einer oft tropisch-wirkenden Blütenpracht. In allen diesen natürlichen Reiz aber hat die historische Vergangenheit Bosniens eine malerische und hochinteressante Staffage gezaubert, denn wer die Landesgrenze überschreitet, befindet sich mitten im Orient.

Wie leicht wird heute dem Touristen ein Besuch des Okkupationsgebiets gemacht! Ein Zeitraum von drei bis vier Wochen genügt für eine Tour, die den Reisenden folgenden Weg zurücklegen läßt: Berlin—



Volksfest in Bosnien: Das grosse Hammelbraten.

Budapest—Sarajevo—Mostar—Ragusa—Cattaro (unter allen Umständen ein Abstecher nach Montenegro); von Cattaro mit dem Dampfer längs der dalmatinischen Küste bis Fiume oder Triest (eventuell ein zweitägiger Abstecher nach Venedig) —Wien—Berlin. Für alles weitere mag Bädeker oder im Okkupationsgebiet die geradezu unglaubliche Zuvorkommenheit der Landesbehörde sorgen. Ob man die alte Königstadt Jajce mit ihrem grandiosen Wasserfall oder von Sarajevo aus den Sandzak Novibazar besuchen oder in den Grenzgebirgen längs der Narenta kraxeln will, überall wacht das Auge des Gesetzes (im besten Sinn des Wortes), und wo nicht die ärarischen Hotels ihre Pforten öffnen, da nimmt jede Gendarmeriekaserne, jedes Forst- oder andere amtliche Gebäude den Fremdling in seinem Fremdenzimmer auf. Wer aber etwas sehen will, was selbst einem der bekanntesten Weltreisenden ein bewunderndes „Donnerwetter" entlockte, der mache eine Floßfahrt auf der Drina von Gorazda nach Visegrad. Man glaube nun nicht, daß man irgendwie mit Zoll- und Paßschereien behelligt wird oder, der Sprache nicht mächtig, hilflos und verraten dasteht — alles das existiert nicht, und Deutsch ist Trumpf.

Hoffen wir, daß sich an den diesjährigen Bosnienreisenden, wie an ihren Vorgängern, der alte Spruch bewahrheitet: wer vom Wasser des Balkan trinkt, kehrt immer wieder zurück! Genthe.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

8. Fortsetzung.



Jürgen, ich habe Sie verklagen müssen," sagte Olga mit einer Stimme, die leise vibrierte, trotzdem sie sich Gewalt anthat. „Ich weiß ja, daß Sie mir gutgesinnt sein mögen, aber Sie bringen mich um den Ruf, mein Kind. Verübeln Sie es mir nicht —"

„Was verübeln!" fuhr Götz von Pontow grob dazwischen. „Sie bitten ihn wohl noch gar um Entschuldigung! Da, mein Sohn, nimm vorläufig das für deine Fensterpromenaden — und das — und alle guten Dinge sind drei!"

Die drei guten Dinge waren urkräftige Ohrfeigen, die rechts und links an Jürgens Gesicht sausten mit einer Wucht, daß der baumlange Mensch taumelte.

Olga war aufgefahren. „Nein, Herr von Pontow! Das ist —! Das hätten Sie mir ersparen können —!"

Alle ihre Nerven waren in Aufruhr. Götz achtete nicht auf sie. Er war jetzt mächtig im Fahrwasser.

„So! Du Schlemihl, du potzdämlicher Grünschnabel! Das war das erste! Und zum zweiten werde ich dich jetzt ein Jährchen oder zwei auf Reisen schicken. Kannst dir die Welt mal auf andern Dörfern angucken, mein Lieber. Damit wir dich eine Zeitlang los werden. So, fertig. Linksumkehrt. Adieu."

Jürgen hatte sich unwillkürlich mit beiden Händen an den geschlagenen Kopf gefaßt. Es waren nicht die Ohrfeigen allein, die darin brannten.

War er denn noch ein Mensch, oder war er ein Tier? Und war das Olga und das dort der Vater —?

Der Vater und Olga! Was hatten die miteinander? Und er sollte aus dem Hause — —?

Die Besinnung kam ihm plötzlich zurück. Er ließ die Hände fallen.

„Ich gehe nicht," sagte er mit einer seltsam harten Stimme. „Wenn du mich schlägst, Papa, ist das deine Sache. Aber ich gehe nicht."

Und ehe noch der verblüffte Vater ein Wort der Entgegnung fand, schrie er mit dröhnender Stimme: „Ich soll dir Platz machen, Papa! Aber ich mache dir keinen Platz! Ich gehe nicht! Trage mich doch fort, wenn du kannst! Ich gehe nicht!"

Herr von Pontow verstand den innersten Sinn seiner Worte nicht. Olga verstand ihn.

Sie entfärbte sich. Wo wollte das hinaus? Was hatte ihm diese Worte in den Mund gelegt?

Ihr tiefstes Geheimnis in seinen Händen — O Herrgott, was konnte da geschehn —?

Sie wußte: sie mußte eingreifen, etwas sprechen. Diesen fürchterlichen Strom dämmen — aber sie hob nur die Hände und ließ sie wieder sinken. Ihr Geist, ihr Körper schien gleicherweise gelähmt.

Wie durch einen Nebel sah sie die beiden Männer, hörte Götz von Pontows grimmig-höhnisches Lachen.

„Narr du! Willst wohl vor deiner Herzenskönigin eine Lanze mit deinem Vater brechen? Na, mein Junge, deine Lanzen werd ich dir schon brechen, und deine schönsten Zähne dazu. Hab in meinem alten Kopf den Katechismus denn doch noch ein bißchen besser, als du in deinem jungen."

Die Macht seiner Stimme, der vielgefürchteten, schien heute bei Jürgen zu versagen. Mit zusammengebissenen Zähnen sah er ein paar Augenblicke Götz ins Gesicht. Nicht wie der Sohn dem Vater, sondern wie der Feind dem Feind.

„Ich mache dir keinen Platz —" sagte er zwischen den Zähnen.

Vor der gärenden Wut in Ton und Auge faßte jetzt plötzlich auch Gottfried von Pontow ein Erschrecken. Wie sah der Junge aus? Wen hatte er da vor sich?

Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück.

Da flackerte es wild in Jürgens Augen auf. Ein Siegesgefühl stieg ihm, starkem Rausch gleich, zu Kopf.

Mit einer einzigen Armbewegung stieß er den Vater, der ihm den Weg verstellte, beiseite und war neben Olga, ehe jemand verstand, was vorging.

„Was?“ rief er sie an. „Ich mache keinem Platz! Du bist mir teuer genug zu stehn gekommen!“

Olga erstarb der Laut in der Kehle. Da fühlte sie sich schon erfaßt. Zwei brennend heiße Lippen drückten sich ihr auf die Hände — im nächsten Augenblick sah sie sein Gesicht handbreit vor dem ihren — sein Atem überflog sie — mit einem gellenden Aufschrei riß sie sich los und stürzte sich Götz entgegen, der ihr zur Hilfe kam.

In seine ausgestreckten Arme warf sie sich, umklammerte seinen Hals, und am ganzen Körper von Schluchzen geschüttelt, barg sie ihr Gesicht an seiner Schulter.

„Ruhig! Ruhig!“ sagte Gottfried von Pontow und strich der Schutzsuchenden besänftigend über Haar und Gesicht. „Er ist ja wahnsinnig — er darf Ihnen nichts thun —“

Jürgen hatte sich gewandt und sah das.

Herr von Pontow hob drohend ihm die Faust entgegen. „Daß du dich nicht unterstehst, Wahnsinniger! Raus mit dir! Diese Schwelle betrittst du mir nicht noch einmal. Ich werde dir deine Reisebestimmungen hinüberschicken. Jetzt raus mit dir!“

Eine Pause trat ein. Jürgens Gesicht verzerrte sich langsam.

„Ist er noch nicht fort?“ flüsterte Olga, immer noch wie ein zitterndes Reh an Götzens Schulter gedrückt.

Jürgen wandte die Augen ab und ging mit langsamen, auffallend schweren Schritten zur Thür. Als diese sich dem Druck auf die Klinke nicht öffnete, tastete er mit ruhiger Hand, aber wie einer, der nicht sehn kann, nach dem Riegel und schob ihn zurück.

Er öffnete und schloß die Thür ohne Lärm.

Als sie ins Schloß schnappte, durchzuckte Götz von Pontow ein sonderbares, messerscharfes Gefühl. Er ließ unwillkürlich mit einer plötzlichen Bewegung die angeklammerte Mädchengestalt los und schob sie, ohne es zu wissen, von sich ab.

„Dummer Junge!“ sagte er murmelnd, wie sich selbst zur Entschuldigung.

Draußen stand immer noch Ruth. Alles, was da drinnen laut geworden war, hatte sie gehört. Sie erwartete, Jürgen wie einen Wütenden zu sehn.

Aber sein Wesen hatte eine unnatürliche Ruhe. Als sie ihn anredete, heftete er den Blick auf sie, aber mit leeren Augen, als sähe er sie gar nicht.

Dann versuchte er zu lächeln, es war ein wunderliches Verziehn der Gesichtsmuskeln.

„Was sagst du, Jürgen?“ fragte sie geängstigt, als sie seine Lippen sich bewegen sah.

Er lächelte sein sonderbares Lächeln wieder.

„Ich sage nur, es ist schon alles so —“ gab er ihr zur Antwort. Dann wandte er sich der Hausthür zu.

„Du wirst verreisen, Jürgen?“ Ruth lief ihm nach, sein Wesen erschien ihr unheimlich.

Er nickte ein paarmal. Dann tastete er nach der Thürklinke, als könne er wirklich nicht sehn, öffnete die Thür und zog sie wieder hinter sich ins Schloß.

Eine unsägliche Bangigkeit überfiel Ruth. Was hatte der Vater gethan! Um einer Fremden willen den Jürgen aus dem Hause gewiesen!

O Gott, nein, nein, das durfte nicht geschehn! Was im letzten Grunde bedeutete denn Olga hier? Jürgen mußte bestraft, vor neuen Dummheiten behütet werden, aber ihn heimatlos machen — um einer jungenshaften Tollheit willen. Immer sah sie sein Lächeln in dem entfärbten Gesicht —

Sie riß die Thür auf. War es denn in Wahrheit so weit, daß Olga jetzt alles hier galt —?

Nein! Der Vater machte sich gar nichts mit ihr zu thun. Er stand, wie in Grübeln verloren, am Schreibtisch, sie kauerte in einem Sessel, mit verhülltem Gesicht.

„Papa —“ sagte Ruth atemlos. „Jage Jürgen nicht fort. Wer weiß —“

Ihr Ton mußte ihre ganze Seelenangst verraten. Herr von Pontow zuckte jählings empor.

„Was ist mit ihm?“ rief er sie an.

„Nichts — aber — wir müssen nach ihm sehn. Er war so anders —“

„Unsinn!“ Er schüttelte das unbestimmte Grauen von sich ab. „Er hat sich benommen wie ein Verrückter, die Ehre des Hauses gegen einen Gast umgerannt. Du hast es nicht gesehn, Ruth. Dafür erhält er die härteste Strafe!“

Olga riß das Tuch von den Augen und kam heran. „Herr von Pontow, lassen Sie mich gehn! Verstoßen Sie um meinetwillen Ihren Sohn nicht. Behalten Sie ihn unter Augen. Ich werde dies Haus meiden, bis die Zeit kommt, daß seine Gefühle ruhiger werden.“

Sie war thränenüberströmt. Herr von Pontow sah jedoch an ihr vorbei. Ihre Erscheinung sprach nicht zu ihm, aber etwas anderes.

Noch stand der Schreck lebendig vor seiner Seele. Unter den Augen war ihm Jürgen ein anderer geworden. Und er hatte es in einem blitzähnlichen Empfinden erkannt, darin Entsetzen und etwas wie Stolz sich seltsam mischten: dieser Mensch war Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geist. In dieser trägen Hülle brannte das wilde Pontowsche Blut.

Dem Recht einräumen müssen? Müssen? Und doch wieder: den verjagen —? Er blickte auf. Etwas Ratloses lag in seinen Augen. Er sah von einer zur andern, beide baten ihn um das Gleiche. Und doch war es kein Rat. Und doch war es keine Hilfe.

Ueberstark kam es plötzlich über ihn. So stark, so lebensvoll, daß es sich wie ein warmer Strom über ihn ergoß: die jähe Sehnsucht nach seiner halbvergessenen, längst verschmerzten toten Frau.

Die Mutter! Sie war zwischen Himmel und Erde die einzige, die hier hätte sprechen dürfen und können.

Keiner sonst und keiner je. Ach, reichte denn keine Stimme von dort herüber, auch dann nicht, wenn ihres Kindes Lebensnot nach der Mutter schrie —? Laute Stimmen im Hof. Was denn jetzt? Eine Schlägerei, so dicht am Herrenhaus? Aber die lauten Stimmen kommen näher.

Und jählings — es ist sonderbar — sehn Herr von Pontow und Ruth sich an, und das Blut erstarrt in ihnen bis zum Herzen.

Herr von Pontow thut sich Gewalt an und geht mit wankenden Knien an das Fenster, das er aufreißt. Unten steht's voller Leute. Man sieht ihn. Plötzlich alles still.

Er will fragen und kann nicht.

Da tritt ein alter Knecht heran, die Mütze zwischen den Händen.

„Gnädiger Herr — entschuld'gen der gnädige Herr man bloß. Aber in der Scheune — is woll 'n Unglück passiert. Wenn der gnädige Herr so gut wären — und kämen eins herunter —

XIII.

Ja, es hatte schon seine Richtigkeit: Jürgen von Pontow hatte sich erschossen.

So ganz einfach, als könne es gar nicht anders sein. Inspektor Marius hatte ihn noch die Treppe hinaufgehn und wieder herunterkommen hören. Da hatte er sich das Gewehr geholt.

Dann war er in die Scheune gegangen. Gewiß, weil dort das aufgestellte Korn und Stroh den Schuß dämpfte. Vielleicht auch aus einem andern Grund. Vielleicht aus gar keinem. Das würde kein Mensch je mehr erfahren.

Er lag in einem Nebenraum der Tenne, etwas hintenüber auf einer Strohschaube. Ein Stalljunge, der sich Streu holen wollte, fand ihn zuerst. Dann kamen schon Leute, die auch den Knall gehört und danach gesucht hatten.

Das Gewehr rauchte noch, und er war auch noch über und über warm. Aber ein alter Kuhknecht, der als halber Doktor bei den Leuten in großem Ansehn stand, sagte gleich: „De Lung, is dörch un dörch. Doar is nicks bi to moaken. Mit uns' Junker is vörbi."

Als Herr von Pontow mit Ruth kam, wich alles auseinander. Er ging stumm, ohne um sich zu sehn, beugte sich über seinen toten Jungen und legte ihm die Hand auf Hand und Stirn.

Er sprach nichts. Auch von Ruths Lippen kam kein Wort. Noch vor zehn Minuten hatte er lebendig vor ihr gestanden. Mit ihrem Tüchlein wischte sie ihm kniend das Blut ab, aber es war zu viel.

„Jürgen!" sagte sie plötzlich in das starre, verstellte Gesicht.

Und: „Jürgen!" schrie sie verzweifelt auf und warf sich über ihn.

Herr von Pontow riß sie fort. „Nach der Wunde sehn — er kann nicht tot sein —" stammelte er.

Mit bebenden Händen löste er die Kleidungsstücke. Er warf sich nieder und legte das Ohr auf die Herzgegend. „Jürgen! Jürgen!" raunte er dann dicht an seinem Ohr. „Jürgen, mein Jung!"

Aber sein Sohn blieb stumm.

Ein reitender Bote jagte vom Hof, den Rambiner Arzt zu holen, ein anderer, an der Poststation ein Telegramm an Erich aufzugeben. Drei der Leute faßten Jürgen, um ihn ins Haus zu tragen.

Bei der Bewegung floß das Blut wieder. Herr von Pontow drängte den einen hastig zurück, schob selbst seine Hände unter des Toten Schultern, und so gingen sie über den Hof.

Unterwegs zog er die eine Hand hervor, drehte den blonden Kopf seines Jungen mit dem halboffenen Mund und den glasigen Augen ein wenig zur Seite, so daß er sich ihm in den Arm bettete — und so trug er ihn über die Schwelle, über die er ihn soeben verjagt hatte. —

„In mein Zimmer," stieß er heiser heraus.

Dort stand ein breites, altes Ledersofa, auf das legten sie ihn nieder. Die Knechte schlichen sich auf den Fußspitzen heraus. Da wurde es totenstill.

Herr von Pontow achtete es nicht, ob er allein mit dem Toten war, oder ob noch sonst jemand in der Stube weilte. Er sah mit brennend trockenen Augen in die veränderten Züge.

Heiß und heißer ward es ihm ums Herz. Ihm war plötzlich, als habe er von seinen Kindern, als habe er von allen Menschen auf der Welt diesen am meisten geliebt.

Ueberwältigend war diese Vorstellung.

„Jürgen — mein Jung — war das nötig —?" murmelte er. Die Worte kamen in Stößen heraus.

Und plötzlich stand die letzte wüste Scene grell vor seinen Augen. Das letzte Zusammensein mit seinem Sohn —

Die Hände brannten ihm plötzlich wie Feuer, diese Hände, die vor noch nicht einer Stunde — —

Er dachte es nicht zu Ende. Ein lauter, jämmerlicher Aufschrei kam ihm aus dem Mund. Die Knie wichen unter ihm, und er stürzte vor dem Sofa zusammen wie ein getroffenes Stück Wild.

Er merkte es nicht mehr, daß Anna-Beate und Ruth ihm zu Hilfe herbeieilten. — — — — — — — —

Pastor Roth durfte Jürgen nicht beerdigen, sein Amtseid verbot ihm das. Es war der bitterste aller Tropfen in dem fast geleerten Lebenskelch des alten Mannes. In der Abendstunde, im Mantel der Dämmerung kam er aufs Schloß.

Man ließ ihn mit seinem einstigen Schüler allein.

„Herr, wärest du hier gewesen, unser Bruder wäre nicht gestorben."

Dunkel umfing die Stunde, in der der alte Mann am Totenlager seines liebsten Schülers kniete. Die Dunkelheit, der jeder letzte Lichtschein verloren ging.

Wohin — wohin war dieser Knabe gegangen?

Als Pastor Roth herauskam, sah er verfallen aus, zum Greis geworden. Anna-Beate gab ihm stumm die Hand. Er wollte sprechen, aber er schüttelte nur den Kopf mit den dünnen, weißen Strähnen, blickte zur Erde und ging. —

In der Nacht mit Fackelschein ward der jüngste Sproß der Pontows begraben. Es folgten alle, alle aus Haus und Hof, obwohl die Kirche ihren Segen nicht mitgeben konnte.

Philipp Marius, schnell herbeigerufen, sprach das Gebet. Ringsumher schluchzte das Volk. Sie alle hatten den blonden Junker liebgehabt und sich auf die Zeit gefreut, in der er selbständig das Gut verwalten werde.

* * *

Nach diesem bekam alles ein anderes Gesicht.

Olga Beer betrat das Haus nicht wieder. In der düsteren Stunde, in der der Schrecken um das Geschehnis alle Gemüter erfüllte, hatte sie sich einen Einspänner anschirren lassen und war nach Rambin zurückgefahren. Und von dort betrieb sie es, daß ihre Tante mit ihr in eine andere Provinz verzog.

In dem Hause Pontow sah sich keiner nach ihr um. Vielleicht empfand nicht einer dort die Tragik ihres Geschicks.

Gottfried von Pontow nannte ihren Namen nicht mehr. Er hatte überhaupt seit jenem Tag das Sprechen fast verlernt.

Wer es vorher nicht gemerkt hatte, der sah es jetzt: er wurde ein alter Mann. Es war das schlimme Altern, das nicht nur die Jahre schaffen.

Da kam es heiß über Ruths Herz. All ihr Trotz, ihre Eigensucht, wie lag es ihr plötzlich so fern — wie dünkte es sie so kindisch. Nicht mehr als jene erschien sie sich, die noch vor Wochen unbesorgt über die Felder geritten war, verlachend die Einsamkeit, die sie hinter sich ließ.

Nun kroch sie so bange an den Vater heran. Nicht, um ihm zu helfen — um sich selbst helfen zu lassen, gegen das Grauen, das draußen einherschlich.

Er sah und fühlte sie lange nicht. Jürgen war ja sein Lieblingskind gewesen — das stand ihm klar und fest. Er ging nicht zu seinem Grab, aber er saß in seiner Stube und grübelte, wie das Leben des Jungen anders einzurichten wäre — und schreckte dann plötzlich wieder auf vor dem leeren Bewußtsein, daß es an dieses Jungen Leben nichts mehr einzurichten gab.

Die Tage standen tot über Luckmühlen. Besucher mieden das Haus. Die Draußenarbeit besorgte Marius in altgewohnter Regelmäßigkeit, und drinnen fiel nichts mehr vor.

Nur die Pferde, seine Pferde, die waren das einzige Lebenselixir des alternden Mannes. Dort allein konnte er auf Stunden den Druck abwerfen, der sich auf sein Leben gesenkt hatte.

„Die dahinten auf Luckmühlen," hieß es in der Umgebung, wenn von den Pontows die Rede war. Fast mit einem unheimlichen Geflüster. Und wenn hin und wieder einer aus dem Hause zu Besorgungen nach Rambin kam, wich man ihm mit unwillkürlicher Scheu aus, wie einem Gezeichneten.

XIV.

Zum zweitenmal nach Jürgens Tod blühten die Linden. Leuchtender Frühsommerduft lag über dem alten Pontowschen Herrengarten.

Mitten in Sonne und Blütenduft fand hier Philipp Marius sein Königskind wieder.

Er war jetzt ordiniert. Er hatte Gönner an den höchsten Stellen, sein Weg lag vor ihm in lauter Licht. In vierzehn Tagen sollte er seine Stellung an der Hofkirche der Landeshauptstadt antreten — — —

Ruth hatte auf einer Bank gesessen, müßig in das Blättergeflimmer geschaut. Es war Sonntagmorgen. Ueber Busch und Mauer her kamen die letzten verhallenden Glockentöne. Ein neuer Pastor hielt dort den Gottesdienst ab, Anna-Beate war zur Kirche gegangen.

Als das Mädchen Philipp Marius sah, lächelte sie und stand auf, ihn zu begrüßen. Sie wußte durch den Inspektor von seiner ehrenvollen Anstellung. Er aber stand und sah ihr mit stockendem Atem ins Gesicht.

Was hatten die letzten zwei Jahre, in denen er nicht hier gewesen war, aus ihr gemacht!

Sie schien ihm größer geworden und schlanker. Die Gesichtsfarbe seltsam durchsichtig, die Augen dunkler. Einen Moment hatte er sich sogar gefragt: ist sie das oder Anna-Beate? Und doch war kein Schimmer von Aehnlichkeit in ihren Zügen.

Das laute Pochen seines Herzens war plötzlich still. Er wagte nicht, ihre dargebotene Hand zu küssen. Und doch meinte er sie noch nie so grenzenlos geliebt zu haben.

„Sie haben mich hier gesucht?" fragte sie.

Ein stummes, heftiges Nicken war das einzige, was er hervorbrachte.

„So wollen wir noch ein Weilchen hier sitzen bleiben," sagte sie. „Papa ist überdies ausgeritten, und Anna-Beate ist in der Kirche. Es ist schön hier, nicht wahr?"

„Wunderschön —" sagte er gedämpft, in tiefster Ueberzeugung. Seine Herzensstimmung schwankte zwischen Thränen und Jubel.

„Und nun erzählen Sie von sich!"

Es gelang ihm nur mit Anstrengung. So viel lieber hätte er geschwiegen, ihrer süßen Stimme gelauscht. Oder auch in aller Stille gewartet — auf das Große, Wunderbare, das jetzt kommen mußte — aus Busch oder Stein — aus dem Himmelsblau hernieder, aus den Sonnenfünkchen — —

Aber sie hatte geboten, da mußte er reden.

Er sprach abgerissen, stockend, fand oft kaum die Satzfüße, auf die er seine Worte zu stellen hatte. Nicht wie ein rühmlich Ausgezeichneter, dem durch Fleiß und Glück die glänzendste Laufbahn sich eröffnet, saß er neben ihr, sondern wie ein armseliger Tropf, der mühsam versuchen muß, vor der Kritik zu bestehn.

Aber Ruth hatte so lange, lange keinen Menschen mehr gesehn.

Der Schrecken und Jammer um des Bruders bösen Tod war in der Alltagshandhabung zum Gewohnheitsdruck geworden. Auch über solche Lücken wächst das junge treibende Gras. Doch ihr, die nie die Hand eines Lehrmeisters über sich geduldet hatte, war Jürgen, der Mißachtete, der Familientölpel, zum härtesten Lehrmeister des Lebens geworden.

Der Erde bunte Bilder verlieren alle, alle ihre Farbe, wenn ein Schein aus der Ewigkeit über sie dahinstreicht.

Ruth hatte nicht Menschen und Menschentreiben vermißt in diesen achtzehn Monaten. Sie hatte eine seltsame Bekanntschaft gemacht: sich selbst.

Ueber des Tages engbegrenzten Kreis war ihr die Weite des Lebens aufgegangen. Nicht hier ist der Gipfel, nicht dort. Dein Horizont ist nicht die Grenze.

Sie stand und staunte. Ein banges Staunen. Ein Entsetzen vor sich selbst in ihrer Kleinheit, in ihrer Blindheit.

Aus Jürgens Grab heraus streckte sich ihr eine unsichtbare Faust. Wehe! Warum lebst du? Wehe — wohin gehst du —?

Und im eigenen Herzen ward neugeboren das bange Menschheitsrufen nach dem Sinn des Daseins.

Dies ist ein Leid, das in junger Seele ohne Worte geht. Und es soll so gehn! Das Heil kommt nicht in Fragen und Antworten, in ja und nein, in zugeschnittenen Flicken, die auf alle Risse passen — es erwächst langsam und voll lebendiger Kraft aus eines jeden Menschen selbsteigener Entwicklung.

Nicht an dieser Ecke und nicht an jener steht ein Prophet, der dir hilft.

Da hatte Ruth durch das Grauengefühl innerlicher Einsamkeit die Hand des Lebens gespürt, die sie aufwärtszog.

Aber die Menschen waren ihr fremd geworden.

Nun stand wieder einer vor ihr, und um sie war es Sommer —

Wie erwachend sah sie dem ins Gesicht, staunend.

Der junge Prediger war schön, des ward sie plötzlich gewahr. Und seine Stimme war voller Klang und seine Augen voller Licht.

Sie dachte nichts, sie sah ihn immer nur an, immer und immer, wie man ein wundervolles Kunstwerk betrachtet. Was er sprach, hatte kein Interesse für sie, sie hörte es kaum. Aber sie hatte den Wunsch, er möge noch nicht sobald aufhören, zu reden, wie er es that: träumerisch, stockend, mit seiner musikalischen Stimme.

Er hörte aber doch auf, weil er zu Ende war, und er wagte sie anzusehn.

Ihr Blick, der gerade auf ihm ruhte, verwirrte ihm alle Sinne. Er wandte die Augen ab, weil er ihn nicht ertrug. Und er fühlte: werde ich je, ihr gegenüber den Mut meiner Wünsche finden? Je zu ihr sprechen können, wie ich möchte?

Wie ein Riesengroßes, Ungeheuerliches erhob sich das vor ihm, das — ein menschliches, stürmisches Verlangen — seine Schritte hergeleitet hatte. Er drückte die Hände ineinander. Wer war er denn gewesen, daß er solche vermessenen Gedanken in sich hatte nähren dürfen?

Ueber ihnen zwitscherten die Vögel. Ein lauer Mittagswind kam durch die sonnenbeschienenen Zweige. Betäubend duftete ein Lindenbaum ihnen zur Rechten.



Sie — das verwöhnte Freifräulein, der Sproß aus edlem Blut, das Königskind. Und er — ein bürgerlicher Prediger, ein Inspektorsohn.

Woher hatte er die Schwungkraft genommen zu diesem Flug in die Wolken? Hatte ihm seine gute Brotstelle den Sinn verwirrt?

„Wir haben nicht so viel erlebt hier in Luckmühlen," sagte sie langsam und weich. „Seit Sie zuletzt hier waren, nichts, äußerlich fast gar nichts."

Nun sah er sie doch an. In ihrer Stimme klang das gequälte Beben ihres Herzens. Ein Mitfühlen ihrer Schmerzen, fast körperlich in seiner Stärke, erfaßte ihn.

„Ich habe viel — täglich daran gedacht —" sagte er stockend.

Sie nickte nur, als sei das selbstverständlich. Dann sagte sie leise, mit dem Ausdruck ringend: „Es war ja nicht nur Schmerz und Leid, was ich in dieser Zeit empfunden habe. Auch anderes. Nichts Lustiges — aber Besseres —"

Sie schwieg. Ihr war, als müsse er ihr einhelfen. Als stehe doch plötzlich vor ihr einer, der ihres Herzens Wege mit ihr gehen könne —

Wieder wandte er den Blick zur Seite. Ihr Anschaun blendete ihn wie allzu helles Licht, das auf die Wimpern fällt. Sie ist ja eine Heilige! dachte er mit stockendem Atem. Ich möchte vor ihr knien dürfen und mein Gesicht in ihres Kleides Saum verhüllen —

Sie aber sah ihn an und wartete auf seine Antwort.

Das kam ihm zum Bewußtsein mit einem wunderlichen Gemisch von Schreck und Freude. In alter Gewohnheit flog eine theologische Wendung an seinem Mund vorbei — er ließ sie fliegen. Sie anpredigen? Er mußte lächeln. Predigt man auch Engel an?

Die Antwort, die sie von seinen Lippen vermißte, erhielt sie nun doch — von seinen Augen. Wie warm, wie glänzend, wie froh war plötzlich sein Blick! Sie staunte darüber.

Er versteht mich ja! dachte sie.

Still war es rings um sie. Nur Busch und Baum und Sonne waren um sie her. Nur der Sommer lebte mit ihnen in dieser Stunde.

Da kam es wie eine heiße Welle über Philipps zagendes Gemüt.

Du bist von Fleisch und Blut wie ich! dachte er. Und vom Rausch dieser Minute glühte ihm Kopf und Herz.

Hufschläge ertönten von vorn her.

„Da kommt Papa zurück," sagte Ruth. „Ich will zu ihm, er hat es gern."

„Oder wollen Sie lieber erst Papa begrüßen?" sagte sie plötzlich, wie sich erinnernd, und blieb stehn. „Dann bleibe ich noch ein Weilchen hier, und wir treffen uns dann wohl am Frühstückstisch. Anna-Beate wird Sie schwerlich fortlassen, ehe Sie etwas gegessen haben."

Er bebte, als sie sich so unerwartet ihm wieder zuwandte, in seine tiefsten Gedanken hinein.

„Sie hat die goldenen Augen
Der Waldeskönigin —"

dachte er mit seliger Wonne wie im Traum.

„Ja! Ich will hineingehn!" rief er plötzlich. Die Worte klangen wie ein Kriegs- und Siegesruf. „Ich will hineingehn!" wiederholte er. Dann beugte er sich auf ihre Hand und küßte sie, ohne daß sie sie ihm gereicht hatte.

Und wie ein Knabe, trunken von seinen Empfindungen und Plänen, stürmte er davon.

Sie sah ihm nach. Langsam stieg eine seltsame Ahnung in ihrem Herzen auf.

Sie lehnte sich an einen Buchenstamm. Ein Zweig streifte ihr Gesicht, sie spürte es kaum. Ein Verwundern und Bangen, ein stilles Freuen bewegte ihr das Herz.

Fortsetzung folgt.

Am Fenster.

Du lehnst an meiner Schulter. — Sternenreich
Ist vor dem Haus die Nacht herabgesunken,
Im schattenhaften Schlehgesträuch
Erblitzen tausend lichtverstreute Funken.

Und über sanfte Wipfelwogen steigt
Der Mond und schenkt sein Licht den weichen Flechten,
Zu denen ich im Traume mich geneigt
Und die ich küßte in den weißen Nächten.

Das ist die wundersame Sommernacht,
Die liebevoll uns beide eingesponnen,
Und hätt mir nicht der ferne Mond gelacht,
Mir glänzten deiner Augen helle Sonnen.

Leo Heller.

Jenseits von Schön und Häßlich.

Von Professor Dr. K. Lange (Tübingen).

Daß die Aesthetik die Lehre vom „Schönen" sei, daß ihre Aufgabe darin bestehe, zu ermitteln, warum wir bestimmte Erzeugnisse der Natur und Schöpfungen der Kunst als schön, andere als häßlich bezeichnen, galt bis vor kurzem als selbstverständlich. Nur darüber stritt man sich herum, ob das „Schöne" etwas Objektives, durch Maß, Zahl u. s. w. Bestimmbares, oder ob es etwas Subjektives, ein dem Gefühl Zugängliches sei, ob man es nur als Ursache eines subjektiven Lustgefühls fassen könne.

Die Hervorkehrung des Schönheitsbegriffs in der Aesthetik hat zu ganz seltsamen Konsequenzen geführt. Das haben noch ganz kürzlich die kunsttheoretischen Schriften Tolstois bewiesen. Dieser geht von der Thatsache aus, daß alle bisherigen Definitionen des Schönen in dem einen Punkt übereinstimmen, daß das Schöne nichts anderes sei als das, was uns gefalle. Das sei aber ganz verkehrt. Die Kunst habe gar nicht den Zweck, uns zu gefallen, von uns genossen zu werden. Diese Meinung habe erst die Renaissance aufgebracht, und damit sei die ästhetische Sünde in die Welt gekommen. Den Zweck der Kunst im Genuß zu sehn, sei ebenso verkehrt, wie den Zweck des Essens im Wohlgeschmack zu erkennen. Das Essen habe vielmehr lediglich den Zweck, uns zu ernähren. Der Wert einer Speise könne nur nach dem Nährwert, den sie für unsern Organismus habe, nicht nach dem Reiz, den sie unserm Gaumen biete, bemessen werden. Ebenso sei auch der Nährwert der Kunst ganz unabhängig von dem Genußwert, den sie für uns habe. Das Entscheidende sei vielmehr ihre moralische Wirkung.

Nach Tolstei steht also die Kunst „jenseits von Schön und Häßlich". Seine Argumentation hat für den flüchtigen Leser etwas außerordentlich Ueberzeugendes, ja geradezu Zwingendes. Man wird erst stutzig, wenn man sieht, welche Schlußfolgerungen er aus seiner Lehre zieht, d. h., wenn man sich überzeugt, daß er den Inhalt der Kunst ganz auf das religiös und ethisch Erhebende einschränken will. Daraus ergiebt sich nämlich unmittelbar, daß er die großen Künstler der Vergangenheit, Sophokles,

Raffael, Shakespeare, Bach, Goethe, Beethoven u. s. w., nicht gelten läßt, überhaupt fast die ganze glorreiche Geschichte der Kunst mit wenigen Ausnahmen verwirft. Von diesem Punkt aus schaut man denn kritischer gestimmt zurück und erinnert sich, daß Kant und unsere klassischen Dichter, die natürlich auch Tolstois Billigung nicht finden, das Wesen der Kunstanschauung ganz im Gegensatz zu ihm im Genuß erkannten, und zwar in einem Genuß, der von allen sinnlichen und praktischen Zwecken, auch von ethischen und moralischen Erwägungen losgelöst sei.

Dies ist auch jetzt noch der Standpunkt der deutschen Aesthetik. Und bei den neueren Forschungen hat es sich nur darum gehandelt, den Genußwert der Kunst, d. h. diejenigen Eigenschaften des Kunstwerks, die bei seiner Anschauung unmittelbare Lust gewähren, theoretisch von dem höheren Zweck, der biologischen Aufgabe der Kunst, zu trennen. Diese letztere leugnen zu wollen, wäre natürlich ein vergebliches Beginnen. Daß die Kunst im Leben der Völker eine bestimmte Aufgabe hat, und zwar eine Aufgabe, die sich auf ihr allgemeines Wohl, auf die psychische und körperliche Gesundheit, auf die moralische Tüchtigkeit der Menschen bezieht, kurz mit dem Ernst des Lebens aufs engste zusammenhängt, ist ganz selbstverständlich. Aber diese Thatsache verträgt sich sehr gut mit der Annahme, daß ihr unmittelbarer Zweck, d. h. der Zweck, den der Künstler beim Schaffen im Auge hat, Erzeugung von Lust ist. Und es liegt auf der Hand, daß es die Aesthetik als Lehre vom ästhetischen Genuß eben nur mit dieser Seite der Kunst zu thun hat, während die höhere Aufgabe der Kunst der Beurteilung des Ethikers, des Geistlichen, des Erziehers, des Politikers u. s. w. anheimfällt. Für den Aesthetiker handelt es sich nur um die Frage, warum die Kunst ergötzt, was wir an der Kunst genießen. Hic Rhodus, hic salta!

Hier stehen sich ja nun freilich die Theorien noch immer schroff und unvereinbar gegenüber. Ich gebe Tolstoi vollkommen recht, wenn er sagt, daß daran vor allem der laxe Gebrauch des Wortes „schön" schuld sei. Wenn man z. B., wie dies neuerdings noch Kralik und Guyot, in gewisser Weise auch Volkelt und Groß gethan haben, die Geschmacks-, Tast- und Temperaturempfindungen mit zur Aesthetik rechnet, zum Beispiel den Wohlgeschmack eines Glases Milch, den Genuß beim Streicheln einer weichen Frauenhand oder beim Geruch eines Veilchens als ästhetisch bezeichnet, so ist die Grenze nach unten nicht sehr leicht zu ziehen, und man weiß wirklich nicht, warum nicht auch die niedrigsten sinnlichen Genüsse zu den ästhetischen gerechnet werden sollen.

Ebenso unzulänglich sind die Definitionen der Formästhetik, die das Wesen des Schönen in der Regelmäßigkeit und Symmetrie, der Harmonie und Ordnung, der Proportion, der Glätte und Weichheit der Formen, dem sinnlichen Reiz der Farben u. s. w. erkennen. Denn es liegt gar kein Grund vor, diese Eigenschaften nur deshalb höher zu stellen als die Reize des Geschmacks und Genusses, weil sie durch die sogenannten höheren Sinne auf unser Gefühl wirken. Man begreift, daß der Dichter der „Macht der Finsternis" einen Schönheitsbegriff nicht anerkennen konnte, der auf rein äußerlichen Reizen solcher Art aufgebaut war. Wer will von einem Drama wie diesem sagen, ob es „schön" oder „häßlich" sei? Es ist einfach erschütternd, d. h., es rüttelt durch seine tragische Wirkung den Menschen in seinem tiefsten Innern auf und verschafft seiner Seele jene heilsame Reinigung, in der wir das Wesen des tragischen Genusses erkennen.

Hält man also an der Definition fest: schön ist, was in irgendeinem Sinn Genuß bereitet, so kann man auch ein solches Werk „schön" nennen. Denn einen Genuß hat man als ästhetisch gebildeter Mensch doch auch an einer Tragödie. Faßt man dagegen das Wort „schön" im formalistischen Sinn, so kann davon keine Rede sein. Und unsere populärere Auffassung scheint mehr nach dieser Richtung hin zu neigen. Wie oft konnte man bei der Aufführung der „Macht der Finsternis" auf unsern deutschen Theatern das Urteil hören: das soll schön sein? Diese abscheulichen Reden und Handlungen wagt der Naturalismus uns als Kunst zu bieten? Man geht doch wahrhaftig nicht ins Theater, um sich derartigen Schmutz vorführen zu lassen. Den kann man doch im gewöhnlichen Leben genug haben!

Man sieht, es sind genau die gleichen Einwände, die man auch gegen das Häßliche in der Malerei macht. Arbeiter und Bauern, rauchende Schornsteine und braune Sturzäcker, schmutzige Lumpen und stinkige Misthaufen und Käserinden soll die Malerei nicht darstellen, weil das häßliche Wesen und häßliche Dinge sind. Oder, wenn sie sie darstellt, soll sie sie wenigstens „idealisieren", in das Reich des Schönen emporheben. Als ob nicht die Idealisierung schon darin bestände, daß diese Stoffe überhaupt in die Kunst übertragen, d. h. malerisch dargestellt werden! Im Leben riecht ein Misthaufen freilich, und auch der Käsegeruch ist nicht jedermanns Sache. In der Oelmalerei dagegen riechen beide nicht, oder wenigstens nur nach Oel, ebenso wie das Porträt eines wunderschönen Mädchens mit großen schwarzen Augen, in das man sich, wenn man ihm im Leben begegnete, unzweifelhaft verlieben würde.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn ich hier nachweisen wollte, daß die Kunst von jeher häßliche Dinge dargestellt hat. Wenn Sophokles den Philoktet auf offener Bühne über den Schmerz seiner eiternden Wunde jammern läßt, wenn bei Shakespeare Menschen auf der Bühne geblendet und erdrosselt werden, wenn Rembrandt in seinen Radierungen Bettler in den fragwürdigsten Handlungen darstellt, wenn Velazquez verkrüppelte Zwerge, Brouwer vertierte Menschen, Schiller die abscheulichsten Verbrechen zum Gegenstand künstlerischer Darstellung macht, so ist es wohl klar, daß künstlerische Schönheit und Naturschönheit zwei ganz verschiedene Dinge sind. Solchen Beispielen gegenüber reichen die Gesetze der formalistischen Theorie nicht aus. Man muß die Aesthetik auf andern Grundlagen aufbauen, wenn man sie verstehen will.

Diese Grundlagen hat man nun in verschiedener Weise zu schaffen gesucht. Dabei ist die Entwicklung augenscheinlich durch das Streben bestimmt worden, den ästhetischen Genuß möglichst vom Inhalt des Kunstwerks loszulösen. Man kam immer mehr zu der Ueberzeugung, daß es in der Kunst nicht auf das Was, sondern auf das Wie ankomme. Dieses Wie bedeutet freilich nicht die bloße Technik, die äußere Routine, sondern die ganze Art der Naturauffassung. Es ist durchaus kein Zweifel, daß ein ästhetisch gebildeter Mensch die Hille Bobbe des Franz Hals, das Bild einer alten zahnlosen und grinsenden Matrosenmutter, ebenso genießen kann, wie die Sixtinische Madonna, daß ihm Shakespeares Richard III. als Kunstschöpfung mindestens den gleichen Genuß bereitet, wie Schillers Jungfrau von Orléans. Daraus geht doch allein schon hervor, daß der ästhetische Genuß von der Qualität des Inhalts unabhängig ist.

Die Aesthetik hat sich nun bemüht, für diese Loslösung vom Inhalt die richtige Formel zu finden, und die letzte Theorie, die darüber aufgestellt wurde, ist die, daß die ästhetische Wirkung eines Kunstwerks weder auf der schönen Form noch auf dem schönen Inhalt an sich beruht, sondern auf ihrer Anregungskraft im Sinn der künstlerischen Phantasie oder, wie man es neuerdings ausdrückt, der ästhetischen Illusion*). Jedes Kunstwerk hat nach dieser Theorie den unmittelbaren Zweck, die Menschen zur Vorstellung irgendeiner Sache, einer Person, eines Charakters, eines Vorgangs, einer Bewegung, einer Stimmung anzuregen, zu der die gegenwärtige Wirklichkeit ihnen keine Veranlassung bietet. Die Kunst ist nichts anderes als ein Spiel der Phantasie, durch das sich der Mensch irgendetwas, was das Leben ihm versagt hat, so lebendig vorstellt, daß dadurch Ersatzgefühle der wirklichen entstehen.

Man sieht sofort, daß unter dieser Voraussetzung der Inhalt des Kunstwerks, das Was der Darstellung für das Zustandekommen des Genusses nicht ausschlaggebend ist. Ob ein Charakter schön oder häßlich, eine Stimmung fröhlich oder traurig, eine Bewegung angenehm oder unangehm ist, ist für ihre Verwendung in der Kunst völlig gleichgiltig. Das einzige, worauf es ankommt, ist, daß das Kunstwerk in sich die Kraft hat, bei der Anschauung gerade die Vorstellungen zu erzeugen, die es nach der Absicht des Künstlers erzeugen soll. Die Schönheit ist also in diesem Fall gar nicht die formale oder ethische Schönheit dessen, was die Kunst darstellt, sondern die Summe aller der Eigenschaften des Kunstwerks, die die Kraft haben, Illusion zu erzeugen.

Bei den nachahmenden Künsten, der Malerei und Plastik, der Schauspielkunst, der dramatischen und epischen Poesie, ist diese Kraft nichts anderes als die Naturwahrheit des Kunstwerks. Oder, genauer gesagt, die Uebereinstimmung seiner Formen mit der Naturerinnerung, die der Anschauende hat. Das Entscheidende für den künstlerischen Genuß gaben die Uebereinstimmung der Formen des Kunstwerks mit der Vorstellung von der Natur und vom Leben, die der Genießende, schon ehe er das Kunstwerk anschaut, in seinem Bewußtsein hatte. Jeder Kunstgenuß setzt eine solche Vorstellung von der Natur, vom Leben voraus. Ohne sie ist ein Kunstwerk überhaupt ungenießbar, eine tote Masse, die der Anschauende nicht mit Leben erfüllen kann. Und gerade in der Belebung, in der Umdeutung des Kunstwerks in Natur, Leben und organisches Wachstum beruht der ästhetische Genuß. Die Aufgabe der Kunst ist also durchaus nicht, das „Schöne" darzustellen, sondern das, was sie darstellt, schön, d. h. lebendig und überzeugend, wirksam im Sinn der Illusion darzustellen.

Man kann das auch so formulieren, daß es in der Kunst gar nicht auf das Schöne, sondern auf das ästhetisch Wirksame ankommt. Ob man nun dieses auch als „schön" bezeichnen will, hängt natürlich von der Gewohnheit, vom Sprachgebrauch ab. Nur sollte man sich immer klar darüber sein, daß diese Schönheit etwas prinzipiell anderes ist als die formale Schönheit, die der populäre Geschmack an die erste Stelle setzt und deren Wesen auf Einheit in der Mannigfaltigkeit, auf Harmonie, Symmetrie, Rhythmus u. s. w. beruht. Alle diese Dinge haben ja einen gewissen Wert als Ursachen eines niederen ästhetischen Genusses. Aber dieser Genuß ist für das Ganze der ästhetischen Anschauung nicht ausschlaggebend, er tritt nur begleitend zu dem Genuß, der auf der lebendigen Illusion beruht, hinzu.

Schon ehe diese Thatsachen ihre wissenschaftliche Formulierung gefunden hatten, sind sie von vielen Künstlern und Kritikern als ästhetisches Gemeingut betrachtet worden. Wie oft kann man in kunsttheoretischen Abhandlungen, die sich mit der realistischen Bewegung während der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts beschäftigen, den Satz lesen, daß es in der Kunst nicht auf Schönheit, sondern auf Wahrheit ankomme! Daß nicht der populäre Schönheitsbegriff der richtige sei, wonach glatte Wangen, ein verführerisches Lächeln, weiche verschwommene Formen und harmonische Farben das Wesen der Schönheit darstellen, sondern daß die künstlerische Auffassung, die Wahrheit und überzeugende Kraft der Darstellung das Ausschlaggebende in der Kunst sei. Jetzt liegt die theoretische Begründung dieser Lehre vor, und man wird abzuwarten haben, wie sich die Kritik damit abfindet. Schon jetzt fehlt es nicht an solchen, die die Ueberzeugung aussprechen, daß damit alle Schwierigkeiten gehoben sind, alle Probleme der Aesthetik eine überraschende Lösung gefunden haben.

In der Rede, die der Kaiser bei Gelegenheit der Einweihung der Denkmäler der Siegesallee gehalten hat, ist wiederholt von den „ewigen Gesetzen der Schönheit, der Harmonie und der Aesthetik" die Rede gewesen. Lassen wir die Aesthetik, die kein Parallelbegriff der Schönheit und Harmonie ist, weg, und fassen wir die Harmonie im Sinn des Kaisers als ein Kennzeichen der Schönheit auf, so bleibt nur eine auf Harmonie beruhende Schönheit übrig. Und es fragt sich, was der Kaiser damit gemeint hat, da er doch gleichzeitig mit Recht sagt, daß die Kunst „aus den Quellen der großen Mutter Natur" schöpfe. Es könnte danach fast scheinen, als ob er die Natur unbedingt für schön hielte, und damit würde er sich ganz auf den Standpunkt des Naturalismus stellen, der ja nach dem Goetheschen Grundsatz handelt: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, wo ihr es packt, da ist es interessant," wobei man dann statt „interessant" im Sinn der Kunst einfach „schön" zu setzen hätte.

In Wirklichkeit weist aber der ganze Tenor der kaiserlichen Rede mehr auf eine andere Auffassung des Wortes hin, und diese muß ich zum Schluß erwähnen, um einen Einwand, der mir gemacht werden könnte, abzuschneiden. Das ist nämlich die Auffassung des Schönen im Sinn einer konventionellen Schönheit. Die Thatsache eines konventionellen Schönheitsgefühls, das die meisten Menschen beherrscht, läßt sich freilich nicht leugnen. Ueber seine Entstehung habe ich in meinem letzten Werk eine Theorie ausgebildet, der man einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit nicht abstreiten wird. Ich glaube nämlich, daß unser Schönheitsgefühl der Natur gegenüber wesentlich durch unsere Anschauung von Kunst bedingt ist. Ebenso wie wir ein Kunstwerk nicht genießen können, ohne uns dabei der Natur zu erinnern, die ihm entspricht, indem die Erinnerungsvorstellungen, die wir von der Natur haben, durch die Anschauung des Kunstwerks an die Oberfläche unseres Bewußtseins gehoben werden, ebenso schauen wir auch die Natur nicht ohne bestimmte künstlerische Erinnerungen an. Maßgebend dafür ist natürlich die Kunst, die wir am meisten schätzen und zu genießen Gelegenheit haben, und das ist in der Regel die, die sich schon einer gewissen Anerkennung erfreut. Diese Kunst ist aber von einzelnen hervorragenden Künstlern geschaffen worden, die ihr persönliches Schönheitsgefühl hatten und da, wo sie aus der

*) Vergl. K. Lange, Das Wesen der Kunst, 2 Bde. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1901.

Natur Schönes darstellen wollten — natürlich unbewußt — ihren persönlichen Geschmack zu Grunde legten. Dieses ihr persönliches Schönheitsideal braucht nun von vornherein durchaus nicht das der andern Menschen zu sein. Ich bezweifle z. B. sehr, daß Menzels oder Feuerbachs oder Boecklins Frauenideal mit dem der meisten Menschen übereinstimmt. Wenn sich aber eine solche Kunst zur Anerkennung hindurchgerungen hat, wenn es zur Mode oder zum guten Ton geworden ist, sie schön zu finden, so ist die natürliche Folge davon die, daß die Menschen sich gewöhnen, die Natur geradezu mit den Augen dieser Künstler zu sehen; sie finden dann auch in der Natur das schön, was diese Künstler in ihr schön gefunden haben. So entwickelt sich ein konventioneller Schönheitsbegriff, und es fragt sich, ob dieser die Bedeutung hat, die man ihm vielfach zuschreibt.

Lange Zeit herrschte bei uns ein Schönheitsbegriff, der aus der Antike abstrahiert war, weil wir von Jugend auf unsere Kenntnis der Kunst aus der Antike geschöpft hätten und nun auch in der Natur vorzugsweise das schön fanden, was mit dem Schönheitsideal der Antiken übereinstimmte. Außerdem hat jeder Mensch sein eigenes, teils auf Vererbung, teils auf Anpassung beruhendes Schönheitsideal, das sich mit diesem historischen Schönheitsideal verschmilzt und in dieser Verschmelzung für ihn „das Schöne" in der Natur darstellt. Wenn die frühere Aesthetik nun sagte: die Kunst hat „das Schöne" darzustellen, so konnte sie das vernünftigerweise nur in dem Sinn meinen: jeder Künstler hat, wenn er etwas Schönes darstellen will, die Formen aus der Fülle der Natur herauszugreifen, die seinem aus Vererbung, Anpassung und Tradition zusammengesetzten Schönheitsideal entsprechen.

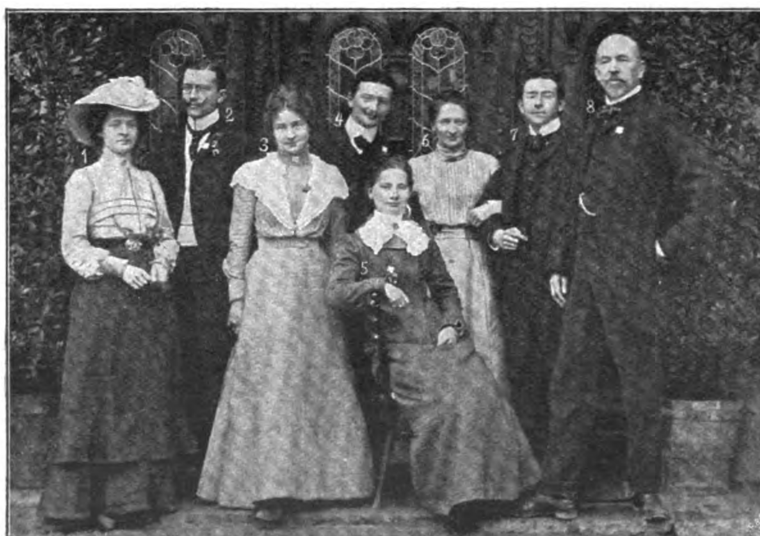
Natürlich kann das aber nicht die Bedeutung haben, daß die Kunst ein für allemal nur diesem Schönheitsideal nachzustreben habe. Denn erstens will sie ja gar nicht immer „das Schöne" darstellen, sondern oft geradezu das Häßliche, Grausige und Furchtbare. Dann aber ist das persönliche Schönheitsideal der Künstler, wie die Thatsachen lehren, ganz verschieden. Und endlich liegt nicht der geringste Grund vor, das konventionelle Schönheitsideal einer bestimmten Zeit, mag sie auch in der Kunst noch so Hohes geleistet haben, für alle Zukunft als vorbildlich anzuerkennen. Die Thatsachen der Kunstgeschichte lehren vielmehr, daß das Schönheitsideal sich fortwährend geändert hat. Die Griechen des vierten Jahrhunderts hatten ein anderes Schönheitsideal als die Holländer des siebzehnten, und diese wieder ein anderes als die Franzosen des achtzehnten. Das wissen wir zur Genüge aus ihrer Kunst. Wenn die Griechen an dem konventionellen Schönheitsideal festgehalten hätten, das ihre Lehrmeister, die orientalischen Künstler, ausgebildet hatten, so wären sie eben nicht die Griechen geworden, deren Kunst wir so sehr bewundern. Und wenn Rembrandt die Natur nicht anders aufgefaßt hätte als seine Lehrer und älteren Zeitgenossen, so wäre die Kunstgeschichte um einen großen Maler ärmer. Man kann der Kunst eben nicht gebieten: „Bis hierher und nicht weiter." Vielmehr ist Loslösung von dem konventionellen Schönheitsideal der älteren Zeitgenossen das Geheimnis jeder gesunden Weiterentwicklung. Alle großen Kunstepochen sind revolutionär in diesem Sinn gewesen. Auch in der Kunst ist jeder Stillstand Rückschritt.

Insofern können wir wiederum, wenn auch in anderm Sinn als Tolstoj, sagen, daß die Kunst „jenseits von Schön und Häßlich" stehe.

In Afrika gewesen.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen von Mottkus, Halle a. S.

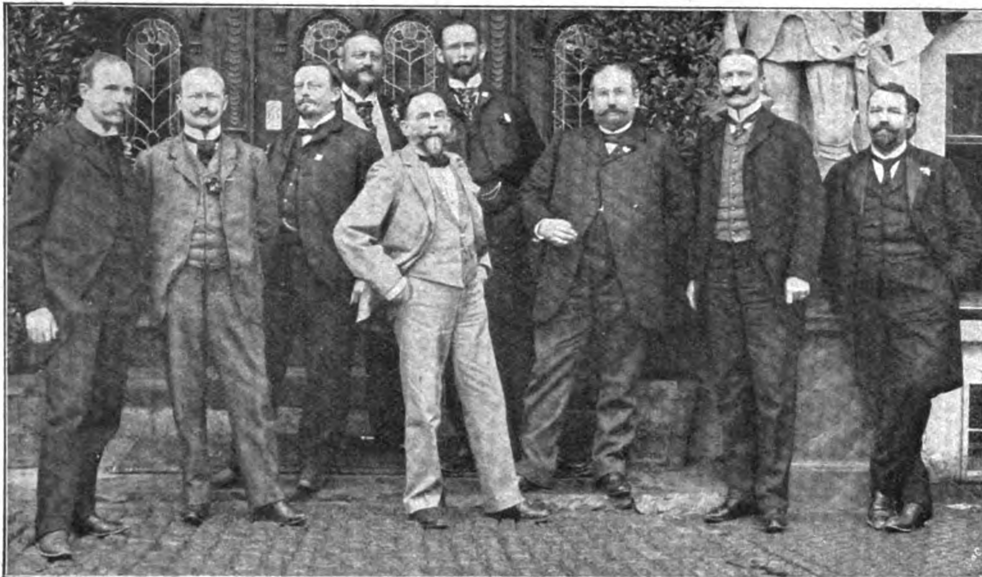
Die Zeit der Reisen ist da. Jeder, der es irgend ermöglichen kann, geht hinaus aufs Land, an die See, ins Gebirge und sucht Erholung in der reinen Luft. So mancher bringt wohl auch einen lang vorbereiteten Reiseplan zur Ausführung, besteigt den Ozeandampfer und fährt hinaus in die schöne weite Welt, um fremde Länder, dunkelfarbige Menschen zu sehen und ihre Sitten kennen zu lernen. Die deutschen Kolonien über See werden nicht nur von Beamten, Geschäfts- und Seeleuten aufgesucht, sondern sind auch das Ziel dieses und jenes Touristen, ja, leibhaftige „Globetrotterinnen" sind da zu finden, wie man auf unsern Illustrationen, die Gruppen von „Afrikanern" darstellen, sieht. Viele Beamte und Kaufleute haben sich mit ihren Frauen unter der glühenden Tropensonne ein Heim gegründet, so daß das schöne Geschlecht drüben bei unsern schwarzen Landsleuten keine so seltene Erscheinung mehr ist, als vor etwa zwanzig bis dreißig Jahren, wo nur vereinzelte Damen, die meistens englischen Missionen angehörten, im tropischen Afrika zu finden waren.



1. Frl. Herold. 2. Dr. Stida. 3. Frl. von Ziegner. 4. Wiesing. 5. Frau Augustin. 6. Frl. von Schratter. 7. Liepscher. 8. Excellenz von Ziegner.

Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft, die Afrika bereist haben.

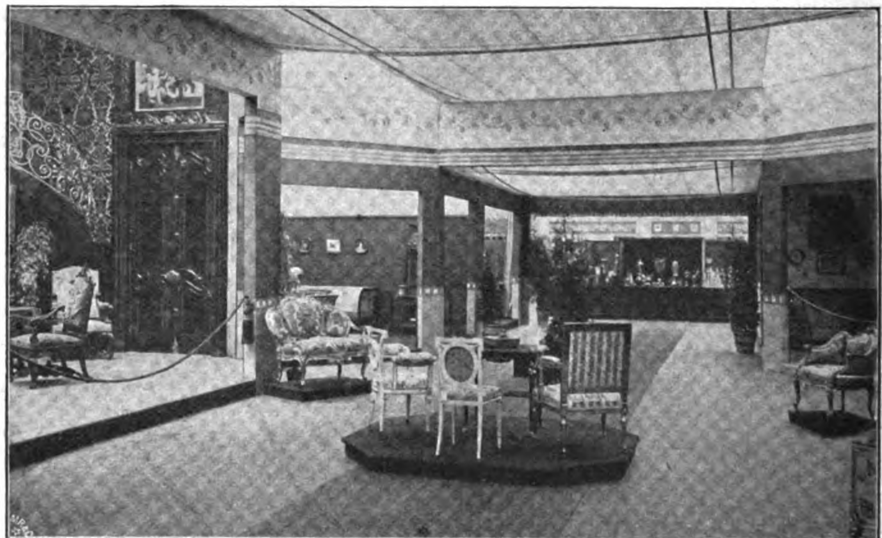
Heutzutage ist das Reisen ja auch so bequem, daß es nicht der Erfahrungen eines gewiegten „Reiseonkels" bedarf, um sich Afrika anzusehen. Nehmen wir zum Beispiel unsere größte Kolonie, Deutsch-ostafrika. Es giebt nichts Einfacheres; man setzt sich auf einen der schönen großen Dampfer der Ostafrika-Linie und fährt direkt von Hamburg nach Dar-es-Salaam, der Hauptstadt von Deutsch-ostafrika; hier sowohl wie in den meisten Küstenplätzen findet man

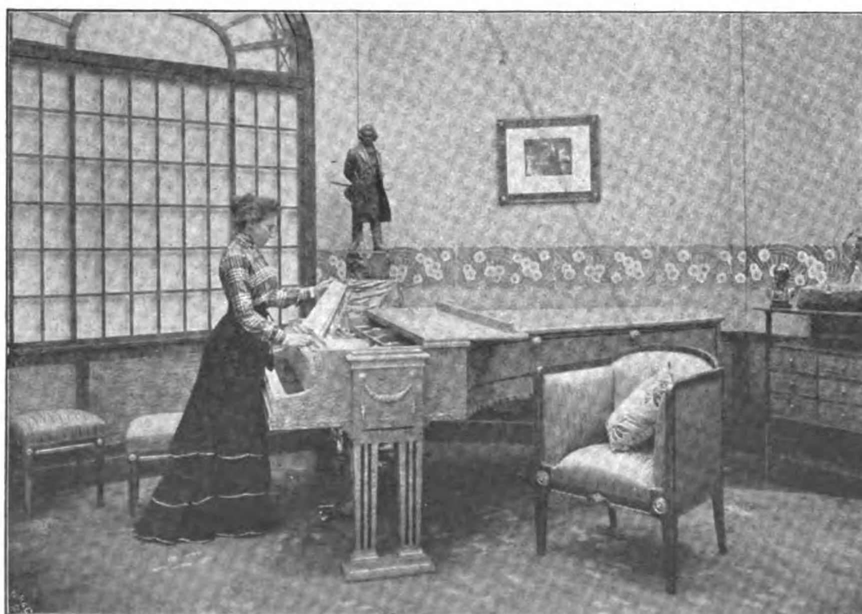

1. S. Eiffe. 2. Lt. Thumann. 3. M. Schantz. 4. Bezirksamtmann von Strantz. 5. Weidmann. 6. Bezirksamtmann Schmidt. 7. Prof. Schenk. 8. Bezirksamtmann Dr. Riegler. 9. Dr. Schulte im Hof.
Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft, die Afrika bereist haben.

Gasthöfe, die den Ansprüchen des Tropenreisenden genügen. Will man allerdings etwas vom Innern des schwarzen Weltteils sehen, so heißt es, die Mühseligkeiten einer Expedition ertragen, selbst eine Karawane von schwarzen Trägern zusammenstellen und zu Fuß oder auf dem Rücken des ausdauernden Grautiers der Wildnis zu trotzen. Aber auch das sind keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, und zahlreiche Damen haben schon vor Herstellung geordneter Zustände durch die deutsche Regierung das Wagnis unternommen. Kurt Toeppen.

Oesterreich in London.

Trotz aller Staatsabgrenzungen und oft peinlich gehüteter Nationalitätsschranken geht die Kunst ihren internationalen Weg weiter. Sie und die Wissenschaft sind berufen, einst die Völker und Menschen unbekümmert um Stamm und Rasse fest und friedlich zusammenzuhalten. Und vor beiden, vor Kunst und Wissenschaft, verbeugt sich heute schon die Courtoisie der Völker. In diesen Tagen wurde eine österreichische Kunstgewerbeausstellung in London eröffnet. Und sie fand eine glänzende Aufnahme bei den Spitzen der englischen Gesellschaft wie beim großen Publikum. Allerdings zeigt auch die Ausstellung ein elegantes, umfassendes Bild des österreichischen Kunstgewerbes. Gegen 200 Aussteller haben Arbeiten eingeschickt, nur das Beste ist vertreten, und es ist im Prince's Skating Rink mit feinstem Geschmack und zugleich in wirkungsvollster Fassung untergebracht. Der österreichische Botschafter in London, Graf Deym, hat sich im Interesse der österreichischen Regierung sehr eifrig um die Ausstellung verdient gemacht, und mit ihm schenkt die österreichische Kolonie in London dem Kulturwerk ihre ganze Aufmerksamkeit. Es wurden nur erstklassige Arbeiten zugelassen und so der Ausstellung der Eindruck streng österreichischer Art und österreichisch-gediegener Eleganz gewahrt. Das zeigen ausdrücklich unsere Bilder, die einen Blick in die geschmackvollen Ausstellungsräume geben und uns in ein modernes, fein stilisiertes Klavierzimmer führen.


Blick in die Ausstellungsräume.


Das Musikzimmer auf der österreichischen Ausstellung in London.
Photographische Aufnahmen von W. S. Campbell, London.



1. Generaladjutant von Richter, Präsident des Kongresses. 2. Justizminister Murawiew. 3. Geheimrat Prof. Martens.

Ansprache des deutschen Generalarztes Dr. Schjerning.

Zarinmutter und Großfürst-Thronfolger Michael in der Hofloge.

Eine Sitzung im Saal der Adelsversammlung.

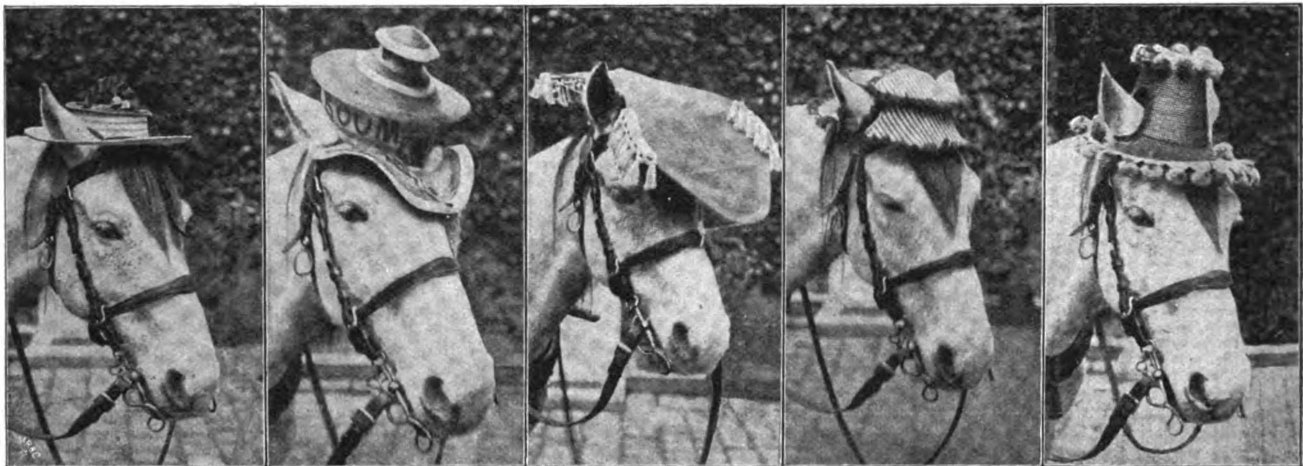
Der VII. Internationale Kongress des „Roten Kreuzes" in St. Petersburg.

Aufnahmen von C. O. Bulla, St. Petersburg.



1. Lt. von Zitzewitz (4. Gardefeldart.-Reg.). 2. Oberlt. von Hartrott (Kürass.-Reg.). 3. Oberlt. von Oesterley (Hus.-Reg.). 4. Oberlt. Sulzberger (Feldart.-Reg.). 5. Lt. von Mörner (Leib-Garde-Hus.-Reg.). 6. Oberlt. von Goßler (Hus.-Reg.). 7. Oberlt. Tesdorpf (Hus.-Reg.). 8. Oberlt. Freiherr von Esebeck (Drag.-Reg. 14).

Die deutschen Offiziere, die an dem internationalen Offizierpreisreiten in Turin teilnehmen.



Einige Modelle für die Sommertoilette der Pferde.
Phot. Valla, Paris.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

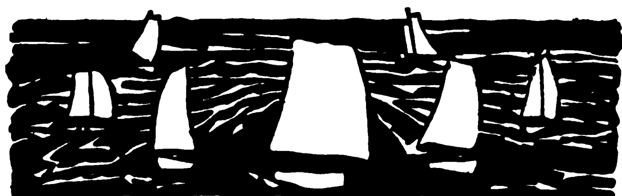
Nummer 25. Berlin, den 21. Juni 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 25.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1131
Umschau	1131
Theater und Musik	1132
Das Buch der Woche	1133
Berliner Chronik	1153
Die Reise des deutschen Kaiserpaars . . . 1134	1135
Jagd und Sport	1136
Die Toten der Woche	1136
Unsere Bilder	1137
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1139
Wohlriechende Schmetterlinge. Von Professor Dr. W. Marshall (Leipzig)	1147
Die Werbung. Skizze von Karl Busse	1150
Unter der Eiche. Gedicht von Hans Benzmann	1151
Leberecht Hühnchen und sein Dichter. Von Paul Remer. (Mit Abb.)	1154
Glaube, Liebe, Hoffnung. Gedicht von Heinrich Seidel	1156
Das österreichische Derby. (Mit 9 Abbildungen)	1157
Ein Berliner Kinderheim. (Mit 2 Abbildungen)	1160
Sarah Bernhardt und Léon Gérôme. (Mit Abbildung)	1162
Mein und Dein. Skizze von Theodor Duimchen	1164
Land und Leute in Marken. Erinnerungen eines Malers von Heinrich Lessing. (Mit 5 Abbildungen)	1165
Ueber die Erfindungen Nicola Teslas. Von Ingen. R. Scharf (München). (Mit 4 Abbildungen)	1168
Im Herrenhaus von Luckmühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung)	1171
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1176

Man abonniert auf die „Woche“:

im **Berlin** und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im **Deutschen Reich** bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.



Die sieben Tage der Woche.

12. Juni.

Die französische Deputiertenkammer erteilt dem neuen Ministerium Combes mit 329 gegen 124 Stimmen ein Vertrauensvotum.

Wie aus Paris gemeldet wird, ist der neue Bey von Tunis, Muhamed el Hadi, in Anwesenheit des französischen Generalresidenten Pichon feierlich eingesetzt worden. Mohamed erklärte, er werde der friedlichen Politik seines Vaters treu bleiben.

Aus Konstantinopel trifft die Nachricht ein, daß Marschall Fuad Pascha im Gefängnis zu Damaskus plötzlich gestorben sei.

13. Juni.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus beantwortet Ministerpräsident von Szell eine Interpellation, betreffend den Dreibund. Er giebt dabei der Meinung Ausdruck, daß das Bündnis stark genug sei um vorübergehende wirtschaftliche Differenzen im Keim zu ersticken, einen dauernden wirtschaftlichen Krieg aber nicht vertrage. Herr von Szell hofft auf den Abschluß eines neuen Handelsvertrags mit Deutschland.

14. Juni.

Der russische Oberstleutnant Grimm, dessen Verhaftung vor einiger Zeit so großes Aufsehen erregt hat, wird vom Warschauer Kriegsgericht wegen Verrats militärischer Geheimnisse zu zwölfjähriger Zwangsarbeit verurteilt.

15. Juni.

In Wien wird amtlich die Verlobung des Herzogs Siegfried in Bayern mit der Erzherzogin Maria Annunciata bekanntgegeben. Gleichzeitig findet in Petersburg die Verlobung des Prinzen Nikolaus von Griechenland mit der Großfürstin Helene von Rußland statt.

16. Juni.

Der Kaiser und die Kaiserin treffen in Nürnberg zum fünfzigjährigen Jubiläum des Germanischen Museums ein, an dem auch der Prinzregent von Bayern, der König von Württemberg und der Großherzog von Baden teilnehmen.

In Düsseldorf tritt der etwa von 600 Personen besuchte internationale Wohnungskongreß zusammen.

In Stuttgart beginnt der vierte deutsche Gewerkschaftskongreß. Dr. Hölzel erscheint als Vertreter des Reichsamts des Innern.

17. Juni.

Das Kaiserpaar trifft zum Jubiläum der Königshusaren in Bonn ein. Der Reichskanzler Graf Bülow begiebt sich auch dorthin.

Bei einer Uebung des ersten litauischen Dragonerregiments in Tilsit wird der zur Besichtigung anwesende Kommandeur der 37. Division Generalleutnant von Bock und Polach durch die Lanze eines Dragoners schwer an Kopf und Hals verletzt.

Im preußischen Herrenhaus wird die Polenvorlage mit großer Mehrheit angenommen.

Der amerikanische Kriegssekretär Root nimmt für die Generale Corbin, Young und Wood die Einladung des Deutschen Kaisers zur Teilnahme an den deutschen Manövern an.

18. Juni.

Die Kräfte des Königs Albert von Sachsen sind in bedenklicher Abnahme begriffen.

Das Herrenhaus nimmt das Gesetz, betr. Ausführung des Schlachtvieh- und Fleischbeschaugesetzes, an.



Umschau.

Der Sommer tritt bei uns in seine Rechte; nicht als ob er sich zu seinem eigentlichen Beruf, der Gipfelpunkt der alljährlichen Naturentwicklung zu sein, aufgeschwungen hätte, sondern nur als die stille Jahreszeit, in der die Politik und deren Träger Ferien zu haben pflegen und die „Sommerfrische“ Trumpf ist. Auch für unsere Parlamentarier ist die Zeit der Erholung gekommen. Ihre Hauptleistungen sind die Brüsseler Zuckerkonvention und die Seemannsordnung; eine Arbeit von sehr anfechtbarem Wert ist das Gesetz über den „fliegenden Gerichtsstand“ der Presse. Außer der Seemannsordnung waren auch das Schaumweinsteuergesetz, das Süßstoffgesetz und die Branntweinsteuernovelle in der Beratung bereits vorgeschrittene Reste aus dem am 26. November v. J. zur Vertagung gelangten Sessionsabschnitt, wie denn die Vertagung immer regelmäßiger an die Stelle des Sessionsschlusses zu treten pflegt, da andernfalls die Arbeitsernte noch dürftiger ausfallen würde. Das Zuckersteuergesetz ist noch in einer für die Regierung annehmbaren Gestalt durchgegangen, und das Zentrum als die „regierende Partei“ hat auch seinen „Toleranzantrag“ durchgesetzt. Im übrigen sind nicht einmal

alle Reste aus dem vorjährigen Sessionsabschnitt aufgearbeitet worden.

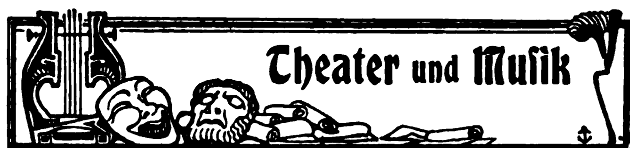
Im preußischen Herrenhaus hat die Polenvorlage noch zu einer scharfen Debatte geführt, ohne daß jedoch neue Gesichtspunkte entwickelt worden wären. Der Schluß des Landtags fand am 18. d. M. statt, nachdem das Herrenhaus die Meinungsverschiedenheiten beider Häuser über das Fleischbeschaugesetz ausgeglichen hat. Die Hauptergebnisse der fünfmonatlichen Arbeit sind das neue Polengesetz, eine erneute Dotation der Provinzen und die Erwerbung einiger Kohlenfelder durch den Staat. Auch im Abgeordnetenhaus nahm die Etatsberatung einen sehr erheblichen Teil der Zeit in Anspruch.

In Oesterreich steht das Parlament ebenfalls vor dem Schluß der Session. Diese wird, wenn jener eintritt, über acht Monate gedauert haben. Aber diesmal schwimmt auf der mageren Suppe des Arbeitsergebnisses kein Fettauge wie die Investitionsvorlage der vorigen Session. Die einzige Leistung von größerem Belang dürfte vielmehr das neueingebrachte Preßgesetz bilden, das nichts weniger als liberal ist, für Oesterreich aber doch einen nicht wegzuleugnenden Fortschritt bedeutet. Der nationale Hader, der immer wieder alles in seine Wirbel zog, hat dem Ministerpräsidenten von Koerber zweimal Anlaß zu kräftigem Eingreifen gegeben. Einmal hat er den Hadernden die Gefahr vor Augen gerückt, mit der die Arbeitsunfähigkeit des Parlaments die freiheitlichen Errungenschaften des Landes bedrohe, und in einem späteren Stadium hat er ihnen zu bedenken gegeben, daß sie durch ihre das Parlament lahmlegenden Zwistigkeiten oft höchst grotesker Art Oesterreich für die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn und die Erneuerung der Handelsverträge geradezu wehrlos machen. Die Mahnung war hauptsächlich an die Tschechen gerichtet, denn sie zeigten Lust zur Obstruktion, und da stellte sich heraus, daß sie Herrn von Koerbers Mahnungen, wenn dieser sie nur recht eindringlich vorbringt, wohl zu würdigen wissen und die von ihnen so geschmähte Verfassung doch nicht missen möchten. Sie verzichteten auf die Obstruktion, und es geschah sogar das Wunder, daß nicht bloß eine provisorische Bewilligung des Etats für etliche Monate, sondern wirklich seit langen Jahren wieder einmal ein ordnungsmäßiger Staatsvoranschlag zu stande kam.

Im ungarischen Parlament hat der Ministerpräsident von Szell eine bemerkenswerte Rede über den Dreibund und den Zusammenhang zwischen politischer Allianz und Wirtschaftspolitik gehalten.

Das Kabinett Combes hat von der Mehrheit der französischen Kammer ein Vertrauensvotum erhalten, das der Regierung ausdrücklich ein scharfes Auftreten gegen den Klerikalismus und eine Politik der Ersparnisse zur Pflicht machte. In der betreffenden Sitzung hielt der regierungsfreundliche Sozialist Jaurès eine Rede, die den endgiltigen Verzicht auf den Revanchegedanken befürwortete. Sie erfuhr heftige Anfechtung, es ist aber immerhin beachtenswert, daß sie überhaupt gewagt und zu Ende geredet werden konnte. Viele Jahre sind verflossen, seit Ferry das Wort sprach, daß man nicht ewig nach dem Loch in den Vogesen gucken dürfe. Aber er hat doch dabei nicht an ein vorbehaltloses Aufgeben von Elsaß-Lothringen gedacht. Diesem Gedanken Ausdruck zu geben, dazu gehört auch heute noch fester Mut, den zu besitzen Jaurès sich rühmen darf. Er hat ihn ja auch in dem Kampf um Dreyfus schon bewiesen und darüber im Jahr 1898 sein Abgeordnetenmandat verloren. Daß er bei den letzten Kammerwahlen wieder in die Deputiertenkammer entsandt wurde, ist für diese sicherlich ein großer Gewinn.


Französischer Abgeordneter Jaurès.



(Hierzu Bilder aus dem Musikleben S. 1144)

Das Opernensemble des Stuttgarter Hoftheaters hatte mit seinem Gastspiel im Berliner Neuen Königlichen Operntheater bis jetzt eine Reihe höchst ehrenvoller Erfolge zu verzeichnen. Es brachte eine kleine, sehr geschickt ausgewählte Gruppe interessanter Opernwerke zu Gehör, und zwar in Aufführungen, die sich ebenso sehr durch tadellose musikalische Korrektheit, wie durch lebensfrische Darstellung und geschmackvolle Inscenierung auszeichneten. Als Neuheiten wurden geboten: die sehr talentvoll gearbeitete sogenannte Volksoper „Der polnische Jude" von Carl Weiß und die Trilogie „Orestes" von Weingartner (vergl. Abb. S. 1144). Vor Jahren hat man Felix Weingartner, dem Opernkomponisten, in Berlin einmal bitteres Unrecht gethan. Die vielen Freunde des Künstlers wollten das gewiß vergessen machen und bereiteten ihm daher gelegentlich der Orestespremière rauschende Ovationen, von denen einen Rückschluß auf den Wert der Trilogie zu ziehen allerdings nicht gut angeht. So feinsinnig und formgewandt die Textdichtung des „Orestes" versifiziert ist, den Stoff der antiken Tragödie bringt sie uns doch nicht innerlich näher.

Die Königliche Oper konnte eben vor Eintritt in die Ferien noch ein kleines Jubiläum feiern, das der 600. Aufführung von Mozarts „Don Juan" (Abb. S. 1144). Da das königliche Institut augenblicklich in der Lage ist, sämtliche Rollen des Mozartschen Meisterwerks mit den besten Kräften zu besetzen, so gewährt die Darstellung unter Richard Strauß — der auch die Rezitative am Klavier mit genial improvisierter Begleitung versieht — einen köstlichen Genuß.

In Krefeld wurde die 38. Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereins (Abb. S 1144) unter lebhafter Beteiligung von Musikern aus ganz Deutschland abgehalten. Es fanden sechs große Konzerte statt, in denen eine stattliche Zahl neuer Werke von nicht weniger als 31 zeitgenössischen Tonsetzern zu Gehör kam. Als besonders bemerkenswerte Schöpfungen sind daraus hervorzuheben: die sechssätzige, abendfüllende Sinfonie No. 3 von Gustav Mahler, ein sehr eigenartiges Werk, ferner das farbenfrische Idyll „Pan" von Hermann Bischoff, die interessante Ballade „Herr Oluf" von Hans Pfitzner, der „Meergruß" von Max Schillings, ein Klavierkonzert von Felix vom Rath, eine Violoncellsonate von Ludw. Thuille, das f-moll-Klavierquartett von Georg Schumann, ein Violinkonzert von Jaques-Dalcroze und der „Chor der Toten" von Fritz Neff. Ein ausgezeichneter, 116 Mann zählender Instrumentalkörper war aus den Stadtorchestern von Krefeld und Köln gebildet worden, und eine 450 Köpfe starke, aus den sangeskundigen Krefelder Damen und Herren bestehende Sängerschar bestätigte mit ihren Leistungen, so namentlich mit der Aufführung des „Christus" von Liszt und des effektvollen Chorwerks „Hackelberends Begräbnis" von dem Festdirigenten Theodor Müller-Reuter, den hohen Ruf der rheinischen Gesangschöre im vollsten Maß.

In einer Statistik der Pflege Wagnerscher Kunst im Ausland wäre Holland wohl einer der ersten Plätze einzuräumen (Abb. S. 1144). Der vor etwa zwei Jahrzehnten gegründete Wagnerverein zu Amsterdam ist es besonders, der sich um das Bekanntwerden der Werke des Bayreuther Meisters verdient machte, zunächst durch Konzertaufführungen, neuerdings aber ausschließlich durch bühnenmäßige Darstellungen. Unlängst beendigte der Verein sein 19. Vereinsjahr mit einer Aufführung der „Götterdämmerung", die unter Leitung des hochbegabten, rührigen Gründers des Wagnervereins, Dr. H. Viotta, und unter Mitwirkung hervorragender Künstler einen glänzenden Verlauf nahm.

Wilhelm Klatte.



Die Freude am Licht.

Wir wagen wieder fröhlich zu sein. Wir haben wieder einen Mut und einen Glauben gewonnen. Die Zuversicht erhebt uns, daß die Entwicklung des Lebens aufwärtsgeht, zum Licht empor, und jubelnd schreiten wir mit in dem großen Siegeszug aller Dinge. Die Erde lächelt uns wieder, und der Tod ist seines Grauens entkleidet. Die Millionen Gräber hienieden sind ebensoviel Wiegen, in denen schlummerndes Leben einer höheren Entfaltung entgegenträumt.

Die Weltschmerzlocke ist von der Stirn des jungen Dichters verschwunden. Sein Auge brütet nicht mehr in finsterer Verzweiflung, in prometheischem Trotz. Prometheus ist erlöst und wandelt unter uns mit dem Lächeln eines jungen Siegers, seine Lichtsendung zu vollenden. Unsere dichterische Jugend hebt die Arme zum Licht und singt von Sonnensehnsucht. Die lyrische Dichtung, in der eine werdende Weltanschauung immer zuerst ihren Ausdruck sucht, spiegelt am klarsten diesen neuen Lichtglauben wieder. Schon die Titel der neuen Gedichtbücher bekunden die Wandlung: da liest man „Sonnenkinder", „Sonnenwanderer", „Sonnensehnsucht" u. s. w. Noch sind es verworrene Klänge — noch ist die junge Dichtung nicht frei von der Phrase, und wie sie sich einst in der Pose des Unglücks gefiel, so drapiert sie sich jetzt mit dem Sternenmantel des Glücks. Aber das eine bleibt doch bestehen: der Weltschmerz ist überwunden, und eine Weltfreude blüht in den jungen Seelen empor!

Auch der neue Roman zeugt von dem Umschwung, der sich in unserm Geistesleben von der Nachtseite zur Tagesseite vollziehen will. Die realistische Kleinkunst schilderte meist den Menschen als einen willenlosen Sklaven seines Schicksals, der sich an seinen Leidenschaften und an einer häßlichen feindseligen Wirklichkeit verblutete. Das Erdenleben war zu einem engen dumpfen Gefängnis geworden, in dem die arme Menschenseele ihrem Befreier Tod entgegenseufzte. Der neue Lichtglaube hat mit siegreicher Kraft auch diesen Kerker zerbrochen und den Menschen wieder freigemacht, daß er im Sonnenschein reifen und wachsen kann zu seiner Lebenshöhe. An die Stelle der kleinen und kleinlichen Wirklichkeitsschilderung ist der große Entwicklungs- und Erziehungsroman getreten, der uns den siegreichen Werdegang eines Menschen zeigt, bis er Herr und Meister seines Erdenschicksals geworden ist. Die letzte Zeit hat uns mehrere solcher Bücher gebracht: Wilhelm Weigands „Frankenthaler", Bruno Willes „Offenbarungen des Wachholderbaumes", Felix Holländers „Thomas Truck" und vor allem Gustav Frenssens „Jörn Uhl".

Darauf beruhte die große überraschende Wirkung des „Jörn Uhl", daß er einen Menschen darstellt, der Sieger bleibt im Lebenskampf und durch Nacht und Not seinen Weg zum Licht findet. Der Roman des holsteinischen Pastors ist ein ganz norddeutsches Buch, und langsam, schwerfällig nur vollzieht sich die Entwicklung und Läuterung seines Bauernjungen. Leichter, heller, fröhlicher ist das Wesen eines süddeutschen Entwicklungsromans, den Wilhelm Fischer in Graz unter dem bezeichnenden Titel „Die Freude am Licht" veröffentlicht (Heimatverlag von Georg Heinrich Meyer, Berlin). Der Weg seines Fenz Paltram, obwohl eines Kindes der Sünde, dem unsere Alltagsmoral sonst das Leben nicht leicht macht, ist von vornherein in lauter Licht und Sonne getaucht. Schon der Knabe weiß seine Persönlichkeit mühelos zu behaupten, und wir gewinnen gleich bei der ersten Bekanntschaft das sichere Zuvertrauen, daß diesem Menschen nichts geschehen kann, und daß er mit den schnellen Schritten des Siegers sein Ziel erstürmen wird. Seiner Entwicklung bleiben auch schwerere Kämpfe erspart, und die paar Konflikte, in die er hineingerät, überwindet er fast mit spielender Kraft. Es ist eine Licht- und Siegernatur, wie sie mit solchem unerschütterlichen Glauben an Freude und Sonne seit langem nicht in unserer Litteratur lebendig gemacht wurde.

Warum aber dichtet Wilhelm Fischer seinem Helden ein aristokratisches Elternpaar an, sein lichtes, adeliges Wesen zu erklären? Diese „Enthüllung" am Schluß verstimmt, erstens weil sie schon allzu oft dagewesen ist, und dann vor allem, weil die Gestalt dadurch an Kraft und Größe einbüßt. Der Dichter hätte uns auch den Glauben geben sollen, daß die Freude am Licht in den dunkelsten Tiefen unseres Volkes schlummert und von Zeit zu Zeit dort mit siegreicher Schöpferkraft einen solchen Lichtmenschen bildet. Marie Ebner-Eschenbach, eine Edelfrau von Geburt und Geist, hat das im „Gemeindekind" vermocht.

Paul Remer.

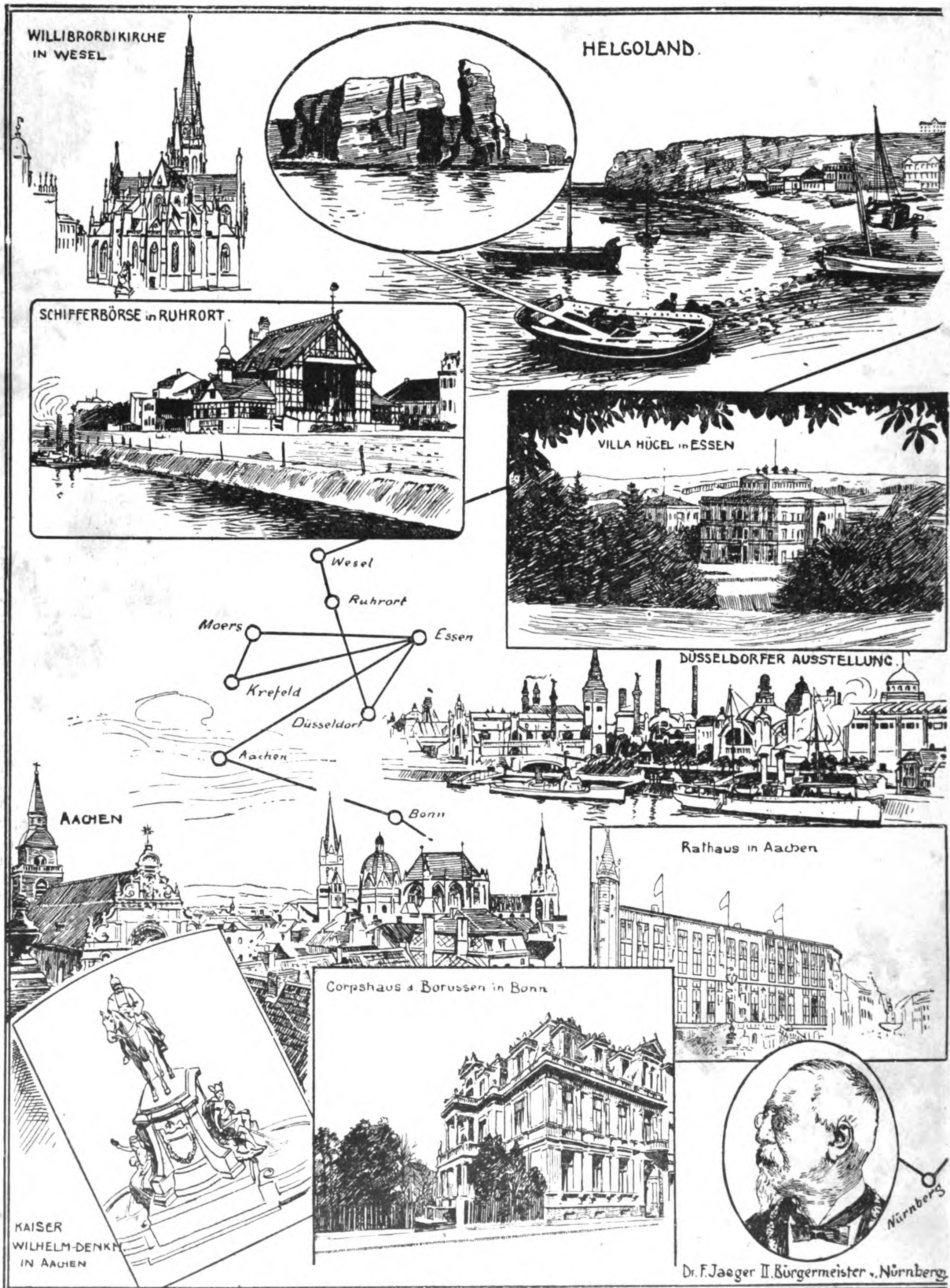


Nach kurzen Lichtblicken und nach der Periode, die eine Hitzwelle ganz besonders über Berlin brachte, gelangen wir immer wieder zu den abnormen Erscheinungen des Jahres. Ein paar rasch verwehende Tage, und der Frühsommer ist vorüber. Der Heumond beginnt. Der Anfang der Schulferien treibt den Reisedrang auf seine Höhe, und für ein paar kurze Wochen fließt in Berlin selbst all das träger, was für so manches naive Gemüt den Hauptwert und den blendendsten Reiz der Großstadt ausmacht: das wogende, hastende Amüsement in seiner kunterbunten Abwechslung. Jenes Amüsement, in dem die animierte Menschenmenge im geschlossenen Raum den Ausschlag giebt, sei es, daß sie sich im strengeren Theater- und Konzertsaal zusammenfinde, sei es, daß sie „leichteren Verlockungen" nachjage.

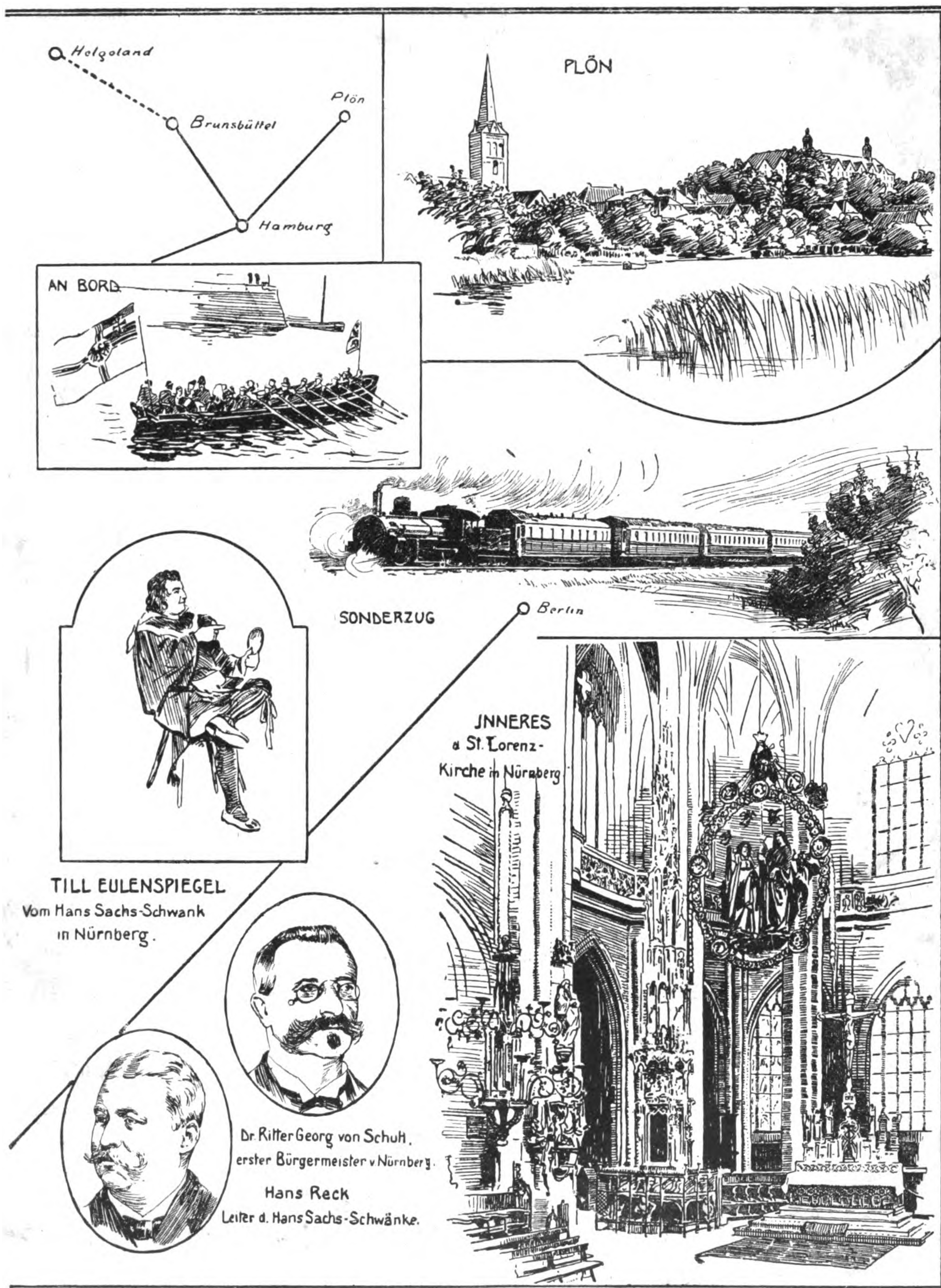
Wir dürfen uns diesmal im Vergleich zu andern nicht einmal allzusehr beklagen, daß uns die Natur diesmal so hartnäckig ihre heitersten Freuden vorenthält. Paris, dessen idyllisch frohe Umgebung nach einem Wort von August Strindberg an sich ein liebliches Kunstwerk bedeutet, jammert viel mehr unter dem ewigen, fröstelnerweckenden Regen; und der Londoner Juni zeigte gerade, da die Krönungsfeierlichkeiten beginnen sollen, beinah den trübseligen Charakter des gefürchteten Londoner Novembers.

Eins freilich läßt der diesjährige Sommer, wenn er uns um die Naturlust verkürzt, leichter verwinden. Man fühlt dabei nicht so arg, daß all das, was man früher Sommersaison nannte, immer knappere Zeiträume beanspruche. Es ist ganz charakteristisch, daß z. B. die Ferienzeiten der Berliner Theater zusammenschrumpfen. Paul Lindau schließt nur für einen Monat, und er wird Nachfolger finden. Im Neuen Theater hat man noch in diesen Tagen eine Novität, Dörmanns dunkles Wiener Sittenbild „Ledige Leute", mit Erfolg aufführen sehn. Die bunten Theater versuchen noch dem Sommer standzuhalten. Dies zusammengefaßt, giebt eine eigentümliche gesellschaftliche Veränderung. Es giebt nicht bloß ein starkes Abfluten und eine größere Abspannung während der Berliner Sommermonate, die sich in der Landflucht, im Aufsuchen kleinerer Sommerfrischen in den näheren und weiteren Vororten, für bescheidenere Wünsche in der sonntäglichen Landpartie für die kleinen Leute äußert. Es giebt auch im wechselnden Gegensatz dazu einen unablässigen Strom von weniger verbrauchter Zuwanderung. Damit ist der Zuzug gemeint, der wohl in Berlin heimisch zu werden trachtet, aber in noch ungebrochenem Bestreben lebt, auszukosten, was Berlin bietet. Diese Leute schreckt ein bißchen Sommerschwüle nicht, vorausgesetzt, daß ihre wirtschaftliche Lage ihnen einigen Luxusgenuß gestattet. Dazu kommt der flüchtige Gastbesuch aus der Provinz, und man weiß, wie der, namentlich wenn er aus dem kargeren Osten stammt, tüchtige Strapazen auf sich nehmen kann, wenn es den Sehenswürdigkeiten und den Amüsements im beweglich lebenden Berlin gilt. Bis in die späten Nachtstunden hinein hört da die Regsamkeit nicht auf. Das läßt auch in der hochsommerlichen Zeit der „sauren Gurke" die Stadt niemals „wie ausgestorben", wie verlassen erscheinen, und es übt von selbst auch seinen Eindruck auf einen Teil der ausländischen Reisewelt.

Sever.



Die Reise des Deutschen Kaiserpaars


Helgoland
Brunsbüttel
Plön
Hamburg
PLÖN
AN BORD
SONDERZUG
Berlin
JNNERES d. St. Lorenz-Kirche in Nürnberg
TILL EULENSPIEGEL
Vom Hans Sachs-Schwank in Nürnberg.
Dr. Ritter Georg von Schuh, erster Bürgermeister v. Nürnberg.
Hans Reck
Leiter d. Hans Sachs-Schwänke.



In rennsportlicher Beziehung leben wir augenblicklich im Zeichen der „großen" und „Jubiläumswochen" (Abb. S. 1136 u. 1141). Zwar macht der Himmel nirgends ein freundliches Gesicht in diesem regnerischen Sommer, und gerade in Paris, wo die „große Woche" stets als ein sportliches und gesellschaftliches Ereignis ersten Rangs betrachtet wird, waren die sportlichen Veranstaltungen keineswegs vom Wetter begünstigt. Die „große Woche" ist bekanntlich die Woche zwischen dem Grand prix auf der Hindernisbahn vom Auteuil und dem Grand prix auf der Flachrennbahn von Longchamps. In Auteuil hat es ein Ereignis gegeben. Der Favorit „Verdi" stürzte mit seinem Reiter, dem Jockey Albert Johnson, aber dieser war sofort wieder auf den Beinen und im Sattel, und fast wäre es ihm noch gelungen, als Erster durchs Ziel zu gehen, wenn die Bahn nur etwas länger gewesen wäre. Statt seiner aber gewann „Gratin", Eigentum der Madame Ricotti, einer ehemaligen Tänzerin der Oper, die einen ziemlich bedeutenden Rennstall besitzt. Diese Dame strich die Kleinigkeit von hundertundzwanzigtausend Frank ein, die sie der Schnelligkeit ihres Pferdes und dem glücklichen Zufall verdankt.



Retz, der geschlagene französische Favorit des „Grand prix", brachte seinem Besitzer Blanc durch Platzwette 200 000 Frank ein

Den Grand prix de Paris holte sich diesmal Monsieur de Saint-Alarys „Kizil Kourgan", hinter der nur um einen Kopf getrennt „Maximum" und „Retz" totes Rennen machten, der gleiche Retz, der das französische Derby dieses Jahres gewonnen hatte und infolgedessen auch als Favorit für den großen Preis an den Start gegangen war. Der Besitzer von „Retz" hat aber trotzdem durch das Rennen die stattliche Summe von zweihunderttausend Frank gewonnen. Er nahm nämlich von Mister Siviers, dem Eigentümer der englischen Stute „Szeptre", eine Wette über dreihunderttausend Frank gegen zweihunderttausend an, daß „Retz" vor „Szeptre" plaziert werde. In Paris wohnen den Sportfesten in diesem Jahr weniger Fremde bei, als gewöhnlich, und man schreibt diesen Umstand den Krönungsfeierlichkeiten in London zu, die die Engländer in ihrer Heimat zurückhalten.

Bei uns in Deutschland wurden von Sonntag an in Hamburg die Jubiläumsmatche gefeiert. Es ist das eine Sportwoche ohnegleichen in deutschen Landen. 456 900 Mark an Barpreisen, fünfzehn kostbare Ehrenpreise für fünf Renntage, deren einer sogar 200 000 Mark allein als Jubiläumstag erhalten hat, das ist selbst für das finanzgewaltige Hamburg etwas Außergewöhnliches. Es ist das ein glückliches Zeichen dafür, daß auch im Deutschen Reich gezeigt wird, wie bei uns sportliche Veranstaltungen im größten Stil möglich sind, die getrost einen internationalen Vergleich aushalten können.

Am Montag wurde ein Polomeeting abgehalten, am Dienstag war Rennen auf dem Horner Moor, am Mittwoch schossen Trainer und Jockeys Thontauben auf der Rennbahn, und nachmittags fand die Prämiierung der Sieger der Automobilfernfahrt Berlin-Hamburg statt. Den Höhepunkt erreichte das Meeting am Donnerstag, dem Jubiläumstag. Am Freitag wurde im Roterbaumvelodrom ein großer Concours hippique und ein Abendfest im Zoologischen Garten veranstaltet. Für Sonnabend ist ein Polo- und Gymkhana-meeting angesetzt und am Sonntag wird das Derby gelaufen, dessen Sieger diesmal ein Jubiläumsehrenpreis neben den 100 000 Mark winkt, und am Montag schließt das große Hamburger Jagdrennen den letzten Renntag und damit die glänzende Serie sportlicher Veranstaltungen.

Natürlich zieht die Hamburger Jubiläumswoche die Augen der ganzen Sport- und Gesellschaftswelt auf sich. Denn die fünfzigjährige Feier deutschen Sportlebens ist ein Ereignis von ganz besonderer Tragweite, es läßt erkennen, welche glückliche Entwicklung der Rennsport im allgemeinen in Deutschland genommen hat. Die Männer, die vor fünfzig Jahren in Hamburg den Hamburger Rennklub gründeten, ahnten gewiß nicht, als der erste Rennpreis von 1975 Thalern, den der erste Hamburger Derbysieger gewann, ausgezahlt wurde, daß die Preise schon nach einem halben Jahrhundert bis in die Hunderttausende steigen würden. Jedenfalls sind die sportlichen Erfolge in Hamburg derartig, daß wir uns über die starke Beteiligung des Auslandes an den Kämpfen nur freuen können. Es ist immerhin als ein gutes Zeichen zu betrachten, daß unsere sportlichen Unternehmungen auch außerhalb unserer Grenzen besondere Beachtung finden.

R. C.



Dr. Georg von Bleichröder, † 11. Juni auf Schloß Lechenich bei Düren infolge eines Unfalls mit einem Automobil (Porträt S. 1140).

Otto Brinkmann, Mitglied des Hamburger Stadttheaters, † im Alter von 54 Jahren.

Johann Siegwald Dahl, Landschafts- und Tiermaler, Ehrenmitglied der Dresdner Kunstakademie, † im 75. Lebensjahr.

Friedrich Goldschmidt, Generaldirektor der Brauerei Patzenhofer zu Berlin, früheres Mitglied des Reichstags und Landtags, † in Marienbad im Alter von 65 Jahren.

Adolf Heyden, Geh. Baurat, † am 11. Juni in Berlin im Alter von 63 Jahren (Porträt S. 1140).

Ferdinand Jäger, Hofopernsänger, der erste Siegfried der Bayreuther Festspiele, † in Wien im Alter von 64 Jahren.

Gustav von Igalffy, k. k. Dragoneroberst, bekannter Reiteroffizier der österreichisch-ungarischen Armee, † am 11. Juni in Wien.

Wirkl. Geh. Oberfinanzrat Lehmann, † in Berlin am 11. Juni im Alter von 52 Jahren

Eberhard von Mantey, General der Infanterie z. D., † in Dessau am 12. Juni.

Frau Auguste von Moltke, Schwägerin des Feldmarschalls Moltke, † in Kreisau im Alter von 88 Jahren.

Deutschafrikaner F. W. Salzmann, früherer Bürgermeister von Bloemfontein, † in Bloemfontein am 6. Juni im Alter von 83 Jahren.

Geh. Oberschulrat a. D. Professor Schiller, † in Leipzig am 12. Juni im Alter von 63 Jahren (Porträt S. 1140).

Hofrat Dr. Schröder, Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe, † in Karlsruhe am 16. Juni.

Eugenie Conzet von Treuenzwölf, ehemalige Erzieherin der Erzherzogin Elisabeth Marie, †.



Unsere Bilder.

Der Kaiser und die Kaiserin haben eine Art Rundreise durch Deutschland (Abb. S. 1139 und 1140) angetreten, die sie zur Teilnahme an verschiedenen festlichen Veranstaltungen führen. Die erste Station bildete Nürnberg, wo am Montag das fünfzigjährige Jubiläum des Germanischen Museums (Abb. S. 1139) stattfand. Hier traf das Kaiserpaar mit dem Prinzregenten von Bayern, dem König von Württemberg und dem Großherzog von Baden zusammen. Noch am Abend desselben Tages wurde die Reise nach Bonn fortgesetzt zum Jubiläum der Königshusaren und zum fünfundsiebzigjährigen Stiftungsfest des Korps Borussia. Die Königshusaren garnisonieren jetzt gerade ein halbes Jahrhundert in Bonn. Im Jahr 1813 als 7. Husarenregiment mit dem Grafen Henckel von Donnersmarck als Kommandeur in Breslau aufgestellt, wurde es 1852 von seinem damaligen Kommandeur Grafen Oriola in die neue Garnison nach der rheinischen Musenstadt geführt (Porträts S. 1140). Den Namen der Königshusaren erhielt das Regiment, das heute unter dem Kommando des Oberstleutenants von Hertzberg steht, von Wilhelm I., der bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum zu seinem Chef ernannt worden war und diese Bezeichnung auch nach der Thronbesteigung weiter führte. Seit langer Zeit stehen die Königshusaren in intimen Beziehungen zu den Bonner „Preußen", ihre Jubiläen wurden daher auch gleichsam wie ein großes Fest betrachtet. Der Aufenthalt in Bonn nahm den Dienstag und Mittwoch in Anspruch, Donnerstag begab sich das Kaiserpaar nach Aachen, wohin auch die Königin von Holland den Vizeadmiral P. Zegers Veeckens (Portr. S. 1140) zur Begrüßung entsandt hatte, und am gestrigen Freitag ging es nach Villa Hügel, von wo aus sich die hohen Gäste nach Mörs zur Enthüllung des Denkmals für König Friedrich I. (Abb. S. 1140) begaben und weiterhin zum Besuch der Stadt Krefeld. Heute wird die Reise nach Düsseldorf, Ruhrort, Wesel fortgesetzt (Abb. S. 1134 u. 1135), und morgen erfolgt die Ankunft in Hamburg, von wo die Kaiserin nach Plön, der Kaiser aber nach Brunsbüttel fährt, um sich auf der „Hohenzollern" nach Helgoland einzuschiffen.



Prinz Nikolaus von Griechenland.

Fürstliche Brautpaare (Porträts S. 1137 u. 1140). Am österreichischen und am russischen Hof haben in den letzten Tagen Verlobungen stattgefunden. Herzog Siegfried in Bayern, ein Sohn des verstorbenen Herzogs Maximilian, hat sich in Wien mit der Erzherzogin Maria Annunciata, einer Nichte des Kaisers Franz Josef, verlobt, und Prinz Nicolaus, der dritte Sohn des Königs von Griechenland, in Petersburg mit der Großfürstin Helena, der Tochter des Großfürsten Wladimir.

Das Bodenseefest (Abb. S. 1141), das seit mehr als einem Vierteljahrhundert die Offiziere der am See gelegenen deutschen und österreichischen Garnisonen gemeinsam begehen, fand diesmal in Friedrichshafen statt. Etwa 450 badische, bayrische, österreichische und württembergische Offiziere zogen in geschlossenem Zug durch die reichgeschmückten Straßen vom Hafen zum Kurhaus. Hier erschien gegen Abend auch der König von Württemberg, um etwa eine Stunde zwanglos im Kreis der Festteilnehmer zu verweilen.

Ein Gartenfest beim Reichskanzler (Abb. S. 1145). Alljährlich veranstaltet der Frauenhilfsverein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten ein Gartenfest. In diesem Jahr fand es zum erstenmal in dem Park des Reichskanzlerpalais statt, den die Gräfin Bülow, selbst eine eifrige Helferin der Hilfsthätigkeit, zur Verfügung gestellt hatte. Lockte schon der Gedanke, einmal im Schatten der Bäume spazieren zu dürfen, unter denen Fürst Bismarck so oft wandelte, so war außerdem auch reichlich dafür gesorgt, den Aufenthalt angenehm zu machen. Zwei Militärkapellen spendeten abwechselnd musikalische Gaben, Damen des Vereins hielten allerhand Erfrischungen feil, und mancherlei Belustigungen, wie bei Volksfesten, wurden geboten. Das Ganze war äußerst gelungen und hat dem Verein für seinen wohlthätigen Zweck einen hübschen Zuschuß eingebracht.

Rudolf Virchow (Abb. S. 1143), der, wie man sich erinnert, im vergangenen Winter beim Verlassen der elektrischen Straßenbahn zu Fall kam, hat an den Folgen der Verletzungen, die er sich damals zuzog, schwerer zu leiden gehabt, als seine Freunde ursprünglich hofften. Er hat nicht nur seine akademische Thätigkeit aussetzen müssen, sondern sich auch genötigt gesehen, seine Ehrenstellungen in verschiedenen großen wissenschaftlichen Gesellschaften niederzulegen. Indessen befindet er sich jetzt offenbar auf dem Weg erfreulicher Besserung. Eine sechswöchige Kur in Teplitz-Schönau hat vortrefflich angeschlagen. Während der greise Gelehrte, als er mit seiner Familie dort eintraf, noch getragen werden mußte, konnte er bei der Abreise, auf einen Stock gestützt, wieder gehen.



Großfürstin Helene von Rußland.

Von verschiedenen Höfen (Abb. S. 1142). Das englische Volk rüstet sich, die Krönung Eduards VII. festlich zu begehen, zu der Hof und Hofgesellschaft die umfassendsten Vorbereitungen getroffen haben. Für die Königin und die Damen der Aristokratie werden Roben angefertigt, deren jede ein kleines Vermögen kostet, und einen Krönungssessel läßt man in Paris anfertigen. — König Christian von Dänemark hat sich zur Kur nach Wiesbaden begeben. Während er dort mit dem Prinzen Hans weilt, hat der dänische Thronfolger mit seiner Gemahlin auf dem Schloß Marselisborg in Aarhus Einzug gehalten, das dem hohen Paar von den Jüten zum Geschenk gemacht worden ist. — Der Großherzog von Oldenburg und seine Gemahlin haben jüngst dem in der Hauptstadt ihres Landes abgehaltenen Trabrennen beigewohnt. Um mit allen Teilen der Bevölkerung nähere Fühlung zu gewinnen, haben sie ferner dem Fürstentum Birkenfeld ihren ersten Besuch abgestattet.

Fürst Ferdinand von Bulgarien hat in Petersburg (Abb. S. 1141) einen Empfang gefunden, mit dem er zufrieden sein darf, obwohl er den offiziellen Zweck seiner Reise nicht erreicht hat. Die von ihm überbrachte Einladung zur Enthüllung des Denkmals, das die Bulgaren dem Zarbefreier Alexander II. in Sofia errichten, hat zwar Nikolaus II. nicht angenommen, aber er hat doch für die Idee Worte des Lobes und des Dankes gefunden. Für Ferdinand war es außerdem schon ein Gewinn, daß er überhaupt nach Petersburg reisen konnte, während Alexander von Serbien noch immer auf die Festsetzung des Termins für seinen Besuch am russischen Hof wartet.

In Tunis hat jüngst ein Regierungswechsel stattgefunden. Sidi Ali, Bey und Besitzer des Königreichs Tunesien, wie er sich nannte, ist im Alter von 84 Jahren aus dem Leben geschieden. Sein Nachfolger wurde, da der

älteste bereits früher gestorben ist, sein zweiter Sohn Mohamed el Hadi (Porträts untenstehend), der mehrmals in Frankreich gewesen ist und dort europäische Kultur kennen gelernt hat.

Die Grabstätte Ferdinand Raimunds in Gutenstein (vergl. die untenstehende Abbildung) ist einer völligen Erneuerung unterzogen worden. Der Wiener Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia" hat die Gruft umbauen und gegen die schädlichen Einflüsse der Witterung widerstandsfähiger machen lassen. Die zu diesem Zweck exhumierte Leiche des Dichters ist nun am 16. Juni unter Teilnahme einer zahlreichen Festversammlung wieder bestattet worden.

Aus dem Musik- und Theaterleben (Portr. S. 1176). Hofkapellmeister Josef von Hellmesberger ist zum ersten Dirigenten der Wiener Philharmoniker bestellt worden. — Hoftheaterdirektor a. D. Wittmann blickt auf eine fünfzigjährige Thätigkeit im Dienst der Kunst zurück. — Kammersänger Theodor Reichmann, der Baritonist der Wiener Hofoper, hat jüngst in Berlin mit großem Erfolg ein Gastspiel absolviert. — Alois Burgstaller, der vor einigen Jahren für Bayreuth entdeckte Heldentenor, hat in Paris den „Siegfried" deutsch gesungen.



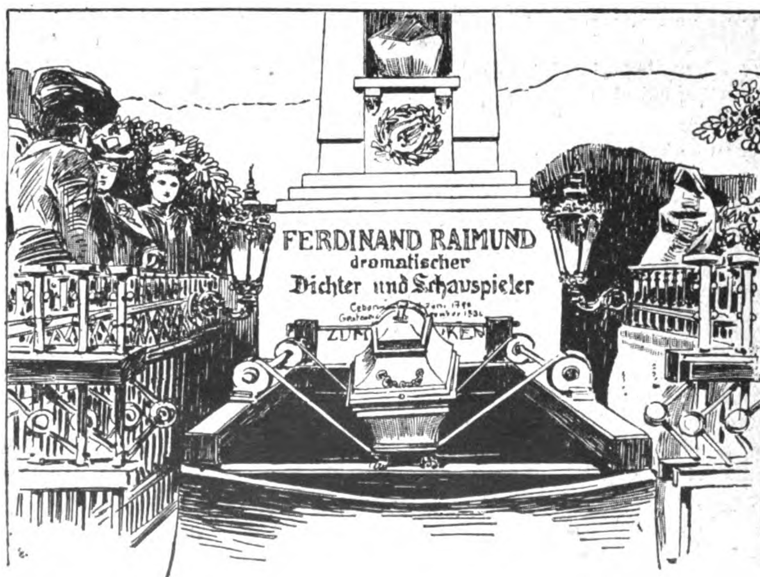
Sidi Ali, Bey von Tunis †



Mohamed el Hadi, sein Sohn und Nachfolger.

Die „Villa Silvana" in Ostdievenow (Abb. S. 1176) ist von dem Verein der Dienststellenvorsteher des Stations- und Abfertigungsdienstes der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft sowie der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen angekauft und zu einem Erholungsheim hergerichtet worden, dessen Eröffnung vor kurzem stattfand. Obwohl der Preis für volle Pension nur 3 Mark täglich beträgt, hoffen die Rechnungsführer auf Ueberschüsse, die zur Unterstützung Minderbemittelter verwandt werden sollen, um auch diesen die Vorteile des Erholungsheims zugänglich zu machen.

Das internationale Kriegs- und Friedensmuseum zu Luzern (Abb. S. 1146), das der verstorbene russische Staatsrat von Bloch begründet hat, ist am 7. Juni feierlich eröffnet worden. Sein Zweck ist, ein Bild von der Entwicklung des Kriegswesens seit den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu geben, zugleich aber auch die verheerenden Folgen darzulegen, die die unaufhörlichen Kriege über die Menschheit gebracht haben. Eine große Anzahl von Friedensfreunden hatte sich zu der Eröffnungsfeier eingefunden, und manches schöne, hoffnungsfreudige Wort wurde gesprochen. So sagte der alte Frédéric Passy, als er die große seidene Schleife, die vor dem Museumsthor aufgespannt war, zerschnitt: „Ich eröffne hiermit die Thore einer neuen Zeit." Leider wird sie vorerst noch nicht Einzug halten.



Die Wiederbestattung des österreichischen Volksdichters Ferdinand Raimund auf dem Friedhof zu Gutenstein.

Personalien (Porträts S. 1140). Marschall Fuad Pascha, einer der fähigsten und zuverlässigsten türkischen Generale, ist angeblich gestorben. Eine amtliche Bestätigung der Nachricht liegt nicht vor, aber sie klingt nicht unwahrscheinlich. Fuad, ein Opfer der Kamarilla im Yildiz Kiosk, wurde erst nach Syrien verbannt und dann wegen Rebellion zur Degradation und lebenslänglicher Festungshaft verurteilt. Es ist also sehr wohl möglich, daß seine Feinde ihn ganz aus dem Weg geräumt haben. — In Leipzig starb, 63 Jahre alt, der durch seinen Konflikt mit der hessischen Regierung bekanntgewordene Geheime Oberschulrat a. D. Professor Hermann Schiller. In ihm ist ein herragender Schulmann, ein Gelehrter von bedeutendem Ruf und ein Mensch mit seltenen Charakter- und Geistesgaben hingegangen. Schiller war im Jahr 1839 in Wertheim geboren. Abgesehen von seinen geschichtlichen Werken hat er sich namentlich durch seine pädagogischen Schriften und seine fruchtbaren Bestrebungen auf schulhygienischem Gebiet einen Namen gemacht. — In Berlin schied der Geheime Baurat Adolf Heyden, Senator der Akademie der Künste, im Alter von 63 Jahren aus dem Leben. Heyden, 1838 in Krefeld geboren, genoß seine erste Ausbildung im Atelier seines Vaters und setzte in Berlin unter Stüler seine Studien fort. Im Alter von 19 Jahren gewann er schon den Schinkelpreis. Heyden, dem auch das Kunstgewerbe viel zu verdanken hat, ist der Schöpfer vieler öffentlicher und privater Gebäude in Berlin und andern Städten. In Berlin sind neben vielen Privatbauten die Passage Unter den Linden, die Bayrische Gesandtschaft in der Voßstraße und das Admiralsgartenbad nach seinen Entwürfen gebaut. Frankfurt a. M., Bonn, Düsseldorf, Krefeld sind durch ihn mit Kultus- und Profanbauten geschmückt. — Der Tod des Malers Professors Otto Eckmann bedeutet für das Kunstgewerbe einen schweren Verlust. Er war einer der führenden Geister der kunstgewerblichen Renaissance, ein Künstler von großem Erfindungsreichtum und feinstem Stilgefühl, der viel geleistet hat, obwohl er nur 36 Jahre alt geworden ist. Die „Woche" zählte ihn zu ihren künstlerischen Mitarbeitern. — Dr. Georg von Bleichröder, der Mitinhaber des bekannten Bankhauses und Begründer des Gestüts Römerhof, ist den Folgen eines Unfalls erlegen, den er mit seinem Automobil erlitten hat. — Von den auf dem Tableau der Kaiserreise (Seite 1134 und 1135) dargestellten Personen haben die Nürnberger Bürgermeister von Schuh und Jäger sich hohe Verdienste um den glänzenden Empfang erworben, der den deutschen Fürsten in Nürnberg anläßlich des Jubiläums des Germanischen Museums bereitet wurde. Hans Reck, der Direktor des Stadttheaters von Nürnberg, war der Leiter der ergötzlichen Fastnachtsschwänke, die bei der gleichen Gelegenheit zur Darstellung gelangten.

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.





I. Besuch des Germanischen Museums durch die Fürstlichkeiten: 1. Die Kaiserin. 2. Der Kaiser. 3. Prinzregent Luitpold von Bayern. 4. König von Württemberg.
II. Ankunft des Kaisers in Nürnberg.

Die Jubelfeier des Germanischen Museums in Nürnberg am 16. Juni.

Hofphot. Michael Dietrich, München.



Vizeadmiral P. Zegers Veeckens, Holland, begrüßte den Kaiser in der Rheinprovinz.



Herzog Siegfried in Bayern.



Erzherzogin Maria Annunciata.

Zur jüngsten Verlobung im österreichischen Kaiserhaus.



Marschall Fuad Pascha, wegen angeblichen Hochverrats verurteilt.



Prof. Dr. Herm. Schiller, Leipzig, † hervorragender Schulmann.



Von der 200jährigen Jubelfeier der Grafschaft Mörs:
Das am 20. Juni durch den Kaiser enthüllte Denkmal Friedrichs I.
Phot. Steiger, Mörs.



Geh. Baurat Adolf Heyden, Berlin, † bedeutender Architekt.



Prof. Otto Eckmann, Berlin, † Lehrer am Kunstgewerbemuseum.



Dr. Georg von Bleichröder † verunglückte bei einer Automobilfahrt.



Henckel von Donnersmarck, Erster Kommandeur.



Graf Oriola, Kommandeur 1852.

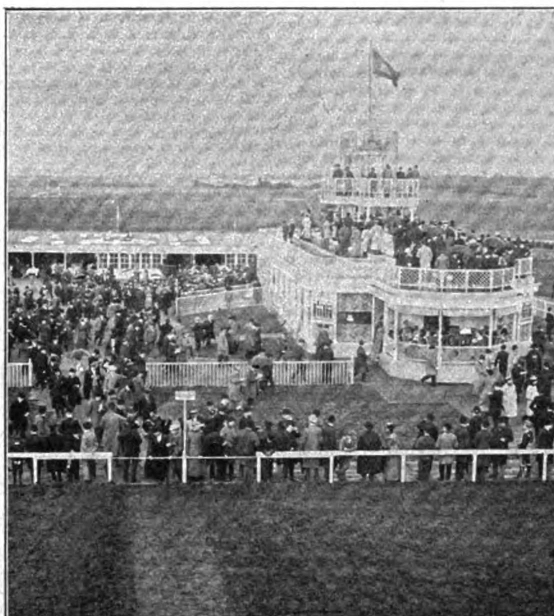


Oberstleutn. von Herzberg, gegenwärtig Kommandeur.

Zum fünfzigjährigen Garnisonsjubiläum der Bonner Königshusaren.



Der Derbypreis.



Der Horner Rennplatz am 15. Juni.



Der Jubiläumspreis.

Vom Hamburger Jubiläumsmeeting auf der Horner Koppel.
Photographische Aufnahmen von Schaul u. Breuer, Hamburg.



König v. Württemberg.

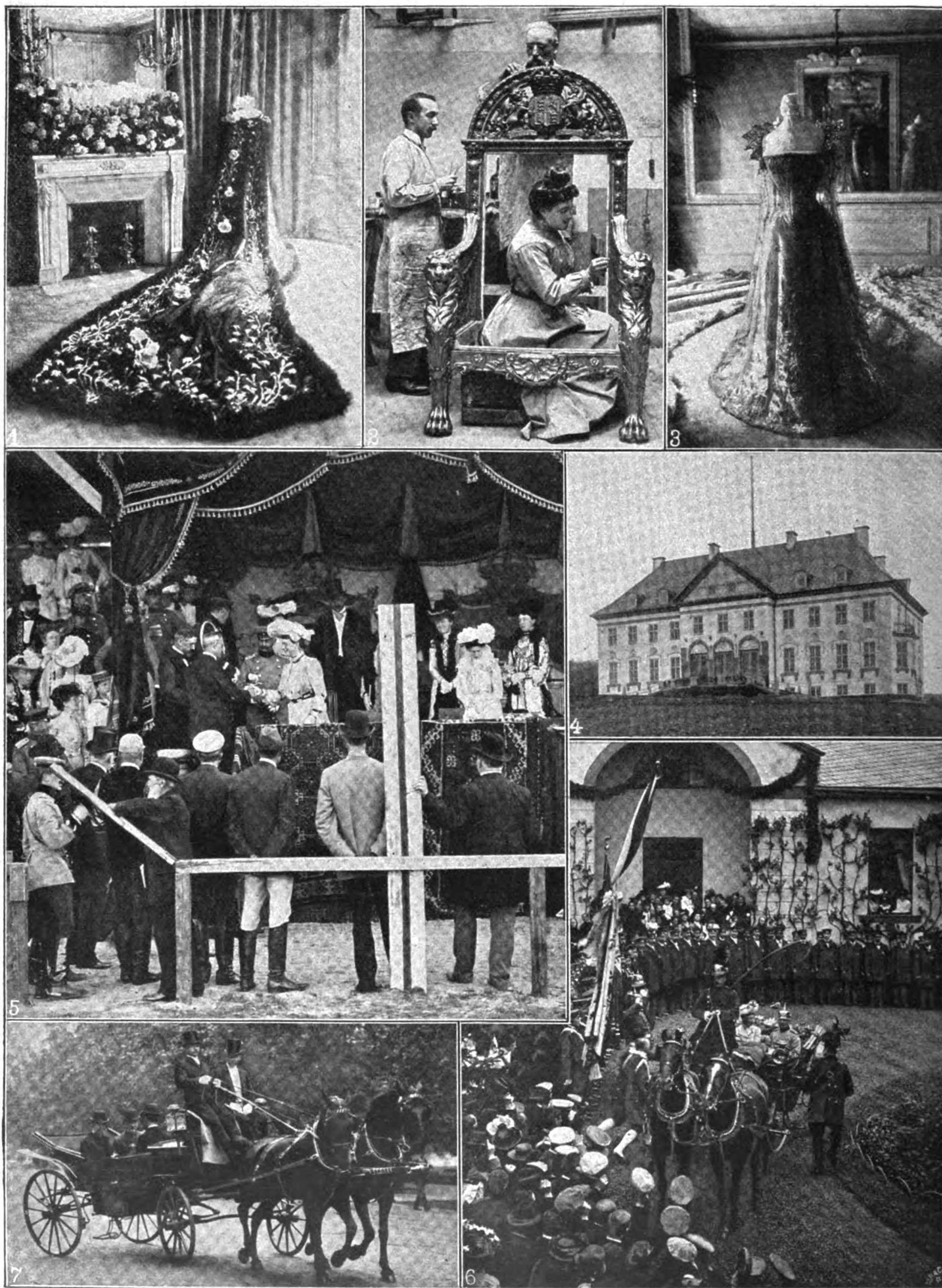


Ein lustiger Tisch: Badische, bayrische, württembergische und österreichische Offiziere.

Vom Bodenseefest in Friedrichshafen am 14. Juni.
Spezialaufnahmen für die „Woche" von Karl Bopp, Weingarten.



Fürst Ferdinand von Bulgarien in Russland: Ankunft des Fürsten in St. Petersburg.
Phot C. O. Bulla, St. Petersburg.



Zu den Londoner Krönungsfeierlichkeiten: 1. Empfangstoilette der Königin. 2. Der Krönungsthron, der in Paris geschnitzt und vergoldet wird. 3. Krönungsrobe der Königin. — 4. Das Schloß Marselisborg in Aarhus, das die Jüten dem dänischen Thronfolger Prinz Christian zum Geschenk machten. — Vom Oldenburger Hof: 5. Das XI. Oldenburgische Trabrennen: Preisverteilung durch die Großherzogin. 6. Der erste Besuch des Großherzogs und der Großherzogin von Oldenburg in Birkenfeld: Ankunft im Schloß. — 7. König Christian und Prinz Hans von Dänemark in Wiesbaden.

Aus dem europäischen Hofleben.

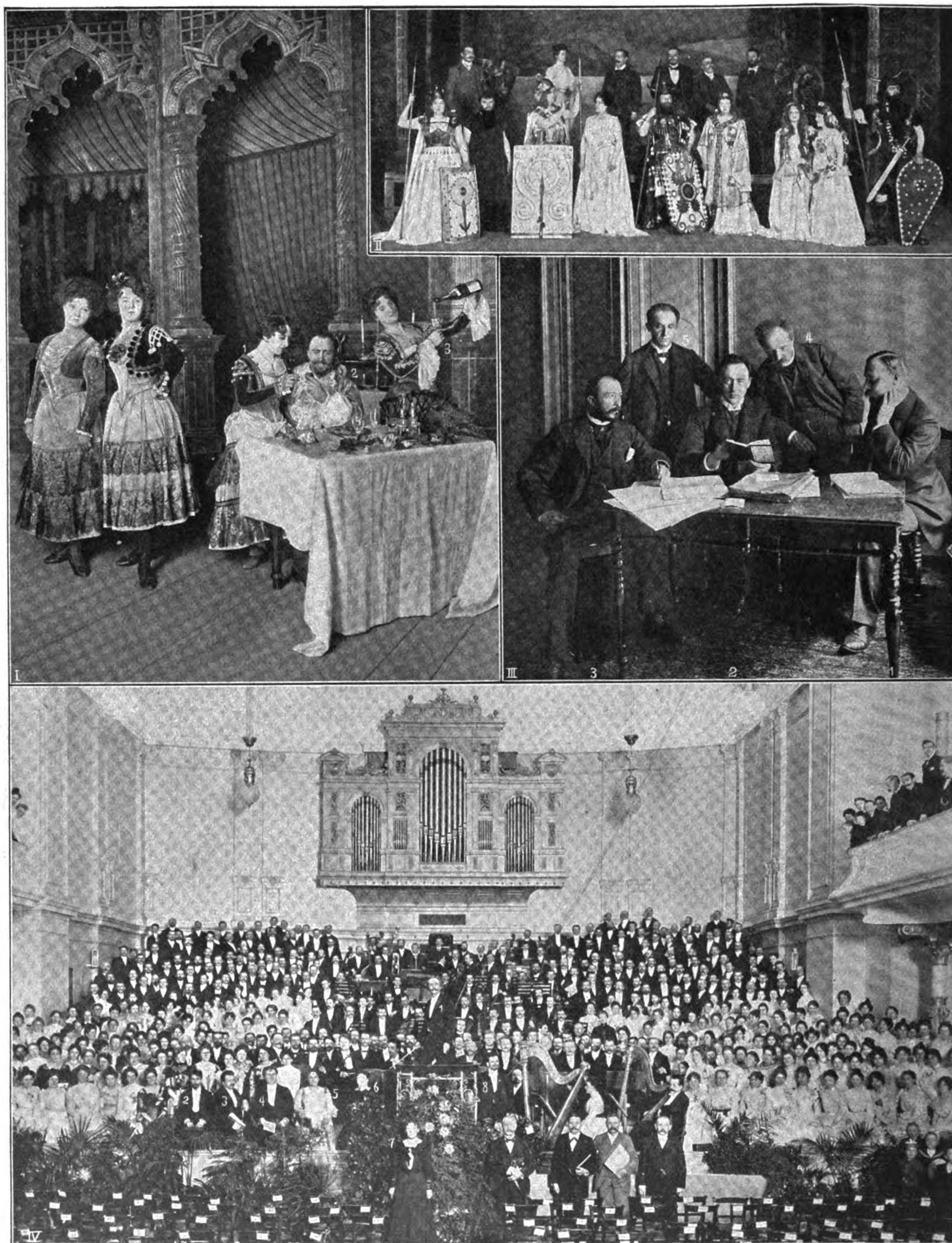
Aufnahmen von Juven u. Gribayedoff, Paris, Berendt, Kopenhagen, Hofphot. J B. Feilner, Oldenburg, P. Bahn, St. Wendel, und C. H. Schiffer, Wiesbaden.



Frl. Virchow. Frau Virchow. Virchow. Geh. San.-Rat Dr. Hirsch, Virchows Arzt.

Zur Genesung Rudolf Virchows: Der Gelehrte mit Familie in Teplitz-Schönau.

Hofphot. Karl Pietzner



I. Von der 600. Aufführung des „Don Juan" im Berl. Opernhaus am 12. Juni. Das Nachtmahl im Schlußakt: 1. Frl. Lucia (Tänzerin), 2. Berger (Don Juan), 3. Frl. Kierschner (Tänzerin). II. Die „Götterdämmerung" im Wagnerverein zu Amsterdam. Dirigent und Mitwirkende. In der oberen Reihe (von rechts nach links): Molkenboer, Frau Viotta, Dr. Viotta, Bunge jr., Valdek, Müller. In der unteren Reihe: Nebe, Burgstaller, Thila Plaichinger, Weber, Frau Verhunk, Minnie Nast, Sophie David, Elmblad. III. Von der Erstaufführung der Oper „Orestes" von Felix Weingartner in Berlin. Regiesitzung der Stuttgarter Hofoper: 1. Baron v. Putlitz (Intendant), 2. Felix Weingartner, 3. Oberinspektor Brand, 4. Oberregisseur Harlacher, 5. Hofkapellmeister Reichenberger. IV. Die 38. Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereins in Krefeld vom 6. bis 10. Juni. Solisten, Chor und Orchester nach der Aufführung des Oratoriums „Christus" von Liszt: 1. Festdirigent Th. Müller-Reuter, kgl. Musikdirektor, 2 Jan Hemsing, 3. Hermann Gausche, 4. Robert Schirmer, 5. Frau Geller-Wolter, 6. Frl. Helene Berard, 7. Frau Müller-Reuter, 8. Musikdirektor Robert Langs.

Bilder aus dem Musikleben.

Photographische Aufnahmen von Zander & Labisch, Berlin, Nic. Schuitvlot, Amsterdam, Hans Franke & Co., Berlin, und Peter Schiffer, Krefeld.



I. Gräfin Bülow unter ihren Gästen: 1. Gräfin Bülow. 2. Frau Professor Richter. 3. Frau von Delbrück. 4. Frau von Siemens. II. Der Reichskanzler vor dem Blumentisch: 1. Graf Bülow. 2. Prinz Arenberg. 3. Frau von Delbrück. 4. Frau Professor Renvers. III. Vor der Wärmehalle: 1. Frau Geheimrat von Leyden.

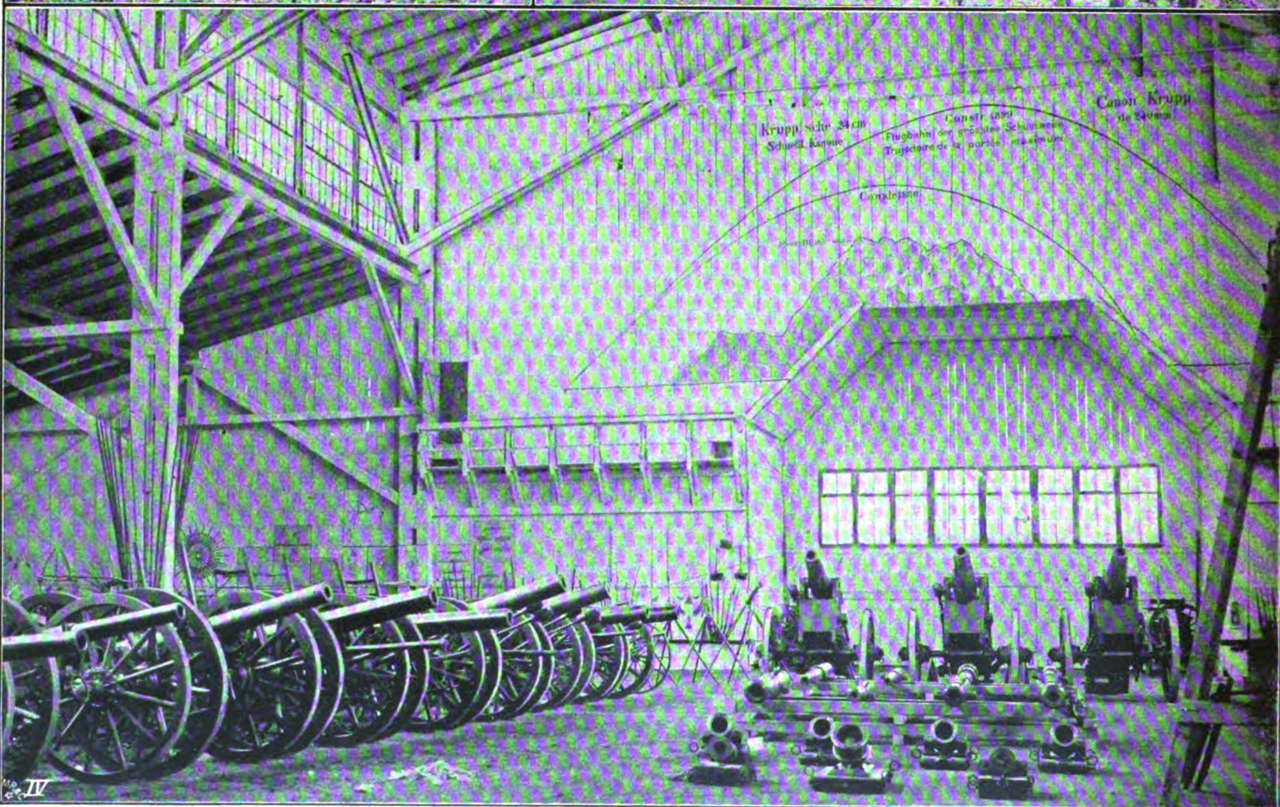
Das grosse Gartenfest im Reichskanzlerpalais am 12. Juni.

Aufnahmen von Zander & Labisch und H. Rudolphy, Berlin.









I. H. von Bloch hält die Eröffnungsrede. Im Vordergrund sitzt Frédéric Passy. II. Gruppe der Ehrengäste und Abgeordneten: 1. Gaston Bloch, Staatsrat von Monako 2. Minister d'Estournelles de Constant (Frankreich) 3. Frau Séverine. 4. H. von Bloch. 5. Herrenhausmitglied v. Koscielski 6. Alfred H. Fried. 7. Frédéric Passy. 8. Baronin v. Suttner. 9. Frau Jean v. Bloch. 10. General Türr 11. Senator La Fontaine (Brüssel). 12. Major Egli. 13. Prof. Stein (Bern). III. Besichtigung der zu Kriegszwecken dienenden Stacheldrahtzäune. IV. Blick in das Innere des Museums.

Die Eröffnung des internationalen Kriegs- und Friedensmuseums in Luzern am 7. Juni.

Phot. Chusseau u. Flaviens.

Wohlriechende Schmetterlinge.

Von Professor Dr. W. Marshall (Leipzig).

Während zahlreiche Insekten, wie jeder weiß, übel riechen, entwickeln andere Wohlgerüche, das heißt Gerüche, die uns angenehm sind. Das bekannteste Beispiel ist der Moschusbock (Aromia moschata), ein schöner, blaugrünschimmernder, bis 30 Millimeter langer, im Sommer auf Weiden lebender und sehr stark nach Moschus duftender Käfer mit langen Fühlhörnern. Einige Bienenarten, ein paar Schlupfwespenformen, selbst zwei oder drei Spezies von Wanzen riechen gleichfalls angenehm, das heißt, sie riechen unsern Nasen angenehm, aber wahrscheinlich insektenfressenden Tieren nicht. Alle diese Gerüche sind Ekelgerüche, durch die etwaige Feinde abgehalten werden, ihre Inhaber zu verspeisen. Ihr Sitz ist in der abgesonderten Feuchtigkeit besonderer Drüsen zu suchen, die größere Pakete darstellen können und Speichel- und Afterdrüsen sind, aber auch an andern Stellen auftreten können und meist vorstülpbare Schläuche darstellen, wie die Gabeldrüse im Nacken hinter dem Kopf bei den Raupen des Schwalbenschwanzes und des Segelfalters, oder in den beiden Hörnern am Körperende der auf Weiden und Pappeln lebenden Raupe des als Gabelschwanz oder Hermelinspinner (Harpyia vinula) bekannten Schmetterlings. In andern Fällen, so auch beim Moschusbock, sind derartige Drüsen klein, sitzen aber in der ganzen oder fast in der ganzen Körperbedeckung verteilt.

Wenn bei einer Insektenart solche zur Abwehr dienende, Säfte und Gerüche absondernde Drüsen vorhanden sind, so finden sie sich bei beiden Geschlechtern, und wenn diese Insekten solche sind, die eine sogenannte unvollkommene Verwandlung haben, wie Wanzen, Cikaden, Grillen, Heuschrecken u. s. w., so treten sie auch bei den Larven auf.

Bei Insekten mit vollkommener Verwandlung kommt es vor, daß bloß die Larven Stinkdrüsen haben, wie die vorher namhaft gemachten Schmetterlingsraupen, oder die sogenannten Afterraupen verschiedener Blattwespenarten, während zum Beispiel beim Osterluzeifalter, sowie bei den Helikoniern, einer artenreichen Familie tropisch-amerikanischer Schmetterlinge, sowohl die Larven wie die fertigen Insekten übel duften. Wir haben in unserm Vaterland verschiedene Schmetterlinge, die nur in völlig entwickeltem Zustand und in beiden Geschlechtern unangenehm, wenn auch nicht sehr stark riechen, zum Beispiel die sogenannten Widderchen, Blutströpfchen oder Fähnchen (Zygaena), bunte, meist grün und rot gefärbte Schmetterlinge, die im Sommer auf Wiesenblumen, besonders gern auf Skabiosen sitzen und sehr langsam und schnurrend im Sonnenschein fliegen. Diese geben aus den Fugen zwischen den Brustringen, selbst aus den Fühlhörnern eine gelbe, ölartige, unangenehm duftende Feuchtigkeit von sich, wenn man sie belästigt.

Es giebt aber auch Schmetterlinge, die sehr angenehm riechen. Ein nicht seltener, fast in ganz Europa vorkommender, wegen seines Aroms schon seit Jahrhunderten bekannter und in der deutschen Sprache danach auch benannter Schmetterling ist der Bisamschwärmer oder Windig (Sphinx convolvuli), ein prächtiges, bis 12 Zentimeter klafterndes Tier mit grauen Flügeln, schwarz und rosenrot gebändertem Hinterleib und langer Rollzunge, dessen große, grüne oder braune Raupe im Hochsommer auf der Ackerwinde lebt. Solche Wohlgerüche sind bei Schmetterlingen weit verbreitet, finden sich aber nur im männlichen Geschlecht und haben eine sehr merkwürdige Bedeutung. Bevor wir jedoch auf diese eingehen, wollen wir den Bau der Duftapparate und ihre Lage am Körper der Insekten studieren.

Der Bisamschwärmer duftet im männlichen Geschlecht außerordentlich stark, ebenso auch, aber doch wesentlich schwächer der verwandte und ihm ähnliche Ligusterschwärmer (Sphinx ligustri). Am stärksten macht sich der Bisamgeruch bemerkbar, wenn die Tiere fliegen oder wenigstens mit den Flügeln schwirren. Sein Sitz ist am Rumpf, und zwar in einer Einstülpung oder Tasche jederseits vorn am ersten Hinterleibsring, die sich, wenn der Schwärmer sich in der erwähnten Art bewegt, nach außen umstülpt und dann eine mit zarten, haarförmigen Schüppchen besetzte Wulst darstellt. Ueber diese Haarschüppchen oder Schuppenhärchen, die von heller, weißlicher Färbung sind und sich gegen die dunkler beschuppte Umgebung scharf abheben, geht dann eine wellenförmige Bewegung hin, und sofort macht sich dabei der Moschusduft intensiv bemerkbar. Ob jene Bewegung willkürlich ist, oder ob sie nur durch die Bewegung der Flügel veranlaßt wird, ist noch nicht festgestellt.

Die Schuppen, von denen der Wohlgeruch ausströmt, hat man Duftschuppen oder, da sie nur dem männlichen Geschlecht zukommen, Männchenschuppen genannt. Meist sitzen sie wie beim Bisam- und Ligusterschwärmer in solchen verstülpbaren Taschen, deren spaltförmiger Zugang sehr eng ist und in deren Wandungen feine, schlauchförmige Drüschen eingebettet sind. Die einzelnen Hohlräume dieser Drüschen setzen sich in je eine Duftschuppe fort, die mithin auch hohl sind und am freien Ende offenstehende Haarröhrchen darstellen, in die der riechende, von den Drüsen abgesonderte Stoff emporsteigt. Ist die Tasche geschlossen, so liegen die Haarschüppchen dicht zusammen, wird sie aber ausgestülpt, so entfernen sie sich voneinander, ordnen sich strahlig an und bilden auf diese Art eine sehr viel größere Verdunstungsfläche.

Im tropischen Südamerika lebt ein unsern Sandaugen und Damenbrettfaltern verwandter Tagschmetterling (Didonis biblio), der eine bis auf eine breite blutrote Randbinde an den Hinterflügeln schwarze Oberseite hat. Dieses Insekt hat in beiden Geschlechtern oben zwischen dem vierten und fünften Hinterleibsring eine ähnliche Tasche, aus der es eine gleichfalls schwarze, haarig beschuppte Doppelwulst ausstülpen kann, und das thut es, wenn man es anfaßt, wobei sich sofort ein sehr unangenehmer Gestank bemerkbar macht. Aber außerdem kann das Männchen dieses merkwürdigen Insekts oben auf dem Hinterleib zwischen dem fünften und sechsten Ring eine zweite, weiß behaarte Doppelwulst ausstülpen, die gegen die schwarze Umgebung auffallend absticht. Das thut es aber nur unter ganz besonderen Umständen, nämlich wenn es einem Weibchen den Hof macht. Von dieser weißen Wulst geht ein sehr angenehmer, würziger, feiner Duft aus.

Wir haben bei diesem Schmetterling daher Duftapparate mit den beiden Bedeutungen, die ihnen überhaupt zukommen, vereinigt: einen beiden Geschlechtern gemeinsamen, der einen Ekelgeruch entwickelt, und einen zweiten, nur den Männchen zukommenden, dessen Aufgabe es ist, ein Odeur ausströmen zu lassen, das auf die Weibchen sinnverwirrend und bezaubernd einwirkt. Nur bei den in Staaten lebenden Insekten, besonders bei Ameisen, findet sich noch ein dritter, wohl dem ganzen Tier eigener und nicht von besonderen Drüsen ausgehender Geruch, den man den sozialen oder Stammesgeruch nennen kann und an dem sich die Tausende von Bürgerinnen des gleichen Gemeinwesens erkennen.

Die Taschen, in denen sich bei den Männchen der Schmetterlinge die wohlriechende Stoffe absondernden Drüsen nebst den Verstäubungsschuppen befinden, werden, wenn sie nicht bei Brautwerbungen und Liebesspielen in Thätigkeit treten, geschlossen gehalten, damit kein Schmutz sich zwischen den feuchten Schuppenhaaren festsetzt und der kostbare Duft nicht unnütz an der Luft verdunstet. Ich glaube aber, daß bei Beurteilung dieser Verhältnisse noch ein dritter Punkt in Betracht zu ziehen ist: wenn nämlich ein Männchen einem Weibchen den Hof macht, so wird sein herrliches Parfüm viel mehr Eindruck auf die Dame machen, wenn es dies plötzlich von sich giebt — das Ueberraschende, das Verblüffende, um mich so auszudrücken, ist wohl von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung.

Bei den großen, bis über zwanzig Zentimeter spannenden Arten der südamerikanischen Schmetterlingsgattung Erebus, die gewissermaßen zwischen den Eulen und Spannern mitten innen steht und sich unsern Ordensbändern oder Bandeulen anschließt, sind im männlichen Geschlecht die Schienen des hintersten Beinpaars sehr stark verbreitert, und diese sind an ihrer Innenseite mit einem dichten Wald von Haaren besetzt, die in der Ruhe der Schiene innig anliegen, sich aber willkürlich zu einer gewaltigen Bürste auf- und auseinanderspreizen lassen. In der Mitte des Flecks, in dem die Haare wurzeln, verläuft über die Schiene eine seichte Längsrinne, und die hier stehenden langen, dünnen Schuppen (etwas anderes sind jene Haare ja schließlich auch nicht) werden, wenn sie nicht gesträubt sind, von den benachbarten überdeckt. Der Geruch, den diese Schmetterlinge entwickeln, ist zwar nicht sehr stark für unsere Nasen, aber unverkennbar, und schon Vater Linné hat vor 150 Jahren einer Art dieser Gattung den Namen Odorus, „der Wohlriechende", gegeben.

Am allerseltsamsten sind aber diese Duftapparate bei einem kleinen, unscheinbaren, deutschen Nachtfalter entwickelt, der zu der überhaupt sehr sonderbaren Familie der Wurzelbohrer (Hepialidae) gehört. Die hier in Betracht kommende Art ist Hepialus hectus, deren Raupe an Graswurzeln lebt. Die Männchen fliegen im Juni und Juli auf breiten, grasigen Waldwegen (sog. Schneisen) und an Waldrändern etwa 0,3 Meter hoch über den Rasen einzeln oder in mehreren Exemplaren. Ihr Flug ist sehr eigentümlich, sie pendeln nämlich dabei mit einem nach oben offenen Bogen in einer zum Boden senkrechten Ebene hin und her. Wo das geschieht, sitzt im Gras auf der Erde versteckt ein Weibchen, denn wie bei vielen Spinnerarten fliegen die weiblichen Individuen nicht, obgleich sie Flügel haben. Die Männchen dieser Art, und nur diese, haben an den hintersten Beinen keine Füße, diese endigen vielmehr mit den Schienen, die stark angeschwollen, dabei aber in der Richtung von oben nach unten etwas abgeplattet sind. Entlang der Mitte der Unterseite der Schienen verläuft eine Reihe dichtstehender, keulenförmiger Schuppen, gewissermaßen wie Palissaden. Diese Schuppen sind hohl, am freien Ende mit einer Delle versehn, in der eine feine Oeffnung, die Mündung des Hohlraums liegt. Der Hohlraum der Schiene selbst enthält so viel flaschenförmige, einzellige Drüsen, wie Kolbenschüppchen vorhanden sind, und die Höhlungen beider hängen zusammen, so daß der Duftstoff, ein gelbgrünes ätherisches Oel von angenehm aromatischem Geruch, bequem aus der Drüse in die Schuppe und durch deren Scheitelöffnung nach außen tritt. Wenn das Männchen über dem Weibchen pendelt, läßt es sein hinterstes Beinpaar herabhängen und den Duft auf seine tief im Gras versteckte Angebetete einwirken. Dieser Duftapparat befindet sich zwar nicht in einer ein- und ausstülpbaren Tasche; es ist aber auf eine andere, außerordentlich merkwürdige und in der Tierwelt ganz einzig dastehende Art dafür gesorgt, daß der wohlriechende Stoff sich nicht unnütz an der Luft verflüchtigt. Es befinden sich nämlich am ersten Hinterleibsring zwei nur durch eine geringe Horn- oder Chitinbrücke getrennte, innen schwarz behaarte Taschen mit elastischen Wandungen, deren Zugang nach vorn liegt und die durch diesen nach außen in bekannter Art umgestülpt werden können. In diese Taschen steckt der Schmetterling seine Hinterschienen, wenigstens ihren unteren Teil, wie es bei uns gelegentlich die Dandys machen, wenn sie den Fingerabschnitt ihrer Hände geschmackvoll in der Westentasche unterbringen. Der Nachtfalter hat einige Mühe, seine Schienen in die Tasche hinein und heraus zu praktizieren, und er holt sie auch nur hervor, wenn er seiner Liebsten in der Luft pendelnd den Hof macht. Am häufigsten befinden sich bei den Tagfaltern Dufttaschen auf der Oberseite der Flügel, und zwar am Vorderrand der Vorderflügel, die sich nach hinten umschlagen und so das Dach einer die Riechschuppen enthaltenden Rinne bilden, oder es liegt oben mitten auf den Oberflügeln eine solche Tasche in Gestalt einer Delle, die die von größeren benachbarten Schuppen überdeckten Männchenzellen enthält. Diese Deckschuppen können willkürlich nach den Seiten zurückgeklappt werden, worauf sich die haarartigen Duftschuppen wulstartig wie eine der Länge nach halbierte Walzbürste nach oben und außen sträuben. Unter unsern einheimischen Tagfaltern kommt eine durch den umgeschlagenen Vorderrand der Vorderflügel gebildete Tasche bei einer im südlichen und mittleren Deutschland nicht seltenen Art der Dickköpfe oder Hesperien (Phanaos Tages) vor, bei einer zur selben Familie gehörigen, dem in ganz Deutschland gemeinen Kommafalter (Pamphila comma) und bei dem großen Silberstrich (Argynnis Paplica) finden sich Dufttaschen mitten auf der Fläche des Oberflügels hinter einer der Längsrippen, oder wie man sie wohl auch nennt „Längsnerven". Häufiger sind derartige Taschen auf der Oberseite der Hinterflügel der Tagschmetterlinge, und hier muß man an zwei ziemlich versteckten Stellen nach ihnen suchen, die die männlichen Falter nur enthüllen, wenn sie den weiblichen die Cour schneiden und sie mit Liebesduft überschütten wollen.

Die eine dieser Stellen liegt nahe hinter dem Vorderrand der Hinterflügel und ist, wenn sie nicht in Thätigkeit tritt, von dem hintersten Abschnitt der Vorderflügel zugedeckt, und die zweite findet sich am Innenrand jener in der tiefen, parallel zu den Hinterleibsseiten verlaufenden Falte, die bei verschiedenen Familien der Tagfalter sehr stark entwickelt ist.

Bei andern Formen, namentlich aus der Gruppe der Zipflinge oder Theklen, jener eigenartigen, als schneckenförmige, grüne Raupen meist vom Laub von Bäumen und Büschen sich ernährenden Bläulinge, die am hinteren Außenwinkel der Hinterflügel ein kleines Schwänzchen haben, stehen die Männchenschuppen an besonderen Stellen der Oberseite dicht zusammen, aber offen und frei, nicht in einer Tasche verborgen. Das dürfte ein älteres, ursprünglicheres Verhalten sein, aber noch ursprünglicher und altertümlicher ist es wahrscheinlich, wenn Männchenschuppen ziemlich regellos zwischen den andern Schuppen über die ganze Oberfläche beider Flügelpaare verteilt sind. Diese Schuppen haben entweder die Gestalt einfacher, abgeflachter Bläschen, denn sie sind hohl, oder gewöhnlicher Schnapsfläschchen, denen man den Hals abgeschlagen hat. Sie haben einen kurzen Stiel, und über ihre Oberfläche verlaufen parallele Längsrippen, die mit gleichfalls gestielten Knöpfchen besetzt sind. Hierdurch wird ihre Oberfläche wesentlich vermehrt und vergrößert, und vermutlich dringt der Duft, der für uns nicht wahrnehmbar ist, einfach durch die zarte Wandung der Schuppen. In andern Fällen sind diese zerstreut stehenden Schuppen flach, und ihr freier oberer Rand trägt fransenartige Fortsätze, die sich, wie die Schuppen selbst, als hohl erweisen und am Ende ein feines Loch haben. Solche Männchenschuppen sind häufig und finden sich unter andern bei unsern Weißlingen. Ihren Duft kann man unter Umständen nachweisen: wenn man bei einem lebenden Rübsaatweißling (Pieris napi) mit dem Finger den Staub von der Oberseite der Flügel abwischt und an ihm riecht, so wird man einen sehr angenehmen, würzigen Duft, ähnlich wie den von Zitronen- oder Melissenblüten, gewahr. So ist es auch beim Rübenweißling, nur ist bei ihm das Odeur schwächer.

Wenn wir bei vielen männlichen Schmetterlingen, die durch den Besitz besonders geformter, gewiß als Duftorgane funktionierender Schuppen ausgezeichnet sind, nicht die Spur von Geruch wahrnehmen, so beweist das nicht, daß ein solcher nicht vorhanden wäre; es beweist viel eher die mangelhafte Ausbildung unseres Geruchssinns.

Aber die meisten Insekten, und gerade die Schmetterlinge, besitzen selbst eine für uns ganz unbegreiflich großartige Fähigkeit, Düfte wahrzunehmen, und nicht bloß im weiblichen, sondern oft erst recht im männlichen Geschlecht, bei dem dann auch das Geruchsorgan entsprechend ausgebildet ist. So sehen wir, daß bei einer ganzen Reihe von Spinner- und Spannerformen die Männchen gekämmte Fühler haben, wodurch ihre Oberfläche ganz bedeutend vergrößert wird; in diesen aber befinden sich die einzelnen Geruchsorgane, deren Zahl dementsprechend vermehrt wird. Die Weibchen gerade dieser Arten können kaum mehr als flattern, ja, viele vermögen auch das nicht einmal, da ihre Flügel geschrumpft, bisweilen fast völlig verloren gegangen sind. Die Männchen müssen daher die Weibchen aufsuchen, und daß sie diese finden, hat seinen Grund darin, daß auch die Weibchen besondere Gerüche entwickeln, so zart, daß wir keine Spur davon bemerken: wenn der Duft der männlichen Schmetterlinge ein Bestechungs- und Verführungsduft ist, so ist der der jungfräulichen Weibchen ein Lockduft, und er leistet als solcher Großartiges. Ein paar Fälle mögen das bestätigen: irgendwo in England war in ein Zimmer des dritten Stockwerks, etwa 40 Fuß hoch über dem Niveau der Straße, einem Herrn Robinson ein verkrüppeltes Weibchen des Ligusterschwärmers ausgekrochen, das am Vorabend durch einen Zufall zerquetscht wurde. In der Nacht stand das Fenster der Stube, in der die Leiche lag, offen, und hier stellten sich nach und nach 12 Männchen ein, von denen zehn gefangen wurden, zwei aber entwischten. Ein in der engen und starkbevölkerten Klostergasse im Zentrum von Frankfurt am Main wohnhafter Herr, Namens Riese, hatte ein gleichfalls verkrüppeltes Weibchen des überall nicht häufigen, aber in dortiger Gegend ganz besonders seltenen Pflaumenspinners (Lasiocampa pruni) aus der Raupe gezogen. Das Tier befand sich in einem Behälter vor dem Fenster, und es dauerte gar nicht lange, so kamen verschiedene Männchen angeflogen und machten sich um den Kasten, in dem das Weibchen sich befand, zu schaffen und suchten einen Zugang zu der Gefangenen.

Bei männlichen Schaben, auch bei Käfern kommen denen der Schmetterlinge im Bau sehr ähnliche Duftapparate vor; am merkwürdigsten aber ist die Thatsache, daß sie sich auch bei Netzflüglern, und zwar bei Frühlingsfliegen oder Köcherjungfern (Phryganidae) finden. Das ist deshalb besonders merkwürdig, weil die Schmetterlinge aus diesem Insektenstamm, oder wenigstens gemeinsam mit ihnen, aus einem dritten, ausgestorbenen hervorgegangen sind. Die betreffende, näher untersuchte deutsche Art heißt Sericostoma personatum, „das maskierte Seidenmäulchen“ auf deutsch. Die meisten Insekten haben an ihren Kiefern gegliederte Anhänge, die Kiefertaster oder Palpen. Diese fehlen denn auch dem „Seidenmäulchen“ nicht; während sie aber bei dem Weibchen aus einer Reihe von vier hintereinandergelegenen schlanken Stückchen bestehen, bilden sie beim Männchen rechts und links je ein einziges löffelförmiges, an der Innenseite ausgehöhltes Stück. Diese beiden Stücke legen sich, wenn der Apparat nicht in Thätigkeit ist, wie die Schalen einer Muschel mit dem Unterrand zusammen, während sich die ausgehöhlte Innenseite dicht an das Gesicht anpreßt, was um so eher ohne Nachteil und Störung geschehen kann, als die Frühlingsfliegen im ausgebildeten Zustand keine Nahrung zu sich nehmen. Die Höhlungen sind dicht ausgekleidet mit blassen, 1 mm langen und wahrscheinlich hohlen und am freien geknöpften Ende offenstehenden Haarschüppchen, die mit den in den Wandungen befindlichen Drüsen in Verbindung stehen werden. Durch den engen Verschluß kann die von den Drüsen abgeschiedene duftende Feuchtigkeit nicht unnütz verdunsten; diese Vorrichtung entspricht daher den Taschen der Schmetterlinge.

Beim Liebeswerben stellt sich das Männchen des Seidenmäulchens dem Weibchen gerade gegenüber, reißt sich die Maske vom Gesicht, das heißt, klappt die beiden Hohltaster auseinander, wobei die Haarauskleidung sich sträubt und ein wundervoller Vanillenduft dem Weibchen entgegenströmt.

Mikroskope, mit denen wir nun bald Moleküle, wenn nicht gar Atome sehen werden, und Mikrophone, mit denen wir fast das Gras wachsen hören können, haben wir bereits; entdecken wir nun noch Mikrosmen, oder wie die Instrumente einmal heißen werden, dann wird uns auch die Welt der feinsten, zartesten Düfte, Gestänke sowohl wie Wohlgerüche, erschlossen werden, und dann wird das Studium der Duftapparate der Insekten in ein neues Stadium treten.



Die Werbung.

Skizze von Karl Busse.

Man sah ihn auf der Straße stets im Zylinder. „Ich trage grundsätzlich keinen andern Hut," versicherte er. „Weicher Filz ist mehr für die Künstler."

Und Künstler liebte Wilhelm Heiderich gar nicht.

„Auch rein praktisch steh ich mich so am besten. Der Zylinder war nicht billig. Fünfzehn Mark hab ich dranwenden müssen. Aber er ist dafür auch schon im siebenten Jahr im Gebrauch und noch wie neu. Und nun denken Sie: in der gleichen Zeit hätt ich sieben Filzhüte zu je fünf Mark kaufen können!"

Wilhelm Heiderich war überhaupt sehr mit sich zufrieden. Sein ganzes Leben hatte er sicher eingeteilt und nützte es aufs beste aus. Mit zwanzig Jahren hatte er gesagt: wenn ich die Vierzig erreiche, werde ich so und so weit sein! Nun war er vierzig und hatte es richtig wahrgemacht. Wäre es anders gekommen, so hätte er sich dies nie verziehen. Dann würde er ja gelogen haben. Und er log niemals. Das vertrug sich mit seinen Grundsätzen so wenig wie der Filzhut.

Jeden Sonnabendabend brachte er bei den Waltherschen Damen in der kleinen Villa zu. Da war, würdig, weißhaarig, diskret, die alte Frau Walther, die Justizrätin. Da war ihre Tochter, dreißig Jahre erst und schon seit vier Jahren verwitwet, Frau Hella Sattler, die einen kleinen Knaben von fünf Jahren besaß. Man trank Thee und führte behagliche und nützliche Gespräche.

So war wieder ein Sonnabend vorübergegangen und ein Sonntag gekommen. Jeden Sonntagnachmittag saß Wilhelm Heiderich im Café Kaiserkrone, blätterte in den Zeitungen und musterte die Leute. Aber diesmal ging er am Café Kaiserkrone vorüber, ging weiter und weiter, bis er vor der kleinen Villa stand.

Frau Hella Sattler, die junge Witwe, war nicht schlecht verwundert.

„Sie, Herr Heiderich? Heut? Geht die Welt unter, oder ist sonst ein Unglück passiert? Mama würde sicher gleich Furcht haben, daß sie bei einem Bankkrach ihr Vermögen verloren hat."

Er lächelte nur.

„Ich habe doch zu der Anlage geraten." Das sollte heißen: wie kam ein von mir empfohlenes Unternehmen zu Grunde gehen?

„Nun, jedenfalls sind Sie willkommen. Aber Sie müssen mit mir vorlieb nehmen. Mama hält ihr Mittagsschläfchen. Trinken Sie eine Tasse Kaffee mit?"

Die Thüren zur Veranda standen offen. Kurt, der Fünfjährige, tummelte sich im Garten. Als er zur Begrüßung herangesprungen kam, hatte Wilhelm Heiderich ihm den blonden Kopf getätschelt und ihn wieder hinausgeschickt.

Man sprach von diesem und jenem. Hella Sattler sah ihn manchmal an, als wolle sie ergründen, was ihn herführte.

„Wie Sie hier ruhig wohnen," sagte er. „Die reine Friedensoase! Sie verstehen es, ein Zimmer fein und gemütlich zu machen."

Er sah sich um. „Die vertrauten Möbel . . . merkwürdig, wie sie am Tag aussehen. Ich sah sie fast nur abends. Und die Krone . . . die Krone ist ein Prachtstück."

Er stand auf, strich den schwarzen Rock glatt und trat näher. Er sah die Krone genau an. Dann nickte er fast freudig, atmete tief, nahm die Schöße zur Seite und setzte sich wieder.

Es war still. Erstaunt hatte ihm Frau Hella zugesehen.

„Seit wann interessieren Sie Kronen?"

„O — nur diese hier. Und nicht eigentlich die Krone." Er räusperte sich, zögerte einen Augenblick und sagte: „Ich möchte Ihnen etwas erzählen, gnädige Frau. Als wir gestern abend hier zusammensaßen und plauderten, gab es plötzlich ein kurzes, scharfes Klingen. Es war nichts, nur ein Zylinder war gesprungen. Sie standen auf. Der Riß war nur fein, man sah ihn wenig. ‚Wir brauchen diese Flamme gar nicht,' sagten Sie und drehten den Hahn aus. Da klang und knisterte es noch leise. Und da mußte ich an etwas denken, was ich erlebt habe. Davon möcht ich gern reden."

Das feine und kluge Gesicht der jungen Frau blieb ruhig. Nur die Augen lebten darin und fragten:

„Ich erkenn Sie heut nicht wieder, Herr Heiderich. Sind Sie deshalb hergekommen? Aber bitte — ich höre gern Geschichten."

Er nickte, ordnete seine Gedanken und sprach: „Ich bin immer sichere Wege gegangen und die geradesten. Nach links oder rechts abzuschweifen, hatte ich nie rechte Lust und auch keine Zeit. Da kam ich in eine Familie, die mir gefiel. Der Hausherr kreuzbrav und lustig, wenn er sich auch manchmal in allzuviel Gemütlichkeit etwas gehen ließ. Aber das mochte daher kommen, daß keine Frau ihm zur Seite stand. Die älteste Tochter hatte doch die Autorität nicht, die ihre verstorbene Mutter besessen haben mochte.

„Diese älteste Tochter leitete den Haushalt. Es war ein schönes, gutherziges, lustiges Geschöpf, etwas quirlig und sehr temperamentvoll. Sie spielte mit den jüngeren Geschwistern ganz anders, wie das ältere sonst thun. Einmal im Garten trat ich ein Sandhäufchen ein. Ganz erschrocken schrien die Kinder auf, und auch Le konnte einen wehen Ruf nicht unterdrücken. Le hieß sie oder ward sie genannt; ihr Vorname war Eleonore. ‚Das Wort ist wie eine Tagereise,' sagte Le, deshalb liebte sie die Abkürzung. Ich selbst kann solche Verstümmelungen nicht leiden.

„Kurz und gut: auch Le schreit ganz erschrocken auf: ‚Sie haben ja unser Schloß zerstört, Herr Heiderich!' — ‚Was?' sag ich und seh mich um. Das Jüngste beginnt zu weinen. Le selbst wollen die Thränen ins Auge treten. ‚Den Sandhaufen, meinen Sie?' frag ich kopfschüttelnd. ‚Ein Sandhaufen war es auch,' sagt sie traurig, ‚aber es war auch unser Schloß.'

„So spielt sie mit den Kindern, als wäre sie selbst erst sechs Jahre statt neunzehn. Sie lacht und weint mit ihnen. Manchmal klatscht auch links und rechts eine Backpfeife. ‚Das frischt die Liebe auf!' Und wirklich! Für ihre Le gingen die Gören durchs Feuer. ‚An ihrer Mutter hingen sie nicht so wie an der Schwester!' hat Vater Hartwig manchmal nachdenklich gesagt.

„Jetzt kommt etwas mir selbst fast Unverständliches. Nämlich, ich . . . hm . . . ich verliebte mich in die Le.

Unter der Eiche.

Unterm dunkelgrünen Dache einer Eiche.
Ueber uns der seidenweiche, sommerbleiche,
Blaue Himmel, duftend um uns rötlichbraune,
Harzige Fichtenstämme. Leises Grasgeraune.
Flügelschlagen zweier Dohlen hoch im Neste.
Raschelnd weht der laue, weiche Wind die Reste
Vom vergangnen Herbste übers flockige Moos.
Still in Frieden liegt mein Haupt in deinem Schoß,
Liegt auf meiner Stirne deine Mädchenhand,
Liegen unsre Augen liebend unverwandt
Ineinander; still in Frieden ziehen Lieder
Sommersinnig, liebesinnig hin und wieder
Durch die sonnige Seele mir . . .

Mit grauem Stifte
Schreib ich eines nieder, laß es in die Lüfte
Laufen mit den dürren Blättern um die Wette . . .
„Grüß die Welt vom Glück!“
An deiner goldnen Kette
Zieh ich küssend nieder deinen blonden Kopf . .
Durch den Wald klingt leises Spechtgeklopf . . .

Hans Benzmann.

HANNS ANKER

Es geschah so ganz von selbst. Ich hatte gar nicht damit gerechnet. Es war mir nicht einmal recht. Ich hatte mir klipp und klar meinen Weg vorgezeichnet, und Liebe und Heirat waren dabei nicht in Anschlag gebracht worden. Ich hab da bestimmte Grundsätze, mit denen ich Sie nicht langweilen möchte. Doch ein großer Teil des sozialen Elends ist auf allzufrühes Heiraten zu schieben.

„Und schließlich: wenn schon geheiratet werden mußte, dann sollte doch auch äußerlich und innerlich alles zu einander stimmen. Im vorliegenden Fall stimmten aber weder die Vermögensverhältnisse noch die Charaktere. Le war mir zu kindisch, zu quirlig — na, ich erzählte ja von dem Sandhaufen. Aber, lieber Gott, ich war wirklich verliebt.

„So kam es zwischen uns zur Verlobung. Ich darf wohl sagen, daß ich für sie eine gute Partie war. Nun, und dann regte sich wohl auch ihre Phantasie: ein ganz neues Leben sollte sie führen, in ganz andern Verhältnissen; vorm Altar sollte sie stehen, und was sich alles ihr aufdrängte. Sie war scheu und erwartungsvoll und glücklich. Und sie liebte mich wirklich sehr, alles las sie mir von den Augen ab.

„Die Hochzeit mußte wegen größerer geschäftlicher Unternehmungen, in die ich mich eingelassen hatte, verhältnismäßig lange hinausgeschoben werden. Und allmählich lernte ich recht sorgenvoll den Kopf schütteln. Le blieb auch jetzt noch recht kindisch. Und es traten doch Eigenschaften hervor, die mich stutzig machten.

„Einmal z. B. war ich da, und meine Braut stand vor dem Spiegel und zupfte eine neue Schürze zurecht. Ich liebe es, wenn ein Mädchen oder eine junge Frau im Haus Schürzen trägt. Aber hübsch müssen sie sein, mit Achselbändern. Und ich selbst hatte Le diese neue Schürze geschickt — ein Prachtding! Es ist nicht fein, das zu betonen — aber nur zur Charakterisierung: mit acht Mark fünfzig war sie ausgezeichnet, und für acht Mark bekam ich sie. Das ist für solch Ding ja sehr teuer. Doch ich freute mich, denn Le sah vorzüglich darin aus. Sie hatte etwas Hausfrauliches darin, etwas von so einer idealen Hausfrau, die kein Stäubchen duldet. Und sie dreht und wendet sich vor dem Spiegel und gefällt sich selbst.

„Da plötzlich geht im Garten ein Lärmen und Schreien los, und alles stürzt aufs Haus zu: ‚Le . . . Le! Ein Igel . . . ein Stachelschwein, Le . . . rasch . . . so komm doch, Le!‘

„Und sie jauchzt mit: ‚Ein Igel!,‘ kriegt einen roten Kopf, kann sich nicht lassen. Im Nu ist die neue Schürze abgebunden, hingeworfen und Le nach draußen gestürzt.

„Ich muß sagen, daß ich recht zornig damals war, obwohl ich sonst den Zorn nicht über mich Gewalt gewinnen lasse. Ich nahm die Schürze auf, legte sie sorgfältig zusammen, daß sie sich nicht faltig drückte, und ging dann nachdenklich auf und ab.

„Glühend vor Eifer kam Le nach einer Viertelstunde zurück.

„‚Warum warst du denn nicht mit draußen?‘ fing sie gleich an und wollte erzählen.

„‚Weil ich deine Schürze zusammenlegen mußte!‘ sagte ich kühl. Da merkte sie, daß ich ihr böse war.

„‚Ich hab sie . . . ja nur abgelegt, damit sie draußen nicht schmutzig wird,‘ verteidigte sie sich schüchtern.

„‚Dann ist es doch nicht nötig, sie einfach hinzuschleudern! Dann faltet man sie doch glatt und sauber zusammen!‘

„‚Aber es war doch ein Igel da!‘ erwiderte sie. Ihre Augen waren groß und voll Erstaunen. ‚Ein Igel!‘ wiederholte sie noch einmal, gleichsam um mir das Verständnis und die Wichtigkeit dieser Thatsache beizubringen. Wenn ein Igel da ist, hieß das, so muß man doch schnell machen und denkt nicht an die Schürze.

„Es gab in diesem Fall keine Brücke zwischen uns. ‚Du bist und bleibst ein Kind,‘ fuhr ich auf. ‚Du bist überhaupt noch nicht reif dazu, einem eigenen Haushalt vorzustehen. Diese Unordentlichkeit und Schlumperei kann ich für den Tod nicht leiden.‘

„Damit griff ich nach dem Hut.

„Le war dem Weinen nahe, scheu irrten ihre Augen über den Boden. Ein gescholtenes Kind, stand sie da. Das rührte mich wieder. Ich legte den Hut hin.

„‚Verzeih, wenn ich zu hart war. Aber jedes Ding muß seinen Platz und seine Ordnung haben, ob ein Igel da ist oder nicht. Das ist mein oberster Grundsatz. Danach mußt du dich auch richten.‘

„Sie versprach Besserung. ‚Du bist ja so gut. Bitte, bitte: du mußt immer gut zu mir sein.‘

„Ach ja, das war so weit wohl ganz hübsch. Aber — aber! Naturam expellas furca — pardon, dieser Zug, wollt ich sagen, lag mal so in ihr drin, war so mit Les ganzer Art verwachsen, daß man nicht dagegen ankam. Weder ich, noch sie! Beständig war sie auf der Jagd nach einem verlegten Schlüssel. Dann sah sie mich mit angstvoll-drolligem Gesicht von der Seite an, wirbelte ein paar Schübe um und kam endlich triumphierend mit dem Ausreißer zurück.

„‚Und die Schübe, Le?‘“

„‚Sowie ich fertig bin. Erst muß ich Kaffee 'rausgeben.‘

„Aber wenn ich am nächsten Tag kam und den Schub aufzog, lag er noch genau so verwühlt da wie gestern.

„Auf die Dauer ward das zu einer Qual für mich. Wenn gegen Prinzipien, die einem von Kindheit an eingeprägt und heilig sind, täglich verstoßen wird, so hält wohl auch die stärkste Liebe nicht stand. Immer klarer erkannte ich, daß unsere Naturen nicht zu einander paßten. Noch einmal ermahnte ich Le und deutete ihr an, in aller Zartheit natürlich, was sie zu gewärtigen habe, wenn diese kindische Fahrigkeit ihres Wesens sich nicht legte. Sie weinte und nahm sich sehr zusammen.

„Da war ich einst am Abend in ihrer Familie, als es ein leises Klirren und Klingen gab . . . ganz kurz. Der Zylinder sprang. Man sah den Sprung durchs Glas gehen.

„Le drehte die Flamme aus und zündete eine andere an. Ein paar Tage später kam ich hin und ward ins Zimmer geführt. Meine Braut war nicht sichtbar, sie ließ um fünf Minuten Geduld bitten. Ich langweil mich ein — zwei Minuten — da plötzlich fällt mir etwas ein. Ich geh nach der Krone, zieh sie herab. Der damals zersprungene Zylinder ist heil. Eben will ich die Krone wieder hochschieben, als mir etwas auffällt. Der Zylinder ist nämlich nur umgedreht, so daß der Sprung jetzt auf der andern Seite sitzt, von der aus der Besucher ihn nicht sieht.

„Da gab's auch bei mir einen Sprung und Riß. Das war der Tropfen, der das Gefäß zum Ueberlaufen brachte. Ich nahm meine Handschuh, trug dem Dienstmädchen auf, mich wegen Zeitmangel bei den Herrschaften zu entschuldigen, und verließ das Haus. Ich hab es nie wieder betreten. So lieb mich die Kleine

hatte und so sehr sie gelitten haben mag — es ging nicht. Nur einen Brief schrieb ich ihr, in dem ich, in aller Zartheit natürlich, von der Verschiedenheit der Charaktere sprach und die Verlobung löste!"

Wilhelm Heiderich atmete tief. „Daran," sagte er nach einer Pause, „erinnerte mich gestern das Klingen und Klirren des Glases. Und Sie müssen natürlich recht verstehen: es war ja nicht bloß wegen des Zylinders, das wäre ja lächerlich kleinlich, wenn es wohl auch begreiflich wäre, nein, es war das Ganze. In dem kleinen Zug offenbarte und bestätigte sich die Ce, wie sie leibte und lebte."

Frau Hella Sattler sah ihn lange an und nickte.

„Ich versteh schon, Herr Heiderich. Ich versteh alles." Ein leises Lächeln glitt um die feinen Linien ihres Mundes. „Aber nun," sprach sie herzlich weiter, „schämen Sie sich auch nicht und erzählen mir die Geschichte zu Ende. Oder soll ich es thun? Nicht wahr, seit gestern . . . seit das Glas hier sprang . . . haben Sie Sehnsucht nach Ce? So große Sehnsucht, daß Sie zu einem Menschen von ihr sprechen mußten! Daß Sie da gerad hierherkamen, dafür bin ich dankbar. Reden Sie nur — ich bitte Sie darum! Es ist seltsam, wie alles Begrabene mit einem Mal in solchen Stunden wieder aufersteht und uns in seinen Bann zwingt."

Wilhelm Heiderich war auf seinem Stuhl hin- und hergerückt. Jetzt räusperte er sich.

„Eigentlich," sagte er etwas unsicher . . . „eigentlich schließt die Geschichte anders, gnädige Frau. Ja . . . hm . . . es ist nämlich doch nicht meine Art, Verlorenem nachzutrauern. Selbst der beste Geschäftsmann hat ja mal Verluste. Was nützt es, daß ich ihnen unthätig nachklage? Nichts, gar nichts . . . ich bin ein grundsätzlicher Gegner davon. Vorwärtssehen, das ist mein Wahlspruch. Und in diesem Fall: ich darf mir das Zeugnis geben, was mir wohl auch kein anderer vorenthalten wird, daß ich mich korrekt benommen habe. Ich thät es heut nicht anders. Ce war für mich erledigt, als der Absagebrief erledigt war. Ich bin nicht herzlos — bewahre! Viel zu wenig sogar! Aber Schluß ist Schluß! Mit Abgethanem kann sich ein ernst strebender Mensch nicht aufhalten! Nein, die Geschichte soll ein anderes Ende haben."

Er gab sich einen leichten Ruck und setzte sich gerader. Er sprach jetzt feierlicher, als vorhin.

„Meine liebe gnädige Frau, glauben Sie mir, daß ich im vollen Verantwortlichkeitsgefühl und nach reiflicher Erwägung das Nachfolgende sage. Wohl hat mich dieser harmlose Zufall gestern an die Vergangenheit und meine Verlobung erinnert. Aber anders, als Sie annehmen. Nach Ce habe ich mich nicht gesehnt, nur nach einem gemütlichen Heim, nach einer geordneten Häuslichkeit, die dieses Kind mir doch hätte nie schaffen können. Auch ich selbst war damals wohl zu jung. Ich sagte wohl auch, daß diese ganze Geschichte eigentlich durchaus gegen meine Rechnung und Vornahme passierte. Seitdem bin ich älter geworden, ich hab erreicht, was ich wollte; mit viel größerer Sicherheit kann ich eine sorgenfreie Existenz garantieren. Und da erwacht allerdings immer stärker die Sehnsucht nach einer geordneten Häuslichkeit . . . nach einem gemütlichen Heim."

Er erhob sich plötzlich. „Gnädige Frau, wollen Sie . . . Sie mir dieses Heim schaffen?"

Blutrot fuhr sie auf und wich zurück.

„Herr Heiderich," sagte sie fassungslos, „was soll denn das? Sie . . Sie vergessen sich . . "

„Ich vergesse mich niemals. Bitte, hören Sie mich noch wenige Minuten an . . . nur wenige Minuten. Ich habe Ihnen doch auch manchen Dienst schon leisten können, gewähren Sie mir nur das eine: lassen Sie mich ausreden."

Hella Sattler hatte sich gefaßt. Sie sah nach draußen, in den Garten, wo ihr Knabe spielte. Dann zuckte sie die Achseln, schob ihren Stuhl etwas zurück und setzte sich.

„Ich danke," sagte Wilhelm Heiderich.

„Nur einige freimütige Worte, gnädige Frau . . . ich werde, das ist wohl selbstverständlich, nicht aus den Grenzen gehen. Ich will nur kurz hervorheben, daß ich, so lange ich das Glück habe, in diesem Haus verkehren zu dürfen, die tiefste Verehrung für Sie hege, die immer stärker ward, bis . . . bis Sie jetzt . . . nein, ich bitte Sie, nicht ungeduldig zu werden! Sie wissen, was ich sagen will. Ich kann das wohl auch schlecht ausdrücken. Aber ich hoffe, Sie kennen mich gut und lange genug und kennen mich so, daß mein Charakter und die Stellung, die ich mir errungen, Ihnen eine sichere Gewähr bieten. Es eint sich alles so glücklich . . . vieles, was sich jetzt nicht andeuten läßt . . . nach allen Richtungen habe ich überlegt, und der Kopf sagte freudig Ja, nachdem das Herz schon lange vorher sein Ja gesprochen. Und nun heute . . . lachen Sie mich aus, ich bin sonst gar nicht abergläubisch, das würde gar nicht zu mir passen . . . aber heut war ich es fast. Geh hin, sagte ich mir . . . gestern der Zylinder . . . das soll die Entscheidung sein. Ob es noch der alte zersprungene ist oder ein neuer. Deshalb ging ich vorhin zur Krone. Es ist ein neuer, gnädige Frau!"

Nun lachte sie, fast wider Willen. Und mit leisem, etwas kühlerem Lachen sagte sie kurz: „Dann müssen Sie das Stubenmädchen beloben, Herr Heiderich!"

„O bitte, Sie wollen mich nicht verstehen. Es war ja doch nur ein Aberglaube . . . allerdings daneben ein kleines Symptom. Ob sie darum wußten oder nicht — es zeugt für den Geist des Hauses. Wie die Herrin, so die Dienerin. Und es freute mich . . . es freute mich. Da wissen Sie alles. Mein Herz . . . kann ich Ihnen ja nicht zeigen. Und so frag ich noch einmal: wollen Sie . . . Sie mir das Heim schaffen, nach dem ich mich sehne?"

„Nein, bitte" — er hob die Hand, als sie erwidern wollte — „nicht jetzt antworten! Ich glaube, ich hab da ein richtiges Prinzip: die wichtigsten und weitesttragenden Entscheidungen soll man nicht gleich treffen. Eine Nacht soll mindestens darüber hingehen. Viel ändert sich in wenigen Tagen und Stunden. Das ist Ihnen jetzt überraschend gekommen, es wird Ihnen morgen weniger seltsam erscheinen. Und so Gott will, wird sich auch bei Ihnen Herz und Kopf für ein Ja entscheiden, ob auch in dieser Minute das Nein Ihnen näherliegen mag. Schreiben Sie mir, schreiben Sie mir morgen oder übermorgen eine Zeile, gnädige Frau, und möge diese Zeile ein Glück begründen."

Wilhelm Heiderich küßte noch die schmale Hand, bat um Empfehlung an die Frau Mutter, hob im Garten den Jungen in die Höhe und ging.

Hella Sattler sah ihn nicht mehr. Die Mauer, die den Garten von der Straße schied, war zu hoch. Nur sein Zylinder ragte wie abgeschnitten darüber hinaus, steif, schwarz, glänzend, trotzdem er im siebenten Jahr im Gebrauch war. Dann verschwand auch er.

Die junge Frau hatte die Lippen zusammengepreßt. Ein herber Zug kam dadurch in ihr Gesicht. Auf und

ab schritt sie. Ihren Knaben schickte sie der Mutter hinauf. Sie wollte allein bleiben.

Die Stunden rannen. Es wurde dämmerig, es wurde dunkel. Nur das blankgeriebene Glas des neuen Zylinders blitzte wohl auf.

Zornig sah Hella Sattler empor.

„Warum haben Sie hier den Zylinder gewechselt?" fragte sie, noch immer in diesem Groll, das Stubenmädchen, das sich erkundigte, ob das Gas angezündet werden sollte.

Sie wußte die Antwort voraus. Sie litt nichts Halbes und Angebrochenes im Haus.

„Schon gut. Gas brenn ich nicht erst . . . wir nehmen den Thee oben. Aber . . . ja, zünden Sie mir die Kerze an. Es wird genügen."

Die zitternde Flamme erschreckte das Dunkel, daß es zurückwich, sich in die Winkel und an die Wände drängte und dort sich furchtsam hin- und herbewegte, je nachdem die feindliche Flamme sich hierhin oder dorthin bog. Der rötlich gelbe Lichtschein fiel über schmales Briefpapier und streifte zärtlich die schmale Frauenhand.

„Geehrter Herr!

Ich verkenne die Ehre gewiß nicht, die Sie mir heut anthaten, aber nach reiflicher Erwägung muß ich sie ablehnen. Denn ich selbst kenne mich zu genau, um nicht zu wissen, daß ich nur zu oft gegen viele Ihnen mit Recht teure Grundsätze verstoßen würde. Es thut mir leid, Ihnen nichts anderes sagen zu können, aber ich tröste mich damit, daß Sie dem Verlust nicht nachzuhängen pflegen, sondern tapfer vorwärtsschauen. So kann es nicht ausbleiben, daß bald eine gewiß bessere und Sie mehr beglückende Wahl von Ihnen getroffen wird."

Der Lichtschein freut sich über die klaren Schriftzüge, über die sichere, ruhige Hand, die nach kurzer Formel ebenso klar den Namen schreibt. Dann wird der Brief kouvertiert.

Frau Hella Sattler atmet tief und bläst ins Licht, daß es zuckt und sterben will. Wie besessen tanzen die Schatten an den Wänden empor, als wollten sie der Niederlage des feurigen Feindes zusehn. Die Flamme erlischt, das Dunkel hat gesiegt. Nur ein Fünkchen glimmt noch, die wieder vereinten Schatten achten seiner kaum.

Da geht die junge Frau langsam nach oben.

„Was hast du?" fragt die Mutter. Die alte Justizrätin sieht auch jetzt würdevoll aus. „Du wolltest allein sein?"

„Nichts," erwiderte Hella Sattler, „nichts von Bedeutung." Und lachend, als schüttle sie etwas ab: „Man hat manchmal die dümmsten Wünsche — richtige Backfischwünsche. Weißt du, was ich eben gewünscht hab? Einmal wieder recht ungezogen zu sein."

Sie hob lachend die Arme. „Herzhaft ungezogen," wiederholte sie. „Gegen alle Grundsätze, Mama!"

Leberecht Hühnchen und sein Dichter.

Von Paul Remer.

Am 25. Juni feiert Heinrich Seidel, der Dichter des Leberecht Hühnchen, seinen sechzigsten Geburtstag. An Glückwünschen aus aller Welt wird es dem Jubilar nicht fehlen; am Ausgang seiner kleinen, stillen Selbstbiographie „Von Perlin nach Berlin" konnte er mit freudiger Genugthuung feststellen, daß seine Schriften überall zahlreiche treue Freunde und Gönner gefunden haben. Allerdings ein Jahrzehntlang hat auch er fast ausschließlich für die Kritiker (ein wenig dankbares Publikum!) dichten müssen, und der Absatz seiner Bücher bestand wesentlich in den Rezensionsexemplaren. Bis er dann in glücklicher Stunde den Leberecht Hühnchen formte und ihm seinen lebendigen Odem einblies. Dieser genügsame, sonnige Mensch mit dem Talent zum Glück bezwang die deutsche Menschheit, die sonst ihren lebenden Dichtern wenig Vertrauen entgegenzubringen pflegt.

Heinrich Seidel ist mecklenburgischer Pastorsohn: er wurde am 25. Juni 1842 in dem Dorf Perlin bei Wittenburg geboren. Die Familie Seidel war bereits seit mehreren Geschlechtern mit dem Dichten erblich belastet; Urgroßvater, Großvater und Vater reimten und fabulierten in ihren Mußestunden. Besonders der letzte, Heinrich Alexander Seidel, zeichnete sich im religiösen Lied und in der Volkserzählung aus, und seine Geschichte aus dem dreißigjährigen Krieg „Balthaser Scharfenberg" findet noch heute Leser und Käufer. Auch der junge Heinrich Seidel begann schon früh, Geschichten zu ersinnen, Reime zu fangen und Spottlieder auf Lehrer und andere Autoritäten zu singen. Dafür war er aber auch ein spottschlechter Schüler, der es nicht weiter brachte als bis zur Einsegnung und dann die Schweriner Domschule wegen mangelnden Fortkommens verlassen mußte. Sein ehrlicher Haß gegen alle Gelehrsamkeit ließ ihn nun einen praktischen Beruf wählen — der Dichter wollte Maschinenbauer werden.

Im Jahr 1860 ging Heinrich Seidel als stud. ing. auf das Polytechnikum von Hannover. Hier verlebte er eine fröhliche, an lustigen Streichen reiche Studentenzeit, über deren Ende nur der Tod des Vaters einen finsteren Schatten warf. Hannover ward vor allem für den Dichter von größter Bedeutung, da er hier das Urbild seines Leberecht Hühnchen kennen lernte. Es war sein Landsmann Karl Hohn, ein mecklenburgischer Küstersohn, der gleichfalls das Maschinenbaufach studierte. Heinrich Seidel erzählt von ihm, daß immer etwas wie Sonnenschein von ihm ausging (trotz einem sehr geringen Monatswechsel!) und er allem eine heitere Seite abzugewinnen wußte. Er steckte stets voll der schnurrigsten Einfälle und Vorstellungen, die seine heimliche Freude, seinen inneren Reichtum ausmachten. So stammt von ihm aus jener Zeit „die Erfindung des berühmten eisernen Ofens, der aufgezogen wird, in der Stube auf Gummischuhen so lange herumläuft, bis er warm ist, und sich dann in die Ecke stellt und heizt". Auch den fidelen Abend für dreißig Pfennig, dessen Schilderung den Eingang zu Leberecht Hühnchens stiller Welt schmückt, haben die beiden abgebrannten Studenten damals in Hannover zusammen verlebt. Aber zwanzig Jahre sollten noch ins Land gehen, bevor in der geheimnisvollen Werkstatt der dichterischen Erinnerung Karl Hohn seine Auferstehung als Leberecht Hühnchen feierte.

Vorläufig mußte der Dichter vor dem Maschinenbauer in den Hintergrund treten. Heinrich Seidel machte zunächst aus sich einen tüchtigen Praktikus, der im Ingenieurfach seinen Mann stellte. Sein schönster Ruhmestitel wurde hier die Konstruktion des mächtigen eisernen Hallendachs im Anhalter Bahnhof zu Berlin. Nach Vollendung dieser großen Aufgabe hing er kurzentschlossen den Praktikus an den Nagel und ward Dichter — nur Dichter! Zwei Jahre darauf (1882) ließ er den ersten Bericht von Leberecht Hühnchen erscheinen, und



Heinrich Seidel, 60 Jahre alt.

Der Dichter im Garten seiner Villa zu Groß-Lichterfelde bei Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

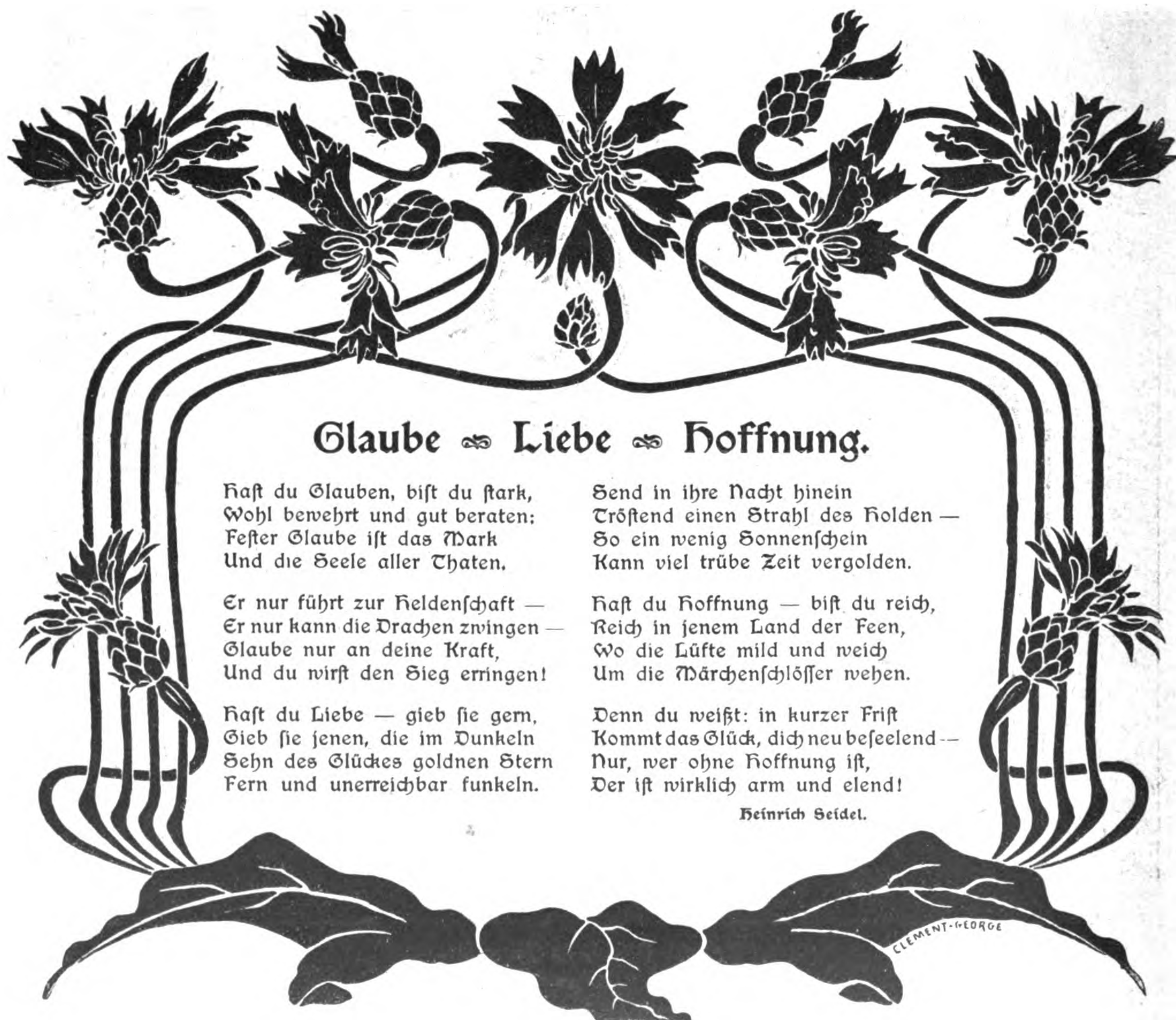
dieser seltene und seltsame Mann wußte gleich eine größere Gemeinde um sich zu scharen. Noch des öftern hat der Dichter von ihm erzählt, und er hat ihn selbst bis zur Großvaterwürde hinauf in seinem Leben geleitet. Die Geschichten von Leberecht Hühnchen sind vor kurzem in einer geschmackvollen Gesamtausgabe vereinigt worden, und trotz der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft und den lose eingefügten Histörchen wirkt das Buch doch wie aus einem Guß. Leberecht Hühnchens lächelnde Lebensweisheit giebt die Einheit, ist die Sonne am Himmel, um die diese kleine, bunte, besondere Welt in fröhlichem Reigen kreist.

Heinrich Seidel neigt zur Idylle, zu einem Leben im Eigenen und Kleinen — das hat er aus Mecklenburg mitgebracht. Der Mecklenburger sieht nicht viel weiter als bis zu seiner Nasenspitze, und wo der Himmel auf der Erde steht, hört die Welt sicherlich für ihn auf. Aber in diesem kleinen Umkreis ist er dafür auch völlig heimisch und aufs innigste vertraut mit Menschen und Dingen. Was er draußen an Weite verliert, gewinnt er drinnen an Tiefe und Fülle. Leberecht Hühnchen ist, wie sein Urbild, auf mecklenburgischem Boden erwachsen, obwohl der Dichter ihn in einem berlinischen Vorort sein Leben abspinnen läßt.

In dieser Gestalt ist das stille, frohe Genügen im Kleinen und Eigenen verkörpert, das das Wesen des bodenständigen Mecklenburgers ausmacht. Andrerseits jedoch ist Leberecht Hühnchens beschränktes Reich wieder ganz ohne Grenzen und wächst in unermeßliche Formen hinaus: er hat die seltene Gabe, im kleinsten Wassertropfen das ganze große Weltall zu sehn. Eine Weintraube, die ihm Sonne und Regen an der Gartenwand gereift haben, giebt ihm das Stolzgefühl, Herr über alle Kräfte des Himmels und der Erden zu sein. In einem einzigen Ei verzehrt er ungezählte Geschlechter von Hühnern, die aus ihm hätten entstehen können, und das nennt er in Wahrheit schlampampen! In seinem kleinen, engen Haus reist er über die ganze Erde, vom Südpol bis zum Nordpol — denn infolge der undichten Fenster giebt es alle Wärmegrade und Klimaunterschiede in seinen Zimmerchen, vom Südpol bis zum Nordpol!

Dieses Hinausträumen in die Ferne, diese Sehnsucht, die Enge zu überwinden und die große, freie Welt zu gewinnen, ist die andere Seite im Wesen des Mecklenburgers. Meist streiten sich Heimweh und Fernweh in seiner Seele, und er weiß keine Versöhnung — er wird heimatlos. Heinrich Seidel aber hat es vermocht, die beiden feindlichen Gewalten im Humor miteinander zu versöhnen. Leberecht Hühnchen zwingt die große Welt in seine kleine hinein, und sein ganz einzigartiger Humor entspringt daraus, daß Enge und Weite, Kleines und Großes friedlich neben- und ineinander wohnen. Das giebt ihm auch seine allgemein-menschliche Bedeutung und sollte ihn vor dem Vorwurf des Philistertums schützen, den hie und da allzu überlegene Geister wider ihn erhoben haben.

Leberecht Hühnchen wird unter uns leben, solange wir auf dieser kleinen Erde uns wohnlich einrichten müssen und gezwungen sind, von ihr aus die große Welt zu erobern — in unserer Phantasie!



Glaube – Liebe – Hoffnung.

Hast du Glauben, bist du stark,
Wohl bewehrt und gut beraten:
Fester Glaube ist das Mark
Und die Seele aller Thaten.

Er nur führt zur Heldenschaft —
Er nur kann die Drachen zwingen —
Glaube nur an deine Kraft,
Und du wirst den Sieg erringen!

Hast du Liebe — gieb sie gern,
Gieb sie jenen, die im Dunkeln
Sehn des Glückes goldnen Stern
Fern und unerreichbar funkeln.

Send in ihre Nacht hinein
Tröstend einen Strahl des Holden —
So ein wenig Sonnenschein
Kann viel trübe Zeit vergolden.

Hast du Hoffnung — bist du reich,
Reich in jenem Land der Feen,
Wo die Lüfte mild und weich
Um die Märchenschlösser wehen.

Denn du weißt: in kurzer Frist
Kommt das Glück, dich neu beseelend —
Nur, wer ohne Hoffnung ist,
Der ist wirklich arm und elend!

Heinrich Seidel.

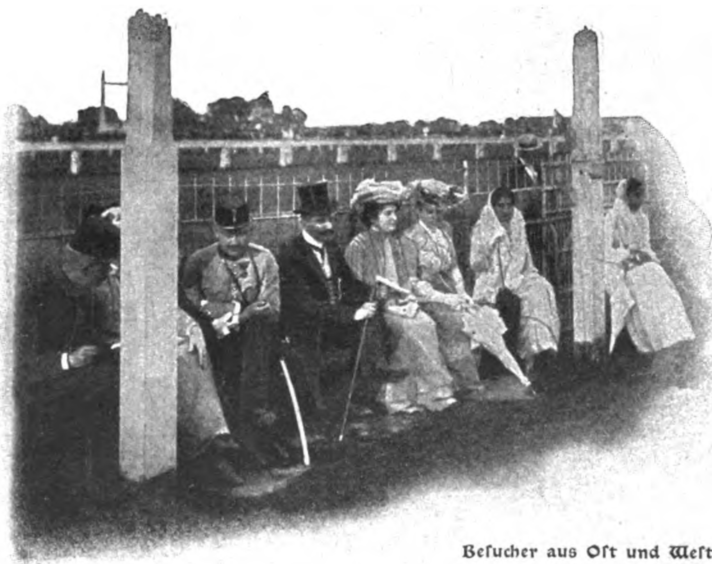


Vor der Hofloge.

Das österreichische Derby.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Michael Dietrich, München.

Das 35. österreichische Derby ließ an Sensation nichts zu wünschen übrig. Der allgemeine Favorit Hazafi wurde geschlagen, Sieger blieb das Glückspferd Clubar, das den vorjährigen wertvollen Austriapreis gewann, weil das deutsche Pferd Edgardo, das als erstes am Ziel ankam, wegen Anreitens des Sieges verlustig erklärt wurde. Der letzte Outsider Kiss me kam dicht hinter dem Sieger als Zweiter ans Ziel, und zuletzt wurde der Favorit, der sich den Platz als Dritter erobert hatte, auch noch disqualifiziert, weil ihn sein Reiter Van Dusen, einer der populärsten Jockeys, ein unerlaubtes Manöver ausführen ließ, mit dem er Apollo, der große Chancen hatte, Erster zu werden, überholte. Daß der Renngerichtshof im Derby eingreifen mußte, ist schon an sich ein Ereignis, und als die rote Protesttafel aufgezogen wurde, war die Erregung stärker als während des Rennens selbst. Der erste Sonntag im Juni brachte ein echtes und rechtes Derbywetter, wie es sich die Wiener nicht schöner wünschen konnten. Drei Hauptverkehrsadern führen den Menschenstrom in die Freudenau: die Staatsbahn, der Donaukanal und die Hauptallee des Praters, in der sich das malerische Bild entwickelt. Gleichzeitig mit den Fußgängern starten am Praterstern die Komfortables, die Einspänner, bis dann um halb drei Uhr die wilde Jagd der Fiaker und Equipagen beginnt, die gegen vier Uhr den letzten Derbybesucher an der Barriere der Rennbahn abgesetzt haben.



Besucher aus Ost und West.

Im Innern der Rennbahn, auf dem Zwanzigkreuzerplatz, lagerte lange vor Beginn des Rennens eine nach vielen Tausenden zählende Menge. Aber auch auf dem Zweiguldenplatz herrschte lebensgefährliches Gedränge. Der Sattelraum vereinigte alles, was in Wien zur Gesellschaft gezählt wird. In den Logen hatten die älteren Damen Platz genommen, auf der Jockeyklubtribüne drängten sich ausschließlich Herren, Damen und Herren wogten im Sattelraum durcheinander, wo immer die großartigste Toilettenmuste-


Das Rennen.

rung des ganzen Jahres stattfindet. Zuerst wird festgestellt, wer vom Hof da ist, man grüßt die größte Pferdeliebhaberin Wiens, die Erzherzogin Marie Therese, mit ihren Töchtern Annunziata und Elisabeth, das Brüderpaar, die Erzherzöge Otto und Ferdinand Karl. Ersterer hat seinen Sohn zum erstenmal auf den Rennplatz mitgenommen, den Erzherzog Karl Franz, der vielleicht in Anbetracht des baldigen freudigen Ereignisses, das beim morganatisch vermählten Erzherzog Franz Ferdinand in Konopischt erwartet wird, in neuster Zeit aus der Verborgenheit seines Kinderdaseins in die Oeffentlichkeit tritt. Auch der ledige Bruder des Kaisers, Erzherzog Ludwig Viktor und Erzherzog Leopold Salvator, der Luftschiffer, mit seiner Gemahlin Blanca waren anwesend. Der Sattelraum ist groß genug, daß die drei- oder vierhundert Personen, die die elegante Gesellschaft Wiens ausmachen, umhergehen können. Die Damen lassen ihre kurzen Schleppen auf dem Rasen gleiten und raffen sie — warum? Nur, weil das


Konkurrentinnen um den Schönheitspreis.

graziöser kleidet. Es mußte schon eine Sensationstoilette erster Ordnung sein, die in diesem Gewühl der Eleganzen auffiel — und dennoch gab es solche. Prinzessin Marie Pleß erschien in einer blau, rosa und lila gemalten Gazetoilette und trug dazu einen viereckigen Schäferinnenhut, von dessen Rändern Blumen und Spitzen fielen, und der unter dem Kinn mit einer großen rosa Schleife gebunden war. Ueberhaupt waren die gemalten Batist- und Gazekleider in der großen Mehrzahl, dazu riesige Hüte mit Federn, Blumen, Schleifen, alles in überlebensgroßen Dimensionen und zartesten Farben. Eine große Anzahl von Damen trug die Federboa, selten weiß, am häufigsten blaßblau. Frau Schratt, die seit kurzer Zeit von ihrer Frühjahrsreise zurückgekehrt ist und den sie umdrängenden Kavalieren eifrig von Teneriffa erzählte, hatte sich ihre Derbytoilette aus Paris mitgebracht und erregte dementsprechend Aufsehen damit. Es war eine schwarze Tülltoilette, ganz mit großen Sternen aus


Rennstallbesitzer zur Parade des Derby.



Die Tribüne der Sportsmen.

gelbem Stroh übersät und mit einer Bordüre aus demselben Material umrandet. Selbstverständlich hatte sie auch einen schwarzgelben Hut und in der Hand gelbe Marschall Niel-Rosen.

Unsere Momentaufnahmen geben ein anschauliches Bild von dem bunten, bewegten Leben und Treiben auf dem grünen Rasen. In der Hofloge die Mitglieder der kaiserlichen Familie und auf dem Sattelplatz die ganze sportliebende Gesellschaft der schönen Donaustadt. Das ist ein Winken, Grüßen und Händeschütteln, hier bilden sich Gruppen, dort finden sich einige gute Freundinnen zusammen — wer kennt all die tiefen Geheimnisse, die zwischen zwei Rennen von schönen Lippen ausgeplaudert werden? Sogar aus weiter Ferne hat der Ruhm des österreichischen Derby Besucher und Besucherinnen angelockt: ohne Furcht vor den gestrengen abendländischen Gesetzen hat sich ein indischer Großkaufmann mit seinen drei Frauen nach der Freudenau gewagt. Dichtbesetzt ist die Tribüne der Sportsmen, aus ganz Oesterreich-Ungarn haben sich die Rennstallbesitzer eingefunden um dem bedeutsamen Tag beizuwohnen. Kopf an Kopf drängt sich die Menge an der Barriere, und Tausende bewaffneter Augen folgen den laufenden Pferden — alles in allem ein wahrhaft glänzendes Derby, wenn der Tag auch keine besondere Sensationen brachte, wenn auch kein Pferd mit wirklich überragenden Leistungen lief.



Fürst Karl Trautmannsdorf,
der neue Präsident des Jockeyklubs.



Derbysieger Llubar.



Auf dem Sattelplatz in der Freudenau.



Kinderzimmer im Asyl.

Ein Berliner Kinderheim.

Hierzu 2 Spezialaufnahmen für die „Woche“

Mitten unter den alten nüchternen Häusern der Kürassierstraße in Berlin erhebt sich hinter eisernen Gitterthüren ein massiver, romanischer Bau, der eher einem mittelalterlichem Schloß, denn einer wohlthätigen Stiftung gleicht — es ist das Berliner Kinderasyl. Zur Errichtung eines Findelhauses erbte die Stadt Berlin von dem Ehepaar Schmidt eine Stiftung im Betrage von 1 153 000 Mark, die sich später vermehrte durch den etwa eine Viertelmillion betragenden Eduard Gallischen Nachlaß. Es war schwierig, einen Modus zu finden, der die Verwendung im Sinn der Erblasser unter gleichzeitiger Befriedigung der Prinzipien moderner Armenpflege gestattete. Anstelle eines Findelhauses, das eine recherchenlose, anonyme Aufnahme von Kindern vorausgesetzt hätte, mußte ein Institut treten, das sich in den Rahmen der öffentlichen Armen- und Waisenverwaltung einfügte, und so entstand das Asyl. Seine Organisation, obgleich sie von der eines Findelhauses wesentlich verschieden ist, erfüllt dennoch dieselben Aufgaben, sie wird der Fürsorge für legitime und illegitime Kinder gerecht. Vor kurzem erst ist dies neuerdings anerkannt worden, indem die Testamentsvollstrecker des bekannten, im Vorjahr verstorbenen Musikverlegers Fritz Simrock sich bereit erklärt haben, das zur Erhaltung eines Findelhauses bestimmte Legat von 20 000 Mark der Schmidt-Galli-stiftung zuzuweisen. Die im Juni 1901 eröffnete Anstalt füllt eine Lücke in der bisher bestehenden Kinderfürsorge aus, sie dient nicht dazu, eine kleine Zahl von Kindern aufzuziehen, sondern möglichst vielen das Leben zu retten. Als Mittel, die Lage der in fremde Familienpflege gegebenen Kinder zu verbessern, sind sorgfältige Auswahl der Zieheltern, Gewährung ausreichenden Kostgeldes und genügende Ueberwachung seitens geschulter, weiblicher Aufsichtsorgane in Vorschlag gebracht worden. Diesen Weg haben verschiedene deutsche Städte beschritten, seit kurzem auch Berlin und Charlottenburg. Trotz dieser Reformen bleiben jedoch die Kostkinder, namentlich in den ersten Lebensmonaten, einer hohen Erkrankungs- und Sterblichkeitsgefahr ausgesetzt, da sie vielfach von schwächlicher Konstitution und schon in den ersten Lebenstagen der mütterlichen Nahrung und Wartung beraubt, einer Fürsorge bedürfen, die ihnen bei den in ärmlichen Verhältnissen lebenden Stiefmüttern kaum je geboten werden kann. Das Kinderasyl wurde daher vorwiegend dazu bestimmt, als Uebergangsstation zu dienen, in der die dem Mutterarm entrissenen Säuglinge gepflegt und gekräftigt werden, bis sie ohne allzu große Gefahr Zieheltern überantwortet werden können. Die Dauer des Aufenthalts richtet sich nach dem Gesundheits- und Kräftezustand des Kindes. Die Mehrzahl gelangt etwa im Alter von ein bis drei Wochen zur Aufnahme und verweilt einige Monate lang im Asyl, Schwächliche und Leidende werden so lange als erforderlich behalten.

Die nach späterer Uebergabe der Asylkinder an Pflegeeltern gemachten Erfahrungen sind, so weit die kurze Zeit ein Urteil gestattet, günstig. Häufig entwickelt sich wirkliche Zuneigung und inniges Empfinden aus der steten Sorge um das kleine Wesen, und bei kinderlosen Zieheltern in nicht allzu dürftigen Verhältnissen dürfte mancher der kleinen Fremdlinge eine dauernde Heimat finden.

Eine Rekonvaleszentenpflege, die versuchsweise eingerichtet wurde, hat sich gleichfalls gut bewährt. Kinder, die noch besonderer Sorgfalt bedürfen, werden nicht aufs Land, sondern in Berlin in Pflege gegeben, und zwar gegen ein erhöhtes Pflegegeld von dreißig Mark

monatlich. Dafür haben die Ziehmütter die Verpflichtung, mit ihrem Schützling regelmäßig zur ärztlichen Untersuchung zu erscheinen, weitere Vorschriften für die Behandlung des Kindes entgegenzunehmen. Ist das Kind genesen, so können sie es entweder zum üblichen Pflegesatz, der am 1. April von 18 auf 21 Mark erhöht wurde, behalten, oder sie werden, wenn sie sich besonders gut für die Heranziehung schwächlicher Kinder eignen, veranlaßt, eine neue Rekonvaleszentenpflege zu übernehmen. Seit Bestand des Asyls sind etwa 1300 Kinder daselbst beherbergt worden.

Allgemein ist im Publikum die Ansicht verbreitet, die gemeinsame Unterbringung einer größeren Zahl von Kindern sei von erhöhter Sterblichkeit untrennbar. Zu dieser vorschnellen Verdammung liefert das Asyl ärztliche und häusliche Leitung, aufopfernde Pflege und erhebliche Kostenaufwendungen — jedes im Asyl verpflegte Kind kostet den Tag etwa 2 Mark.

Dem Erbauer des Asyls, Stadtbaurat Hoffmann, ist es völlig gelungen, das Nützliche mit dem Schönen zu einen. Außen- und Innenarchitektur sind bis in die kleinsten Einzelheiten geschmackvoll und zweckmäßig. Helle, breite, luftige Korridore mit gewölbten, mosaikgeschmückten Decken, ins Freie geöffnete Bogengalerien, die bei schönem Wetter als Liegehallen für die Kinder dienen, hohe luftige Zimmer mit großen Fenstern, durch die Luft und Licht hereinströmen, allenthalben abwaschbarer Oelanstrich, heller Firniß, sauberes Emaille. Weißlackiert die reinlichen Metallbettchen, deren je 8 eine der 10 Stationen des Asyls bilden; hellgraulackierte



In der Baracke des Asyls: Die Oberin bei der Vorvisite.

einen überzeugenden Gegenbeweis. Es führt gerade den schwierigsten Teil der Kinderpflege in den allerersten Monaten, ferner besonders die Aufziehung Schwächlicher und zu Frühgeborener, die oft in wenig aussichtsreichem Zustand eingeliefert werden, durch; aus der erfolgreichen Weise, in der es dieser doppeltschweren Aufgabe genügt, ergiebt sich von selbst, daß die weitere Versorgung der größeren, kräftigeren Säuglinge auf keine Hindernisse stoßen würde. Die bisherige Sterblichkeit betrug etwa 10 Prozent, bleibt somit noch hinter der für die wohlhabenden Kreise berechneten Säuglingssterblichkeit zurück. Allerdings ist ein solches Resultat erst möglich, seitdem die Fortschritte der modernen Wissenschaft so viel Erkrankungsursachen aufgeklärt haben und in peinlichster Reinlichkeit, in der Anwendung von Asepsis und Antisepsis die Wege zur Verhütung und Bekämpfung der Massensterblichkeit gaben. Die Durchführung der erforderlichen Maßregeln verlangt die gewissenhafteste

Schränke und Stühle, in schlichten und originellen Formen, mit bunten Motiven geschmückt. In jeder Kinderstation eine vorzügliche Badeeinrichtung, stets mit warmem und kaltem Wasser versehen, für jedes Kindchen das eigene Waschzeug, daneben Bäuschchen, die nach jedesmaligem Gebrauch vernichtet werden. In jedem Stockwerk eine Vorrichtung mit strömendem Wasser, zum Spülen der Windeln. In einer eigenen Baracke sind die mit Erkältungen, mit Schnupfen und Husten behafteten Säuglinge untergebracht. Der Ernährung wird als wichtigsten Bestandteil der Pflege besondere Sorgfalt zugewendet. Sieben Ammen, die auch ihre eigenen Kinder bei sich behalten dürfen, nähren die Allerschwächsten, für die natürliche Nahrung unerläßlich ist; die andern werden mit sterilisierter Milch aufgezogen, die in einer eigenen Milchküche unter Anwendung aller modernen Apparate erzeugt und in gebrauchsfertigen Portionsfläschchen auf die einzelnen Stationen verteilt

wird. In der Milchküche erfolgt auch die Zubereitung der besonderen Diäten, der Nährpräparate und Mischungen nach ärztlicher Vorschrift. Von hohem Interesse sind die Brutkästen; Glasbehälter, in denen unter Anwendung gleichmäßiger, erwärmter Temperatur und Absperrung der rauhen Außenluft die kleinen Frühgeburten herangebrütet werden.

Die ärztliche Leitung des Hauses liegt in den Händen eines Oberarztes, dem ein ständig im Asyl wohnender Assistenzarzt zur Seite steht; die Leitung der Kinderwartung und des wirtschaftlichen Teils fällt der Oberin zu, unter Beihilfe einer Schwester; für jede der 10 Stationen ist eine eigene Wärterin vorhanden, daneben 5 Nachtwärterinnen, die während der Nachtstunden stets 2 Stationen zu versorgen haben. Das Asyl ist der Waisenverwaltung angegliedert, die sowohl die spätere Ueberwachung der aus dem Stiftungsgeld in Kost gegebenen Kinder übernimmt, als auch ihre eigenen Pfleglinge, so weit Belegraum vorhanden, gegen Erstattung der Kosten an die Stiftung, dort unterbringt. In seiner gegenwärtigen Größe wird das Haus alljährlich etwa 1200 Kindern als Durchgangsstation dienen, eine Zahl, die freilich noch angesichts des bestehenden Bedürfnisses viel zu geringfügig ist.

Die sachgemäße Lösung des Mütter- und Kinderschutzproblems ist erst in ihren Anfangsstadien. Hunderte verlassener und mittelloser Mütter müssen ihr Kind, ehe sich noch eine Empfindung der Liebe für den kleinen Erdenbürger entwickeln konnte, in Pflege geben. In den fremden Zieheltern erzeugt die Sorge um den fremden Pflegling oftmals die zärtlichsten Empfindungen, während in der eigenen Mutter der Kampf ums Brot und die frühe Trennung von dem Kind die natürlichen Gefühle ersticken. Wie jeder Säugling ein Anrecht auf die Nahrung und Pflege der eigenen Mutter hat, müßte es jeder Mutter möglich sein, ihre natürlichen Pflichten zu erfüllen. Es müßten Heime geschaffen werden, in denen Mütter mit ihren Kindern zur Aufnahme gelangen und beiden Teilen gemeinsam Gelegenheit geboten wird, fürs Leben zu erstarken, dem Kind durch seine Mutter, der Mutter durch ihr Kind! Ein solches Heim soll, aus privater Initiative geschaffen, im nächsten Jahr in Berlin ins Leben treten — möge es ein Beispiel werden für weitere ähnliche Ergründungen!

Die Musteranstalt in der Kürassierstraße regt aber auch nach anderer Richtung hin zur Nachahmung an. In Berlin herrscht nicht nur ein großer Mangel an Kinderspitälern, es fehlt auch völlig an Vorkehrungen für die Pflege lebensschwacher und kränklicher Kinder. Welch ein Segen wäre es, wenn Anstalten nach dem Muster des Kinderasyls für zahlende und teilweise zahlende Pfleglinge geschaffen würden, in denen Eltern des Bürger- und Arbeiterstandes ihr Kind vorübergehend unterbringen könnten, um es vor dem Zugrundegehen zu bewahren. Für einige Wochen oder Monate würden sicherlich zahlreiche Familien gern Opfer bringen, sich ein Kind zu erhalten, und ein etwaiges Defizit würde dem Staat reichlich gelohnt durch gerettete Kinderleben.

Sarah Bernhardt und Léon Gérôme.

Hierzu die Abbildung S. 1163.

Sarah Bernhardt und Léon Gérôme! Die Veteranin der darstellenden und der Veteran der bildenden Kunst! Das heißt, wohl nur Gérôme würde sich mit dieser Bezeichnung zufrieden geben. Die Frauen sind in diesem Punkt heikler als die Männer, und außerdem mag Gérôme auch in der That ein Vierteljahrhundert mehr zählen als die divine Sarah. Jugendfrisch aber sind sie beide. Gérôme, der schon im Jahr 1847 eine Medaille im Salon erhielt, sprang vor wenigen Wochen noch wie ein Zwanzigjähriger auf dem Gavarniball herum, und Frau Sarah, die im Jahr 1862 im Französischen Theater debütierte, spielt heute noch junge Mädchen auf der Bühne und soll — wenn das nicht böser Pariser Klatsch ist — auch außerhalb der Bühne noch ganz jugendliche Neigungen zeigen. Und nun hat der weißhaarige Jüngling die junge Dame, an der bisher keines Menschen Auge — es müßte denn das Kammermädchen sein — ein graues Haar wahrgenommen hat, nicht etwa, wie Sie am Ende glauben könnten, heimgeführt, sondern nur in dauerhaftem Stein festgehalten. Gérôme ist nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein liebenswürdiger Mensch. Wenn man etwas von ihm wissen will, thut man am besten, ihn aufzusuchen: eines freundlichen Empfangs ist man immer sicher. Er wohnt zwar in Bougival ganz in der Nähe von Paris, aber man kann es noch bequemer haben. Dem weltbekannten Moulin rouge schräg gegenüber liegt sein Atelier, wo er jeden Sonnabendmorgen für Schüler und Bewunderer zu sprechen ist. Als wir eintreten, ist der Meister von einem Kreis junger Leute umringt, die aufmerksam lauschen, was Gérôme in amüsantem Plauderton erzählt. Er spricht gerade von der polychromen Skulptur, zu der ihm eine im Salon ausgestellte Arbeit seines Lieblingsschülers Denys Puech und eine von ihm selbst gesandte, im Fleischton gefärbte Statue eines nackten Mädchens Anlaß giebt. Nach einer Weile wendet er sich zu uns, und wir können ihm mitteilen, was uns herführt!

„Ach so, die Büste der Sarah," meint er in einem Ton, als ob es sich nicht der Mühe lohne, über eine solche Kleinigkeit viele Worte zu machen. „Keine üble Arbeit, könnte aber besser sein. Die Sarah ist nämlich, unter uns gesagt, ein ganz verflixtes Weib zum Porträtieren. Kann keinen Augenblick stillsitzen. Ist ganz Quecksilber, vom Kopf bis zu den Füßen. Da heißt es dahinter hersein, wie der Teufel hinter einer armen Seele!"

„Desto höher muß unsere Bewunderung sein," werfe ich ein, „denn diese Büste ist ohne jede Frage ein Meisterwerk von Lebendigkeit und Aehnlichkeit. Selbst das berühmte Porträt von Bastien-Lepage charakterisiert die feinfühlige, nervöse Künstlerin vielleicht nicht so gut wie —"

Aber der Meister wehrt lächelnd ab und sagt zu den jungen Künstlern, die uns zuhören: „Der versteht's! Das sage ich euch, was die Zeitungsschreiber zu euch sagen oder über euch schreiben, das müßt ihr zum einen Ohr herein- und schleunigst zum andern wieder hinauslassen."

Dabei drohte er uns lächelnd mit dem Finger und nahm die Diskussion über die Bemalung der griechischen Skulptur und über die Ratsamkeit, dem antiken Beispiel zu folgen, wieder auf. Und anstatt zerknirscht abzuziehen, steckten wir uns eine Zigarette an und lauschten wie die andern Anwesenden den interessanten Ausführungen des Meisters. Montmartrois.



Sarah Bernhardt. Büste von Léon Gérôme.

Phot. A. Anderson, Paris.

Mein und Dein.

Skizze von Theodor Duimchen.

Auf dem Berliner Wilhelmsplatz war's. Ich hatte kurz vorher einen wohlgenährten Herrn vor einem stilvoll eingerichteten Laden stehen sehen; das fette, überlegene Lächeln des Mannes war mir etwas auf die Nerven gefallen, und ich setzte mich also hinter den alten Zieten auf eine der Bänke im Rundell, um mich am sprossenden Grün und den jungen Knospen über das Unkraut zu trösten, das den Garten der Menschheit überwuchert.

Es war so um die Mittagszeit, eben ein Uhr vorbei. Die Sonne war fast im Zenit. Man konnte sie aber recht gut vertragen, denn das berühmte „Winterstürme wichen dem Wonnemond" allitteriert zwar ganz hübsch, ist aber bei uns ja nie wahr. So unter den senkrechten Strahlen allerdings, vor dem Wind durch die hohen Häuser des Platzes und die Büsche der Anlagen geschützt, wurde die Sache doch ganz behaglich: ich sah wieder mit etwas Humor auf die beste aller Welten.

Und allerlei hübsche und nützliche Gedanken gingen mir durch den Kopf: Rockefeller, Ballin — die Getreidezölle, der Milchkrieg, der Bund der Landwirte und die billigen Berliner Mieten — die Art, wie sich jetzt und wie sich im Altertum Kapital bildete — die Entwicklung von Bodenrente und Geldzins — die grundverschiedenen Ansichten, die hervorragende Männer über die rechtliche und die moralische Grundlage der Schuldzinsen haben — der Begriff des „Besitzes" selbst — die Entstehung des „Eigentums", das „Recht" am Boden, am Wasser, an der Arbeit anderer — der ethische Wert einer Scheidung von Mein und Dein überhaupt, die tiefste Wurzel aller menschlichen Institutionen und das Fundament aller Staaten — bisher.

Da weckten mich Schatten, die auf den Weg fielen, und helle Stimmen aus meinem Sinnen. Ich sah auf: ein schlankes, hochgewachsenes, hellblondes Mädchen von idealem germanischem Typus, sehr hübsch, gesund und straff, einfach, aber nett angezogen, und zwei plaudernde Kinder gingen vorüber. Deren „Fräulein" war sie augenscheinlich. Aus der Schule schien sie sie abgeholt zu haben.

Der Kleine imponierte mir mit seinem Ränzchen auf dem Rücken; das Kerlchen sah noch recht jung für die Schule und dabei merkwürdig vergnügt aus: in so zarten Jahren mit so vorzüglichem Humor die Erziehung auszuhalten, die wir heutzutage unsern Kindern zufügen, das ließ auf ungewöhnliche Charaktereigenschaften schließen.

Das Mädchen war älter, sechs, vielleicht auch sieben Jahre und auch länger als der Junge, dabei schmäler und das Gesichtchen schärfer geschnitten; hübsch waren sie beide. Sie gingen dicht nebeneinander, lachend und im besten Einvernehmen. Die Kleine schwenkte ein Netz mit einigen bunten Gummibällen, und der Junge hatte ein leinenes Beutelchen in der Hand, in dem deutlich die „Murmeln" klapperten. Ein Dutzend Schritte von mir ließen sie sich auf einer der andern Bänke nieder, um sich auch an dem Rundell zu freuen — wenigstens das Fräulein schien's zu thun, die Kleinen fingen schon im nächsten Augenblick an zu spielen.

Ich achtete nicht weiter auf sie und war bald wieder tief in Gedanken: das kaiserliche Rom, das glorreiche halbe Jahrtausend der pax romana standen vor meinem geistigen Auge, der berühmte bewaffnete Weltfrieden — die Reichtümer der Völker in berauschendem Wachsen, allerdings nur in den Händen der Großhändler und der Latifundienbesitzer — der waffenklirrende Schritt der Legionen hallte auf den granitnen kaiserlichen Heerstraßen am Euphrat, am Nil, am Ebro, in Britannien und Nordgallien, am Rhein, am deutschen Grenzwall und an der Donau — eine eiserne Macht, unentrinnbar und unüberwindlich wie das Schicksal, schützt den Frieden und liegt als malmender Druck auf allen Niedrigen zu Gunsten von ein paar tausend Leuten im goldenen Rom. Und wie brav und wie klein hatten die alten latinischen Bauern angefangen, aus dem Gemeindeacker den Privatbesitz Bevorzugter zu machen. Da fing's an — das ist's: principiis obsta, die Anfänge bekämpfe! Rom hat's nicht gethan, und Rom fiel — das egoistische, naturwidrige Mein und Dein ist zwar staatenbildend, am letzten Ende aber doch staatenzerstörend. Wo führt der richtige Weg? Ich war gerade im Begriff, die soziale Frage zu lösen, da fuhr ich wieder auf: ein gellendes Zetergeschrei hatte sich erhoben, die beiden reizenden Gören lagen sich in den Haaren. Er hatte die kleinen Fäuste in ihren schwarzen Locken, und sie krallte die zarten Mädchenfinger, uraltem weiblichem Instinkt folgend, kräftig in seine Pausbacken: seine Kratzwunden legten schon rühmliches Zeugnis für ihr Temperament ab. Der kleine Kerl brüllte, als ob er am Spieß stäke: „Ich will meine Murmeln wieder haben, das sind meine Murmeln."

„Aber Kurt, aber Elly!" — das arme Fräulein bemühte sich ganz vergeblich, die wütenden Kämpfer zu trennen: im nächsten Augenblick kollerten sie im Kiesweg. Schade, ich hätte was gegeben um eine Momentphotographie, wie die elegante Kleine in bezaubernder Ungeniertheit der Bewegungen mitten im Weg auf dem Jungen lag und ihm das schmutzige, blutige, thränenüberströmte Gesicht bearbeitete. Ich höbe mir die Photographie auf und schickte sie ihr zu ihrem siebzehnten Geburtstag, das würde ihr sicher Spaß machen.

Für mich hat es, offen gestanden, immer etwas Erheiterndes, wenn ich in ein paar unserer modernen Kinder noch so etwas „Raketensatz" — um ein Bismarcksches Wort zu gebrauchen — antreffe, wenn sie es fertig bekommen, mitten in unserer Zivilisation kurz und gut an die ehrliche Faust zu appellieren. Dem Fräulein aber machte die Scene ganz und gar kein Vergnügen: sie war trostlos, ratlos und furchtbar un-

glücklich. „Elly! Kurt! Kurt! Elly!“ rief sie, aber es half alles nichts. „Das sind meine Murmeln, meine Murmeln will ich haben,“ heulte der Junge, und Elly schrie jetzt: „Dann soll er auch meine Mappe nicht tragen — gieb meine Mappe her!“

Aha, der junge Mann ging noch gar nicht in die Schule, daher die gute Laune, er hatte nur mit „Fräulein“ die Schwester abgeholt, und sie hatte ihm ihr Ränzchen zum Tragen gegeben. Als Dame — durchaus berechtigterweise, selbstverständlich — rechnete sie ihm das natürlich als Ehre und Auszeichnung an.

„Dann soll er auch meine Mappe nicht haben,“ schrie sie und wollte sie ihm entreißen. Er kam dabei wieder auf die Beinchen, und nun zerrten sie sich hin und her. Der eine Riemen war schon los, sie hatte das Ränzchen gepackt, von dem er sich wirklich nicht trennen wollte, vermutlich, weil es ihre Mappe war, er verteidigte den Besitz krampfhaft, wand sich, verschränkte die Arme über der Brust, drehte sich und ließ nicht locker, selbst als durch die Windungen sich die Riemen um seinen Hals gelegt und ihn halb erwürgt hatten.

Wie immer in Berlin, hatte sich mit überraschender Schnelligkeit ein großer „Umstand“ um die Scene gebildet: vorübergehende Boten, Weiber unbekannter Bestimmung, elegante Herren bildeten den Ring und waren nicht karg mit Bemerkungen. Die Weiber unbekannter Bestimmung und einige Droschkenkutscher waren übereinstimmend der Meinung, daß die Kinder der „feinen“ Leute „die infamsten Rangen“ wären. Endlich riß ein älterer Herr die Kleine von ihrem Bruder los, und dem Fräulein gelang es, sich Kurts zu bemächtigen. „Pfui,“ sagte der alte Herr weise, „wie könnt ihr euch hier auf offener Straße vor allen Leuten so herumprügeln.“ „Meine Mappe“ — „Meine Murmeln“ — „Ihr habt sie beide von euren lieben Eltern bekommen, darüber streiten sich artige Geschwister nicht.“

Die beiden sahen ihn verdutzt an. Viel Verständnis, glaube ich, fand er nicht. Aber jeder Affektausbruch nimmt ein Ende: die Kinder beruhigten sich langsam.

Mir aber war der langgesponnene philosophisch sozialhistorische Faden zerrissen: diese Instinkte sitzen doch merkwürdig tief. Ist dieses „Mein und Dein“ vielleicht doch nicht bloß eine niederträchtige Menschenerfindung, sondern Naturwille, Befehl der „ewigen Mutter der Menschen und Götter“? Ich will doch lieber einen Gelehrten fragen.

Land und Leute in Marken.

Erinnerungen eines Malers von Heinrich Lessing.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Holland ist noch immer das Paradies der Maler. Zwar das alte starke Geschlecht ist nicht mehr, das sich selbst in strotzendem Selbstbewußtsein immer wieder porträtierte, nachdem es das spanische Joch im harten Kampf abgeschüttelt hatte; als seine Flotte nunmehr das Weltmeer beherrschte und de Ruyter mit seinen Fregatten sogar die Themse blockieren konnte. Die große und stolze Zeit in all ihrer Derbheit und ausgelassener Lebensfreude, von der die alten Meister uns erzählen, ist endgiltig vorüber. Und doch hat das Land der jungen, liebreizenden Königin nichts von seinem Einfluß auf die Malerei verloren. Noch liegt über seine weiten Ebenen der silberne Schleier der feuchten Meeresatmosphäre, die die Konturen verschwinden läßt und die einzelnen Partien der Landschaft zum großen Bild harmonisch vereint, und dieses — das einst die moderne Landschaftsmalerei mit schaffen half — übt seinen Zauber heute stärker als je. Heute noch durchziehen stille blinkende Kanäle das grüne Land, in ihren Wassern spiegeln sich alte, hohe Häuser, und verlassene Städte träumen von verlorener Größe. Alte Sitten und Gebräuche haben sich wunderbar erhalten, die eigenartige Bodengestaltung hat eine märchenhafte Mannigfaltigkeit der Einrichtungen gezeitigt, überall reichen sich Gegenwart und Vergangenheit die Hände, und während in manchen Städten das rasche Leben unserer Tage laut und lebhaft pulsiert, scheint in den Dörfern, die kaum meilenweit entfernt liegen, die Zeit stillgestanden zu sein. Seltsame Menschen treten einem entgegen, fremde Trachten in eigenartigen Farben grüßen das Auge, und verwundert tritt man in eine fremde Welt.



Rollstuhl für kleine Kinder.

In eine solche Welt möchte ich heute den Leser führen. Es ist nur ein kleines Eiland, genannt Marken, im Zuidersee, nördlich von Amsterdam; in gut zwei Stunden kann man die Küste umwandern, und doch ist es eine Welt im kleinen und abgeschlossen für sich. Eine Dampferfahrt von anderthalb Stunden bringt den Besucher von der holländischen Hauptstadt an seinen Strand. Nur eine verhältnismäßig schmale Wasserstraße trennt Marken von den bekannten Malerorten Monnikendam und Volendam. Aber so nahe die Orte auch liegen, eine um so tiefere Kluft trennt ihre Bewohner in Sitten und Religion.



Fischer in einheimischer Tracht.

Wenn auf der schmalen Landzunge, die die Zuidersee vom Meer trennt, wo Volendam liegt, Gesang und lustige Tanzweisen erklingen, liegt über Marken ein eisiges Schweigen. Die Musik, die das Leben erheitert, ist dort fast unbekannt, ein tiefer Ernst lagert über der Insel und gräbt sich tief in die Gesichtszüge ihrer Bewohner. Hart ist der Kampf, den sie ums Dasein führen, wochenlang ist die junge Mannschaft unterwegs, die Zuidersee bietet nicht mehr Fische genug, um die Bewohner der vielen umliegenden Dörfer zu ernähren; darum müssen die jungen Männer hinaus nach der offenen Nordsee; meistens ist die deutsche Stadt Emden ihr Hafenplatz, von wo sie ihre Fischzüge beginnen.

Flach und baumlos erhebt sich die Insel nur wenige Fuß über der Wasserfläche. Ein Wald von Masten ist das erste, das den Besucher grüßt; lange, ehe man das Land sieht, erblickt man die massigen Botter (Fischerboote), die eigentliche Heimat der Marker. Ein Netz von Kanälen durchzieht die ganze Insel, auch innerhalb ist das Boot das eigentliche Verkehrsmittel. Die Häuser stehen alle auf Pfählen, da die Hochflut der Zuidersee alle Jahre die Insel mehrmals überschwemmt. Aber eine solche Hochflut hat keinen besonderen Schrecken für die Bewohner; alles ist bereits für diesen Fall vorgesehen, die Bewohner ziehen sich auf ihre Hausböden zurück, wo sie mit der ihnen eigenen Ruhe und Gelassenheit abwarten, bis sich die Flut verlaufen hat. In der feuchten Atmosphäre des Insellandes wirkt das eintönige tiefe Schwarz, die einzige Grundfarbe aller Häuser, doppelt düster. Die ganze Insel bildet ein großes Gemeinwesen, die Häuser liegen verstreut; nur hier und dort, wie um die Kirche (Kerkeburt) und an dem Hafen, haben sich größere Komplexe gebildet. Die kleineren haben gar wunderliche Namen, wie Deutschland, Frankreich, England u. s. w., so daß fast jeder Besucher sein eigen Vaterland hier wiederfindet.

Im lebhaften Gegensatz zu der düsteren Monotonie der Häuser steht die lebhafte Farbenpracht der Trachten. Die Grundfarbe der Tracht der Frauen ist ein kräftiges Rot. Geradezu verblüffend wirken diese leuchtenden Farbenflecke in der umgebenden Natur: Mieder, Haube, Aermel Brustlatz — alles ist mit Rot versetzt; nur der Rock und die Schürze sind dunkelblau. Und so bestimmend hat die rote Farbe auf das Gemütsleben der Marker eingewirkt, daß das konträre Blau zur Farbe der Trauer wurde. Während in ganz Holland die weibliche Bevölkerung ihr Haar mit größter Sorgfalt unter der Haube versteckt, trägt die Markerin kein Bedenken, ihren blonden Haarschmuck zu zeigen. Vor den Ohren tragen die Frauen zu beiden Seiten lange Locken; bis zum siebzehnten Jahr dürfen die jungen Mädchen sogar ihr volles Haar, ohne jede Fessel, zur Schau tragen, von da ab müssen sie sich der starren

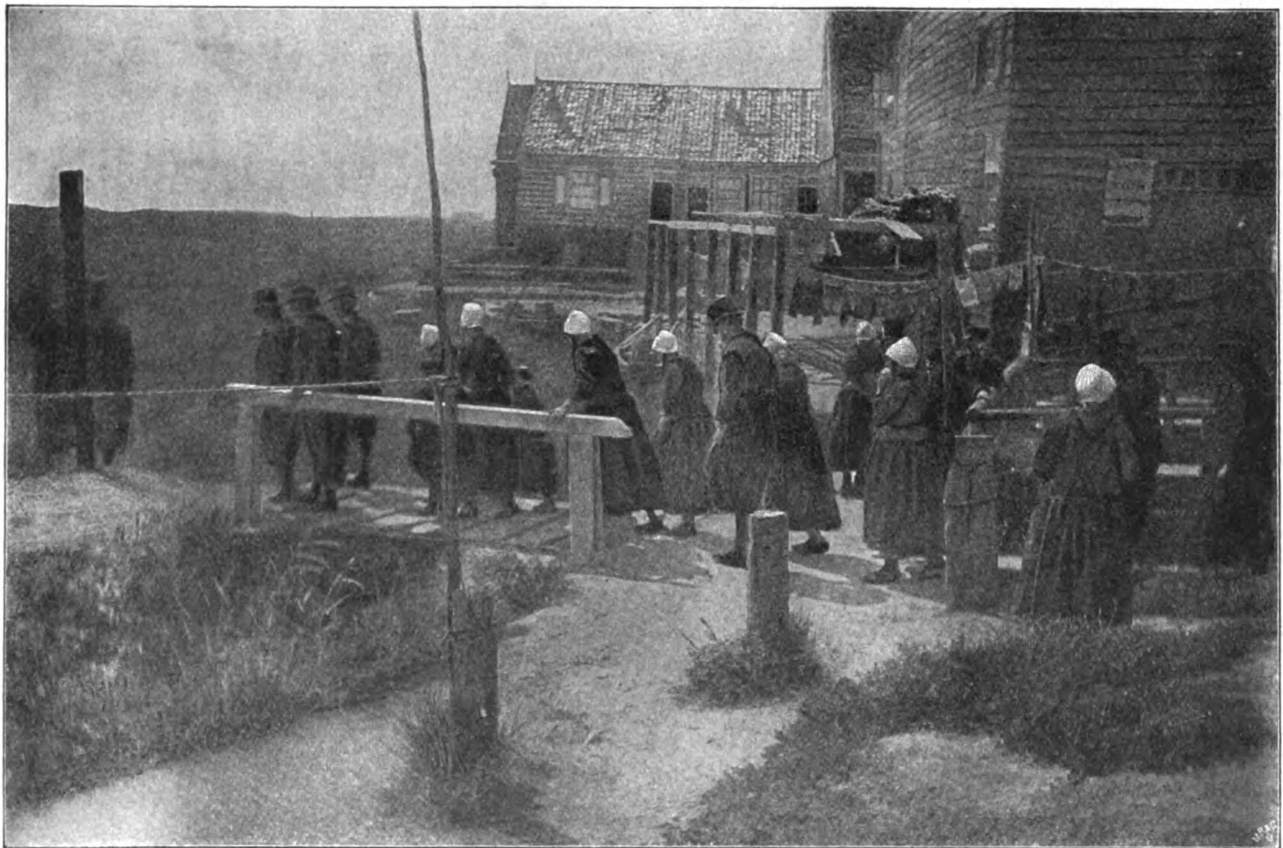


Markerin in Nationaltracht.



Fischerfamilie auf Marken.

Sitte fügen. Noch malerischer ist die Tracht der Männer, die prachtvoll zu den hünenhaften Gestalten der Marker paßt. Die Hose ist noch nach dem alten spanischen Schnitt aus schwarzem Stoff; in lebhaftem Gegensatz steht das Gelbrot des Unterhemdes, über das wiederum ein dunkelblaues Oberhemd gezogen wird.



Kirchgang auf der Insel Marken.

Die schweren Holzschuhe (Klompen) trägt die ganze Bevölkerung. In den Häusern geht man auf Strümpfen; die Holzschuhe, groß und klein, paradieren alle vor der Hausthür, so daß es dem Marker schwer fallen würde, sich verleugnen zu lassen. Auch für die Kinder giebt es in Marken schon eine tyrannische Mode: bis zum sechsten Jahr gehen die beiden Geschlechter völlig gleich, so daß es schwer ist, sie zu unterscheiden, denn nur ein kleiner runder Fleck hinten an der Mütze kennzeichnet den werdenden Herrn der Schöpfung. Für die kleinsten Weltbürger hat man überall einen sehr originellen Stuhl, der sie vor allen Fährlichkeiten schützt (Abb. S. 1165).

So malerisch die äußere Erscheinung dieser Inselbewohner, so äußerst interessant sind auch ihre Sitten und Gebräuche. Schon vom zehnten Jahr an werden die Knaben und Mädchen häufig einander versprochen. Eine Verlobung, auch unter den Erwachsenen, scheint keinen näheren Verkehr der beiden Liebenden in sich zu schließen; eher das Gegenteil: wenn Braut und Bräutigam sich zufällig auf der Straße treffen, so gehen sie stolz und gleichgiltig aneinander vorüber, ohne sich eines Blickes noch Wortes zu würdigen. Wenn aber die Dunkelheit über Marken ihre Fittiche breitet, so lockert sich auch hier die allgewaltige Sitte, und mancher Marker findet insgeheim den Weg zu seinem Liebchen. Nur einmal in der Woche, und zwar am Sonntagnachmittag, zeigen sich die Pärchen dem Publikum, aber auch nur solche, deren Entschluß schon unerschütterlich ist. Ein kritischer Tag erster Ordnung ist aber für die Liebespaare auf der Insel der Sonnabend. Denn an diesem Tag kommen die Jongs — so heißen alle unverheirateten Männer, mögen sie auch Methusalems Alter erreicht haben, so daß man in Marken thatsächlich die ewige Jugend haben kann, vorausgesetzt natürlich, daß man nie heiratet — von ihren Fischzügen zurück, und nun beginnt ein wahres Kesseltreiben auf alle verliebten Pärchen, die sich des Nachts zusammenfinden, namentlich auf solche, die noch nicht sicher versprochen sind. Wo die Jongs nur irgendein Schäferstündchen argwöhnen, schleichen sie sich zu dem Haus heran, und es beginnt vor dem Fenster oder der Thür ein wahrer Höllenlärm, der in manchen Zügen lebhaft an das Haberfeldtreiben in Oberbayern erinnert. Sobald aber der Morgen anbricht, liegt auch wieder die alte feierliche Ruhe über Marken.

Wieder sieht man die hohen, malerischen Gestalten ihrer täglichen Arbeit nachgehen, bis der Dampfer aus der nahen Hauptstadt die Fremden und mit ihnen das Getriebe und den Lärm des modernen Lebens unschön über diese herrliche, stille Welt bringt.

Ueber die Erfindungen Nicola Teslas.

Von Ingenieur R. Scharf (München).

„Zauberer" nennt das amerikanische Volk in seiner grenzenlosen Begeisterung die beiden großen Erfinder Tesla und Edison. Und in der That grenzt es an das Wunderbare, was diese Männer bereits geleistet haben und noch zu leisten versprechen. Während nun Edison, unterstützt von einem Stab wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, sich hauptsächlich solchen Problemen zuwendet, deren praktische Lösung er sich auf dem Wege des Experiments verspricht, wagt sich Tesla an höhere, schwierigere Aufgaben.

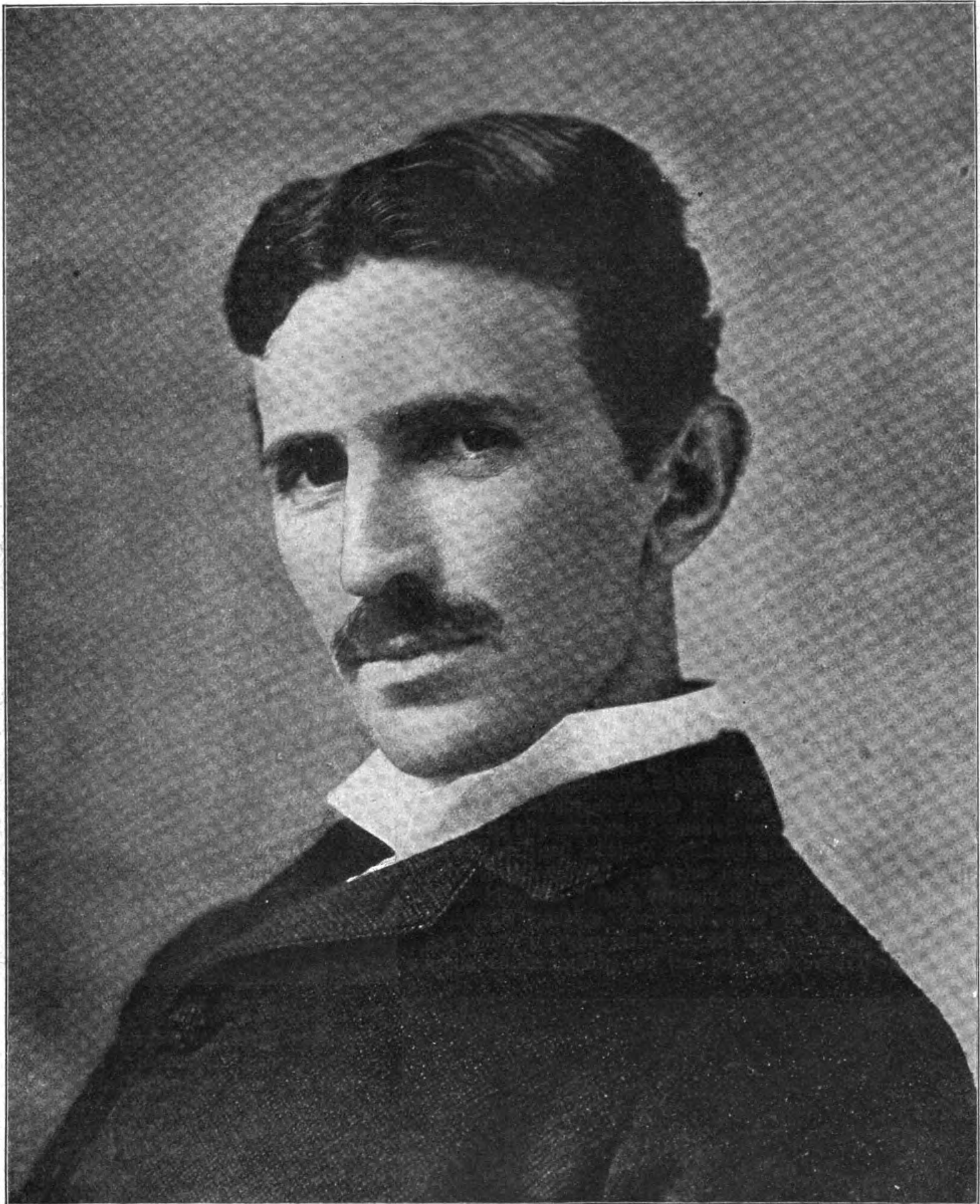
Da ihm sein glühender Ehrgeiz im allgemeinen verbietet, sich wissenschaftlich gebildete Hilfskräfte zu nehmen, so verdankt er seine großartigen Erfolge lediglich sich selbst, seiner unermüdlichen Arbeitskraft, verbunden mit einer vollendeten wissenschaftlichen Bildung und einem eminenten technischen Können.

Die Berichte, die von Zeit zu Zeit über Tesla durch die Zeitungen gehen und allgemeines Kopfschütteln hervorrufen, entspringen meist der kühnen Phantasie und sind nicht ernst zu nehmen. Sie haben jedoch dem Ansehen Teslas in der öffentlichen Meinung vielfach geschadet. Verfasser dieses Artikels, einer von den wenigen, denen es vergönnt war, durch längeres Zusammenarbeiten mit diesem großen Mann einen tieferen Einblick in dessen gewaltiges Werk zu thun, hält es für eine Pflicht der Dankbarkeit seinem großen Meister gegenüber, den Lesern die ungeheure Tragweite der Arbeiten und Forschungen Teslas vor Augen zu führen.

Tesla wurde im Jahr 1857 in Smiljan, einem Ort an der österreichisch-serbischen Grenze, geboren. Anfangs für den geistlichen Beruf bestimmt, zeigte er schon früh ein so ausgesprochenes Talent für Mathematik und Physik, daß sein Vater dem lebhaften Wunsch des Knaben, die Ingenieurlaufbahn einzuschlagen, schließlich kein Hindernis mehr in den Weg legte. Mit großem Eifer studierte Tesla an dem Polytechnikum in Graz, sowie an der Universität in Prag und ging schließlich nach Budapest, wo er als Telephoningenieur in den Staatsdienst trat. Sein lebhafter Wunsch, die Welt zu sehen und fremde Sprachen zu erlernen, führten ihn 1881 nach Paris in die Dienste der Edisonkompagnie. Einige Jahre später ging er nach Amerika, wo er unter Edison an der Verbesserung der dynamoelektrischen Maschine arbeitete. Schon damals beschäftigte ihn das Problem, einen Elektromotor ohne Kollektor und Bürsten zu konstruieren, und es gelang ihm, unabhängig von Ferraris das herrliche Prinzip des Drehfelds zu entdecken. Tesla trat bei Edison aus, verkaufte seine amerikanischen Patente an die Westinghouse Company und brachte im Verein mit deren tüchtigen Ingenieuren in kurzer Zeit seine Erfindung zu hoher Vollendung. Teslas Drehstrommotor trug viel zu dem gewaltigen Aufschwung bei, den die Elektrotechnik in den Vereinigten Staaten genommen, und die größten Kraftübertragungsanlagen, wie z. B. die der Niagarafälle, sind nach diesem Prinzip ausgeführt.

Diese seine erste Erfindung hat Tesla große Ehren und finanzielle Erfolge gebracht. Im Jahr 1890 trennte er sich von der Westinghouse Company, um sich im eigenen Laboratorium vollständig seinen Forschungen und wissenschaftlichen Arbeiten hinzugeben.

Vor allem zog ihn das von dem genialen deutschen Physiker Heinrich Hertz erschlossene Gebiet der elektrischen Wellen mächtig an. Bald gelangte er auch hier zu aufsehenerregenden Resultaten, die er in den Jahren 1891 und 1892 in mehreren großen Experimentalvor-



Nicola Tesla.

trägen (Philadelphia, London, Paris) an die Oeffentlichkeit brachte. Es waren zwar vorläufig nur höchst interessante physikalische Experimente, die aber vor allem wegen der Ungefährlichkeit dieser hochgespannten Ströme hoher Frequenz, auf welche Eigenschaft Tesla sowohl, als der französische Arzt d'Arsonval fast gleichzeitig hinwiesen, allgemeines Interesse erweckten. Bald fanden jedoch diese Hochfrequenzströme besonders in Frankreich und Amerika infolge ihres ungemein günstigen Einflusses auf den menschlichen Organismus, besonders auf den Stoffwechsel, vielfache Anwendung in der Therapie.

Tesla sah bald, daß die Hochfrequenzströme auch in der Technik eine bedeutende Rolle zu spielen berufen seien, wenn es gelänge, sie möglichst ökonomisch aus den gewöhnlichen Gleich- oder Wechselströmen darzustellen. Er wandte daher diesem Problem seine ganze Aufmerksamkeit zu.

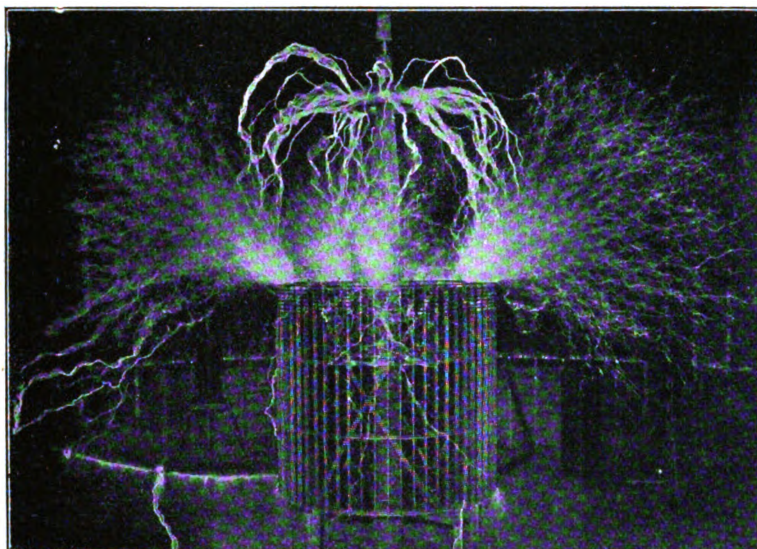


Abb. 1.

Mitten in seinen Arbeiten traf ihn im Jahr 1895 ein schwerer Schlag. Bei einem nächtlichen Brand in dem Haus, wo sich sein Laboratorium befand, wurden ihm alle Maschinen, Modelle, Aufzeichnungen, Berechnungen, kurz die Früchte jahrelanger intensiver Arbeit vollständig zerstört. Rührend klang seine Erzählung, wie ihn dieses Unglück an den Rand der Verzweiflung, ja des Wahnsinns brachte. Tage-, wochenlang war er wie gelähmt, und nur allmählich kehrten die alte Energie und der feste Glaube an seinen Erfolg wieder zurück.

Bald wurde er reichlich belohnt, denn es gelang ihm, die Methode der Erzeugung von Hochfrequenzströmen mittels der oscillatorischen Entladungen von Leydener Flaschen oder Kondensatoren derart zu verbessern, daß er bisher unbekannte Energiemengen in die Form elektrischer Schwingungen umzusetzen vermochte. Er gelangte dabei zu Entladungsfunken von über sechzehn Fuß Länge, die eine Spannung von etwa acht Millionen Volt repräsentierten. Diese herrlichen Versuche hat Tesla jedoch außer einigen reichen Freunden aus den höchsten Kreisen der Neuyorker Gesellschaft bis jetzt niemand gezeigt. Obwohl Tesla überzeugt war, daß er mit entsprechend größeren Maschinen elektrische Schwingungen von solcher Stärke erzeugen könne, daß eine drahtlose Telegraphie auch auf die größten Entfernungen mit weit größerer Sicherheit, als bisher, möglich sei, so wünschte er doch, sich absolute Gewißheit zu verschaffen, ehe er fremdes Kapital in ein derartiges Unternehmen hereinziehen wollte.

Zu diesem Zweck erbaute er im Frühling 1899 ungefähr zehn Meilen vom Pikes Peak im Felsengebirge von Kolorado ein provisorisches Laboratorium. Die große Trockenheit der Luft in dortiger Gegend begünstigte seine Experimente in hohem Grad, so daß er elektrische Entladungserscheinungen zu stande brachte, wie wir sie in Figur 1 bis 3 veranschaulicht finden. Diese erregten bei ihrer ersten Veröffentlichung in der amerikanischen Zeitschrift „Century Magazine“ in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen. Diese gewaltigen elektrischen Entladungen, die sich zuweilen über einen Kreis von mehr als hundert Fuß im Durchmesser erstreckten, beruhen zum größten Teil auf der geschickten Anwendung der elektrischen Abstimmung oder Resonanz, in welcher Kunst es Tesla zur Meisterschaft gebracht hat. Die blitzartigen Funken besitzen eine Spannung, die sich nur annähernd schätzen läßt, aber gewiß fünfzig Millionen Volt beträgt. Die in Bewegung sich befindende elektrische Energie, die gewissermaßen aus der Erde, wie aus einem großen Reservoir, herauf- und wieder zurückgepumpt wird, ist eine ganz enorme.

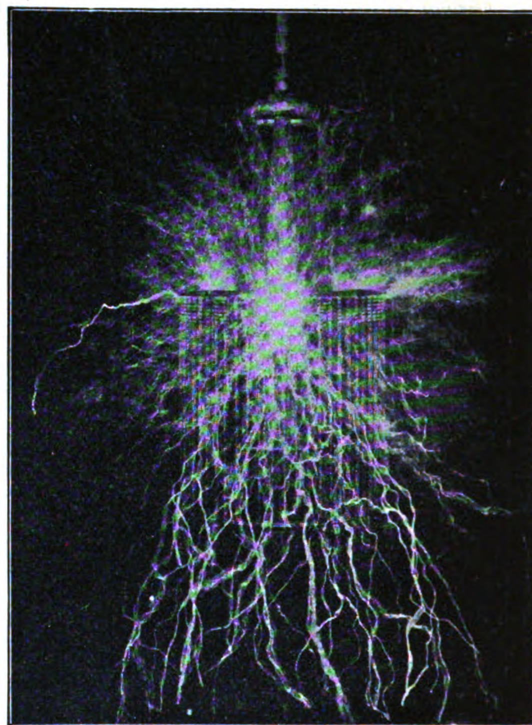


Abb 3

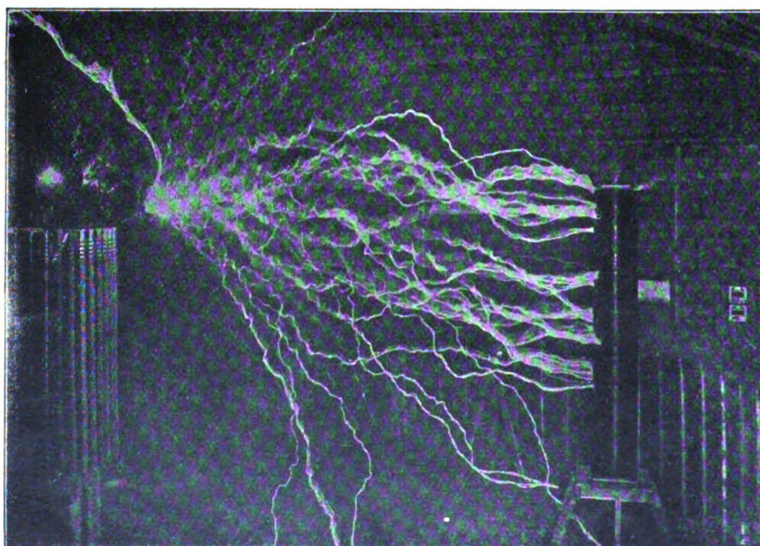


Abb. 2.

Durch diese großartigen Experimente in Kolorado gewann Tesla nicht nur die Ueberzeugung, daß er nun mit vollkommener Sicherheit an die Errichtung einer Station zur Telegraphie ohne Draht über den Ozean schreiten könne, sondern er gelangte auch zu zahl-

reichen neuen Resultaten, die den Hochfrequenzströmen für die Zukunft eine wichtige Stellung in der Technik sichern werden. Er beobachtete z. B., daß durch diese gewaltigen flammenartigen Entladungen die schlummernde chemische Affinität des Stickstoffs geweckt wurde, so daß er sich, besonders in Gegenwart von Wasserdampf, direkt aus der Luft in Form von Salpetersäure oder salpetersauren Salzen gewinnen ließ. Wenn man bedenkt, von welcher Wichtigkeit der Stickstoff für die Landwirtschaft ist, und daß jährlich viele Millionen für stickstoffhaltige Dungmittel ins Ausland wandern, so begreift man, von welcher Tragweite diese Entdeckung Teslas für die Menschheit werden kann, wenn es gelingt, dies wertvolle Material aus der Luft, die es in fast unerschöpflicher Menge enthält, im großen billig zu gewinnen.

Des weiteren hat Tesla gefunden, daß sich Ozon aus dem Sauerstoff der Luft mittels der Hochfrequenzströme in großen Mengen und wesentlich billiger, als mit den bisher benutzten Strömen, darstellen läßt. Es ist bekannt, welch vielseitige Anwendung das Ozon, dies vorzügliche Oxidations- und Desinfektionsmittel, findet, z. B. in Bleichereien anstelle des schädlichen Chlorkalks, zur Abtötung der Bakterien in unserm Trinkwasser, zur Verwertung des Alkohols durch seine Umwandlung in die wertvollere Essigsäure u. s. w. Man sieht aus diesen wenigen Beispielen, welch große Zahl von Industrien unmittelbaren Vorteil aus den Arbeiten Teslas ziehen werden. Außerdem hat Tesla durch die Vervollkommnung seiner Maschinen sein Vakuumlicht bedeutend verbessert. Er ist überzeugt, daß dies sogenannte „kalte Licht" oder „künstliche Tageslicht" durch seinen diffusen Charakter, seine hygienischen Eigenschaften, durch die unbegrenzte Lebensdauer der aus aufgewundenen luftleergepumpten Glasröhren bestehenden Lampen, sowie infolge des äußerst geringen Stromverbrauchs das Licht der Zukunft werden wird. Noch andere Anwendungen der Hochfrequenzströme, von denen besonders eine von größter Wohlthat für die Menschheit werden kann, hat Tesla gefunden, aber bis jetzt nicht veröffentlicht, und deshalb möchte der Verfasser darin nicht vorgreifen.

Als Tesla nach Neuyork zurückgekehrt war, that er Schritte zur praktischen Ausführung seiner Ideen, die Anfang 1901 den Erfolg hatten, daß ihm ein reicher Freund 150 000 Dollars zur Errichtung einer Station an der Meeresküste von Long-Island zur Verfügung stellte. Nachdem der richtige Platz gefunden war, wurde im vorigen Sommer mit dem Bau der Station begonnen. Diese Station, die eine 350 pferdige Dampfmaschine erhalten soll, dürfte wohl demnächst ihrer Vollendung entgegengehen, und so werden wir vielleicht in diesem Jahr noch einen der größten Triumphe der Wissenschaft und Technik, die Telegraphie ohne Draht, über den Ozean verwirklicht sehen. Der auf diesem Gebiet ebenfalls rastlos thätige Erfinder Marconi hat zwar schon behauptet, den Buchstaben S mit seinem System über den Ozean gesandt zu haben, was jedoch nicht ganz sicher nachgewiesen ist. Das telegraphische Zeichen des Buchstaben S besteht nämlich aus drei Punkten, und es ist bekannt, daß solche Punkte durch atmosphärische Entladungen hervorgerufen, des öftern störend in funkentelegraphischen Depeschen auftreten können. Auf jeden Fall hat Tesla durch seine jahrelangen Erfahrungen in der scharfen elektrischen Abstimmung sowie durch seine gewaltigen Energiemengen, die er in die Form elektrischer Schwingungen verwandeln kann, einen bedeutenden Vorsprung vor allen andern.

Einer unserer größten Forscher auf dem Gebiet der elektrischen Wellen, Geheimrat Professor Dr. Slaby, hat das wohl anerkannt und Tesla in einem Brief als den „Vater der drahtlosen Telegraphie" bezeichnet. Die nächste Zukunft wird uns zeigen, daß er recht gehabt hat.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

9. Fortsetzung.

Na, Philipp," sagte Herr von Pontow, „das ist ja alles recht schön. Hast dich brav gehalten, mein Junge."

Er behandelte den hochgewachsenen jungen Geistlichen noch immer als den Inspektorjungen, der ihm für sein Thun und Treiben Rechenschaft schuldig sei. Aber so empfand es Philipp nicht. Unter der vertraulichen Anrede des alten Herrn stärkte sich sein Zugehörigkeitsgefühl. So nahe stand er diesem Hause — wie ein Sohn —

Götz von Pontow hatte jetzt das Wesentliche gehört und wartete, daß der junge Marius gehn werde. Dies geschah aber nicht, er blieb neben dem Schreibtisch sitzen.

„Na?" sagte Herr von Pontow.

Sein Geduldsfaden war schon wieder einmal durch. „Was willst du denn noch?" sagte er gerade heraus.

Philipp wurde blutrot, er machte den Mund auf und wieder zu. Aber er rührte sich nicht vom Fleck.

Herr von Pontows Gesicht wurde gefährlich.

„Ich will nicht hoffen, daß du etwas auf dem Kerbholz hast!" fuhr er ihn an. „Und mich etwa mit deinem Vertrauen beehrst! Dafür möchte ich danken. Laß dir gesagt sein, mein Sohn: ich helfe dir nicht aus — mit keinem Pfennig — und wenn dir zehn Messer an der Kehle sitzen. Ich habe meine eigene Not zu Hause. Lauf du zu deinem Alten, das will ich dir nur geraten haben."

Philipp kam gar nicht zu Wort über dem grimmbeißigen Poltern. „Von Schulden ist ja gar keine Rede, Herr von Pontow!" brachte er endlich heraus. „Und meine neue Stellung ist auch derart, daß etwaige Verpflichtungen mit Leichtigkeit —"

„Na also! Was willst du denn noch von mir?" fuhr der Gutsherr ungerührt durch seinen Fehlgriff fort. „Halt mich nicht so lange auf, junger Mann."

Jetzt stand Philipp auf, sein Atem ging mühsam.

„Ich habe eine große Bitte, Herr von Pontow — oder vielmehr eine große Frage —"

Er stockte und kniff gleichsam innerlich die Augen zu. Jetzt nicht bange werden, nicht nachdenken! Jetzt vorwärts, blind drauf los — komme, was da wolle!

„Ach!! Ach so!" sagte plötzlich Herr von Pontow.

Er hatte einen hellseherischen Augenblick. Ein junger Mensch, soeben ins Amt gerückt, mit glänzenden Aussichten — und dabei solch ein rotes, todverlegenes Gesicht. Donner und Teufel, der Junge lief auf Freiersfüßen!

Die Anna-Beate! Ja, richtig! Da war ja immer von jeher solche dicke Freundschaft zwischen den beiden gewesen. Früher hatte er auch, im Scherz, selbst so etwas gesagt oder gedacht.

Aber es wollte ihm noch nicht in den Kopf. Hatte der Bengel eine Dreistigkeit! Er war aufgefahren und blitzte ihn mit seinen blausten Augen an.

Dem Philipp ward es angst und bange. Er fing an, schnell zu sprechen, um seine Furcht zu übertönen.

„Ich weiß, Herr von Pontow, es ist tollkühn von mir, vielleicht vermessen. Nur das tiefe Verlangen meines Herzens ist das einzige Recht, das ich in die Wagschale werfe. Ich habe keinen edlen Namen zu bieten, aber auf den Händen will ich Ihre Tochter tragen. Was ich bin und habe, gehört ihr, und was ich arbeite, arbeite ich in erster Linie für sie!"

„Ja, ja —" unterbrach ihn Herr von Pontow trocken. „Dieselbe Leier schlägt jeder Freier. Von ‚auf den Händen tragen' habe ich, glaube ich, auch bei meiner Werbung phantasiert. Das nüchterne Leben lacht nachher solchen Wahnbildern ins Gesicht."

„Bei mir nicht!" rief Philipp begeistert. Der Spott ermutigte ihn. Es lag doch ein Eingehn darin.

„Ich nehme an, daß du weißt, um was du bittest" fuhr Herr von Pontow fort, immer noch höhnisch und zurückhaltend. „Daß meine Tochter dir ein Recht gegeben hat, mir mit deinem tollen Plan zu kommen" —

„Nein —" sagte Philipp betreten. „Das noch nicht. Ich wußte nicht — ich dachte —"

Herr von Pontow grinste jetzt förmlich. Das war ja ein schneidiger Bräutigam!

„Bravo!" höhnte er. „Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohlgehe — nicht wahr, Herr Prediger? Eine Braut muß man sich heranbeten. Lernt ihr's nicht so?"

Des jungen Mannes Gesicht flammte jählings auf. „Ich weiß, daß Geburt und Name mich unter Sie stellen, Herr von Pontow. Aber das giebt Ihnen noch kein Recht, mein Amt zu verhöhnen."

„Gott bewahre," sagte Herr von Pontow trocken. Dies Aufbrausen war das Erste, was ihm an dem Burschen gefiel. „Wollen wir uns über dies Thema noch weiter zanken?"

„Ich möchte Antwort von Ihnen," sagte Philipp.

Herr von Pontow kraute sich den Kopf. Anna-Beate, dummes Zeug! Die konnte man zu Haus ja gar nicht entbehren. Er erinnerte sich noch des einen Jahrs, wo sie in der Residenz gewesen war. Dummes Zeug! Dummes Zeug, diese Heiraterei!

Er verfiel in unruhiges Sinnen. Schließlich ging das doch wohl nicht so: einfach seine Mädels festhalten, weil ihm das besser paßte. — Ein schwarzer Schatten huschte über seine Gedanken. Jürgen — — —

Mit einer verlorenen Gebärde fuhr er sich über Stirn und Augen. Nein, nein! Nicht wieder in die Sünde fallen, seiner Kinder Wünsche und Eigenarten zu übersehen. Das rächt sich ja so schrecklich!

„Sei doch gefälligst erst mit ihr einig!" rief er aus dem inneren Zwiespalt heraus dem wunderlichen Freier zu.

Dieser ward rot und blaß. „Es — es kommt mir als etwas so Ungeheuerliches vor, Herr von Pontow. Wenn Sie mir helfen würden! Ein gutes Wort einlegen!"

Der alte Herr lächelte spöttisch unter seinem Schnurrbart hervor. Aber im Grunde war's ihm recht, daß der Junge mit solchem heillosen Respekt an die Sache ging. Und übrigens, er war schließlich doch kein allzu lumpiger Bewerber. Hatte glänzende Begabung, glänzende Aussichten. —

Na, kurz und gut, nicht langes Gefackle darüber. Er wollte seiner Tochter die Sache überlassen. War der Bengel ihr gut genug, mochte sie ihn seinetwegen morgen schon heiraten.

Er stand in seiner schwerfälligen Art auf. „Ich werde dir Anna-Beate herschicken," sagte er, ein wenig freundlicher. „Magst ihr dann selbst erzählen, was du für sie auf dem Herzen hast."

Philipp starrte ihn, jäh verstummend, mit aufgerissenen Augen an. Er mißverstand den Ausdruck, hielt ihn für Angst und wollte dem Furchtsamen ein bißchen auf die Füße helfen.

„Nu, nu," sagte er. „Anna-Beate wird schon wollen. Ist ja immer deine beste Freundin gewesen. Und da du dich brav gehalten hast bisher —"

Dem armen Jungen ward's bunt vor den Augen. Wollte Herr von Pontow ihn narren? —

„Leicht wird mir ja die ganze Geschichte nicht, mein Junge," fuhr er fort. „Das Mädel ist mir doch ans Herz gewachsen. Aergerliche Einrichtung ist's und bleibt's, sich so die Töchter von dummen, hergelaufenen Schlingeln wegnehmen zu lassen!"

Das „dumm und hergelaufen" war ein wohlwollender Scherz, für den Philipp in seiner Verwirrung und Herzensangst mit einem verzerrten Lächeln quittierte.

„Aber was bleibt uns Alten übrig, als die Sachen ihren Weg gehen zu lassen. Ruth wird sich übrigens freuen. Der kleine Racker hat dich schon immer halb und halb als seinen Schwager betrachtet."

„Hat sie das?" — brachte der Gequälte etwas unverständlich hervor.

Aber Herr von Pontow hatte keine Ahnung von dem Unterton in diesem leisen Aufschrei. „Gewiß, lieber Junge, sie hat sogar davon gesprochen. Ich sollte es dir wohl nicht sagen, daß du hier so gut angeschrieben bist, aber du stehst mir hier als solch trübseliger Angstmeier, daß ich dich ein bißchen aufmuntern wollte. Mut, Junge! Wer eine Pontow kriegt, braucht nicht die Ohren hängen zu lassen. Verstanden?"

„Ja, Herr von Pontow."

„Na, da will ich sogar gehen und dir Anna-Beate 'ranholen. Sie muß ja mittlerweile aus der Kirche heraus sein." Sprach's und stolperte hinaus mit seinen rheumasteifen Beinen.

* * *

Philipp stand auf der Stelle, auf der der Alte ihn verlassen hatte. — Anna-Beate!

Er hatte das Gefühl, als drehe sich das Zimmer im Kreis um ihn herum.

Eine dumpfe Unklarheit umfing ihm Blick und Empfindung, und tiefinnen saß ihm etwas Ratloses, Willenloses, daß er die Arme schlaff herunterhängen ließ und vor sich niederstarrte.

Und — einem Gesicht gleich, auf weiten, weiten Wogen — schwand eine Erscheinung immer ferner —

Die Thür ging auf, Herr von Pontow kam und hinter ihm, ein stilles Erglühen auf den Wangen, Anna-Beate — seine Braut.

„Na — so schwierig war's ja gar nicht," sagte der Vater in lachendem Polterton. „Ist ja schon alles gut — und nun kann ich adieu sagen, bin in meiner eigenen Stube überflüssig."

Keiner antwortete ihm.

Als er hinaus war, trat Anna-Beate näher. Es war nichts von Scheu, kaum von Befangenheit an ihrem Wesen. Für sie war heute nur die Stunde erfüllt, zu der sie längst in stillem Warten ausgesehn hatte.

Es hatte sie erstaunt, daß erst der Vater sie rufen mußte, und doch hatte es sie erfreut, daß Philipp gerade in dieser Sache so klaren Weg ging.

Sie lächelte ihn an, nicht überwältigt, überstürmt. Aber mit jener klaren, ewigen Liebe in den Augen, aus denen echtes Frauentum mit seiner ganzen Bereitschaft zum Dienen und Dulden und seiner grenzenlosen Hingebung so sicher geboren wird, wie der Tag aus dem Morgen.

Und als er ihre beiden kühlen Hände in seinen heißen, zitternden fühlte, da wich langsam der dumpfe Druck auf seinem Gehirn.

Er sah sie an, und plötzlich fühlte er: nie, nie hatte es anders kommen können. Anna-Beate war es, der sein Leben und all sein Thun von Rechts wegen gehörte.

Endlich fand er die ersten schwachen Worte. „Anna-Beate, ich will dir mit meinem Leben danken für deine Güte in dieser Stunde!"

XV.

Gottfried von Pontow trabte durch die Gartenwege, bis er Ruth fand „Wo steckst du denn?" rief er sie an. „Ich renne steigauf, steigab nach dir!"

„Was soll ich denn, Papa?" fragte sie aufschreckend. Ihr Ton klang bebend, unter kämpfenden Instinkten. Sie meinte zu wissen, weshalb er kam.

Unwillkürlich setzte ihr Inneres sich zur Wehr. Nein, nein! nicht jetzt! noch nicht! hätte sie rufen mögen — und doch empfand sie dunkel, daß sie nachgeben werde. Herr von Pontow schob seinen Arm in ihren, um sich stützen zu lassen, wie er in den letzten Jahren gern that.

„Uschi, wir haben ein Brautpaar im Hause. Anna-Beate und Philipp. Na? Wie scheint dir das? Immer schon geahnt, was?"

Ruth antwortete nicht. Es fuhr ihr ins Gesicht hinein, wie ein Stoß. Eine Enttäuschung eine Beleidigung? Sie wußte es nicht. Mitten im Steig blieb sie stehn.

„Ja — ein bißchen doll ist es," gab Götz von Pontow zu. „Frechheit, was? Ein bürgerlicher Pastor, ein Jung von dem alten Marius! So hab ich's mir auch erst angesehn. Aber man muß schließlich den Zeiten Rechnung tragen Er ist doch kein Spekulant, der Junge. Steht gut mit seinen Behörden. Wird schon was vor sich bringen und Anna-Beate nicht in die Tinte setzen."

So viel hintereinander hatte er lange nicht gesprochen. Ruth zog ihn weiter.

„Ja, Papa, es ist auch das Natürlichste von der Welt. Anna-Beate hat ihn wohl immer gern gehabt."

Herr von Pontow entgegnete nichts. Nun die Sache fertig war fing sie doch wieder an, ihn zu verdrießen. Schließlich war's und blieb's doch immer sein Inspektorsohn! Dem seine älteste Tochter zu geben!

Das blaue Blut setzte sich in Revolte.

Er machte nun die ganze Zeit von Philipps Aufenthalt über einen recht unleidlichen Schwiegerpapa. Der alte Marius, im Innersten fast erdrückt von der Ehre, wagte kaum ihm gegenüber dies neue Verhältnis anzuerkennen, das ihn mit seinem gnädigen Herrn in so gleiche Linie stellte.

Der arme Bräutigam hatte jetzt zwei in diesem Haus, denen er aus dem Weg gehn mußte, denn sich Ruth zu nahen, schien ihm eine Unmöglichkeit. Er konnte sich selbst gar nicht mehr in seiner wahnwitzigen Tollkühnheit verstehn. Wenn er Anna-Beatens Lippen küßte, fuhr es ihm oft in die Glieder, daß er dies bei Ruth auch nur hatte für denkbar halten können. Und jedes Wünschen erstarb vor dem Gefühl unendlicher Weiten und Klüfte, die ihn von diesem Traumgebilde trennten.

Da ward ihm Anna-Beate wieder die, die sie ihm in seinen Knabentagen gewesen war: die Helferin, die Retterin in dunklen Nöten. Sie wußte nichts davon, welchen wunderbaren Umweg er zu ihr hatte machen müssen. Sie wußte auch jetzt nicht, daß er sich in Reue und Selbstanklagen zerquälte.

Aber ihr ganzes Wesen wirkte mit seiner versöhnenden Klarheit und Harmonie wunderthätig auf seine ringenden Empfindungen.

Ueberstark wurde oft die Dankbarkeit in seinem Herzen, so daß er vor ihr knien und ihre Hände küssen mußte. Ja, er nur wußte, wie sie ihm alles war! An dem Abgrund dunkler Gewalten, die vielleicht ihn und all sein Empfinden und Wollen, all seine Berufskraft und Berufstreue verschlungen hätten, führte ihre Hand ihn still vorüber. Und in dem Licht, das von ihr strömte, starben alle die Geister und Gefühle verwirrender Leidenschaften.

Und wohl ihm, daß ihm verwehrt war, in Ruths Inneres zu schauen. Denn Täuschungen wären aus Täuschungen geboren.

Ruth litt unter der Verlobung.

Es waren Tage voll zerfressender Qual. In ihrem geklärten Bewußtsein sah sie, wie niedrig ihre Not, wie schmachvoll ihr Leiden war.

Von jenen Tagen der Kindheit an, da man sie geputzt und geliebkost und ihre Schwester übersehen hatte, die ganze Jugendzeit hindurch, da jeder Tag, jede

Stunde ihr mit des Vaters Augen gesagt hatte: du bist Ruth! und die andern kommen alle nur nebenher in Betracht! — war die Erkenntnis ihrer bevorzugten Stellung mit ihr verwachsen.

Und jetzt stand sie vor Trümmern.

Sie wußte, sie hätte den jungen Pastor erhört. Und er ging und nahm ihre Schwester. Hatte nie an sie gedacht, während sie glaubte, ihn in sich aufgegangen zu sehn! Da nahm sie ihre alten Ausritte wieder auf. Das Brautpaar beständig zu sehn, war ihr unerträglich, und Philipps Ausweichen legte ihr befangener Sinn als Gleichgiltigkeit aus.

Aber auf ihren Ritten mußte sie lernen, daß auch die Aeußerlichkeiten des Lebens sich verändern, wenn die Quelle sich verändert hat.

Sie brachte es nicht mehr zu dem naturwilden, gedankenlosen Reiten, das ein Fest für Körper und Sinne ist. In dem alle Gedankennöte, Sorgen und Mühsale zerflattern wie die Spinngewebe, die sich über die Wiese spannen, und durch die hindurch der Ritt geht! In dem nur die Kraft lebt — lachende Kraft!

Jetzt schlichen sich die Gedanken hinterher, warfen sich vor die Füße ihres Pferdes, hingen sich an die Schleppe des Reitkleids.

Es hilft nichts, ihnen mit der Gerte ins Gesicht zu schlagen und eine Jagd über Gräben und Hecken zu forcieren. Auch diese Lust läßt sich nicht heranzwingen, wie Liebe und Haß es nicht läßt. Entweder du kannst es, oder du kannst es nicht!

Todmüde von kurzen Ausritten kam Ruth jetzt heim.

* * *

Es war aber an dieser Verlobungsgeschichte nun nichts mehr zu ändern. Anna-Beate war die glücklich — stille Braut, wie sie die glücklich — stille Liebende gewesen war. Von all den Wogen und Stürmen, die rechts und links bis nahe an ihren eigenen Lebenspfad getost waren, hatte sie nichts zu spüren brauchen. Und der himmelsreinen Ruhe, die von ihr ausging, gehorchten auch die wilden Wellen in fremder Seele.

Ihre Sorgen bezogen sich auf ganz andere Dinge: was wird hier aus dem Haus werden, wenn ich fort bin? Papa darf mich nicht vermissen! Und Ruth —

Sie hatte Ruth in all den Entwicklungskämpfen nähergestanden, als diese ahnte. Aber es war ihr nicht gegeben, sich mit Trost und Verstehenwollen aufzudrängen. Sie hätte es auch nicht einmal in Worte zu fassen gewußt. Sie sah nur eins: aus dem gedankenlosen, ins Innerste verzogenen Kind ward langsam ein Mensch, der sich seiner lebendigen Seele, der sich des Lebens Weite und Ernst bewußt ward.

Aber die bange Frage quälte sie zuzeiten bei Tag und Nacht: mußte erst Jürgen sterben, damit Ruths Persönlichkeit gerettet wurde?

Jene bängste Frage, wie sie in gleicher Art wieder und wieder auftaucht in dem harten Konfliktenkampf der gequälten, gefangenen Kreatur, die noch dem Sonnenaufgang der inneren Erlösung, der Lebensharmonie entgegenharrt. —

Von dieser letzten Seelennot ihrer Schwester aber wußte sie nichts. Im Fabelland lag die Annahme, daß Ruth — Ruth von Pontow auch nur einen ernsthaften Gedanken dem Philipp Marius widmen könne. Ja, daß sie ihn als ihren Schwager anerkannte, schien bei ihrer Art schon Herablassung und Güte genug. —

Allzulang ließ die Hochzeit nicht auf sich warten. Im Nachwinter fand sie in kleinem Familien- und Freundeskreis statt. Wenn auch Herrn von Pontow seit dem Unglück mit Jürgen die Meinung der Menschen zum Pappenstiel geworden war, so fühlte er es doch als eine Ehrenpflicht, Anna-Beate nicht so, als schäme er sich fürderhin ihrer, verstohlen aus dem Haus zu schieben. Den engen Kreis, den er geladen hatte, ließ er eine würdige und standesgemäße Zurichtung sehn. Daß der alte Marius und sogar seine Frau bei Tisch sitzen mußten, hielt er selbst mit aller Entschiedenheit aufrecht und widmete ihnen sogar das erste Glas.

Das Brautpaar selbst fand die allgemeine Sympathie. Der junge schöne Prediger und die vornehme Braut boten ein Bild, das viele im Herzen rührte.

Man dachte der toten Mutter.

Nach langen Jahren, nach sehr schweren Jahren der erste Ehrentag eins ihrer Kinder.

Keiner brachte einen lauten, lustigen Ton in diese Hochzeit. Es stand eine Erinnerung zwischen dem Gestern und dem Heut, die ihr düsteres Recht heischte.

XVI.

Erich von Pontow, der Oberleutnant, hatte auch der Hochzeit beigewohnt. Als das junge Paar und die letzten Gäste das Haus verlassen hatten, war es Abend.

Der Februar stürmte um das Haus. Es war ein wildes Schneetreiben. Ruth stand am Fenster des Wohnzimmers. „Sie werden jetzt hoffentlich sicher im Kupee sitzen," sagte sie.

Erich antwortete nicht. Das war erstaunlich an dem Bruder, der nie die rücksichtsvollen Formen außer acht ließ. Sie wandte sich zu ihm herum.

Aber er war nicht vertieft in ein Buch oder eine sonstige Beschäftigung. Er sah sie geradeswegs an, allerdings mit Augen, die es verrieten, daß er ihre Bemerkung wohl kaum vernommen habe.

„Von Hans Wilhelm habt auch ihr nie wieder etwas gehört?" fragte er.

„Hans Wilhelm?" Sie lächelte. „Ach, lieber Erich, das sind alte vergessene Sachen. Wie kommst du auf den?"

Er blickte ernst. „Ich weiß es nicht, Ruth, mich beunruhigt sein Untertauchen. So plötzlich löscht man sich selbst doch nicht bei seinen Freunden aus. Wo er ist, habe ich herausbekommen: er hat eine Anstellung an der russischen Grenze. Ich habe an ihn geschrieben, aber ohne Antwort."

„Er wird jetzt andere Interessen haben," sagte Ruth ermüdet. „So laß ihn doch."

„Ruth, ich kann das Gefühl nicht loswerden, als ob wir eine Verschuldung gegen ihn hätten. Ich weiß nicht wie oder wo, aber sie muß da sein."

Sie trat vom Fenster fort.

„Verschuldung!" wiederholte sie. In Stimme und Blick lag Hohn.

„Ich mache dir doch keinen Vorwurf, Ruth!" sagte ihr Bruder schnell. „Wie käme ich dazu? Ueberhaupt niemand, auch ihm nicht. Höchstens mir selbst."

„Dir?"

Er antwortete nicht gleich und sah zur Seite.

„Es hing damals mit meiner Versetzung an den Rhein zusammen. Kaum war ich dort, so waren alle meine Gedanken dort gebunden, und ich muß mich anklagen, daß ich alles, was hinter mir blieb, auch den Freund, vernachlässigte. Er ist ja auch kein Mensch, der sich einem wieder ins Gedächtnis eindrängt. Man muß ihn suchen, wenn man ihn haben will. Und das that ich nicht. So kam er mir abhanden."

Sein bärtiges, leicht gebräuntes Gesicht hatte sich gerötet. Ruth bewegte ungeduldig die Schultern.

„Ich verstehe die Wichtigkeit nicht, die du alten Erinnerungen giebst," sagte sie verdrossen. „Laß uns lieber zur Ruhe gehn, es war heute ein anstrengender Tag."

Erich faßte nach ihrer Hand. „Bleib noch," bat er. „Wir beide sind jetzt noch allein übrig — und ich muß mich so wie so heute abend noch mit Papa auseinandersetzen. Da bitte ich dich, kleine Schwester, nimm auch du teil."

Er war so bewegt, daß er kaum sprechen konnte.

„Erich! Was ist geschehn? Sprich doch!"

„Nichts zum Erschrecken, Uschi. Ich bin verlobt, siehst du."

„Du? Du auch?!" rief sie.

„Schon jahrelang. Das war's, was mir gleich Leib und Seele band, als ich die neue Garnison bezog. Und heute muß ich es zum Austrag bringen. Ich habe es ihr versprochen. Wir haben — Gott weiß es! lange genug gewartet!"

Er blickte immer noch ein bißchen quer und verlegen, als koste ihm sein Geständnis Mühe. Aber ganz unversehens war während seiner Worte ein Leuchten in seinen Augen erwacht.

„Und das sagst du erst jetzt?" rief Ruth.

„Wann sollte ich denn, Uschi? Denn sieh, es ist mit der Veröffentlichung meiner Verlobung noch etwas anderes verbunden. Ich muß Papa bitten, mir mein Erbteil auszuzahlen, denn Eva ist arm."

„Eva heißt sie?"

„Eva von Hofer. Ihr Vater ist mein Oberst."

„Ach! Und sie ist arm?"

„Ja, sie ist arm inmitten einer großen, reichen Familie. Die Frau des Obersten ist ihre Stiefmutter und hat vier Kinder. Eine Millionärin mit den Ansprüchen und den Allüren einer Millionärin. Und ihre Kinder, darunter zwei erwachsene Töchter, wissen recht gut Bescheid über diese Millionen. Evas Mutter aber war ganz mittellos, und auch der Vater hat wohl wenig mehr als sein Gehalt. Zwischen all diesem Glänzen und Gleißen, dieser Jagd nach dem Schein, kommt mir meine Eva immer vor wie eine stille, reine Blume, die aus Versehen zwischen lauter Kunstblumen gesetzt ist. Aber wenn es das nur wäre! Wenn man sie nur in ihrer stillen Weise ließe! Aber sie hat keinen schönen Stand unter den Verwandten. Und der Oberst, ein schneidiger Vorgesetzter im Dienst, besitzt in der Familie nicht einmal die Autorität, um sein Kind aus erster Ehe vor Demütigungen zu schützen!"

Ruths Augen waren groß und glänzend geworden. „Wie gut, daß Eva dich hat!" rief sie.

Er lächelte über ihre Begeisterung. „Ja, ich habe ihr manchmal ein Halt sein können in diesen bösen Stürmen," sagte er weich, „doch ich glaube, Uschi, ich kann ebenso gut sagen: wie schön, daß ich Eva habe. Es ist eine alt verbrauchte Redensart, aber ich fühle sie wieder als lebendige Wirklichkeit in mir, daß die Erde mir leer sein würde ohne meinen Liebling."

„Erich! Ihr müßt vereint werden!" forderte Ruth. Sie erfaßte seine beiden Hände. Er zog sie an sich heran.

„Ich sagte dir schon, kleine Schwester, daß unsere Verheiratung von Papas Einwilligung, mir mein Erbteil auszuzahlen, abhängt."

„O, wenn es nur das ist!" Sie lachte. „Da hättest du eher kommen können, du dummer, großer Bruder!"

„Ich weiß nicht —" sagte er langsam, und dann mit einem seufzenden Aufatmen noch einmal: „Ich weiß es nicht, Ruth. Aber ich will mir jetzt die Klarheit holen, nach der ich schon längst verlange."

Als er hinaus war, setzte sich Ruth nieder und sah sinnend ins Licht. In ihr war eine stille, warme Freude.

Sie empfand es als ein Geschenk nach all den bitteren Kämpfen mit ihren dunkelsten Instinkten, daß sie doch noch imstande war, sich zu freuen — noch von ganzem Herzen teilzunehmen an anderer Glück und anderer Leid. Und sie lauschte, als müsse sie durch die dicken Wände und Thüren hindurch vernehmen, was drüben in des Vaters Zimmer vor sich ging.

Plötzlich flog ein Schatten durch die Helle in ihrem Herzen. War sie schon so weit, daß sie aus natürlichen, guten Empfindungen sich ein Verdienst baute? War ihre Seele schon so erfroren in Eigensucht, daß sie sich an der Flamme dieses einfachen Mitgefühls zu wärmen strebte —?

In der Hast dieses Gedankensturzes stand sie unwillkürlich auf. Dabei stieß sie an den Tisch, auf dem noch die herumstehenden Gläser klirrten. Und da, wie eine Vision, schoß ein längst vergessenes Bild vor ihr empor.

Dasselbe Zimmer, dieselbe Lampe, der Tisch mit geleerten und halbgeleerten Gläsern besetzt — in dem Raum derselbe unbestimmte Dunst von Wein und vielen Menschen, die dies Zimmer erfüllt hatten — und sie auf demselben Stuhl, auf demselben Platz —

Waren das lange, lange Jahre her — oder war das vor einer Viertelstunde gewesen?

Ein Mensch vor ihr, an diesem Tisch — da, auf dieser Stelle — und der hatte sie angeblickt —

Was hatte er gesagt? Sie sann und wußte es nicht mehr. Aber wie ein glühender Strom schoß ihr plötzlich die Erinnerung durch Sinn und Nerven: sie hatte ihn gefaßt! Lodernde Flammen um sie her!

Sie stand auf, und ihr Gesicht begann zu glühn.

O, noch einmal diese Stunde mit ihrem Haß, mit ihrer wilden, jauchzenden Lebenskraft!

Fortsetzung folgt.



Hofkapellmstr. Josef v. Hellmesberger, der neue Dirigent d. Wiener Philharm.



Hoftheaterdichter a. D. C. F. Wittmann, feierte sein 50jährig. Bühnenjubiläum.



Kammersänger Theodor Reichmann, gastierte in Berlin.



Kammersänger Burgstaller, sang den „Siegfried" deutsch in Paris.



1. Stationsvorsteher Bäckmann, Schriftführer. 2. Stationsvorsteher I. Kl. Reimann, Vorsitzender. 3. Hafenbauinspektor Kohlenberg. 4. Ober- u. Geh. Regierungsrat Körte, Vertreter des Ministers der öffentl. Arbeiten. 5. v. Massow, Landrat des Kreises Cammin i. Pom. 6. Nath, Bürgermeister von Cammin i. Pom. 7. Stationsvorst. Bott, Schatzmstr. 8. Stationsvorst. Bethke, Vertreter des Vereinsvorst.

Von der Eröffnung des Erholungsheims „Silvana": Gruppe der Festteilnehmer.

Aufnahmen von Hofphot. Alex Matthaey, Stettin



Das Erholungsheim „Silvana"

des Vereins der Dienststellenvorsteher des Stations- und Abfertigungsdienstes in Ost-Dievenow.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

Nummer 26. | Berlin, den 28. Juni 1902. | 4. Jahrgang.

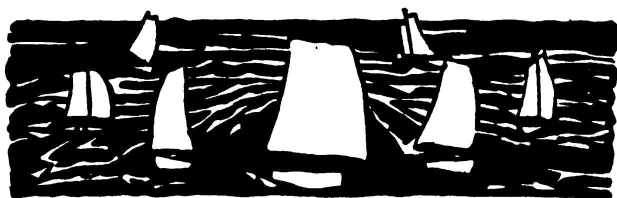
Inhalt der Nummer 26.

Seite

Die sieben Tage der Woche 1177
Umschau 1177
Auf dem Todesacker von Martinique 1178
Spiel und Sport 1180
Unsere Bilder 1181
Die Toten der Woche 1182
Die Börsenwoche 1182
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 1183
Die Sünde wider den Geist. Skizze von Emil Marriot 1193
Eine internationale Hilfssprache Von Alfred Hermann Fried 1197
Vom Start zum Ziel. Von Graf E. Reventlow, Kapitänleutnant a. D. (Mit 7 Abbildungen) 1200
Auf der Spitze des Kölner Doms. (Mit 1 Abbildung) 1205
Elektrische Fernphotographie. Von Johannes Gaedicke. (Mit 2 Abb.) . . 1206
Vor Daudets Denkmal. Gedicht von Otto Krack 1206
Das Daudetdenkmal in Paris. (Photographische Aufnahme) 1207
Der Landbriefträger. Skizze von Chatelain (St. Blaise bei Neuchatel) . . 1208
Karl Hagenbecks Tierstaat. Von Dr. Hans M. von Kadich. (Mit 7 Abb.) 1209
Schöne Frauen und ihre Maler. Von Jarno Jessen. (Mit 2 Abbildungen) 1214
Schnupftabakdosen. Von Dr. Georg Lehnert. (Mit 3 Abbildungen) . . 1216
Im Herrenhaus von Luckmühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung) 1216
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen) 1221

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9 Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.



Die sieben Tage der Woche.

19. Juni.

In Sibyllenort scheidet abends 8 Uhr 5 Minuten König Albert von Sachsen aus dem Leben.

Das Kaiserpaar trifft in Aachen und abends auf der Villa Hügel bei Essen ein.

20. Juni.

Das Kaiserpaar setzt seine Reise nach Ruhrort fort. Der Besuch der Düsseldorfer Ausstellung wird mit Rücksicht auf das Ableben König Alberts von Sachsen abgesagt.

21. Juni.

Das Kaiserpaar trifft in Wesel ein.

Die Leiche des Königs Albert von Sachsen wird von Sibyllenort nach Dresden übergeführt und in der dortigen Hofkirche aufgebahrt.

Der russische Thronfolger trifft an Bord der Kaiserjacht „Sarniza“ in Kiel ein.

22. Juni.

Aus Schanghai wird gemeldet, daß der chinesische Kreuzer „Kaitschi“ auf dem Jangtse infolge einer Explosion an Bord untergegangen ist und 150 Mann der Besatzung bei der Katastrophe ihren Tod fanden.

23. Juni.

In Dresden findet die Beisetzung der Leiche König Alberts statt. An der Feier nehmen unser Kaiser mit der Kaiserin und Kaiser Franz Josef teil.

Der Kaiser genehmigt das Entlassungsgesuch des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten von Thielen und ernennt zu seinem Nachfolger den Generalmajor a. D. Budde.

Der ungarische Ministerpräsident wird amtlich von der Absicht der österreichischen Regierung in Kenntnis gesetzt, die Handelsverträge zu kündigen.

24. Juni.

Die Krönungsfeierlichkeiten in England werden wegen der Krankheit des Königs Eduard verschoben. Der König, der an Blinddarm- und Bauchfellentzündung leidet, muß sich einer Operation unterziehen, die er glücklich übersteht.

Der Kaiser trifft zur Elbregatta in Kuxhaven ein.

Auf der Reede von Kuxhaven wird das Torpedoboot S 42 von dem englischen Dampfer „Firsby“ in den Grund gebohrt. Der Kommandant des Bootes und vier Mann der Besatzung kommen ums Leben.

Aus Tschengtu in der chinesischen Provinz Sz'tschwan wird die Zerstörung der Methodistenkapelle und die Ermordung von zehn Christen gemeldet. Die Boxerbewegung gewinnt in der Gegend an Ausdehnung.

25. Juni.

Der Direktor im Ministerium des Innern Dr. Peters ist zum Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts ernannt worden.

Die Angestellten der Triester Straßenbahn sind in den Ausstand getreten.

Umschau.

Der Tod des Königs Albert von Sachsen hat in ganz Deutschland die tiefste Teilnahme hervorgerufen. Was der Verewigte gewesen, hat unser Kaiser in einer Rede in Wesel in kurzen Worten geschildert, indem er sagte: „Es hat Gott gefallen, des Königs von Sachsen Majestät abzuberufen, den letzten großen Heerführer aus großer Zeit, den letzten Ritter des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes, der mit hat aufrichten helfen das Deutsche Reich. Ein edles deutsches Herz hat aufgehört zu schlagen, dem Deutsch über alles ging. Ein Vorbild aller Regententugenden, ein Vater seines Vaterlandes und seines Volkes, ein milder Herrscher voll segensreichen Wirkens ist dahingesunken.“ Der mit hat aufrichten helfen das Deutsche Reich! Er war es, der in den Jahren nach dem österreichischen Feldzug als Kronprinz durch die Reorganisation des sächsischen Heeres nach preußischem Muster dafür sorgte, daß in der großen Stunde Sachsen wohl gerüstet war, in den Entscheidungskampf erfolgreich miteinzugreifen. Auf den Schlachtfeldern um Metz, Sedan und Paris hat er dann erst als Kommandeur des sächsischen Armeekorps, später als Kommandeur der Maasarmee glänzende Waffenthaten verrichtet. Und der gleiche Geist, wie den Kronprinzen, beseelte den König. Während seiner neunundzwanzigjährigen Regierungszeit hat er stets treu zu Kaiser und Reich gestanden.

Herr von Thielen, der im Januar dieses Jahres bereits seinen siebzigsten Geburtstag feierte, ist in den Ruhestand getreten, nachdem er elf Jahre lang das preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten verwaltet hat. Ein ungewöhnlich

befähigter und arbeitskräftiger Beamter, hat er dem Staat die größten Dienste geleistet, die der Kaiser bei seinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens anerkannt hat. Sein Werk war in der Hauptsache der Ausbau und die Organisation des im wesentlichen von seinem Vorgänger geschaffenen Netzes der preußischen Staatsbahn. Sein Nachfolger, Generalmajor Budde, hat nicht, wie er, so zu sagen von der Pike auf in der Eisenbahnverwaltung gedient. Aber daß er sich ganz hervorragende fachmännische Kenntnisse erworben hat, die ihn befähigen, die Stellung, in die er jetzt berufen wurde, auszufüllen, hat er bereits vor zwei Jahren bewiesen, als er die Kanalvorlage im preußischen Abgeordnetenhaus von militärischen Gesichtspunkten aus vertrat. Seit jener Gelegenheit wurde er in parlamentarischen Kreisen als ein Kommender betrachtet, und es erregte allgemeine Ueberraschung, als er kurz nach seiner Ernennung zum Generalmajor Ende des Jahres 1900 den Dienst quittierte, um die hochdotierte Stellung eines Direktors der deutschen Waffen- und Munitionsfabrik in Berlin zu übernehmen. Der neue Minister, der am 15. November 1851 in Bensberg bei Köln geboren wurde, erhielt seine Ausbildung im Kadettenhaus, das er im Alter von wenig mehr als siebzehn Jahren mit „allerhöchster Belobigung" verließ, um als Leutnant in das 85. Infanterieregiment in Mainz einzutreten. In dieser Stellung machte er den französischen Krieg mit, in dem er das Eiserne Kreuz erhielt. Schon auf der Kriegsakademie beschäftigte er sich viel und eingehend mit Eisenbahnfragen und gab 1877 eine viel beachtete Schrift über „die französischen Eisenbahnen im Krieg 1870/71 und ihre seitherige Entwicklung in militärischer Hinsicht" heraus. Den größten Teil seiner Laufbahn hat Minister Budde beim großen Generalstab zugebracht.


Budde,
der neue preußische Eisenbahnminister.

Die Jubelstimmung, die schon seit Wochen in England herrschte, ist plötzlich banger Sorge gewichen. Die Krönungsfeier, zu der bereits zahlreiche Gäste aus aller Herren Länder eingetroffen waren, hat in letzter Stunde verschoben werden müssen. König Eduard, der kürzlich von einer anscheinend leichten Erkältung befallen wurde, ist von schwerer Krankheit heimgesucht. Eine Operation, die die Aerzte haben vornehmen müssen, ist glücklich verlaufen, sein Zustand ist jedoch nach wie vor ernst.

Auf dem Todesacker von Martinique.

Von unserm Spezialberichterstatter.

An Bord U. SS. Dixie, 20. Mai.

Diese Yankees thun nichts im kleinen. Sobald der Umfang der Katastrophe auf der île des revenants bekannt wurde, regte sich ihr Mitgefühl in großartigster und großherzigster Weise. Das Schulschiff „Dixie" wurde als erstes beordert, Lebensmittel und Kleider im Wert von 100000 Dollars aufzunehmen und nach Martinique zu tragen.

Die Regierung hatte indessen richtig erkannt, daß diese Katastrophe auch das Interesse der gesamten zivilisierten Welt beansprucht, und darum der Hilfsexpedition einen Stab von Gelehrten, geographischen und geologischen Forschern beigegeben. Ferner begleiteten sie mehrere Korrespondenten der größten Nachrichtenbureaus und Zeitungen des Landes, darunter als einziger europäischer Ihr Berichterstatter.

Am Morgen des 14. Mai waren Besatzung und Passagiere der „Dixie" reisefertig an Bord versammelt. Auf keinem transatlantischen Passagierdampfer könnte sich eine interessantere Gesellschaft zusammenfinden. Der alte Herr mit grauem Vollbart, jugendlich rüstig täglich am „Drill" der Mannschaft teilnehmend, ist Professor Russell von der Michiganuniversität. Ihn und Professor Hovey vom Nationalmuseum für Geschichte hat die Regierung beauftragt, eine Reliefkarte von Martinique anzufertigen. Den Professor Haggar vom U. S. geologischen Bureau führt der Auftrag mit uns, so genau als möglich den Charakter des Ausbruchs festzustellen. Die Geographische Gesellschaft hat drei der bekanntesten amerikanischen Forschungsreisenden entsandt. Herr Borchgrevink, Däne von Geburt, breit, derb und gedrungen, belacht unter dem großen Panamahut die Einwände, daß Martinique außerhalb seines Ressorts liege, weil er bisher stets die antarktische Region befahren. Professor Hill, klein und sehnig — er hat zwei Jahre eines vielbewegten Lebens als Cowboy im wilden Westen verbracht — gewahrt nicht ohne ein triumphierendes Lächeln, daß die meisten von uns das schnell noch gekaufte Buch über Westindien unter dem Arm tragen, das ihm, dem Autor, den Namen des ersten amerikanischen Westindienkenners verschaffte. Als Dritter reist mit den beiden George Kennan, dessen Enthüllungen über sibirische Gefängnisse einst auch in Deutschland Aufsehen erregten.

Der Kommandant, Kapitän Berry, beweist uns die größte Zuvorkommenheit, er hat uns das Schiff vom Doppelboden bis zur Kommandobrücke zur Verfügung gestellt, und seine Offiziere sind von einer Herzlichkeit, die uns die Fahrt zu einer äußerst angenehmen macht.

Ob es auf alle amerikanischen Kriegsschiffe zutrifft, vermag ich nicht zu sagen, aber auf diesem ist der Totaleindruck, den man von der Besatzung gewinnt: hartarbeitende und dienstfreudige Offiziere, frisch und lebhaft im Dienst und beim Glas, und intelligente, aber wenig beschäftigte Matrosen.

Das Wohlwollen, mit dem die Vorgesetzten für ihre Leute sorgen, ist erstaunlich. Nichts wird versäumt, sie zu unterhalten, und eine der ersten Bitten der Offiziere an die Passagiere war, täglich zweimal Vorträge auf dem fore castle im Kreis der Matrosen zu halten. Jeder kommt einmal zu Wort und unterhält die Leute mit Schilderungen irgendeines Landes, die Professoren mit einem populärwissenschaftlichen Vortrag. Ein dankbareres Publikum als diese Seeleute kann man sich nicht vorstellen.

* * *

Fort de France, Ende Mai.

Mondlicht lag silbern auf den Wellen, durch die langsam die „Dixie" glitt. Vorn glänzte hell das Kreuz des Südens; rechts, links und droben schimmerten Sterne am dunklen Firmament. Dann wurde dieses grauer und grauer. In farblos erster Dämmerung verlosch das Funkeln über uns, und im Licht des jungen Morgens schweifte das Auge über die Wasserfläche.

Der Mast eines Schiffes trieb vorüber, später kamen ein paar Bäume. Es war nicht nötig, daß der Mann oben auf der Brücke aussang: „Halb links vorn Land in Sicht!" Wir wußten, wir näherten uns Martinique, der Unglücksinsel.

Gelb erst, dann rot glimmte es am Himmel auf, und im jungen Morgenlicht reckte ragend ein breitschultriger Berg-

riese, das Mörderhaupt in graue Wolken gehüllt, der Mont Pelée, sich himmelwärts.

Eine Stunde mag vergangen sein, bis rasselnd die Ankerketten fielen.

Die „Dixie" lief auf einer Wohltätigkeitsmission ein Eiland an, dessen Bewohner wir verhungernd wähnten. Vielleicht kamen wir zu spät!? Dutzende von kleinen Booten ruderten auf uns zu. Dieser oder jener eilte in die Offiziersmesse und nahm Eier oder Früchte vom Frühstückstisch, um sie den angeblich Darbenden zuzuwerfen.

Da hielten diese uns goldigreife Ananasfrüchte entgegen und zeigten Bananen: „dix sous la douzaine!"

Dann trug eine der flachen Nußschalen, über die bei jedem Ruderschlag das Wasser spritzt, mich dem Städtchen mit dem stolzen Namen zu. Halbmondförmig lehnt es sich mit weißen und hellgelben Häusern unter roten Dächern gegen die grünen Hänge des Thalkessels, den im Norden ein Palmenhain, im Süden Westindiens „Fort von Frankreich" abschließt, eine hohe, ehrwürdig veraltete Befestigung mit einem Marinearsenal, das kaum Raum und Gelegenheit für die geringfügigsten Reparaturen an Kriegsschiffen bietet.

„Hat man genug zu essen in der Stadt?"

Die beiden schwarzen und halbnackten Gesellen blickten erst auf mich, dann einander in die Augen und grinsten durch weiße Zähne in ihre Lumpen hinein.

Vielleicht verstehen die an des Eilands Patois Gewöhnten mein Französisch nicht, dachte ich und wiederholte die Frage sehr langsam, deutlich. Nun kicherten sie laut. Wie kam dieser Tollhäusler aus der Fremde bloß auf den Gedanken, daß sie nicht genug zu essen hätten!

Die vier dunklen Hände schoben das Boot auf weichem Sand durch die Brandung und mich ans Ufer in die glühende Hitze des Thalkessels, durchweht von tropisch feuchtwarmem Hauch, in den der unappetitliche Geruch einer schmutzigen Kleinstadt sich mengte.

Ein Schwarm von Bettlern und Hausierern folgte dem fremden Ankömmling durch die Freiheitsstraße über die Place Savane. Weiß und wunderschön steht Josephinens Marmorstatue dort. Der schönsten Kaiserin zu Füßen aber wühlten — ein Notstandsbild! — fette Schweine im ungepflegten, langen Gras. Hühner gackerten dazwischen; und Ihrem Berichterstatter dämmerte die Ahnung, daß am Lesepublikum der Kulturwelt ein gigantischer Reporterbetrug verübt worden sei.

Zur Linken der Reihe von Schindelhütten, an des Platzes Ostseite, wehte über niedrigem Steinhaus auf Halbmast die Trikolore. Dort gab ich einem Leutnant in weißer Tropenuniform meine Karte, nach dem Gouverneur fragend.

Sie nehmen sich Zeit, diese weißen Herren in Weiß auf Martinique, fast so viel wie träge, schwarze Gesellen, und nichts geht ihnen über einen Palaver. „Woher?" „Warum?" — Eine endlose Folge ermüdender Fragen, gestellt, eigene Neugier zu befriedigen, muß man ihnen beantworten.

Endlich sitze ich dem Gouverneur gegenüber. Dem hochgewachsenen, leichtergrauten Herrn mit dem wollig gewellten Haar seiner Rasse liegt zur Seite auf dem Schreibtisch jedes Negers Stolz und kostbarste Habe, ein blitzblank gebürsteter Zylinderhut. Der in Weiß beobachtet dem farbigen Würdenträger gegenüber devote Ehrfurcht, wie einem Herrscher von Geblüt. Intelligent ist der Gouverneur zweifellos, auch höflich und fast gentlemanlike von Gebaren, aber augenscheinlich möchte er vermeiden, dem Fragenden Einblick in die wirkliche Lage der Dinge auf Martinique zu gewähren. Freilich erwies er sich selbst nicht mit ihr vertraut. Die Zahl der nach Fort de France aus dem Norden Geflüchteten überschätzte er um das Doppelte, ebenso bejahte er im Gegensatz zu dem erst später eintreffenden, aber trotzdem besser unterrichteten französischen Admiral die Frage, ob wirklich auf der Insel Notstand herrsche.

Auch beim Maire gab es noch keine statistischen Angaben über die Zahl der Flüchtlinge, Verletzten oder Getöteten. An Land schien der Schreck der großen Katastrophe die Maschinerie der Verwaltung lahmgelegt zu haben, und es galt, durch mühsame Recherchen sich selbst Zahlen zu verschaffen. Die Namen der Lokale, in denen die Obdachlosen untergebracht waren, meist Schulen, Tanzwirtschaften und ähnliche öffentliche Räumlichkeiten, wurden erfragt, an den folgenden Tagen besucht und festgestellt, daß 7000, nicht aber 50 000 Menschen mehr als sonst in den Mauern von Fort de France leben. Diese könnte das Eiland allein mit seinem ungeheuren Reichtum an Früchten und mehr als mäßigen Wohlstand an Vieh ernähren, bevor es zum Hungern und Schlimmsten käme. Grasen doch auf seinen reichen, grünen Berghängen allein etwa 10 000 Ziegen! — Der Gouverneur freilich hätte gern auch den Teil der Ladung der „Dixie", der nach St. Vincent weitergetragen wurde, auf Martinique gelandet gesehen und glaubte die Bevölkerung nur auf zwei Monate vor dringendster Not geschützt. An Bord der französischen Kriegsschiffe dachte man anders.

* * *

Eine dunkle Wolkenwand hatte sich vor die sengende Mittagssonne geschoben, und klatschend fiel der Tropenregen auf das kleine Segelboot, in dem die Fahrt nach der Totenstadt angetreten wurde.

Wir fuhren an kleinen Ortschaften vorüber. Meist liegen sie an den Mündungen der glitzernd plätschernden Silberstreifen mit ein oder zwei gelben Steinhäusern, auch wohl einem roten Kirchdach, ringsum ein Dutzend arg geflickter Schindelhütten. Man hatte uns gesagt, sie seien seit dem tobenden Wutausbruch des Pelée unbewohnt, verlassen. — Nackte braune Kinder spielten in der Brandung, Männer hingen Fischernetze zum Trocknen auf, Frauen mit Krügen auf dem Kopf kamen vom Quell, und darüber sang bim bim bim das Glöckchen im Kirchturm sein Mahn- und Locklied. Die Glöckner arbeiten Ueberzeit auf Martinique. Von allen Kirchen ruft es früh und spät zur Messe, und gar viele stellen sich ein, des Himmels Schutz anzuflehen. Not lehrt beten!

Um dreigezackten Piton de Carbet ging es weiter. Auch ein Vulkan; noch schlummernd, aber vielleicht einst erwachend, des Eilands andere Stadt zu begraben. Dann klang weiter nordwärts schrill und heulend ein seltsam fremdartiger Laut durch die tiefe, sonnige Stille, und drei runde schwarze Gesichter wurden lang. Nochmals kam das klagend langgezogene Tuten aus anderer Richtung.

„Was bedeutet das?"

„Hornsignale berittener junger Leute, die auf dem Berg Wache halten, um die Bevölkerung bei Anzeichen neuer Ausbrüche des Pelée zu warnen."

Endlich sahen wir hinter einem Vorgebirge wieder die breiten Schultern des Pelée auftauchen, und vor uns lag das Dorf Carbet, im südlichsten Teil des eigentlich verwüsteten Gebiets befindlich. Das Vorgebirge Morne d'Orange, an das es sich anlehnt, entzog St. Pierre dahinter dem Blick.

Vorn rauchte schwarz der Berg, und seitwärts klang ein neues Hornsignal, da sagten unsere Schwarzen: „Bis hierher und nicht weiter."

* * *

Ein letzter Ruderschlag, die Spitze ist umfahren! Welch ein Anblick! Zur Rechten grün und lachend ein Paradies, zur Linken qualmend grau die Hölle — St. Pierre!

Moderhauch wehte herüber von dem halbmondförmigen Thalkessel zu Füßen des Pelée. Grau gähnte das Grab einer Stadt. Selbst die Schatten schienen aus den farblosen Ruinen, zu niedrig, solche zu werfen, geflohen.

Kein Pinsel, keine Feder kann dieses Grau festhalten, das vom Kap Martin bis Morne d'Orange auf der Landschaft und dem sie nun kahl und nackt überragenden Berg lag, dessen einst leuchtende Farbenpracht und herrliche Vegetation Loti meisterlich geschildert hat. Es ist keine Farbe, es ist das Nichts, das Ende aller Dinge, Inferno!

Niemand von uns sprach. Man atmete leiser. Ein Alp legte sich auf die Brust. Das Herz schien hörbar zu klopfen.

Ueber das Grab und die Trümmer eines Schiffsrumpfes glitt das Boot. Unter uns lag der einstige Quai von St. Pierre. Nun wehte es heißer aus den hie und da noch

schwelenden und rauchenden Ruinen. Widerlich schlug häßlicher Leichengeruch entgegen.

Wir landeten in L'Anse der südlichen Vorstadt. Noch sind die Fundamente ihrer eleganten Wohnhäuser sichtbar. Monillape, der mittlere Stadtteil, liegt unter Asche, das „Fort“, Nordende von Stadt und Halbmond, unter Schlamm begraben.

Der Fuß zögert, die Wanderung durch diese Greuel in flimmernder Tropenhitze anzutreten. Der Mund ringt im giftig verpesteten Dunst nach etwas wie Atem. Die Gesichter der Gefährten sind bleich in schauderndem Grauen.

Ein Tasten über Trümmerhaufen, die die engen Straßen füllen, beginnt. Ein Stein kommt ins Rollen und legt einen verkohlten Menschenarm frei.

St. Pierre stieg einst terrassenförmig vom Meer zum Fuß des Pelée hinauf. Parallel mit dem Quai oder Place Bertin, mit Palmen und weißen Tritonengestalten geschmückt, lief die Rue Bouillé, dann die Hauptstraße, nach Viktor Hugo benannt. Die Querstraßen waren eng, viel gewunden, oft tot als Sackgassen endend.

Nun haben Schlamm und Asche die Terrassen verschwinden lassen. Die Straßen erkennt das Auge oft nur an der Linie der Mauerreste. Meist sind sie mit Mauerwerk, Balken und Trümmern gefüllt. Doch enge liegen sie und in ihnen noch heute Leichen, wie sie am Unglückstag auf dem Weg zum Tagwerk hingesunken. Niemand war thätig, sie zu bestatten. Seit dem erneuten Ausbruch am 20. April hatte sich kein menschliches Wesen mehr nach St. Pierre gewagt. Der Gouverneur meinte, man hätte ihrer 2000 verbrannt. Wir sahen sechs kleine Verbrennungshügel und schätzten die Zahl auf 150. Einer schien in schreckhafter Eile verlassen. Zehn Leichen lagen auf verkohlten Balken, mit Strauchwerk bedeckt. Schauerlich stak ein Kopf hinaus, der Mund mit klaffenden Zähnen, weit geöffnet, die Augenhöhlen ausgebrannt.

In der Rue Victor Hugo sah man in den halbdunklen Kellerraum einer Schusterwerkstatt. Meister Knieriem saß tot und verkohlt auf dem Schemel. Die Kleider waren am nun nackten Leib verbrannt, die Schuhe neben ihm unversehrt. Die Mauern des Bäckerladens in der Rue Bouillé standen noch in fünf Fuß Höhe. Ich trat ein und sah in die beiden Backöfen. Im einen lag zusammengekauert der Bäcker. Er hatte Zeit gehabt, Schutz, wenn auch vergeblich, zu suchen; andere nicht. Eine Leiche wurde stehend, den Kopf im Waschbecken, gefunden. Es ist bis zum Rand und an die Ohren des Kopfes reichend mit Asche gefüllt.

Die im Freien Verstorbenen liegen meist, den Kopf gegen den Erdboden gepreßt, mit vor Mund und Nase gehaltenen hohlen Händen, als ob sie Schutz vor dem gesucht hätten, das von oben kommend ihnen den Atem raubte.

War es ein giftiges Gas oder stickige Aschluft? Der Frage wird später nähergetreten werden. Eine andere aber sei für den Fachmann gestellt: haben nicht elektrische Phänomene diese Katastrophe begleitet?

Was immer diese Menschen tötete, griff sprungweise um sich, brachte einigen schnellen, andern langsamen Tod. Jedes Lebewesen ist verkohlt, ein Spitzentaschentuch dicht neben ihm unversehrt.

Wohl tausend Leichen müssen am Morgen des Himmelfahrtstages unter den Trümmern der Kathedrale begraben worden sein, sichtbar waren keine, als ich mir an ihr vorbei mühsam den Weg nach dem nördlichsten Stadtteil suchte.

Dort oben fand ich einen Stein und setzte mich, die Füße im tiefen Schlamm. Vor mir lag links die Totenstadt, rechts unendlich das Meer und Grabesruhe auf beiden. Nichts lebte. Keine Vogelstimme war hörbar, keine Mücke sichtbar. Selbst die Insekten mieden den Ort des Grauens. Es ist unmöglich, bei seinem Anblick zu glauben, daß hier noch unlängst die schönste der schönen Antillenstädte stand. Man wähnt sich allein im endlosen und letzten Chaos des irdisch Vergänglichen, als letztes vergessenes und verlassenes Lebewesen einer Welt, die zu Staub und Asche ward.

Ein zweiter Artikel folgt.



Die Kieler Woche.

Glänzender als je zuvor ist in diesem Jahr die Beteiligung der Jachtbesitzer an der „Kieler Woche“, dem größten segelsportlichen Ereignis des Kontinents. Nicht weniger als 583 Meldungen, darunter 461 von Jachten, vom großen Hochseekreuzer bis zur leichten Rennflunder, und 122 von Kriegsschiffsbooten sind eingelaufen. An den ausländischen Meldungen sind sechs Nationen beteiligt, da Franzosen, Engländer, Amerikaner, Dänen, Norweger und Schweden mit den deutschen Sportkameraden in Wettbewerb treten werden.

Am markantesten kommt diese Internationalität zum Ausdruck in der auf Anregung des Kaisers geschaffenen Sonderklasse von Jachten gleicher Größe: es werden hier zwei englische, zwei französische, ein amerikanisches und ein schwedisches außer zehn deutschen Booten an den Start kommen, unter letzteren die für den Kaiser auf der Werft von Max Oertz in Hamburg neuerbaute „Samoa III“.

Ganz hervorragend ist auch die Besetzung der Kreuzer Klasse A, die die größten überhaupt noch an Regatten teilnehmenden Jachten umfaßt, zumeist herrliche, mit hochragender Takelage versehene, große Schoner. Es haben hier unter andern gemeldet: „Meteor“, die neue Kaiserjacht, „Iduna“, der Schoner der Kaiserin, „Navahoe“, eine berühmte amerikanische Rennjacht, die kürzlich von Konsul Wätjen, Bremen, angekauft wurde, der dänische „Nordwest“, die englische „Cicely“ und der alte „Komet“, frühere „Meteor“, den das Offizierskorps von Wilhelmshaven vom Kaiser zum Geschenk erhalten hat.

Die meisten dieser großen Fahrzeuge gaben schon am Dienstag dieser Woche die erste Probe ihres Könnens auf der Wettfahrt, die der Norddeutsche Regattaverein, wie alljährlich, als Einleitung der „Kieler Woche“ an der Elbmündung über die Bahn Kuxhaven-Brunsbüttel-Kuxhaven veranstaltete, diesmal besonders interessant dadurch, daß der neue „Meteor“ sein Jungfernrennen machen sollte. Die Jacht erfüllte die auf sie gesetzten Erwartungen nicht ganz: zwar gewann sie als absolut schnellstes Boot den vom verstorbenen Schiffsreder Laeisz gestifteten Extrapreis, mußte aber den Hamburger Senatspreis der Amerikanerin „Navahoe“ überlassen.

Den Kaiserpreis holte sich in einem scharfen Rennen die Hamburger Jacht „Woge“, frühere „Johanne“, gegen ihre alte Gegnerin „Marolga“ mit einem Vorsprung von 1 1/2 Minuten, während die „Gerda“ des Kieler Polizeipräsidenten von Puttkammer den für ihre Klasse ausgesetzten Preis von Mark 4000 gewann.

Die Preisträger der übrigen Klassen waren: der Kruppsche „Kommodore“, „Thea“, „Polly“, des Kommerzienrats Bürenstein, Berlin, „Glückauf“, „Stella“ und „Olga“.

Das äußere Bild des Tages war prächtig: ein herrlicher, sonniger Sommertag mit frischer Nordwestbriese, in der die ungezählten bunten Flaggen vor Kuxhaven lustig flatterten. Im neuen Hafen die Kaiserjacht „Hohenzollern“ mit ihrem Stab von Begleitschiffen, außerdem zwei Ozeanriesen der Hamburg-Amerikalinie. Am Hafenkopf lag der neue Postdampfer „Moltke“ vertäut, auf dem nach Schluß der Wettfahrt die Preisverteilung und das Festessen stattfinden sollte. Auf dem Strom das Durcheinander der Jachten, dazwischen eine Schar von Begleitdampfern, mit Sportfreunden angefüllt.

Der „Meteor“ hatte schon in drei Stunden die 25 Seemeilen lange Bahn absolviert, eine ganz hervorragende Leistung, da die Hälfte davon gegen den harteinlaufenden Flutstrom zurückzulegen war.

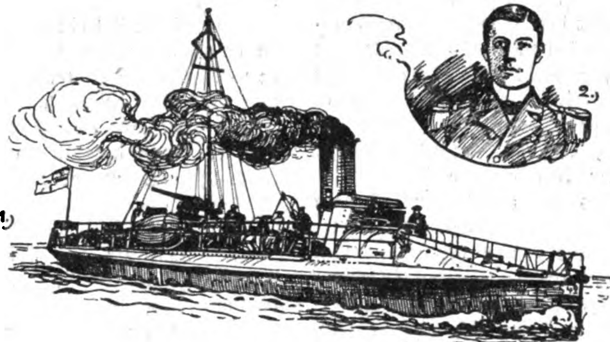
Der Kaiser trat sofort nach Schluß der Wettfahrt mit der Hohenzollern die Fahrt nach Kiel an, wohin ihm am Mittwoch die ganze Jachtflottille zum weiteren Wettkampf folgte. L...

Unsere Bilder.

Zum sächsischen Thronwechsel (Abb. S. 1183 bis 1187). Die sterbliche Hülle des Königs Albert von Sachsen ist von Sibyllenort nach der Hofkirche in Dresden übergeführt und dort beigesetzt worden. Dem feierlichen Akt wohnten als vornehmste Teilnehmer unser Kaiser mit der Kaiserin und Kaiser Franz Josef bei, denen König Albert durch persönliche Freundschaft verbunden war. Da König Albert, der seit neunundvierzig Jahren in überaus glücklicher Ehe mit seiner Gemahlin Carola gelebt hatte, kinderlos starb, folgt ihm auf dem Thron sein jüngerer Bruder, der am 8. August 1832 geborene Prinz Georg. Kronprinz ist nunmehr dessen ältester Sohn Prinz Friedrich August, dessen Ehe gleichfalls mit Kindern gesegnet ist, so daß der Uebergang des Thrones vom Vater auf den Sohn jetzt wenigstens für drei Generationen gesichert ist.

Die Reise des Kaiserpaares (Abb. S. 1189 und 1190) im Rheinland hat durch den Tod des Königs Albert von Sachsen ein vorzeitiges Ende gefunden. Das hohe Paar hat, wie es im Programm vorgesehen war, noch Aachen, Krefeld und Ruhrort besucht. Hingegen mußte der Besuch der Düsseldorfer Ausstellung, der vielleicht im August nachgeholt wird, und die Fahrt des Kaisers nach Helgoland aufgegeben werden.

Kaiser Franz Josef auf dem Schneeberg (Abb. S. 1188). Daß der Kaiser von Oesterreich trotz seiner hohen Jahre noch immer großen Anstrengungen gewachsen ist, bewies er durch seine Fahrt auf den Hochschneeberg bei Puchberg in Steiermark, wo kürzlich eine Kapelle dem Andenken der Kaiserin Elisabeth geweiht wurde. Die Bevölkerung bereitete ihm einen jubelnden Empfang.



1. Das in der Nacht vom 23. zum 24. Juni bei Kuxhaven untergegangene Torpedoboot S. 42. 2. Kapitänleutnant Rosenstock von Rhoeneck.

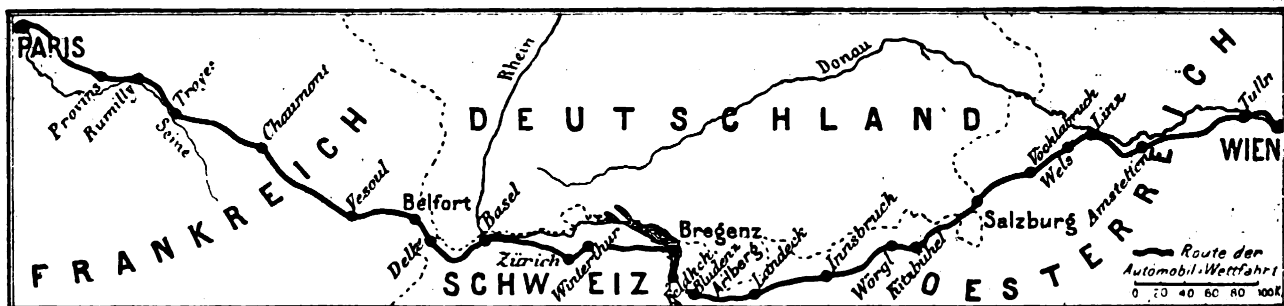
Untergang eines deutschen Torpedoboots. Von einem schweren Unfall ist die deutsche Marine betroffen worden. In der Nacht zum 24. Juni wurde das von Helgoland kommende Torpedoboot „S. 42“ auf der Kuxhavener Reede von dem englischen Dampfer „Firsby“ überrannt und infolge völliger Aufschneidung der Backbordseite zum Sinken gebracht. Leider ist dabei der Kommandant, Kapitänleutnant Rosenstock von Rhoeneck, mit drei Mann der Besatzung ertrunken, während der Steward bereits bei dem Zusammenstoß den Tod fand. Der Rest der Mannschaft und mehrere an Bord anwesende Gäste wurden gerettet.

Aus der Gesellschaft (Abb. S. 1222 u. 1223). In den Kreisen des hohen Adels haben in letzter Zeit einige Familienfestlichkeiten stattgefunden, die wegen der dabei beteiligten Persönlichkeiten allgemeines Interesse erwecken. Wir meinen die Taufe des Prinzen Karl Schönburg, die Trauung der Gräfin Anna Galen mit dem Grafen Ludwig von Waldburg und die Vermählung der Prinzessin Marie zu Stolberg-Wernigerode mit dem Grafen Wilhelm zu Solms.

Sport. (Abb. S. 1190, 1191 und 1222). Die Hamburger Jubiläumswoche ist vorüber. Die großartige Veranstaltung, die das Interesse der Turfwelt fast ausschließlich in Anspruch nahm, ist glänzend verlaufen und hat alle Beteiligten in hohem Maß befriedigt. Leider sind gerade die größten Preise nicht von deutschen Pferden gewonnen worden, aber schließlich schnitt doch auch die deutsche Zucht sehr ehrenvoll ab. — Die Aufmerksamkeit der Bayern zogen nebenher aber auch die Rennen bei München in hervorragendem Maß auf sich, die durch die Anwesenheit des Prinzregenten ausgezeichnet wurden.

Die Automobilfahrt Paris-Wien zerfällt wie die vorjährige Paris-Berlin in zwei Teile, eine Touristenfahrt, die bereits am 23. Juni begonnen hat, und eine Rennfahrt, deren Anfang auf den 26. Juni festgesetzt worden ist. Wir bringen unten einen Plan des Weges, den die Rennfahrer in vier Etappen Paris-Belfort, Belfort-Bregenz, Bregenz-Salzburg und Salzburg-Wien zurücklegen sollen.

Aus aller Welt. In München haben jüngst die „Schweren Reiter“ ein neues Heim erhalten, sie sind aus der alten Isarkaserne nach der neuen auf dem Oberwiesenfeld gezogen (Abb. S. 1188). Es war ein Ereignis für die in der Nähe wohnende Bevölkerung, die trotz der frühen Morgenstunde und des schlechten Wetters sich zahlreich zum Abschied einfand. — An den Truppenübungen in Lammsdorf in Oberschlesien nahm kürzlich auch die Erbprinzessin von Meiningen, die Gemahlin des Kommandeurs des VI. Armeekorps, teil; sie erschien hoch zu Roß auf dem Uebungsplatz (Abb. S. 1222). — Dem verstorbenen Porträtmaler Friedrich von Amerling in Wien ist von seiner Witwe, Gräfin Marie Hoyos, im Stadtpark in der Schubertallee ein Denkmal (Abb. S. 1188) gesetzt worden, dessen Enthüllung am 19. Juni stattfand. — Auf der Sezessionsausstellung in Berlin erregt das Gemälde „Champagnerlied“ (Abb. S. 1221) von Max Slevogt allgemeines Interesse; es stellt Francesco d'Andrade, als Don Juan die Arie singend, dar. — In England hat vielleicht niemand über die Beendigung des Transvaalkrieges eine ehrlichere Freude empfunden, als König Eduard VII., der es sich dann auch nicht nehmen ließ, mit der Königin an dem Dankgottes-



Karte zur Automobilwettfahrt Paris-Wien.

dienst in der Kirche persönlich teilzunehmen (Abb. S. 1224). — Auf dem Axenstein am Vierwaldstättersee in der Schweiz (Abb. S. 1225) ist das Grand Hotel Axenstein, das im Dezember 1900 durch Feuer zerstört wurde, neu erstanden. Wie früher, finden Touristen, die die herrliche Gegend besuchen, dort komfortable Unterkunft.

Vereinsversammlungen und -Feste. Am 20. Juni hielt auf der Marksburg bei Braubach der junge, unter dem Protektorat des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein stehende Verein zur Erhaltung deutscher Burgen (Abb. S. 1188), der schnell zur Blüte gelangt ist, seine Jahresversammlung ab. — In Pfaffenhofen in Oberbayern fand das sechzigjährige Veteranenfest statt, das in einer Feier vor dem Kriegerdenkmal (Abb. S. 1224) gipfelte. — In Straßburg im Elsaß tagte der Deutsche Bühnenverein, der die Gelegenheit auch zu einem Ausflug auf die Hohkönigsburg (Abb. S. 1225) benutzte. — Die selbständigen deutschen Konditoren hielten ihren fünfundzwanzigsten Verbandstag (Abb. S. 1226) in Leipzig ab.

Personalien (Abbildungen S. 1188, 1226). Von den Freunden des jüngst verstorbenen Klinikers Kußmaul, deren aus dem Jahr 1862 stammendes Gruppenbild wir kürzlich veröffentlichten, befindet sich einer noch am Leben, nämlich der Senior der Würzburger medizinischen Fakultät, der Anatom Albert von Kölliker, der erst mit Ablauf dieses Sommers seine mehr als fünfzigjährige akademische Thätigkeit aufgeben wird. In Zürich, wo er 1836 seine medizinischen Studien begonnen, wurde er 1844 zum außerordentlichen Professor der Physiologie ernannt und folgte 1847 einem Ruf an die Würzburger Universität als Ordinarius. Es mag übrigens darauf hingewiesen werden, daß auf jenem Gruppenbild unter der Figur Köllikers versehentlich der Name des neben ihm stehenden Botanikers Schenk geraten ist. — Bei einer Uebung auf dem Lechfeld stürzte vor einiger Zeit der bayrische Oberleutnant Hiller mit dem Ballon und zog sich schwere Verletzungen zu, von denen er jedoch glücklich wieder hergestellt wurde. — Als Hofkapellmeister wirkt am Koburger Hoftheater, das jüngst das fünfundsiebzigjährige Jubiläum feierte, Herr Alfred Thienemann, bekannt als langjähriger Dirigent der Sommeroper in Berlin.



Albert, König von Sachsen, † am 19. Juni in Sibyllenort im Alter von 74 Jahren.

Lord Acton of Aldenham, Geschichtsforscher, intimer Freund Döllingers und Gladstones, † am 19. Juni in Tegernsee.

Bayha, früher deutschparteilicher Reichstagsabgeordneter, † am 18. Juni in Tübingen.

Musikdirektor Jos. Brambach, † am 20. Juni in Bonn.

General z. D. Berthold v. Ditfurth, † am 17. Juni in Berlin im 76. Lebensjahr.

Karl Frhr. v. Feilitzsch, Generalmajor, † am 18. Juni in Germersheim.

Albert Fleiner, schweizerischer Journalist, † am 17. Juni in Rom.

Graf Fugger-Glött, Ordensmitglied der Gesellschaft Jesu, † am 18. Juni in München.

Frhr. v. Hügel, Landgerichtsdirektor und Kammerherr, † am 19. Juni in Tübingen.

Freifrau Theodora v Knoop, bekannte Wohlthäterin, † am 17. Juni in Wiesbaden.

Admiral Magnaghi, † am 21. Juni in Spezia.

Prof. Jakob Mähly, berühmter Philologe und Universitätslehrer, † in Basel im 74. Lebensjahr.



Seit mehr als vierzehn Tagen litten die Börsen unter dem Festtaumel, der sich in London anläßlich der erwarteten Königskrönung geltend machte, und wer bisher noch an dem bedeutenden Einfluß, den die Londoner Börse auf unsere übrigen kontinentalen Märkte ausübt, gezweifelt hatte, der kann diesen Einfluß jetzt nach Eintreffen der Londoner Hiobsbotschaften ermessen. Selbst in Amerika haben sich Geschäft und Tendenz teilweise durch die Londoner Vorgänge bestimmen lassen müssen, wenn auch dort, wie schon wiederholt an dieser Stelle betont, der unheimlich lang andauernde Kohlenarbeiterstreik das Seinige dazu beiträgt, die Unternehmungslust zu lähmen. Mit dem glatten Verlauf der Londoner Ultimoliquidation war vorübergehend eine nicht unerhebliche Sorge nicht nur an der Themse, sondern auch anderwärts geschwunden, denn man hatte befürchtet, daß die enormen Engagements in südafrikanischen Minenaktien, die diesmal teilweise zur Lösung kamen, eine unheilvolle Erschütterung der gesamten Tendenz herbeiführen könnten.

Inzwischen hat ein tragisches Schicksal den englischen König, da er schon im Begriff stand, zu seiner Krönung die Stufen von Westminster Abtei zu betreten, auf das Krankenlager geworfen, und atemlos lauschten in diesen Tagen die englischen Völker aller Erdteile auf die über Tod und Leben entscheidende Kunde. Auch die Börsen vermochten sich natürlich der Einwirkung jenes außerordentlichen Geschehnisses nicht zu entziehen.

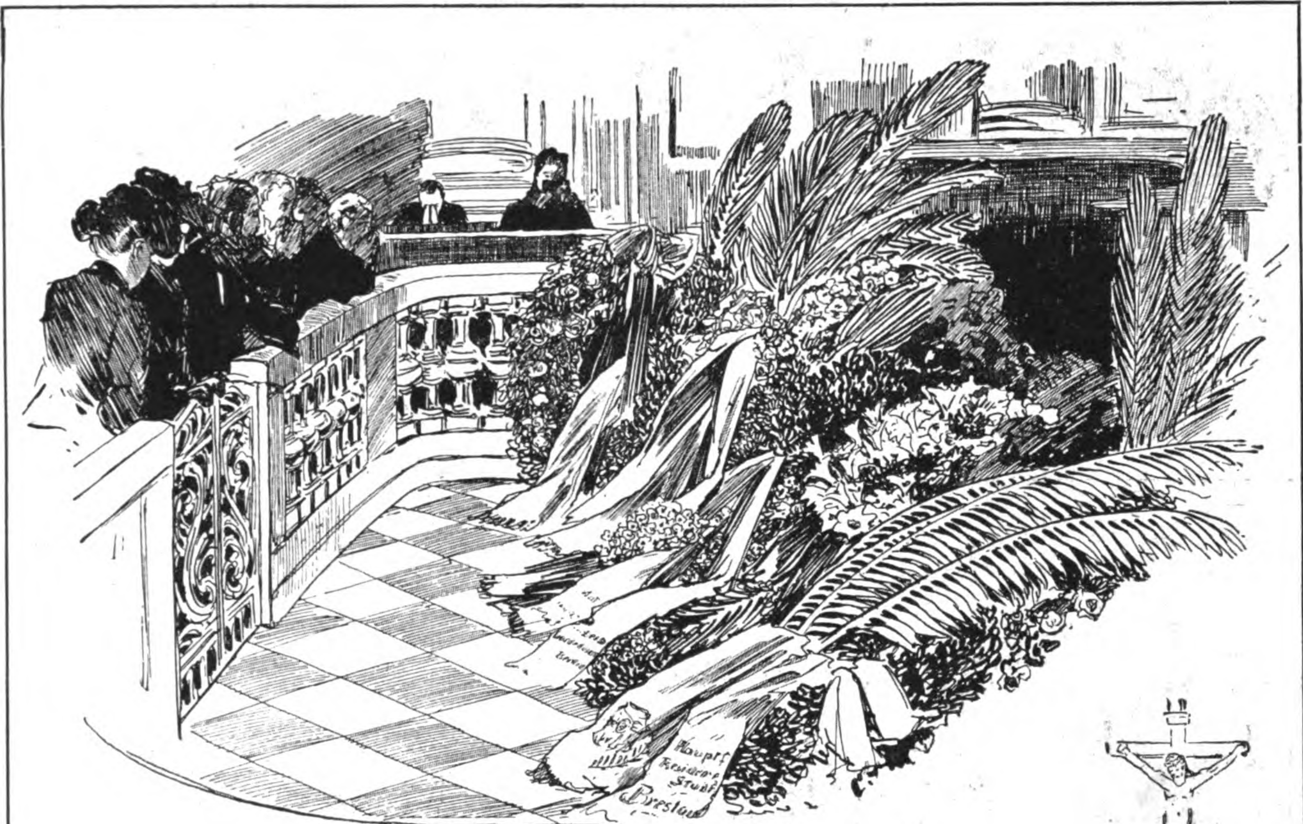
Der bemerkenswerte Vorgang eines Ministerwechsels, der ja an und für sich bei uns in Preußen glücklicherweise keineswegs zu den Alltäglichkeiten gehört, berührt die Börse diesmal ganz besonders nahe. Herr von Thielen, der seit elf Jahren im preußischen Eisenbahnministerium eine ebenso erfolgreiche wie allgemein anerkannte Thätigkeit entwickelte, hat dem Generalmajor a. D. Budde den Platz geräumt, einer Persönlichkeit, deren bedeutende Fähigkeiten bereits mehrfach auf parlamentarischem Gebiet in die hellste Beleuchtung getreten sind.

Aus dem Umstand, daß der neue Minister bereits als schneidiger Vertreter der Kanalvorlage in der parlamentarischen Arena stand, darf die Börse wohl neuerlich die Hoffnung schöpfen, daß dieses weittragende und für unsere Industrie die allergrößte Bedeutung besitzende Projekt denn doch endlich, und zwar in absehbarer Zeit, ins Leben treten werde. Die Börse bedarf dringend einer neuen Anregung, und sollte ihr, die seit geraumer Zeit eines Sonnenblicks entbehrt, im Verein mit der Kanalvorlage auch die langersehnte Erleichterung der Börsengesetzgebung winken, so würde die gesamte Scenerie mit einem Schlag eine durchgreifende Aenderung erfahren.

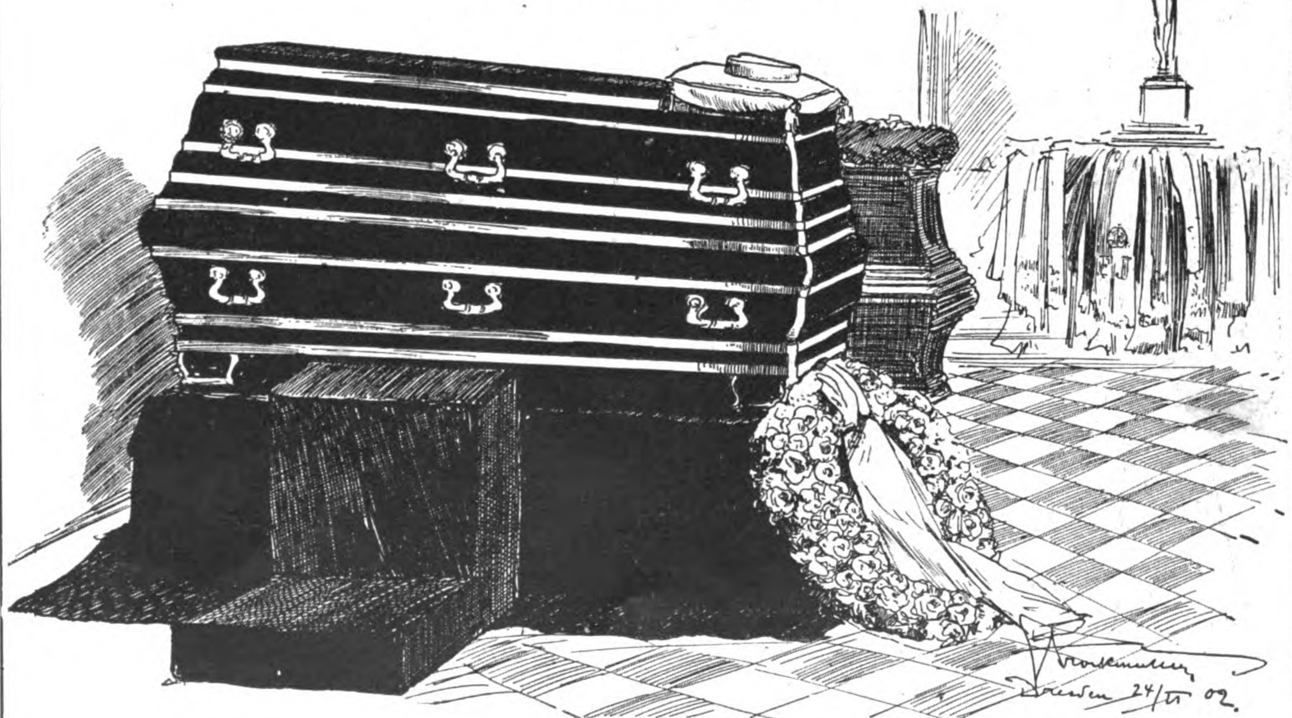
In Oesterreich haben sich inzwischen die Verhältnisse weiter recht unliebsam zugespitzt, und die anhaltende Mattigkeit, die der Wiener Markt in den letzten Tagen gezeigt hat, war diesmal nicht allein auf die trübseligen Nationalitätenverhältnisse zurückzuführen, sondern auch auf die weitere Verschärfung der Ausgleichsfrage mit Ungarn. Oesterreich hat nach Transleithanien die Mitteilung gelangen lassen, daß es die Handelsverträge zu kündigen beabsichtige, und es wird sich jetzt zeigen müssen, ob die Zollgemeinschaft zwischen den beiden Reichshälften fortbestehen wird, eine Frage, die die Lebensinteressen dieser beiden größten Länder der habsburgischen Krone tief berührt. Gleichzeitig bedrückt es die Wiener Spekulation, daß das leitende heimische Bankinstitut, die Oesterreichische Kreditanstalt, infolge der Ungunst der Zeit, die sich für die Bank namentlich in den niedrigen Zinssätzen ausspricht, eine ungünstige Semestralbilanz ziehen werde. Bei uns ist man jedoch hierüber schon lange nicht im Zweifel gewesen.

Verus.

Bilder vom Tage



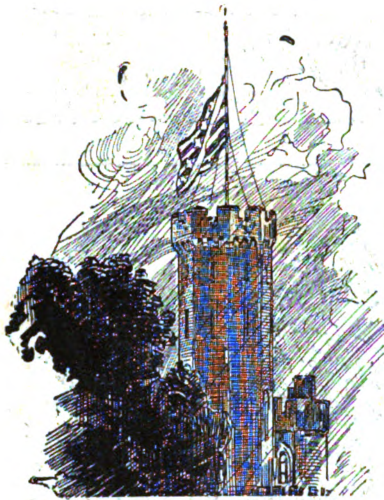
Aufbau der Kränze am Altar der Hofkirche.

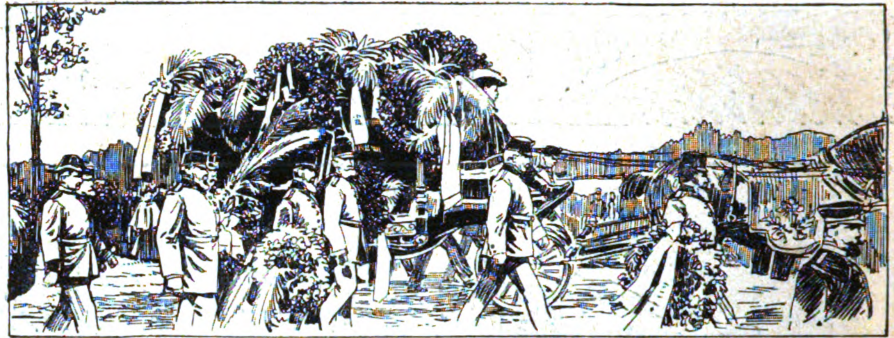


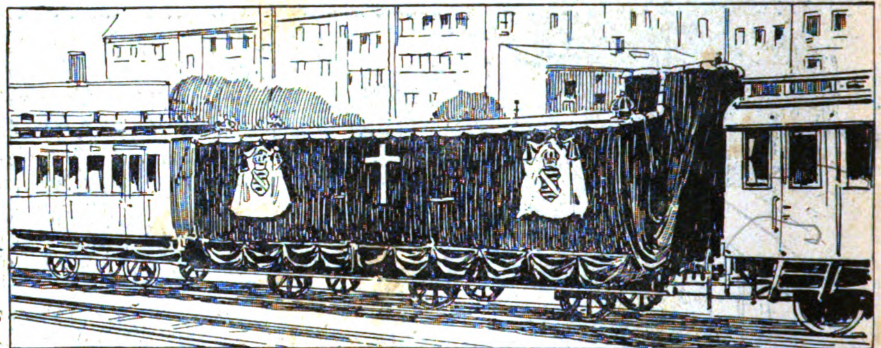
Die Gruft in der Dresdener Hofkirche mit dem Sarg des Königs. Rechts der Altar mit den Schleifen der Kranzspenden.

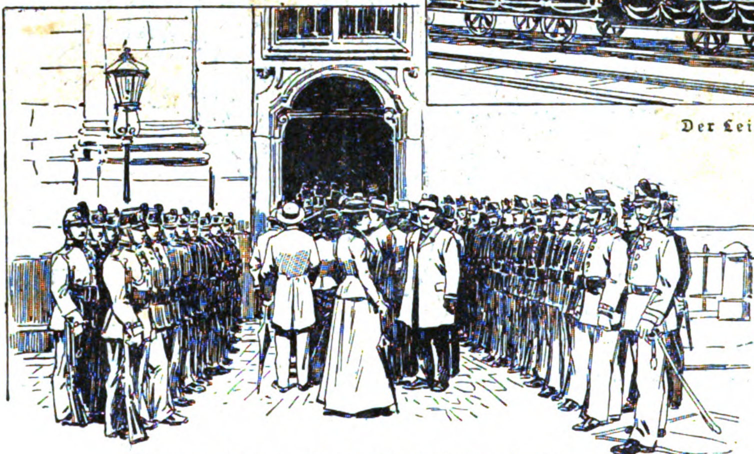
Von der Beisetzung des Königs Albert von Sachsen.

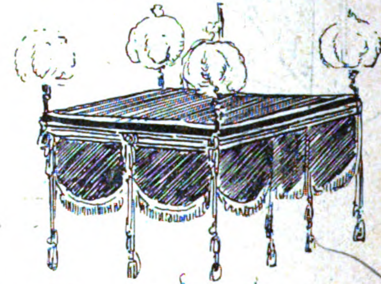
Originalzeichnungen von Paul Brockmüller.


Schloß Sibyllenort,
Sterbestätte König Alberts,
halbmast.


Der Leichenwagen auf dem Weg von Sibyllenort nach dem Bahnhof.

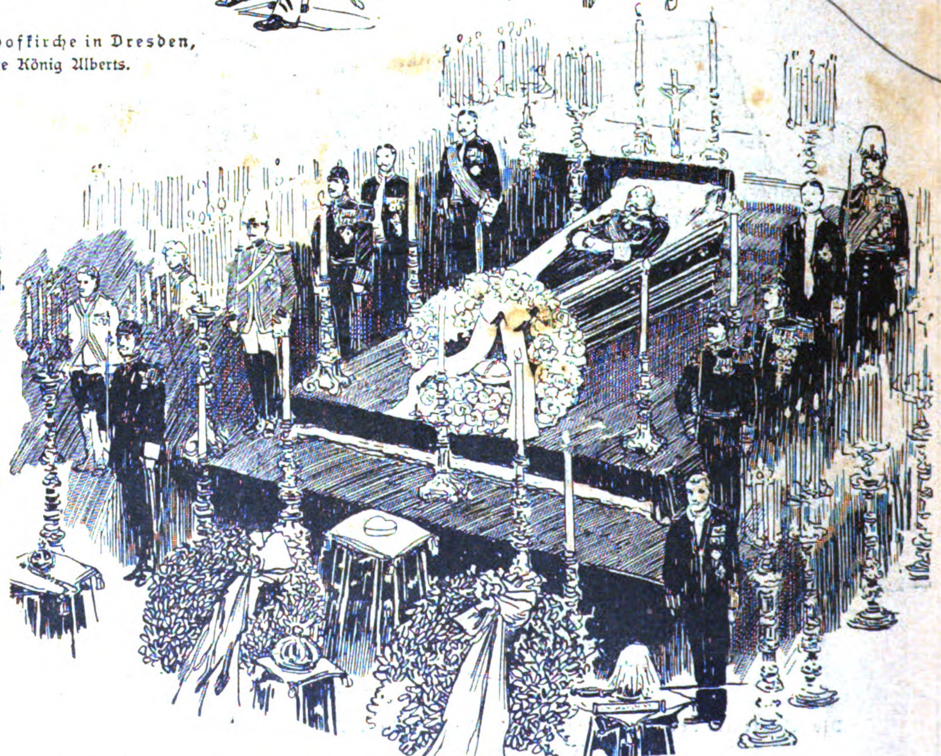

Der Leichenwagen im Eisenbahnzug.


Vor dem Eingang der Hofkirche in Dresden,
der Aufbahrungsstätte König Alberts.





Der Kranz des Kaisers Franz Josef.


Die Aufbahrung in der Hofkirche zu Dresden.

Von der Beisetzung des Königs Albert von Sachsen.



König Albert von Sachsen auf dem Totenbett.

Einzige von König Georg und Königin-Wittwe Carola zur Veröffentlichung gestattete photographische Aufnahme von Arthur Mennell, Sibyllenort, 21. Juni.



Letzte Porträtaufnahme des Königs Albert von Sachsen.
Hofphot. W. Höffert, Dresden.



König Albert und der Kaiser von Oesterreich.



König Albert und Kaiser Wilhelm II.

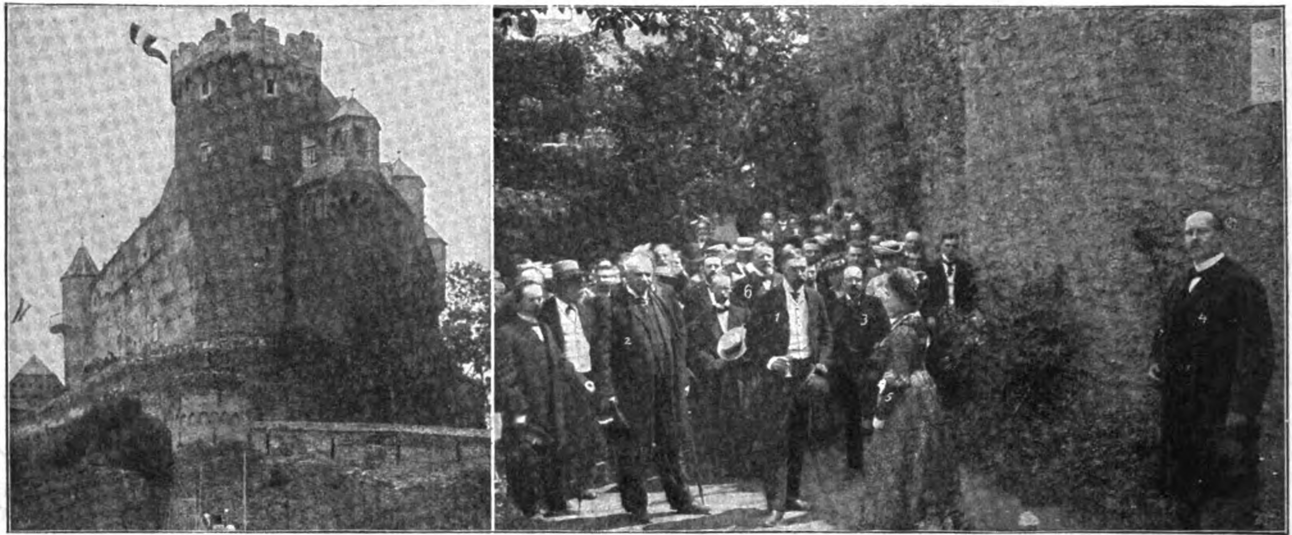
Photographische Aufnahmen von Arthur Mennell.



Georg
König von Sachsen

Friedrich August
Kronprinz von Sachsen

Carola
Königin-Wittwe



Die Marksburg. Die Festgäste:
1. Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein. 2. Regierungspräsident Wenzel, Wiesbaden. 3. Architekt Bodo Ebhardt. 4. Bürgermeister Schulte, Braubach. 5. Frau Bürgermeister Schulte, Braubach. 6. Landrat Berg.

Vom Marksburgfest der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen.
Photograph P. Weber, Mainz.



Der Anatom Geheimrat A. von Kölliker in Würzburg,
trat in den Ruhestand.
Phot. Hans Franke & Co., Berlin.



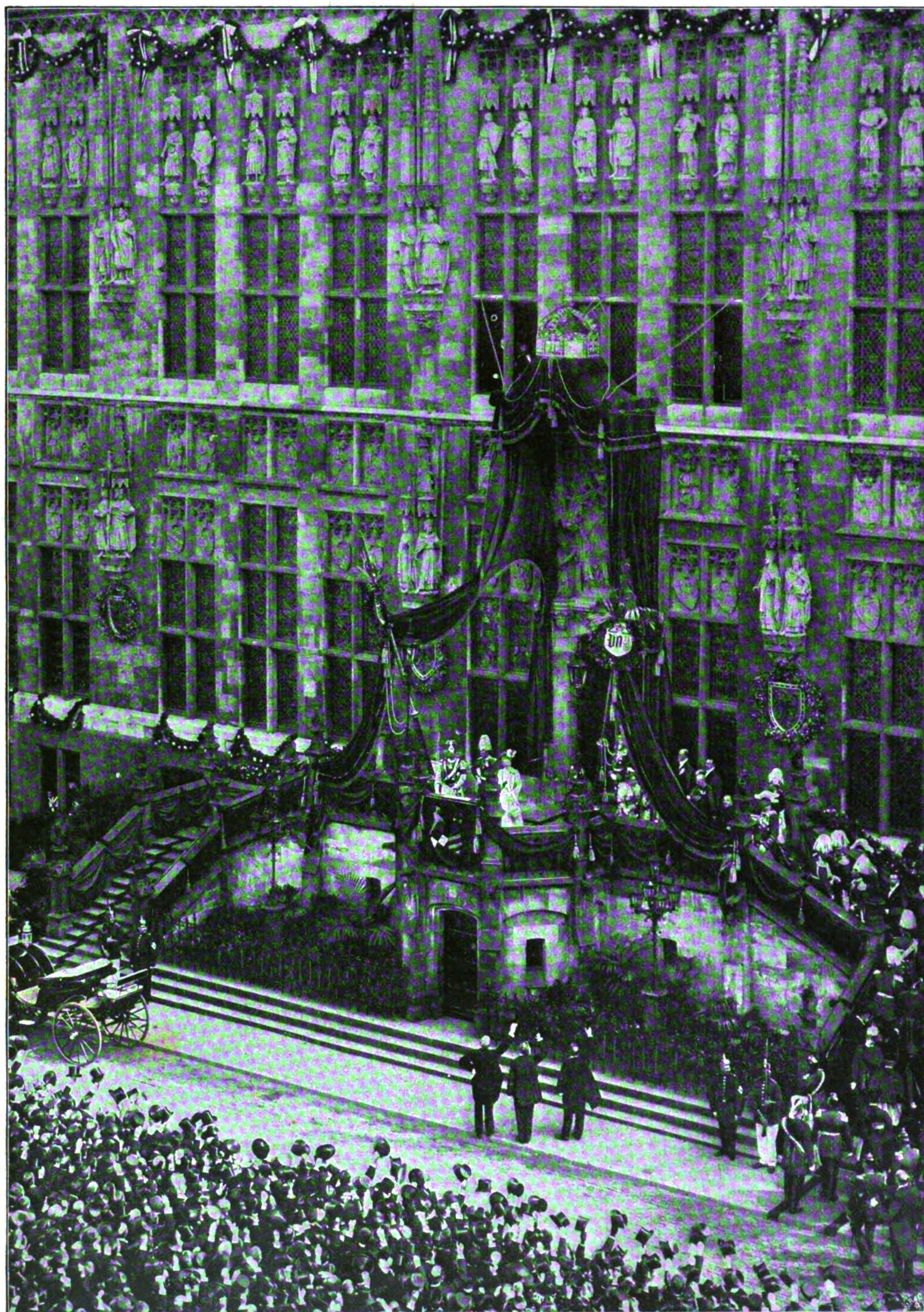
Prinz Leopold führt das 1. Schwere Reiterregiment in die neue Kaserne
auf Oberwiesenfeld zu München.
Phot. Michael Dietrich, München.



Das Denkmal des Malers Amerling,
das am 19. Juni in Wien enthüllt wurde.
Hofphot. Lechner, Wien.

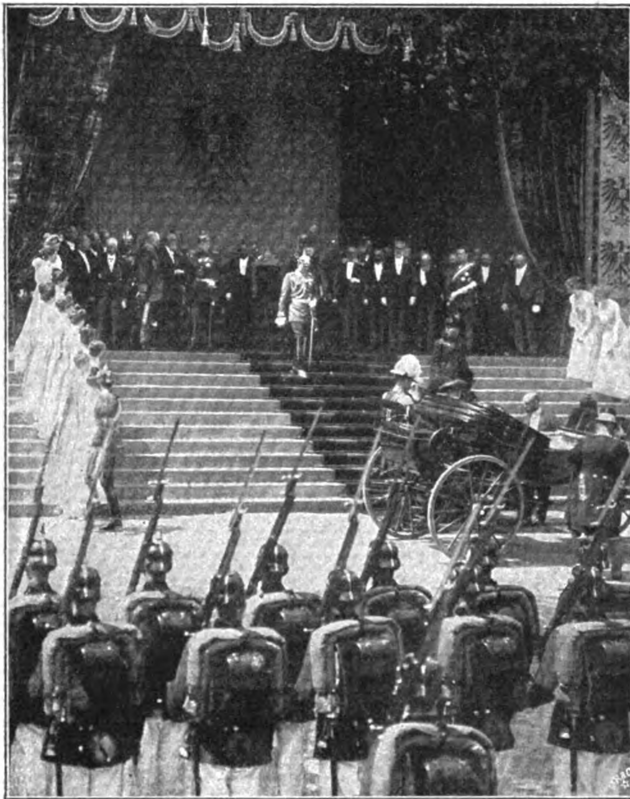


Besuch des Kaisers Franz Josef auf dem Hochschneeberg in Niederösterreich am 18. Juni,
wo eine Kapelle zur Erinnerung an die Kaiserin Elisabeth erbaut wurde.
Hofphot. Lechner, Wien.

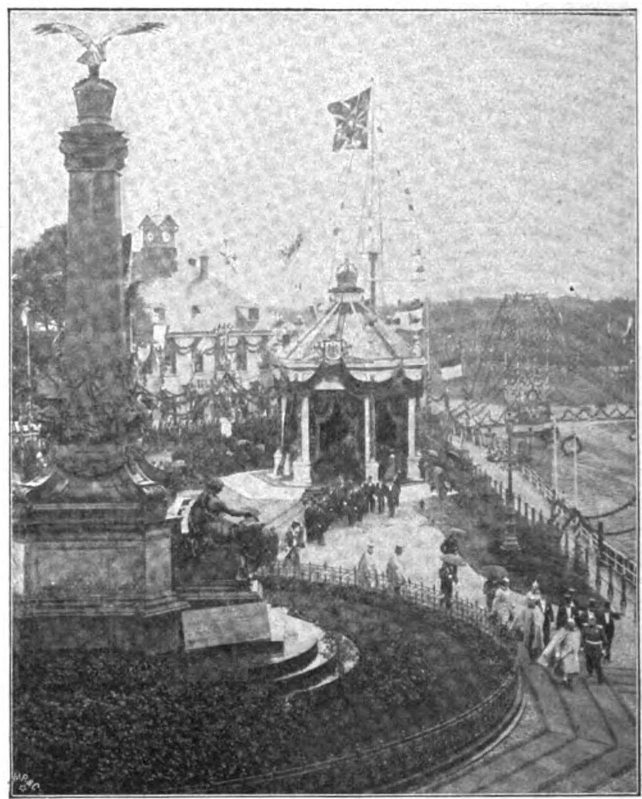


Das Kaiserpaar in Aachen: Huldigung der Bürgerschaft vor dem Rathaus.

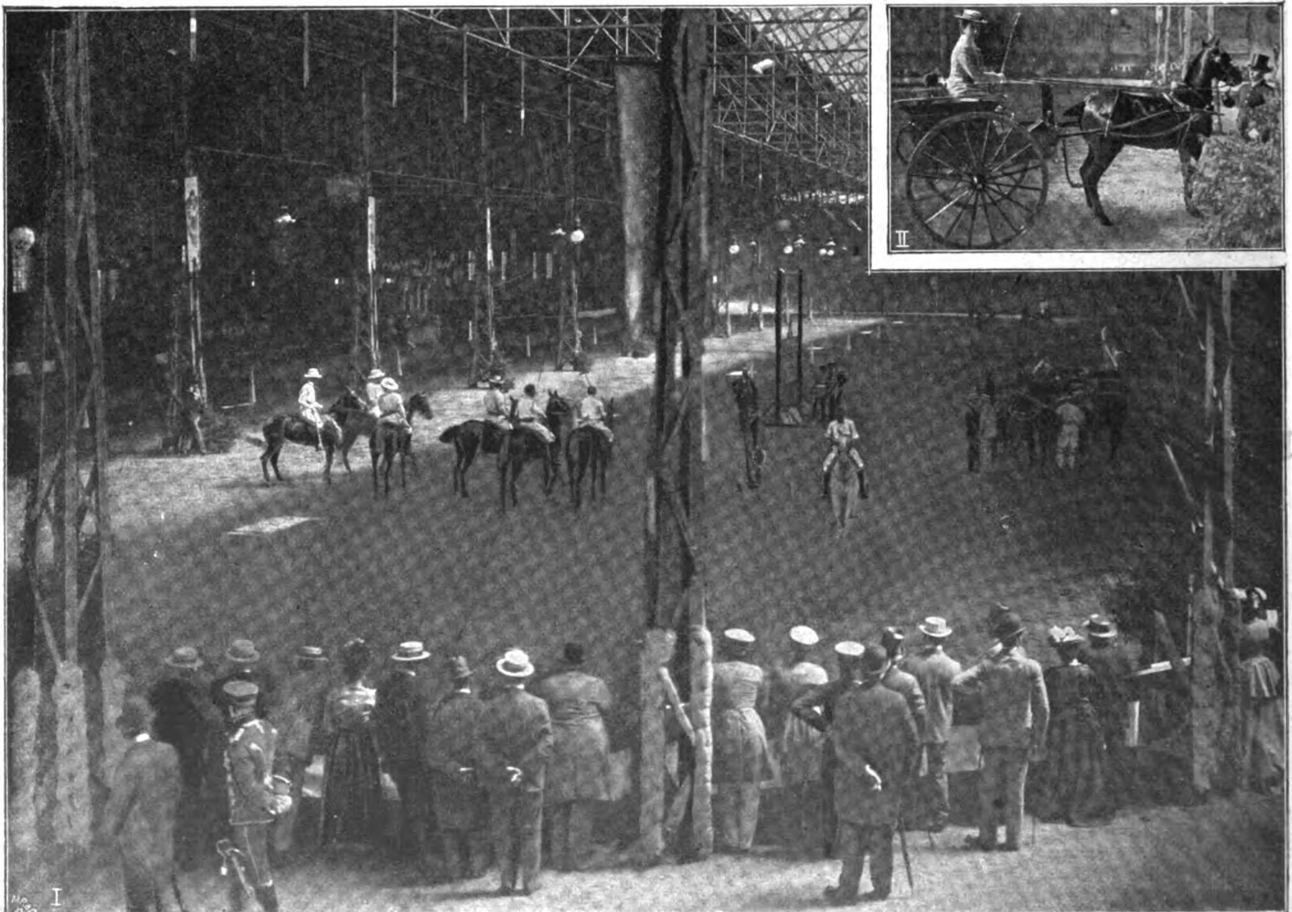
Phot Jarmer, Aachen.



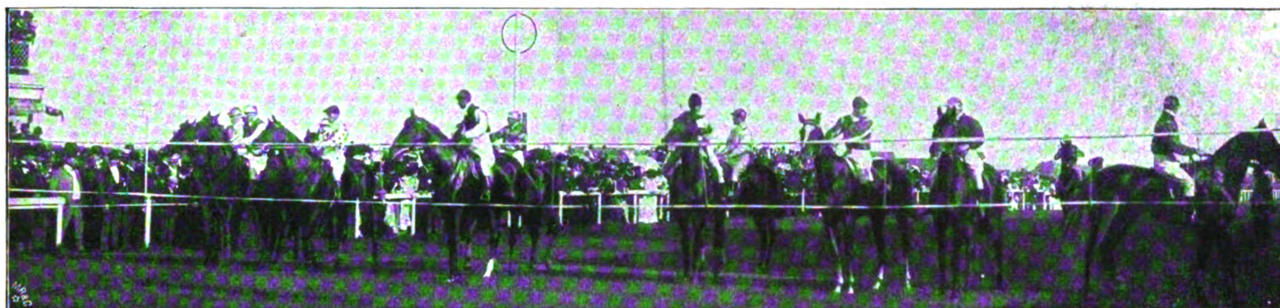
Das Kaiserpaar in Krefeld: Nach dem Empfang im Museum.
Phot. Eug. Jos. Mertens, Aachen.



Das Kaiserpaar in Ruhrort: Besuch der Schifferbörse.
Phot. Bruno Järes, Ruhrort.



I. Innenaufnahme des Velodroms während der Polokonkurrenz. II. Frl. Behrens, Siegerin im Dogkartfahren.
Von der Hamburger Jubiläumswoche: Der Concours hippique am 20. Juni.
Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Georg Busse.



Start zum Jubiläumsrennen.



1. Am Totalisator. 2 Graf L. Trautmannsdorfs „Nunquam Dormio“, Gewinner des Jubiläumspreises.



Das Jubiläumsjagdrennen.



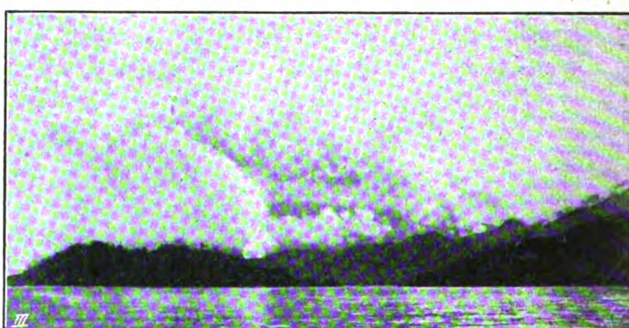
Ein großes Feld.

Vom Jubiläumsrenntag in Hamburg am 19. Juni.

Aufnahmen von Hofphot. Max Priester, W. Wilcke und Schaul, Hamburg.











I. Hospitalscene in Kingstown. II. Die Expedition der amerikanischen Regierung und der Geographischen Gesellschaft: 1. Prof. Haggar. 2. Prof. Hill. 3. Prof. Russell. 4. Prof. Hovey III. Der Vulkan „Soufrière" in Thätigkeit. IV. Ein Bittgang. V. Vor der Kathedrale in St. Pierre.

Von der Katastrophe auf den kleinen Antillen (siehe Artikel S. 1178).

Die Sünde wider den Geist.

Skizze von Emil Marriot.

Also war man endlich doch so weit. Die alte Frau hatte es kommen sehen, Schritt vor Schritt, und jetzt war die Katastrophe wirklich über des Sohnes Haus hereingebrochen. Des einzigen Sohnes, der ihr alles war, für dessen Glück sie täglich gefleht und gebetet hatte.

Ihr erster Gedanke, nachdem sie die trübe Kunde empfangen war, zu ihm zu eilen, und sie führte ihre Absicht auch ohne Säumen aus. Seit seiner Vermählung war sie aus seinem Haus gezogen, da ihre Ansicht dahin ging, daß es niemals gut thue, wenn sich zwischen Eheleute ein Dritter dränge. Sie war nach Baden bei Wien übergesiedelt, und dort lebte sie nun schon seit sechzehn Jahren. Und immer seltener war sie nach Wien gekommen. Der Schwiegertochter wegen. Sympathie und Uebereinstimmung lassen sich nun einmal nicht erzwingen. Wenn sie fehlen, ist es wohl klüger, einander aus dem Wege zu gehen. So hatte sich die alte Frau gesagt und sich der Schwiegertochter ferngehalten. Auf diese Weise war wenigstens der Schein gewahrt und ein offener Bruch hintangehalten worden, und die Schwiegertochter hatte sie gemieden, wie sie von ihr gemieden wurde: der einzige Punkt übrigens, in dem sie sich verstanden hatten.

Während der Fahrt von Baden nach Wien sann die alte Frau unablässig über die Ehe des Sohnes nach. Warum hatte er nicht anders, nicht besser gewählt? Deutlich erinnerte sie sich, wie erschrocken sie gewesen war, als er ihr vor länger als sechzehn Jahren die Mitteilung gemacht hatte, er hätte sich mit dieser Irma Salden, die ihr so unsympathisch war, verlobt. Von des Mädchens Familie hatte sie gesprochen, und daß der Vater ein Schwindler wäre, die Mutter einen üblen Ruf hätte und auch die beiden Brüder nichts taugten. Ob er denn nicht fürchte, das Mädchen könnte den Eltern und den Brüdern gleichen?

Gott bewahre. Die Arme sei ja so unglücklich daheim. Und könne sie für ihre Abkunft?

Einem verliebten Mann Vernunft predigen wollen! Sie mußte heute über sich lächeln, daß sie thöricht genug gewesen war, es damals überhaupt zu versuchen. Natürlich hatte sie unrecht behalten und das Mädchen recht, und er hatte seine Irma geheiratet — trotz allem.

Jemand seine Abkunft zum Vorwurf machen? Wer thut denn das? Sie einmal gewiß nicht. Aber so übel beleumundete Leute hält man sich vom Leib, wenn man selbst reinlich ist. Wie die Menschen sich doch betrügen, wenn sie von ihrer Leidenschaft verblendet sind! Sie meinen, urteilen zu können, und doch ist es nur die Leidenschaft, die für sie urteilt und entscheidet, und von der sie sich krümmen und knechten lassen, wie es ihr gefällt. O über den beklagenswerten Wahn, der solchem mit Blindheit Geschlagenen zuraunt, es liege in seiner Macht, einen andern Tieferstehenden zu sich emporzuheben!

Das hat ja auch ihr Sohn geglaubt und versucht. „Und keinem noch ist's gelungen," denkt die alte Frau. „Der Bessere hebt den Schlechteren niemals empor; aber der Schlechtere zieht ihn hinab zu sich, und er merkt nicht, wie er sinkt, und bildet sich am Ende ein, er hätte den andern emporgezogen, weil sie schließlich nebeneinander stehen . . ."

So peinlich gewissenhaft war ihr Sohn einst gewesen. Als einer der ehrenhaftesten, gegen sich selbst strengsten Rechtsanwälte hatte er gegolten. Aber die Frau mit ihrer unersättlichen Genußsucht, ihrem fast krankhaften Hang nach Luxus und ihrer liederlichen Familie, der sie mit vollen Händen zusteckte, was der Mann so mühevoll erwarb, hatte ihm seine strenge Gewissenhaftigkeit ausgetrieben. Immer überhetzt und überbürdet von Arbeit, immer voll Sorgen und zu schwach, um den Anforderungen und Thränen der Frau zu widerstehen: ja, ja, in solcher Lage gleitet man leicht abwärts . . .

Wenn wenigstens keine Kinder da wären. Die Augen der alten Frau wurden feucht, als sie jetzt an die Enkel dachte. So gut geartete, liebe Kinder. Namentlich die beiden älteren. Das letzte, kleinste stand ihr weniger nah, weil es seiner Mutter so ähnlich war. Aber die zwei andern, der fünfzehnjährige Karl und die dreizehnjährige Paula. Sie kamen oft zu ihr, hingen an ihr, hatten vor der Großmutter kein Geheimnis. Ach Gott, nein! Kein Geheimnis hatten sie vor ihr, die armen Kinder. Der Junge so verhetzt und erbittert, das Mädchen so still und gedrückt! Es war ein Jammer. Und da meinen die kurzsichtigen Eltern noch, die Kinder seien blind und sähen nichts. Und einstweilen merken die Kinder alles, üben Kritik an den Eltern, sind die schärfsten, die oft unerbittlichen Richter, weil sie doch unter dem Unfrieden im Haus und den Schwächen und Fehlern der Eltern am meisten leiden . . . Was so ein armes Wurm darunter leidet, ist ja gar nicht auszudenken! Märtyrer sind sie ganz einfach . . .

Schrecklich, wie die Abneigung der beiden Kinder gegen die Mutter von Jahr zu Jahr gewachsen war. Besonders beim Sohn. Und die Kindheit war ihnen verdorben worden, weil der Vater so schwach, die Mutter so schlecht gewesen war.

Und jetzt wollten die Eltern voneinander gehen. Die alte Frau schluchzte plötzlich krampfhaft auf.

Sie hatte das Ende vorausgeahnt, hatte es kommen sehen Schritt vor Schritt: aber nun es da war, schien es ihr mit einem Mal unfaßlich, entsetzlich, unmöglich . . .

* * *

Als sie ihr Ziel erreicht hatte und mit zager Hand die Klingel berührte, wurde ihr nach kurzem Warten vom Dienstmädchen geöffnet.

Wenn auf einem Haus das Unglück lastet, braucht man nur die Schwelle zu überschreiten, um zu merken,

daß hier etwas geschehen sei. Es liegt gleichsam in der Luft. Und auch dem Arg- und Ahnungslosen würde diese Atmosphäre von Bestürzung und Verwirrung auffallen. Das Herz der alten Frau schnürte sich zusammen, so wie sie nur das blasse und verstörte Gesicht der Magd vor sich sah.

„Sind alle zu Haus?" fragte sie rasch und scheu.

„Alle. Der gnädige Herr ist in seinem Zimmer, der junge Herr und das Fräulein im Zimmer von Fräulein Paula und die Gnädige im Schlafzimmer. Sie kleidet sich für die Reise an."

Die alte Frau zuckte zusammen. Sie war also noch da.

„Noch nicht fort?" fragte sie mit dumpf klingender Stimme.

„Nein."

Sie gab sich einen Ruck, nickte dem Mädchen zu und verfügte sich in das Zimmer ihrer Enkelin.

Im Dämmerlicht saßen die beiden Kinder nebeneinander auf dem Sofa: regungslos und schweigend. Beim Eintreten der Großmutter schreckten sie in die Höhe. Doch Paula sank sogleich wieder in ihre vorige Stellung zurück und schlug die Hände vors Gesicht, während Karl auf die alte Frau zuschritt und ihr die Hand gab.

„Setz dich zu ihr, Großmutter," flüsterte er ihr zu. „Sie ist wie verloren . . ."

Die Großmutter setzte sich neben ihr Enkelkind und schlang den Arm um die zarte, zuckende Gestalt.

„Na, Kind, Kopf in die Höhe! Warst ja sonst immer so tapfer und besonnen. Sei meine alte, mutige Paula, Kind! Willst du's nicht wenigstens versuchen?"

Keine Antwort. Nicht einmal Thränen.

„Mach Licht, Karl. Es ist so dunkel hier, und ich will sie sehen."

Jetzt sprach das Mädchen. „Ach bitte, nein! Kein Licht, Großmutter. Ich . . . ich . . . schäme mich so!"

„Laß es denn sein, Karl, wenn sie's nicht haben will. Und komm her. Setz dich zu uns. Ich möcht euch beide recht nahe haben."

„Wozu denn, Großmutter?" entgegnete der junge Mensch mit heiser klingender Stimme. „Mich brauchst du nicht zu trösten und zu stützen. Ich bin vollkommen ruhig."

„Sprich nicht so, Kind. Es ist auch nicht wahr."

„Es ist wahr!" kam es mit Heftigkeit. „Wenn sie nicht wäre" — er bezeichnete durch eine Kopfbewegung die in sich zusammengesunkene Gestalt seiner Schwester — „und wenn Papa nicht wäre, der mir leid thut . . . ich für mein Teil mache mir aus der ganzen Sache nicht das Geringste. Mein Wort darauf, Großmutter!"

Sie schüttelte das Haupt.

„Mir ist nur um Paula," fuhr der Junge mit seiner von innerer Erregung heiseren Stimme fort. „Denn selbst an Papa denke ich wenig. Papa ist mitschuldig, weil er so schwach war und so lang zugesehen hat . . . ohne auch nur die Hand zu rühren . . ."

„Karl!" tönte es mahnend vom Sofa her.

„Ach was, Großmutter! Einmal muß man's doch aussprechen . . . Von mir rede ich ja nicht. Ich hätte es ertragen. Aber ihr zuliebe" — wieder blickte er nach der Schwester hin — „hätte Papa anders sein müssen. Sieh sie nur an, Großmutter!" Erbittert klang's und verzweifelt zugleich. „Sieh doch selbst, was er und sie aus ihr gemacht haben!"

Das Mädchen stand plötzlich auf und glitt rasch wie ein Pfeil aus dem Zimmer.

„Da hast du's," sprach die Großmutter vorwurfsvoll. „Jetzt vertreibst du sie. Regst sie nur noch mehr auf mit deiner Erbitterung. Lauf ihr nach und hol sie zurück. Sie soll jetzt nicht allein sein."

„Laß sie nur." Und rastlos ging der Junge im Zimmer auf und ab. „Es ist nichts mit ihr zu machen. Ich habe alles versucht in diesen Tagen. Und alles umsonst. Das ist es ja eben: sie spricht sich nicht aus und weint sich nicht aus. Sitzt da und schweigt und starrt . . . Und wenn ich in der Nacht an ihr Bett trete und ihr ins Gesicht schaue, liegt sie mit offenen Augen da . . ." Er setzte sich plötzlich neben die Großmutter und haschte nach ihrer Hand. „Großmutter" — die heisere Stimme des Jungen that ihr so weh — „Großmutter, ich kann dir nicht sagen, wie mir ist . . . Solchen Haß hab ich in mir . . . Daß sie nie, nie Mitleid gehabt hat mit Paula! Sie hat doch sehen müssen, wie Paula sich alles zu Herzen nimmt . . . Und nie hat sie Erbarmen mit ihr gehabt. Das verzeihe ich nicht und vergesse ich nicht . . ."

Sanft strich ihm die Großmutter über das Haar. „Ja, Kind, ja. Es ist hart für alle. Auch für dich."

Im stillen sorgte sie sich am meisten um Paula. So ein armes Kind, das alles in sich verschließt und dem die Last das kleine Herz zerdrückt. Ein so weiches Geschöpf, das Liebe und Frieden um sich braucht, damit es gedeihen könne. Eine andere Mutter hätte ein so anschmiegsames, liebebedürftiges Kind über alles geliebt — wäre glücklich gewesen, solches Kind zu haben. Und diese Mutter schritt über ihr Kind hinweg, gleichgiltig und ohne Erbarmen . . .

Sie wendete sich ihrem Enkel zu. „Warum ist sie denn noch hier?" fragte sie. Ihre so milde Stimme hatte einen rauhen Klang. „Was will sie denn noch bei euch? Nach dem Brief deines Vaters hätte sie doch schon seit dem Morgen fort sein müssen!"

Karl lachte verächtlich. „Ja, so war es bestimmt. Aber du kennst sie doch. Sie wird nie fertig. Und so ist sie auch mit dem Packen nicht fertig geworden und packt noch jetzt, glaube ich . . . Aber um neun Uhr abends soll sie abziehen. Und das wird die erste Freude sein, die wir durch sie erleben."

„Karl!" Ihre Hand legte sich schnell auf seinen Mund. „Schweig, Kind. Dir selbst zuliebe. Es ist schrecklich. Schrecklich ist's, so von seiner Mutter zu reden."

„Großmutter, solche Mutter . . ." Er versuchte, höhnisch zu lachen. Doch der Versuch mißlang. Und plötzlich lag er mit dem Gesicht am Herzen der alten Frau, umklammerte sie mit echt kindlicher, Schutz und Hilfe heischender Gebärde und weinte und schluchzte wie ein verirrter kleiner Junge.

* * *

Sie ließ ihn sich ausweinen und liebkoste ihn leise. „So ist's besser, Kind," sagte sie dabei. Und immer wieder: „So ist's viel, viel besser." Als er endlich ruhiger geworden war, küßte sie ihn auf die Stirn: „Jetzt sieh nach deiner Schwester, Karl. Was sie macht. Bring sie zurück und wartet beide hier auf mich. Ich will einstweilen euren Vater aufsuchen. Er ist in seinem Zimmer?"

„Ja, ich glaube," antwortete Karl mit umflorter Stimme.

„Auf Wiedersehn denn. Und rege Paula nicht auf."

„Nein, nein, Großmutter. Gewiß nicht."

Sie küßte ihn noch einmal und ging schnell hinaus.

„Arme Kinder!"

Ueber der Enkel Leid hatte sie des Sohnes Leid fast vergessen gehabt. Jetzt aber dachte sie wieder daran. Doch das reine und innige Mitgefühl, das sie mit dem Weh der Kinder hatte — für ihren Vater vermochte sie es nicht aufzubringen. Etwas in ihr sprach gegen ihn.

Nur zögernd klopfte sie an seine Thür. Er öffnete ihr sogleich, zog sie in die Stube hinein und drückte sie sanft auf einen Fauteuil nieder.

„Ich danke dir, daß du gekommen bist," sagte er. Und wie vorhin sein Sohn, begann er im Zimmer auf- und abzuwandeln. Diese körperliche Ruhelosigkeit bei seelischen Erregungen hatte Karl von ihm. „Besonders der Kinder wegen ist es mir lieb, dich hier zu haben. Du mußt ein paar Tage bleiben — und dann nimmst du Paula mit. Sie muß heraus aus dieser Luft . . . Der Junge ist robuster. Den greift es weniger hart an."

„Doch!" sagte sie leise. „Es äußert sich bei ihm nur anders."

Einen Augenblick stand er still.

„Meinst du?" Scharf und ungeduldig klang die Frage. „In Gottes Namen! Sie müssen's eben tragen. Einen andern Ausweg giebt es nicht, finde ich nicht." Wieder das rastlose Auf- und Abwandeln und dazwischen das ruckweise Stehnbleiben. „Es geht nicht mehr, Mutter. Ich kann nicht mehr. Lang genug hab ich's ausgehalten. Viel zu lang vielleicht. Man hofft ja immer noch — und wenn man auch längst nicht mehr hofft: man bleibt im Joch, weil es so schwer fällt, sich und aller Welt zu bekennen, daß man einen Mißgriff gethan, daß man sich geirrt hat . . . Und gerade das Eheelend hält man am ängstlichsten geheim, wie etwa eine Schande oder ein ekelhaftes Gebrest . . . . Man schämt sich eben . . . vor sich selbst und vor den andern . . ."

Eine Pause. Nichts zu hören, als das monotone Auf und Ab, Auf und Ab.

Sie unterdrückte das Wort, das sich schlimmen Propheten, wenn sie sehen, daß sie recht behalten haben, so leicht auf die Lippen drängt: „Hatte ich's dir nicht vorausgesagt? Dich nicht gewarnt?" Sie fragte bloß: „Was ist denn geschehn?"

„Du meinst: was mich zu diesem Entschluß gebracht hat?" Er schritt noch schneller, noch rastloser hin und her. „Im Grunde nichts Besonderes. Nur der Ueberdruß am Alten, längst Gewohnten. Ihre Verlogenheit zum Beispiel. Sie lügt ganz ohne Zweck — um zu lügen, aus Lust an der Lüge . . . Ein innerlich geradegewachsener Mensch versteht eine so verbogene Natur einfach nicht. Wird aber ebensowenig von ihr verstanden, natürlich. Weißt du, was man so Liebe nennt, hat sie selbstredend nie für mich gehabt. Einen Versorger haben sie und ihre Sippe gebraucht . . . und dazu war ich ihnen gut genug . . . Im übrigen war und bin ich ihr langweilig, lästig . . . Solche verlogene, unsaubere Naturen verabscheuen das Gerade und Reinliche. Sie fühlen sich bloß in einem Sumpf wohl . . . Daher auch ihre zähe Anhänglichkeit an ihre Sippschaft. Dort war und ist sie zu Haus . . . Bei mir hat sie sich immer fremd gefühlt. Es war ihr zu anständig, zu korrekt, zu reinlich bei mir . . . Hätte ich Schulden gemacht wie sie und ihre Leute, hätte ich gespielt und gelogen und Schleichwege aufgesucht wie sie und ihre Leute . . . wir hätten uns famos verstanden. Doch wir sind gerade Gegensätze, folglich natürliche Feinde . . . In der Ehe weiß man nichts vom Reiz der Kontraste. In gewissen Dingen wenigstens muß Uebereinstimmung herrschen, zum Beispiel in den Begriffen von Ehre und Anstand . . ."

Er war ans Fenster getreten und blickte hinaus.

„Ich dachte, es wäre ein Mann im Spiel," begann die Großmutter nach einem Schweigen.

„Nein. Das wäre doch etwas . . . Größeres, möchte ich sagen. Wenn sie einer starken Leidenschaft fähig wäre. Aber das ist sie nicht. Alles zersplittert und zerfasert. Wenn sie mich auch in dieser Beziehung hintergangen hat, so ist's aus Lust am Betrug geschehen . . . oder um eine Sensation, eine Abwechslung zu haben, um nicht auf dem geraden Weg zu bleiben . . . was weiß ich! Doch gewiß nicht aus einem starken Empfinden heraus. Dessen ist sie einfach nicht fähig."

Eine neue Stille.

„Und die Kinder läßt sie dir?" fragte die Großmutter dann. „Ohne Widerrede?"

„Ja. Karl und Paula, heißt das. Die Kleine nimmt sie mit."

Die alte Frau richtete sich in die Höhe. „Und damit bist du einverstanden, Paul? Sie zieht nach Brünn, zu ihren Eltern, hast du mir geschrieben. Und du lieferst ihr und ihnen das Kind aus? Was kann dort aus der Kleinen werden?"

Er zuckte die Achseln. „Etwas Aehnliches wie ihre Mutter, vermutlich. Glaube mir: das Kind ist heute schon verbogen. Und heute weiß ich: Verbogenes biegt man nicht wieder gerade. Ich habe an dem einen Experiment genug." Aufs neue nahm er seine Wanderung durch das Zimmer auf. „Zu diesem Kind hatte ich außerdem niemals Zuneigung. Ich war schon zu unglücklich, als es geboren wurde, zu mißtrauisch. Und ohne Vertrauen zur Mutter gedeiht die Liebe zum Kind nicht. Es war mir stets wie etwas Fremdes, wie ein Eindringling, der ganz ihr und mit keiner Faser mir gehört . . . Und das Kind ist ihr Ebenbild, lügt wie sie, hält zu ihr, mag mich nicht und mag die Geschwister nicht. Und gerade darum liebt sie dieses Kind. Aus den zwei andern macht sie sich nichts, wie du weißt. Die sind mir zu ähnlich."

Er blieb vor seiner Mutter stehn. „Ich hab lang ausgeharrt, habe mich gegen meine bessere Ueberzeugung zu mancherlei Kompromissen verstanden: zuerst aus verliebter Schwäche und später der Kinder wegen, denen ich die Mutter, den Glauben an die Mutter retten wollte. Aber die Berechnung war verfehlt. Ich habe nichts retten und niemand täuschen können. Namentlich die Kinder nicht. Sie haben scharfe Augen und übersehn nichts und entschuldigen nichts ..."

„Wie sollten sie, Paul?" warf sie mit leiser, traurig klingender Stimme ein. „Leiden sie doch am meisten darunter! Die Eltern liegen einander in den Haaren — und die Kinder gehn dabei zu Grunde. Da ist die Trennung freilich noch das Beste. Bis jetzt haben die Armen nichts gehabt. Wie zwischen zwei Mühlsteine gezwängt, sind sie zerrieben und zerstoßen worden .... Wenn die Frau erst fort ist, werden sie wenigstens ihren Vater haben."

Er sagte nichts darauf. Vielleicht verdroß es ihn, daß sie so viel an die Kinder dachte und so wenig an ihn. Ihr unverschuldetes Leid verdrängte in ihren Augen das seine, das nicht frei war von Schuld. Das fühlte er ... Und im stillen mußte er sich bekennen, daß er, bedrückt von seinem häuslichen Kummer, zu wenig auf die Kinder geachtet hatte, daß er ihnen kein guter Vater gewesen war.

Doch er sprach es nicht aus. Er fragte bloß: „Wo hast du die Kinder gelassen?"

„In Paulas Zimmer. Dort werden sie wohl noch sein. Willst du sie sehn?"

„Noch nicht." Er warf einen Blick auf die Uhr. „Bis ... sie fort ist. In einer halben Stunde fährt sie mit der Kleinen nach dem Bahnhof."

Die Großmutter stand auf. „Ohne Abschied von dir und den Kindern?"

Er winkte bloß mit der Hand. „Wozu, Mutter? Diese letzte Komödie erspare ich uns und ihr. Willst du jetzt nach den Kindern sehn? Ich möchte für diese halbe Stunde allein sein. Wenn alles vorbei ist, komme ich hinüber zu euch."

Sie nickte still und ließ ihn, wie er sie gebeten hatte, allein.

* * *

Als sie den Salon durchschreiten wollte, stieß sie beinah mit jemand zusammen: so hastig und ungestüm war dieser jemand durch das Gemach geeilt.

Ein leiser Schrei. Und dann ein: „Ach, pardon, Mama!" Verlegen klang es und geziert zugleich.

Die alte Frau blickte die Sprecherin an: mit einer gewissen Neugier. Wie sieht denn eine Frau in solchem Augenblick aus?

Sie sah aus wie immer: mit verschnürter Taille und gefärbtem Haar, stark gepudert und parfümiert, sehr soigniert, sehr herausgeputzt, sehr auffallend. Nur röter war sie als gewöhnlich: echauffiert. Und auch ein bißchen fahriger als sonst.

„Es ist mir schrecklich, daß ich dir über den Weg gelaufen bin, Mama," sagte sie. „Du glaubst gewiß, ich hätte es absichtlich gethan?"

Die alte Frau blickte sie noch immer an: keine Spur vergossener Thränen in diesen Augen, auf diesen mit Puder bestäubten Wangen.

„Nein," sagte sie nur.

„Aber da es der Zufall so gefügt hat" — sie spielte nervös mit ihren Armbändern — „will ich dir noch einmal danken für all deine Güte, die du für mich gehabt hast, obschon du mich niemals hast leiden können ... Und eins noch, Mama: so schuldig, wie du wohl denkst, bin ich nicht ... Gar nicht schuldig bin ich" ... das Spiel mit den Armbändern wurde nervöser. „Man hat mich hier nie gut behandelt, weißt du. Hat meiner Persönlichkeit nie Rechnung tragen wollen — von keiner Seite. Vernachlässigt, in den Hintergrund geschoben bin ich worden, Mama. Dein Sohn hat nie Zeit gehabt für mich ..."

„Er hat für dich und deine Bedürfnisse arbeiten müssen," schaltete die Großmutter ruhig ein.

„Ja, ja." Etwas ungeduldig kam es heraus. „Ich weiß es ... Doch immerhin: wenn man ernstlich will, findet man zu allem Zeit ... Und eine Individualität wie ich muß sich ausleben, muß genießen und frei sein und selbständig sein, siehst du, Mama. Man bleibt doch nicht ewig jung — und so heißt es, die Zeit ausnützen, nicht wahr?"

„Es fragt sich nur, was man darunter versteht," warf die alte Frau dazwischen.

„Gewiß! Ein jeder versteht etwas anderes darunter. Das ist es ja eben! Keiner begreift den andern — und so herrscht ein beständiges gegenseitiges Mißverstehen. Ich bin nur objektiver — ich lasse jeden nach seiner Art leben, während andere ... Was willst du denn?" fragte sie, sich unterbrechend, und wendete sich um.

Ihr jüngeres Töchterchen, die achtjährige Elfriede, war unbemerkt ins Zimmer gekommen und hatte von hinten den Arm der Mama berührt. Jetzt machte sie vor der Großmutter einen zierlichen Knix.

„Weißt du schon, Großmama, daß Mama und ich heute nach Brünn fahren?"

Die alte Frau heftete die Augen auf das Kind. Der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten. Und herausgeputzt wie sie. Die gleichen fahrigen, gezierten Bewegungen. Die gleiche Nervosität. Und die frischen Kinderwangen waren über und über mit Reismehl bedeckt. Auch das machte das Aeffchen heute schon der Mutter nach.

„Wie siehst du denn wieder aus?" fragte ihre Mama ärgerlich und fuhr ihr mit dem Taschentuch über die Backen. „Das darfst du nicht thun!"

„Du thust es doch auch, Mama," war die Antwort der Kleinen.

„Das ist etwas anderes. Für kleine Mädchen schickt es sich nicht."

„Ein bißchen laß mir! Wisch nicht alles weg! Ich sehe mit dem Puder viel hübscher aus, Mama."

„Du bist eine kleine Gans. Was aber willst du denn? Weshalb bist du überhaupt gekommen? Ich habe jetzt keine Zeit für dich."

Die Kleine hielt ihr ein Buch hin. „Ich muß dich etwas fragen, Mama. Da ist eine Stelle im Evange-

lium, die ich nicht verstehe." Sie pflanzte sich mit ihrem Buch unter dem Kronleuchter auf, um besser zu sehen, und begann nach Kinderart in singendem Ton vorzulesen: „Darum sage ich euch: jede Sünde und Lästerung wird vergeben, aber die Lästerung wider den Geist wird nicht vergeben werden." Fragend blickte sie zu ihrer Mama auf: „Was soll denn das heißen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete ihre Mutter ungeduldig. „Frag den Herrn Katecheten. Der wird dir die Stelle erklären. Und jetzt laß uns in Ruhe. Sieh lieber nach, ob denn der Wagen noch nicht da ist."

„Er ist noch nicht da, Mama."

„Dann stell dich ans Fenster und paß auf. Und wenn du ihn kommen siehst, dann sag es mir."

Die Kleine entfernte sich. Und als die beiden wieder allein waren, sagte die alte Frau zur jungen: „Ein Wort zum Abschied, Irma. Die Frage des Kindes hat mich auf einen Gedanken gebracht. Du denkst bloß an dich, hast immer nur an dich gedacht. Deine kleine Persönlichkeit mit ihren noch kleineren Interessen und ihren völlig ungeordneten niederen Instinkten ist dir stets unendlich, unbegreiflich, verbrecherisch wichtig gewesen. Zieh die Stirn kraus, so viel du magst. Verbrecherisch wichtig. Ich finde kein anderes Wort."

„Du bist hart," kam es murmelnd in tief gekränktem Ton.

„Dein Mann überarbeitet sich, und du verschwendest," fuhr die Großmutter unbeirrt fort, „deine Putzsucht, deine Unterhaltungssucht, das Behagen deiner Familie und dein eigenes gelten dir mehr als dein Mann und deine Kinder. Ueber deine Pflichten hast du niemals nachgesonnen . . . nicht einen Augenblick. Und solche Pflichten: die Pflichten der Gattin und Mutter, sind doch Freuden. Mir wenigstens waren sie die höchsten, ja einzigen Freuden und meiner Mutter auch. Wenn man geartet ist wie du, dann heiratet man nicht. Dann bleibt man allein."

Frau Irma schwieg.

„Es giebt wenig, das uns Wort hält im Leben," sprach die Großmutter weiter. „Und auch deine Kinder — alle drei — werden genug Enttäuschungen erfahren, vor denen du sie niemals hättest bewahren können. Aber vor der einen, der vielleicht größten, hättest du sie schützen können. Ein Bild sollte jedem Kind rein erhalten bleiben, und es ist wider die Natur, wenn ihm auch dieses Bild zerstört und beschmutzt wird. Wir wollen nicht fragen, wer besser und wer schlechter sei: ob die Männer oder die Frauen. Mir scheint solche Fragerei müßig zu sein, und ich glaube, daß die Menschen im allgemeinen das Gleiche taugen. Aber in einem steht die Frau höher als der Mann: als Mutter. Die größten Frauenverächter sprechen noch mit weißen Haaren voll Rührung und Ehrfurcht von einer einzigen Frau: von ihrer Mutter. Und siehst du: dieses Ideal, das beinah einzige im Leben, auf das man sich verlassen kann, im Herzen seiner Kinder für immer zu zerstören, mutwillig, nichtiger Dinge wegen, in frivoler und gedankenloser Weise zu zerstören . . . das ist in meinen Augen eine Sünde und Lästerung wider den Geist, für die es keine Vergebung giebt. Die schwerste vielleicht. Theologen mögen das Wort anders auslegen. Ich, die ich selbst Mutter bin und eine gute und treue Mutter hatte, deute es auf meine Weise. Wenn eine Frau als Mutter nichts wert ist, sündigt sie wider den heiligen Geist Gottes oder der Natur — nenn ihn so oder so: es bleibt sich gleich. Und was sie damit thut, ist unsühnbar. Das ist mein letztes Wort für dich. Jetzt geh!"

Eine internationale Hilfssprache.

Von Alfred Hermann Fried.

Das Bedürfnis nach einer internationalen Verkehrssprache, das heißt nach einer von verschiedensprachigen Völkern im Verkehr untereinander vorherrschend zu gebrauchenden Sprache, hat sich in der Kulturentwicklung der Menschheit frühzeitig eingestellt. Das Griechische war eine internationale Sprache für die Völker des Römischen Reichs, das Lateinische im Mittelalter für die Völker des Occidents, das Französische für die Diplomatie und die europäischen Salons des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, und heute wetteifert das Englische mit dem Französischen darum, die internationale Sprache der modernen Welt zu sein.

Zu Weltsprachen im eigentlichen Sinn konnten sich die erwähnten Idiome jedoch nie ausgestalten, da die Schwierigkeiten der Erlernung einer lebenden Sprache, ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit der toten Sprachen für den Verkehr, immer nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Menschen in die Lage setzen, sich eine dieser Sprachen anzueignen, und eine noch geringere Zahl, sie auch vollkommen zu beherrschen. Dennoch hat sich das Bedürfnis nach einer von allen Völkern leicht zu gebrauchenden und leicht erlernbaren Sprache, so alt es auch ist, gerade in der neuen Zeit, die mit ihren früher ungeahnten Mitteln des Verkehrs die Völkerbeziehungen reger gestaltete, als es je in der Geschichte der Fall war, mit ungeheurer Wucht zur Geltung gebracht. Während sich nämlich die materiellen Verkehrsmittel in so ungeahnter Weise ausbildeten, sind die geistigen Mittel des Verkehrs in erschreckender Weise im Rückstand geblieben. Bei all den technischen Errungenschaften unserer Zeit ist es wohl gelungen, die Körper einander näherzubringen, es ist aber bis jetzt noch wenig geschehen, die Geister im gleichen Verhältnis zu nähern.

Man hat versucht, diesem Bedürfnis nach einer leicht zu erlernenden und leicht zu gebrauchenden Sprache, die von allen Völkern verstanden werden soll, durch Konstruktion künstlicher Sprachen abzuhelfen, und im Lauf von zwei Jahrhunderten hat man nicht weniger als 150 solcher künstlichen Weltsprachensysteme ersonnen. Daß diese fast durchweg unverwendbar waren, ist kein Grund, dem Prinzip einer künstlichen Sprache überhaupt das Todesurteil zu sprechen. Eine Erfindung ist nie

sofort vollkommen und muß gewöhnlich lange Stadien der Entwicklung durchmachen, bis sie eines Tags fertig und verwendbar aus dem Kopf irgendeines Menschen springt. Der Weg, den die alte hölzerne Draisine bis zum modernen feinmechanischen Kunstwerk des heutigen Fahrrads zurückgelegt hat, bezeichnet deutlich den langsamen, aber zu steter Vervollkommnung strebenden Entwicklungsgang solcher anfangs verlachter Erfindungen.

Es dürfte nun interessant sein, festzustellen, welche Hauptbedingungen eine derartige internationale Sprache zu erfüllen hätte. Diese Bedingungen sind folgende: sie muß sich erstens gleichmäßig leicht schreiben und sprechen lassen; das Vokabular darf ferner keine großen Anforderungen an das Gedächtnis stellen; die Worte müssen den europäischen Völkern vertraute Töne umfassen und mit einer phonetischen Orthographie geschrieben werden; die Grammatik muß sich schließlich auf das notwendigste beschränken und dennoch die Ableitung und Biegung der Worte so bündig ermöglichen, daß bei der verschiedenartigsten Satzkonstruktion kein Zweifel über ihre Bedeutung obwaltet.

Das Volapük, das gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts viel von sich reden machte, hat diese Anforderungen in keiner Weise erfüllt. Durch ein frei erfundenes, barbarisch klingendes Vokabular, das schwer zu behalten war und zu dessen Verständnis immer ein Wörterbuch nötig wurde, zeigte es sich für den praktischen Gebrauch unverwendbar.

Hingegen scheinen alle Anforderungen, die an eine künstliche Weltsprache gestellt werden, nun in einem System erfüllt zu sein, das alle Garantien in sich trägt, wirklich ein internationales Binde- und Verständigungsmittel zu werden. Es ist dies das „Esperanto". Es giebt sich zunächst nicht als eine Weltsprache, die etwa berufen sein sollte, die andern lebenden Sprachen zu verdrängen, sondern einfach als eine internationale Hilfssprache, die den Menschen bei dem immer mehr anwachsenden Verkehr vermittelnd und aushelfend zur Seite stehen soll. Damit tritt dieses System schon von vornherein auf einen realeren Boden als alle bisherigen Systeme. Man könnte das Verhältnis des Esperanto zu den lebenden Sprachen mit dem Verhältnis der Stenographie zur Schreibschrift vergleichen.

Die Technik des Esperanto ist verblüffend einfach und bewunderungswürdig, so daß man sich kaum ein prägnanteres und leichter zu erlernendes System vorstellen kann. Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß die Regeln dieser internationalen Hilfssprache in einer halben Stunde erlernt werden können und daß es genügt, sich eine Woche lang ein bis zwei Stunden täglich mit der Sprache zu beschäftigen, um sie sich anzueignen und völlig beherrschen zu können. Die Grammatik umfaßt eben nur 16 Regeln, die wohl bei schlechtester Lernfähigkeit in dem angegebenen Zeitraum zu bewältigen sein werden.

Die Hauptbestandteile des Esperanto bilden das Vokabular, und hier hat der Erfinder in genialer Weise seine Ueberlegenheit über seine Vorgänger bewiesen. Während diese nämlich ihr Vokabular fast willkürlich erfanden und damit die Erlernung der künstlichen Sprache fast ebenso schwer machten wie die Erlernung einer lebenden, legte der Erfinder des Esperanto Gewicht darauf, die Vokabeln nach den in verschiedenen europäischen Sprachen gleichlautenden Stammwurzeln der Wörter zu bilden und damit ein thatsächlich bereits vorhandenes internationales Vokabular einfach linguistisch festzulegen. Erweitert wird dieses nur aus Stammwurzeln bestehende Vokabular durch jene Wörter, die bereits eine internationale Prägung besitzen und die in fast allen oder den meisten europäischen Sprachen ziemlich gleichlautend sind, wie z. B. Post, Tabak, Signal, Theater, Büffett, Galerie, Polizei, Talent, Toilette, Waggon u. s. w. Andere Worte, für die keine Stammwurzel im internationalen Vokabular festzustellen ist, werden durch Annahme der lateinischen Wurzel festgelegt. Für die Deutschen ist dieses Vokabular noch besonders leicht verständlich, weil man im Deutschen bei vielen Wörtern noch nebenbei die jetzt wohl weniger angewandte griechisch-lateinische Nebenbezeichnung versteht. Zum Beispiel für Gesellschaft: Sozietät, für Fernsprecher: Telephon, für Entfernung: Distanz u. s. w.

Auf diese Weise stellt das Esperanto ein allen europäischen Sprachfamilien leicht verständliches und bekannt klingendes Vokabular von 900 durchwegs einsilbigen Stammwörtern zusammen. Diese Anzahl dürfte aber auf den ersten Blick nicht ausreichend erscheinen, und deshalb sei im vorhinein erwähnt, daß diese 900 Stammwörter durch Anfügung bestimmter Silben den denkbar reichsten Wortschatz ermöglichen. Gerade diese geringe Zahl von Stammwörtern bildet den Wert des Esperanto und begründet seine Befähigung zur internationalen Hilfssprache.

Zum Zweck solcher Verbindungen stellt das Esperanto 20 Silben fest, die dazu dienen, den durch die Stammsilbe gegebenen Sinn des Wortes in ganz bestimmter Weise zu verändern. So bedeutet die Silbe mal vor der Stammsilbe das Gegenteil des in der Stammsilbe ausgedrückten Sinnes. Bona heißt gut, malbona heißt schlecht. Die Silbe ne vor einer Stammsilbe verneint den in dieser liegenden Sinn. So heißt utila nützlich, ne-utila unnütz, mal-utila aber schädlich.

Im allgemeinen bezeichnet der Buchstabe o das Substantiv, der Buchstabe a das Adjektiv, e das Adverb, i das Verb und j den Plural. Die Einfügungssilbe in bezeichnet das Feminin; so Patro der Vater, Patr-in-o die Mutter. Die Stammsilbe il bedeutet nützlich, als Einfügungssilbe bezeichnet sie das zu einer durch die Stammsilbe näherbezeichneten Anfertigung nötige Instrument. So: Kudri nähen (Franz. Coudre), Kudrilo die Nähnadel. Die Einfügungssilben können sich ebenso wie die Stammsilben verbinden, und so wird es möglich, mit einer einzigen Stammsilbe und einigen Einfügungssilben die verwickeltsten Begriffe auszudrücken. So bezeichnet die Einfügungssilbe ar eine Vereinigung von Gegenständen und Personen; eg eine Vermehrung, et eine Verkleinerung. Man kann daraus folgende Verbindungen herstellen: Arbo heißt der Baum, arb-ar-o der Wald, arb-ar-eg-o sehr großer Wald, arb-et-o Wäldchen; arbegaro ein Wald mit hochstämmigen Bäumen; arb-eg-ar-et-o eine Gruppe großer Bäume u. s. w.

Auf diese Weise wäre es theoretisch möglich, aus dem Vokabular von 900 Stammsilben 370 Millionen Wörter zu bilden. Natürlich würde der größte Teil dieser Bildungen keinen Sinn geben, aber die Möglichkeit einer so ungeheuren Zahl von Wortbildungen bietet die Garantie, daß die wenigen tausend Wörter, die der moderne Kulturmensch benötigt, daraus wohl zu bilden möglich sind.

Der Einfachheit des Vokabulars entspricht auch die Grammatik, die sich lediglich darauf beschränkt, die Endungen und unentbehrlichsten Flexionen anzugeben. Dadurch, daß für jedes Wort ein besonderer Ausdruck

und für jede Biegung und Abwandlung eine besondere Bezeichnung vorhanden ist, werden im Esperanto alle die Verwechslungen, die der Lernende bei den lebenden Sprachen so leicht begeht, vermieden. Das Esperanto ist dadurch prägnanter als alle andern lebenden Sprachen. Die Orthographie ist rein phonetisch. Man schreibt, wie man spricht, und spricht, wie man schreibt.

Durch die Prägnanz und Einfachheit dieser künstlichen Sprache ist etwas möglich gemacht worden, was bisher kaum für möglich gehalten wurde. Man kann sich mittels des Esperanto mit Leuten verständigen, wenn sie auch das Esperanto nicht erlernt haben. Diese Möglichkeit klingt etwas paradox und verleiht dem System eine gewisse Aehnlichkeit mit der drahtlosen Telegraphie, die man auch im ersten Augenblick für ein ungeheures Paradox gehalten hat. Hier wie dort wird eine Verständigung ohne das bisherige materielle Mittel angebahnt. Beide Fälle, die man vor kurzem noch für unmöglich hielt, sind möglich geworden.

Um mich mit, sagen wir, einem Portugiesen, dessen Sprache ich nicht verstehe und der auch die meinige nicht kennt, zu verständigen, schreibe ich ihm einen Brief in Esperanto. Diesem Brief lege ich das Esperantowörterbuch bei. — Nicht lachen! — Das Esperantowörterbuch besteht nämlich aus zwei kleinen, auf dünnem Papier gedruckten Seiten, die das Verzeichnis der 900 Stammsilben und eine kurze Anleitung zur Bildung von Wörtern mittels Einfügungssilbe u. s. w. enthalten. Die Uebersetzung der Stammsilben und die Anleitung ist in jeder beliebigen Sprache zu haben. Ich werde dieses „Wörterblättchen“ in portugiesischer Sprache wählen, und mein Gewährsmann in Portugal wird an der Hand dieses beigelegten Schlüssels meinen Brief lesen können, ohne jemals Esperanto gelernt zu haben; ja, wenn er nicht direkt zu den ganz Schwerfälligen gehört, wird er mir ihn auch sofort in Esperanto beantworten können. Dies sind keine Uebertreibungen oder Hypothesen, sondern einfach Thatsachen, die sich aus mannigfachen Experimenten ergeben haben.

Dadurch, daß es möglich geworden ist, sich mittels Esperanto auch mit Leuten zu verständigen, die die Sprache niemals gelernt haben, hat der Erfinder einen Haupteinwand gegen die Erlernung künstlicher Sprachen beseitigt. Nämlich den Einwand, wozu es zweckmäßig wäre, eine solche Sprache zu erlernen, wenn sie doch nicht allgemein verstanden wird. Das ist beim Esperanto, wie wir gesehen haben, zunächst gar nicht nötig; es ist ein internationales Verständigungsmittel, das jedermann, ad hoc, sagen wir aus Anlaß eines ihm vorliegenden Briefes, lernen kann, und man wird zugeben müssen, daß damit thatsächlich alle Anforderungen erfüllt sind, die man an ein derartiges Verständigungsmittel stellen kann.

Das Esperanto ist von dem russischen Arzt Dr. Samenhof Ende der achtziger Jahre erfunden worden. Erst spät wurde es bekannt, hat jedoch in wenigen Jahren in den verschiedensten europäischen Ländern großen Anhang gefunden. Am meisten ist es in Rußland, Frankreich und den skandinavischen Ländern verbreitet. In Deutschland und Oesterreich hat es bis jetzt weniger Fuß gefaßt. da gerade in diesen Ländern das Volapük das meiste Aufsehen machte und, wie erwähnt, dessen Zusammenbruch das größte Mißtrauen gegen das Problem einer künstlichen Sprache hervorrief.

Für den kaufmännischen Verkehr scheint das Esperanto die größte Bedeutung zu haben. Die Möglichkeit, sich mittels dieser Hilfssprache rasch und bündig mit auswärtigen Geschäftsfreunden verständigen zu können, wird dem System schnellen Eingang in die Kontors schaffen, sobald dessen Vorzüge erst in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Ich glaube, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo neben dem Maschinenschreiben und der Stenographie das Esperanto für die Handelswelt unentbehrlich sein wird. Wie schnell im Kaufmannsstand eine solche Einbürgerung vor sich geht, sobald sie erst praktisch erprobt wird, hat uns erst die Schreibmaschine gezeigt, die in Deutschland noch vor zehn Jahren zu den Seltenheiten gehörte und die heute fast schon in den kleinsten Bureaus zu finden ist.

Aber nicht nur für den Handel wird diese internationale Hilfssprache von Wichtigkeit sein, auch die Wissenschaft und Litteratur werden daraus große Vorteile ziehen können. Die Wissenschaft ist an sich international, und es wird den Gelehrten dennoch unendlich schwer, die wissenschaftlichen Publikationen der meisten Länder kennen zu lernen, weil es ihnen nicht möglich ist, alle europäischen Sprachen zu studieren und sie auch so zu beherrschen, um wissenschaftliche Publikationen zu verstehn. Wohl erscheinen die hauptsächlichsten wissenschaftlichen Werke übersetzt in den hervorragendsten Kultursprachen, doch ist dies aus materiellen Gründen nur bei einem kleinen Teil der wissenschaftlichen Publikationen möglich; bei dem größten Teil würde sich die Herstellung einer Uebersetzung nicht lohnen, da der Interessentenkreis zu klein ist. Wie anders wäre es, wenn solche Publikationen, neben der Ausgabe in der Muttersprache, in einer einzigen, allgemein verständlichen Uebersetzung erscheinen könnten. Die Veröffentlichung hätte den ganzen Erdball zum Leser und Käufer. Welche Förderung könnte der Wissenschaft aus einer solchen Steigerung ihrer Internationalität erstehen, und wie würde eine solche Förderung namentlich den periodischen Veröffentlichungen, den Zeitschriften, Revuen, Jahrbüchern zu gute kommen. Da war die Gelehrtenwelt des Mittelalters und der frühen Neuzeit besser daran als die heutige Gelehrtenwelt. Diese hatte im Lateinischen ihre internationale Sprache. Die wissenschaftlichen Werke erschienen in lateinischer Sprache und wurden von den Gelehrten aller Nationen verstanden. Von der großen Wichtigkeit einer internationalen Sprache ist unsere heutige Gelehrtenwelt voll durchdrungen, und der internationale Philosophenkongreß zu Paris im Jahr 1900 hat ein Komitee, dem eine ganze Anzahl hervorragender Gelehrter angehören, beauftragt, das Problem der internationalen Sprache zu studieren und dem nächsten Kongreß darüber Bericht zu erstatten. Daß aber gerade das Esperanto den Anforderungen der Gelehrtenwelt entspricht, geht aus zahlreichen Aeußerungen der wissenschaftlichen Welt über dieses System hervor. Es sei hier nur Max Müller erwähnt, der, nachdem er das Esperanto kennen lernte, zugab, daß dieser künstlichen Sprache der erste Platz unter all ihren Konkurrentinnen einzuräumen sei, und Graf Leo Tolstoi, der sich folgendermaßen darüber äußert: „Die Opfer, die jedermann in unserer europäischen Welt bringen könnte, indem er dem Esperanto einige Zeit widmet, sind derart klein und die Ergebnisse, die daraus hervorgehen können, derart groß, daß man es wirklich nicht unversucht lassen soll.“



Vom Start zum Ziel.

Von Graf E. Reventlow, Kapitänleutnant a. D.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Als der König Sesostris sich zu seinem souveränen Vergnügen ein Fahrzeug bauen ließ, um von seinen Regierungssorgen auszuruhen und die reine Seeluft zu genießen, wird er kaum gedacht haben, daß man ihn heute als den ersten Vertreter des Segel- und Rudersports bezeichnen würde. Er ließ sich ein Schiff bauen, das von zweiundvierzig Ruderern getrieben wurde und außerdem zum Segeln eingerichtet war. Daß es weder ein Kriegs- noch ein Handelsschiff war, geht daraus hervor, daß es „außen vergoldet und innen versilbert", also, wie der geschmackvolle deutsche Ausdruck lautet, ein „Lustfahrzeug" war.

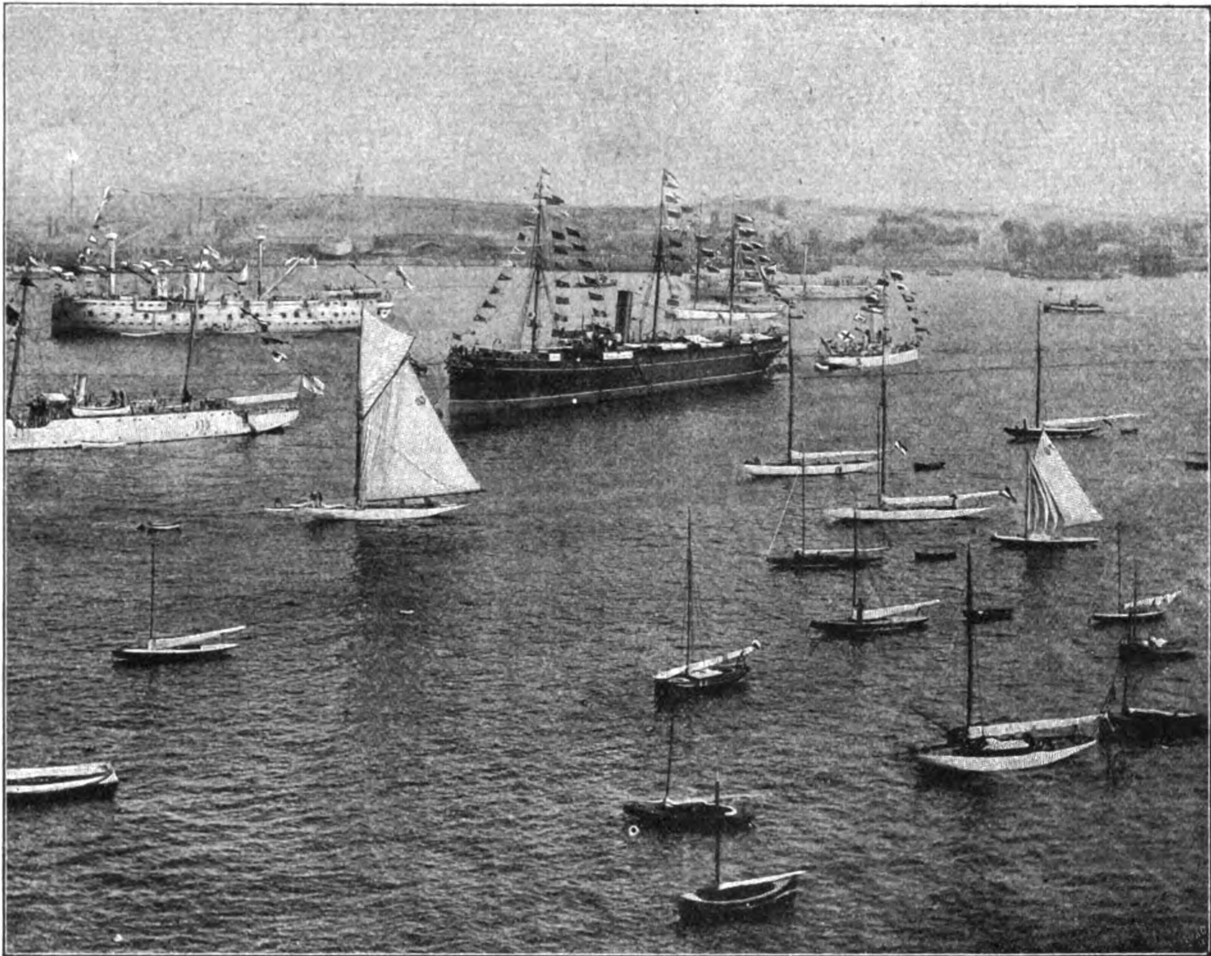
Auch im späteren Altertum war es nichts Ungewöhnliches, daß Herrscher, wie zum Beispiel Hiero und Dionys von Syrakus, prachtvolle Schiffe besaßen, die keinen andern Zweck als den des Privatvergnügens hatten. Bekannt ist das Prachtschiff der Kleopatra, auf dem sie dem Antonius entgegenfuhr, und ebenso bekannt, daß es der schönen Königin nicht in erster Linie um die Ausübung des Segel- oder Rudersports dabei zu thun war.

In der römischen Kaiserzeit dagegen besaßen die meisten der reichen und vornehmen Römer Lustfahrzeuge, mit denen sie sogar Touren in die offene See unternommen haben müssen, denn der römische Dichter Horaz spricht einmal die unbestreitbare Wahrheit aus, daß es im Grund keinen großen Unterschied mache, ob man ein solches Fahrzeug besitze oder in Ermanglung der dazu nötigen großen Geldmittel nur eins mieten könne, denn die Seekrankheit bleibe auch für den Unbemittelten ein unveräußerliches Recht. Man konnte also schon im alten Rom Vergnügungsfahrzeuge mieten. Immerhin waren diese Wasservergnügungen kaum sportlicher Natur im heutigen Sinn, sondern trugen nur ein neues Milieu in das Genußleben der Reichen von damals hinein, sie mögen außerdem vielfach nur gesundheitlichen Zwecken gedient haben.

Mit jener Zeit verschwinden diese Anfänge des Wassersports völlig aus der Geschichte, und erst von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ab beginnt der Sport wieder an Interesse zu gewinnen. Im Jahr 1640 ließ sich der Prinz von Wales ein Segelfahrzeug zu seinem Vergnügen bauen, und zwanzig Jahre später fand die erste Regatta zwischen dem König Karl II. von England und dem Herzog von York statt, und zwar um einen Einsatz von 100 Guineen. Wie es sich gehörte, trug der König Karl den Sieg davon, und sein Fahrzeug hat dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt; es war in den Niederlanden gebaut worden und ein Geschenk der holländisch-ostindischen Kompagnie. Von hier aus datiert auch die Uebernahme des holländischen Wortes „Jacht" als „Yacht" für die Bezeichnung eines größeren Vergnügungsfahrzeugs in die englische Sprache und von da in die Sportsprache aller Länder. Wir können daraus ersehen, daß durchaus kein Anlaß für uns vorliegt, das Wort als „Yott" auszusprechen, was ja vielfach als die Blume sportlicher Finesse gilt.

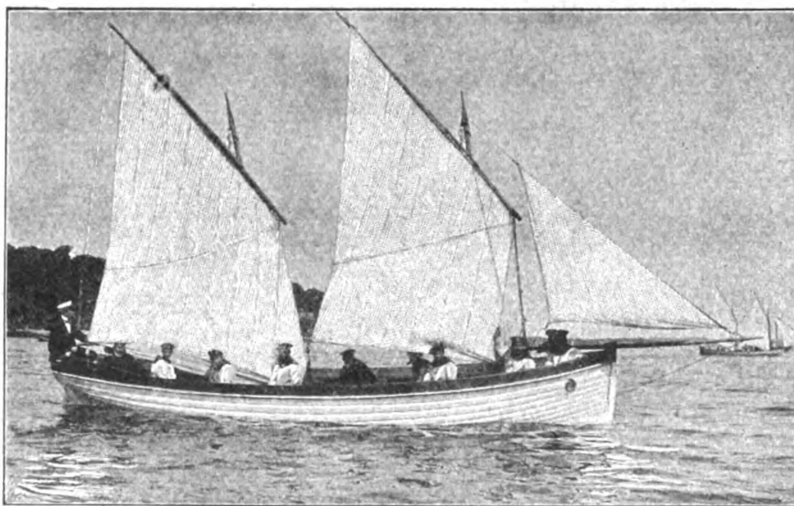
Bereits zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts finden wir in Großbritannien den „Cork Harbor Water Club", der von einigen reichen Privatleuten gegründet worden war. Ihm folgte noch im selben Jahrhundert der Themseklub, der später den Namen „Royal Thames Club" erhielt, in der Litteratur des Segelsports als der eigentliche Anfang des heutigen Regattawesens bezeichnet wird und aus dem sich seitdem der Segelsport in England stetig zu seiner heutigen Blüte fortentwickelt hat. Gegenwärtig zählt man in Großbritannien und Irland ungefähr 80 Jachtklubs. Erst kurz vor Mitte des neunzehnten Jahrhunderts begann sich auch in andern Ländern der Segelsport langsam zu entwickeln und nach englischem Muster zu Klubs zu organisieren. 1835 finden wir in Stralau die „Tavernengesellschaft" und in den fünfziger Jahren zu Königsberg den Segelklub „Rhe", in den sechziger Jahren den Berliner Segelklub und den Norddeutschen Regattaverein in Hamburg.

Von den preußischen Königen war es bereits Friedrich I, der sich in Holland für die zu jener Zeit ungeheure Summe von 100 000 Thalern eine prachtvolle Jacht bauen ließ, die durch die Elbe und Havel nach Berlin geschleppt wurde. Fahrten sind wohl wenig mit diesem Fahrzeug gemacht worden, das mehr im Sinn der alten römischen Prachtschiffe der Repräsentation und der Abhaltung von Festlichkeiten diente, die damals in Preußen im höchsten Grad den Reiz des Originellen besaßen. Lange sollte allerdings die „Krone" — so hieß



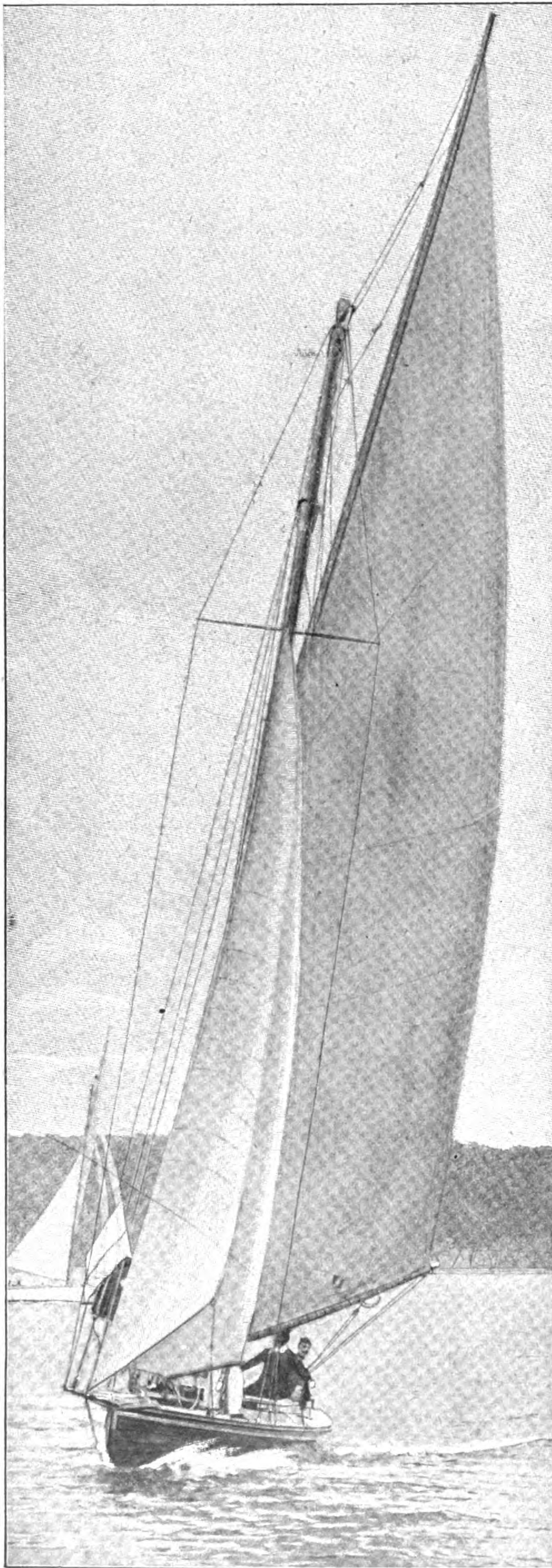
Die Kieler Woche: Der Kaiser kommt!
Phot. Arthur Renard, Kiel.

das Fahrzeug — nicht in Berlin bleiben, denn es bildete eine der ersten Regierungshandlungen König Friedrich Wilhelms I., diesen durch die Unterhaltungskosten seinem sparsamen Sinn höchst ärgerlichen Luxusgegenstand an Peter den Großen zu verschenken, der das Schiff der russischen Flotte einverleibte. Die kleine Fregatte endlich, die noch heute während der Sommermonate auf dem Jungfernsee an der Glienicker Brücke vor Anker liegt, ist ein Geschenk des Königs Wilhelm II. von England an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Sie traf im Jahr 1831 in Potsdam ein, trug und trägt im Andenken an die Königin Luise den Namen „Royal Luise". Das alte Schiff wird auf das sorgfältigste instandgehalten, und nicht selten unternimmt Kaiser Wilhelm II. mit ihm noch kleine Segelfahrten auf dem Jungfernsee.



Wettsegeln der Kriegsschiffboote.
Phot. Arthur Renard, Kiel.

Wie das ganze tägliche Leben zur Zeit unserer Großväter, so hatte auch der Sport einen gemütlichen Charakter. Man hatte Zeit, ließ sich Zeit, und das schöne Wort „Rekord", unter dessen Zeichen wir heute stehen, existierte noch nicht. Dieses Element begann erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Segelsport zu beherrschen, als durch die plötzliche und schnelle Entwicklung des Jachtbaus in den Vereinigten Staaten der bekannte große Wettkampf zwischen Amerika und England hervorgerufen wurde, der, wenn auch bisher stets zu Gunsten Amerikas entschieden, scheinbar zu ewiger Fortdauer bestimmt ist. Seitdem hat sich naturgemäß im Jachtbau eine überaus lebhafte Entwicklung bemerkbar gemacht, und fast in jedem Jahr taucht eine neue Konstruktion, ein neuer Typ auf, der den vorjährigen — jedenfalls, was die



Typ einer modernen Rennjacht (Mimosa).
Phot. Franz Kühn, Berlin.

großen Rennjachten anlangt — zum alten Eisen wirft. Diese Jachten werden vielfach nur für einen einzigen Wettkampf, wie zum Beispiel den um den Amerikapokal, gebaut und sind zuweilen so schwach konstruiert und bestehen aus so vergänglichem Material — wie Aluminium — daß nach dem großen Kampf ihre Kräfte zu Ende sind und sie, ob Siegerinnen, ob Besiegte, von der Bildfläche verschwinden.

Eine Ausbreitung und stetigere Entwicklung des deutschen Segelsports läßt sich vom Jahr 1880 an feststellen. Neue Klubs und Vereinigungen bildeten sich, und der Norddeutsche Regattaverein veranstaltete 1882 die erste Regatta in der Kieler Föhrde. 1887 wurde der Marineregattaverein in Kiel gegründet, der die sportliebenden Seeoffiziere unter dem Protektorat des Prinzen Heinrich von Preußen vereinigte. 1890 endlich wurde der Marineregattaverein auf Anregung Kaiser Wilhelms II. zum Kaiserlichen Jachtklub erweitert, und von diesem Zeitpunkt datiert der stolze und schnelle Aufschwung des ganzen deutschen Jachtsports, der alljährlich zur Sommerzeit in der „Kieler Woche" einen prägnanten Ausdruck findet. Die „Kieler Woche" ist nach Name und Inhalt der englischen „Cowes-Week" nachgebildet, in der die Jachtsaison in England ihren Gipfelpunkt erreicht und Sportsleute aller Länder zum Wettkampf vereinigt. Der Engländer ist bekanntlich außerordentlich sportliebend, und so bildet die Cowes-Week auch ein Volksfest im vollsten Sinn des Wortes; eine gewaltige Menschenmenge staut sich in der kleinen Stadt Cowes zusammen, und auf allen Straßen und Plätzen ertönen die Gesänge der sogenannten „Minstrels", die sich in den sonderbarsten Kostümen oder Bemalungen präsentieren. Ein höchst komischer Vorfall ereignete sich vor etwa zehn Jahren während der Cowes-Week, der die englische Denkweise mit ihrer Richtung nach dem Praktischen, Geschäftlichen jeder Sache recht hübsch illustriert. Der Prinz von Wales, heute König Eduard VII., hatte seine Jacht verlassen und ließ sich von einem kleinen Boot an Land setzen, wo eine zahlreiche Menschenmenge versammelt war und ihn gleichmütig betrachtete, ohne durch Grüßen oder andere Kundgebungen von dem Prinzen Notiz zu nehmen. Plötzlich schrie ein scheußlicher, im Gesicht rot und schwarz angepinselter Kerl, dessen Zugehörigkeit zur Zunft der Minstrels eine Mandoline verriet: »Three cheers for our good prince, who makes the money go!« (Drei Hochs für unsern guten Prinzen, der das Geld unter die Leute bringt). Diese Charakteristik war ebenso englisch wie richtig, erregte auch einen größeren Enthusiasmus, als die begeistertste Rede es vermocht hätte; sie trifft außerdem den Punkt, der den Segelsport mit allem, was drum und dran ist, seiner Bedeutung nach weit über ein Privatvergnügen weniger reicher Leute hinauswachsen läßt: er bringt Geld unter die Leute — auch in Deutschland!

Mit England kann sich der deutsche Segelsport allerdings noch lange nicht messen und wird es wohl auch nie thun; er ist aber dank dem Interesse und der unermüdlichen Anregung Kaiser Wilhelms II. innerhalb der letzten zehn Jahre zu einer Blüte gelangt, wie es damals wohl niemand für möglich gehalten hätte; beinahe hundert Segelfahrzeuge, darunter viele aus England, Amerika, Frankreich und den nordischen Reichen, weilen zur Zeit im Kieler Hafen. Es ist dem Laien vollständig unmöglich, sich zwischen dem Gewirr der verschiedenen



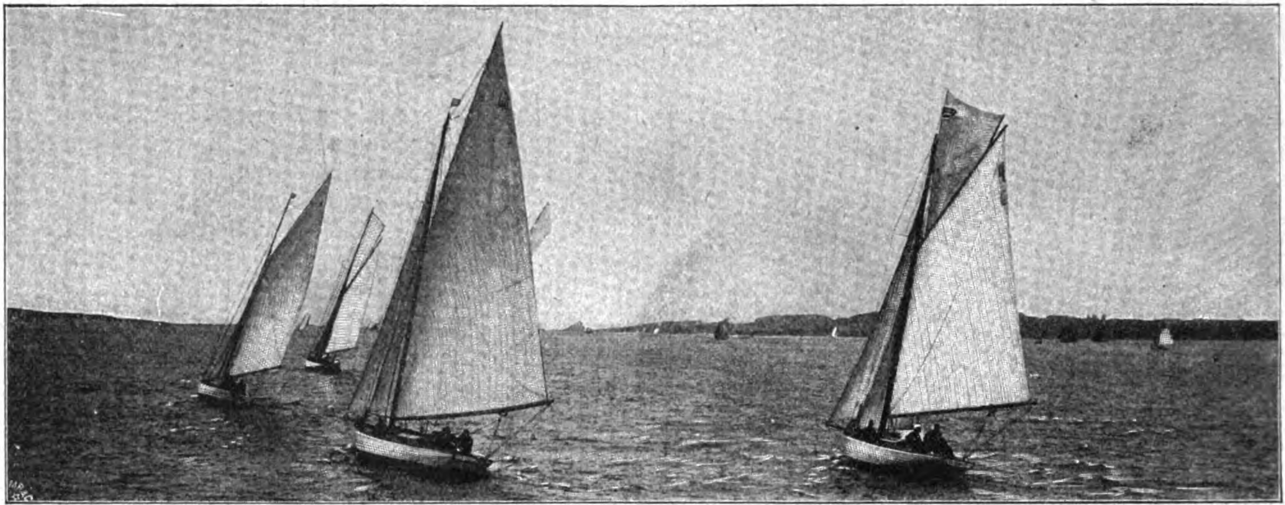
Typ einer Kreuzerjacht (Iduna).
Phot. Franz Kühn, Berlin.

Typen und Klassen, die der Sportsman unterscheidet, durchzufinden, um so mehr, wenn dieser mit einer seiner Sachkenntnis entsprechenden Zungenfertigkeit eine solche Erklärung übernimmt. Eine Uebersicht im großen gewinnt man jedoch, wenn man sich die Fahrzeuge oder vielmehr Klassen nach ihrer äußeren Erscheinung merkt, die wiederum auf das engste mit dem Verwendungszweck zusammenhängt.

Die große Dampfjacht, von außen kenntlich durch den Schornstein und eine im Verhältnis zur Größe des Rumpfes kleine Takelage, läuft mit niemand um die Wette. Ihr Besitzer ist mindestens mehrfacher Millionär, vielleicht auch Milliardär und hat sich sein Fahrzeug bauen lassen, um die ganze Welt zu bereisen und zu sehen, ohne sich dabei von zu Hause entfernen zu brauchen. Gewiß die ideale Methode des Reisens, aber auch die teuerste, denn allein die jährlichen Unterhaltungskosten, einschließlich Kohlenverbrauch und Löhnung, Beköstigung u. s. w. der recht zahlreichen Mannschaft gehen hoch in die hunderttausende. Daher umgiebt der Besitz einer Dampfjacht auch den Eigentümer stets mit einem nabobhaften Schimmer, wie der schöne Vers: „Eine Loge im Theater und 'ne Dampfjacht auf dem Water" zart andeutet. Das sportliche Moment tritt dagegen auf diesen Fahrzeugen sehr in den Hintergrund, um so mehr, wenn die Jacht lediglich zum Dampfen eingerichtet ist, und zeigt sich noch am meisten in „sportsmäßigen" Anzügen und Aufzügen der Besitzer und Besatzungen.

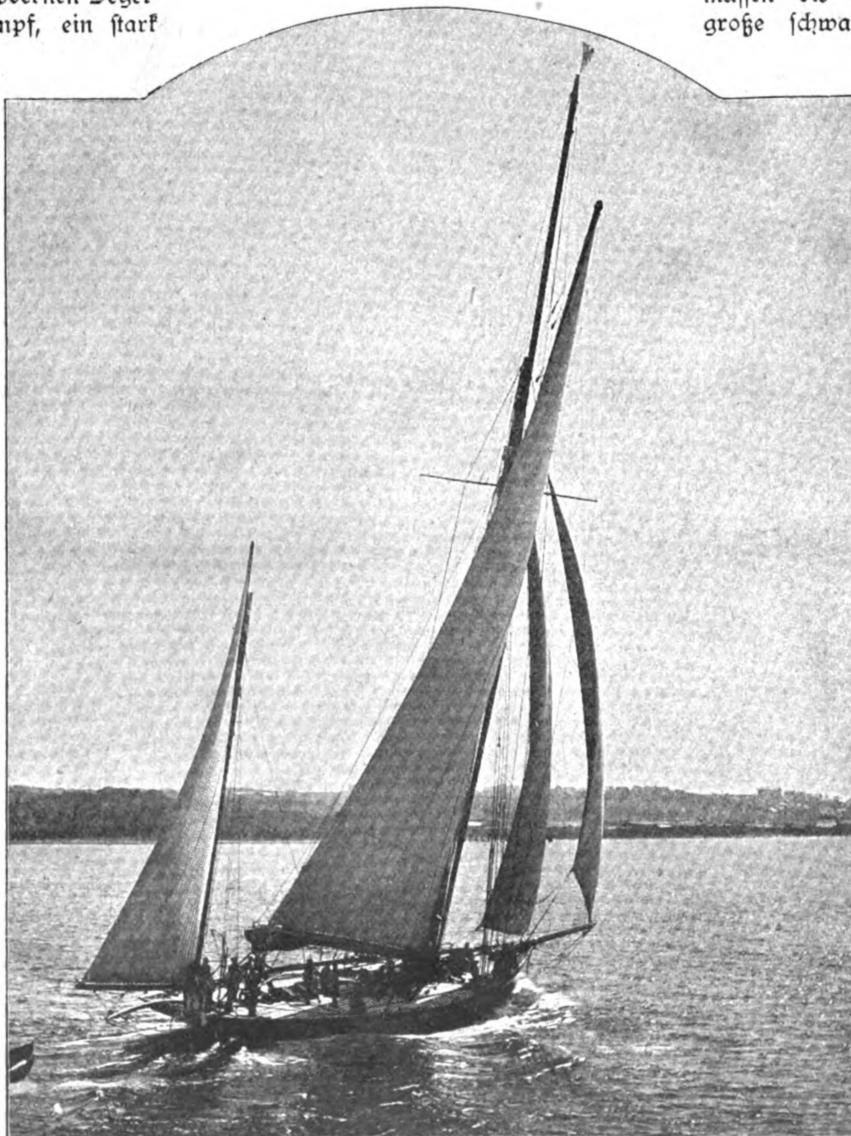
Die eigentliche Rennjacht, der Regattenwindhund, ist leicht erkennbar durch die im Vergleich zum niedrigen, zierlichen Rumpf ungeheuer hohe und schwere Takelage, die aus einem mächtigen Mast besteht, an dem der starke horizontale „Großbaum" befestigt ist. Der Winkel zwischen diesen beiden „Rundhölzern" wird durch das trapezförmige Großsegel ausgefüllt, das bisweilen einen Flächeninhalt von über hundert Quadratmeter besitzt; vor dem Mast befinden sich dann noch die schmalen, dreieckigen Vorsegel und außerdem verschiedene, bei schönem Wetter verwendete Segel, die hier unberücksichtigt bleiben mögen. Charakteristisch für die große Rennjacht ist jedenfalls immer die gewaltige Fläche des Großsegels und der hohe Mast, die den Eindruck erwecken, als müßte der zierliche Rumpf sofort kentern, wenn der Druck des Windes an einem so langen Hebelarm angreift. Das ist nun nicht der Fall, denn eine solche Jacht kann überhaupt gar nicht kentern, und wenn etwas passiert, so

Flaue Brise! Alle Segel gesetzt.
Phot. Franz Kühn, Berlin.



Die Regatta der Kleinen.
Phot. Arthur Renard, Kiel.

ist es die Takelage, die bricht, aber das Schiff bleibt aufrecht. Es liegt dies an dem außerordentlich großen Tiefgang dieser modernen Segeljachten, deren Rumpf, ein stark mit Blei beschwerter Kiel, bis in eine Tiefe von fünf bis sechs Meter unter Wasser ragt und jeder auf Kentern gerichteten Bewegung entgegenwirkt, damit er seiner chronischen Neigung, nach dem Mittelpunkt der Erde zu zeigen, weiterfrönen kann. Die Besatzung einer solchen großen Rennjacht beläuft sich auf mindestens 40 Köpfe, an deren Spitze der Kapitän, der nicht mit dem Eigentümer zu verwechseln ist, sondern zu Jacht und Eigentümer in einem ähnlichen Verhältnis steht, wie der Jockey zum Pferd und Rennstallbesitzer; es giebt indessen auch zahlreiche „Herrensegler“. Rennjachten hat man in sehr verschiedenen Größen, aber die Takelage und äußere Erscheinung geben im allgemeinen immer dasselbe Bild. Während der Regatten müssen die Fahrzeuge sämtlich große schwarze Nummern auf den Großsegeln anbringen, damit die Ziel- und Schiedsrichter sie voneinander unterscheiden können.



Eine Jacht älteren Typs, mit halbem Wind segelnd.
Phot. Arthur Renard, Kiel.

Viele halten die sogenannte Kreuzerjacht für den idealsten Typ eines Vergnügungsfahrzeugs. Diese ist weniger darauf berechnet, Rennen zu gewinnen, als vielmehr Kreuztouren und Reisen unter Segel zu machen. Dementsprechend ist auch das Aeußere: die Takelage niedriger, die Segel kleiner und handlicher, stets mehrere Masten, die die der Rennjacht an Höhe nicht erreichen. Die Räumlichkeiten auf einer Kreuzerjacht, wie z. B. der „Iduna“ der Kaiserin, sind groß, bequem und auf längeren Wohnaufenthalt eingerichtet. Wer also im Besitz der

Mittel ist und wessen Sinn nicht nach Pokalen oder „cups“ steht, kaufe sich eine Kreuzerjacht; er wird dauernd seine Freude daran haben.

Ein Tag der Kieler Woche wird durch die Regatta einer Klasse von Fahrzeugen ausgefüllt, die von allen bisher genannten durchaus verschieden ist, nämlich der Kriegsschiffboote. Jedes große Kriegsschiff führt bekanntlich eine große Anzahl von Booten verschiedener Größe, Bauart und Form, wie z. B. die Barkassen, Pinassen, Kutter, Jollen und Gigs, die sämtlich zum Rudern wie zum Segeln eingerichtet sind. Die Takelage besteht durchweg aus zwei niedrigen Masten, an jedem von ihnen ist ein großes trapezförmiges Segel angebracht, außer den schmalen, spitzen Vorsegeln. Es liegt auf der Hand, daß diese Regatta völlig intern sein muß und die Boote nicht mit den für Sportzwecke gebauten Fahrzeugen konkurrieren können, da außerdem beim Schiffs- und Geschwaderdienst die steuernden Offiziere und die bedienenden Mannschaften nicht die nötige Zeit übrighaben, um sich schon lange vorher auf den Regattatag vorzubereiten. Endlich ist da noch die große Menge der offenen und halbgedeckten Boote, die die verschiedensten Formen und Takelagen aufweisen; von diesen gehört ein großer Prozentsatz Marineoffizieren, während die größeren Jachten meist in Händen reicher Privatleute oder auch von Fürstlichkeiten sich befinden.

Daß es in so kurzer Zeit gelungen ist, die Kieler Woche zu einem in der Sportwelt aller Länder bekannten und von ihr gesuchten Fest zu machen, das ist, wie man weiß, lediglich das Verdienst Kaiser Wilhelms II., der den Segelsport vor allen andern liebt, ausübt und als den „edelsten Sport“ bezeichnet hat. Ohne Zweifel ist er der vielseitigste und gesundeste Sport, der auch verschiedene Industriezweige in hervorragendem Maß in Anspruch nimmt, außerdem auch den Genuß eines außerordentlich malerischen Bildes verschafft. Der Bewohner unserer schönen Hafenstadt Kiel würde wohl noch schmunzelnd hinzufügen: „who makes the money go!“



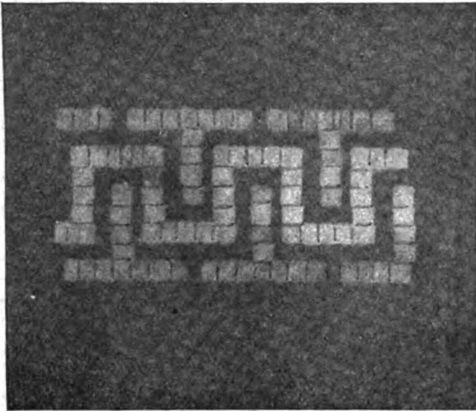


Kaum eine Arbeit, die von Menschen ausgeführt werden muß, erfordert eine solche Sicherheit und stellt so hohe Anforderungen an Körper und Geist, wie notwendige Reparaturen und Revisionen, die in schwindelnder Höhe, im Bereich der Lüfte vorgenommen werden müssen. Wir alle haben wohl schon Leute zu beobachten Gelegenheit gehabt, die auf Kirchtürmen oder hohen Fabrikschornsteinen beschäftigt waren. Ein Fehltritt, ein Fehlgriff, eine unachtsame Bewegung lassen den Tollkühnen in die Tiefe hinabstürzen, Rettung ist unmöglich, und sicheres Verderben droht dem unvorsichtigen Arbeiter. Es gehört gewiß eine ganz bestimmte Naturanlage dazu, sich frei und ungezwungen in solchen Höhen bewegen zu können und die notwendige Aufmerksamkeit auf sich, seine Umgebung und seine Arbeit zu verwenden. Wenn derartige Beschäftigungen schon in nicht ganz ungewöhnlichen Höhen Staunen und Bewunderung hervorrufen, so ist das natürlich noch viel mehr der Fall, wenn Arbeiten auf so exponierten Punkten vorgenommen werden müssen, die man sonst nur für Bewohner der Lüfte für zugänglich hält. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Blitzableiter auf den Türmen des Kölner Doms kontraktlich im Mai eines jeden Jahres einer genauen und sachkundigen Revision unterzogen werden müssen. Diese lebensgefährliche und halsbrecherische Arbeit ist Berghausen in Köln übertragen und wird, wenn sich die Notwendigkeit herausstellt, auch mehrmals im Jahr vorgenommen. Die Türme des Kölner Doms ergeben sich in einer Höhe von 160 Meter über dem Straßenpflaster. Wer nur einmal den herrlichen Kölner Dom, das schönste Werk gotischer Baukunst, in seinem Leben gesehn hat, dem wird es geradezu unmöglich erscheinen, diese Höhe zu erklimmen. Und doch finden sich Leute, kühne und tüchtige Arbeiter, die dieses Wagstück unternehmen. Allerdings erfordert eine solche Leistung neben der unumgänglich notwendigen Sachkenntnis ein schwindelfreies Auge und einen sicheren und zuverlässigen Körper. Bei solchen Revisionen werden zunächst die Erdleitung mittels Telephonmeßbrücke geprüft und hierauf die oberirdischen Leitungen. Dann erfolgt die Besteigung der Türme durch zwei Leute, gewöhnlich durch einen Sohn des Geschäftsinhabers und einen seiner ersten Monteure. Die Besteigung geht bis zum Helm von innen, dann vom Anfang des Helms bis etwa 30 Meter unter der Kreuzblume von außen an einer Kupferleiter, dann etwa 10 Meter wieder innen im Helm und den letzten Rest wieder von außen. Dem gewöhnlichen Menschen, der nicht an solche „Bergtouren“ gewöhnt ist, mag das Blut in den Adern erstarren, wenn er diese todesmutigen Leute in solch schwindelnder Höhe ihres Amtes walten sieht. Der äußere Aufstieg, der natürlich der gefährlichste ist, wird mit Kupferleitern bewerkstelligt, die auch auf unserm Bild deutlich zu sehen sind. Oben auf den Kreuzblumen werden dann die Platinspitzen der Blitzableiter nachgesehen und, wenn diese durch Blitzschlag etwas abgeschmolzen sind, wieder spitz gefeilt. Häufen sich die Gewitter in einer Saison, so muß, wie bemerkt, die Besteigung und Revision mehrmals ausgeführt werden. Das ist wahrlich kein leichtes Werk.

R. C.

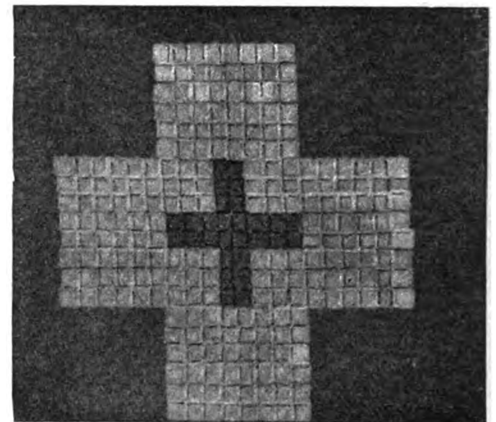
Elektrische Fernphotographie.

Das Problem, ein photographisches Bild auf elektrischem Wege durch eine Drahtleitung an einem fernen Ort zu reproduzieren, beschäftigt die Forscher schon lange. Die Möglichkeit dazu war durch die Hittorfsche Entdeckung gegeben, daß Selen, ein dem Schwefel nahe verwandter Grundstoff, die Eigenschaft besitzt, bei verschieden starker Belichtung dem elektrischen Strom einen verschieden starken Widerstand entgegenzusetzen. Das im Dunkeln schlecht leitende Selen wird nämlich leitender, sowie es vom Licht bestrahlt wird, und zwar um so mehr, je stärker das Licht ist. Schaltet man in einen elektrischen Strom ein Selenplättchen ein, das sich in einem dunklen Kasten befindet, so bildet das Selen eine Isolierschicht, und der Strom ist unterbrochen. In dem Augenblick aber, in dem man einen Lichtstrahl in den Kasten eintreten läßt, leitet das Selen, der Strom ist geschlossen, und dieser Stromschluß markiert sich in entfernten Orten, die in den Stromkreis eingeschlossen sind.



Elektrische Fernphotographie eines Ornaments.

Aber hiermit sind wir nur der Hälfte der Lösung des Problems nahegekommen. Die andere Hälfte liegt darin, daß wir in einem fernen Ort, wohin wir die wechselnden Stromstärken, die elektrischen Intensitäten, geschickt haben, sie auch wieder in Lichtintensitäten umsetzen lernen und so Licht und Schatten der Geberstation auch wieder als Licht und Schatten an der Empfängerstation erhalten. Auf die Lösung dieser zweiten Hälfte kam Dr. Arthur Korn, Privatdozent an der Münchner Universität, bei Untersuchungen von elektrischen Strahlungen in fast luftleergepumpten Röhren, indem er bemerkte, daß die Intensität der Lichtentwicklung in ihnen in hohem Grad abhängig war von der Stärke des angewandten Stroms. Hier war also die Möglichkeit gegeben, elektrische Intensitäten wieder in Lichtintensitäten umzusetzen, und diese Möglichkeit benutzte der Forscher zur Konstruktion eines neuen Apparats für Fernphotographie. Der Apparat besteht in einer starken Lichtquelle, deren Strahlen zunächst durch eine Sammellinse gehen, um dann auf ein schwarzes Blech zu fallen, worin ein sehr kleines quadratisches Fenster ausgeschnitten ist. Unter diesem Fensterchen verschiebt sich das auf einer Glasplatte befindliche durchsichtige Bild zeilenweis. An den hellen Stellen des Bildes fällt also Licht durch das Fenster, an den dunklen nicht. Dieses Licht wirkt nun auf eine Selenzelle, das ist ein Selenplättchen, das am Boden eines trichterförmigen, oben mit einer kleinen Linse versehenen Kästchens liegt und den Strom einer Akkumulatorenbatterie schließt. Der Strom geht durch eine senkrechte Drahtspirale, die so weit ist, daß man eine astatische Magnetnadel an einem Kokonfaden einhängen kann. Fällt nun Licht durch das Fenster, so wird es durch die kleine Linse auf dem Selenplättchen verteilt, der Strom wird vermehrt und die Nadel abgelenkt, um so stärker, je stärker das Licht ist. Beim Wechsel von Helligkeit und Dunkelheit des Bildes schwingt also die Nadel hin und her, die Lichtintensitäten sind demnach in Ablenkungsintensitäten umgesetzt. Diese müssen nun wieder in Stromintensitäten umgesetzt werden, und zwar in Schwankungen eines hochgespannten, durch einen Teslaapparat erzeugten Stromes, der sich leicht in Lichtschwankungen umsetzen läßt. Zu dem Ende ist mit der astatischen Nadel eine Messingnadel und diese mit dem Teslastrom verbunden. Sie bildet mit einer feststehenden Messingnadel eine variable Funkenstrecke, die eine variable Stromintensität erzeugt. Dieser schwankende Strom wird nun durch eine Drahtleitung an einen entfernten Ort geschickt und passiert dort eine evakuierte Röhre, in der sich variables Licht erzeugt. Die Stromintensitäten werden also hier in Lichtintensitäten umgesetzt. Um sie nun photographisch aufzuzeichnen, wird die Leuchtröhre mit Stanniol und schwarzem Papier beklebt und aus dieser Umhüllung ein kleines quadratisches Fensterchen ausgeschnitten.



Elektrische Fernphotographie eines Kreuzes.

An diesem passiert ein photographisches Papier vorbei. Natürlich muß die Bewegung des Papiers bei der Empfängerstation so eingerichtet sein, daß sie genau mit der Bewegung des Bildes bei der Geberstation übereinstimmt. Wenn eine Zeile des Bildes bei dem Fenster vorbeipassiert ist und sich im Empfänger reproduziert hat, wird das Bild um Zeilenbreite verschoben und gleichzeitig das Papier des Empfängers. Es wird nun die zweite Zeile des Bildes übertragen u. s. w. Je kleiner das Fenster und die Zeilenbreite, desto feiner wird das Bild.

Johannes Gaedicke.

Vor Daudets Denkmal.

Wovon erzählst du, weißer Stein? —
Von Glück und Glanz und Weh und Wunden,
Von höchster Lust und tiefster Pein,
Ach, schmerzlich süßer Schöpferstunden.

Nicht racherfüllter Leidenschaft
In Kampf und Krieg dahingegeben,
Der Diener einer höheren Kraft,
Der du geweiht dein Erdenleben,

Hast du, der Liebling einer Welt,
Hoch über allem Volk erhaben,
Verstreut, so weit die Sonne fällt,
Die Freudenfülle deiner Gaben.

So stehn wir alle im Verein
Voll Dankbarkeit bis an das Ende
Vor deinem weißen Ehrenstein
Und reichen uns die Bruderhände.

Otto Krack.



Das Daudetdenkmal in Paris. Von R. de Saint-Marceaux.

Phot. L'Actualité, Paris.

Der Landbriefträger.

Skizze von Châtelain.

Einsam und arm ist der Alte mit dem wackelnden Kopf, den zitternden Händen und dem gewölbten Rücken. Ein Skelett auf langen dürren Beinen, gebeugt von der Last der Jahre und der durchlebten Stürme. Regen und Sonnenglut haben an dem braunen Strohhut, unter dem trockene, weiße Haarsträhnen schlaff herunterhängen, ihre Spuren hinterlassen. Achtzig Jahre zählt der Greis mit der kahlen Stirn und den geröteten, zwinkernden Augen. Das Gesicht mit dem sanften Blick und dem verloren wehmütigen Lächeln ist erdfahl. Von Zeit zu Zeit spricht er leise vor sich hin, und dabei bewegt sich das Kinn, das zwischen dem steifgestärkten, bis an die Ohren reichenden Hemdkragen weit vorsteht. Wenn auch sein grober Anzug am Ellbogen abgenutzt, auf den Knien glänzend und an vielen Stellen geflickt ist, so zeigt er doch nirgends den geringsten Fleck oder Staub vom vergangenen Tag. Jeden Morgen schreitet Vater Johann das lange Thal zur Poststation hinab, um die eingelaufenen Sendungen in Empfang zu nehmen. Fünf Stunden Wegs ohne die Aufenthalte an den weit umher zerstreuten Bauernhöfen und Landhäusern zu beiden Seiten der Straße.

Schwer ist die Brieftasche nicht. In jener Weltabgeschiedenheit wird wenig gelesen, noch weniger geschrieben. Für die Paketbeförderung benutzt der Alte zwei kleine Räder, die am Ende eines langen Stocks angebracht sind und auf der Achse ein Brett tragen. Das ist der Gepäckwagen, den die linke Hand des Greises vor sich herkarrt, während die rechte sich auf den Krummstab stützt, der fast seinem Besitzer gleicht. Die abgenutzten Räder drehen sich nicht mehr in regelrechtem Kreis, sondern beschreiben phantastische Schwankungen, stolpern über die Steine und in den Furchen, die den Weg durchkreuzen. Seit dreißig Jahren schiebt er so sein täglich Brot vor sich her. Sommer wie Winter. Pünktlich wie die Sonne am Himmel geht und kommt er zur gleichen Stunde vor den gleichen Häusern vorüber. Eine wandelnde Uhr. In diesem Jahr ist indes eine sichtliche Veränderung mit ihm vorgegangen. Jeden Tag scheint er um ein weniges gealtert, und der Schritt verlangsamt sich. Gestern mußte er zum erstenmal vor dem großen Hügel ausruhen. Der Weg, an dem entlang er seine Postsendungen aushändigt, verfolgt hartnäckig die Krümmungen des Flusses und weist zu beiden Seiten üppige Weiden auf.

Ein Lächeln, ein fröhliches: „Danke, Vater Johann," oder auch ein Schimpfwort sind der Lohn des Boten, als sei er für die erhaltene gute oder böse Nachricht verantwortlich. Einem Ereignis gleicht ein Brief in dieser Bergeinsamkeit. Auf den Thürschwellen stehen die Leute dicht aneinandergedrängt, mit dem Bedürfnis, Zeugen für Freud und Schmerz zu haben.

Vater Johann sieht auch täglich den Postillon und plaudert mit der Telegraphistin. Er erfährt das neuste aus der Welt, und dank seiner Erfahrung wird sein Rat oft in Anspruch genommen. Er ist genau mit den Verhältnissen der Einzelnen vertraut. Er weiß um die Liebschaft der hübschen Katharina aus der Mühle und um die schwere Not des Großbauern, bei dem seit kurzem die Wechsel ins Haus regnen. Aber Vater Johann ist verschwiegen wie das Grab und duldet kein Aushorchen.

Eine Sache beschäftigt ihn ununterbrochen, und von ihr spricht er gern. Sein einziger Sohn ist in Amerika und versprach, sofort nach seiner Ankunft zu schreiben. Aber die Nachricht bleibt aus, und der arme, alte Bote, der für alle Briefe hat, wartet vergeblich auf seinen eigenen. Jeden neuen Morgen trägt ihn die Hoffnung thalwärts. Sie flößt dem absterbenden Leben neue Kraft ein, sie beschleunigt seinen Schritt. Je näher er der Posthalterei kommt, um so rascher beginnt sein altes Herz zu pochen. Die innere Erregung zwingt ihn, einen Augenblick still zu stehen.

Wenn der Brief noch nicht da wäre! — Aber nein! Er kann ja nicht ausbleiben — lange Monate wartet er bereits. Er muß da sein. So tritt er in das Postzimmer, wo hinter dem kleinen vergitterten Fenster bei dem abgerissenen Geräusch des Telegraphen die Beamtin ihren Dienst versieht.

„Guten Tag, Vater Johann, hier ist Ihr Paket — bitte nachzusehen!"

Bleicher als vorher hat der Alte seinen Stock in die Ecke gestellt; mit zitternden Fingern zieht er die große Hornbrille aus der Tasche und beginnt die Durchsicht der Sendung. Nacheinander liest er die Adressen. Jetzt kommt der letzte Brief an die Reihe, aber seinen Namen trägt er nicht. Unmöglich! Seine Augen werden auch nachgerade zu schwach, und das Zimmer liegt im Halbdunkel. Er zieht sein großkariertes Taschentuch heraus und wischt sorgsam die Brillengläser. Dann beginnt die Prüfung von neuem. Umsonst. Auch heute noch nicht. Ein schwerer Seufzer entringt sich seiner Brust. Er steckt die Brille wieder ein und nimmt den Stock zur Hand.

„Nun, Vater Johann," fragt das Fräulein, „habt Ihr ihn?"

„Leider nein. Und ich erwartete ihn doch bestimmt. Er wird das Schiff verpaßt haben. Hoffentlich morgen." Und wieder tritt er mit seinem Karren den Rückweg an, die lahmen Füße mühsam im Staub nach sich schleppend. Dieser Brief aus Amerika ist des Alten fixe Idee, sein stiller Wahn geworden. Dreißig Jahre sind über des Sohnes Auswanderung hingegangen, aber dem Alten ist die Zeitrechnung abhanden gekommen Sein Junge wird nie mehr das heimatliche Thal hinaufwandern. Alle wissen es, doch niemand wagt des Alten Wahn zu belächeln. Teilnahmsvoll aber fragen sie ihn alle nach seinem Brief, und er freut sich darüber. Sein Sohn muß ja kommen, da die andern noch dran glauben. Wiederholt hat der Gemeinderat ihn durch eine junge Kraft ersetzen wollen; da er aber seinen Dienst mit immer gleicher Pünktlichkeit versieht, haben sie Mitleid mit der Herzensangst des Alten. An diesen Botengängen hängt sein Leben. Sobald er seinen Brief nicht mehr holen kann, wird er sterben.

Eines Tags beim Hinabsteigen hielt ihn ein Fremder an. Augenscheinlich ein Maler, der den großen, beide Thalseiten miteinander verbindenden Brückenviadukt auf die Leinwand wirft.

„Sie sind wohl der Briefbote?"

„Zu dienen, Herr."

„Hier," dabei reicht der Maler dem Alten eine Karte hin, „ist mein Name. Sehen Sie doch einmal zu, ob ein Brief für mich da ist. Beim Heraufkommen geben Sie ihn mir dann, ich werde jedenfalls noch hier sein. Der Brief muß angekommen sein, ich erwarte ihn bestimmt."

„Genau so wie ich," antwortet vergnügt der Landbote, den der Gedanke, daß ein anderer mit ihm wartet, wesentlich erleichtert, „er ist von meinem Sohn aus Amerika —"

„Aus Amerika," wiederholt der Maler, „verdammt weit — was macht er denn dort?"

„Das gerade ist es, was ich wissen möchte. Wir lebten früher im Wohlstand, da machte mein Bruder letztes Jahr Bankrott, und ich hatte gut gesagt für ihn. Sie verkauften uns alles, und mein Junge ging übers Meer. Sie sagen, dort verdiene man das Geld schneller. Dann wurde ich Briefbote. Er hat mir versprochen, gleich nach seiner Ankunft zu schreiben, und der Gedanke, den Brief meines Kindes selbst in Empfang zu nehmen, freut mich jeden Tag. Aber es dauert lange, und bald kommt der Herbst. Es ist nicht leicht, immer andern die Briefe zu bringen und selbst vergeblich zu warten. Ich werde alt. Es geht mir wie den Pferden. Je näher dem Stall zu, um so rascher traben sie. Ich hab nur den einen. Aber heute muß der Brief da sein, und dann sollen Sie ihn lesen. Auf Wiedersehn, Herr."

Leuchtend sinkt die Sonne hinter den Bergen. Noch immer sitzt der Maler vor seiner Staffelei. Jetzt vernimmt er von fern das Knarren des Postkarrens. Langsam, sehr langsam steigt der Bote die Anhöhe hinan. Der trostlose Ausdruck seines Gesichts verheißt nichts Gutes.

„Hier ist Ihr Brief, Herr."

„Danke. Und der Ihrige?"

„Noch immer nicht da. Die Beamtin sagt, es seien schwere Stürme auf dem Meer gewesen, also hat sich das Schiff verspätet. Ich werde morgen frühzeitig hinuntergehn."

Armer, einsamer Mann! Tritt nur zeitig deinen Gang an, indes längst hohes Gras den Hügel deines Kindes deckt. Dennoch bist du glücklicher als viele andere, trägt dich doch die Hoffnung durch die sinkende Nacht dem folgenden Morgen entgegen.

Karl Hagenbecks Tierstaat.

Von Dr. Hans M. von Kadich.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Schaul, Hamburg.

Auffallenderweise hat sich das große Publikum in allen fünf oder sechs Weltteilen — die Amerikaner unterscheiden ja Nord- und Südamerika als zwei Weltteile — daran gewöhnt, mit dem Namen Karl Hagenbeck nur jene Schaustellungen wilder Tiere zu verbinden, die zu den „unmöglichsten Kunststücken" abgerichtet und zu verschieden zusammengestellten Gruppen vereinigt, in den Manegen großer Städte Parade machen. Hagenbeck schickt Nubier und Singhalesen, Eskimos und Maoris ebenso auf die Reise um die Welt, wie dressierte Löwen und Königstiger, tanzende Eisbären und boxende oder fidelnde Känguruhs — das ist in der Regel alles, was man im allgemeinen vom Thun und Treiben dieses eigenartigen Mannes weiß. Anders in den internationalen Fachkreisen. Dort hat man sich längst daran gewöhnt, die Arbeit, Bestrebungen und Ziele Karl Hagenbecks von andern Gesichtspunkten aus zu beurteilen und auch zu würdigen; denn man weiß nur zu gut, daß es heute kaum einen einzigen zoologischen Garten auf der ganzen Welt gibt, der einen Teil seiner Tierbestände nicht aus oder doch über Hamburg bezogen hätte, weil sie nur dort zu haben sind. So läßt der Kaiser von Marokko sich „seine" Löwen und Leoparden aus — Hamburg kommen; der Mikado verfährt mit den Tieren seines eigenen Inselreichs Japan ebenso, und die wilden Tiere der Felsengebirge, Urwälder und Prairien Nordamerikas treten ebenfalls von Hamburg aus zum zweitenmal die Rückreise über den Atlantik an nach den zoologischen Gärten von Neuyork, Philadelphia und Washington — also in jenen Weltteil, in dem sie kurz vorher erst eingefangen wurden. Diese drei Fälle mögen darauf hinweisen, wie es Hagenbeck mit echt hanseatischem Geschäftsgeist verstanden hat, innerhalb der kurzen Spanne Zeit eines Menschenalters den Großtierhandel für die Gesamtwelt zu monopolisieren. Das Zähmen und



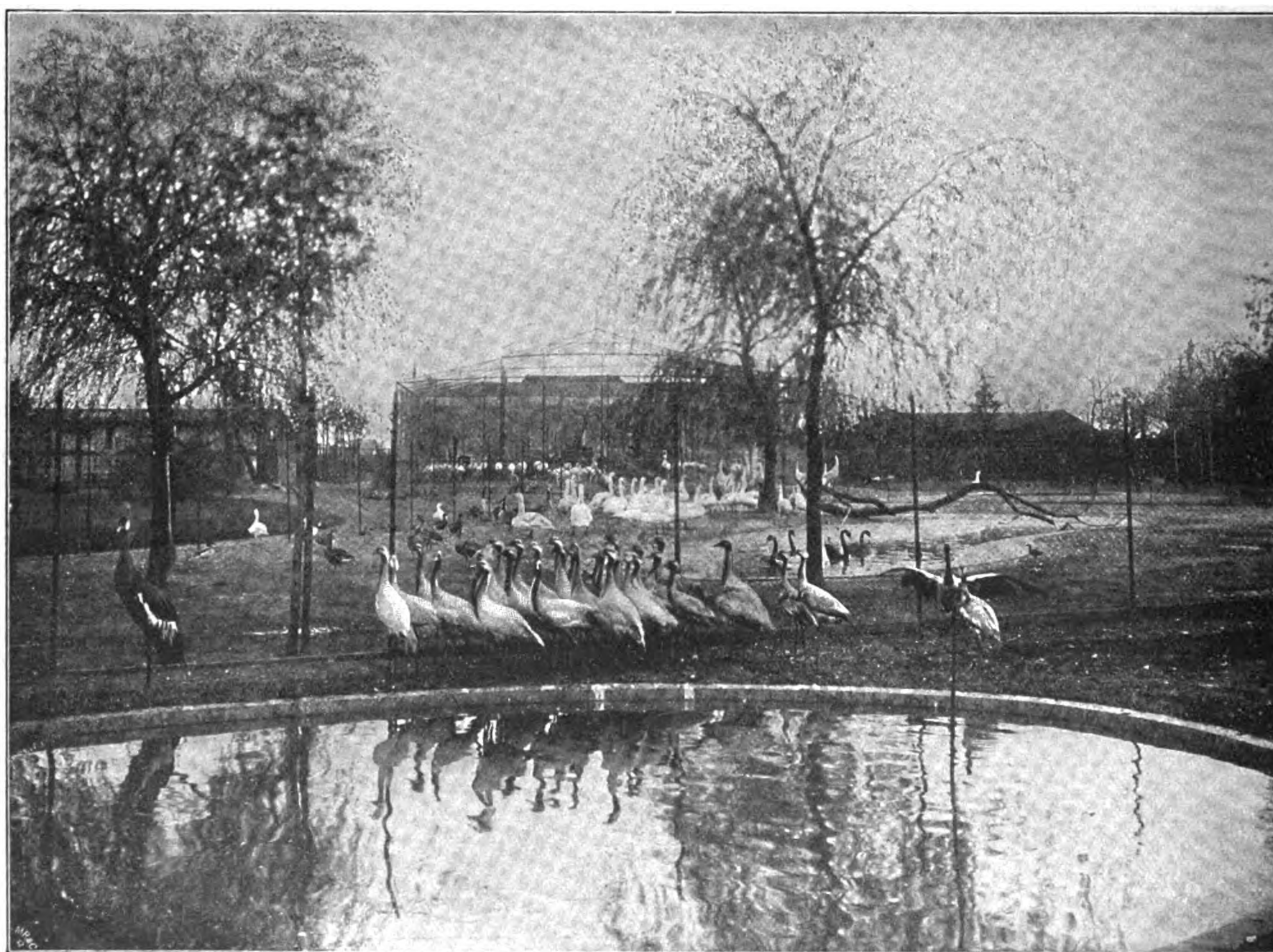
Junge Dybowskyhirsche werden mit der Flasche grossgezogen.



Kamele, fertig zum Verladen.

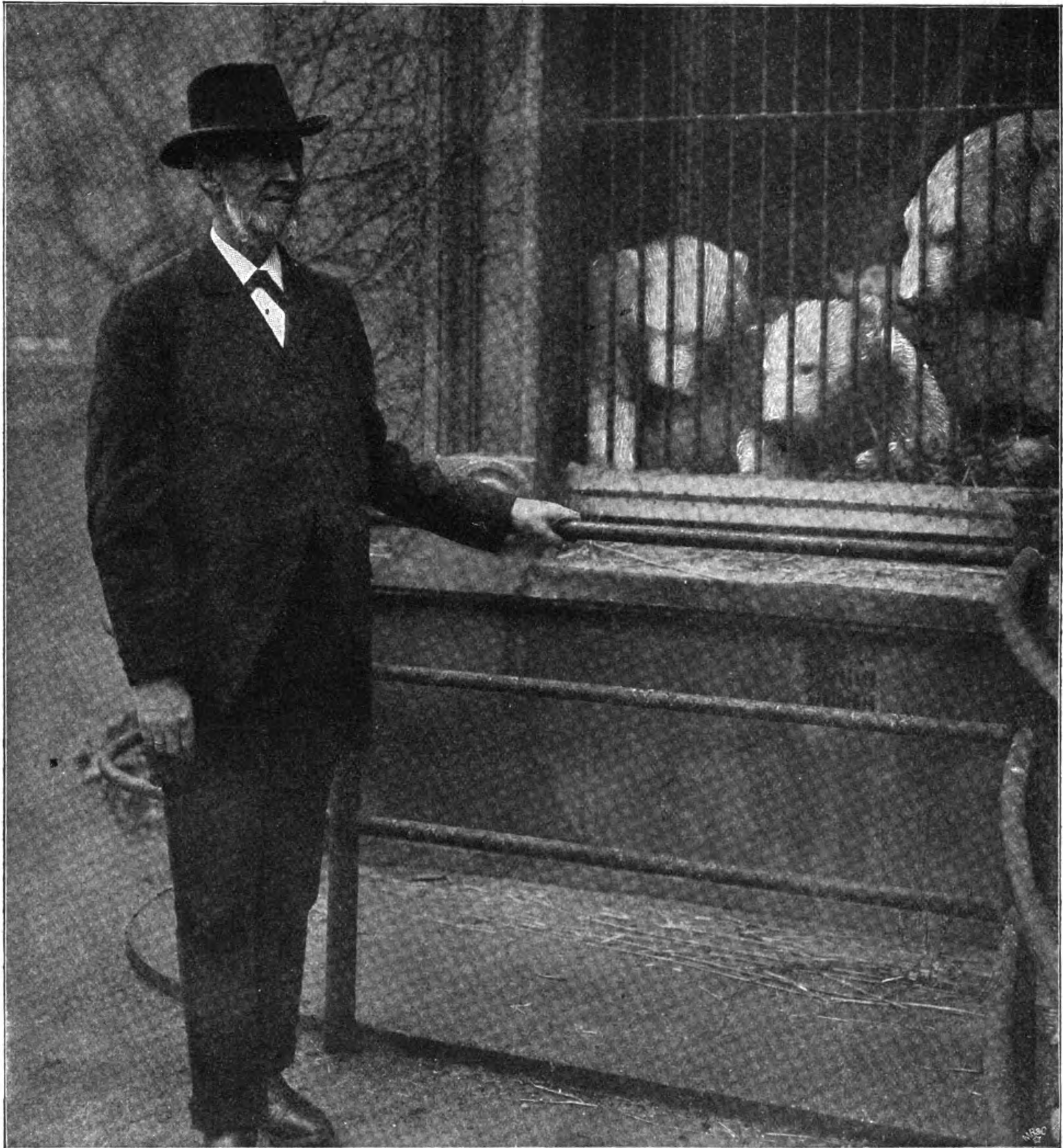
Abrichten von wilden Tieren spielt in den Hagenbeckschen Etablissements nur eine nebensächliche Rolle. In erster Reihe kommen für das Hamburger Welthaus der Fang von Tieren in den Wildnissen der ganzen Welt, ferner das Einführen der gefangenen Tiere nach Deutschland und schließlich die Versorgung der zoologischen Gärten in allen Erdteilen in Betracht.

Von der Ausdehnung dieses ungeheuren Geschäfts vermag man sich kaum eine Vorstellung zu machen. Im Innern Asiens hat Hagenbeck augenblicklich fünf oder sechs Deutsche, die in der Pamirgegend, im Kaukasus und im Altaigebirge für ihn Tiere, und zwar hauptsächlich Steinböcke, Wildschafe, sowie große Raubtiere, lebend fangen. Dieses halbe Dutzend geschulter Männer bildet jedoch nur die Kommandeure für 1200 bis 1500 Asiaten, die die Aufgabe haben, ihre Gefangenen zweckentsprechend für einen weiten Transport zu verpacken und bis zu dem ersten Posten der Zivilisation zu bringen. Ein ganz besonders erfahrener Reisender weilte den Winter hindurch in Korea und Japan, wohin er einen großen Transport lebender Tiere für den kaiserlichen zoologischen Garten in Tokio brachte. Auf seiner Rückreise besuchte dieser Mann die Sundainseln und sammelte auch dort, was er an interessanten Tieren zu finden vermochte. Ein anderer Vertrauensmann Hagenbecks war mehrere Jahre in Indien thätig, um dort Fangstationen zu errichten; er kam erst vor etlichen Wochen mit einem Transport von zwanzig wildgefangenen Elefanten und zahlreichen andern in den Dschungeln erbeuteten Raubtieren nach Hamburg zurück. Zwei andere arbeiten am Kaspischen Meer, um dort die verschiedensten Arten von Wassergeflügel teils selbst zu fangen, teils durch die Kosaken fangen zu lassen und nach Deutschland zu bringen. Vier andere durchstreifen gegenwärtig Australien, um vor allem Känguruhs — „so viel sie nur er-



Wassergeflügel in Hagenbecks Anlagen (Stellingen bei Hamburg).

halten können" — zu fangen und nach Europa zu verschiffen. Auch in Brasilien sind seit Jahren drei Leute für das Hamburger Welthaus thätig, und selbst auf den Feuerlandsinseln an der südlichsten Spitze Südamerikas arbeitet ein Deutscher für Hagenbeck. Der schwarze Erdteil ist in seinen dunkelsten Gebieten diesem



Karl Hagenbeck in seinem Hamburger Tierpark.

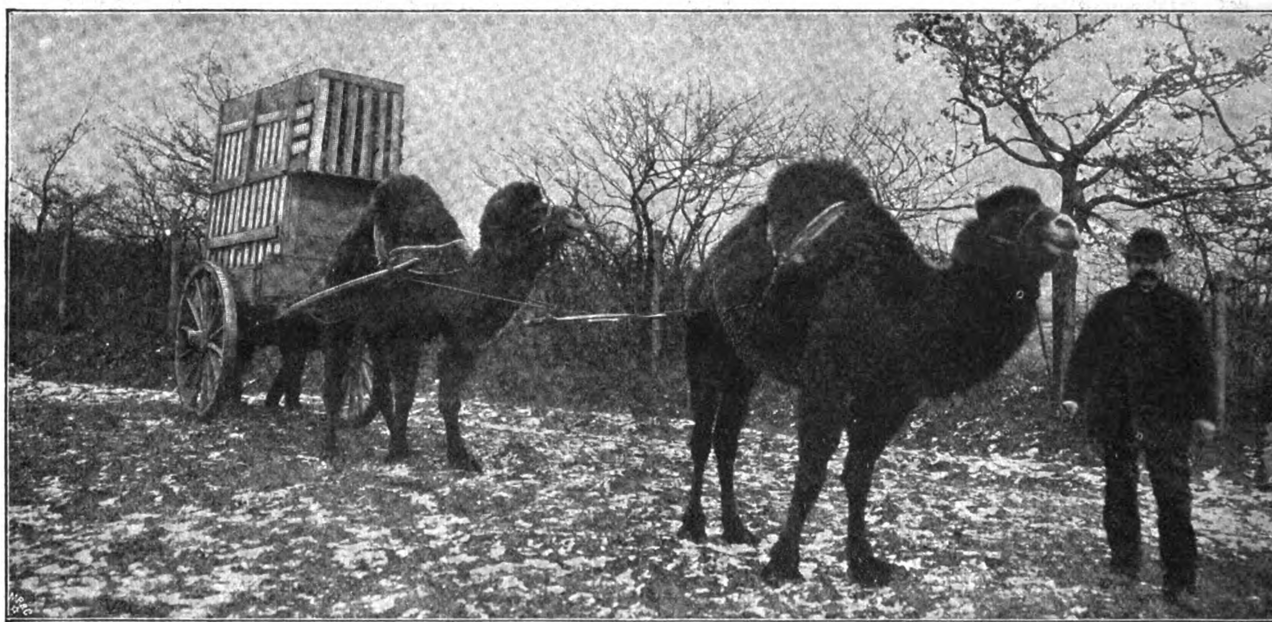
Mann längst keine terra incognita mehr, da er seine Fangexpeditionen im Sudan selbst zu einer Zeit hatte, als die Engländer noch über die Frage nach den Nilquellen stritten. In Deutschostafrika hat sich seit einigen Jahren eine Gesellschaft gebildet, die nach den letzten in Deutschland bekannt gewordenen Berichten bisher ganz einzig dastehende Erfolge im Einfangen wilder Tiere, namentlich von Zebras, Löwen, Leoparden und menschenähnlichen" Affen zu verzeichnen hatte.

Wie und wozu werden nun alle diese Tiere gefangen, wie arbeitet ein so komplizierter, über die entferntesten Gegenden des Erdballs verteilter menschlicher Apparat, und wie kann er von Hamburg aus geleitet und kontrolliert werden? Im allgemeinen richten sich sämtliche Fangmethoden hauptsächlich nach den Tierarten und den Terrainverhältnissen und sind daher sehr verschieden. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß sehr häufig nicht einmal die gewiegtesten Leute Hagenbecks, besonders die in Afrika beschäftigt sind, Genaues über die dort seit alters her üblichen Fangvorrichtungen erfahren, da sich die Eingeborenen ihre „Geschäftsgeheimnisse" nicht abhören lassen wollen. Doch gelten auch für diesen Beruf bestimmte allgemeine Regeln; so werden die meisten Löwen, nachdem die

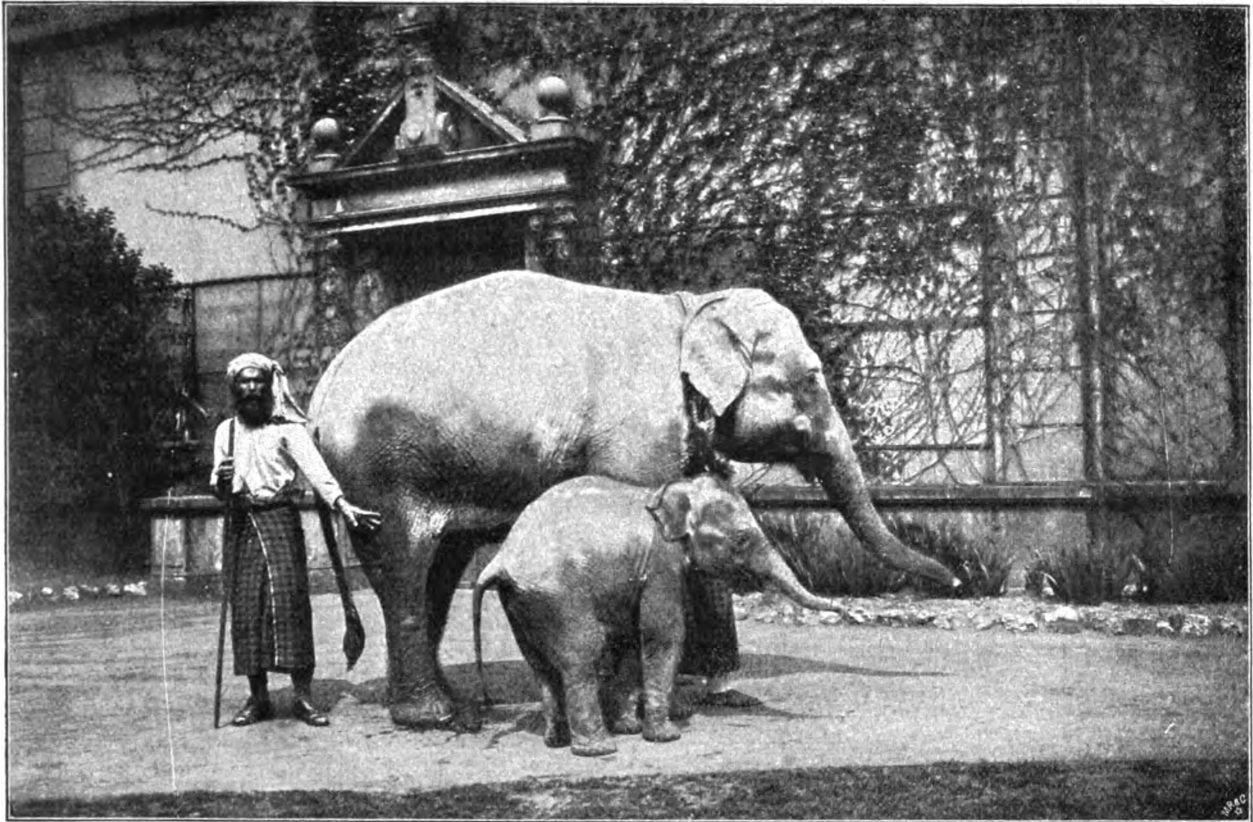
Mutter auf die eine oder andere Weise unschädlich gemacht — also totgeschossen oder gefangen wurde — ganz jung erbeutet, und die gleiche Manier muß den Königstiger liefern, da dieser wildeste aller „Dschungelnbewohner", wenn er erst ausgewachsen gefangen würde, viel zu stark und unbändig ist, um den raschen Wechsel von der Freiheit zur engen Transportkiste zu überstehen. Es sind wohl in der letzten Zeit auf Sumatra und auch auf Java vielfach erwachsene Königstiger in Fallgruben gefangen worden, doch bleiben solche Tiere in der Regel unbändig. Auch die Leoparden und sämtliche großen Pavianarten, die sehr steinige und zerklüftete Gebirgshänge bevorzugen, werden jung in Fallen gefangen. Die großen „menschenähnlichen" Affen (Gorilla, Schimpanse und Orang) werden ganz jung gefangen, nachdem die Mütter auf diese oder jene Art unschädlich gemacht wurden. Das Gleiche gilt für die Giraffen und Antilopen, die schlechte Mütter zu sein scheinen, da sie, wenn erst einmal mit Hunden und Reitern tüchtig gehetzt, ihre Jungen, die nicht nachzukommen imstande sind, einfach verlassen. Im Gegensatz zu diesen Tieren steht die Elefantenmutter, die in den meisten Fällen ihr Junges sehr energisch verteidigt und in der Regel erschossen werden muß. Ebenso wird das Rhinozeros und das Nilpferd den Eltern ganz jung abgejagt. Der bekannte Vogel Strauß wird ebenfalls meist nur ganz jung eingefangen. Auch die weitaus größte Mehrzahl der Raubvögel und Wassergeflügelarten wird ganz jung aus dem Nest genommen und in die Gefangenschaft gebracht.

Hagenbeck hat zu allernächst zu berücksichtigen, daß die Tiere, die er haben will, in der Wildnis überhaupt gefangen werden, ferner, daß die Gefangenen gesund und munter an den ersten erreichbaren Punkt der Zivilisation (Eisenbahn oder Dampfschiff) ankommen und daß sich dort geschulte Leute finden, die die Tiere für den Weitertransport nach Deutschland entsprechend verpacken. Welche außerordentlichen Schwierigkeiten mit dem Einfangen mancher wilden Tiere verknüpft sind, welcher langwierigen Vorbereitungen es bedarf, um ein sicheres Gelingen zu verbürgen, das erhellt am deutlichsten aus der letzten „That" Hagenbecks und seiner Leute. Sie betrifft das Aufsuchen und spätere Erbeuten jener eigentlich ursprünglichen Wildpferde in den innersten, noch von keinem europäischen Reisenden betretenen Steppen Asiens. Seit Jahrzehnten galt das eigentliche Wildpferd als verschollen, und die Frage nach ihm blieb unbeantwortet. Doch hörten die Leute Hagenbecks, die die Hochsteppen der Mongolei nach kleineren Tieren absuchten, immer und immer wieder vom Vorhandensein dieser Wildpferde, und da auch von dem bekannten englischen Tierzüchter, dem Herzog von Bedford, in Hamburg ein Auftrag eingelaufen war, wilde Pferde — „koste es, was es wolle" — einfangen zu lassen, so sandte Hagenbeck drei seiner erfahrensten Leute auf jene asiatischen Hochweiden. Nach einem Aufenthalt von 16 Monaten, währenddem 1500 bis 2000 gut berittene Mongolen in immerwährender Bewegung erhalten wurden — geleitet von den drei Deutschen, die zunächst einmal den Aufenthalt dieser wilden Pferdeherden feststellen und sich nach und nach mit ihrer Naturgeschichte vertraut machen wollten, gelang endlich der Erfolg. Es wurden verschiedene Flußläufe entdeckt, zu denen die äußerst flüchtigen und scheuen Tiere von weit her zur Tränke kamen. Auch Stellen, an denen Salz zu Tage trat und die von den Pferden mit besonderer Vorliebe besucht wurden, fand man auf, und an beiden Gelegenheiten wurden im Frühjahr 1901 25 Stücke dieser Wildpferde, nachdem die Mutterstuten erschossen worden waren, als Fohlen eingefangen. Für diese hatten zahme Mutterstuten auf der ganzen Reise mitgeführt werden müssen. Ueber 3000 Kilometer mußten die jungen Tiere über die Steppen getrieben werden — ein Wunder, daß 18 Fohlen gesund und heil in Hamburg anlangten. Von da aus ging ein Teil an den vorhingenannten englischen Auftraggeber, während der andere über verschiedene zoologische Gärten (etliche Tiere stehen auch in Berlin) verteilt wurden.

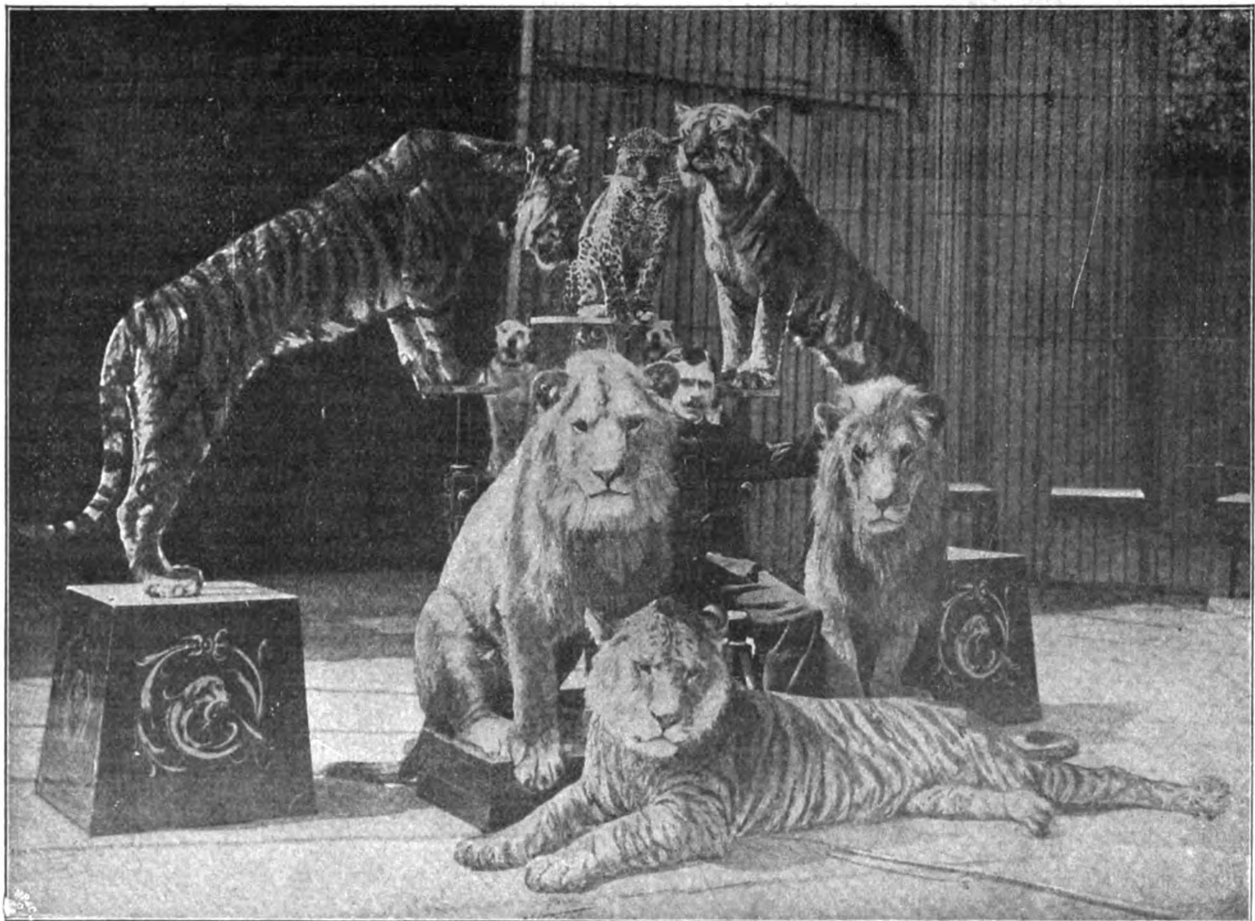
Diese „That" zeigt, daß Hagenbeck schon seit Jahren weit höhere und nach sehr vielen Richtungen



Eingefahrene Lastkamele.



Der sogenannte „kleine Cohn", der Liebling von Jung-Hamburg,
vor kurzem in den Besitz von Barnum & Baileys Zirkus übergegangen.



Dressurgruppe für die Weltausstellung in St. Louis.

praktischere Ziele als Tiere zu dressieren, verfolgt. So haben ihn seine Einführungen verschiedener Zebragattungen zu den ausgedehntesten Züchtungsexperimenten, sowie Kreuzungsversuchen mit europäischen Pferden geführt und schon heute einen Mauleselschlag geschaffen, der vortrefflich aussieht, sehr ausdauernd, leicht zuzufahren und zuzureiten ist und daher für koloniale, militärische, landwirtschaftliche und andere kulturelle Verhältnisse besonders geeignet erscheint.

Von großer praktischer Bedeutung sind auch seine Kreuzungsversuche mit den asiatischen Wildschafen und den zahmen Europas — Experimente, die den Zweck verfolgen, ein größeres, schwereres und besseres Fleischschaf für den deutschen Markt zu gewinnen. Wie wichtig und wertvoll sind seine Importationen vom sibirischen Rehwild, das sich sowohl durch die Stärke seines Körperbaus, wie durch Schönheit seines Gehörns auszeichnet, für den deutschen oder österreichischen Jagdinhaber, der über die Degeneration seiner Rehwildbestände klagt!

Hagenbeck ist aber auch fachlich streng durchgebildeter Zoologe und dient namentlich der forschenden Wissenschaft dadurch, daß er ihr jenes Material beschafft, das sie sonst entweder gar nicht oder doch nur äußerst schwierig zu Untersuchungen und Vergleichen, ja selbst nur um die Tiere kennen zu lernen, erhalten könnte. Er telegraphiert oder telephoniert, wenn ein größerer Transport von Tieren aus Weltgegenden, die bisher wenig bekannt waren, in Hamburg angekommen ist, an die Vorstände oder Leiter der zoologischen Gärten Deutschlands die Nachricht von der Ankunft „neuer" Tiere.

Hohen wissenschaftlichen Wert haben anerkanntermaßen seine Kreuzungsversuche zwischen den verschiedenartigsten wilden Tieren: zwischen dem nordamerikanischen Puma und dem afrikanischen Leoparden, zwischen Königstigern und Löwinnen, ja selbst zwischen dem Königstiger und Pantherweibchen . .

Wenn man erwägt, daß dieser „Hamburger" augenblicklich an 2000 der verschiedenartigsten Tiere in Deutschland hält und alles in allem, Weiße, Mongolen, Indianer und Neger gerechnet, 5—6000 Menschen in den verschiedenen Weltteilen unterwegs hat, so ist man vielleicht imstande, sich eine kleine Vorstellung vom Arbeiten dieses Riesengeschäfts zu machen. Und der Mann, der alle diese Regimenter leitet und in Bewegung setzt, wie ein Feldherr seine Truppen, dieser Mann ist die Einfachheit selbst. „Tiere, Pflanzen, mein Geschäft und meine Familie füllen mein Leben aus; sie bilden meine Zerstreuung, sie halten mich vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht unterwegs." Das sind seine eigenen Worte.

Schöne Frauen und ihre Maler.

Hierzu 2 Aufnahmen von Hofphot. Hermann Boll, Berlin.

Der Pinsel des Malers vermag zu gleicher Zeit nach zwei Seiten Unsterblichkeit auszuteilen. Er kann dem Künstler und seinem Modell ewiges Leben verleihen. Oft hat ein interessantes Modell die Erdenspuren eines unbedeutenden Malers unvergänglich erhalten, wie der jugendliche Lessing die seines ungenannten dilettantischen Porträtisten. Oft hat das Genie eines Menschendarstellers irgendein gleichgiltiges, unbedeutendes Wesen zu bleibender Bedeutung erhöht, wie Franz Hals seine Hille Bobbe von Harlem. Wenn die große Kunst mit einem großen Vorwurf zusammentrifft ist der Menschheit eines ihrer wertvollsten Besitztümer gesichert; denn nichts ist köstlicher, als kennenswerte Physiognomien im Buch des Lebens aufzuschlagen.


Herr von Subercaseau,
Bildnis von Dagnan-Bouveret.

Wir zeigen unsern Lesern heut die Bildnisse zweier Persönlichkeiten, die beide von Meisterhand geschaffen sind. Die anmutvolle, kunstbegabte Frau von Subercaseau ist die Gemahlin des chilenischen Gesandten in Berlin. Ihre Persönlichkeit ist es wert gewesen, von einem der glanzvollsten Porträtisten unserer Zeit, dem in London thätigen John Sargent, im Bildnis erhalten zu werden. In den vornehmen Kreisen der Berliner Diplomatie ist sie und ihr Gatte seit Jahren beliebt und angesehen. Sie leitet ein kunstgeschmücktes Heim mit weiblichem Takt und hat ihren zahlreichen Kindern während ihres hiesigen Aufenthalts die Vorteile einer gediegenen deutschen Bildung zu teil werden lassen. Ihre Söhne haben auch hier das Gymnasium besucht. Noch ist das vaterländische Spanisch die Umgangssprache des Gesandtenpaars, aber auch Französisch und Deutsch werden eifrig im Hause gepflegt.

Das Porträt der Frau von Subercaseau zählt zu den früheren Arbeiten Sargents. Es zeigt ihn bereits auf der Höhe seines Könnens als Darsteller weiblicher Eleganz. Im Berliner Kunstsalon Schulte war kürzlich das Original zu sehen. Sargent entfaltet auf diesem Bild bereits die ganze Feinheit seiner Linienführung. Er wählte schon damals sein eigenartiges Schwarz-Weiß für die Damentoilette, das er noch heut bevorzugt.

Herr von Subercaseau widmet sich selbst mit großer Liebe der Malerei. Bei seiner diplomatischen Thätigkeit in Paris und Rom hat er unter den besten französischen und spanischen Meistern studiert. Unser Porträt zeigt ihn in der Wiedergabe Dagnan-Bouverets, der seine Aufgabe sehr charakteristisch auf einem jener vornehmen, mittelgroßen Bildchen gelöst hat, deren Format jetzt so häufig in Paris, wie in einer Wiederbelebung deutscher Altmeister, gewählt wird. Dagnans Pinsel, der so fein zeichnet und so sicher erfaßt, vermochte dem eleganten, südländischen Typus des Modells nach jeder Richtung hin gerecht zu werden.

Jarno Jessen.



Frau von Subercaseau. Bildnis von John Sargent.

Schnupftabakdosen.

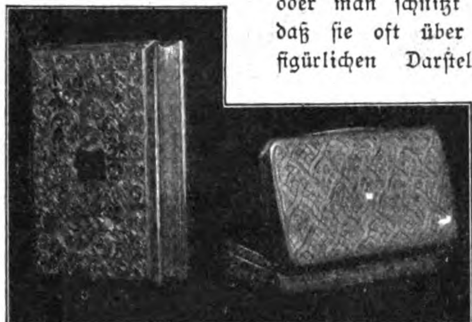
Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Im achtzehnten Jahrhundert gehört es zur guten Sitte, eine Schnupftabakdose mit sich zu führen. Man schnupft allgemein; man bietet in Gesellschaft eine Prise an und versieht sich selbst damit, man glänzt mit der Kostbarkeit seiner Dose und läßt sie stolz durch die Hände der Bewunderer gehen. Eine Fülle von Kunst und Wert vereinigt sich infolgedessen in dem kleinen Gerät. Gold und Silber werden vor allem dazu verwendet, dann aber auch seltene Hölzer, Elfenbein, Schildpatt, Muschelgehäuse, Perlmutter, Bronze, Stahl, Porzellan, Edelsteine und Halbedelsteine, Glasflüsse und viele andere Stoffe noch.



Englische Schnupftabakdosen aus der Zeit Georgs III.

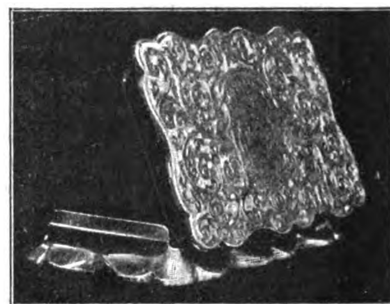
Die aus Gold und Silber hergestellten Dosen werden durch Treiben und Gravieren, durch Aufschmelzen von Email und durch Einsetzen von Edelsteinen in der mannigfaltigsten Weise verziert, den hölzernen giebt man entweder auf der Drehbank eine gefällige Form und fügt ihnen Münzen und Intarsien ein, oder man schnitzt sie so kunstvoll, daß sie oft über und über mit figürlichen Darstellungen bedeckt sind; die Dosen aus Elfenbein versieht man mit feinem, zuweilen so zierlichem Schnitzwerk, daß es durch übergelegte Glasplatten geschützt werden muß; aus Band- und Moosachat schleift man Böden, Wände und Deckel, die man durch Fassungen aus Gold, Silber oder vergoldeter Bronze zu Dosen vereinigt· aus geschliffenen und geschnittenen, gravierten und polierten Perlmutterschalen und Tigermuscheln, aus Stücken von Malachit und Lasurstein bildet man nicht minder wertvolle und kunstreiche Schnupftabakdosen.



Schnupftabakdosen aus der Zeit der Königin Viktoria von England.

Natürlich entbrennt ein förmlicher Wettstreit um die schönsten Stücke; ganze Vermögen werden darin angelegt, und die Herrscher der Erde, die selbst oft große Verehrer dieser kleinen Kunstwerke sind (Friedrich der Große zum Beispiel), belohnen mit ihnen geleistete Dienste. Unter den im achtzehnten Jahrhundert ohnehin sehr zahlreichen Kunstsammlern aber giebt es nicht wenige, die vor allen andern Gegenständen mit Leidenschaft Dosen aufspeichern.

Manche dieser Sammlungen sind auf uns gekommen. Nicht immer hat man ihren Wert geschätzt. Heute aber sucht man bereits nach guten alten Stücken. Man beginnt nämlich in England das Schnupfen wieder in der Gesellschaft einzuführen und damit auch die Dose. Man bietet seinem Nachbar hie und da schon wieder eine Prise an, und man liebäugelt dabei gern mit seiner kostbaren Dose, sei sie das kunstvolle Erzeugnis der Goldschmiedekunst von heute, oder ein kostbares Stück aus alter, längst verflossener Zeit.



Moderne Schnupftabakdose aus getriebenem Gold.

Dr. Georg Lehnert.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

10. Fortsetzung.

Befremdet sah Herr von Pontow seinem ältesten Sohn in die Augen; er zog nervös an seinem dicken, ergrauten Schnurrbart. Zum Teufel nochmal! War denn das Heiratsfieber ansteckend? Er hätte sonst, weiß Gott, nichts dagegen gehabt. Wenn der Junge Lust hatte — um seinetwegen konnte der sich ins Haus heiraten, wen er wollte, wenn es nur halbwegs standesgemäß blieb. Aber der Haken war das Erbteil dabei — das kreuzdämliche Erbteil.

Lieber Gott, der alte Pontow war kein G Er hätte Erich von Herzen gern einen ganzen vor die Füße geschüttet. Da nimm's, Junge vergnügt und komme mir nicht erst lange Herzallerliebsten in die Quer.

Aber — aber — er mußte es sich schon eingestehn: er war ein schlechter Wirtschafter Verdammt schlecht! Bei Anna-Beatens Auszah sich ihm das in unbarmherziger Klarheit vor gedrängt.

Zum Donner auch, wo war all das Geld geblieben? Der alte Marius zog nur ein trübes Gesicht auf die wütenden Fragen des alten Herrn. Ihm war das nichts Neues, die Berechnungen waren ja auch alle sonnenklar.

Immer haben! Haben! hatte es geheißen. Und die Landwirtschaft ging auch herunter gegen frühere Zeiten. Sie erhielt sich soeben selbst, das war ihre ganze Kunst.

„Bin ich denn ein Verschwender gewesen?" tobte Götz von Pontow.

Der alte Marius verneinte hastig, aber die Zahlen bejahten es. Es ist solch eine wunderkomische Sache um das Geld: es hat seine eigenen Füße, auf denen es davonläuft, selbst wenn man es gar nicht jagt. Ständig festbinden und überwachen muß man es, sonst bereitet es einem Ueberraschungen, die man lieber nicht hätte.

Aber nun war doch Jürgen nicht mehr?

Ja, bei Jürgen war auf das Gut gerechnet. Wer sollte das jetzt als Erbe übernehmen? Und verkaufen, das alte Familiengut?

Na, damit hätte man Herrn von Pontow kommen sollen!

Anna-Beate hatte freilich um ihr stark beschnittenes Erbteil keinen einzigen Gedanken verloren. Er hatte sich auch weiter darum den Kopf nicht warm gemacht. Sie wäre auch ohne Mitgift wohlversorgt gewesen.

Ueberhaupt hatten sich in seinem optimistischen Kopf die Sachen schon wieder rangiert. Er blieb mit Ruth auf dem Gut, und wenn er einmal starb, fiel ihr das Gut zu. Er würde schon, falls Marius abgängig würde, für einen neuen, ebenso tüchtigen Inspektor sorgen. Heiratspartien würden sich dann auch immer noch in Menge für sie finden.

Erich erhielt nach wie vor seine schöne Zulage, und falls er Ehepläne spann, wartete er gefälligst bis zum Hauptmann, wie es andere auch thaten.

Aber — mußte ihm doch jedesmal, wenn er sich eben erst wieder recht bequem im Sattel zurechtgesetzt hatte, solch ein halunkischer Querstrich an der Nase vorbeifahren!

Das Dümmste an der Sache war: er hatte Erich, als der mündig wurde, die Höhe seines Erbteils angegeben und ihm auch versprochen, es ihm bei seiner Vermählung auszuzahlen.

Mit dem Auszahlen hätte es ja schließlich noch seine Wege gehen können, wenn es ihm auch ein tüchtiger Schnitt ins Fleisch war, die ganze Summe auf einmal abzuheben und die Zinsen zu entbehren. Aber dem Sohn ins Gesicht zu bekennen: es ist um fast ein Drittel geringer geworden im Lauf der Jahre — das biß ihn doch schändlich ins Herz und Gewissen.

Und aus Verlegenheit und Schuldbewußtsein sah er grimmig drein wie nie und riß gefährlich an seinem Schnurrbart.

„Geht es nicht, Papa?" fragte Erich beklommen, als er das gerötete, drohende Gesicht des Vaters sah.

Der drehte sich kurz herum und schnaubte ihn an.

„Geht es nicht? Geht es nicht?" wiederholte er lärmend. „Ihr Jungen macht es euch bequem! Wenn euch die Lust anwandelt, setzt ihr euch dem Alten auf den Nacken und zieht ihm den Rock vom Leib. Und wagt der nur einmal, sich einen Augenblick zu besinnen, sich einen Ueberschlag zu machen — gleich rückt ihr mit Peitsche und Sporen auf ihn los: geht es nicht? Geht es nicht?"

Erich hütete sich, ein Wort zu seiner Verteidigung zu sagen. Er war ein viel zu guter Soldat, um nicht zu wissen, daß man seinen übellaunigen Vorgesetzten klüglich auspoltern lassen muß und ihm nicht mit der edlen Logik über den Mund fahren.

Aber das ganze Benehmen, das der Alte zur Schau trug, stimmte ihn doch unbehaglich und böser Erwartungen voll.

Götz von Pontow hätte es fürs Leben gern gesehn, wenn Erich ihm widersprochen und ein bißchen auf Wortturnier mit ihm geritten wäre. Dann hätte er weiter lärmen, das ihn bedrohende Ansinnen überlärmen können.

Ganz unvermittelt, um diese schreckliche Stille zu unterbrechen, hob er an: „Daß ich ungeheuer große Ausgaben gehabt habe, wirst du dir denken können. Die Landwirtschaft allein kostet jetzt mehr, als sie bringt. Und dann vieles andere. Ich brauche dir das nicht auseinanderzusetzen. Aber dein Erbteil — du nimmst natürlich selbst nicht an, daß es noch auf der Höhe steht, die ich dir nannte."

Erich entfärbte sich. Er hatte erwartet, daß der Vater ihm Schwierigkeiten mit der Auszahlung machen, ihn noch auf vielleicht ein Jahr Wartezeit setzen werde. Das war seine ganze Sorge gewesen. Daß sein Erbteil — und nun gar noch nach der traurigen Vergrößerung durch Jürgens Tod — geschmälert sein könnte, war ihm allerdings nicht in den Sinn gekommen.

Um den behördlichen Heiratskonsens zu erhalten, brauchte er aber das Erbteil.

„Wie groß ist es, Papa?" fragte er leise.

Herr von Pontow fing wieder an zu poltern. „Na, mehr als zwei Drittel dessen, was ich dir sagte. Ich sollte meinen, daß es immer noch ein anständiger Groschen ist. Ich habe mich, als ich so alt war wie du, den Kuckuck um Geld und Geldeswert geschert!"

Durch Erichs Augen flog eine kurze Bitterkeit. Ach freilich, der Vater hatte es nicht nötig gehabt, danach erst lange zu fragen. Ihm war sein Weg glatter geebnet!

„Es ist ja doch nur wegen des Konsenses," brachte er hervor.

„Nu — so wartest du eben noch ein paar Jährchen. Wie lang dauert's denn noch bis zum Hauptmann, he? Sie wird wohl noch keine grauen Haare haben bis dahin, deine Ersehnte."

Erich schwieg. Er kannte den Vater nicht genau genug, um sich bewußt zu bleiben, daß dieser Klang von Roheit nur eine schlechte Hülle für seine innere Unsicherheit und sein Schuldgefühl war. Im übrigen war ihm

auch die Beurteilung des Vaters nicht das Wesentliche in dieser Stunde.

Er sah vor sich nieder, als er sprach. „Deine Eröffnung ist ein Schlag für mich, Papa. Es liegt in der Natur der Verhältnisse bei meiner Braut, daß sie von Jahr zu Jahr unerträglicher werden. Durch das lange Warten büßen wir einen großen Teil unserer schönsten Jahre ein. Statt in harmonischen Verhältnissen zu leben, reiben wir uns beide auf in täglichen, unwürdigen Kümmernissen. Ich hatte gehofft, ihr und mir das ersparen zu können."

Erich hätte vielleicht nicht so zu dem Vater gesprochen, wenn er tiefer in dessen Inneres hätte schauen können.

Götz von Pontow litt elend unter diesem Gericht, das sein Sohn über ihn abhielt. Aber gewohnt, den Schein der Autorität bis zum äußersten zu retten, schrie er ihn mit glutrotem Gesicht an: „Zum Donner noch einmal, was scheren mich die verflixten Familienverhältnisse von deiner Braut? Bin ich verpflichtet, jede beliebige junge Dame von unangenehmen Verwandten zu befreien? Du thust, mein werter Herr Sohn, als wäre dir die Anwartschaft auf eine bestimmte Summe in die Windeln gelegt worden! Was ich dir gebe und wieviel und wann, ist meine Sache und hängt von meiner Güte ab. So! Soll ich dir den Katechismus noch weiter verlesen, oder verstehn wir uns jetzt?"

„Wir verstehn uns," sagte Erich mit mühsamer Beherrschung und stand auf. Er zwang sich zu Ueberlegung und ruhiger Sprache, als er weiter redete. „Ich verzichte dann auch auf die augenblickliche Auszahlung, Papa. Sie hat keinen Sinn für mich. Wir müssen nun doch mit der Heirat warten."

Götz von Pontow blieb zurück und rieb sich aufgeregt die Stirn. Dummes Zeug! Dummes Zeug! Daß einem so etwas begegnen mußte! Sich so vor dem eigenen Sohn zu blamieren!

Allmählich drängten sich auch noch andere Vorstellungen ein. Wie blaß der Junge gewesen war, als er ging. Freilich, freilich, die Sache war keine Hasenjagd, die hatte ihre Schärfen.

Wenn er an seine eigene Jugend dachte — —

Dem alten Mann ward's plötzlich heiß ums Herz. Mit dem einen Jungen war's ihm nun schon so schief gegangen, sollte ihm der andere auch in Zorn und Erbitterung in die Welt hineinlaufen?

Aber da mußte doch noch irgendein Ausweg sein. Erich war auch ein Trotzkopf! Gleich so davonzurennen: nun danke ich für alles!

Wenn er ihm das Gut überließ — Aber wo sollte er denn hin und Ruth? Und alle zusammen hier?

Hätte er Anna-Beate nur noch nicht ausgezahlt!

Plötzlich kam ihm ein Gedanke, er stand auf und stolperte hinüber.

Drüben standen Erich und Ruth zusammen. Erich blaß, Ruth sehr rot. Als der Vater eintrat, verstummten sie beide.

Ihm war nicht allzu behaglich zu Mut: „Kinder —," sagte er, ohne einen von beiden anzusehn. „Die Geschichte thut mir ja schließlich auch leid. Wenn Leute heiraten wollen, müssen sie's auch thun, ein langer Brautstand ist ein Ekel. Es ist mir eben in den Jahren manches über den Kopf geraten, wie das so kommt. Da wollte ich dir vorschlagen, Erich: laß dir doch von Anna-Beate das Fehlende geben, sie braucht's ja nicht. Kannst es ihr ja auch verzinsen, was meinst?"

Jetzt schoß Erich doch das Blut zu Gesicht. „Verzinsen, Papa? Da kann ich es mir ja auch anderswo leihen. Also eine Schuld aufzunehmen, rätst du mir an? Und ob Anna-Beate es braucht oder nicht, spricht gar nicht mit. Ich taste ihr Erbteil auch mit keinem Gedanken an."

Götz von Pontow fuhr sich mit dem Tuch über die Stirn, auf der die hellen Tropfen standen. Er wollte noch etwas sagen, aber er brachte kein Wort heraus. Er fürchtete sich vor seinem Sohn.

Dieser Anblick wirkte peinlich auf beide Kinder.

Ruth kam rasch zu ihm heran und faßte seine Hand. „Wir haben Dummheiten gemacht, Papa," sagte sie. „Recht in den Wind hineingelebt, wir beide. Aber nun soll Erich nicht darunter leiden. Weißt du was? Wir überlassen ihm Luckmühlen mit Mann und Maus und ziehn nach Rambin oder sonstwo hin. Das ist mir eben eingefallen, das muß gehn!"

Erich unterbrach sie rasch.

„Nimmermehr! Ich bin kein Landwirt. Zum Soldaten bin ich erzogen, und Soldat muß ich bleiben. Ich danke dir, liebe Ruth, aber die Sachen sind, wie sie sind, und müssen so genommen werden."

Doch Ruth gab sich noch nicht zufrieden. „Erich, sei doch nicht so starr und hart. Ach, ihr Prinzipienmenschen! Euer Liebstes laßt ihr leiden, wenn eure Prinzipien in Frage kommen!"

Erich erwiderte nichts. Er wandte sich herum und biß auf seinen Schnurrbart, wie in körperlichem Schmerz.

Da plötzlich riß Götz von Pontow seine Hände aus Ruths Umschlingung, trat zu dem Sohn und faßte ihn an die Schulter.

„Junge!" rief er, die Stimme heiser und doch frohlockend. „Laß die Ohren nicht hängen. Dein Alter läßt sich noch nicht lumpen. In acht Tagen hast du dein Erbteil in voller Höhe, und in vierzehn kannst du Hochzeit feiern, mit wem du willst. Aber nu laß mich auch mit deinem queräugigen Schulmeistergesicht in Ruhe, verstanden!"

Erich starrte ihn aus aufgerissenen Augen an.

„Papa! Woher —"

„Ruhe und Maul halten!" schnauzte ihn der Alte grimmig ins Gesicht. „Gestohlen habe ich's nicht, und was ich thue, geht dich nichts an. Gar nichts, dummer Junge! Brauche deine Naseweisheit nicht. Nimm, was dein alter Vater dir giebt und vor Gott und seinem Gewissen geben kann und sage: danke schön. So gehört sich's, und so will ich's haben."

Sprach's und stampfte hinaus.

Ruth stand noch immer wortlos, mit großen Augen. In Erichs Gesicht aber sammelte sich leise die Rührung.

„Der arme Papa! Ich glaube, ich habe ihm schmählich zugesetzt. Und was wird er jetzt thun? Ich fürchte, ich fürchte, Uschichen, es geht um deine Haut!“

Ruth hing an seinem Hals, zwischen Lachen und Weinen.

„Bist du schon wieder naseweis, Erich? Hast du nicht gehört, daß du dich nicht in Papas Angelegenheiten mischen sollst? Ach, sei doch endlich einmal unmittelbar, impulsiv! Muß ich dich erst dazu drängen und drücken, daß du an Eva denkst und euer Glück?“

„Unser Glück —“ murmelte er nach, wie verloren. „Kind, ich hatte es schon aufgegeben. Ich kann es dir nicht so schildern, wie Eva leidet — auch körperlich. Bis ich Hauptmann werde — was haben sie mir da aus meiner Blume gemacht!“

Er drückte Ruths Kopf an sich und flüsterte: „Ruth, und wenn meine Annahme richtig ist und Papa dich zu meinen Gunsten schädigt, kein Hälmchen soll dir verloren sein für spätere Zeiten. Und Eva soll es wissen, was wir dir verdanken. Siehst du, welch schlechter Prinzipienreiter ich bin?“

„Rede doch nicht so viel Unsinn in dieser schönen Stunde!“ sagte Ruth ganz entrüstet.

XVII.

„Bei den Pontows regnet es jetzt Hochzeiten,“ sagten die Leute. „Nun ist bloß noch die Ruth übrig, aber an die läßt der Alte ja keinen heran.“

Herr von Pontow und Ruth waren zu Erichs Hochzeit gereist. Aber als die Feier vorbei war, sagten sie beide: Gott sei Dank!

Es war eine Millionenhochzeit gewesen, wie sie eine Stiefmutter nicht ihres Herzens, sondern ihres Rufs wegen ausrichtet. Viel Glanz und Schein und Menschengewühl und sehr wenig Licht und Wärme. Ruth empfand im tiefsten Herzen alles nach, was die zarte, liebliche Braut ihres Bruders und was er selbst in dieser Umgebung gelitten haben mußten.

Ja, Gott sei Dank, nun war das vorbei. Zwei glückliche Menschen mehr auf der Welt, und das Tamtam und Trara dahinten versinkend, wie ein spukhaft beklemmender Traum.

Ehe Erich Abschied nahm, um seine Hochzeitsreise anzutreten, ging er mit Ruth noch einmal beiseite.

„Hans Wilhelm ist nicht gekommen,“ sagte er. „Ich habe ihn so dringend gebeten. Er hat mir nur einen kurzen Glückwunsch geschickt. Ruth, ich weiß, daß seine Natur treu ist. Es muß hier etwas vorliegen. Verzeih mir die Frage: ist etwas zwischen euch vorgefallen?“

Ruths Augenlider zuckten, eine unwillige Röte überflog ihr Gesicht.

„Nichts, Erich. Ich bitte dich, quäle mich nicht mehr mit ihm!“

Erich sah sie stutzend an. „Nein, gewiß nicht,“ sagte er beruhigend und dachte bei sich: also doch!

Schon unterwegs, auf der langen Bahnfahrt, packte Herr von Pontow das aus, was ihm das Herz bis zum Rand füllte. Für stilles Tragen und Dulden war er nun einmal nicht gemacht.

Er wechselte den Platz, so daß er neben Ruth saß, und sprach gedämpft, obwohl im Kupee niemand außer ihnen war.

„Ruth, wir zwei beide sind nun noch allein.“

Das sollte die Einleitung vorstellen, ward aber nicht als solche empfunden.

„Ja, Papa,“ sagte sie etwas zerstreut.

„Du wirst dich aber langweilen bei deinem alten Vater,“ fuhr er fort.

Sie schüttelte nur den Kopf; sie hielt dies alles für müßiges Geplauder, um die Zeit zu füllen, und war nicht aufgelegt, eingehend darauf zu antworten.

„Doch, armer Käfer, ich fürchte das. Denn siehst du, Uschi, viel Sprünge können wir beide jetzt nicht mehr machen —“

„Ich will ja auch gar nicht springen,“ gab sie lächelnd zur Antwort.

„Du wirst schon wollen. Aber — ich muß dir was sagen, Kind. Wir müssen krumm liegen. Weißt du, was ich neulich gethan habe, als ich in Rambin war?“

„Wie soll ich das wissen?“

Er senkte seine Stimme zum Flüsterton herab. „Ich habe eine Hypothek aufgenommen auf Luckmühlen! Die erste Hypothek, so lange das Haus steht. Und nun sind nicht nur die Zinsen zu bezahlen, sondern ich habe mir auch geschworen, die Hypothek bei Lebzeiten wieder abzulösen, so daß nach meinem Tod das Gut schuldenfrei ist wie zuvor.“

„Papa!“ rief Ruth erfreut. „Das thatest du für Erich!“

„Ja doch. Ich sagte euch ja schon: lumpen lasse ich mich noch nicht. Die Hypothek kriegen, war leicht, aber sie wieder loswerden, das guckt aus andern Fenstern!“

„Das ist interessant!“ sagte Ruth mit einem tiefen Aufatmen. „Also einschränken müssen wir uns? Kaffee ohne Zucker, keinen Aufschnitt zum Frühstück?“

Er lachte unwillkürlich auf, aber es war ein höchst ärgerliches Lachen. „Du bist zu dumm, Ruth. Wie alt wolltest du werden, um aus diesen Pfennigen die Tausende zusammengekratzt zu haben, die nötig sind? Nein, was doch die Frauenzimmer oft dumm sein können!“

„Statt mich zu beleidigen, kläre mich lieber auf,“ unterbrach Ruth sein tiefes Sinnen über diese merkwürdige Entdeckung.

Er fuhr herum und sah sie an. In seinen Augen sammelte sich ein seltsamer Ausdruck. Sie schienen sich zu weiten, und ein fremdes Licht schoß hindurch.

Er holte Atem, ehe er sprach.

„Ich gebe meinen Pferdestall auf —“ sagte er.

Heftig und tonlos stieß er es hervor, als müsse er rasch damit fertig werden, dann stand er plötzlich auf und stellte sich an das entfernte Fenster, mit dem Gesicht nach außen.

Ruth blieb stumm. Ihre aufgerissenen Augen waren ihm gefolgt, und nun hingen sie an der gedrungenen

Gestalt, dem Nacken, der rot und stark aus dem Kragen hervordrang, dem kurzgeschnittenen, graublonden Haar unter der Reisemütze.

Wie er ihr plötzlich erschien: so lieb, so rührend!

Ihr Herz begann langsam und immer lauter zu klopfen.

Das war ja so wunderschön: sich vorstellen, daß man etwas entbehren, etwas leisten, zu einem bestimmten Ziel hinarbeiten wolle, statt so ins Leere, Langweilige hineinzuleben. Und das hatte er sich erdacht — das that er! Sein Pferdestall —! Wie würde denn der Papa ohne Pferdestall aussehn!

Leise stand sie auf und setzte sich neben ihn. Sie ergriff seine herunterhängende Hand und legte ihren Kopf an seinen Arm. Mit einer verlegen zuckenden Gebärde suchte er sie abzustreifen. Da blickte sie empor und sah, daß auf seinen Schnurrbart — wahr und wahrhaftig! — eine dicke Thräne fiel.

Das überwältigte ihr ganzes Herz.

Sie sprang auf und warf sich ihm um den Hals. Sie zog seinen Kopf herab und küßte ihm auf den Bart und die Augen, so sehr er in wildem Sträuben sich ihrer zu erwehren suchte. Selbst unter Thränen rief sie: „Papa, wir führen jetzt die Bücher zusammen! Jeden Monat rechnen wir aus, was wir erspart haben. Und das wird in ein besonderes Buch eingetragen. Ach, wird das lustig werden! Wir werden noch ein paar alte Geizhälse, Papa! Und für meine Toilette brauche ich jetzt in Jahren nichts. Die alte Andreesche aus dem Dorf muß höchstens kommen und ändern. Ach, ich möchte schon zu Haus sein und die Bücher vorhaben. Wir müssen uns gleich einen Ueberschlag machen, wo wir sparen können!"

Endlich hatte er Kopf und Arme frei. Er machte sein wütendstes Bullenbeißergesicht.

„Dumme Göre! Was verstehst du von Bücherführen!"

Nein, zum Lachen war ihm doch nicht gerade zu Mut. Und niederträchtig war's auch, daß sie gesehn hatte, wie nahe ihm diese Geschichte ging.

* * *

„Wollen habe ich wohl —" sagt schon Paulus, der Apostel.

Ruth mußte zweierlei lernen: erstens, daß man sich allerdings mit Jauchzen in einen harten Entschluß stürzen kann und begeistert an seine Erfüllung geht. Dann aber auch, daß in der Alltäglichkeit die Arbeit an Reiz verliert und daß nicht jeder Morgen die Stimmung der ersten Stunde wieder erwecken kann.

Der Pferdestall wurde aufgehoben. Und als die eleganten Käufer gekommen waren, um die Rassetiere zu betrachten, abzuschätzen und um sie zu bieten, als eins nach dem andern davonging und mit ihnen auch gleich das altbewährte, zum Teil ergraute Stallpersonal, das unter Götzens Reitpeitsche die ersten Begriffe erlernt hatte, und um das sich jetzt die neuen Herren rissen, da ging Götz von Pontow mit zusammengebissenen Zähnen einher und verwünschte es erbittert, daß dieser Tag so endlos und daß er solch ein Windbeutel gewesen sei, der sich selbst nun so abstrafen mußte.

Ruth war anfangs auch dabei gewesen, aber dann schossen ihr die Thränen in die Augen, und sie lief ins Haus, sich in einem stillen Eckchen auszuweinen.

Gewiß, der Pferdestall war nun leer, bis auf ein paar gewöhnliche Kutsch- und Reitpferde, wie sie alle Gutsbesitzer in der Runde hatten. Dieser große Entschluß war durchgesetzt und abgethan.

Aber fertig — in seinen Wirkungen innerlich fertig war man noch lange nicht mit ihm. Denn jetzt waren ja die Pferde fort — was nun?

Götz von Pontow hatte sich eingeredet, er werde unter dem Wechsel nicht so sehr leiden, da ihn das Rheuma an dem häufigen Reiten hindere, das auch der offizielle Grund des Verkaufs gewesen war. Aber er litt gehörig. Ihm fehlte der tägliche Gedankeninhalt, die Freude, der Stolz, die Erwartung auf eines einzelnen Tieres Entwicklung. Dann auch der Aerger, die Aufregung. Tot und leer war alles.

Nun — er hatte doch wenigstens sich keine Illusionen gemacht. War zögernd und mit kummerbeladenem Herzen in dies unvermeidliche Schrecknis hineingegangen, höchstens gestützt durch das Bewußtsein, auch einmal gegen sein eigenes Wünschen selbstlos und edel zu handeln.

Dagegen Ruth, die mit beiden Füßen jubelnd hineingesprungen war, hatte jetzt noch außerdem mit der Enttäuschung zu ringen, die ihr an der Kehle saß.

Nun fehlte auch noch Anna-Beate. Im Haushalt ging so manches schief, was früher unmerklich und still im Geleise gelaufen war. Dann kündigte die Mamsell, dann ward ein Dienstbote auf Unredlichkeiten ertappt. Dann war das Mittag nicht rechtzeitig da, oder es war mangelhaft zubereitet, so daß es Stürme mit dem Hausherrn gab.

Eine innere Verdrossenheit lagerte sich zeitweise auf Ruths Gehirn und Herz. Aber es war auch dies Stimmungssache. Wenn die Sonne schien oder frohe Gedanken sie begeisterten, wich der dunkle Bann.

Es war das Hin und Her des Menschen, dem das Steuer klarer Lebensführung fehlt, den die äußeren Eindrücke beherrschen, weil ihnen im Innern nicht die Souveränität geistiger Unabhängigkeit entgegensteht.

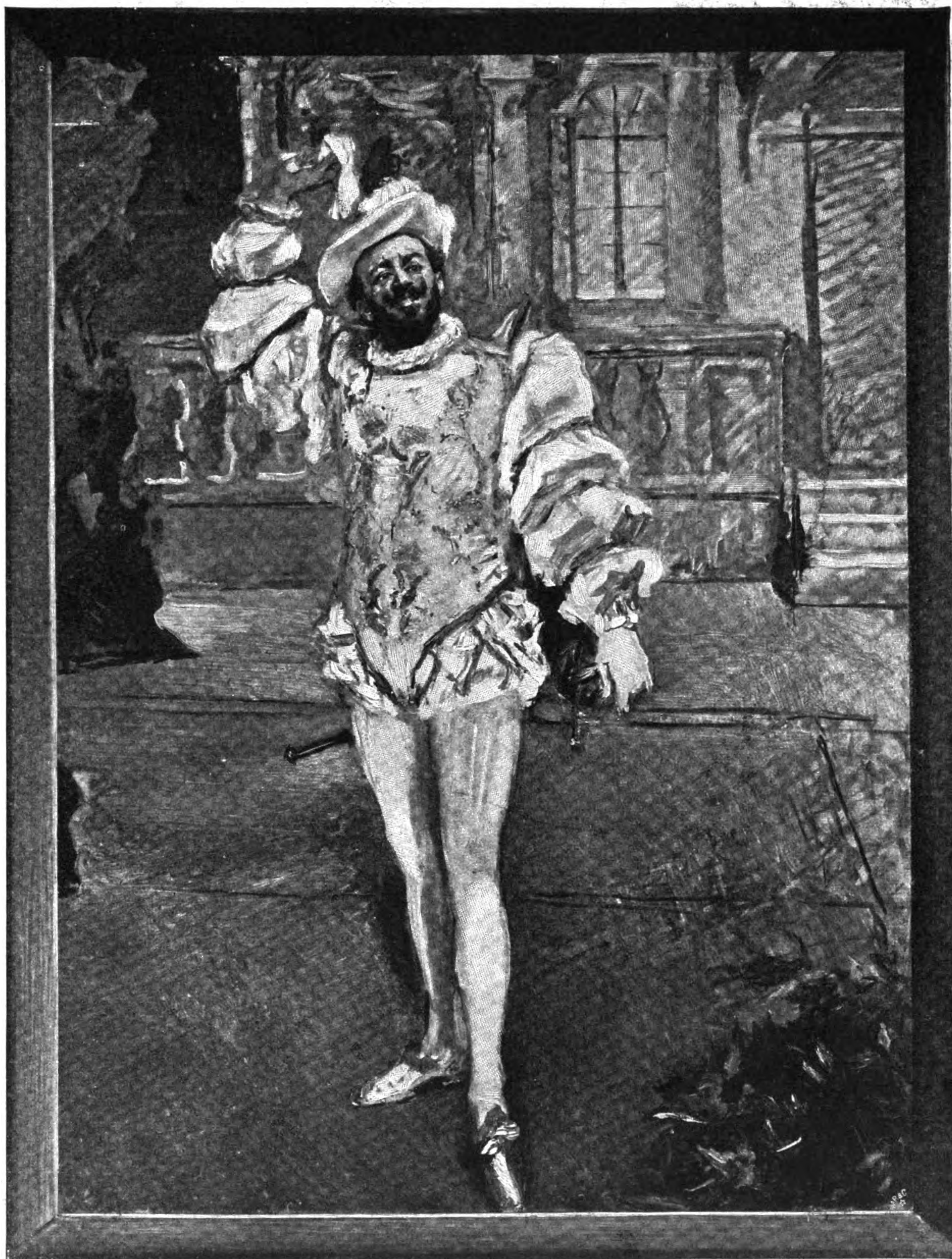
Und darum empfand Ruth vor der Zukunft eine leise nagende Furcht. Denn die Zukunft gehörte nicht ihr, sondern den Ereignissen. Und die Ereignisse hießen aller Wahrscheinlichkeit nach: ein langsames Altern, Jahre voll leerer Tage — innere Verödung —

Es gab Stunden, in denen diese Aussicht sich quälend in ihrer Seele einfraß, in denen die Frage nach dem Zweck des Lebens sie mit Entsetzen erfüllte.

Vertollt und verlacht man darum seine Jugendzeit, um nachher die Fetzen täuschenden Flittergoldes in den Händen zu halten? Und ist dieses das Verhängnis des irdischen Menschen, halb übersättigt, halb hungrig von der Tafel des Lebens aufzustehn?

Fortsetzung folgt.

Bilder aus aller Welt.



Das Champagnerlied. Von Max Slevogt.

Bildnis des Sängers d'Andrade, ausgestellt in der Berliner „Sezession".

Hofphot. Hermann Boll, Berlin.

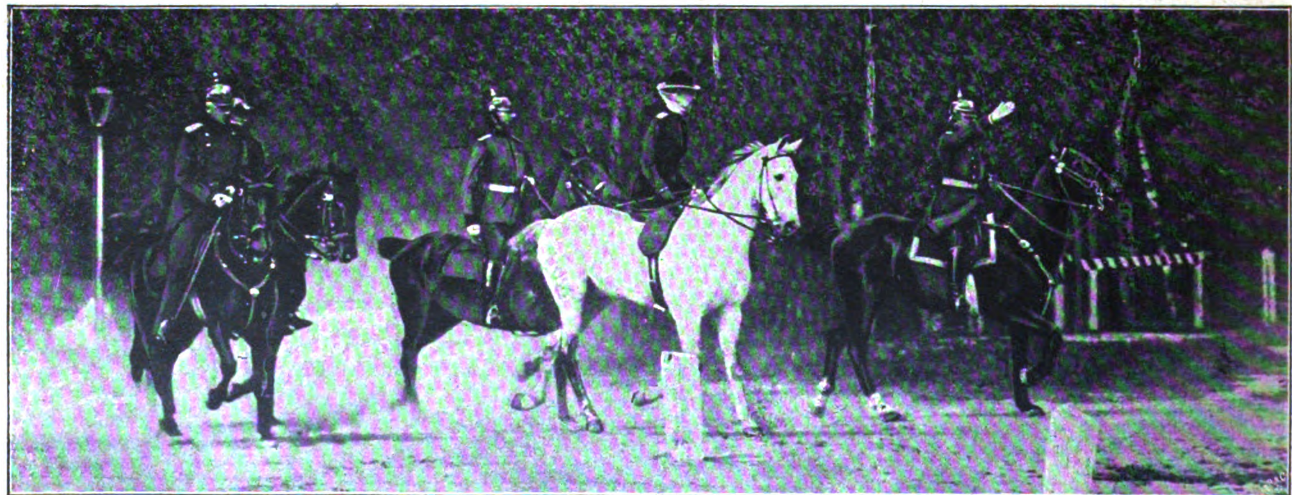


Vom Rennen in Riem bei München: Auffahrt des Prinzregenten mit Adjutant von Branca.
Phot. Mich. Dietrich, München.

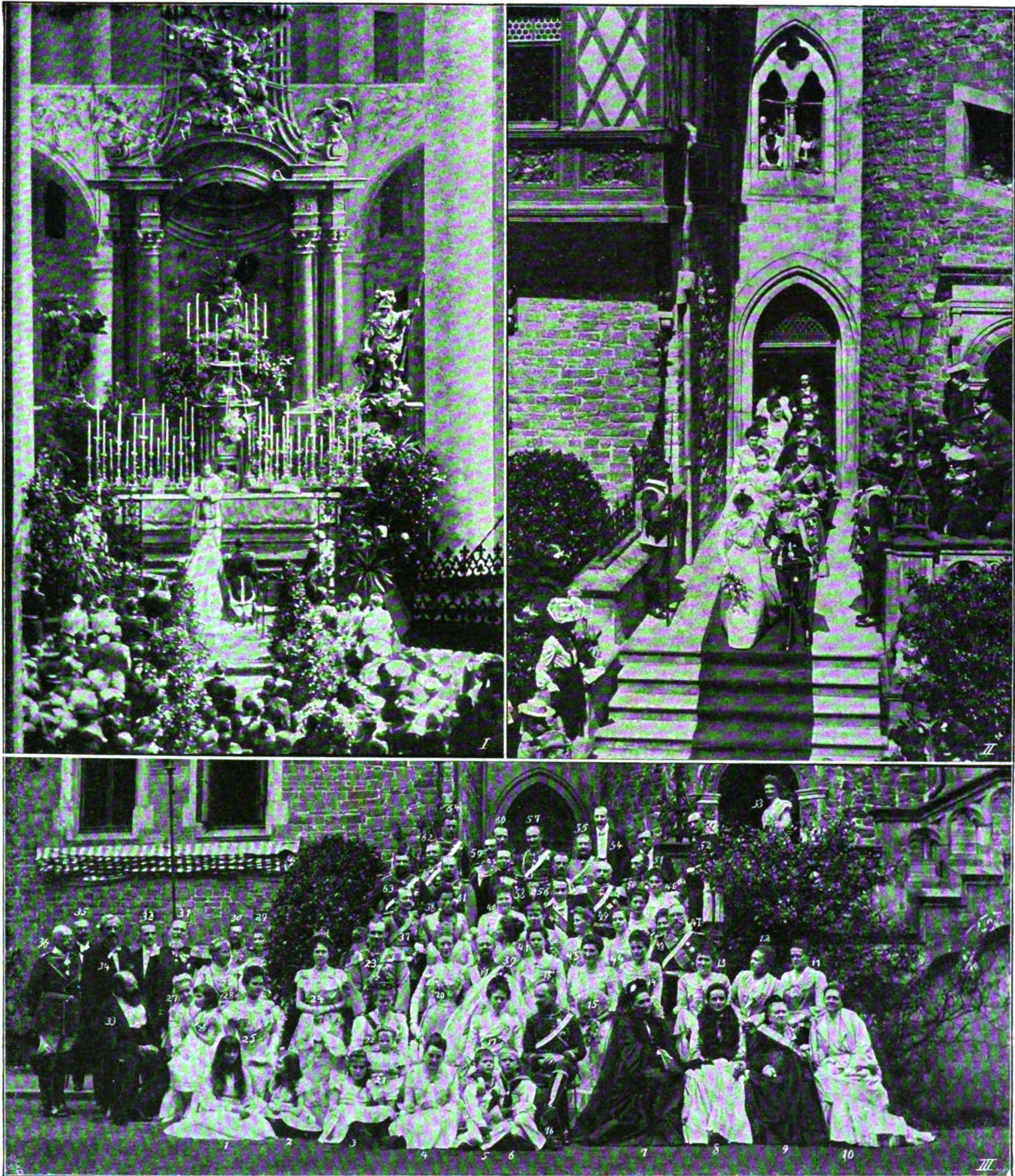


Untere Reihe (von links nach rechts): Prinzessin Helene Schönburg. Frau von Pereira. Prinzessin Friedrich August von Sachsen. Erzherzogin Blanka. Prinz Jaime Bourbon. Obere Reihe (von links nach rechts): Oberleutnant von Elterlein. Major von Jeschki. Vikariatsrat Klein. Oberst von Pereira. Erzherzog Leopold Salvator. Frau Oberstabsarzt Smitt. Prinz Ernst Schönburg. Frau von Jeschki. Hofmarschall von Timpling. Oberstabsarzt Dr. Smitt. Gräfin Lasvenne. Prinz Friedrich Schönburg, Vater. Erzherzoglicher Kammervorsteher Major Baron Schell. Dr. Gädecke.

Von der Taufe des Prinzen Karl Schönburg: Die Teilnehmer an der Feierlichkeit.
Phot. Georg Koczyk, Koswig i. S.



Von den Truppenübungen in Lammsdorf (Oberschlesien): Ankunft der Erbprinzessin von Meiningen auf dem Uebungsplatz.
Photographische Kunstanstalt A. Gröger, Habelschwerdt und Brieg.



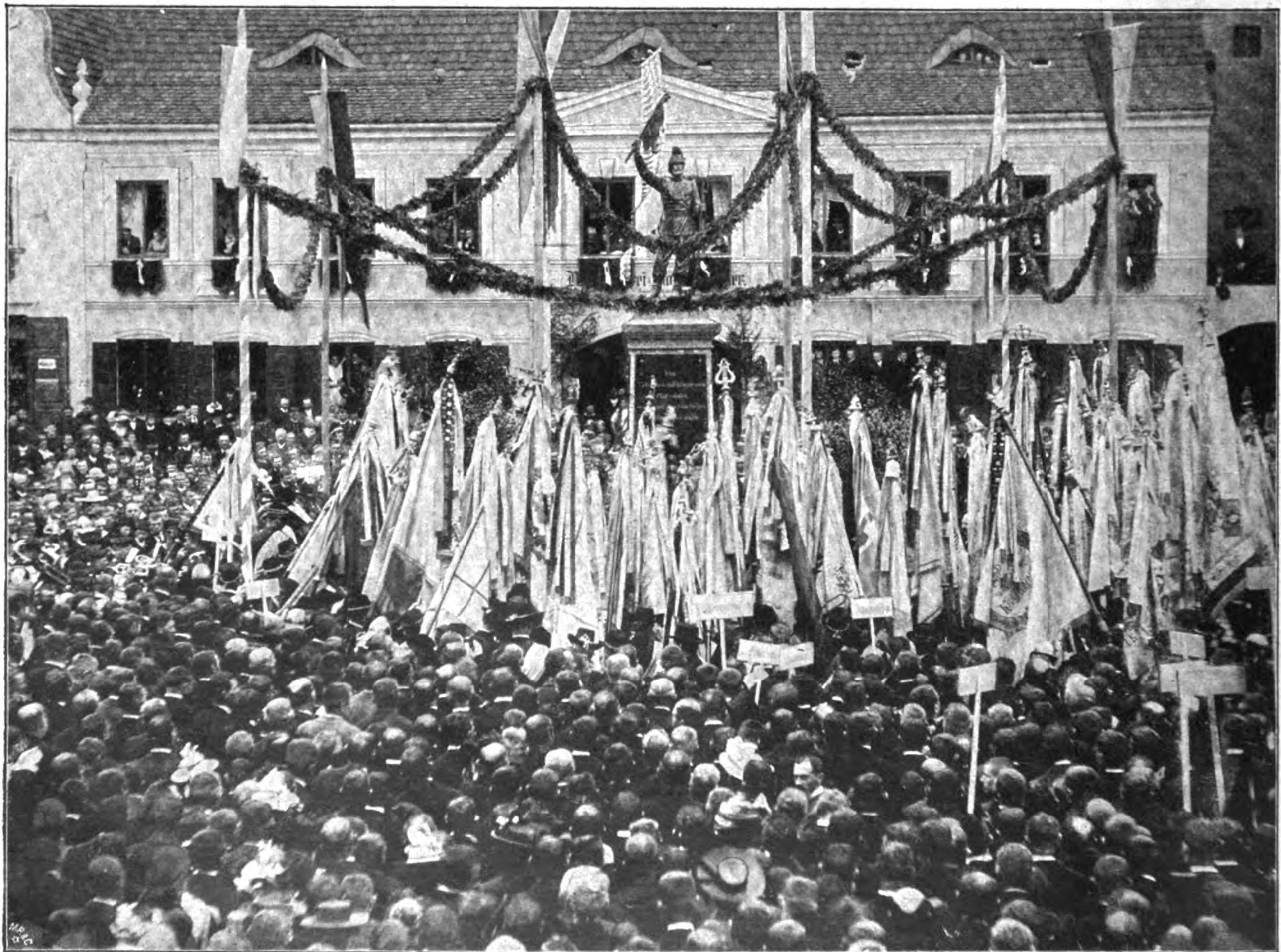
I. Die Trauung der Gräfin Anna Galen mit dem Grafen Ludwig von Waldburg zu Wolfegg und Waldsee in der Franziskanerkirche zu Salzburg. II. Von der Vermählungsfeier der Prinzessin Marie zu Stolberg-Wernigerode mit dem Grafen Wilhelm zu Solms-Laubach III. Gruppenbild von der Hochzeitsgesellschaft der Prinzessin zu Stolberg-Wernigerode:

1. Prinzessin Sibylle Reuß. 2. Gräfin Auguste Eleonore zu Stolberg-Wernigerode. 3. Gräfin Jutta zu Stolberg-Wernigerode. 4. Gräfin Anna Elisabeth zu Stolberg-Wernigerode. 5. Erbprinz zu Solms-Lich. 6. Erbprinz zu Stolberg-Wernigerode. 7. Gräfin-Mutter zu Solms-Laubach, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode. 8. Baronin Schwertzell, geb. Gräfin zu Solms-Laubach. 9. Fürstin Reuß LXXIV., geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode. 10. Gräfin Hochberg, geb Prinzessin Carolath. 11 Prinzessin Marie Carolath. 12. Prinzessin Friederike Carolath. 13. Prinzessin Auguste Reuß j. L. 14. Prinzessin Anne Marie Reuß j. L. 15. Gräfin Magdalene zu Stolberg-Wernigerode. 16. und 17. Graf und Gräfin Wilhelm zu Solms-Laubach (das neuvermählte Paar). 18. Gräfin Antonie zu Stolberg-Wernigerode. 19. und 20. Fürst und Fürstin zu Stolberg-Wernigerode. 21. Prinzessin Juliana zu Stolberg-Wernigerode. 22. Fürstin Otto zu Stolberg-Wernigerode, geb. Prinzessin Reuß j. L. 23. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. 24. Fürstin zu Solms-Lich, geb. Prinzessin zu Stolberg-Wernigerode. 25. Gräfin Konstantin zu Stolberg-Wernigerode, geb. Prinzessin zu Stolberg-Wernigerode. 26. Prinzessin Benigne Reuß j. L. 27. Prinzessin Reuß XIII., geb. Gräfin Hochberg. 28. Prinzessin Reuß VII., geb. Prinzessin von Sachsen-Weimar. 29. Gräfin Bernstorff. 30. Prinz Reuß XXVIII. j L. 31. Graf Bolko Hochberg. 32. Graf Hans zu Solms-Laubach. 33. Prinz Reuß XXV. j L. 34. Graf Hermann zu Solms-Laubach. 35. Baron von Schwertzell. 36 Graf Ernst zu Solms-Laubach. 37. Prinz Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode 38. Prinzessin Klementine Reuß j. L. 39. Eleonore zu Solms-Lich. 40. Fürstin-Mutter zu Stolberg-Roßla, geb. Prinzessin zu Ysenburg-Büdingen. 41. Prinzessin Regina Reuß j. L. 42. Prinz Reuß XXXIII. j. L. 43. Gräfin Marie Bassewitz. 44. Prinzessin Sophie Renata Reuß j. L. 45. Prinzessin Karoline zu Solms-Lich. 46. Fürstin zu Castell-Castell, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode. 47. Regierender Graf zu Solms-Laubach. 48. Prinzessin Gertrud Reuß j. L 49. Graf Konstantin zu Stolberg-Wernigerode. 50. Graf Karl zu Stolberg-Wernigerode. 51. Graf Friedrich Ernst zu Solms-Laubach. 52. Graf Reinhard zu Solms-Laubach. 53. Prinzessin Reuß XXVIII., geb. Gräfin zu Solms-Laubach. 54. Herr Bernus. 55. Landrat v. Hertzberg. 56. Fürst zu Castell-Castell. 57. Graf Königsmarck. 58. Prinz Reuß XXXII. j L. 59. Graf Otto zu Castell-Castell. 60. Graf Karl zu Solms-Laubach. 61. Prinz Hermann zu Stolberg-Wernigerode. 62. Graf Kuno zu Stolberg-Roßla. 63. Fürst zu Solms-Lich. 64. Graf Kageneck.

Hofphotograph Fr. Maesser, Wernigerode.

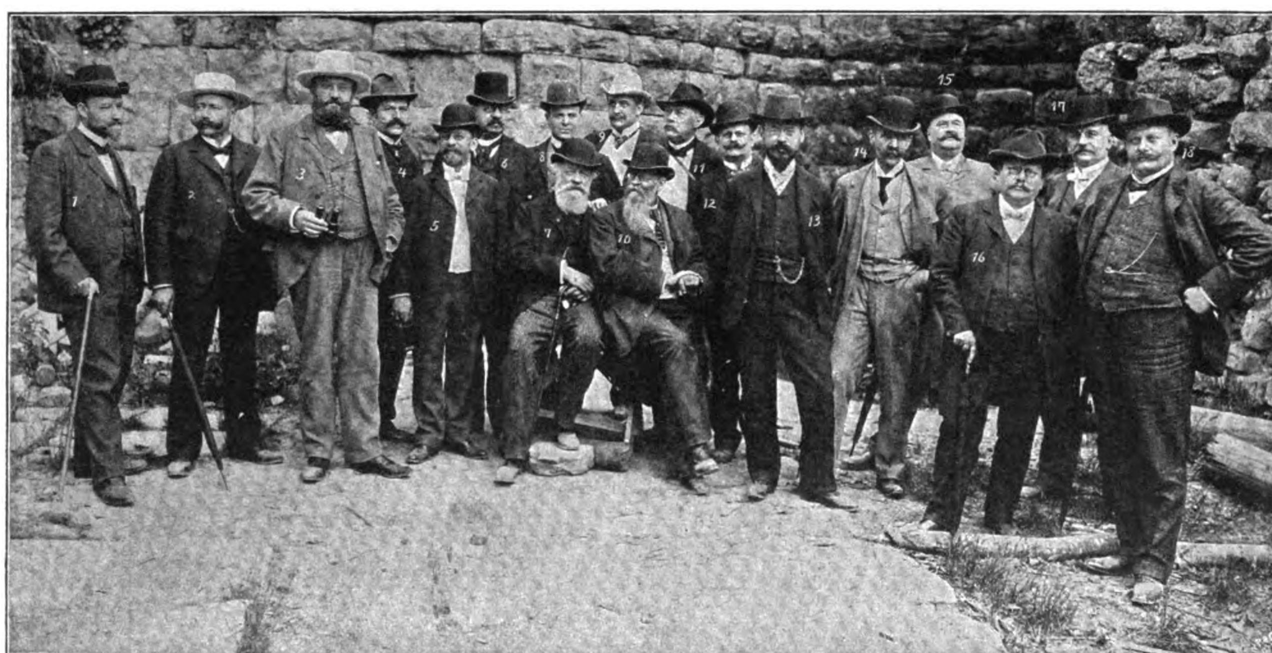


Dankgottesdienst nach dem Friedensschluss in London: Rückkehr des Königs und der Königin aus der Kirche.



Von der 60jährigen Jubelfeier des Veteranen- und Kriegervereins in Pfaffenhofen (Oberbayern): Die Enthüllung des Kriegerdenkmals.
Phot. Fritz Bauer, Pfaffenhofen a. d. Ilm.

Vom Axenstein am Vierwaldstättersee: 1. Blick auf die Mythen. 2. Gletscherfeld im Park vom Grand Hotel Axenstein.



1. Regierungsbaumeister Schepers (Hohkönigsburg). 2. Dir. Brehm (Görlitz). 3. Geheimrat Dr. Felisch (Berlin). 4. Dir. Richards (Halle a. S.). 5. Dir. Engel (Straßburg i. E.). 6. Dir. Gettke (Wien). 7. Excellenz v. Perfall (München). 8. Dir. Neuffer (Metz). 9. Dir. Illing (Graudenz). 10. Generalintendant v. Ledebur (Schwerin). 11. Intendant v. Gilsa (Kassel). 12. Dir. Hagen (Rostock). 13. Dir. Loewe (Breslau). 14. Intendant v. Radetzky (Oldenburg). 15. Dir. Sowade (Danzig). 16. Dir. Bollmann (Freiburg i. B.). 17. Dir. Schrötter (Aachen). 18. Dir. Gelling (Essen).

Von der Tagung des Deutschen Bühnenvereins in Strassburg i. E.: Ausflug auf die Hohkönigsburg.

Hofphot. Georg Michel.



I. Blick in den Ausstellungsraum. II. Die Preisrichter: 1. Ingenieur Firzel (Leipzig). 2. Hofkonditor J. D. Paulus (Kassel). 3. Hofkonditor Franz Schmidt (Eisenach). 4. Hofkonditor Karl Wolfsholz (Elberfeld). 5. Konditor Hermann Brodrkk (Berlin). 6. Obermeister Johannes David (Halle a. S.). 7. Konditor Rudolf Fürkampf (Berlin). 8. Konditor Emil Trömmel (Plauen). 9. Chemiker Christoph Ullrich (Leipzig). 10. Ingenieur A. Schneider (Dresden). 11. Hofkonditor Louis Meyer (Altenburg). 12. Kaufmann Bernh. Sauerwald (Leipzig). 13. Konditor Emil Schulz (Leipzig). 14. Obermeister W. Hartmann (Hannover). 15. Hofkonditor Adolf Strohmenger (Breslau). 16. Obermeister Robert Behrens (Magdeburg). 17. Konditor Wilhelm Bade (Hildesheim). 18. Kaufmann Richard Geißler (Leipzig). 19. Fabrikant Heinrich Eiffländer (Berlin). 20. Obermeister Richard Hälfert (Dresden).

Vom 25. Verbandstag Deutscher Konditoren in Leipzig.



Oberleutnant Hiller, von seinem Ballonunfall wiederhergestellt.



Alfred Thienemann, Hofkapellmeister des Koburger Hoftheaters.

Schluss des redakt. Teils.



	DATE DUE		

